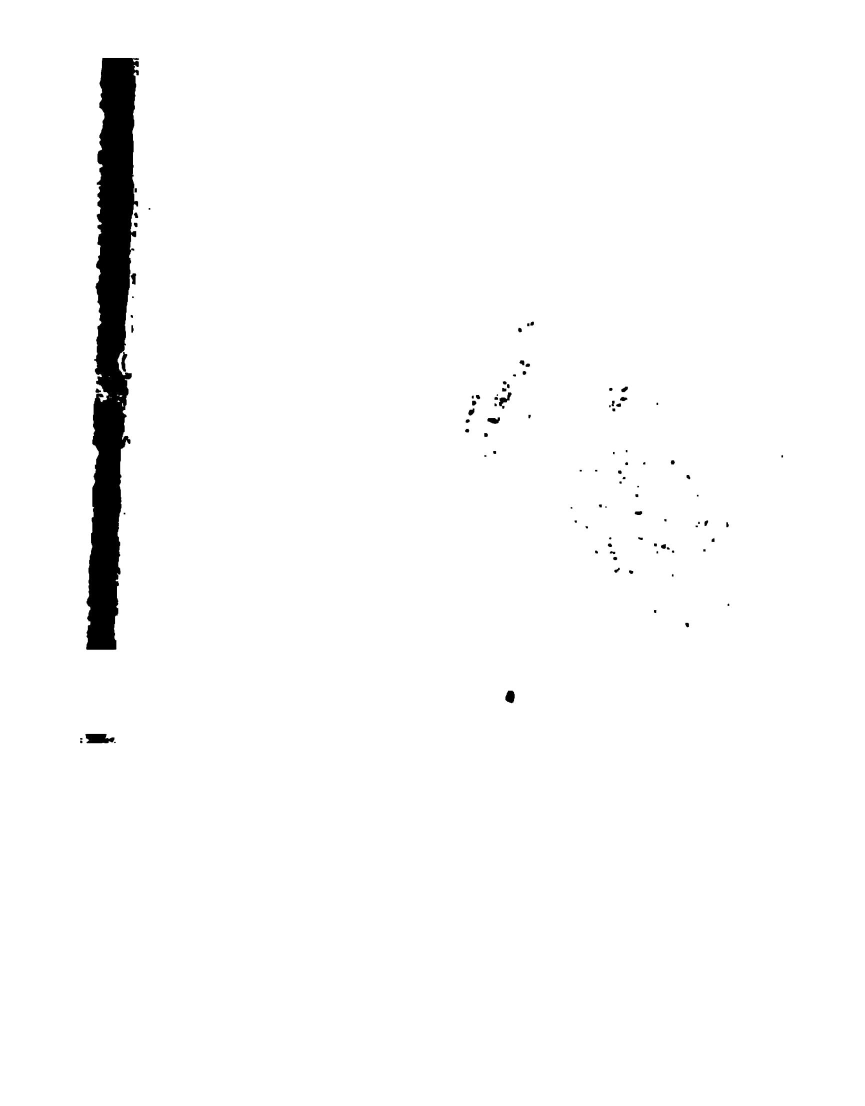
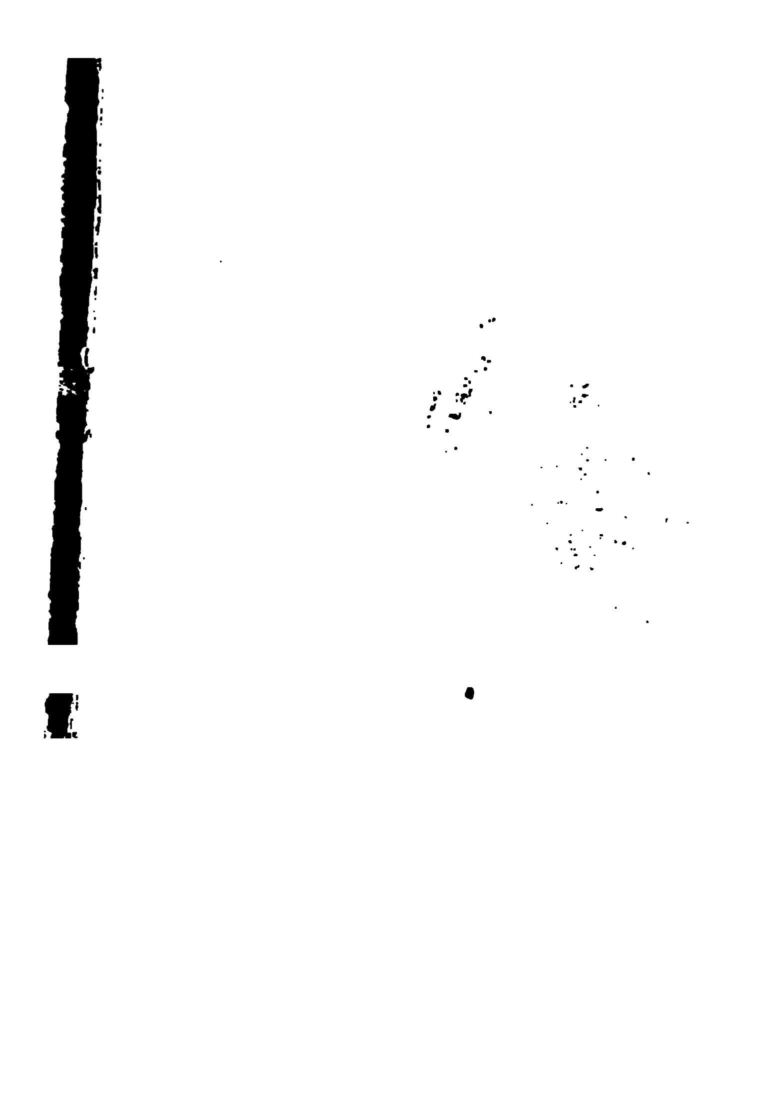

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1855

Erster Band.

———

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Fünfunddreißigster Band.



München, 1855.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

*

Seite

I.

Deutschlands Neujahr.

In dem Augenblicke, wo das laufende Jahr zum Schlusse eilt, beschränken wir uns gerne in den engsten Kreis dieser Blätter „für das katholische Deutschland". Denn es muß wohl jedem Denkenden vor einem ausführlichen Ueberblick der Leiden schaudern, die jetzt unsern Planeten bewegen; wir müssen sie allerdings eintragen in den hiemit beginnenden Band des Journals, jedoch nicht in seine wenigen ersten Blätter. Anderes aber als Leiden sehen wir nicht. Nichts als „Fragen", nichts als Wunden; und statt einer Antwort, statt einer Heilung nur immer neue Fragen, neue Wunden im Gebiete des materiellen wie des geistigen Lebens — mit einer einzigen Ausnahme, und sie wird die Welt für gar nichts achten. Denn Eine definitive Ueberwindung schwebte noch in den letzten Tagen des Jahres über das Meer von Zweifel, Negation und Privation hin: der heilige Geist, der bei der katholischen Kirche bleibt bis an's Ende der Zeiten, hat gerade das Jahr 1854 erwählt, um eine vielhundertjährige „Frage" zu beantworten, und der Lehre von der Mutter des Heilandes den Schlußstein einzufügen. Wäre dieß

Zufall, so müßte es unter solchen Umständen der wunderbarste genannt werden; man braucht gar nicht Katholik zu seyn, um das zu fühlen. Im Reiche Gottes gibt es aber keinen Zufall; vielmehr hat der Herr in trüber Zeit gezeigt, daß es nur Eine Macht auf Erden gibt, die in keiner Lage das Steuer verliert. Was an sie sich anklammert, gesundet und gedeiht, wie immer, so bis zur Stunde; aber was an ihr hing, war seit Langem nur mehr das Kleine und Stille in der Welt. Man wagte lange nicht mehr, wie unsere sinnigen Ahnen thaten, die Immaculata zu malen, wie sie auch alles Große und Laute, rings um den Tabernakel, mit ihrem weiten Mantel schützend bedeckt, der gewebt ist aus Glaube, gestickt mit Hoffnung und mit Liebe eingesäumt. Seitdem dieses Schutzdach verlassen ist, wuchs das Böse in Geist und Natur. Es mußte einmal den Höhepunkt erreichen, und die Ahnung lebt in Millionen Herzen, daß wir an diesem Punkte stehen. Lodert die Flamme vielleicht weniger kerzengerade wie sonst in die Lüfte, so ist dagegen ihre Basis entsetzlich breit geworden. Aufgegangen ist sie in dem nun scheidenden Jahre fast überall, gelöscht nirgends. Auf dem religiösen Gebiete außerhalb der Kirche, nach kurzer voreiligen Osterfreude, neuer Geist der Verwirrung zu den Pfingsten, der sich vielfach, bevorab in Nordamerika, wie die entfesselte dämonische Gewalt selber manifestirt; im Kampfe der Kirche mit dem omnipotenten Staat der Muth des Bekenners nur dem endlich demaskirten entschieden bösen Willen gegenüber; in der Verfassungs-Politik allenthalben absolute Impotenz und babylonische Sprachverwirrung; im socialen Leben stumpfes Nichtsthun oben, rathlose Verzweiflung, unaufhaltsamer Ruin zu einer unerhörten Katastrophe unten; ein Genügen nirgends mehr, der Hunger im Hintergrund grinsend fast aller Orten; sogar in der Natur die rapideste Propaganda der Pestilenz wider den Menschen sowie wider die Pflanze; paradiesische Länder, sonst schwimmend im edel-

sten Rebenblut, in ihren faulenden Geländen nur mehr chemische Literatur erzeugend über künstliche Weinbereitung. Man mag oft zweifeln, ob die Sonne am Himmel seit einem Lustrum anders geworden sei, oder der Erdensohn, der unter ihrem fahlen Leichenschein wehmüthig ihres milden Glanzes von ehedem sich erinnert. Und über allem Dem die Wehen der großen politischen Frage!

Soviel Blut und Jammer hat sie schon gekostet, und noch war man nicht einmal des Anfangs ihrer Abwickelung sicher, geschweige denn des Endes. Sonderbar! nach allen den furchtbaren und zum Theil unerhörten Rüstungen und haarsträubend blutigen Expeditionen vom Jahre 1854, sollte doch erst der Geburtstag des Jahres 1855 entscheiden: ob allgemeiner Friede oder allgemeiner Krieg in Europa? Wie aber auch die Antwort ausfallen möge, so hat die europäische Situation, die ihr gegenübersteht, einen guten Theil des Trostes gewährt, mit dem wir der nächsten Zukunft entgegenleben. Gibt es zur endlichen Ueberwindung der gehäuften Uebel unserer Zeit nur Eine Kraft, und sehen wir in dieser Kraft eine geistige Armee in's Feld gestellt, die noch vor vierzig Jahren auch der kühnste der Romantiker auszudenken nicht vermocht hätte: so dringt andererseits die Ueberzeugung unwiderstehlich auf die Geister ein, daß für Deutschland insbesondere eine politische Regeneration die Alternative seines Unterganges, sie aber von Innen heraus nicht mehr möglich sei, außer durch befreiende und erhebende Rückwirkung gewaltiger Ereignisse von Außen. Auch im Volke lebt der Instinkt, daß es von irgendwelchen Bureaukratien, Kammern und Majoritäten nichts mehr erwartet; worauf es aber hofft, und in seinen Weissagungen seit zwei Generationen hoffte, das ist ein Mann, mit dem Gottes Gnade sei. Und je mehr im Kampfe um alles alte positive Recht gegen die neue rationalistische Omnipotenz Männer aufstehen und unterliegen, desto

tiefer schlägt die Sehnsucht nach jenem Manne Wurzel, und vom allgemeinen öffentlichen Unglück ausgepreßte Thränen begießen sie. Die bevorstehende europäische Erschütterung aber wird den Mann weisen müssen. Darum betrachten wir sie, so wie die Situation Europa's sich jetzt darstellt, als ein Glück, für Deutschland nicht minder als für die geknechteten Christen in der Türkei.

Wir könnten uns hiefür einfach auf die russische Depesche vom 6. Nov. an das Berliner Kabinet berufen. Ihre Geschichte ist aber werth genauer betrachtet zu werden, wie sie seit dem 30. Sept. sich verlaufen hat. Als wir damals, auf Grund der fulminanten Wiener-Note für Berlin, die Stellungen der beiden Mächte zur großen Frage untersuchten, war uns ausgemacht, daß kommen müsse, was am 2. Dec. endlich gekommen ist. Wären Preußen und mit ihm ganz Deutschland damals ebenso mit männlicher und sittlicher That, wie stets mit „moralischen" Worten für die Rechtsanschauung eingetreten, die sie mit Oesterreich und den übrigen Mächten gemein zu haben wiederholt protokollarisch erklärten, so würde Rußland dem europäischen Concert zuverlässig sich gebeugt haben. Seitdem haben Ströme Blutes den Streit verbittert; Preußen blieb beharrlich bei seiner verbrieften Rechtsanschauung gegen Rußland, aber ebenso beharrlich bei der Modifikation derselben, was Rechtens ist, vom Czaren nicht eventuell erzwingen, sondern unter allen Umständen höchstens erbitten zu wollen. So verstand es die deutsche Mittelstellung, und so versteht es sie zweifelsohne noch in diesem Augenblicke. Es würde, wie es oft genug unterstellt, sogleich in der wiedereröffneten Wiener-Conferenz Platz nehmen, und dadurch neuerdings den Charakter der Frage als Weltfrage bekennen, über die zu urtheilen Pflicht und Recht der großen Mächte sei; es will aber zugleich das Privilegium haben, dennoch immer wieder von „fremder Politik" und „fremden

Zwecken" im Orient zu reden, und von allen etwaigen Zwangsmaßregeln befreit seyn. Kurz, man gerirte sich emsig als einer der Richter in der Weltfrage, und übersetzte dennoch die deutsche Mittelstellung in deutsche Neutralität, die principiell wieder das entschiedenste Gegentheil aller Neutralität war; und damit fand man nicht geringen mittelstaatlichen Beifall.

Auf diesem Standpunkte nun sollte Oesterreich sich festhalten lassen; das war der zuversichtlichst betriebene Plan, so verstand man das: „weder russisch noch englisch." Oesterreich hat für das europäische Recht und seine eigene Sicherheit 500,000 Mann, mit einem Kostenbelauf von nahezu einer Million für jeden Tag, seit drei Monaten im Felde stehen; damit sollte es müßig zusehen und für das allgemeine Recht höchstens Noten schreiben, auf die Gefahr hin, daß die Westmächte endlich auf seine Kosten einen Separatfrieden mit Rußland abschließen würden. Dann wäre es ganz in der freien Wahl des Kaiserstaates gestanden, entweder auf sein Recht am Orient, d. h. auf seine ganze Zukunft, zu verzichten und seine 500,000 Mann, nach einem zum Fenster hinausgeworfenen Aufwande von vielen hundert Millionen, ruhig nach Hause gehen zu lassen; oder aber auf eigene Faust mit allen drei Mächten Krieg anzufangen. Hätten ihm dann vielleicht auch dazu seine weiland deutschen Bündner geholfen? Oder ist aus den Antecedentien nicht vielmehr zu schließen, daß der preußische Ruhm dann erst recht aufgeblüht wäre, derselbe Ruhm, der uns jetzt schon oft genug in die Ohren geklungen: seht nur, wie wir siegen, ohne einen Mann und ohne einen Groschen zu opfern, während der Andere — sich erschöpft!

Deutschland hätte neben den Westmächten für sich ganz allein die Weltfrage nach seiner Rechtsanschauung schnell und glücklich zum Austrag bringen können. Die unerläßliche, aber

es allen Ernstes für verdammt dazu, keinen eigenmächtigen Schritt ohne Preußen und den Bund zu thun. Die Neutralität cachirte man durch jenen Artikel und seine Besprechungen, für die freilich noch zur Stunde kein Mann mobil ist, gar nicht als beeinträchtigt, und belobte sich, den Bund durch langes Nachgeben vor Verwicklung in einen auswärtigen, seinem Wesen und seinen Interessen „fremden" Krieg definitiv behütet zu haben. Was Wunder, daß man am 2. Dec. alsbald anfing, die unter ganz andern Voraussetzungen, als den natürlichen, übernommenen Vertragspflichten zu bedauern. Mit einer Neutralität ohne Oesterreich sind sie doch nicht wohl verträglich, und andererseits dürfte ihre Verlängnung immerhin den bösesten Geruch hinter sich lassen.

Diese forderte aber Rußland am 14. August und am 6. Nov. ganz offen. Es hat seine Politik überhaupt in genaueste Correspondenz mit dem Gange der Dinge in Deutschland gesetzt. „Um der Interessen Oesterreichs und Deutschlands willen" brachte es „alle Opfer", räumte die Donauländer und bekannte sich zu den stipulirten Principien vom 9. April; Oesterreich habe nun die „Mittel, sich von den Verpflichtungen des Protokolls loszusagen." So erklärte der Czar nachträglich dem Berliner-Kabinet. Statt dessen wurden aber die vier Punkte zur Annahme proponirt, da sie „nichts als das Corollar des Protokolls vom 9. April" seien. Den 14. Aug. erfolgte barsche Abweisung, mit einem scharfen Verweis an Preußen, daß es Oesterreich schon wieder über die „unter preußischem Diktat" entstandenen Forderungen habe hinaus gehen lassen. In Wien erklärte die Depesche vom 14. Aug. wörtlich: „die vier Punkte wollen das Unmögliche von uns", nicht nur die Vernichtung aller unserer Verträge mit der Pforte, sondern auch der Marine im schwarzen Meere; nur nach langwierigem unglücklichen Kriege könnte Rußland eine Einwilligung aussprechen, die den europäischen Frieden

men, die nach solcher Czaren-Liebe den deutschen Normalzustand in deutschen Buchstaben zu messen wagen — das Herz im Leibe entrüstet beben, wenn er, was sonst doch nur in den geheimsten Depeschen oder durch unvorsichtige Generale und Diplomaten geschah, den Czaren selber also vor aller Welt als Protektor und Pflegevater des Bundes in empörender Heuchelei hinstellen sieht? Und in einem solchen Momente! Kann man der „heiligen Allianz" eine wahrere Grabschrift, und ihr Begräbniß irgend zu eilfertig wünschen? Die aber, welche das Dokument anging, steckten es ruhig in den Busen, und besahen sich eifrig die österreichische Depesche vom 9. Nov., aus der sie herauslasen: Oesterreich wolle keinen Schritt thun, ohne vorgängiges Einvernehmen mit ihnen allen. Da schien ja die Note vom 6. Nov. noch immer leicht zu befolgen. Um so tiefer erschütterte denn auch die Nachricht vom 2. Dec.; Hannibal ist jetzt wirklich ante portas; es fragt sich jetzt in der That: will man dem Czar gehorchen oder deutscher Ehre? für Rußlands Vortheil sorgen, oder für das frech geschändete Vaterland?

Diese Alternative hat Oesterreich unerwartet und unausweichlich vor die Thüre gerückt, soviel ist wahr. Mit den in die Länge gezogenen Verhandlungen ist es nun am Ende; die 500,000 kaiserlichen Krieger haben ihnen nur zu lange schon müßig zugesehen. Oesterreich mußte endlich die Eventualität in's Auge fassen, die von Preußen so gut wie von ihm und allen Mächten als unerläßlich erkannten Friedens-Punkte ohne Verzug erzwingen zu müssen; mit Deutschland in der Initiative dieß thun zu können, durfte es nicht mehr hoffen; es versicherte sich daher vorerst der Cooperation der Westmächte, die durch eine besondere Gnade Gottes, der wir vor drei Monaten schon darum dankten, zur Hand ist. Ist die russische Annahme vom 28. Nov. wirklich ernst gemeint, dann desto besser; Oesterreich hat sie bereits am 3. Dec., ohne

viel um die Worte point de départ oder comme base zu streiten, friedensbereit an die Westmächte übermittelt. Auch wurden, wie am 9. Nov. gleichfalls versprochen, noch am 1. Dec., also „rechtzeitig," die deutschen Bundesgenossen zu der „vertraulichen Berathung" veranlaßt, über den Schritt, den Oesterreich eventuell in den ersten Tagen von 1855 zur „Erzwingung" des Friedens wird thun müssen: ob sie beitreten wollen oder nicht? Ein Beitritt mit Hintergedanken freilich, mit Vorbehalt faktischer Neutralität, mit dem Privileg militärischer Nichtcooperation ist nicht mehr möglich; er muß, wenn je, rückhaltlos geschehen. Dann wäre sicherlich auch der Friede nicht fern. Erfolgt er aber nicht, so ist nur zu gewiß etwas Anderes nicht fern, wovon wir die Augen für jetzt lieber abwenden wollen, einfach auf die entsetzliche Verantwortung vor ganz Europa deutend. So lange wird das Czarthum Tausende an Blut und Millionen an Imperialen vom Eigenen und von den Gegnern zuversichtlich opfern, als seine ungeheure, einen halben Welttheil durchschneidende, äußerst empfindliche und ganz allein am russischen Leibe empfindliche Westgrenze gedeckt und sicher ist und keinen Mann zur Besetzung bedarf. Gerade so lange aber wird der Czar diese Grenze für gedeckt und gesichert ansehen können, als Federn, noch naß von der Dinte, mit der sie in Frankfurt Conventionen und Zusatz-Artikel unterschreiben, ihre submissesten Sympathien nach St. Petersburg periodisch vermelden und über Oesterreichs jammervolle Irrwege allerhöchstes und höchstes Leidwesen bezeugen. Und ein derartiges Spiel sollte nicht endlich gestört werden müssen?!

Was aber könnte Beweggrund seyn, Preußen und den Bund solchen handgreiflichen Gefahren auszusetzen? Doch nicht financielle Oekonomie; denn ein tapferer Entschluß ist jetzt offenbar der wohlfeilste Ausweg. Oder sind die deutschen Interessen zu enge aufgefaßt, wie man denn jetzt aus

Preußen von besondern „norddeutschen“ Interessen reden und fragen hört: was bekommen wir dafür? Aber wie könnten solche rechtlich begründeten Interessen glücklicher geltend zu machen seyn, als eben jetzt mit Oesterreich? Ja, selbst die hohen Gläubigen der Note vom 6. Nov., sie sollten, wenn sie gut berathen sind, spornstreichs eilen, Rußland noch ungeschwächt zum Frieden zwingen zu helfen, um ihrer selbst willen. Das Czarthum wird ihnen verzeihen; es hat ihnen ja auch vor und nach dem Jahre 1848 gar Vieles verziehen. Seine Leidenschaft für das historische Recht muß Befriedigung haben; im eigenen weiten Reich konnte es dieser Leidenschaft nicht nachhängen, es mußte vielmehr z. B. in Polen das historische und völkerrechtlich garantirte und von ihm selber feierlich verbriefte Recht, sammt den Gewissen desselben, aus allerlei Gründen mit Füßen zerstampfen; um so weniger aber wird es sich je im Ausland, in Deutschland die Gelegenheit benehmen wollen, seinem unbändig leidenschaftlichen Rechtsgefühl, seiner unbezwinglichen platonischen Liebe für's historische Recht die Zügel schießen zu lassen*). Die Hoffnungen jener fürstlichen Gläubigen sind daher immer nur eine Frage der russischen Macht. Und in ihre Hand ist es jetzt gelegt, diese möglichst intakt zu bewahren, indem sie dem

---

*) Der Verfasser der allein „katholischen Politik“ in Deutschland trägt keinen deutschen Namen, man kann ihn ohne Erröthen citiren: „Es ist dennoch wahr, daß ohne diesen ernsten, dem historischen Rechte geleisteten Beistand Rußlands die Karte von Deutschland schon längst verändert wäre, und daß manch kleinerer Staat schon längst von einem größern verspeist wäre. Die kleineren deutschen Staaten, die nichts weiter wünschten, als das zu behalten, was sie nach den Verträgen besaßen, erfreuten sich nach allen Seiten hin des Rechtsschutzes Rußlands, und sie hatten daher auch die gegründetste Ursache, in jeder Schwächung Rußlands eine Gefahr für ihr Bestehen zu erblicken.“

momentan verirrten Czarthum wider seinen Willen das Beste besorgen, und ihrer protokollirten Rechtsanschauung thätlichen Nachdruck verleihen. Sie retten ja dabei auch den Schein der Deutschheit, und dementiren zugleich Dinge, die doch allmählig zu offenbar werden, als daß nicht jeder Vernünftige mit Entsetzen an eine umgekehrte Auflage von 1848 denken müßte. Denn womit wollte man erwidern auf die Losung einer altdeutsch-legitimistischen Bewegung: was nur durch das revolutionäre Frankreich entstanden und nur durch Rußlands leidenschaftliches Rechtsgefühl bestehe, sei werth nicht zu bestehen?

Oder hat endlich der Traktat vom 2. Dec. vielleicht die von ganz Deutschland gemeinsam gegen Rußland bekannte Rechtsanschauung im orientalischen Handel verletzt, d. i. überstiegen? Nichts weniger als das. Die bejahenden Urtheiler sind höchst vereinzelte und gehässig unvorsichtige geblieben. Oesterreich hat vielmehr die deutsche Rechtsanschauung auch den Westmächten aufgedrungen, und so der deutschen Mittelstellung zum Triumphe verholfen. Sie wird von ihm nicht mehr herabsinken, wenn Deutschland die ganze Hand reicht. Die deutsche Basis der vier Punkte war vom Westen längst überschritten, Oesterreich hat ihn darauf zurückgeführt und ihn daran gebunden. Ganz England schreit über „deutsche" Uebervortheilung und österreichische „grasse Selbstsucht". Und in der That ist die sogenannte „Allianz" nichts Anderes, als die nothwendige momentane Cooperation Oesterreichs und resp. Mitteleuropa's mit den Westmächten zur Realisirung gemeinsamer Rechtsansichten gegen den übergreifenden Osten, beziehungsweise das fortgesetzte europäische Schiedsgericht der Wiener-Conferenz unter Oesterreichs Vorsitz. Ihr erstes Geschäft muß die endliche und definitive Interpretation der bislang ganz allgemein und vorherrschend negativ gehaltenen vier Punkte seyn. War Rußlands Act vom 28. Nov. nicht

bloß neue Hinterlist, so wird es an der Festsetzung ihres positiven Inhalts selber theilnehmen. Wo nicht, so müssen sie diesen Inhalt und seine Durchführung im Orient ohne Czar erlangen; die Kosten der Exekution aber sind dann natürlich eine Frage für sich. Oesterreich ist bezüglich des Maßes der Auslegung frei; je mehr deutsches Gewicht es in die Wagschale zu werfen vermag, desto gewisser wird seine Interpretation auf alle Fälle definitiv überwiegen, und sie ruht immerdar auf dem Gefühl der Mäßigung gegen Rußland, der Pflichten gegen Deutschland, des Rechts der unglücklichen Christenvölker in der Türkei — zumal.

Es wird Oesterreich an deutschen Bündnern, wenn auch außer dem Bunde, nicht fehlen; wenn aber Preußen nicht noch in zwölfter Stunde die eminente Gunst der Lage benützt, um seine verbriefte Rechtsanschauung pflichtgemäß zu bethätigen, so kann nur ein bekannter Hintergedanke Motiv, und muß Jedermann unzweifelhaft seyn, wo das Begehren hinaus wollte, Oesterreich hätte vor dem Vertrag über den Inhalt der vier Punkte mit Preußen sich einigen sollen. „Um Gottes willen nicht zu früh! wie in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1848, als die deutsche Kaiserkrone auf dem Straßenpflaster von Berlin lag" — ruft Dr. Leo ihm am 27. December zu: laßt nur erst Oesterreich sich ruiniren! Wir wollen sehen. Jedenfalls ist Deutschland seit Jahrhunderten nicht mehr groß dagestanden, wie jetzt, wenige Wochen nach der russischen Note vom 6. November; wer die vom Westen her dargebotene Hand der Vorsehung gottvertrauend ergriffen, um die brennende Schmach der russischen Curatel für die Deutschen zu brechen — das weiß der Instinkt des Volkes, es kennt den Einen Mann.

Auch über die unnatürliche Allianz der beiden See-Mächte des Westens scheint ein tröstlicheres Licht aufzugehen. Nur allein eine feste, auf die wahre Interessen-Identität

Deutschlands und Frankreichs gegründete mitteleuropäische Politik sichert eine bessere Weltstellung der Zukunft. Der von uns oft wiederholte Satz klingt auch aus den tiefbetrübten „Times“, wo sie den Act vom 2. Dec. als eine „Allianz mit Frankreich“, bei der England nur vorübergehend und nebenbei betheiligt sei, und als „die im besten Sinne des Wortes conservativste Combination in Europa“ erklärten, als „ein Ereigniß, das einen Wendepunkt in der Geschichte des Jahrhunderts bezeichnet, und den künftigen Lauf der Dinge bis zu einem Grade afficirt, der sich jetzt nur unvollkommen absehen läßt.“ Es fragt sich nicht um Napoleon III. und seinen Hof; sondern ob das Frankreich von heute identisch sei mit dem Napoleon's I.? Nicht, ob Napoleon III., provisorisch bei England, seine Zeit abgewartet; sondern ob nicht die Sympathie Frankreichs den allerdings von ihm am eifrigsten betriebenen Traktat gebieterisch gefordert? Die Revolution wandert; heute droht sie mehr als an der Seine, an der Themse nach der Breite und an der Newa in der Höhe. Die russische Mode ist der deutschen Nation eben darum gefährlicher, als je die französische war; sie verkehrt deutsche Ehre in Feigheit; sie ist jetzt der „Erbfeind“.

In Paris demonstrirt ein einziges rothes Blatt mit den „unterdrückten Nationalitäten;“ in London die allmächtige öffentliche Meinung in heller Berserkerwuth mit einem „zweiten Polen,“ an der Donau zu machen. Hier wagt man nicht den Besitz Oesterreich's zu garantiren, nicht, den 1848ger Ton zu verläugnen, muß officiell jederzeit zum „freien Ungarn ꝛc.“ sich bekennen; dort hat man noch vor dem 2. Dec. gegen jeden Revolutions-Versuch in Italien mit Wien sich verbündet. England, die andere Liebe Preußens, hat durch seinen Palmerston den revolutionären Kitt der „unterdrückten Nationalitäten“ in Paris angetragen; er ward abgewiesen, und in Wien das Gegentheil stipulirt. England muß wohl einen

bessern Kitt wünschen für die Allianz, deren es jetzt um jeden Preis bedarf, als das speichelleckerische Lob, mit dem es bislang Frankreich bezahlt, dafür daß dieses acht- bis zehnmal stärker im Orient auftritt, und von Neuem rüstet, während die Insel schon „nicht mehr kann" und von Kossuth es hinnehmen muß: „England habe in diesem Kriege Polen und Ungarn nöthiger, als Polen und Ungarn England." Nicht umsonst schlägt Albion die Hände über dem Kopf zusammen, über das ungeheure Armuthszeugniß, daß es jetzt schon, am Anfange des Kriegs und kaum mit einer Handvoll Soldaten im Felde, zu fremden Söldnern greifen muß, wie noch stets, seitdem es als krämerischer Blutegel am Leibe Anderer ein Principat behauptet, und jetzt um so schneller, nachdem es seine Kerntruppen, die tapfern katholischen Iren, über's Meer forttyrannisirt, und der versumpfte evangelische Fabrikpöbel nicht fechten kann. Die Achtung des Alliirten über dem Kanal wird dadurch allerdings nicht wachsen; er hat verschmäht, mit der stolzen Armada Englands die Heldenthaten in der Ostsee zu theilen, und wenn er alsbald 120,000 Mann in der Türkei versammelt haben wird, ist es schwerlich nur dazu, um die Dinge dort gerade in die von England gewollte Bahn zu lenken. Täuscht nicht Alles, so cooperirt er am Bosporus schon jetzt wohl mit Oesterreich, aber nicht mit Redcliffe — Auspicien, die nicht günstiger seyn könnten für die in diesen Blättern eben noch eingetragenen Wünsche der Rajah, was auf dem türkischen Boden endlich werden soll.

Materiell geschwächt und moralisch tief gedemüthigt aus diesem Kampfe hervorzugehen, ist für England überhaupt noch viel gewisser als für Rußland; man hat jetzt schon erfahren, welche Macht seine Krämerpolitik über den Continent, also zu Land, zu entwickeln vermag, d. i. welch' lächerlich winzige. Zurück aber kann es nicht mehr, so wenig als Frankreich; Sebastopol hat hinter beiden die Brücke abgebrochen. Das

ist Deutschlands und Europa's Glück; die Liebe seiner Völker hat dem Kaiser die Macht gegeben, es frei zu benützen. Denke man sich Oesterreich in einer Lage, die es nöthigte, entweder fremde Subsidien zu nehmen oder auf jeden Widerstand gegen Czaren-Belieben zu verzichten; denke man sich eine russisch-französische Allianz, wie zuerst Napoleon III. und dann Rußland sie wirklich angestrebt, und man wird unsere Aussicht auf einen ungewöhnlichen Krieg begreifen. Man wird uns verstehen, wenn wir unter der Wucht von Trübsal für die Menschheit immer noch die Hoffnung hegen: es werde der drohende allgemeine Kampf doch nicht, um mit dem Marschall Knesebeck zu reden, zu der alten Kategorie der gemeinen und menschenunwürdigen Kriege um Länderbesitz gehören, nicht zu der nichtswürdigen Politik der Staaten, die nur bezweckte, zu veruneinigen um zu herrschen, nicht zu dem Pfiffigkeits-System, das den moralischen Charakter der Nation und der Individuen verdarb, indem es nur in der Lüge und durch die Lüge sich zu erhalten glaubte. Der Krieg geht ja vielmehr gerade gegen die russische Incarnation dieser Praxis; und auf der westlichen Seite hat die deutsche und europäische Mittelstellung ihr zu wehren.

II.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

I.

Rückblick auf die Vergangenheit und Ausblick auf die Zukunft.

Das jetzige Königreich Sardinien ist bekanntlich ein Conglomerat verschiedener Territorien, kleiner Fürstenthümer und Republiken, die nacheinander an das Haus Savoien gekommen sind. Schon frühe zeigten die Grafen und Herzoge dieses Hauses das unermüdete Bestreben, ihr Gebiet zu arrondiren, ihre ziemlich beschränkte Macht zu erweitern und den Glanz ihrer Familie zu erhöhen. Bei Herzog Amedeus, der sich 1440 zu Basel als Gegenpapst unter dem Namen Felix V. krönen ließ, nachdem er bereits seinen Söhnen die Regierung abgetreten, war dieser Ehrgeiz der Dynastie keines der letzten Motive. Die späteren Kämpfe seit der Reformation waren den Bemühungen des Hauses äußerst günstig. Emanuel Philibert (seit 1552) vergrößerte sein Herzogthum, ordnete die Verwaltung und das Kriegswesen und beförderte Künste und Wissenschaften. Sein Sohn Karl Emanuel I. (1580—1630),

von Vielen der Große genannt und oft mit Heinrich IV. von Frankreich verglichen, ein unternehmender Geist, versperrte den französischen Heeren lange den Zutritt in Italien, sicherte der Halbinsel ihre Ruhe und gewann dadurch einen bedeutenden Einfluß auf ihre Geschicke. Er machte Versuche, die Stadt Genf zu erobern, und gewann in seinen Feldzügen von 1588 bis 1602 wenigstens eine größere Unabhängigkeit in mehreren Grafschaften und eine neue Stütze seiner Macht durch die Befestigung des Katholicismus an vielen Orten, die vorher in den Händen der Reformirten sich befanden*). Unter ihm wirkte der große Franz von Sales mit dem glänzendsten Erfolge. Nach dem Beispiele anderer Fürsten suchte auch Karl Emanuel zur Belohnung seiner Verdienste ausgedehnte kirchlichen Privilegien zu erlangen; bereits 1624 erhob das Haus Savoien Ansprüche auf die Ernennung der Bischöfe, erlangte aber von Urban VIII., der sich bitter über die Belastung des Klerus beschwerte, nur das Recht der Empfehlung und der Bitte**). Nach und nach stieg die Macht des Hauses Savoien nach Innen und Außen sehr bedeutend; unter Viktor Amedeus II. ward es durch Eugens Heldenthaten verherrlicht. Im siebenzehnten Jahrhundert hatte es Montferrat erlangt, im achtzehnten erhielt es die Königswürde und die Insel Sardinien (1718), bald darauf Lomellina und das Novarresische (1743), endlich (1815) Genua mit dessen Gebiete.

Bei ihren successiven Erwerbungen mußten die Fürsten von Savoien und Piemont verschiedene Stipulationen und Bedingungen eingehen, die den einzelnen Landschaften ihre Rechte und Immunitäten garantirten. So ward der Graf-

---

*) Vgl. Ranke, die röm. Päpste des 16. u. 17. Jahrh. II, 155—158.

**) Vgl. die Instruktion an den Nuntius Campeggi von 1624 bei Ranke a. a. O. III, S. 402.

schaft Nizza die Erhaltung des Freihafens, dem Ossolathale die Exemtion von gewissen indirekten Steuern, der Insel Sardinien ihre von den Königen Aragoniens aus dem fünfzehnten Jahrhundert herstammende Verfassung mit ihren drei zur Steuerbewilligung berechtigten „Armen," dem brachium ecclesiasticum, militare und civile, zugesichert. Durch genaue Beobachtung dieser Verträge suchten sich die alten Herzoge die Zuneigung der Bevölkerung zu gewinnen, was ihnen auch mit Hilfe einer weisen und geordneten Verwaltung im Ganzen wohl gelang. Das Volk war sehr zufrieden und glücklich, der katholische Glaube war lebendig und brachte die schönsten Blüthen hervor*).

Von allen diesen alten Nationalfreiheiten und provinciellen Rechten sind jetzt die meisten fast ganz verschwunden; die Gleichmacherei der letzten Jahrhunderte, die bureaukratische Centralisation, die absolutistischen Gelüste der Minister ließen oft nur noch matte Schatten derselben zurück; aber vollendet ward erst deren Unterdrückung, seit man in der jüngsten Zeit den mit allem Redepomp verherrlichten Constitutionalismus als Inbegriff aller ächten Freiheiten proklamirt. Man trat seitdem die Religion des Landes mit Füßen, man suchte die letzten Eigenthümlichkeiten der Provinzen vollends zu verwischen, man legte dreist Hand an die letzten Trümmer des alten Bau's, unter dessen Obdach diese Völkerschaften einst sich glücklich gefühlt; kurz man hat seit den letzten Jahren von Oben herab das Land auf das Gründlichste revolutionirt.

In entfernter Weise haben diese Zustände vorbereitet die im vorigen Jahrhundert um sich greifenden bureaukratischen Tendenzen, die Kämpfe mit dem römischen Stuhle seit Viktor Amedeus II. und die späteren Wirren seit der französischen

*) Ami de la religion 1. April 1854.

Revolution. Im Allgemeinen blieben die sardinischen Könige treu ihrer Religion, liebreich gegen ihre Unterthanen, beseelt von den besten Wünschen und Absichten für deren Wohl; aber sie wurden öfter von ihren Rathgebern übel geleitet, selbst Karl Emanuel III., ein sonst guter Regent*). Auf Viktor Amedeus III. (1773 bis 1796) folgte der edle Karl Emanuel IV., der Zögling des weisen Cardinals Gerdil, geliebt und verehrt von seinem Volke, wie wenige Monarchen. Die Stürme der französischen Revolution ließen ihm nur noch die Insel Sardinien, wo Klerus, Adel und Volk wetteiferten, ihm immer neue Beweise von Liebe und Opferwilligkeit zu geben. Der fromme Fürst überließ 1802 seinem Bruder Viktor Emanuel, Herzog von Aosta (geb. 1759), den Thron; er selbst weihte Gott seine letzten Tage und starb 1819 als Glied der Gesellschaft Jesu in Rom. Nach dem Sturze Napoleons erhielt das Haus Savoien seine festländischen Besitzungen zurück. Viktor Emanuel suchte die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, stellte seit 1817 in Vereinbarung mit Rom die kirchlichen Verhältnisse wieder her und regierte in wahrhaft väterlicher Weise. Mit ihm und seinem Bruder Karl Felix erlosch die ältere Linie der Herzoge von Savoien; es folgte die jüngere, Savoien-Carignan, die von Thomas, einem Sohne des kriegerischen Karl Emanuel I. sich herleitet.

Karl Albert, geboren 1798, war der erste Regent aus dieser jüngeren Linie. Er hatte in Paris seine Studienjahre zugebracht; dort hat er sicher viele Eindrücke empfangen, die für sein späteres Leben entscheidend wirkten. Schon frühe baute auf ihn die revolutionäre Partei ihre Hoffnungen, namentlich als die Restauration ihn nach Piemont zurückrief.

---

*) Vgl. „die religiösen und politischen Zustände Sardiniens. Erster Artikel.“ Bd. XXXIII, Heft 1 dieser Blätter.

In die Umtriebe des Jahres 1820 war er bereits mit verflochten; 1821 brach die Revolution aus. Am 10. März fiel die Garnison in Alessandria von Viktor Emanuel ab, am 12. auch Turin. Der König dankte zu Gunsten seines Bruders Karl Felix ab und verließ das Land. Als Regent proklamirte damals der Prinz von Carignan mit lauter Stimme vom Balkon herab die sogenannte spanische Constitution. Aber er zeigte sich doch äußerst unschlüssig und schwankend, obschon er im spanischen Kriege unter dem Herzog von Angouleme große Proben von Muth an den Tag gelegt hatte; er gab seine Stellung auf und entwich heimlich. Die sardinischen Rebellen, am 8. April 1821 vom General Bubna geschlagen, waren mit ihm höchst unzufrieden, wahrscheinlich hätte er bei längerem Bleiben seine Unentschlossenheit ihnen theuer bezahlen müssen. In jener Zeit dachte man bereits daran, den Karl Albert von der Succession auszuschließen; Herzog Franz IV. von Modena ward namentlich beschuldigt, er habe als Schwiegersohn des Königs Viktor Emanuel nach der Krone getrachtet; aber gerade dieser Fürst war es, der sich für den Prinzen von Carignan eifrig verwendete*).

Unter Karl Felix blieb im Ganzen Ruhe; Karl Albert folgte ihm ungestört auf dem Thron. Die Lektion, die er 1821 erhalten, schien nicht ganz fruchtlos für ihn gewesen zu seyn; er ward besonnener, umsichtiger, gab sich den religiösen Uebungen mit Eifer hin, arbeitete unermüdlich und versprach so eine glänzende Regierung. Ganz konnte er sich den Eindrücken seiner Jugend nicht mehr entwinden; die Ruhmbegierde trat immer sehr stark an ihm hervor**), und dem italienischen

---

*) Vgl. Galvani Memorie storiche intorno all' arciduca Francesco IV. Modena 1854.

**) Man erzählt von ihm, er habe in einem in Savoien aufgefundenen Ringe des Grafen Amedeus V., der den Löwen Savoiens dar-

Nationalstolz suchte er auf jede mögliche Weise zu schmeicheln. Als im Jahre 1841 die Finanzverwaltung der Provinzen neu geregelt ward, da glaubte man schon seinen Gedanken zu errathen, ein Analogon der englischen Constitution zu begründen; er schien auch nach der Vermählung seines Erstgebornen mit einer österreichischen Erzherzogin dem Kaiserstaate nur Schwierigkeiten bereiten zu wollen, dem einst Karl Emanuel III. zu seinem großen Vortheile so innig sich angeschlossen, und der so Vieles für die Erhebung des Hauses Savoien gethan. Die Minister Karl Alberts, mit Ausnahme des edlen Grafen Solaro della Margherita, der jetzt in den vordersten Reihen der katholischen Opposition kämpft, hatten in Kirchensachen bereits eine starke Neuerungslust an den Tag gelegt und manche Proben einer versteckten Antipathie gegen die Kirche gegeben.

Die nach Turin gesandten Instruktionen Mazzini's „an die Freunde Italiens"*) von 1846 wurden in Piemont getreulich befolgt; sie hatten die Achillesferse des Königs wohl getroffen. Man schmeichelte dem ehrgeizigen Fürsten mit der Krone von ganz Italien und brachte ihn so zu den gewünschten „Reformen," zu immer größeren Zugeständnissen an die Revolution, sowie zu drohenderem Auftreten nach Außen, und endlich zu dem unheilvollen Kriege gegen Oesterreich. Von 1847 an folgte ein Ereigniß auf das andere; der bethörte

---

stellte, wie er einen zweiköpfigen Adler zerreißt, und die Devise trug: „I' attends mon astre", ein Vorzeichen der seinem Hause aufbewahrten providentiellen Mission erblickt und gerade deßhalb viele Ringe dieser Art machen lassen, von denen er mehrere auch an Ausländer verschenkte. Das „Ich erwarte meinen Stern" schien sein Wahlspruch geworden zu seyn. Ami de la religion 1. April 1854.

*) im Osservatore di Ginevra 12. August und der Armonia 29. August 1848 zuerst abgedruckt.

Fürst ward fortgerissen von dem allgemeinen Strudel; viermal mußte er im Jahre 1848 sein Ministerium ändern und im Winter dieses Jahres sah er um sich ein Kabinet von Demokraten, das ihn meistern und tyrannisiren wollte. Zu Novarra verlor er seinen Kriegsruhm und starb elend in Oporto.

Mitten in der Herrschaft der Revolution bestieg Viktor Emanuel II. den bereits tief erschütterten Thron; es geschah nichts, sie zu zähmen und in Schranken zu halten, aber es geschah Alles, um sie zu ermuthigen und zu kräftigen. Die Königin Mutter Maria Theresia, die regierende Königin Maria Adelheid, beide vom Volke geliebt und verehrt, suchten vergebens den jungen Fürsten auf andere Bahnen zu bringen und ihn mit ausgezeichneten Männern zu umgeben; aber sein Vertrauen besaßen nur die Männer der Demagogie, namentlich der liberale Massimo d'Azeglio, der von sich selbst rühmte, er habe zwanzig Jahre lang Italien durchwandert, um den Geist der Unabhängigkeit zu verbreiten. Die trefflichsten Männer des Landes hielt man ferne von den Staatsgeschäften; unerfahrene, polternde Großsprecher, wenn sie nur für liberal galten, sollten sie ersetzen; Prinz Eugen von Savoien-Carignan verlor das Commando der Marine; der Herzog von Genua, des Königs jüngerer Bruder, beim Volke als religiöser Fürst beliebt, blieb ohne allen Einfluß; ja man soll bereits daran gedacht haben, der Königin-Mutter auf der Insel Sardinien ein ehrenvolles Exil anzuweisen, um den letzten Rest ihres Einflusses zu beseitigen. Männer, wie Costa della Torre, Cordero di Pamparan, Castagnetto, Collabianko, Giriodi sind ganz verdrängt und unverdienter Weise in Ungnade.

Kaum waren die Kriegsunruhen vorüber, so begannen schon die Feindseligkeiten gegen den heiligen Stuhl. Die alten Rechte der Kirche wurden seit der Einbringung der

stecardischen Gesetze (25. Febr. 1850) offen unterdrückt, die Erzbischöfe von Turin, Sassari und Cagliari und bald auch der übrige Klerus verfolgt, die kirchlichen Zehenten auf der Insel Sardinien abgeschafft, die Concordate mit Rom förmlich gebrochen. Mit den Gesandten derjenigen Mächte, die jene Neuerungen ungern sahen, vermied es der Monarch, über Geschäfte zu reden, und wies Alles an seine Minister, die seine Unterschrift zu jedem ihnen gefälligen Akte zu erlangen versichert waren. Der Demokratie und der protestantischen Propaganda wurden alle möglichen Concessionen gemacht, selbst mit Verletzung der Constitution des Karl Albert. Im März 1851 griff man den geistlichen Ritterorden von St. Mauritius und Lazarus an, zog seine Güter ein und verwandelte ihn in eine gewöhnliche weltliche Dekoration, an der Waldenser, Protestanten und Juden participiren, wie ihnen auch Vieles von seinen Einkünften zu gut kam. Noch weiter ging das Ministerium Cavour. Graf Cavour hatte den Azeglio gestürzt mit Hülfe Ratazzi's und der anderen gewesenen demokratischen Minister, die den Krieg mit Oesterreich provocirt; die extreme Partei der Kammer trat immer mehr an das Ruder, die früheren Maßregeln wurden noch überboten, Palmerstons Politik triumphirte. Lord Minto, bekannt durch seine Thätigkeit in Italien seit 1848, war es vorzüglich, der im Jahre 1852 die Berufung eines conservativen Kabinets durch C. Balbo und Revel verhindert hat*). Dabei ward den Kriegshoffnungen der Italianissimi auf jede mögliche Weise geschmeichelt, mit großen Kosten deßhalb die Armee in Stand gehalten und die den Gemeinden so verhaßte Nationalgarde ihnen aufgebürdet; zu Gunsten der Liberalen folgten zahlreiche „Epurationen" des Beamtenstandes. Die Kosten für das Heer, für diese Pensionirungen, für die lombardischen Emigranten, die man mit aller Zärtlichkeit aufnahm und fast überall vor

*) Ami de la religion 11. April 1854.

den Landeskindern bevorzugte, verschlangen ungeheure Summen; die Finanzlage ward immer drückender, sie zu bessern machte man Anlehen auf Anlehen, dekretirte Steuern auf Steuern, und raubte bedeutende Kirchengüter, ohne noch immer ein erfreuliches Resultat zu erzielen. Aus Geldnoth nahm man mehreren Provinzen und Städten die in Folge uralter Verträge ihnen gewährleisteten Rechte und Immunitäten; am härtesten verletzte man die Grafschaft Nizza und die Insel Sardinien, allenthalben im Lande aber das kirchliche Eigenthum. Im Jahre 1854 wurden dem Erzbischof und dem Kapitel von San Lorenzo in Genua auch noch die einen Haupttheil ihrer Einkünfte bildenden Salzreichnisse entzogen, die sie kraft eines uralten Vertrags*) bis dahin bezogen hatten. Selten haben noch bei den jedes Recht verhöhnenden Gewalthabern Bitten und Reklamationen gefruchtet; verschiedene Provinzial- und Gemeinderäthe zeigten sich widersetzlich und ungehorsam; deßhalb wurden bereits mehrere Municipalräthe, wie die von Spezia, Chiavari, Bobbio, Comigliano, Ponte Decimo, San Martino d'Albaro Oristano, von den Ministern aufgelöst**). Die „Gleichheit vor dem Fiskus" darf hergebrachte Rechte nirgends respektiren; sie löst alle bisherigen Verhältnisse auf und destruirt mit blindem Fanatismus alle noch kräftigen conservativen Elemente in der Nation.

Unter diesen Umständen steigt der Mißmuth des Volkes höher; Mißwachs und Theurung kamen hinzu; immer gräßlicher zeigte sich das Elend der niederen Klassen***). Der Hunger trieb

---

*) Der Vertrag ward 1288 zwischen dem Erzbischof Gualterio und der damaligen Republik Genua geschlossen; die sardinische Regierung hatte diese Verpflichtung ausdrücklich übernommen und anerkannt. Civiltà cattolica 17. Juni 1854.

**) Civ. catt. 20. Mai 1854.

***) Ein äußerst trauriges Bild der materiellen Nothstände entwirft die „Gazzetta delle Alpi" 1854 Nr. 131.

bereits zu zahlreichen Aufständen und die Revolutionäre gewannen immer mehr Terrain. Das Haus Savoien hat seine Popularität eingebüßt seit der Bedrückung der Kirche, seit dem Ueberhandnehmen der Auflagen und der Verletzung so vieler alten bisher eifersüchtig bewachten Rechte. Das Volk kümmert sich nicht um constitutionelle Fiktionen; es hält sich wie von Alters her nur an seinen König. Es fragt bereits laut: „Aber gibt es denn keinen König mehr? was thut denn der König?“ In der That spielen Cavour und Ratazzi mit der Zukunft des königlichen Hauses ein frevelhaftes Spiel, rauben ihm die Zuneigung des Volkes und ermuthigen offen die Mazzinisten, die unverholen aus Piemont eine andere Schweiz zu bilden beabsichtigen. Ohnehin war das stolze Genua nie den Piemontesen wahrhaft geneigt; Novarra und Lomellina sind im Herzen lombardisch geblieben; Nizza murrt laut über die Verletzung der alten Traktate; die Insel Sardinien seufzt über ihre Vernachlässigung und den Verlust ihrer alten Institutionen. Am meisten entrüstet zeigt sich Savoien, das Stammland des königlichen Hauses, das schon den Krieg mit Oesterreich sehr übel aufnahm, und bei den letzten Wahlen zu drei Viertheilen antiministerielle Deputirte gestellt hat. In Turin haßt die Bevölkerung den Namen Cavour, seit der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten dort Polizeipräfekt war, und weil der Minister öffentlich mit Getreide spekulirt. In höheren und in niederen Kreisen der Hauptstadt beklagt man sich laut über die Willkür und Tyrannei der Minister, und wünscht von ihnen bald erlöst zu seyn*). Nur durch die Allianz mit den

*) Ein ministerielles Journal meldete vor einigen Monaten, England und Frankreich hätten mit der piemontesischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft, damit dieselbe in der orientalischen Frage für sie Partei nehme, diese aber geglaubt, nicht aktiven Antheil am Kriege nehmen zu können, wenn nicht vorher gewisse, für das Land hochwichtige Verträge garantirt seien. Das gab in einigen Sa-

Rothen hatte das Ministerium Cavour-Ratazzi bei den letzten Wahlen gesiegt; es muß sich jetzt ihnen ganz willfährig erweisen. Bereits ist der Uebergang zur Republik gebahnt — faktisch ist sie schon fertig; die Revolution von Oben wird die von Unten erzeugen. Bereits ist das Land das Asyl, aber auch die Beute der Proscribirten anderer Länder; die Flüchtlingspresse, zu der auch die officielle „Gazzetta Piemontese" zählt, gibt den Ton an; mehrere Hochadeliche, in Turin Santa Rosa und Azeglio, in Genua Doria und Pareto, zählen zu den Demokraten; die Bourgeoisie der großen Städte ist in die Revolution verstrickt; mehr und mehr verliert das Haus Savoien auch die Liebe des treuen Landvolks, das Rechtsgefühl geht unter, der Ruin des Landes wird unvermeidlich seyn.

Ein auffallendes Beispiel brutaler Rechtsverletzung zeigt uns unter so vielen andern das Verfahren gegen das kleine Fürstenthum Monaco. Am 13. Jan. 1854 nahm die zweite Kammer das Gesetz über die „fusione daziaria" der beiden Gemeinden Mentone und Roccabruna an, das geradezu dieselben als zu Sardinien gehörig behandelt. Es gehörten aber diese zwei Gemeinden, laut Vertrag vom 26. Nov. 1815, dem Fürsten von Monaco unter sardinischem Schutze. In Folge dieses Schutzrechtes hatte Karl Albert durch Dekret vom 18. Nov. 1848 diese zwei Städtchen „provisorisch" seinem Reiche einverleibt; dieselben hatten damals, vom Einheitsschwindel ergriffen, selbst diese Incorporation verlangt, was sie aber nachher bitter genug bereuten. Schon am 12. Febr. 1849 legte das

---

lons von Turin Anlaß zu folgendem Wortspiel: „On ignore, quel parti prendront les Ministres dans la question d' Orient. La voix de la nation entière les pousse vers la *Porte* (porte). C'est ainsi qu'en se sauvant, ils sauveront le pays" (Civiltà cattol. 4. Nov. 1854).

Ministerium in Turin den Kammern einen Gesetzentwurf vor, der deren definitive Einverleibung aussprach, jedoch ward darüber wegen der Kriegswirren keine Verhandlung gepflogen. Am 21. Okt. 1849 ward ein zweites Projekt vorgelegt des Inhalts: jene zwei Gemeinden seien von nun an, wie alle andern im Staate, dessen integrirender Theil sie seien, zu regieren. Am 10. Nov. nahm es die Deputirtenkammer an; am 2. Jan. 1850 kam der Entwurf an den Senat. Aber die Discussion darüber wurde vertagt in Folge der Reklamationen der vier Mächte, welche die Verträge von 1814 und 1815 mitunterzeichnet hatten. An diese hatte der Fürst von Monaco seinen Protest gegen das Verfahren der piemontesischen Regierung gesandt, und sowohl auf jene Traktate, als auf einen weiteren Vertrag von 1817 sich berufen, worin letztere sich ausdrücklich zur Aufrechthaltung der Souverainetät des Fürsten über Monaco, Mentone und Roccabruna sich verpflichtet hatte. Die sardinische Regierung gab aber ihr Vorhaben nicht auf, sondern schaltete willkürlich in den genannten Communen und würdigte sich nicht einmal, über die Abtretung mit dem Fürsten zu unterhandeln. Der neue Gesetzentwurf von 1854 spricht nun die Zollrechte, die früher jene beiden Gemeinden besaßen, der sardinischen Regierung zu; er wurde von den Kammern adoptirt. Das erregte in den zwei Städtchen allgemeine Mißstimmung und Unzufriedenheit, so daß es im Februar in Mentone zu Unordnungen kam, die nur durch militärisches Einschreiten unterdrückt werden konnten. Als nun am 6. April 1854 der Erbprinz von Monaco, Herzog von Valentinois, bloß von seinem Adjutanten und seinem Arzte begleitet, durch Mentone reiste, schaarten sich viele seiner Anhänger vor dem Albergo di Torino, wo er abgestiegen war, mit lautem Lebehochrufen. Viel Volk strömte von allen Seiten herbei, selbst die guardia nazionale; Andere, meist sardinisch gesinnte Liberale, riefen dagegen: „Nieder mit dem Fürsten! Es lebe der König!“ Da erschie-

nen die Carabinieri und die Garnison rückte aus; der Prinz mit seinen Begleitern und mehreren Anwesenden ward arretirt und Mentone in eine Art von Belagerungszustand versetzt. Nachdem der Erbprinz vierzehn Tage lang in der Gensdarmeriekaserne festgehalten war, wurde er nach der Festung Villafranca gebracht. Als er hier nach Ablauf von vier Tagen seine Freiheit wieder erhielt, mußte er noch sein Logisgeld dort bezahlen. Laut verhöhnten die piemontesischen Liberalen den jungen Fürsten, weil er eben keine Macht hat; die Regierung verweigerte jede Art von näherer Erklärung über das Vorgefallene; selbst ein Schreiben des Erbprinzen an den König d. d. Nizza 12. April 1854 blieb unberücksichtigt. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn, wie damals das bald als irrig erkannte Gerücht ging (vgl. die Turiner-Correspondenz der Allg. Ztg. vom 21. Aug. 1854), Fürst Florestan von Monaco sein Ländchen gegen einen bedeutenden Jahrgehalt einer nichtitalienischen Macht, den nordamerikanischen Freistaaten, abgetreten hätte.

Selbst die wärmsten Vertheidiger des Constitutionalismus fangen an, für dessen Fortbestehen in Piemont Besorgnisse zu hegen und die Schritte des Ministeriums Cavour entschieden zu mißbilligen. Ganz wie die „Revue des deux mondes“, hat Armand Bertin in einem seiner letzten Aufsätze im „Journal des Débats“ ernste Befürchtungen ausgesprochen, es würden in Sardinien die freien Institutionen nicht lange mehr sich halten, wofern das Ministerium auf der Bahn gewaltsamer Reformen wie bisher fortzuschreiten geneigt sei. Nach der „Armonia“ und dem „Univers“ rieth nicht bloß Frankreich, sondern in der letzten Zeit auch England von weiteren Schritten gegen den Katholicismus ab. Bethört von dem Jubel der Flüchtlingspresse hören aber die Turiner Machthaber nur wenig auf solchen Rath; ihre eigene Neigung vermögen sie nicht zu unterdrücken; käme es

auf sie allein an, und wären nicht für sie noch manche Gefahren zu fürchten, sie würden weit rascher und entschiedener schon vorgegangen seyn. Einstweilen sind die Demokraten auf alle mögliche Weise zufrieden gestellt worden; die Kriegs-Hoffnungen läßt man gerne ungestört; ja man suchte durch Rüstungen in Casale und Alessandria ihnen fortwährend neue Nahrung zu geben. Anfangs, im Winter 1854, hofften die piemontesischen Radikalen noch viel von einer Differenz zwischen Oesterreich und Frankreich; als diese Hoffnung fallirte, setzte man sein Vertrauen auf den Czaren und auf die allgemeine Verwirrung durch einen europäischen Krieg (Vgl. Ami de la religion 7. Febr. 1854). Die Comités der Emigrirten sind rastlos thätig. Erst in den letzten Tagen schrieb Mazzini in einem Briefe, den das radikale Blatt „Goffredo Mameli" (31. Okt. 1854) veröffentlichte: „Oberste Pflicht aller Italiener ist jetzt energische Thätigkeit. Thätigkeit, und zwar die Thätigkeit des Einen und freien Italiens muß das Schiboleth seyn, das die Freunde von den Feinden unterscheidet. Alles Uebrige ist leeres, unfruchtbares, voreiliges politisches Geschwätz." Briefe von Manin, Montanelli, Amari, Sertori u. A., welche die liberale Presse des Landes fortwährend mittheilt, predigen in nachdrücklicher Weise: „Jeder von uns bleibe treu dem großen idealpolitischen Gedanken; man strebe mit vereinten Kräften nach der Unabhängigkeit und politischen Einheit Italiens." Das „Diritto" von Turin ermahnt, eine zahlreiche und wohlorganisirte patriotische Partei zu bilden; die „Unione" des Bianchi-Giovini trägt ihren Republikanismus zur Schau; die „Voce della libertà" (Nr. 37) verlangt „im Namen der Martyrer, unserer Compatrioten, des Blutes, das täglich ungeahndet unseren Boden bedeckt, den der freche Ausländer tyrannisirt oder die klerikalen Harpyen beflecken" — Union und Eintracht; das „Parlamento" (Nr. 566) sagt: „Italien möge auf die Kraft seiner Söhne vertrauen; davon sind bereits Proben gegeben, und nicht ge-

ringe; es harre ruhig auf den rechten Moment, zu den Waffen zu eilen; die Gelegenheit kann mehr oder weniger nahe seyn, entfernt ist sie nicht." So lauten die Expektorationen der demokratischen Journalisten bis auf die Gegenwart (Vgl. Civiltà cattol. 18. Nov. 1854).

So gestalten die Aussichten für Sardinien sich immer trüber, und so sehr auch im Volke noch gesunde Elemente sich regen, so werden doch diese erst dann mit Erfolg reagiren, wenn die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hat. Einstweilen kräftigt sich die conservative Partei besonders in Savoien; der Episkopat bleibt wachsam wie bisher; der Moment kann nicht mehr so ferne seyn, in dem die eiternden Geschwüre aufbrechen und die bisher gebundenen heilenden Kräfte ihr Werk beginnen. Der völlige Ruin des Landes oder die noch rechtzeitige Umkehr — das ist die Alternative, in der sich Piemont befindet. Die neuesten Ereignisse in Sardinien können nach dem bisher Erörterten nichts Unerwartetes bieten; sie sind eben nur einzelne Glieder und Ringe einer langen Kette von Gewaltthaten, Mißgriffen und Thorheiten, aber für sich wichtig und lehrreich genug, um im Einzelnen aufgezeichnet zu werden, ein warnendes Schreckbild für andere Völker, eine interessante Parallele zu den Vorgängen anderer Länder, die ebenso aus den Fugen der wahren und von Gott gewollten moralischen Weltordnung gewichen sind.

III.

Mittheilungen aus protestantischen Denk- und Lebens-Weisen *).

Jung-Stilling.

1. Stillings Kindheit, Jugend, Wanderung als Schneidergeselle; religiöses Familienbewußtseyn; Vertrauen auf die Vorsehung.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde 1740 zu Grund im Nassauischen geboren. Sein Vater, Schulmeister und Schneider, verlor frühe seine Frau, eines armen Predigers Tochter. Die ernst religiöse Gesinnung des Vaters wurde durch diesen Verlust noch strenger; in der dürftigsten Lage, zurückgezogen von aller Welt, lebte er viele Jahre einsam mit seinem Kinde auf einer Kammer im Hause seiner Eltern.

„Die ganze Beschäftigung dieses Mannes ging während dieser Zeit dahin, mit seinem Schneiderhandwerke seine Bedürf-

*) Als Fortsetzung der unter dem Titel: „Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten" in diesen Blättern erschienenen Lebensbilder.

nisse zu erwerben, denn er gab für sich und sein Kind wöchentlich ein erträgliches Kostgeld ab an seine Eltern, und dann, alle Neigungen seines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen: endlich aber auch, seinen Sohn in eben den Grundsätzen zu erziehen, die er sich als wahr und fest gegründet eingebildet hatte. Des Morgens um vier Uhr stand er auf und fing an zu arbeiten, um sieben weckte er seinen Heinrichen, und beim ersten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von seinen Engeln bewachen lassen. Danke ihm dafür, mein Kind! sagte Wilhelm, indem er den Knaben ankleidete. War dieses geschehen, so mußte er sich in kaltem Wasser waschen, und dann nahm ihn Wilhelm bei sich, schloß die Kammer zu, und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Knie und betete mit der größten Inbrunst des Geistes zu Gott, wobei ihm die Thränen oft häufig zur Erde flossen. Dann bekam der Junge sein Frühstück, welches er mit einem Anstand und Ordnung verzehren mußte, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen gespeiset hätte. Nun mußte er ein kleines Stück im Katechismus lesen, und vor und nach auswendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte, anmuthige und einem Kinde begreifliche Geschichten, theils geistliche, theils weltliche, zu lesen, als da war: der Kaiser Oktavianus mit seinem Weib und Söhnen; die Historie von den vier Haymons-Kindern; die schöne Melusine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemalen dem Knaben mit andern Kindern zu spielen, sondern er hielt ihn so eingezogen, daß er im siebenten Jahre seines Alters noch keine Nachbars-Kinder, wohl aber eine ganze Reihe schöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfing, sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andere Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geschildert wurden, setzten sich unvermerkt, als so viel

nachahmungswürdige Gegenstände, in sein Gemüth feste, und die Laster wurden ihm zum größesten Abscheu; doch aber, weil er beständig von Gott und frommen Menschen reden hörte, so wurde er unvermerkt in einen Gesichtspunkt gestellt, aus dem er Alles beobachtete. Das Erste, wornach er fragte, wenn er von Jemand etwas las oder reden hörte, bezog sich auf seine Gesinnung gegen Gott und Christum. Daher, als er einmal Gottfried Arnold's Leben der Altväter bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu lesen, und dieses Buch, nebst Reizen's Historie der Wiedergebornen, blieb sein bestes Vergnügen in der Welt, bis in's zehnte Jahr seines Alters; aber alle diese Personen, deren Lebensbeschreibungen er las, blieben so fest in seiner Einbildungskraft idealisirt, daß er sie nie in seinem Leben vergessen hat" (Jung-Stilling's Selbstbiographie*).

„Johann Stilling wurde also ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menschen; er wußte daher nichts von der Welt, nichts von Lastern, er kannte gar keine Falschheit und Ausgelassenheit; beten, lesen und schreiben war seine Beschäftigung; sein Gemüth war also mit wenigen Dingen angefüllt: aber Alles, was darin war, war so lebhaft, so deutlich, so verfeinert und veredelt, daß seine Ausdrücke, Reden und Handlungen sich nicht beschreiben lassen. Die ganze Familie erstaunte über den Knaben, und der alte Stilling sagte oft: der Junge entfleucht uns, die Federn wachsen ihm größer, als je Einer in unserer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle. Alle Nachbarn, die wohl in Stilling's Haus kamen und den Knaben sahen, verwunderten sich, denn sie verstanden nichts von Allem, was er sagte, ob er gleich gut deutsch

*) Aus derselben sind alle weiteren Anführungen, bei welchen nicht ein Anderes bemerkt ist.

redete. Unter Anderm kam einmal Nachbar Stähler hin, weil er von Wilhelm ein Camisol gemacht haben wollte; doch war wohl seine Hauptabsicht dabei, unter der Hand sein Mariechen zu versorgen; denn Stilling war im Dorf angesehen und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Heinrich mochte acht Jahre alt seyn; er saß in einem Stuhl und las in einem Buche, sah seiner Gewohnheit nach ganz ernsthaft, und ich glaube nicht, daß er zu der Zeit noch in seinem Leben stark gelacht hatte. Stähler sah ihn an und sagte: Heinrich, was machst du da? „„Ich lese?““ Kannst du denn schon lesen? Heinrich sah ihn an, verwunderte sich und sprach: das ist ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Mensch! — Nun las er stark, mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdrucke und Unterscheidung. Stähler entsetzte sich und sagte: Hol' mich der T..! so was habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Bei diesem Fluch sprang Heinrich auf, zitterte und sah schüchtern um sich; wie er endlich sah, daß der Teufel ausblieb, rief er: Gott, wie gnädig bist du! — trat darauf vor Stählern und sagte: Mann! habt ihr den Satan gesehen? Nein, antwortete Stähler. So ruft ihn nicht mehr, versetzte Heinrich, und ging in eine andere Kammer.“

Den väterlichen Ernst und Strenge der Erziehung ergänzte des Großvaters Eberhard milde Liebe. „Stilling (der Großvater) hatte den Kunstgriff in seiner Kindererziehung, er wußte alle Augenblick eine neue Belustigung für Heinrichen, die immer so beschaffen waren, daß sie seinem Alter angemessen, das ist, ihm begreiflich waren, doch so, daß immer dasjenige, was den Menschen ehrwürdig seyn muß, nicht allein nicht verkleinert, sondern gleichsam im Vorbeigang groß und schön vorgestellt wurde. Dadurch gewann der Knabe eine Liebe zu seinem Großvater, die über Alles ging, und daher hatten denn die Begriffe, die er ihm beibringen wollte, Eingang bei ihm. Was ihm sein Großvater sagte, das

glaubte er ohne weiteres Nachdenken." Jung-Stilling zeichnet von diesem seinem ehrwürdigen Großvater in der Geschichte seiner Jugend ein Bild, welches nach Vilmar's Urtheil*) „für alle Zukunft eines der großartigsten Muster der Charakterschilderung bleiben wird." Bezeichnend für das ganze Verhältniß, sowie für die Richtung und Neigungen des Knaben, dürfte insbesondere noch folgender Zug seyn: Der Großvater hatte seinen Enkel einst auf einige Tage zu seiner drei Stunden vom Wohnorte entfernten Köhlershütte mitgenommen. „Die mit Rasen bedeckte Köhlershütte fiel dem jungen Stilling sogleich in die Augen; er kroch hinein, sah das Lager von Moos und die Feuerstätte zwischen zween rauhen Steinen, freute sich und jauchzte. Während der Zeit, daß der Großvater arbeitete, ging er im Wald herum und betrachtete alle Schönheiten der Gegend und der Natur; Alles war ihm neu und unaussprechlich reizend. An einem Abend, wie sie des andern Tages wieder nach Hause wollten, saßen sie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. Großvater! sagte Heinrich, wann ich in den Büchern lese, daß die Helden soweit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern gewesen, so wünsch' ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern gewesen sind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürsten oder großen Herrn herkommen? Meiner Mutter Vorfahren sind alle Prediger gewesen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will sie mir Alle aufschreiben, wenn ihr sie mir sagt. Vater Stilling lächelte und antwortete: wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her; das ist mir aber auch ganz einerlei: du mußt das auch nicht wünschen. Deine Vorfahren sind alle ehrbare fromme Leute gewesen; es gibt wenig Fürsten, die das sagen können. Laß

---

*) Vilmar's Geschichte der deutschen National-Literatur. Marburg 1852. 2. Bd. S. 290.

dir das die größte Ehre in der Welt seyn, daß dein Groß-Vater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden. Keiner von ihnen hat sich auf unehrliche Art verheirathet, oder sich mit einer Frauensperson vergangen; keiner hat jemals begehrt, das nicht sein war, und Alle sind großmüthig gestorben in ihrem höchsten Alter. Heinrich freute sich und sagte: ich werde also alle meine Voreltern im Himmel finden? Ja, erwiederte der Großvater, das wirst du; unser Geschlecht wird daselbst grünen und blühen. Heinrich! erinnere dich an diesen Abend, so lange du lebest. In jener Welt sind wir von großem Adel; verlier' diesen Vorzug nicht! Unser Segen wird auf dir ruhen, so lange du fromm bist; wirst du gottlos werden und deine Eltern verachten, so werden wir dich in der Ewigkeit nicht kennen. Heinrich fing an zu weinen, und sagte: seid dafür nicht bange, Großvater! ich werde fromm und froh seyn, daß ich Stilling heiße. Erzählt mir aber, was ihr von unsern Voreltern wisset" rc. rc. Nachdem Heinrich dieser Erzählung von einer ganzen Reihe seiner frommen und tüchtigen Vorfahren aufmerksam zugehört, sprach er: „Gott sei Dank, daß ich solche Eltern gehabt habe! Ich will sie Alle nett aufschreiben, damit ich's nicht vergesse. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will sie auch meine Ahnen heißen. Der Großvater lächelte und schwieg."

„Des andern Tages gingen sie wieder nach Hause, und Heinrich schrieb alle die Erzählungen in ein altes Schreib-Buch, das er umkehrte und die hinten weiß gebliebenen Blätter mit seinen Ahnen vollpfropfte."

Heinrich war die Freude und Hoffnung seiner Familie, die wohl sah, daß er mit seinen Gaben von Gott zu einer größern Wirksamkeit in der Welt bestimmt sei und daher auf Zureden des Predigers beschloß, ihn in die lateinische Schule

ihres Pfarr-Ortes zu schicken. Daneben mußte er aber zugleich auch bei seinem Vater das Schneiderhandwerk lernen, um für alle Fälle gesichert zu seyn, bis er sein Latein gebrauchen könne. Auf der Schule, wie auch im Religionsunterricht machte Stilling gute Fortschritte; „keine jugendlichen Spiele, wornach die Knaben so brünstig sind, rührten ihn, er ging vorbei und sah sie nicht. Der Schulmeister Weiland merkte seinen fähigen Kopf und großen Fleiß; daher ließ er ihn ungeplagt; und da er merkte, daß ihm das langweilige Auswendiglernen unmöglich war, so befreite er ihn davon, und wirklich, Heinrichs Methode Latein zu lernen, war für ihn selber vortheilhaft. Er nahm einen lateinischen Text vor sich, schlug die Worte im Lexicon auf, da fand er dann, was jedes für ein Theil der Rede sei; suchte ferner die Muster der Abweichungen in der Grammatik u. s. f. Durch diese Methode hatte sein Geist Nahrung in den besten lateinischen Schriftstellern, und die Sprache lernte er hinlänglich schreiben, lesen und verstehen. Was aber sein größtes Vergnügen ausmachte, war eine kleine Bibliothek des Schulmeisters, die er Freiheit zu gebrauchen hatte.“

„Er lebte nur in den Büchern, und es däuchte ihm immer, man ließe ihm nicht Zeit genug zum Lesen; deßwegen sehnte er sich unbeschreiblich, einmal Schulmeister zu werden. Dieses war in seinen Augen die höchste Ehrenstelle, die er jemals zu erreichen glaubte. Der Gedanke, ein Pastor zu werden, war zu weit jenseits seiner Sphäre. Wenn er sich aber zuweilen hinaufschwung', sich auf die Kanzel dachte und sich dazu vorstellte, wie selig es sei, ein ganzes Leben unter Büchern hinzubringen, so erweiterte sich sein Herz, er wurde von Wonne durchdrungen, und dann fiel ihm wohl zuweilen ein, Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst eingeschaffen, ich will ruhig seyn, Er wird mich leiten und ich will Ihm folgen.“

Mit dem fünfzehnten Jahre kam Stilling aus der Katechisation und Schule auf Veranstaltung seines Pastors zu einer kleinen Schulmeister-Stelle, worüber er sich ungemein freute. „Seine Neigung zum Schulhalten war unaussprechlich, aber nur bloß aus dem Grunde, um des Handwerks los zu werden und sich mit Büchern beschäftigen zu können, denn er fühlte selbst gar wohl, daß ihm die Unterrichtung anderer Kinder ewige Langeweile machen würde.“ Er trieb auch mathematische Studien, las mit höchstem Entzücken eine deutsche Uebersetzung der Ilias, doch auch alte Historien und Rittergeschichten ꝛc. Sein Glück dauerte aber nicht lange; auf Veranlassung eines Zwiespalts der Bauern mit dem Pastor hielt es Stilling für gerathen, seinem Posten zu entsagen und einstweilen zur Nadel zurückzukehren.

Von dieser Zeit an stürmten nun mit aller Kraft eine Menge Leiden auf ihn ein. Zwar kam er bald wieder zum Schulhalten in einem Orte der Grafschaft Mark, aber auch hier war seines Bleibens nicht, weil die rohen Leute des Orts sich nicht in ihn, und er sich nicht in die Leute zu finden wußte. Wiederum zu seinem Vater zurückgekehrt, der unterdessen in zweiter Ehe mit einer gar sparsamen Frau auf einem zwei Stunden von Grund entfernten Orte sich in Haus und Hof hinein geheirathet hatte, fand er genug Ursache sich Glück zu wünschen, als er bald hernach in dem jetzigen Wohnorte seines Vaters die vacant gewordene Schulstelle erhielt. Von derselben zu einer besseren fortberufen, kam er auch auf diesem neuen Posten wieder in Ungelegenheiten mit den Bauern und nahm seinen Abschied. Aehnliches passirte ihm bald darauf, dieses mal ohne irgend eine sichtbare Schuld auf seiner Seite, noch an einem andern Orte, und mußte er natürlicher Weise nach solchen Zufällen immer zu seinem Vater und zu seiner Stiefmutter zurückkehren. So lebte er von seinem fünfzehnten bis zwanzigsten Jahre in einem beständigen Wechsel zwischen Schulstube und Handwerk

und kam dabei in eine ökonomisch mißliche Lage. „Wenn er nun weiter nichts zu thun gehabt hätte, als auf dem Handwerk zu arbeiten, so würde er sich beruhigt und in die Zeit geschickt haben; allein sein Vater stellte ihn auch an's Dreschen. Er mußte den ganzen Winter durch des Morgens früh um zwei Uhr aus dem Bett und auf die kalte Dreschtenne. Der Flegel war ihm erschrecklich. Er bekam die Hände voller lichter Blasen, und seine Glieder zitterten vor Schmerzen und Müdigkeit; allein das half alles nichts, vielleicht hätte sich sein Vater über ihn erbarmt, allein die Mutter wollte haben, daß ein jeder im Hause Brod und Kleider verdienen sollte. Dazu kam noch ein Umstand. Stilling konnte mit dem Schullohn niemals auskommen, denn er ist in dasigen Gegenden außerordentlich klein; fünfundzwanzig Reichsthaler des Jahres ist das Höchste, was einer bekommen kann; Speise und Trank geben einem die Bauern um die Reihe. Daher können die Schulmeister alle ein Handwerk, welches sie in den übrigen Stunden treiben, um sich desto besser durchzuhelfen. Das war aber nun Stillings Sache nicht, er wußte in der übrigen Zeit weit was Angenehmeres zu verrichten; dazu kam noch, daß er zuweilen ein Buch oder sonst Etwas kaufte, das in seinem Kram diente, daher gerieth er in dürftige Umstände, seine Kleider waren schlecht und abgetragen, so daß er aussah, als einer, der gern will und kann nicht."

„Wilhelm war sparsam und seine Frau in einem noch höheren Grade; dazu bekam sie verschiedene Kinder nacheinander, so daß der Vater Mühe genug hatte, sich und die Seinigen zu ernähren. Nun glaubte er, sein Sohn wäre groß und stark genug, sich seine Nothdurft selbst zu erwerben. Als das nun so nicht mehr fort wollte, wie er dachte, so wurde der gute Mann traurig und fing an zu zweifeln, ob sein Sohn auch wohl endlich gar ein liederlicher Taugenichts werden könnte. Er fing an, ihm seine Liebe zu entziehen, fuhr ihn rauh an

und zwang ihn, alle Arbeit zu thun, es mochte ihm sauer werden oder nicht. Dieses war nun vollends der letzte Stoß, der Stillingen noch gefehlt hatte. Er sah, daß er's auf die Länge nicht aushalten würde; ihm grauete vor seines Vaters Haus, deßwegen suchte er Gelegenheit, bei andern Schneidermeistern als Geselle zu arbeiten, und dieses ließ sein Vater gerne geschehen."

„Doch kamen auch zuweilen noch freudige Blicke dazwischen. Johann Stilling (der Oheim) wurde wegen seiner großen Geschicklichkeit in der Geometrie, Markscheidekunst und Mechanik und wegen seiner Treue für's Vaterland zum Commercien-Präsidenten gemacht, deßwegen übertrug er seinem Bruder die Landmesserei, welche Wilhelm auch aus dem Grunde verstand. Wenn er nun einige Wochen ins Märkische ging, um Büsche, Berge und Güter zu messen und zu theilen, so nahm er seinen Sohn mit, und dieses war so recht nach Stillings Sinn. Er lebte dann in seinem Element, und sein Vater hatte Freude daran, daß sein Sohn bessere Einsichten davon hatte, als er selber. Dieses gab oftmalen zu allerhand Gesprächen und Projekten Anlaß, welche Beide in der Einöde zusammen wechselten. Indessen war Alles fruchtlos, und bestand in bloßen leeren Worten. Oefters beobachteten ihn Leute, die in großen Geschäften standen, und die wohl Jemanden gebraucht hätten. Diese bewunderten seine Geschicklichkeit; allein sein schlechter Aufzug mißfiel einem Jeden, der ihn sah, und man urtheilte insgeheim von ihm, er müßte wohl ein Lump seyn. Das merkte er, und es brachte ihm unerträgliche Leiden. Er liebte selber ein reinliches ehrbares Kleid über die Maßen, allein sein Vater konnte ihn nicht damit versehen, und ließ ihn darben."

„Diese Zeiten waren kurz und vorübergehend; sobald er wieder nach Haus kam, so ging das Elend wieder an. Stilling machte sich alsdann bald wieder zu einem fremden Mei-

ker, um dem Joch zu entgehen. Doch reichte sein Verdienst lange nicht zu, um sich ordentlich zu kleiden."

Heinrichs Großvater, der alte Eberhard, war längst gestorben. Die Großmutter lebte ganz erblindet in ihrem Hause in Grund bei einem Schwiegersohne. Einst besuchte Heinrich seine Großmutter. „Er fand sie am gewohnten Platz hinter dem Ofen sitzen. Sie erkannte ihn bald an der Stimme, denn sie war staarblind und konnte ihn also nicht sehen. Heinrich, sagte sie, komm, setze dich hier neben mich! Stilling that das. Ich habe gehört, fuhr sie fort, daß dich dein Vater hart hält, ist wohl deine Mutter schuld daran? Nein, sagte Stilling, sie ist nicht schuld daran, sondern meine betrübten Umstände."

„Hör, sagte die ehrwürdige Frau, es ist dunkel um mich her, aber in meinem Herzen ist's desto heller; ich weiß, es wird dir gehen, wie einer gebärenden Frau, mit vielen Schmerzen mußt du gebären, was aus dir werden soll. Dein seliger Großvater sah das Alles voraus. Ich denke mein Lebtag daran, wir lagen einmal des Abends auf dem Bette und konnten nicht schlafen. Da sprachen wir dann so von unsern Kindern und auch von dir, denn du bist mein Sohn und ich habe dich erzogen. Ja, sagte er, Margrethe! wenn ich doch noch erleben möchte, was aus dem Jungen wird. Ich weiß nicht: Wilhelm (der Vater Heinrichs) wird noch in die Klemme kommen, so stark als er jetzt das Christenthum treibt, wird er's nicht ausführen, er wird ein frommer, ehrlicher Mann bleiben, aber er wird noch was erfahren. Denn er spart gern und hat Lust zu Geld und Gut. Aber der Junge, der liebt nicht Geld und Gut, sondern Bücher und davon läßt sichs im Bauernstand nicht leben. Wie die beiden zusammen stallen werden, weiß ich nicht! — Aber der Junge wird doch am Ende glücklich seyn, das kann nicht fehlen. Wenn ich eine Axt mache, so will ich damit hauen,

und wozu unser Herrgott einen Menschen schafft, dazu will er ihn auch brauchen!“

„Stilling war's, als wenn er im dunklen Heiligthum gesessen und ein Orakel gehört hätte, es war, als wenn er entzückt wäre und aus der dunklen Gruft seines Großvaters die gewohnte Stimme sagen hörte: Sei getrost, Heinrich, der Gott deiner Väter wird mit dir seyn!“

Auf den Gott seiner Väter verließ sich Stilling in seinem Leiden. Seine und seiner Familie Frömmigkeit war keine rein subjective, sondern eine familiäre. Er hatte ein sehr feines Gefühl für alle menschlichen Beziehungen, für jede Art menschlicher Gemeinschaft, und wenn er als Kind seine „Ahnen“ aufgezeichnet, so ist das keine bloße Folge seiner Lectüre, sondern Aeußerung eines starken Bewußtseyns einer Familien-Gemeinschaft, welches auch die vorangegangenen Geschlechter mit umfaßt. Wir haben bei der Besprechung Zinzendorf's im 33sten Bande der hist.-polit. Blätter darauf hingewiesen, wie die Erfassung des Christenthums als Sache der Gemeinschaft etwas wesentlich Katholisches sei. „Abgesehen von all den einzelnen Merkmalen und Aeußerungen eines specifisch-katholischen Geistes in solch einzelnen Zügen seines Jugendlebens muß uns Zinzendorf vor allen Dingen deßwegen als beinahe katholisch vorkommen, weil er in einem hohen Grade frei erscheint von jenem protestantischen Privat-Geist, der die Religion als eine Privat-Sache betrachtet und behandelt, sie in erster Instanz auf den Einzelnen bezieht, während sie Zinzendorf von vorn herein in ganz katholischer Weise als Sache Gottes und allgemeine Angelegenheit aller Menschen auffaßt“ 2c. 2c. Dieß Alles findet in gar vieler Beziehung volle, wenn auch etwas modificirte Anwendung auch auf Stilling. Seine Ansichten über unsere Verbindung mit der Geisterwelt, auf welche wir noch später zu sprechen kommen, über die Nothwendigkeit thätiger Näch-

kindliche u. s. w. Wenn ich alle auf dieselbe Formen zurückführen, auf denen auch ein Familien-Bewußtsein in der Religion erscheint: daß der Mensch kein Atom, sondern Glied in einem gegliederten Ganzen ist. Glied der Menschheit nicht allein, sondern auch aller besondern Kreise und Verbände, in welchen sich das Werk der Schöpfung und Erlösung, wie in den [illegible] seinen besondern Gliedern vermittelt.

Die Offenbarung erkennt das Band der Gemeinschaft und dessen Bedeutung und Macht über den Einzelnen besonders auch hinsichtlich der Familie in der höchsten Bedeutung an, indem sie von den Eltern Segen und Fluch, jenen bis in's tausendste, diesen bis in's dritte und vierte Glied, auf die Kinder übergehen läßt. Diese Solidarität der Kinder und der Eltern in dem Verhältniß zu Gott, wie auch im Verdienst, Schuld und Strafe hat sich im allgemeinen Gefühl der Christenheit von jeher bis auf diese Stunde in sehr vielen Gebräuchen und Sitten, unter Anderem z. B. auch darin dargestellt, daß es fromme Familien allezeit liebten, Jemanden aus ihrer Mitte im geistlichen Stande ganz dem Herrn zu opfern, im Bewußtsein, daß die Familie als solche dadurch mehr geheiligt und eines höhern Segens theilhaftig werde. Ist so die Familie auch vor Gott ein einheitliches Ganzes, so hat sie gewiß auch als solche ihre besondere Führung, ebenso wie die Völker, und es ist durchaus keine Unwahrheit und leere Redensart, wenn der Mensch sich auch Gott gegenüber als Familienglied fühlt, und sich auf den Gott beruft, Gott als dem vertraut, der auch seine Väter geführt und begnadigt hat.

(Schluß folgt.)

und wozu unser Herrgott einen Menschen schafft, dazu will er ihn auch brauchen!"

„Stilling war's, als wenn er im dunklen Heiligthum gesessen und ein Orakel gehört hätte, es war, als wenn er entzückt wäre und aus der dunklen Gruft seines Großvaters die gewohnte Stimme sagen hörte: Sei getrost, Heinrich, der Gott deiner Väter wird mit dir seyn!"

Auf den Gott seiner Väter verließ sich Stilling in seinem Leiden. Seine und seiner Familie Frömmigkeit war keine rein subjective, sondern eine familiäre. Er hatte ein sehr feines Gefühl für alle menschlichen Beziehungen, für jede Art menschlicher Gemeinschaft, und wenn er als Kind seine „Ahnen" aufgezeichnet, so ist das keine bloße Folge seiner Lectüre, sondern Aeußerung eines starken Bewußtseyns einer Familien-Gemeinschaft, welches auch die vorangegangenen Geschlechter mit umfaßt. Wir haben bei der Besprechung Zinzendorf's im 33sten Bande der hist.-polit. Blätter darauf hingewiesen, wie die Erfassung des Christenthums als Sache der Gemeinschaft etwas wesentlich Katholisches sei. „Abgesehen von all den einzelnen Merkmalen und Aeußerungen eines specifisch-katholischen Geistes in solch einzelnen Zügen seines Jugendlebens muß uns Zinzendorf vor allen Dingen deßwegen als beinahe katholisch vorkommen, weil er in einem hohen Grade frei erscheint von jenem protestantischen Privat-Geist, der die Religion als eine Privat-Sache betrachtet und behandelt, sie in erster Instanz auf den Einzelnen bezieht, während sie Zinzendorf von vorn herein in ganz katholischer Weise als Sache Gottes und allgemeine Angelegenheit aller Menschen auffaßt" zc. zc. Dieß Alles findet in gar vieler Beziehung volle, wenn auch etwas modificirte Anwendung auch auf Stilling. Seine Ansichten über unsere Verbindung mit der Geisterwelt, auf welche wir noch später zu sprechen kommen, über die Nothwendigkeit thätiger Näch-

verwundern, daß sie solange in der Schwebe geblieben, und daß nicht auch schon die neubelebte protestantische Orthodoxie sich ihrer bemächtigt hat, der sie keineswegs so ferne liegt, als man auf den ersten Anblick glauben möchte... Denn die Wurzeln des Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä erstrecken sich tief in das von der orthodoxen Theologie auch der evangelischen Kirche noch unerschüttert festgehaltene dogmatische System hinein, und geben einen Fingerzeig auf seine schwachen Stellen und faulen Flecke. Es ist die geschichtliche Thatsache der sündlos heiligen Person Jesu, um die es sich handelt... Will man sich nicht dem Doketismus in die Arme werfen, oder will man nicht etwa die bisher im orthodoxen System geltende Erbsündentheorie einmal gründlich revidiren — und Letzteres will man in unsern Tagen dort noch weniger als Ersteres — so bleibt nichts Anderes übrig, als den Einfluß der Erbsünde auf die menschliche Natur Jesu auch von mütterlicher Seite her abzuschneiden, d. h. man muß annehmen, daß auch Maria schon frei von den Wirkungen der Erbsünde gewesen sei, und, da diese durch die Zeugung fortgepflanzt werden soll, daß auch Maria schon ohne Erbsünde, d. h. unbefleckt empfangen worden sei. Und das ist es, worauf jetzt in der römischen Kirche hingearbeitet wird, nicht aus irgend welcher Willkür, sondern aus dem Zwange nothwendiger Consequenz, und es ist daher kaum daran zu zweifeln, daß das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä jetzt in Rom die kirchliche Sanktion empfangen wird. Wenn das nun auf die evangelische Kirche auch keinen Einfluß hat, so werden consequente orthodoxe evangelische Theologen sich doch nicht enthalten können, die Folgerichtigkeit des römischen Verfahrens anzuerkennen, und sich innerlich dadurch dem Mariencultus sehr genähert zu fühlen."

V.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

VI.

Aspekten vom Frankfurter=Kirchentag; keimender Sonderbund des deutschen Calvinismus und dessen Motive.

Es ist nun gerade ein Jahr verlaufen, seitdem ich angefangen, in diesen Blättern zu beschreiben, wie unsere deutschen Brüder protestantischen Bekenntnisses sich abmühen, ihrem Religionswesen jene Legitimation zu verschaffen, deren Mangel ihnen erst noch im J. 1848 recht schwer auf's Herz gefallen ist. Einheit und Autorität wollten sie ihrem Kirchenthum gewinnen; oder, wie Dr. Leo mit andern Worten einst sagte, „was ihr Katholiken habt, und was uns abgeht, die Zucht und die strenge Ordnung der Kirche.“ Kurz, ich beschrieb, wie sie Babel heilen; aber Babel will nicht heil werden. Sie haben im vergangenen Jahre einen raschen Schritt zum Ziele gewagt. Nachdem sie in der „Innern Mission“ ein paar Jahre hindurch die edelsten Kräfte aufgeboten, um aus ihrem kirchlichen Chaos Atom um Atom endlich einmal eine wahre „Kirche“ anzusammeln, ward dieselbe

als schon existirend anticipirt und die „deutsch-evangelische“ benannt; am 20. Sept. 1853 stattete der Berliner Kirchentag solche Kirche mit einem gemeinsamen Bekenntniß aus. Diese Blätter haben damals die kirchenbildende That ausführlich besprochen und deßgleichen ihre mögliche Entwicklung. Sie glaubten doch annehmen zu dürfen, daß eine solche statthaben werde, durften nicht behaupten, daß jene Kirche schon in den Windeln sterben, der Kirchentag als ihr Organ alsbald nach dem Trompeten- und Paukentusch von Berlin schon kleinlaut werden, die Blüthe der protestantischen Reaction kaum aufgebrochen, auch schon wieder durch den eisigen Reif des Subjektivismus versengt würde. Und doch folgte auf den Kirchentag von Berlin der heurige von Frankfurt. Man mußte hier mit größter Spannung den ferneren Verhandlungen über die neue Gesammtkirche und ihr Bekenntniß entgegensehen; aber — „die brennenden Fragen des Tages berührten sie nicht, nach der starken Erregung auf dem Berliner Kirchentage bedurfte man der Ruhe, gewissermaßen eines neutralen Bodens“ *).

Ich habe in meinen vorjährigen Abhandlungen über das Commun-Bekenntniß vom 20. Sept. wiederholt hervorgehoben, daß dasselbe nur auf die preußische Landeskirche passe; daß es nur die preußische Union decke und zwar in dem Sinne, wie ihr königlicher Oberstbischof gegenwärtig sie officiell haben will; daß auch lauter Preußen es gewesen, die fast ausschließlich das Bureau des Conciliums und die Majorität der Abstimmenden bildeten. Protestantische Beobachter fanden diese Momente von solchem Gewicht, daß sie im Hintergrunde der neuen deutsch-evangelischen Kirche sogar die preußische Tendenz zum politischen Unionismus lauern sahen, und meinten, es gelte, durch diese „deutsche“ Kirche nicht weniger, als durch die damals angestrebte deutsche Reu-

*) Darmst. K.-Z. vom 28. Sept. 1854.

tralität im orientalischen Handel, alle deutschen Küchlein unter die mütterlichen Flügel des preußischen Adlers zu versammeln. Dieß mag für jetzt dahingestellt bleiben. Soviel jedoch darf man den Herren freundlich rathen, wenn je noch einmal Kirchentag auf Grund des am 20. Sept. 1853 normirten Bekenntnisses der deutsch-evangelischen Kirche seyn soll, ihn doch keinenfalls mehr in einer außerpreußischen Stadt abhalten zu wollen, und am allerwenigsten in einer so widerpreußischen Gegend, wie z. B. Frankfurt ist, und an andern Enden des deutschen Südens. Zu gehörigem Schwung ist offenbar ein mächtiger Luftstrom vom officiellen Blasebalg erforderlich, wie er in Berlin sich fühlbar machte; aber auch außerdem war schon die rein religiöse Atmosphäre in Frankfurt dumpf und feucht, die Pfeifen konnten unmöglich einen hellen Ton von sich geben.

Nicht als wenn es an äußerlichem Entgegenkommen gefehlt hätte; die Frankfurter werden vielmehr belobt, daß sie die Gäste sehr liberal und gastfrei aufgenommen, wenn auch nur wenig in Privathäusern, sondern meistens in den Hotels. Auch ließen sich 189 Frankfurter selbst als Mitglieder des Kirchentags eintragen, und ihrer 40 bildeten ein eigenes Comité für seine Placirung. Aber schon in der ersten Sitzung desselben erklärte Einer: er wolle deßhalb doch nicht für ein Mitglied des Kirchentags angesehen seyn, und noch weniger den Schein auf sich laden, als ob die Stadt Frankfurt überhaupt mit den exclusiven Tendenzen der Herren Stahl, Gerlach und Hengstenberg irgendwie übereinstimme. Ohne competenten Widerspruch zu finden, amplificirte der Frankfurter „Volksbote“ diesen Meinungs-Ausdruck: niemals wären nur ein Dutzend Protestanten von „der ausschließlichen, unter dem Schutze der Hofgunst und des vor Allem seine Steuer-Freiheit vertheidigenden Landadels, emporwuchernden Berliner-Richtung“ in der guten Stadt für das Comité aufzutreiben gewesen, und auch die eifrigsten Wirthe der Kirchen-

tags-Männer seien fern von solcher Tendenz. Namentlich begreife man in Frankfurt den Eifer eines Lutherthums gegen Calvinismus nicht mehr, wie denn die reformirte Gemeinde daselbst lange Jahre hindurch nur Lutheraner zu Predigern gehabt, und nie ein Lutheraner bei einem Haus- oder Privat-Religionslehrer gefragt habe: ob er denn nicht etwa reformirt sei? Auch über den eigentlichen Inhalt des Frankfurtischen Religions-Codex wollte dieser sein Interpret nicht im Zweifel lassen, gegenüber dem „schlimmen Geruch des Priester- und Schriftgelehrtenthums der alten katholischen Concilien", und zur Rettung des „Prophetenthums der freien evangelischen Versammlungen." Der Symbole zu geschweigen, sagt er, so sind ja sogar die prophetischen und apostolischen Schriften in der Bibel ihrem Umfange nach selbst einem Luther zweifelhaft, daher er als letzte Norm des bindenden Wahrheits-Kriteriums nicht die historische, sondern die innere Autorität aufstellt; darum findet auch Dr. J. Müller jenes Kriterium nur in dem kühnen Kanon Luthers: „mögen auch die Kirche, St. Petrus, St. Augustin, selbst ein Engel anders lehren (als ich), nur was uns Christum lehrt, ist apostolisch."

Das war gut schleiermacherisch oder negativ-unionistisch, wie man jetzt besser sagt, gut subjektivistisch oder bekenntnißlos, gut protestantisch in dem Sinne, wie die Katholiken den Protestantismus zwei Generationen lang allein noch kannten. Das gleichgesinnte Hauptorgan der großen preußischen und außerpreußischen Unions-Partei reproducirte daher diese Auslassungen mit stiller Freude*), und in denselben Tagen (24. Sept.) ward der Allg. Ztg. aus der Uckermark berichtet: es sei doch sehr beachtenswerth, daß „von allen

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 17. Juni, 14. Okt. und 28. Sept. 1854.

evangelischen Tagesblättern in Preußen die (selbige) protestantische Kirchenzeitung vielleicht allein einen auffallenden Aufschwung genommen." Es scheint wirklich, als wenn die Dielen, mit denen die Innere Mission das rauschende Gewässer des schrankenlosen protestantischen Subjektivismus überbrückt, schon wieder ziemlich überfluthet seien, und der in Folge des Jahres 1848 für diese Richtung eingetretene Wassermangel bereits wieder gründlich ersetzt sei. An der gefährlichsten Stelle des ganzen Werkes nun sollte für dießmal der Kirchentag sich niederlassen. Er hatte Ein Jahr zuvor seine Kirche per majora mit einer positiven Confession versehen; wer stand dafür, daß jetzt nicht die Uebermacht der protestantischen Subjektivisten gen Frankfurt in den Kirchentag ströme, dieselbe Kirche für sich fiskalisch mache, und sie, gleichfalls per majora, mit einer n e g a t i v e n Confession versehe? Diese Besorgniß hat in den kirchentäglich-positiven Kreisen in der That stark grassirt. Man reiste nach Frankfurt zitternd und zagend, ob nicht für den dießmaligen auf dem eminent heimathlichen Boden der „bekenntnißlosen Union" versammelten Kirchentag z. B. „die hessendarmstädtische und nassauische Kirche ihre Schleusen öffnen und ihre Schaaren in Gießen gebildeter Geistlichen entsenden, und der wieder so breit sich machende theologische Subjektivismus zu unkirchlichen Majoritäts-Beschlüssen leicht fortreißen werde" *). Die Angst wuchs noch, als „die schmerzliche Kunde kam, daß so manche theuern Männer aus dem Norden, wie Stahl und Hengstenberg, diese Säulen unserer Kirche, nicht kommen würden, manche fürchteten selbst: i n n e r l i c h v e r s t i m m t."

Indeß gestalteten sich die Dinge insoweit über Erwarten gut. Nicht nur trafen von den Preußischen Leute genug

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 14. Oct. 1854.

ein, um, freilich zu zweifelhafter Erbauung der ruhig beobachtenden Frankfurter, abermals fast ausschließlich das ganze Führer-Geschäft zu übernehmen; sondern was noch wichtiger ist — die „Subjektivisten“ kamen nicht. Bekanntlich war es ein Hauptruhm des Berliner Kirchentags, daß er sich selbst belobte, durch den Mund Stahl's z. B., mit der Schöpfung einer positiven Confession für seine Gesammtkirche dem Subjektivismus einen tödtlichen Streich versetzt zu haben. Wunderlich genug, das ein 1853 zum Tode Getroffener im J. 1854 schon wieder als unbestritten übermächtig gefürchtet wird! Und in der That: wenn die „Subjektivisten“ oder bekenntnißlosen Unionisten zu Frankfurt durch ihre Abwesenheit glänzten, so war es durchaus nicht etwa, weil der Bann des Beschlusses vom 20. Sept. sie fern gehalten hätte. Der Berliner Kirchentag, sagen sie, hat ja genugsam bewiesen, wie seine Formel: „Grund der reformatorischen Bekenntnisse“ hinlänglich dehnbar und weitumfassend ist, um uns Alle noch unterschlüpfen zu lassen, so gut wie viele von denen, welche am Kirchentage ihre Stimme erheben. Man hat uns auch, versichern die Subjektivisten, schon gerathen, uns einmal in Masse einzufinden; aber was wäre damit gewonnen, als daß wir den Kirchentag in zwei oder drei Kirchentage auseinandersprengten, und wozu dieß? „Wenn die Zeichen nicht trügen, scheint die Zeit ohnehin nicht mehr fern, wo der Kirchentag auch ohne unser Hinzuthun an diesem Ziele anlangen wird; die Enttäuschung, als ob der Kirchentag die evangelische Kirche in Deutschland repräsentire, wird gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen“ *).

Die erklärten Subjektivisten in ihrer stolzen Sieges-Gewißheit blieben also persönlich weg. Sie hatten aber den-

*) So die Berliner „Protestant. K.-Z.“ vom 23. Sept. im engsten Anschlusse an den Frankfurter „Volksboten“.

noch ihre Wurzeln tief und breit auch in diesem Kirchentag; sie wußten das selber so gut wie ihre dem Autoritäts-Glauben zugeneigten Gegner. Und ob auch jede Berührung der „brennenden Fragen“ sorglich vermieden wurde, so drohte das protestantische Princip doch jeden Augenblick hervorzubrechen, mit seinen Schlagworten „Gotteswort“ wider Menschenwort, „Bibel“ wider Symbol. Es hatte auch lockende Gelegenheit dazu in den zwei wichtigsten Fragen, die der Kirchentag discutirte: über den Gebrauch der Bibel und über die Kindertaufe. Und welche Autorität sollte man ihm entgegensetzen? Freilich rühmt ein eifriger Confessionalist als Augenzeuge dem Kirchentag nach: dieser habe in erfreulicher Weise gezeigt, daß es dem theologischen Subjektivismus nicht mehr gelingen könne, die kirchliche Basis des Kirchentags zu erschüttern; „der Segen des Berliner Bekenntnisses zur Augustana wurde hier recht spürbar, es war, als ob den widerstrebenden Rednern von unsichtbarer Hand der Mund gehalten, ihren Worten alle Kraft genommen wurde, daß sie wie stumpfe Pfeile zu Boden sanken, und beschämt tauchten die Sprecher in der Menge wieder unter“ *). Allein diese Wunderwirkung läßt sich im Nothfalle doch auch auf natürlichem Wege einigermaßen erklären. Als sich z. B. der Schul-Direktor Thudichum aus Büdingen erhob, um das protestantische Deutschland überhaupt und „Schleiermachers Genius“ insbesondere gegen die pessimistischen Vorwürfe des Referenten in der Bibel-Frage, wegen Geringschätzung der Bibel u. s. w., in Schutz zu nehmen, da — „mußte der Mann einen dauern, das Zischen der Versammlung machte seinem Vortrag ein Ende“ **). Wie aber, wenn die „Subjektivisten“ nun wirklich in Masse erschienen wären, und ihrerseits dasselbe Autoritäts-Princip des Nieder-Zischens applicirt hätten?

---

*) Halle'sches „Volksblatt“ vom 14. Oct. 1854.

**) A. a. O.

Mit dem Recurs auf die Autorität der Kirche, d. h. der „deutsch-evangelischen Kirche", ist es am Kirchentag freilich noch immer eine ganz eigene Sache. Die Debatte über die Rechtfertigung der Kindertaufe konnte nicht umhin, auf einen solchen Recurs und eine Appellation an die Tradition hinauszulaufen. Unmittelbar vorher aber hatte der Referent in der Bibelfrage, Generalsuperintendent Hoffmann aus Berlin, die rechte Kirche und ihre Autorität als immer noch zukünftige Dinge dargestellt, und die nach Wahrheit suchenden oder auch nicht suchenden Christenmenschen auf die Bibel und eine künstlich angelernte Auslegungs-Wissenschaft verwiesen *). Dreihundert Jahre lang treiben sie es bereits mit ihrer Bibel, und haben aus ihr noch nie eine Gemeinschaft der Wahrheit auch nur für hundert Köpfe zuwege gebracht; dennoch verkündete Dr. Hoffmann nun wieder die ausschweifendsten Sätze über die Fundamentirung der Kirche auf die gedruckten Bibelblätter. Die Bibel, sagte er, ist das göttliche Wort in menschlicher Schriftgestalt, wo sie ist und wo nur zwei oder drei sie lehren, da ist die Kirche; jeder Haus-Vater müsse ein Priester werden im Kreise seiner Familie mit der Bibel in der Hand; eine Familie ohne Bibel sei ein bloßer Menschenknäuel, ein Volk ohne Bibel eine bloße Rotte.

---

*) Es hatte sich sonst doch da und dort die Einsicht gebildet, daß die Bibel nicht für Alle und in Allem ohne Unterschied gleich passende Lektüre sei. In der Gnadauer-Conferenz vom April 1853 z. B. erklärte eine gewichtige Stimme: „die protestantische Kirche treffe der Vorwurf, daß sie dem Mysterium zu sehr Thor und Thür geöffnet habe, indem sie den Kindern zu früh die ganze Bibel in die Hand gebe." Dr. Hoffmann dagegen antwortet jetzt auf die Frage: ob denn Alles in der Bibel und auch die „anstößigen Stellen" und diese auch von der Jugend zu lesen seien? — allerdings, und in der nöthigen „Auslegung" müßten eben Predigt und Bibelstunden alle Menschenkinder schulen. — Darmst. K.-Z. vom 28. Sept. 1854, vgl. Halle'sches „Volksblatt" vom 27. Apr. 1853.

Indeß gesteht der hochgestellte Kirchenmann zu, nicht nur, daß das deutsche Volk noch keine rechte Bibelkirche habe, sondern daß es auch nicht einmal in der apostolischen Kirche zu einem rechten Bibelleben gekommen, und die Reformation es nur bis zur Bibelsitte gebracht, nicht aber zu einem durch die Bibel gänzlich erneuerten Volksleben.

Den gastweise anwesenden Wiedertäufern mußte wohl das Herz im Leibe hüpfen, hier also die von ihnen selbst so ernst und beharrlich vertretene christliche Weltanschauung predigen zu hören. Was konnte noch hindern, daß man ihrem schon in Berlin gestellten Begehren nachkomme und, um auch die Baptisten in den Schooß der „deutsch-evangelischen Kirche" aufzunehmen, den Artikel von der Taufe ebenso freigebe, wie man am 20. Sept. 1853 bereits mit dem vom Abendmahl gethan? Steht ja doch eingestandenermaßen von der Kindertaufe kein Wort in der Bibel! Anerkannte ja doch Prof. Dr. Steinmeier aus Bonn als Referent selber, daß „die Kirche nicht vermöge, einen ausdrücklichen Befehl des Herrn oder der Apostel für die Kindertaufe aufzuweisen" Und das Kirchentags-Präsidium selbst versicherte, das Dogma von der Kindertaufe sei „ein noch nicht vollständig gelöstes Problem." Als aber Dr. Steinmeier, obgleich er deßfalls „noch nicht wissenschaftlich mit sich abgeschlossen habe", indirekte aus der Bibel über Glaube und Taufe zu argumentiren begann, da überströmten ihn von allen Seiten Vorwürfe über „Professorenweisheit", „philosophische Machtsprüche", „heterodore Auffassung". Vergebens warf der arme Referent ein: er stehe ja auf dem Grund der symbolischen Bücher, aber in der rheinischen Kirche komme man damit gegenwärtig nicht aus, sondern müsse Schriftbeweise haben. Nur das Eine an ihm gefiel der Versammlung, daß er sagte: wer die Kinder-Taufe nicht glaube, der müsse mit den Baptisten und andern Sektirern den Willkür-Machtspruch fällen, daß der heilige Geist der Kirche schon im zweiten Jahrhundert völlig abhan-

den gekommen sei. Darauf hin erinnerte der Advokat Thesmar den Kirchentag, daß er doch nicht etwas beschließen könne, „was die ganze Kirche schon beschlossen habe“, denn sonst würde eben damit die Möglichkeit gesetzt, daß ein andermal eine anders gesinnte Majorität das Gegentheil beschließe. Der Präsident selbst erklärte sofort jede Abstimmung über diese Frage für unmöglich, weil sonst „nur die auf Grund des reformatorischen Bekenntnisses gewissesten Gegenstände in's Schwankende gezogen zu werden schienen.“ Dem Referenten ward für die Rücknahme seiner Thesen „einstimmiger Dank votirt“; die anwesenden, jedoch nicht zum Wort zugelassenen Wiedertäufer aber — was Wunder, wenn sie „sich gewissermaßen als die Sieger ansahen“ *)? War ja nun die ganze heillose Verwirrung leibhaftig an ihren Augen vorübergezogen: wie man sich gezwungen und gedrungen sah, die kirchliche Autorität und die Tradition zur Ergänzung und Interpretation der Bibel zu Hülfe zu rufen, und wie man dennoch gleich wieder in den altgewohnten hochtrabenden Phrasen von einer Kirche und Autorität declamirte, die erst noch, oder vielmehr in jedem Momente, auf der Bibel sich erbauen müsse. Wie man, um mit dem Frankfurter Bekenntniß zu sprechen, je nach Bedürfniß und Gelegenheit bald die „historische Autorität“, bald die „innere Autorität“ verwirft, und doch wieder bald die eine, bald die andere anruft, während die Freien, rechts und links der deutsch-evangelischen Kirche, wenigstens sich consequent bleiben, indem sie „nicht die historische, sondern die innere Autorität“ aufstellen.

Der praktische Theil der Kirchentags-Thätigkeit beschäftigte sich in erster Reihe mit dem Ehescheidungs-Wesen, wel-

*) wie selbst die Darmst. K.-Z. vom 30. Sept. gesteht; vgl. über die piquante Affaire Halle'sches „Volksblatt“ vom 18. Oct. und Berliner „Protest. K.-Z.“ vom 11. Nov. 1854.

ches ernste Freunde des protestanlischen Kirchenthums lange schon als eine der furchtbarsten Wunden an demselben beklagten. Man erzählte offen von einem höhern norddeutschen Beamten, der im Bade bei Tisch mit vier Gemahlinen zusammentraf, seiner gegenwärtigen und seinen drei geschiedenen. Es gilt nun, das Ehewesen der Willkür weltlicher Gesetzgebung möglichst wieder zu entreißen, obwohl man weit entfernt ist, die Ehe vom katholischen Gesichtspunkte des Sakraments und der Unauflöslichkeit betrachten zu wollen. Dieß möchte denn auch der einzige Punkt seyn, wo die Kirchentags-Partei vor katholischem Nachdruck oder Plagiat sicher ist. Denn alles Andere, was sie seit 1848 zur Hebung religiösen Lebens beschloß und einrichtete, war nicht etwa der vielhundertjährigen katholischen Praxis abgesehen und an ihr erprobt, sondern umgekehrt, rühmen sich ihre Historiographen, das Alles, Krankenvereine, Rettungsanstalten, Straßenpredigten, kirchliche Kunstvereine 2c. hat die katholische Kirche uns nachgemacht, „unsere ganze innere Mission hat sie nachgeahmt, und der Jesuitenorden hat sie auf die weltgerechteste Weise mit seinen Volksmissionen gekrönt" *). — Es macht einen tragikomischen Eindruck, das tiefe und schmerzliche Gefühl von dem unrettbaren Verfall ihres Kirchenwesens und solchen unwiderstehlichen Reiz zur maßlosesten Ueberhebung in den öffentlichen Aeußerungen dieser Männer immer wieder miteinander ringen zu sehen. Der Dünkel begnügt sich auch nicht, bloß auf Kosten der Katholiken sich zu nähren; „wir waren," sagt ein französischer Kirchentagsgast, „nicht wenig erstaunt, von einem ausgezeichneten Redner zu hören, die deutsche Kirche habe für die Evangelisation der Welt mehr als alle andern

---

*) „Die innere Mission" von Pastor Dr. Merz in Schwäbisch-Hall, in Ullmann's und Umbreit's theol. Studien und Kritiken 1854. II, 395.

gethan, wenn wir z. B. an die weitüberlegenen Arbeiten der englischen Christen dachten" *).

Solches Rühmen in demselben Augenblick, wo dem unbefangenen Beobachter in dem wenig verhüllten Fiasko des Frankfurter Kirchentags das hippokratische Gesicht der noch blutjungen „deutsch-evangelischen Kirche" selber in den bestimmtesten Umrissen sich zeigte! Wo aller der heiße Schweiß, unter dem die tüchtigsten Kräfte seit sechs Jahren lechzend der Autorität und der Einheit nachjagten, deutlicher denn je zuvor als umsonst vergossen erschien! Wo man fast mit leiblichen Augen sah, wie in jeder Nacht der Erdboden die Arbeit des Tages verschlingt, gleich dem jüdischen Tempelbau zu Julians Zeiten, und zwar bei dem officiellen Vereine der Landeskirchen-Regimente in den Eisenacher-Conferenzen nicht minder, als bei dem freien Verband des Kirchentags! Der Präsidialbericht des letztern selbst ist nur ein Register getäuschter Hoffnungen, und höhnisch bilden die Männer der innern Autorität sein Echo nach. „Der Kirchentag," sagen sie, „hat jene kirchenregimentliche Kirchenconferenz angeregt, aber sie ist leider dieß Jahr ausgefallen, denn bekanntlich machen die Lutherischen ihre Sachen für sich fertig; die Kirchenconferenz hat das allgemeine evangelische Kirchengesangbuch veranstaltet, aber es ist leider nirgends eingeführt worden; die Kirchen-Conferenz hat ein allgemeines Kirchenblatt gegründet, aber es wird leider nirgends gelesen" u. s. w. **).

Und zu geschweigen der höhern kirchenbildenden Aufgabe des Kirchentags, selbst über den Stand der eigentlichen Roharbeit in der Innern Mission an sich klangen viele leisen Seufzer der Entmuthigung durch die künstlich gehobene Stim-

---

*) Aus der Genfer Semaine in der Berliner „Protestant. K.-Z." vom 4. Nov.

**) A. a. O.

mung. Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache um die auffallende Verschiedenheit in den beiderseitigen Physiognomien des Congresses der Innern Mission einerseits, und der wenige Tage vorher zu Braunschweig, „in der Stille“ wie die Allg. Ztg. sagt, versammelten Gustav-Adolfs-Vereine andererseits. Jene Versammlung gehört den positiv Gläubigen an, diese bekanntlich den Männern des freien Protestantismus, der Bekenntnißlosigkeit und der negativen Union; jene betreibt die kirchliche Wiedererstehung im eigenen Kreise, diese die aggressive Mission nach Außen, die Propaganda gegen die katholische Kirche. In Frankfurt legte jene sich trübselig auf's Betteln, und protestirte ihr Vater, Dr. Wichern, gegen den „Mythus“ von einer reichen Centralkasse, der in Wahrheit das ganze Jahr hindurch nicht mehr als 1200 Thlr. zugeflossen seien; in Braunschweig war diese voll Jubels über die stets wachsende Zahl der Mitglieder und eine abermalige Steigerung der Jahreseinnahme um 10,000 Thlr. Dort klagten auch die Einzel-Vereine bitter über Mangel an Arbeitern, da die Zahl der Theologie-Studirenden allenthalben so reißend abnehme, daß heute oder morgen selbst für das ordentliche Amt die Candidaten mangeln müßten; hier berieth man über die passendsten neuen Vorposten zur Demonstration wider Rom. Dort schlug man erst noch vor, „an die Stelle des mit Recht begrabenen alten Ordenswesens müßten neue Genossenschaften treten, Evangelisten in ganzen Schaaren;“ hier schickt man die Truppen über die Grenzen, und votirte muthig die Tausende zum Bau einer neuen Festung im Herzen der katholischen Kirche Deutschlands *).

*) Drei Concurrenten nämlich hatten sich dießmal um den Hauptpreis von 4800 Thlrn. gemeldet: Kowalewo in Ungarn, dessen Bedürftigkeit anerkannt die größte war, Offenburg in Baden und Passau in Bayern (mit etwa 100 Protestanten). Aber Kowalewo ward kaum beachtet; auch für Offenburg stellten die Badenser vergeblich vor, dort sei Hannibal ante portas und „eine protestantische That

Man weiß, und die deutschen Katholiken werden es nicht vergessen, daß die dießjährige General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands von Preußen hintertrieben wurde. Es geschah unter den durchsichtigsten Vorwänden; in Wahrheit lagen die preußisch-russische Politik und Baden dazwischen; man wollte nicht die empörend Verleumdeten klagen, den getretenen Wurm nicht öffentlich sich krümmen lassen. Die Männer *dieser* Vereinigung werden sich dennoch wieder versammeln, wenn auch nur Ein gekröntes Haupt in Deutschland eine ungerunzelte Stirne für sie hat; sie werden sich begegnen wie immer: jeder mit seinem ureigenen Kopf auf den Schultern, aber mit dem Einen Glauben und Gehorsam im Herzen. Freilich wollen sie auch weder kirchenbilden, noch russisch-türkische Politik in protestantisch-deutsche Praxis übersetzen. Der Kirchentag dagegen — er hat von ungerunzelten hohen und höchsten Stirnen bis zur Stunde gelebt, und doch scheint es fast, als habe er in Frankfurt der argen Welt Valet sagen wollen. Es existiren dafür charakteristische Zeichen. *Keine* Einladung für Aufnahme des Conciliums im künftigen Jahre kam nach Frankfurt. Als der sehr gewichtige G.-S. Dr. Hoffmann im Berliner „evang. Verein" über die Frankfurter Affaire berichtete, ermahnte er dringend „zu der Fürsorge, daß der Kirchentag nicht ausarte, denn solch ein Kirchentag habe große Gefahr." Während die protestantischen Kirchenzeitungen aller Richtungen im vorigen Jahre für und wider in größter Aufregung sich befanden, lieferten dießmal nur die zunächst betheiligten magere und halbschüchterne Berichte, und erwähnten die streng-confessionellen des Vorgangs kaum mit einer Sylbe; dafür hörte man aus Berlin von eindringlichen Stimmen, „welche in diesen all-

---

den Angriffen der Ultramontanen auf Baden und seine Staatsregierung gegenüber" dringendst nöthig; der Preis ging nach *Passau*. — Vgl. Darmst. K.-Z. vom 21. und 30. Sept. 1854.

jährlich wiederkehrenden Versammlungen eine ernste Gefahr erblickten“ *). Ja, was das Bedenklichste ist, Wichern selbst, der stets am entschlossensten gegen jede Vermischung der Innern Mission mit dem ordentlichen Amt und ihre Unterordnung unter die Landes-Kirchenregimente geeifert — er sprach in Frankfurt nun die unverholene Sehnsucht aus: daß doch die Arbeit des Central-Ausschusses der Innern Mission bald von amtlich zum Kirchendienst bestellten Männern in die Hand genommen werde; solange noch müsse jener Ausschuß in „bretterner Hütte“ sein Johanniswerk weiter treiben.

Also die deutsch-evangelische Kirche, die doch durch die freie Wirksamkeit der Innern Mission, der kirchenbildenden, aus dem Christen-Chaos erst noch recht anzusammeln ist — sie soll ihr freies Organ, den bekenntnißgebenden Kirchentag, sobald als möglich wieder verlieren, und jene Freiheit der innern Mission deßgleichen? Und ihre Gründer selbst agitiren jetzt dafür? Ist denn ihr Werk vielleicht in allerhöchste Ungnade gefallen? Im Gegentheile; man ist ihm vielmehr in den höhern Regionen so süß und so hold, daß man lieber gleich selber Kirchentag seyn möchte! Um so mehr, als sonst zu fürchten ist, daß doch noch „die Kosaken kommen,“ d. h. die Subjektivisten, und sich den freien Kirchentag fiskalisch machen dürften. Solcher Kirchentag muß daher in eine bessere Welt hinüberschlummern, wie die Kirchen-Conferenz von Eisenach bereits vollbracht hat. Und wer soll der Erbe seyn? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. Man wird die neue „deutsch-evangelische Kirche“ nicht aufgeben, sie vielmehr auf die preußische Landes-Unionskirche einziehen, auf welche allein, wie oben bemerkt, ihr Bekenntniß vom 20. Sept. zunächst basirt und berechnet, welcher allein es angemessen und congruent war. Wie man liebt und beliebt, in politischen

---

*) Allg. Ztg. vom 17. Oct. 1854.

Akten sich ohne Weiteres mit Deutschland zu identificiren, seine preußische Politik die „deutsche“ zu nennen, und ohne alles Mandat seine specifisch berlinischen Tendenzen für die Tendenzen ganz Deutschlands auszugeben: so wird man hinfür seine preußische Unions- oder Conföderations-Landeskirche als deutsch-evangelische Kirche sich geriren und wirken lassen. Man wird es halten, wie weiland mit der Erfurter-Union und mit der „deutschen“ Neutralität im orientalischen Conflikt: kann man weder mit Vielen noch mit Wenigen deutsche Kirche bilden, so wird man sie allein zu bilden versuchen. Aus keinem andern Gesichtspunkte ist die neueste Geschichte der preußischen Union zu begreifen, wie an einem andern Orte gezeigt werden soll.

Aber — die Aber werden gedehnter bei jedem Schritte; der Plan scheint zu seinem absoluten Gegentheil ausschlagen zu wollen. Die negative Lebens- und Lehr-Union wollte man vorerst auflösen in ihre drei Theile, die aus den ursprünglich „vereinigten“ zwei erwachsen waren, um dieselben wieder zu vereinigen zu einer positiven Lehr- und Lebens-Conföderation. Den streng Confessionellen sollte so ihr Recht werden, und wirklich bestand die neueste Entwicklung der preußischen Union allein darin, daß sie in die drei Sonderkirchen, die lutherische, die reformirte und die negativ-unirte, auseinanderging; das zweite Stadium wäre die Conföderation nach dem Berliner-Beschluß vom 20. Sept., oder eine Art positiver Union mit normirtem Consensus, aber noch unnormirtem Dissensus, gewesen; als das dritte Stadium dachte man sich eine wahre und wirkliche Union mit Lehr- und Lebens-Einerleiheit, nur dachte man sich die Weise dieser Unirung verschieden. Die Einen hofften sie offenbar von einer Formulirung auch des Dissensus etwa nach dem vorjährigen Beispiel der Pfälzer-Union, wobei die Lutheraner am meisten verloren hätten; die Andern hofften sie von einem allmähligen Uebergang aller reformirten und unirt-unirten

Elemente in das lutherische. Diese Blätter haben vor Einem Jahre bereits darauf hingewiesen, daß die eine Partei mit dem erstern, die andere mit dem letztern Hintergedanken das kirchenbildende Berliner-Compromiß eingegangen, und unzweifelhaft war es der geheime Zweck der officiellen preußischen Landeskirchen-Politik selbst, durch Unterdrückung der negativen Union und Wiedervereinigung zur positiven Conföderation die Lutheranisirung der ganzen Landeskirche zu fördern.

Man könnte in der That den Gedanken für verrückt halten, wenn man nicht weiß, wie gewaltig das Lutherthum unter Unirten und Reformirten ganz unvermerkt wirklich bereits um sich gegriffen, wie groß die Zahl der Männer in Preußen ist, welche die lutherische Ueberströmung schon mit fortgerissen, und daß es gerade die Hauptstützen des preußischen Lutherthums sind, die ursprünglich reformirt waren, und durch die Union vom Calvinismus an das Lutherthum überliefert wurden. Es ließe sich eine lange Reihe von Namen nennen, wird aber an den gewichtigsten genug seyn: Cultus-Minister von Raumer (und außer ihm noch die drei Minister Graf Dohna, Heydt und Simons), die beiden Herren von Gerlach, der General und der Präsident (Rundschauer der Kreuzzeitung), die Professoren Hengstenberg, Tholuk, Raumer, Keller, Gelzer, die Oberkirchenräthe von Mühler und Kappel — sie alle sind von calvinischem Blute. Sogar auch der Direktor der exclusiv-lutherischen Missions-Centrale zu Leipzig, Dr. Graul, die altlutherisch-separatistischen Pastoren Wermelskirch zu Erfurt und Brunn zu Steeden in Nassau u. s. w. Hrn. Dr. Hengstenberg insbesondere hat Professor Dorner in Göttingen erst noch statt gelehrter Polemik die „sittliche Züchtigung“ angethan: „er, der aus der reformirten Kirche stammende, der noch heute im Amt der Union stehende und innerhalb desselben für die Auflösung der Union arbeitende, er, der das materiale und formale Princip der lutherischen Reformation puseyitisch verfälschende“, er habe in

der Frage, was lutherisch sei, gar nicht mitzureden! — Ja, ein ganzes Land ist bereits in aller Stille aus den Armen des Calvinismus in den Schooß des strengsten Lutherthums hinübergegleitet; Kurhessen nämlich, wie hier vor einem Jahre desselben bereits erwähnt war. Jetzt streiten sich die Gelehrten auch noch darüber, ob Kurhessen von Rechts wegen völlig calvinisch seyn sollte, oder bloß melanchthonisch, wie Dr. Heppe will, in seinem „Fanatismus für den Melanchthonismus, indem er seine Phantasie von der allgemeinen Herrschaft des altprotestantischen Melanchthonismus überall in die Geschichte hineinsieht, wo derselbe nimmermehr gewesen ist.“ Indessen lauschen zahlreiche Pastoren weiland reformirter Pfarreien wohlgefällig auf die kräftigen Diktate des kurhessischen Consistorial-Direktors Vilmar. Als z. B. wie folgt: „die Person, welche der Repräsentant ist wahrer Sündenvergebung, in welcher aller irdische Verstand geschwunden war vor dem ewigen Lichte, und nur Ehre gegeben wurde dem göttlichen Wort, mochte dieß auch in die sündige Welt und in den irdischen Verstand passen oder nicht, ist Luther“; Calvin dagegen ist „der größte Feind der deutschen Kirche“ und seine Kirche eine „Stiftung des Teufels“, das „geheimste tödtlichste Gift, das den Samen des aufsteigenden Thiers und den durch dasselbe eintretenden Abfall in sich verschloß“; Melanchthon hat unter Anderm „sich verleiten lassen, zu Philipps Doppelehe seine Zustimmung zu geben“ rc. Daß Luther diese Bigamie an erster Stelle unterzeichnet, davon steht kein Wörtlein bei dem guten Vilmar*).

So verfahren denn in Preußen König, Oberkirchenrath und Consistorien, wie der Allg. Ztg. eben noch aus der

*) „Bei diesen Gläubigen ist kein Ding unmöglich“ — bemerkt dazu die Berliner „Protest. K.-Z.“ vom 8. Juli 1854; vgl. dasselbe Blatt vom 2. Dec. und 16. Dec. 1854.

Uckermark berichtet wird, consequent nach dem oben geschilderten Plane, und sind unermüdlich angestrengt mit „Absonderung der Confessionen und Wiedervereinigung derselben nach der Conföderationstheorie“ — Alles ganz nach dem Princip des Kirchentags-Schlusses vom 20. September 1853. Man unterscheidet z. B. beim Consistorium zu Breslau auf das strengste lutherische, reformirte und evangelische oder unirte Gemeinden, verpflichtet aber ohne Unterschied und trotz der vielen Protestationen alle Geistlichen auf die specifisch-lutherische Augustana invariata, nach dem bekenntnißgebenden Beschlusse der „deutsch-evangelischen Kirche“. Das Magdeburger Consistorium hat erst noch im Nov. d. Js. den Versuch gemacht, die acht reformirten Gemeinden der Provinz Sachsen, welche durch die Union mit den Lutheranern sich verschmolzen hatten, wieder auszuscheiden, und mit den zwei in die Union nicht eingegangenen Gemeinden der Provinz zu einer reformirten Separat-Superintendentur mit eigener Synode zu verbinden, „zu ihrem Schutze gegen die unkirchliche sowohl, als gegen die lutherische Strömung“, wie das Consistorium selber sagt. Wir wissen nicht, ob man consequent so fortfahren, und auch die Reformirten in der Provinz Brandenburg in ein scharf abgeschlossenes Kirchensystem versammeln wird, mit der k. Hof- und Dom-Gemeinde zu Berlin an der Spitze, deren Mitglied der König selber ist. Aber soviel ist gewiß, daß die Freunde der negativen Union, mit welchen die Reformirten größtentheils zusammenfallen, wohl merken, wo das hinauslaufen will, und Feuer und Flammen speien: der Sache nach sei dieß ja eine wirkliche itio in partes, faktisch gleich gänzlicher Aufhebung der Union und „freier Spielraum für die Gewissensmacher aller Art.“ Ihre bekenntnißlose Union ist eben ihnen allen gar lieb, und wirklich war auch jener Magdeburger-Versuch in der am 9. November mit den Reformirten zu Halberstadt veranstalteten Conferenz mit Glanz durchgefallen; schon die Prediger stimm-

ten nur bei unter ausdrücklichem Vorbehalt der Union und des bisherigen Superintendentur-Verbandes, die lai'schen Mitglieder aber (Presbyteri) verwarfen ihn gänzlich, als unausführbar, ohne mit der Union in Widerspruch zu treten*).

Das Schicksal des ganzen großen Planes, die preußische Union zu confessionalisiren und mit der „bekenntnißtreuen" deutsch-evangelischen Kirche des Kirchentags zu identifiziren, spiegelt sich bereits in diesem Vorgange ab. Man kann zwar sehr leicht, dem streng confessionellen und symbolgläubigen Zuge der herrschenden höhern Mode folgend, die Lutheraner ausscheiden; auf der andern Seite aber wird die größte Masse bei der negativen Unionskirche stehen, und die reformirt Confessionellen werden sich mit ihr verbinden. Statt einer Wiedervereinigung durch die Conföderation wird der alte Haß wieder aufflammen, die Verwirrung ärger seyn denn zuvor, alle Unions-Mühen seit 1817 zernichtet, und auch die unvermerkt allmähligen Erwerbungen des gläubigen Lutherthums plötzlich abgeschnitten. Denn nachdem die Andern über dieses heimliche Umsichgreifen einmal aufgeschreckt sind, ist die entsetzte Frage der Unionisten unschwer zu beantworten: ob denn die Zeit wieder kommen müsse, wo manches Päpstlein decretirt, wer nicht lutherisch sei, sei verflucht, wie der Prediger Heinzelmann zu Berlin auf offener Kanzel bereits gethan? wo man bewies, daß die Reformirten 666 Irrthümer mit dem Alcoran der Türken gemein hätten? wo der berühmte Theologe Hoe von Hoenegg den sächsischen Kurfürsten zur Allianz mit Oesterreich trieb, damit er nur nicht mit den Calvinisten in Verbindung stehe? wo die Wittenberger-Fakultät in corpore auf den Ball ging und tanzte, nur um eine Demonstration gegen die unionssüchtigen Pieti-

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 25. Nov. 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 10. Dec.

sten zu machen? An Vorspielen fehlt es schon jetzt nicht. So haben z. B. die Männer der „deutsch-evangelischen Kirche", deren Bekenntniß die Abendmahlslehre, wie man weiß, freigibt, in Nachahmung des Freiburger „Kirchenlexikons", eine „Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche" veranstaltet; Prof. Schenkel in Heidelberg schrieb für sie den Artikel: „Abendmahlsstreitigkeiten", und Herr Wagemann in Göppingen recensirt ihn in Reuter's Repertorium kurz und bündig: „lieber wollen wir mit Luther Holzäpfel oder Mist verdauen, als eine solche Darstellung der Abendmahlslehre" *).

Daß aber jenes Aufschrecken vor den kühnen Griffen des Lutherthums weitum eingerissen hat, bezeugte der Frankfurter Kirchentag selber. Die lutherischen Heroen hatten sich vielleicht auch zu früh gerühmt als „die einstigen Erben der preußischen Landeskirche" **), zu früh mit Hengstenberg gejubelt: „die Reformirten sind am Aufweichen". Genug, am Kirchentag trat auch eine specielle Conferenz von Reformirten unter Schenkel, Ebrard ꝛc. zusammen und ihr Resultat war ein „Verein von reformirten Gemeinden, Vereinen und Personen zur Wahrung und Vertheidigung der Interessen reformirter Confession." Ihre Verhandlungen sollen sich durch stürmische Hitze ausgezeichnet haben; jedenfalls bezeugte ihre Haltung an sich, daß es hohe Zeit sei, die membra disjecta des Calvinismus zu sammeln, wenn sie nicht Stück für Stück

*) Die Darmst. K.-Z. vom 8. Juni 1854 eifert daher über die „Ignoranten, die Lutheraner seyn wollen, und nicht einmal wissen, daß Luther jene unwürdigen Bezeichnungen, die man zu seiner Ehre in Vergessenheit bringen sollte", nie gegen Melanchthon oder Calvin, sondern immer nur (?) gegen Carlstadt und Zwingli gebraucht.

**) S. die „unlutherischen Thesen" des Superintendenten Stier. S. 51.

von dem in Union und Conföderation verkleideten Lutherthum absorbirt werden sollen. In sich ohne festen Zusammenhalt und ohne abgeschlossene Form, wie sie immer war, repräsentirte sich die „reformirte Kirche“ auch hier wieder; ihre verschiedensten Schattirungen standen nebeneinander: reine Calviner aus der Schweiz und Holland, deutsch Reformirte oder sogenannte Melanchthonianer, Reformirte aus zweierlei Union: aus der, welche die Sonderconfession bestehen läßt, wie zur Zeit die preußische, und aus der, wo die Sonderheit beider Confessionen bereits in einem gemeinen Dritten aufgegangen ist, wie in der pfälzischen Union; ferner bekenntnißlos Reformirte mit der Devise: „wer da sagt, die Reformation sei vollendet, ist kein Reformirter“, endlich bekenntnißtreue Reformirte mit einer der lutherischen Symbol-Reaction entsprechenden Tendenz. Auch lutheranisirte Reformirte, namentlich aus Kurhessen, waren zugegen, und der Berliner Oberhof-Prediger Dr. Krummacher führte für sie das Wort: „die reformirte Kirche wieder herzustellen, sei ein Ding der Unmöglichkeit.“ „Allerhöchste Theologie“! — höhnten die Andern, mit unverholener Beziehung auf den Gang der Dinge in Preußen. Daß übrigens von der „lutherischen Strömung“ die höchste Gefahr drohe, scheint die Ueberzeugung Aller gewesen zu seyn. Bereits hat sich denn auch die Presse der Sache mit Gier bemächtigt. Ein bedeutendes Organ der „deutsch-evangelischen Kirche“ beweist bereits aus Anlaß des Faktums, daß ein Pastor in Hessendarmstadt seiner reformirt-unirten Gemeinde ohne Weiteres den Katechismus Luthers aufgedrungen, als unumstößlich: daß die Union nur der lutherischen Kirche genützt und auf deren endliche Alleinberechtigung abziele; auf Verschlingung der Reformirten durch die absorptionslustigen Lutheraner laufe die Union hinaus, wenn ihrem ganz offenbaren Mißbrauch durch das ungerechte Lutheranisiren nicht alsbald das Handwerk gelegt werde; bereits empfinde man schwer, daß die reformirten Schulen Deutsch-

lands nicht mehr bestehen; kurz, die Union sei nur zu dulden, wenn entweder den Reformirten ihr eigener Katechismus 2c. bleibe, oder aber die „Union ehrlich gehalten werde“ wie in der Pfalz, wo „man aus dem Heidelberger und lutherischen Katechismus einen dritten combinirt, bei dem sich billig denkende Leute der beiden Confessionen beruhigen könnten“ *). Statt dessen drohe z. B. in Kurhessen nun sogar auch der unbestritten reformirten Provinz Hanau der lutherische Katechismus, und deßgleichen spreche man lutherischerseits selbst schon von Verpflichtung der anhaltischen Prediger auf die Invariata, denn es sei „eitel Täuschung und Einbildung, daß man in Anhalt reformirt sei“ **). In der That wüthet über mehr als Ein Territorium der Streit, ob es von Altersher und von Rechtswegen lutherisch sei oder reformirt, wozu hauptsächlich die Fiktion des Melanchthonism Anlaß gibt, und die an vielen Orten im J. 1580 verweigerte Unterschrift der Concordienformel. In Summa, wenn nicht Alles trügt, so wird der Herentanz jetzt erst recht angehen!

So steht es in der „Kirche“ der Innern Mission, von der allein ich bisher gehandelt habe. Der Katholik kann Trost und Freude daraus schöpfen; aber nicht etwa in unchristlicher Schadenfreude aus der unheilbaren Verwirrung an sich, sondern aus ihren nothwendigen Folgen. Denn je mehr mit dem alten Bewußtseyn der Confessionen ihre alte Todfeindschaft wieder erwacht, desto förderlicher müssen die Gegensätze sich klären, muß namentlich jene sogenannte „neulutherische“ Richtung sich innerlich ausbilden und äußerlich befestigen, welche Prof. Dorner die das Reformationsprincip „puseyitisch

---

*) Ueber die Confessionalisirung der Pfälzer-Union vgl. Hist.-polit. Blätter Bd. XXXIII, S. 298 ff.

**) Darmst. K.-Z. vom 14. und 16. Dec.; vgl. Berliner „Protestant. K.-Z.“ vom 25. Nov. 1854.

verfälschende" schilt, „die darum von keinem ächten Lutheraner für lutherisch anerkannt werde." Wenn die lutherische Unions-Propaganda unter den Reformirten, die dem in den Zeitverhältnissen und in der Revolutions-Angst liegenden Zug nach dem Positiven ihr Daseyn verdankte — wenn sie jetzt aufhören muß, so wird dieser ganze unwiderstehliche Drang im Lutherthum nach Innen sich concentriren, und der „neulutherischen" Richtung unter den positiv Gläubigen das Uebergewicht verschaffen. Nicht als wenn auch nur Einer dieser Richtung kryptokatholisch wäre, ein Prof. Kahnis z. B. oder ein Pastor Löhe, oder auch bloß von der praktischen Billigkeit unserer historischen Katholiken, denn von der Geschichte verstehen jene in der Regel nichts. Im Gegentheil werden wenige „Neulutheraner" anstehen, zu glauben und zu bekennen, daß das Papstthum zu Rom der höllische Antichrist selber sei. Aber dennoch, sie schmieden unsere Waffen, und ihre Sprache verstehen wir, wie unsere eigene! Die Noth der Zeit und der Geister hat ihnen die für ihren Standpunkt gefährlichste Frage aufgezwungen; sie zermartern sich an dem Begriff von der Kirche und vom Amt, und sie werden sich mit dem Begriff von der Kirche und vom Amt um somehr abplagen müssen, je schroffer die Massen von der negativen und auch der positiven Union sich ihnen gegenüberstellen. Es ist aber endlich eine intellektuelle Verzweiflung naturnothwendig, aus der es zwischen den Widersprüchen nur Eine Rettung gibt!

Wir können in allen Ehren von dieser Richtung sprechen, selbst bis auf den Namen. Wir brauchen für sie den nothwendig anstößigen Titel „evangelisch" kaum mehr in die Feder zu nehmen, denn sie selber desavouiren ihn auf's entschiedenste. Man könnte ein Buch schreiben über die Geschichte dieser Benennung „evangelisch". Einst galt sie zunächst und ausschließlich von der besondern Tröstlichkeit der Imputations-Fiktion in der sola fide-Lehre; jetzt ist das sonderbare Verhältniß eingetreten, daß die bewußten Vertre-

ter dieser Lehre mit aller Gewalt den Namen „evangelisch“ von sich abwehren, dagegen die bewußten oder unbewußten Verläugner der ächten Rechtfertigungslehre Luthers sich beharrlich die „Evangelischen“ nennen. Es sind dieß die Unionisten aller Farben. Nachdem nämlich jene dogmatische Bedeutung des Namens in den Hintergrund getreten war, wurde er — wie die Stader Pastoren-Conferenz im Streite mit der Göttinger-Fakultät ganz richtig bemerkt — die staatsrechtliche Collectiv-Bezeichnung für die Verbindung, welche ihren officiellen Ausdruck im Corpus evangelicorum hatte; seitdem aber das römische Reich deutscher Nation dahin war, gebrauchte man den Namen „evangelisch“, um „mit kirchlicher Taschenspieler-Kunst etwas Nagelneues einzuschwärzen“, die Union *). Als die Spitze dieses Werkes habe ich die „deutsch-evangelische Kirche“ beschrieben, und nachgewiesen, wie, immer unter dem Titel „evangelisch“, die Richtungen von ihr aus sich abzweigen nach links, von der sogenannten theologischen Mittelpartei der Darmstädter und Heidelberger im tiefsten Schooße jener Kirche, mit ihrer „provisorischen“ Geltung der Symbole, bis herab zu der Bekenntnißlosigkeit der negativen oder faktischen Union und zum vulgären Rationalismus. Jetzt bleibt die Abzweigung nach rechts zu betrachten, wie sie aus dem Schooße jener Kirche, ebenfalls unter dem Titel „evangelisch“, zunächst sich fortsetzt in der preußischen Union. Da aber deren neueste Geschichte nur aus der streng confessionellen Bewegung, d. i. der lutherisch-symbolischen, im Allgemeinen begriffen wird, so muß unser Augenmerk den alten und neuen Lutheranern außer der Union zuerst gewidmet seyn. Unter diesen haben wieder, der reactionären Natur der Sache nach, die Neulutheraner den Vortritt. Denn ist die Sache des Altlutherthums einfache Reaction auf den Standpunkt Luthers

*) Hannov. Ztg. 1854, Nr. 11.

und seiner Symbole, so reagiren dagegen die Neulutheraner weit über beide hinaus. In Wahrheit, hätte Luther einst ihre Anschauung von der Kirche und vom Amt im Herzen getragen, so hätten wir Katholiken kein Jahr 1517 zu beweinen!

Die Historisch-politischen Blätter wurden jüngst öffentlich aufgefordert, die entsetzlichen religiösen Ausschweifungen in Nordamerika, Spiritualisten und Mormonen, für ihre Leser zu behandeln. In der That ist der Verfasser der „Streif-Lichter“ sowohl der letztern Erscheinung, als auch der erstern seit ihrem Anfange Schritt für Schritt nachgegangen. Aber es ist im tiefsten Grunde Ein und derselbe Instinkt, der da als bewegender Gedanke wirkt von Neuendettelsau bis in's Utahthal; nicht nur daß man die gräulichen Verzerrungen des Grundgedankens erst recht würdigt, wenn man ihn vorher in seiner bessern und maßhaltenden Ausgestaltung verstanden; es wäre auch Unrecht, die furchtbaren Extreme der protestantischen Entwicklung, gleichsam zu einem abscheulichen Exempel, hinzustellen, ohne vorher genau und ausführlich auch ihre erfreulichern und tröstlichen Momente zu bekennen. Daß nur nicht wieder Russen, Türken und „deutsche Politik“ Preußens dieser Arbeit hier den Raum versperren!

V.

Mehrerau und Wettingen am Bodensee.

W. im Algäu, Winterm. 1854.

So Vieles wird in unserer Zeit, mein sehr verehrter Freund! zur Auflösung aller organischen Bande der menschlichen Gesellschaft unternommen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich angesprochen finden muß, wo immer ein neuer Punkt kirchlichen Lebens und erhaltender Wirksamkeit sich bildet oder wieder bildet. An St. Lukas des Apostels Tag den 18. Oktober abhin wurde in Beiseyn der geistlichen und weltlichen Behörden des Vorarlberges unten in der alten Mehrerau bei Bregenz die feierliche Eröffnung des Conventes von Wettingen begangen, welche Herr Dombekan Greith aus St. Gallen durch beredte Worte verherrlichte, die seither durch den Druck auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Die Wiedererstehung der Mehrerau durch Wettingen am Ufer des Bodensee's wo ringsum noch vor einem halben Jahrhundert so viele ehrwürdigen Stifte und Klöster die deutsche Erde zierten, darf wahrlich nicht als ein unbedeutendes Ereigniß angesehen werden; sie gibt zugleich sprechenden Beweis, daß unter dem mächtigen Scepter Oesterreichs die verheißene freie Entwicklung für die Kirche dem Wahrwerden zustrebt.

Als Tyrol und Vorarlberg in Folge des Preßburger Friedens an die Krone Bayern kamen, ereilte das traurige Geschick der so-

genannten Säcularisation im Jahre 1806 auch das alte Stift Mehrerau oder **Major augia**, dessen Anfänge bis in die Zeiten des heiligen Columban hinunterreichen, der mit Gallus, Magnus und seinen übrigen Gefährten schon im Jahre 609 an den Seeufern erschien. Die Klostergebäude waren zwanzig Jahre vor der Aufhebung, die Klosterkirche aber im Jahre 1738 vom Grunde aus neu aufgeführt worden. Im Style veredelter Renaissance gebaut, war die Kirche geräumig, hell und reich geziert. Wie die Wölbung mit Fresco-Gemälden, waren die Altäre mit Oelgemälden des Künstlers Hermann aus Kempten geschmückt. Der Thurm, dessen Fundament in dem sumpfigen Grunde große Kosten verursachte, bildete mit der Kirche eine der schönsten Zierden der Ufergegend des oberen Bodensee's. Beide wurden aber unter dem Vandalismus jener Zeit schon im Dezember 1808 abgerissen, um das Kupfer, die Dachziegel und das Holz zu verwerthen und die Steine für einen Hafenbau in Lindau in Verkauf zu geben. Doch fordert die Billigkeit zu bemerken, daß die bayerischen Regierungs-Commissäre sich geneigt erklärten, die Kirche und die mit ihr verbundene Pfarrei zu erhalten und angemessen zu dotiren; allein der wohlwollende Plan wurde von einigen Dorfmagnaten und sogar durch einen Conventualen selber vereitelt, dem dieser Verrath später bis zum Tode die bittersten Thränen erpreßte. Noch findet sich die Abschiedsrede vor, die Gallus Haßler beim letzten Gottesdienste am 22. Febr. 1807 in der Klosterkirche hielt, deren künftiges Schicksal damals noch nicht entschieden war. Ich will ihr einige Stellen hier entheben, weil sie, abgesehen von der auffallenden Vorahnung jenes Geschickes, von der trauervollen Stimmung Zeugniß geben, mit welcher das gute Volk die Zerstörung der kirchlichen Stifte einer frommen Vorzeit aufgenommen. „Als König Salomon," sagte der Redner, „das unvergleichliche Werk des Tempelbaues in Jerusalem vollbracht und dieses Meisterstück in seiner vollen Pracht erstellt hatte, frohlockte seine Seele und er äußerte den Herzenswunsch: ach wolle der Himmel, daß dieser Tempel immerdar dem Allerhöchsten zu Ehren geheiliget bleibe! O geliebte Pfarrkinder, diesen Wunsch habe ich und haben mit mir viele gutdenkenden Christen ringsum oft geäußert: ach wolle der Himmel, daß dieses Gotteshaus, dieser zu seiner Ehre erbaute Tempel noch länger dem Allerhöchsten zu Ehren ge-

heiligt bleibe! Aber leider, bald werden wir sehen, daß dieser Wunsch vor unseren Augen zernichtet wird. Wenige Tage noch und wir werden in diesem Gotteshaus, in diesem geheiligten Tempel leider einander nicht mehr sehen. Wenige Jahre noch und dann sind zwölfhundert Jahre abgelaufen, seit der heilige Columban den ersten Grundstein zu diesem Gebäude legte, in welchem durch eine so große Reihe von Jahrhunderten der Allerhöchste angebetet und sein Lob von den Ordensgeistlichen gesungen wurde, in welchem die Pfarrgenossen so bequem dem Gottesdienste beiwohnen und die Bewohner der Stadt Bregenz und der umliegenden Gemeinden zu festlichen Zeiten ihrer Andacht obliegen konnten. Nun aber müssen wir sehen und erleben, wie dieser prächtige Tempel unserem Zutritt verschlossen wird, und dann entweder zu einem profanen Gebrauche verwendet oder gar zu einem Stein- und Schutthaufen verwandelt werden wird. Heute besteige ich nun zum letztenmale die Kanzel, von welcher euch und eueren in Gott ruhenden Voreltern so oft das Wort Gottes war verkündet worden, es wird von heute an für euch verstummen, die heiligen Altäre, worauf das ewige Opfer der Liebe Christi dargebracht worden; werden ihres Schmuckes entblößt, die geistlichen Richterstühle dieses Tempels geschlossen werden, worin so mancher Sünder sich zu Gott bekehrte und Ruhe vor seinen Gewissensbissen fand. Der Tabernakel wird aufgebrochen, das Heiligthum daraus entfernt, das ewige Licht ausgelöscht, das Taufwasser, worin ihr einst zum ewigen Leben wiedergeboren wurdet, wird ausgegossen, die heiligen Oele werden dem Feuer übergeben werden. Die Glocken werden euch fürder nicht mehr das Zeichen zum Gebete und Gottesdienste geben, die Orgeln nicht mehr das Lob Gottes anstimmen; die Thüren der Kirche werden geschlossen und die Schlüssel einer anderen Gewalt übergeben werden, und dann wird es wie einst am Kreuze heißen: Es ist vollbracht!" Das katholische Deutschland widerhallte damals allerwärts von solchen Trauertönen über die unersetzlichen Verluste, die die Kirche an materiellen und geistigen Kräften erfuhr; sie blieben ohne Wirkung. Dafür hat nun die Erfahrung der abgelaufenen fünfzig Jahre Hohen und Niederen sattsam nachgewiesen, welch' unheilvolle Früchte jene Zeit getragen, mit welch' bitteren Enttäuschungen sie geendet hat.

Der Revolution ist ein scharfer Instinkt angeboren, durch den geleitet sie mit Bestimmtheit fühlt, was ihr gefährlich und entgegen, was ihr nützlich und diensam ist. Als die politische Umsturzpartei drüben in der Schweiz in den 1830ger Jahren die alten Verfassungen zu stürzen und die Einheitsrepublik der Gewalt vorzubereiten begann, fand sie an der katholischen Kirche, ihren Klöstern und den ihr getreuen Völklein den stärksten Widerstand. Diese erhaltenden Faktoren mußten vor allem gebrochen, und auf sie der Sturmlauf unternommen werden, um die Aussicht auf weitere Unternehmungen zu eröffnen. Daher die Schmutzergüsse in den Blättern des schweizerischen Radikalismus gegen die katholische Kirche, daher die über die Klöster verhängte Staatsverwaltung und Inventarisirung, die bundeswidrige Aufhebung aller Klöster im Aargau im Jahre 1841, welche das Vorspiel zur allgemeinen Spoliation der Kirche in jenem Lande war. So wurde vor unseren Augen die föderative Schweiz zu Grund gerichtet, die alte Kirche beraubt, mißhandelt und geknechtet, und zum guten Troste der damals schlafenden Diplomatie der Revolutionsstaat gegründet, der mit einer gerüsteten Armee von 140,000 Mann im entscheidenden Momente kaum gewillt seyn dürfte, für das Scheinbild seiner Neutralität (!) einzutreten, und nicht vielmehr für die amtlich verkündete Idee der Völkersolidarität.

In jenem argauischen Klostersturme fiel auch das Stift Wettingen in Trümmer; die rechtmäßigen Eigenthümer von mehr als sechshundert Jahren her wurden mitten im Winter aus ihren Zellen geworfen, und der wortführende Schul-Seminar-Direktor Keller zog stolzierend in die Gemächer des Abtes ein, um die angehenden Schulmeister mit der Brandfackel seiner Weisheit zu erleuchten. Die Todten reden nicht mehr, was würde sonst der Gründer des Stifts, Heinrich der Wandelbare Graf von Rapperschwyl, dessen Asche in den Grüften von Wettingen ruht, zu solchem Gräuel gesprochen haben? Im Meeressturm, der ihn bei der Heimfahrt auf dem mittelländischen Meere überfiel, gelobte der fromme Graf Gott und Maria zu Ehren auf seinen Stammgütern im Aargau ein Kloster Cisterzienser Ordens zu gründen, wenn er die Burg seiner Väter wieder erreiche. Da legte sich der Sturm, und freundlich blinkte der helle Morgenstern herab auf Graf Heinrich, der frohlockend die

schöne Sequenz anstimmte: Ave *Maris stella*, **Dei mater alma.** Heimgekehrt löste der Graf sein Gelübde und stiftete im Jahre 1227 das Kloster zu Wettingen, das er zur dankbaren Erinnerung an seine wunderbare Rettung Maria zu Ehren „Maris stella," Meeresstern, nannte. Es sollte im obern Theile seines künftigen Wappenschildes den Morgenstern, in dem untern eine über dem Gewässer sich haltende Nereide mit der Devise tragen: non mergor, „ich versinke nicht." So viele Jahrhunderte hatte das Stift segenreich bestanden, so Vielen, die aus dem Sturm der Welt sich in die Einsamkeit gerettet, war es eine Arche, um sie dem Ufer des ewigen Friedens zuzusteuern, eine Stätte des Segens und des Trostes für das christliche Volk ringsum in weiten Kreisen, bis der schweizerische Radikalismus es mit jenem von Muri widerrechtlich und gewaltthätig zerstörte.

Doch auch in diesem zweiten Sturme sollte für Wettingen der alte Morgenstern wieder leuchten; er stieg ihm dießmal am Ufer des schwäbischen Meeres auf, sein Wappenspruch non mergor ging in glückliche Erfüllung. Lange schon hatte der verdienstvolle Abt Leopold in einigen deutschen Kleinstaaten für seine Ordensbrüder ein Asyl aufgesucht, seine Bemühungen scheiterten aber an den Hindernissen, welche die Organe der Regierungen dem Unternehmen entgegenstellten, wie es denn eine eben so traurige als sichere Thatsache ist, daß manche unserer Staatsmänner aus der großen Erfahrung der neuern und neuesten Geschichte so wenig Nutzen geerndtet haben, daß sie sich selbst jetzt noch vor einem neuen Kloster mehr als vor den Schaaren Hecker's und Struve's fürchten. Freundlich und huldvoll wurde dagegen der Convent von Wettingen bei Seiner apostolischen Majestät unserem ritterlichen Kaiser aufgenommen. Schnell verbreitete sich die Nachricht überallhin und wurde vom gesammten Volke in unserer Gegend wie anderwärts mit der freudigsten Theilnahme begrüßt. Ich habe die Mehrerau zu Anfang dieses Monats besucht, und ihre neue Erscheinung hat mein ganzes Interesse für sich gewonnen. Der würdige Abt mit seinen Conventualen hat in der kurzen Zeit das eben noch zu einer Kaserne verwendete Klostergebäude wieder wohnlich eingerichtet, das Chorgebet und die Klausur sind eingeführt, der ehemalige Bibliothek-Saal muß inzwischen zur Hauskapelle dienen. Zu einer Lehranstalt mit Pensionat ist der Grund gelegt, zwei Klassen sind schon eröffnet und mit Wiederherstellung der zerstörten Kirche wird dem Kloster auch ein größerer Wirkungskreis im Gebiete der Seelsorge über eine sehr ausgedehnte Pfarrgemeinde eröffnet werden; so vereinigen sich alle Bedingungen und Umstände, dem restaurirten Stift eine segenreiche Zukunft zu verheißen.

Aber gerade der Wiederaufbau der Kirche ist das schwere

Unternehmen, das die Kräfte des neuen Conventes bei weitem übersteigt, und ohne die Kirche kann die Anstalt weder fortbestehen, noch ihre Aufgabe zum Heile der umliegenden Bewohner jemals lösen. Abt und Convent haben sich daher in einer wohlgehaltenen Ansprache an den hohen und höchsten Adel, an die hochwürdige Geistlichkeit und an die Gläubigen in Oesterreich, in den deutschen Staaten und in der Schweiz um milde Beiträge für ihr Unternehmen gewendet; möge ihr Hülferuf allüberall den rechten Anklang finden!

Das Wiedererstehen der Mehrerau durch Wettingen ist in der That ein Ereigniß, das weite Kreise berührt. Vor Allem steht der deutsche Adel mit beiden Stiften in naher geschichtlichen Verbindung. Wettingen im Aargau ist eine Stiftung des hohen und höchsten Adels der althabsburgischen und vorderösterreichischen Lande, Schwabens und Bayerns. In der Kirche alldort steht der große Sarkophag der Grafen von Habsburg, worin die irdischen Ueberreste Albrechts I., des erschlagenen Kaisers, ruhten, bis im nächsten Jahre Kaiser Heinrich VII. ihn in den Kaiserdom von Speier zu seinem Vater König Rudolf übertragen ließ. Im gleichen Sarkophage ruhen noch von Rudolf I., dem Schweigsamen, an alle Abkömmlinge des Hauses Habsburg-Laufenburg mit ihren Gemahlinen aus den gräflichen Häusern von Regensberg, Rapperschwyl und dem Hause Hohenlandenberg. König Rudolf selber und sein Sohn, die Grafen von Habsburg-Laufenburg und Rapperschwyl, die Herzoge von Oesterreich, die Grafen von Kyburg, von Dillingen und von Homburg, die Freiherrn von Wasserstelzen, von Bissigen, von Kaiserstul, von Luternau, von Klingen, von Ochsenstein, von Rumlang, von Hornstein, von Spiegelberg, von Thierstein, von Wessenberg, von Klingnau, von Ittenthal, von Sultz, von Randenburg, von Stettlingen, von Tungen, von Thurn, von Wart, von Tegerfelden, von Schönenwerth, von Hauenstein &c., die Schenken von Wildegg und von Habsburg, die Edlen von Villingen, von Ulingen, von Wengen, von Krenzingen und von Ulm — im Ganzen über siebenzig Stammhalter erlauchter deutschen Geschlechter, haben Wettingen mit ihren frommen Vergabungen bedacht, und ihr Andenken wird auch in der Mehrerau noch in den gestifteten Jahrzeiten feierlich vor Gott begangen. Auch die Mehrerau zählt zu ihren Stiftern und Gutthätern die Grafen von Bregenz, von Pfullendorf, von Montfort und eine Menge Glieder adelicher Häuser des schwäbischen und räthischen Kreises. Die Hoffnung scheint mir daher keineswegs gewagt, daß Abt und Convent von Wettingen in der Mehrerau für ihr frommes Vorhaben — eine ehrwürdige Stiftung des alten deutschen Adels, zu erhalten, und fruchtbringend für die Gegenwart und Zukunft zu gestalten — auf die mitwirkende

Theilnahme und Unterstützung der hohen und höchsten Häuser in Deutschland zählen dürfen, die allein ihnen ermöglichen wird, den Kirchenbau auszuführen, und dadurch die Grundlage ihrer eigenen Forteristenz und öffentlichen Wirksamkeit wieder zu gewinnen.

Auch der Klerus wird das Wiederaufleben einer klösterlichen Innung am Ufer des Bodensees als nicht bedeutungslos für die katholische Kirche in Süddeutschland erkennen, und wirklich hat er dem Unternehmen bereits, wie ich von allen Seiten vernehme, die freudigste Theilnahme zugewendet. Fünfzig Jahre sind seit jenen rücksichtslosen Zertrümmerungen abgelaufen; Niemand hat aus ihnen gewonnen, Alle haben dabei verloren; die Fürsten ein unersetzliches Kapital an treuer Ergebenheit und Geduld bei ihren Unterthanen, die Völker reiche Quellen zur Belebung und Erhaltung ihres religiösen Sinnes und Lebens, die Kirche die unerläßlichen Mittelglieder für ihre welterneuernde Mission. Können auch nur da und dort die der Kirche geschlagenen Wunden an ihrem lebendigen Organismus wieder geheilt, diese oder jene Lücke wieder ausgefüllt werden, so ist schon Großes gewonnen, vor Allem die Wirkung des Beispieles für jetzt und die Zukunft, damit, daß man den Gedanken nicht aufgibt, sondern zeitgemäß fördert, durch kirchliche Orden und Vereine menschheitlichen Bedürfnissen zu begegnen, zu deren Abhülfe der Kuratklerus allein nicht ausreicht. Der Säkular-Klerus selbst findet überdieß an den Männerklöstern die wichtigsten Anhaltspunkte zur Stärkung und Belebung berufsgetreuer Gesinnung, Frömmigkeit und Sitte, Gelegenheit zur Abhaltung geistlicher Uebungen, die vielfachste Ermunterung und Aushülfe in dem schweren Berufe. Es wird von der hochwürdigen Geistlichkeit abhangen, auch das gläubige Volk für das gottgefällige Unternehmen in der Mehrerau zu bethätigen, dessen Schärflein für die Kirche Gottes in neuerer Zeit schon so viel Gutes zu Stande gebracht, von so großem Segen des Himmels begleitet gewesen. So mögen denn alle Kräfte sich vereinen, dort an der Grenzscheide so vieler deutschen Stämme zur Ehre Gottes den Tempel wieder zu erbauen, der vor einem halben Jahrhundert so leichtsinnig niedergerissen wurde. Ich schließe mein Schreiben mit den Worten, womit der heilige Bernhard seine Ansprache an die Deutschen einst eröffnete: „unseren Herren und geliebtesten Vätern, den Erzbischöfen und Bischöfen und der gesammten Geistlichkeit, den Fürsten und Völkern von Schwaben und von Bayern wünsche ich die Fülle des heiligen Geistes.“

VII.

Mittheilungen aus protestantischen Denk- und Lebens-Weisen.

Jung-Stilling.

1. Stillings Kindheit, Jugend, Wanderung als Schneidergeselle; religiöses Familienbewußtseyn; Vertrauen auf die Vorsehung.

(Schluß.)

Als Stilling sah, daß es in seiner Heimath in keiner Weise mit ihm fort wollte, beschloß er, mit Einwilligung seines Vaters, auf die Wanderschaft zu gehen. Nur von seinem Vater und den Gräbern des Großvaters und seiner Mutter nahm er Abschied. „Doch konnte er nicht unterlassen, noch einmal zu guter Letzt auf den Kirchhof zu gehen. Er that's nicht gern am Tage, deßwegen ging er des Abends vor Ostern beim Licht des vollen Mondes hin, und besuchte Vater Stilling's und Dortchens Grab, setzte sich auf jedes eine kleine Weile und weinte stille Thränen. Seine Empfindungen waren unaussprechlich. Er fühlte so etwas in sich und sprach: Wenn diese Beiden noch lebten, so ginge es dir weit anders in der Welt. Er nahm endlich ordentlich Abschied von beiden Gräbern und von den ehrwürdigen Gebeinen, die darinnen verwesten, und ging fort."

Stilling's Unglück hatte eigentlich darin seinen Grund, daß er sich mit seinen bedeutenden Anlagen im Widerspruch fühlte zu seinem äußeren Beruf und Stande. Er war von vornherein in dem Gedanken erzogen worden, daß Gott ihn zu etwas Anderm als zum Schneidern bestimmt habe, und gleichwohl hatte sein Vater den Rath des Pastors, den Sohn förmlich studiren zu lassen, nicht befolgen können oder wollen. So war also Stilling in seiner geistigen Entwickelung auf einen Punkt gekommen, wo er Bedürfnisse kannte, deren Befriedigung sich mit dem Beruf eines damaligen Schulmeisters und Schneiders schon darum nicht vereinigen ließ, weil dieser, wenn er gehörig erfüllt seyn sollte, Zeit und Kraft genugsam in Anspruch nahm. Dazu fehlte Stilling jede Anleitung zu einer geordneten Befriedigung seines Wissensdranges; so konnte derselbe leicht in's Wilde ausschlagen. Da nun der „unersättliche Hunger nach Erkenntniß der ersten Urkräfte der Natur in Stilling's Verhältnissen nicht gestillt werden konnte, so verleidete dieß ihm seine ganze Lage, und namentlich war ihm die Schneiderei so unerträglich, daß er einst, als sein Vater äußerte: vielleicht hat ihn Gott doch zum Schneider bestimmt, in die Worte ausbrach: Ich glaube nicht, daß mich Gott in diesem Leben zu einer beständigen Hölle verdammet habe!"

Zu diesem Mißverhältniß der Kräfte und Triebe Stilling's zu dem äußeren Beruf gesellte sich dann auch ein gewisser Ehrgeiz, ein Verlangen nach einer bedeutenden Wirksamkeit, welches in der Sucht zu steigen seinen Grund hatte. Aus diesem falschen Zusatz zu der in ihm an sich gewiß wahren Lust zur Wissenschaft scheint ein Fehler in Stilling's Verhalten gekommen und ein Mitgrund zu seinen Leiden geworden zu seyn, daß er nämlich, bei all seinem Vertrauen auf die göttliche Führung, derselben doch öfters vorlaufen wollte und sich nicht in Geduld fassen und die Zeit erwarten konnte, bis Gott ihn auf die Bahn zu dem Berufe führte, auf wel-

chen seine Anlagen und bisherigen Führungen hinzuweisen schienen. Aus diesem „vor Gott Vorauslaufen statt ihm nachzufolgen“ entsprang, wie es scheint, ein sehr großer Theil von Stilling's äußern Leiden, die dann wieder sichtbar dazu dienten, ihn zu demüthigen, und das Läuterungs-Feuer waren, durch welches Gott ihn reinigte und zu der bedeutenden Wirksamkeit fähig machte, die später auszuüben seine Bestimmung war. Ohne zu wissen wohin, sich rein auf die Führung Gottes verlassend begann Stilling am Oster-Montag 1762 seine Wanderschaft. Er kam bald nach Elberfeld, wo er anfänglich bei seiner Unkenntniß der Welt auf einen Gedanken verfiel, daß er trotz seiner schlechten Garderobe und ohne alle Bekanntschaft Unterkommen in einem Handlungs-Hause finden könne. Als ihm dieses nicht glückte, ließ er sich durch äußere Umstände, in denen er einen Fingerzeig Gottes sah, zur Weiterreise nach einer drei Stunden entfernten andern Stadt veranlassen, und erlangte dort gleich, was ihm bei einer sehr geringen Baarschaft sehr Noth that, ein gutes Unterkommen als Geselle bei dem verhaßten Handwerk. „Als er nun des Abends zu Bette ging, so überdachte er seinen Wechsel und die treue Vorsorge seines Vaters im Himmel. Ohne Vorsatz wohin, war er aus seinem Vaterlande gegangen, die Vorsehung hatte ihn drei Tage gütig geleitet, und schon des dritten Tages am Abend war er wieder versorgt. Jetzt leuchtete ihm ein, welch eine große Wahrheit es sei, was ihm sein Vater so oft gesagt hatte: Ein Handwerk ist ein theures Geschenk Gottes und hat einen goldnen Boden. Er wurde ärgerlich über sich selbst, daß er diesem schönen Beruf so Feind war; er betete herzlich zu Gott, dankte ihm für seine gnädige Führung und legte sich schlafen.“

„Stilling's Behendigkeit und ungemeine Geschicklichkeit im Schneiderhandwerk gewann ihm alsofort die Gunst seines Meisters; seine freundliche Gesprächigkeit und Gutherzigkeit aber die Liebe und Freundschaft der Frau und der Kinder.

Er war kaum drei Tage da gewesen, so war er schon zu Hause: und weil er weder Vorwürfe noch Verfolgungen zu befürchten hatte, so war er vor die Zeit, so zu sagen, vollkommen vergnügt."

Bald wurde Stilling in diesem Orte allgemein bekannt. Er liebte es auf der Orgel zu spielen, und da der steinalte Organist dieß ihm jeden Sonntag gern überließ und Stilling neue ungewohnten Weisen hatte, so machte er allgemeines Aufsehen und war bald eine bekannte und beliebte, wegen seiner Kenntnisse bewunderte Person in dem Orte und in dem Hause seines Meisters, der ihn ganz als Freund behandelte, mehr Herr als Gesell.

„So angenehm verfloßen dreizehn Wochen, und ich kann sagen, daß Stilling während der Zeit sich weder seines Handwerks schämte, noch sonsten großes Verlangen trug, davon abzukommen. Um das Ende dieser Zeit, etwa mitten im Junius, ging er an einem Sonntag Nachmittag durch eine Gasse der Stadt Schauberg; die Sonne schien angenehm, und der Himmel war hier und da mit einzelnen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch sonst etwas sonderliches in den Gedanken; von ungefähr blickte er in die Höhe und sah eine lichte Wolke über seinem Haupte hinziehen, mit diesem Anblicke durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht darniedersank; von dem Augenblicke an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater der Menschen und zum göttlichen Erlöser, deßgleichen zu allen Menschen, war in dem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenn's nöthig gewesen wäre. Dabei fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle Gott geziemend, angenehm und nützlich seyn möchten. Auf der Stelle machte

er einen festen unwiderruflichen Bund mit Gott, sich hinführo lediglich seiner Führung zu überlassen und keine eitlen Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott gefallen würde, daß er Lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig und mit Freuden damit zufrieden zu seyn." Trotz dieses Vorsatzes gewann Stilling's alter Trieb, der Vorsehung vorzulaufen bei der ersten Gelegenheit wieder die Ueberhand. Der Schulmeister des Orts machte ihm den Antrag, eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Kaufmanne anzunehmen. Stilling fühlte auch bald Lust zu dieser Stelle, das Gefühl des Widerspruchs zwischen seinem äußern und innern Beruf trat wieder hervor, und gegen sein Gewissen, welches ihm sagte, daß er nach dem Willen Gottes f ü r j e t z t noch bei seinem Handwerk bleiben und die Stelle nicht annehmen solle, nahm er sie dennoch wirklich an. Alsbald zeigte sich, wie verkehrt das war.

Stilling war noch nicht im Stande gewesen sich ordentliche Kleider anzuschaffen. Wäre er nur noch einige Zeit ruhig bei seinem Handwerk geblieben, so würde er mit Beihülfe seines Meisters, der dazu schon wirklich Anstalten gemacht hatte, in dieser Beziehung in eine bessere Verfassung gekommen seyn. Da er nun aber jetzt mit einer äußerst armseligen Garderobe in ein Haus gerieth, wo eine nur äußere und formelle Bildung herrschte, unter Leute, die auf dergleichen Dinge ein gar groß Gewicht legten, so wurde dieser Umstand die Veranlassung, daß er als ein Lump und Landstreicher betrachtet und behandelt wurde. Dazu gesellten sich schwere inneren Leiden, von einer Art, die er bis dahin nicht gekannt hatte und die um so drückender auf ihm lagen, als er Niemanden hatte, dem er seinen Zustand hätte entdecken können.

„Diese erschrecklichen Leiden, unter denen Stilling zu Gott schrie, daß es von einem Pol hätte zum andern erschallen mögen, dauerten von Martini bis den 12. April 1763, und also neunzehn bis zwanzig Wochen. Dieser Tag war

also der frohe Zeitpunkt seiner Erlösung. Des Morgens früh stand er noch mit eben den schweren Leiden auf, mit denen er sich schlafen gelegt hatte; er ging wie gewöhnlich herunter an den Tisch, trank Caffee, und darauf in die Schule. Um neun Uhr, als er in seinem Kerker am Tisch saß, und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes, alle seine Schwermuth und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne und tiefen Frieden in seiner Seele, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte. Er besann sich und wurde gewahr, daß er Willens war, wegzugehen; dazu hatte er sich entschlossen, ohne es zu wissen; so in demselben Augenblick stand er auf, ging hinauf auf seine Schlafkammer, und dachte nach; wie viel Thränen der Freude und der Dankbarkeit daselbst geflossen sind, können nur diejenigen begreifen, die sich mit ihm in ähnlichen Umständen befunden haben."

„Hier packte er nun seine paar Lumpen, die er noch hatte, zusammen, band seinen Hut mit hinein, den Stab aber ließ er zurück. Diesen Bündel warf er durch ein Fenster hinter dem Hause in den Hof, ging darauf wieder herunter, und spazierte ganz gleichgültig zur Pforte hinaus, ging hinter das Haus, nahm den Pack, und wanderte, so geschwind als er konnte, das Feld hinauf, und eine ziemliche Strecke in den Busch hinein;" wohin? wußte er nicht! Nach einigen Stunden empfand er Hunger, er hatte keinen Heller bei sich, denn er hatte ja bei seiner plötzlichen Flucht sein Gehalt im Stich gelassen, auch wußte er weit und breit keinen Menschen, der ihn kannte.

„Jetzt fing er an und sagte bei sich selber: Nun bin ich denn doch endlich auf den höchsten Gipfel der Verlassung gestiegen, es ist jetzt nichts mehr übrig, als betteln oder sterben; — dann dachte er an die Worte des Herrn, in denen er mit aller Deutlichkeit die Vögel des Himmels, das Gras

auf dem Felde und die Haare des Hauptes unter die Vorsehung Gottes stellt und mit der größten Bestimmtheit lehrt, daß es umsomehr in menschlichen Zuständen nicht das Geringste gebe, was nicht von Gott vorgesehen und angeordnet ist. Ist das wahr, dachte Stilling, so muß schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis diesen Augenblick auf Ihn getraut und Seinem Worte geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß Er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; ich bin doch so gut Sein Geschöpf, wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn's ihm Noth thut. Stilling's Herz war bei diesen Worten so beschaffen, als das Herz eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfließt, der Vater sich weg wendet und seine Thräne verbirgt." Indem er so dachte, ward es ihm plötzlich wohl im Gemüthe, und es war, als wenn ihm Jemand zuspräche: geh' in die Stadt, und such' einen Meister! Er ging also wieder in die Stadt zurück, durch welche er eben gekommen war, und fand alsbald einen Meister, der ihn gleich auf und noch diesen Mittag zu Tische nahm. Stilling's neuer Meister war ein frommer Christ und lernte auch seinen neuen Gesellen als solchen kennen und lieb gewinnen, und nahm sich in geistlicher und leiblicher Beziehung des Verlassenen bestens an. „Einstmals fing er über der Arbeit an, mit Stilling über seine Kleider zu sprechen, erkundigte sich genau nach allem, was er hatte, und versah ihn mit allem, was er bedurfte, so daß er jetzt besser wie je in seinem Leben gekleidet war. Er ermahnte ihn immerfort zum Wachen und Beten, und erinnerte ihn allezeit brüderlich, wo er irgendwo in Worten nicht behutsam genug war." Der Meister nahm Stillingen auch zu Besuchen bei vielen frommen Bekannten in der Umgegend mit. „Das war nun Stilling eine Seelenfreude, so viele rechtschaffene Menschen kennen zu lernen; besonders gefiel es ihm, daß alle diese Leute nichts Enthusia-

schöne Sequenz anstimmte: Ave *Maris stella*, Dei mater alma. Heimgekehrt lösste der Graf sein Gelübde und stiftete im Jahre 1227 das Kloster zu Wettingen, das er zur dankbaren Erinnerung an seine wunderbare Rettung Maria zu Ehren „Maris stella," Meeresstern, nannte. Es sollte im obern Theile seines künftigen Wappenschildes den Morgenstern, in dem untern eine über dem Gewässer sich haltende Nereide mit der Devise tragen: non mergor, „ich versinke nicht." So viele Jahrhunderte hatte das Stift segenreich bestanden, so Vielen, die aus dem Sturm der Welt sich in die Einsamkeit gerettet, war es eine Arche, um sie dem Ufer des ewigen Friedens zuzusteuern, eine Stätte des Segens und des Trostes für das christliche Volk ringsum in weiten Kreisen, bis der schweizerische Radikalismus es mit jenem von Muri widerrechtlich und gewaltthätig zerstörte.

Doch auch in diesem zweiten Sturme sollte für Wettingen der alte Morgenstern wieder leuchten; er stieg ihm dießmal am Ufer des schwäbischen Meeres auf, sein Wappenspruch non mergor ging in glückliche Erfüllung. Lange schon hatte der verdienstvolle Abt Leopold in einigen deutschen Kleinstaaten für seine Ordensbrüder ein Asyl aufgesucht, seine Bemühungen scheiterten aber an den Hindernissen, welche die Organe der Regierungen dem Unternehmen entgegenstellten, wie es denn eine eben so traurige als sichere Thatsache ist, daß manche unserer Staatsmänner aus der großen Erfahrung der neuern und neuesten Geschichte so wenig Nutzen geerndtet haben, daß sie sich selbst jetzt noch vor einem neuen Kloster mehr als vor den Schaaren Hecker's und Struve's fürchten. Freundlich und huldvoll wurde dagegen der Convent von Wettingen bei Seiner apostolischen Majestät unserem ritterlichen Kaiser aufgenommen. Schnell verbreitete sich die Nachricht überallhin und wurde vom gesammten Volke in unserer Gegend wie anderwärts mit der freudigsten Theilnahme begrüßt. Ich habe die Mehrerau zu Anfang dieses Monats besucht, und ihre neue Erscheinung hat mein ganzes Interesse für sich gewonnen. Der würdige Abt mit seinen Conventualen hat in der kurzen Zeit das eben noch zu einer Kaserne verwendete Klostergebäude wieder wohnlich eingerichtet, das Chorgebet und die Klausur sind eingeführt, der ehemalige Bibliothek-Saal muß inzwischen zur Hauskapelle dienen. Zu einer Lehranstalt mit Pensionat ist der Grund gelegt, zwei Klassen sind schon eröffnet und mit Wiederherstellung der zerstörten Kirche wird dem Kloster auch ein größerer Wirkungskreis im Gebiete der Seelsorge über eine sehr ausgedehnte Pfarrgemeinde eröffnet werden; so vereinigen sich alle Bedingungen und Umstände, dem restaurirten Stift eine segenreiche Zukunft zu verheißen.

Aber gerade der Wiederaufbau der Kirche ist das schwere

Unternehmen, das die Kräfte des neuen Conventes bei weitem übersteigt, und ohne die Kirche kann die Anstalt weder fortbestehen, noch ihre Aufgabe zum Heile der umliegenden Bewohner jemals lösen. Abt und Convent haben sich daher in einer wohlgehaltenen Ansprache an den hohen und höchsten Adel, an die hochwürdige Geistlichkeit und an die Gläubigen in Oesterreich, in den deutschen Staaten und in der Schweiz um milde Beiträge für ihr Unternehmen gewendet; möge ihr Hülferuf allüberall den rechten Anklang finden!

Das Wiedererstehen der Mehrerau durch Wettingen ist in der That ein Ereigniß, das weite Kreise berührt. Vor Allem steht der deutsche Adel mit beiden Stiften in naher geschichtlichen Verbindung. Wettingen im Aargau ist eine Stiftung des hohen und höchsten Adels der althabsburgischen und vorderösterreichischen Lande, Schwabens und Bayerns. In der Kirche alldort steht der große Sarkophag der Grafen von Habsburg, worin die irdischen Ueberreste Albrechts I., des erschlagenen Kaisers, ruhten, bis im nächsten Jahre Kaiser Heinrich VII. ihn in den Kaiserdom von Speier zu seinem Vater König Rudolf übertragen ließ. Im gleichen Sarkophage ruhen noch von Rudolf I., dem Schweigsamen, an alle Abkömmlinge des Hauses Habsburg-Laufenburg mit ihren Gemahlinen aus den gräflichen Häusern von Regensberg, Rapperschwyl und dem Hause Hohenlandenberg. König Rudolf selber und sein Sohn, die Grafen von Habsburg-Laufenburg und Rapperschwyl, die Herzoge von Oesterreich, die Grafen von Kyburg, von Dillingen und von Homburg, die Freiherrn von Wasserstelzen, von Bissigen, von Kaiserstul, von Luternau, von Klingen, von Ochsenstein, von Rumlang, von Hornstein, von Spiegelberg, von Thierstein, von Wessenberg, von Klingnau, von Ittenthal, von Sultz, von Randenburg, von Stettlingen, von Tungen, von Thurn, von Wart, von Tegerfelden, von Schönenwerth, von Hauenstein rc., die Schenken von Wildegg und von Habsburg, die Edlen von Villingen, von Ulingen, von Wengen, von Krenzingen und von Ulm — im Ganzen über siebenzig Stammhalter erlauchter deutschen Geschlechter, haben Wettingen mit ihren frommen Vergabungen bedacht, und ihr Andenken wird auch in der Mehrerau noch in den gestifteten Jahr-Zeiten feierlich vor Gott begangen. Auch die Mehrerau zählt zu ihren Stiftern und Gutthätern die Grafen von Bregenz, von Pfullendorf, von Montfort und eine Menge Glieder adelicher Häuser des schwäbischen und räthischen Kreises. Die Hoffnung scheint mir daher keineswegs gewagt, daß Abt und Convent von Wettingen in der Mehrerau für ihr frommes Vorhaben — eine ehrwürdige Stiftung des alten deutschen Adels, zu erhalten, und fruchtbringend für die Gegenwart und Zukunft zu gestalten — auf die mitwirkende

Theilnahme und Unterstützung der hohen und höchsten Häuser in Deutschland zählen dürfen, die allein ihnen ermöglichen wird, den Kirchenbau auszuführen, und dadurch die Grundlage ihrer eigenen Fortexistenz und öffentlichen Wirksamkeit wieder zu gewinnen.

Auch der Klerus wird das Wiederaufleben einer klösterlichen Innung am Ufer des Bodensees als nicht bedeutungslos für die katholische Kirche in Süddeutschland erkennen, und wirklich hat er dem Unternehmen bereits, wie ich von allen Seiten vernehme, die freudigste Theilnahme zugewendet. Fünfzig Jahre sind seit jenen rücksichtslosen Zertrümmerungen abgelaufen; Niemand hat aus ihnen gewonnen, Alle haben dabei verloren; die Fürsten ein unersetzliches Kapital an treuer Ergebenheit und Geduld bei ihren Unterthanen, die Völker reiche Quellen zur Belebung und Erhaltung ihres religiösen Sinnes und Lebens, die Kirche die unerläßlichen Mittelglieder für ihre welterneuernde Mission. Können auch nur da und dort die der Kirche geschlagenen Wunden an ihrem lebendigen Organismus wieder geheilt, diese oder jene Lücke wieder ausgefüllt werden, so ist schon Großes gewonnen, vor Allem die Wirkung des Beispieles für jetzt und die Zukunft, damit, daß man den Gedanken nicht aufgibt, sondern zeitgemäß fördert, durch kirchliche Orden und Vereine menschheitlichen Bedürfnissen zu begegnen, zu deren Abhülfe der Kuratklerus allein nicht ausreicht. Der Säkular-Klerus selbst findet überdieß an den Männerklöstern die wichtigsten Anhaltspunkte zur Stärkung und Belebung berufsgetreuer Gesinnung, Frömmigkeit und Sitte, Gelegenheit zur Abhaltung geistlicher Uebungen, die vielfachste Ermunterung und Aushülfe in dem schweren Berufe. Es wird von der hochwürdigen Geistlichkeit abhangen, auch das gläubige Volk für das gottgefällige Unternehmen in der Mehrerau zu bethätigen, dessen Schärflein für die Kirche Gottes in neuerer Zeit schon so viel Gutes zu Stande gebracht, von so großem Segen des Himmels begleitet gewesen. So mögen denn alle Kräfte sich vereinen, dort an der Grenzscheide so vieler deutschen Stämme zur Ehre Gottes den Tempel wieder zu erbauen, der vor einem halben Jahrhundert so leichtsinnig niedergerissen wurde. Ich schließe mein Schreiben mit den Worten, womit der heilige Bernhard seine Ansprache an die Deutschen einst eröffnete: „unseren Herren und geliebtesten Vätern, den Erzbischöfen und Bischöfen und der gesammten Geistlichkeit, den Fürsten und Völkern von Schwaben und von Bayern wünsche ich die Fülle des heiligen Geistes.“

jenem, sondern in allen Gebieten des Lebens leite und führe, seiner irdischen, wie ewigen Bestimmung entgegen.

Um die Wahrheit dieser Lehre an sich selbst lebendig zu erfahren, dazu gehört nur der Glaube. Stilling hatte solchen Glauben an die Vorsehung, und derselbe war durch tausendfältige Erfahrungen immer stärker und fester geworden. Daher schwankte und zweifelte er, sobald er in Etwas den Willen Gottes erkannte, im Vertrauen auf die Macht und Güte Gottes bei allen Hindernissen und Schwierigkeiten durchaus nicht an der Ausführung. Darum konnte er jetzt in der Ueberzeugung, es sei Gottes Wille, das medizinische Studium unternehmen, obgleich er ganz und gar keinen Vorrath an Geld, nur hundert geliehene Reichsthaler hatte, von denen er noch vor seinem Abgange zu der Universität eine

---

verträgt sich die consequenteste Fassung und Durchführung der Lehre von der Vorsehung sehr wohl mit der Behauptung der Freiheit des Menschen darum, weil diesem eine ganz andere Stellung im Verhältniß zu Gott angewiesen ist. Wenn Stilling, wie auch viele anderen Protestanten, die Lehre von der Vorsehung festhält und in seinem Leben durchführt, ohne seine Freiheit aufzugeben, so zeigt er eben dadurch, daß er annäherungsweise mit den Principien der katholischen Lehre übereinstimmt. — Nebenbei bemerken wir noch: nach mehreren späteren Ausdrücken Luthers wäre die Gewalt in der Welt an den Teufel übergegangen, also die Vorsehung Gottes gewissermaßen aufgehoben. — Die Läugnung des Wunderbaren und des Wunders 2c. 2c. ist nach unserer Ansicht dasselbe in der physischen Welt, was die Läugnung der Vorsehung in der moralischen. In beiden Verneinungen wird Gott die Herrschaft abgesprochen über die Creatur. Die Welt und ihre Gesetze werden so zu sagen aus ihrem Verhältnisse zu Gott emancipirt. Das katholische Bewußtseyn faßt die Gesetze der physischen, sowie der moralischen Welt nicht als außer Gott für sich bestehende auf, sondern setzt sie in Gott, ordnet die secundären Sachen der unmittelbaren Wirkung Gottes ein, darum kann es mit Vernunft an Wunder und Vorsehung glauben.

Stilling's Unglück hatte eigentlich darin seinen Grund, daß er sich mit seinen bedeutenden Anlagen im Widerspruch fühlte zu seinem äußeren Beruf und Stande. Er war von vornherein in dem Gedanken erzogen worden, daß Gott ihn zu etwas Anderm als zum Schneidern bestimmt habe, und gleichwohl hatte sein Vater den Rath des Pastors, den Sohn förmlich studiren zu lassen, nicht befolgen können oder wollen. So war also Stilling in seiner geistigen Entwickelung auf einen Punkt gekommen, wo er Bedürfnisse kannte, deren Befriedigung sich mit dem Beruf eines damaligen Schulmeisters und Schneiders schon darum nicht vereinigen ließ, weil dieser, wenn er gehörig erfüllt seyn sollte, Zeit und Kraft genugsam in Anspruch nahm. Dazu fehlte Stilling jede Anleitung zu einer geordneten Befriedigung seines Wissensdranges; so konnte derselbe leicht in's Wilde ausschlagen. Da nun der „unersättliche Hunger nach Erkenntniß der ersten Urkräfte der Natur in Stilling's Verhältnissen nicht gestillt werden konnte, so verleidete dieß ihm seine ganze Lage, und namentlich war ihm die Schneiderei so unerträglich, daß er einst, als sein Vater äußerte: vielleicht hat ihn Gott doch zum Schneider bestimmt, in die Worte ausbrach: Ich glaube nicht, daß mich Gott in diesem Leben zu einer beständigen Hölle verdammet habe!"

Zu diesem Mißverhältniß der Kräfte und Triebe Stilling's zu dem äußeren Beruf gesellte sich dann auch ein gewisser Ehrgeiz, ein Verlangen nach einer bedeutenden Wirksamkeit, welches in der Sucht zu steigen seinen Grund hatte. Aus diesem falschen Zusatz zu der in ihm an sich gewiß wahren Lust zur Wissenschaft scheint ein Fehler in Stilling's Verhalten gekommen und ein Mitgrund zu seinen Leiden geworden zu seyn, daß er nämlich, bei all seinem Vertrauen auf die göttliche Führung, derselben doch öfters vorlaufen wollte und sich nicht in Geduld fassen und die Zeit erwarten konnte, bis Gott ihn auf die Bahn zu dem Berufe führte, auf wel-

seiner eigenen Erzählung waren manche unter seinen Bekannten, welche weder an der Vorsehung im Allgemeinen, noch an Stilling's besonderer Führung zweifelten, in Bezug auf seine Verlobung und spätere Verheirathung der Ansicht, daß dieselbe doch nicht so ganz Werk Gottes, daß hier viel Menschliches mit untergelaufen sei. Wir geben zu, daß Stilling sich in diesem, wie in andern einzelnen Fällen, in seiner Erforschung des göttlichen Willens aus innern Einsprechungen und äußern Umständen auch vielfach getäuscht haben könne, wie ja die Auffassung und Anwendung auch jeder andern religiösen Lehre von Seite des noch nicht ganz heiligen und vollkommenen Menschen mannichfachen Trübungen und Täuschungen unterworfen seyn kann. Solche Mißgriffe in der Fassung und Anwendung der Lehre heben diese selbst nicht auf, noch auch wird ihre Anwendung im Allgemeinen durch Irrthum und Mißbrauch verkürzt oder abgeschnitten. Mag Stilling sich immer im Einzelnen geirrt haben; mag die Art und Weise, in der er den Willen der Vorsehung zu erforschen und zu erfüllen suchte, einen falschen Beigeschmack an sich tragen: die Thatsache seines ganzen Lebens ist darum doch ein merkwürdiges Zeugniß von den Wegen der Vorsehung, und zugleich von Stilling's Uebereinstimmung mit der katholischen Lehre *), daß Gott im Einzelnsten wie im Ganzen,

---

*) Wir sagen nicht, daß die Protestanten ausdrücklich das Gegentheil lehren, bemerken nur im Hinweis auf das, was wir bei der Besprechung Arndt's im 32sten Bande der Histor.-polit. Blätter, 12ten Heft, S. 866 flgd. über das vorherrschende Weltbewußtseyn des 16ten Jahrhunderts gesagt haben, wie die Principien des Protestantismus die Annahme einer alle Wirklichkeit durchgreifenden Macht und Regierung der Vorsehung insofern hindern, als sie keine freie Wirksamkeit secundärer Ursachen zulassen. An jener angezogenen Stelle sagten wir in Bezug auf das Verhältniß der Freiheit zur Gnade: „Nicht obgleich, sondern gerade weil die Kirche Gott die absolute, unbedingte Ober-Herrschaft zuschreibt, allein wahre

Er war kaum drei Tage da gewesen, so war er schon zu Hause: und weil er weder Vorwürfe noch Verfolgungen zu befürchten hatte, so war er vor die Zeit, so zu sagen, vollkommen vergnügt."

Bald wurde Stilling in diesem Orte allgemein bekannt. Er liebte es auf der Orgel zu spielen, und da der steinalte Organist dieß ihm jeden Sonntag gern überließ und Stilling neue ungewohnten Weisen hatte, so machte er allgemeines Aufsehen und war bald eine bekannte und beliebte, wegen seiner Kenntnisse bewunderte Person in dem Orte und in dem Hause seines Meisters, der ihn ganz als Freund behandelte, mehr Herr als Gesell.

„So angenehm verflossen dreizehn Wochen, und ich kann sagen, daß Stilling während der Zeit sich weder seines Handwerks schämte, noch sonsten großes Verlangen trug, davon abzukommen. Um das Ende dieser Zeit, etwa mitten im Junius, ging er an einem Sonntag Nachmittag durch eine Gasse der Stadt Schauberg; die Sonne schien angenehm, und der Himmel war hier und da mit einzelnen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch sonst etwas sonderliches in den Gedanken; von ungefähr blickte er in die Höhe und sah eine lichte Wolke über seinem Haupte hinziehen, mit diesem Anblicke durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht darniedersank; von dem Augenblicke an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater der Menschen und zum göttlichen Erlöser, deßgleichen zu allen Menschen, war in dem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenn's nöthig gewesen wäre. Dabei fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle Gott geziemend, angenehm und nützlich seyn möchten. Auf der Stelle machte

er einen festen unwiderruflichen Bund mit Gott, sich hinführo lediglich seiner Führung zu überlassen und keine eitlen Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott gefallen würde, daß er Lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig und mit Freuden damit zufrieden zu seyn.“ Trotz dieses Vorsatzes gewann Stilling's alter Trieb, der Vorsehung vorzulaufen bei der ersten Gelegenheit wieder die Ueberhand. Der Schulmeister des Orts machte ihm den Antrag, eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Kaufmanne anzunehmen. Stilling fühlte auch bald Lust zu dieser Stelle, das Gefühl des Widerspruchs zwischen seinem äußern und innern Beruf trat wieder hervor, und gegen sein Gewissen, welches ihm sagte, daß er nach dem Willen Gottes für jetzt noch bei seinem Handwerk bleiben und die Stelle nicht annehmen solle, nahm er sie dennoch wirklich an. Alsbald zeigte sich, wie verkehrt das war.

Stilling war noch nicht im Stande gewesen sich ordentliche Kleider anzuschaffen. Wäre er nur noch einige Zeit ruhig bei seinem Handwerk geblieben, so würde er mit Beihülfe seines Meisters, der dazu schon wirklich Anstalten gemacht hatte, in dieser Beziehung in eine bessere Verfassung gekommen seyn. Da er nun aber jetzt mit einer äußerst armseligen Garderobe in ein Haus gerieth, wo eine nur äußere und formelle Bildung herrschte, unter Leute, die auf dergleichen Dinge ein gar groß Gewicht legten, so wurde dieser Umstand die Veranlassung, daß er als ein Lump und Landstreicher betrachtet und behandelt wurde. Dazu gesellten sich schwere inneren Leiden, von einer Art, die er bis dahin nicht gekannt hatte und die um so drückender auf ihm lagen, als er Niemanden hatte, dem er seinen Zustand hätte entdecken können.

„Diese erschrecklichen Leiden, unter denen Stilling zu Gott schrie, daß es von einem Pol hätte zum andern erschallen mögen, dauerten von Martini bis den 12. April 1763, und also neunzehn bis zwanzig Wochen. Dieser Tag war

also der frohe Zeitpunkt seiner Erlösung. Des Morgens früh stand er noch mit eben den schweren Leiden auf, mit denen er sich schlafen gelegt hatte; er ging wie gewöhnlich herunter an den Tisch, trank Caffee, und darauf in die Schule. Um neun Uhr, als er in seinem Kerker am Tisch saß, und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes, alle seine Schwermuth und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne und tiefen Frieden in seiner Seele, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte. Er besann sich und wurde gewahr, daß er Willens war, wegzugehen; dazu hatte er sich entschlossen, ohne es zu wissen; so in demselben Augenblick stand er auf, ging hinauf auf seine Schlafkammer, und dachte nach; wie viel Thränen der Freude und der Dankbarkeit daselbst geflossen sind, können nur diejenigen begreifen, die sich mit ihm in ähnlichen Umständen befunden haben."

„Hier packte er nun seine paar Lumpen, die er noch hatte, zusammen, band seinen Hut mit hinein, den Stab aber ließ er zurück. Diesen Bündel warf er durch ein Fenster hinter dem Hause in den Hof, ging darauf wieder herunter, und spazierte ganz gleichgültig zur Pforte hinaus, ging hinter das Haus, nahm den Pack, und wanderte, so geschwind als er konnte, das Feld hinauf, und eine ziemliche Strecke in den Busch hinein;" wohin? wußte er nicht! Nach einigen Stunden empfand er Hunger, er hatte keinen Heller bei sich, denn er hatte ja bei seiner plötzlichen Flucht sein Gehalt im Stich gelassen, auch wußte er weit und breit keinen Menschen, der ihn kannte.

„Jetzt fing er an und sagte bei sich selber: Nun bin ich denn doch endlich auf den höchsten Gipfel der Verlassung gestiegen, es ist jetzt nichts mehr übrig, als betteln oder sterben; — dann dachte er an die Worte des Herrn, in denen er mit aller Deutlichkeit die Vögel des Himmels, das Gras

auf dem Felde und die Haare des Hauptes unter die Vorsehung Gottes stellt und mit der größten Bestimmtheit lehrt, daß es umsomehr in menschlichen Zuständen nicht das Geringste gebe, was nicht von Gott vorgesehen und angeordnet ist. Ist das wahr, dachte Stilling, so muß schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis diesen Augenblick auf Ihn getraut und Seinem Worte geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß Er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; ich bin doch so gut Sein Geschöpf, wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn's ihm Noth thut. Stilling's Herz war bei diesen Worten so beschaffen, als das Herz eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfließt, der Vater sich weg wendet und seine Thräne verbirgt." Indem er so dachte, ward es ihm plötzlich wohl im Gemüthe, und es war, als wenn ihm Jemand zuspräche: geh' in die Stadt, und such' einen Meister! Er ging also wieder in die Stadt zurück, durch welche er eben gekommen war, und fand alsbald einen Meister, der ihn gleich auf und noch diesen Mittag zu Tische nahm. Stilling's neuer Meister war ein frommer Christ und lernte auch seinen neuen Gesellen als solchen kennen und lieb gewinnen, und nahm sich in geistlicher und leiblicher Beziehung des Verlassenen bestens an. „Einstmals fing er über der Arbeit an, mit Stilling über seine Kleider zu sprechen, erkundigte sich genau nach allem, was er hatte, und versah ihn mit allem, was er bedurfte, so daß er jetzt besser wie je in seinem Leben gekleidet war. Er ermahnte ihn immerfort zum Wachen und Beten, und erinnerte ihn allezeit brüderlich, wo er irgendwo in Worten nicht behutsam genug war." Der Meister nahm Stillingen auch zu Besuchen bei vielen frommen Bekannten in der Umgegend mit. „Das war nun Stilling eine Seelenfreude, so viele rechtschaffene Menschen kennen zu lernen; besonders gefiel es ihm, daß alle diese Leute nichts Enthusia-

ftisches hatten, sondern bloß Liebe gegen Gott und Menschen auszuüben, im Leben und Wandel aber ihrem Haupte Christo nachzuahmen suchten. Dieses kam mit Stilling's Religionssystem völlig überein, und daher verband er sich auch mit allen diesen Leuten zur Brüderschaft und aufrichtigen Liebe. Diese Lebensart war ihm aus der Maßen nützlich, und bereitete ihn immer mehr und mehr zu dem, was Gott aus ihm machen wollte." An diesen Meister Becker in Rade vor'm Wald erinnerte sich Stilling stets mit größter Verehrung und wärmster Dankbarkeit.

Nun war die Zeit gekommen, wo Stilling wirklich zu einem andern Berufe übergehen sollte. Eine Stunde von Rade vor'm Wald wohnte ein ansehnlicher Kaufmann, der viele Kinder und eine bedeutende Eisen-Fabrik hatte. Als Stilling einst mit seinem Meister bei diesem Kaufmanne auf Arbeit war, machte ihm derselbe den Vorschlag, er solle bei ihm Hauslehrer werden. Stilling wollte jetzt nicht mehr von seinem Handwerk abgehen, und konnte erst durch Zureden seines geliebten Meisters, der ihm vorstellte, daß es jetzt unter diesen Umständen für ihn Sünde seyn würde, eine solche sich selbst darbietende Stelle nicht anzunehmen, dazu gebracht werden, auf die Vorschläge des Kaufmannes einzugehen. Er nahm also die Stelle an, nachdem er sich strenge durch Selbstprüfung überzeugt hatte, daß dieses Mal bei'm Verlassen seines Handwerks der Ehrgeiz und das eigensüchtige Vorlaufen und Vorwärtsstreben nicht mit im Spiele sei. Und dieses Mal ging es gut in dem neuen Stande.

Nachdem Stilling noch vorher auf seines Principals Wunsch und Kosten in neun Wochen so viel Französisch gelernt, daß er diese Sprache ziemlich fertig lesen und schreiben konnte, trat er um Michaelis 1763 die neue Stelle an. „Des andern Tages fing er seine Information an. Die Einrichtung ward folgendergestalt von Herrn Spanier angeordnet: die Kinder sowohl, als ihr Lehrer, waren bei ihm

in seiner Stube; auf diese Weise konnte er sie selber beobachten und ziehen, und auch beständig mit Stilling von allerhand Sachen reden. Dabei gab Herr Spanier seinem Haus-Informator auch Zeit genug, selber zu lesen."

„Herr Spanier aber hatte Stillingen nicht bloß zum Lehrer seiner Kinder bestimmt, sondern er hatte noch eine schöne Absicht mit ihm, er wollte ihn in seinen Handelsgeschäften brauchen; das entdeckte er ihm aber nicht eher, als bis auf den Tag, da er ihm einen Theil seiner Fabrik zu verwalten übertrug. Hierdurch glaubte er auch Stillingen Veränderung zu machen, und ihn vor der Melancholie zu bewahren."

„Stilling wurde zu Handelsgeschäften aller Art verwendet, ging dabei auch auf Reisen, kam bei solchen Gelegenheiten auch mehrmals in seine Heimath, wo er auch noch seine Großmutter zu deren großer Freude wieder sah — die Alte segnete ihren Enkel und starb ein paar Tage nachher. Der vergnügte Umgang aber, den Stilling mit Herrn Spanier hatte, war über Alles. Sie waren recht vertraulich zusammen, redeten von Herzen von allerhand Sachen, besonders war Spanier ein ausbündiger geschickter Landwirth und Kaufmann, so daß Stilling oftmals zu sagen pflegte: Herrn Spanier's Haus war meine Academie, wo ich Oekonomie, Landwirthschaft und das Commerzienwesen aus dem Grund zu studieren Gelegenheit hatte."

„So wie ich hier Stilling's Lebensart beschrieben habe, so dauerte sie, ohne eine einzige trübe Stunde dazwischen zu haben, sieben ganzer Jahre in einem fort; ich will davon nichts weiter sagen, als daß er in all dieser Zeit, in Absicht der Weltkenntniß, Lebensart und obigen häuslichen Wissenschaften ziemlich zugenommen habe. Seine Schüler unterrichtete er diese ganze Zeit über in der lateinischen und französischen Sprache, wodurch er selber immer mehr Fertigkeit in beiden Stücken er-

langte, und dann in der reformirten Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen."

„Seine eigene Lectüre bestand anfänglich in allerhand poetischen Schriften. Er las erstlich Milton's verlornes Paradies, hernach Young's Nachtgedanken, und darauf die Messiade von Klopstock — drei Bücher, die recht mit seiner Seele harmonirten."

„In der Mathematik that er jetzt nicht viel mehr, hingegen legte er sich mit Ernst auf die Philosophie, las Wolf's deutsche Schriften ganz, deßgleichen Gottsched's gesammte Philosophie, Leibnitzens Theodicee, Baumeister's kleine Logik und Metaphysik demonstrirte er ganz nach, und nichts in der Welt war ihm angenehmer, als die Uebung in diesen Wissenschaften; allein er spürte doch eine Leere bei sich und ein Mißtrauen gegen diese Systeme, denn sie erstickten wahrlich alle kindliche Empfindung des Herzens gegen Gott: sie mögen eine Kette von Wahrheiten seyn, aber die wahre philosophische Kette, an welche sich Alles anschließt, haben wir noch nicht. Stilling glaubte diese zu finden, allein er fand sie nicht." Aus besonderer Lust und Antrieb lernte Stilling auch Griechisch, ohne zuerst zu wissen, wozu es ihm dienen sollte.

Stilling fühlte keinen Beruf, Hauslehrer oder Kaufmann zu bleiben. Was für die Zukunft mit ihm werden sollte, wußte er nicht, er erwartete die Entscheidung von der Führung Gottes. Endlich entschloß er sich, auf Veranlassung seines Prinzipals und vieler zusammentreffenden Umstände, in denen er einen höhern Fingerzeig sah, Medicin zu studieren.

Wie er Alles, was ihm begegnete, auf die Vorsehung bezog, als eine Kundgebung ihres Willens zu fassen und zu befolgen strebte, so glaubte er auch im Zusammenseyn mit der kranken Tochter eines befreundeten Kaufmanns durch besondere beiderseitige Anregungen und Einsprechungen den göttlichen Willen zur Verlobung vernommen zu haben. Nach

seiner eigenen Erzählung waren manche unter seinen Bekannten, welche weder an der Vorsehung im Allgemeinen, noch an Stilling's besonderer Führung zweifelten, in Bezug auf seine Verlobung und spätere Verheirathung der Ansicht, daß dieselbe doch nicht so ganz Werk Gottes, daß hier viel Menschliches mit untergelaufen sei. Wir geben zu, daß Stilling sich in diesem, wie in andern einzelnen Fällen, in seiner Erforschung des göttlichen Willens aus innern Einsprechungen und äußern Umständen auch vielfach getäuscht haben könne, wie ja die Auffassung und Anwendung auch jeder andern religiösen Lehre von Seite des noch nicht ganz heiligen und vollkommenen Menschen mannichfachen Trübungen und Täuschungen unterworfen seyn kann. Solche Mißgriffe in der Fassung und Anwendung der Lehre heben diese selbst nicht auf, noch auch wird ihre Anwendung im Allgemeinen durch Irrthum und Mißbrauch verkürzt oder abgeschnitten. Mag Stilling sich immer im Einzelnen geirrt haben; mag die Art und Weise, in der er den Willen der Vorsehung zu erforschen und zu erfüllen suchte, einen falschen Beigeschmack an sich tragen: die Thatsache seines ganzen Lebens ist darum doch ein merkwürdiges Zeugniß von den Wegen der Vorsehung, und zugleich von Stilling's Uebereinstimmung mit der katholischen Lehre *), daß Gott im Einzelnsten wie im Ganzen,

*) Wir sagen nicht, daß die Protestanten ausdrücklich das Gegentheil lehren, bemerken nur im Hinweis auf das, was wir bei der Besprechung Arndt's im 32sten Bande der Histor.-polit. Blätter, 12ten Heft, S. 866 flgd. über das vorherrschende Weltbewußtseyn des 16ten Jahrhunderts gesagt haben, wie die Principien des Protestantismus die Annahme einer alle Wirklichkeit durchgreifenden Macht und Regierung der Vorsehung insofern hindern, als sie keine freie Wirksamkeit secundärer Ursachen zulassen. An jener angezogenen Stelle sagten wir in Bezug auf das Verhältniß der Freiheit zur Gnade: „Nicht obgleich, sondern gerade weil die Kirche Gott die absolute, unbedingte Ober-Herrschaft zuschreibt, allein wahre

im Kleinsten wie im Größten Alles anordne oder doch vorsehend zulasse, und den Menschen nicht bloß in diesem oder

---

und volle Wirklichkeit beilegt, und dagegen der Welt nur ein relatives und abgeleitetes Seyn und eine in Beziehung auf Gott nur sehr geringe Wichtigkeit und Bedeutung beimißt, sie als Schöpfung so zu sagen nur aufgehoben in Gott betrachtet: gerade eben deßwegen kann sie dem Menschen Freiheit zuschreiben, ohne die Gnade zu verkürzen, und an Gottes Wirksamkeit gleichsam etwas abzubrechen. Das Seyn und Wirken des Menschen als nach der ursprünglichen Ordnung der Natur und seinem eigenen innern Wesen in Gott gesetzt und betrachtet, läßt sich sehr wohl mit der Absolutheit des göttlichen Seyns und Wirkens vereinigen, weil Gott es ist, der das von vornherein als von Ihm im Bewußtseyn abhängig gesetzte Seyn und Wirken in der Wirklichkeit setzt und wirkt; ist es Gott, der auch in der freien Persönlichkeit durch seine Gnade deren Seyn und Wirken will und wirkt, so daß selbst im bösen Menschen demselben nicht die positive Wirkungskraft, sondern nur die Anwendung derselben zugehört, so ist klar, daß die Lehre von der Mitwirkung des Menschen keine Gränze für die Wirksamkeit der Gnade bildet, weil ja eben Gott es ist, der durch seine Gnade die Mitwirkung wirkt. Dagegen läßt sich das freie menschliche Wirken, wenn es nicht von vorn herein an und in dem göttlichen Seyn und Wirken gefaßt wird, als ein in seiner Freiheit von Gott selbst gewolltes und gewirktes, sondern, thatsächlich vom Bewußtseyn außer Gott gefaßt, eine Art selbstständiger Realität für sich beigelegt erhält, dann allerdings nicht mehr mit der unendlichen Wirksamkeit der Gnade vereinigen, weil in diesem Falle durch die erste praktische That des Erkennens der Mensch in ein Verhältniß zu Gott gebracht ist, in dem nur eine äußerliche Berührung, nicht eine innere Vereinigung des menschlichen Wirkens mit der Gnaden-Wirkung Gottes möglich wäre." Dieß Alles gilt auch in Bezug und Anwendung auf das Verhältniß der Freiheit zur Vorsehung. Die Lehre von der Vorsehung muß nach den protestantischen Grund-Voraussetzungen bei einiger Consequenz in den Fatalismus und falsche Prädestinations-Begriffe verfallen, weil das protestantische System der Vorsehung gegenüber keinen Platz für die Freiheit des Menschen hat. In der katholischen Kirche

jenem, sondern in allen Gebieten des Lebens leite und führe, seiner irdischen, wie ewigen Bestimmung entgegen.

Um die Wahrheit dieser Lehre an sich selbst lebendig zu erfahren, dazu gehört nur der Glaube. Stilling hatte solchen Glauben an die Vorsehung, und derselbe war durch tausendfältige Erfahrungen immer stärker und fester geworden. Daher schwankte und zweifelte er, sobald er in Etwas den Willen Gottes erkannte, im Vertrauen auf die Macht und Güte Gottes bei allen Hindernissen und Schwierigkeiten durchaus nicht an der Ausführung. Darum konnte er jetzt in der Ueberzeugung, es sei Gottes Wille, das medizinische Studium unternehmen, obgleich er ganz und gar keinen Vorrath an Geld, nur hundert geliehene Reichsthaler hatte, von denen er noch vor seinem Abgange zu der Universität eine

---

verträgt sich die consequenteste Fassung und Durchführung der Lehre von der Vorsehung sehr wohl mit der Behauptung der Freiheit des Menschen darum, weil diesem eine ganz andere Stellung im Verhältniß zu Gott angewiesen ist. Wenn Stilling, wie auch viele anderen Protestanten, die Lehre von der Vorsehung festhält und in seinem Leben durchführt, ohne seine Freiheit aufzugeben, so zeigt er eben dadurch, daß er annäherungsweise mit den Principien der katholischen Lehre übereinstimmt. — Nebenbei bemerken wir noch: nach mehreren späteren Ausdrücken Luthers wäre die Gewalt in der Welt an den Teufel übergegangen, also die Vorsehung Gottes gewissermaßen aufgehoben. — Die Läugnung des Wunderbaren und des Wunders ꝛc. ꝛc. ist nach unserer Ansicht dasselbe in der physischen Welt, was die Läugnung der Vorsehung in der moralischen. In beiden Verneinungen wird Gott die Herrschaft abgesprochen über die Creatur. Die Welt und ihre Gesetze werden so zu sagen aus ihrem Verhältnisse zu Gott emancipirt. Das katholische Bewußtseyn faßt die Gesetze der physischen, sowie der moralischen Welt nicht als außer Gott für sich bestehende auf, sondern setzt sie in Gott, ordnet die secundären Sachen der unmittelbaren Wirkung Gottes ein, darum kann es mit Vernunft an Wunder und Vorsehung glauben.

Menge nöthiger Anschaffungen bestreiten mußte, so daß er bei'm Antritt seiner Reise nur noch vierzig übrig hatte.

Er hatte sich bis ganz zuletzt noch nicht über die Wahl der Universität entschlossen, „sondern er erwartete einen Wink vom himmlischen Vater; denn weil er aus purem Glauben studiren wollte, so durfte er auch in nichts seinem eigenen Willen folgen. Den erwarteten Wink erkannte Stilling nun in der dargebotenen Gelegenheit, mit einem erfahrenen Wundarzt von Elberfeld, einem Mann von vierzig Jahren, der zu seiner Vervollkommnung noch einmal die Universität beziehen wollte, nach Straßburg zu gehen. Der Wundarzt war nun der rechte Mann für Stilling. Er hatte das beste Herz von der Welt, das aus lauter Menschenliebe und Freundschaft zusammengesetzt war; dazu hatte er einen vortrefflichen Charakter, viel Religion. Er kannte die Welt und Straßburg; und gewiß, es war ein recht väterlicher Zug der Vorsehung, daß Stilling just jetzt mit ihm bekannt wurde." Dieser Reisegefährte war Stillingen auch später in Straßburg sehr nützlich; „er kannte die Welt besser, und daher konnte er ihn sicher durchführen: ohne ihn würde Stilling hundertmal angestoßen haben. So gütig war der himmlische Vater gegen ihn. Er versorgte ihn sogar mit einem Hofmeister, der ihm nicht allein mit Rath und That beistehen, sondern auch von dem er Anleitung und Fingerzeig in seinen Studien haben konnte."

VIII.

Zur Geschichte der christlichen Kunst.

IV.

August Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Leipzig, T. O. Weigel. 1854. 138 S. Nebst einem Titelkupfer und 31 Tafeln mit 125 Abbildungen.

Seit einigen Decennien wird die christliche Kunst nicht nur in der Literatur lebhaft besprochen, sondern es fehlt auch nicht an gutem Willen und zahlreichen Bemühungen, dieselbe zugleich praktisch wieder zu Ehre und Geltung zu bringen. Wenn es auch zu den Seltenheiten gehört, daß, wie unter König Ludwig in München geschehen, und dermalen mit der Votivkirche in Wien in Aussicht steht, ein Neubau von größerer Bedeutung unternommen wird, so ist man doch allenthalben mit Eifer bemüht, das bereits Vorhandene, wenn es noch unvollendet dasteht zu vollenden, wenn es Schaden gelitten auszubessern, wenn es verunstaltet worden zu verschönern. Ueberall entstehen Vereine zum Ausbau der mittelalterlichen Dome, und wo dergleichen bedeutendere Denkmäler nicht vorhanden sind, will doch jede Stadt, jeder Marktflecken, ja selbst jedes Dorf wenigstens das Mögliche aufbieten,

das Haus des Herrn mit dem schönsten Schmucke auszustatten; und nichts berechtiget uns zu zweifeln, daß der Beweggrund dieses Wetteifers ein anderer sei, als das innere Bedürfniß, die Worte des Psalmisten zur Wahrheit zu machen: Dilexi decorem domus tuae.

Die Leistungen auf diesem Gebiete stehen jedoch nicht immer im Gleichgewichte mit dem guten Willen und den Anstrengungen, die gemacht werden. Wo wirklich Neubauten entstehen, oder auch nur Restaurationen und Verschönerungen vorgenommen werden, da zeigt sich nur gar zu häufig, daß hinsichtlich der Uebung der christlichen Kunst, im Ganzen genommen, noch außerordentlich viel zu wünschen übrig bleibt. „Wenn es heißt, irgendwo sei eine alte Kirche verschönert worden, so kann man kühn zehn gegen eins darauf wetten, daß die Verschönerung im Wesentlichen darin besteht, daß der Tüncher die Wände mit weißer oder gelblicher Kalkmilch, den Rest aber, einschließlich alles Holz- und Eisenwerks, mit Oel-Farbe, etwa zu Marmor, angestrichen hat, daß alles irgend Altmodische ausgewiesen ist, daß der Boden mittelst großer viereckigter Hausteine, die Fenster mittelst weißer Gläser renovirt, die Bilder gefirnißt und alle Ungleichheiten durch eine möglichst symmetrische Aufstellung des Möbelwerks beseitigt worden.“ So äußert sich Herr Reichensperger, und es ist dieß leider keine Uebertreibung. Hat man doch, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, erst noch im Jahre 1840 den Dom zu Limburg an der Lahn, ein Bauwerk, welches, ebenso charakteristisch in der Anordnung, wie harmonisch in der Durchführung, unstreitig zu den merkwürdigsten Denkmälern aus der Uebergangsperiode vom romanischen zum gothischen Style gehört, und schon um dieser kunsthistorischen Bedeutung willen der höchsten Beachtung und Schonung werth gewesen wäre, mit einem Kostenaufwande von 10,000 Gulden inwendig von oben bis unten, selbst die Säulen von schwarzem Marmor, womit die Emporen geschmückt sind, nicht aus-

genommen, weiß angestrichen, das Grabmal des Erbauers aber und den durch seine eigenthümlichen Sculpturwerke in hohem Grade merkwürdigen Taufstein dick mit grünlicher Oel-Farbe überschmiert. Und wenn wir auch von dem, was bereits der Vergangenheit angehört, Umgang nehmen, im Wesentlichen ist bezüglich der Uebung der christlichen Kunst eine größere Sicherheit auch jetzt noch nicht eingetreten. Sobald es vom Willen zur That kommen, sobald ein Neubau aufgeführt, oder eine Kirche vergrößert oder auch nur verschönert werden soll, so erheben sich alsogleich Bedenken und Schwierigkeiten; man weiß nicht recht, wie man es anfangen, in welchem Style man einen Neubau aufführen, und wenn es sich um eine Restauration handelt, was man bloß frisch bemalen und firnißen, was man ganz entfernen, was man umändern, was man neu verfertigen soll. In dieser Ungewißheit und Rathlosigkeit befinden sich aber nicht bloß die Kirchenvorstände, sondern auch die Künstler, wenn sie Hand an's Werk legen sollen.

Wir wollen übrigens nicht unbillig seyn und unsere Zeit nicht strenger beurtheilen, als die vergangene. Die Bauunternehmer sind zunächst an den Geschmack der Künstler gewiesen, welche die bessere Einsicht haben sollen; die Künstler aber, von denen sicherlich ein großer Theil nebst seinem eigenem Ruhme auch der Ehre Gottes gedenkt, vermögen so wenig, wie die Kritiker ihrer Werke, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen. Es ist daher in allen Jahrhunderten vorgekommen, daß man den eben herrschenden Geschmack für den besten, ja den allein guten gehalten hat. Die jüngeren Baumeister und Bildhauer und Maler haben jedesmal die Erweiterungen und Verschönerungen, ohne Rücksicht auf das schon Vorhandene, in dem Style ihrer Zeit ausgeführt, so daß viele unserer größeren Dome gleichsam als Muster einer förmlichen Kunstgeschichte betrachtet werden können. Wir verweisen beispielsweise nur auf den Dom zu Trier, welcher

in seinen einzelnen Theilen dem altrömischen und dem romanischen und dem Uebergangs- und dem gothischen und dem Roccoco-Style angehört, und dem, damit nichts mehr an einer Musterkarte für alle Style fehle, zuletzt noch in unserm Jahrhundert Baurath Schinkel jonische Säulen eingefügt hat. Selbst die Meister jener Periode, welche, und gewiß mit Recht, als die Blüthezeit der christlichen Kunst bezeichnet wird, machten hierin keine Ausnahme, im Gegentheile finden sich zahlreiche Beispiele, daß sie ohne alle Umstände, wenn z. B. eine Kirche vergrößert werden sollte, den vorhandenen Chor niederrissen und dem romanischen Langhause einen gothischen Bau hinzufügten; ja sie haben ohne weiteres und mit nicht zu entschuldigender Kühnheit selbst da, wo gar kein Grund hiezu vorlag, die rundbogigen Fenster des älteren Baues in spitzbogige verwandelt, und wo ihrer zwei nebeneinander nicht gut zu dem neu einzufügenden Gewölbe paßten, beide ganz zugemauert, um an ihrer Statt in der Mitte ein größeres durchzubrechen, die alten Bogenfriese und Lissenen aber, wo sie im Wege standen, weggeschlagen.

Je schwieriger jedoch die Aufgabe ist, überall das rechte Maaß zu finden, und je unsicherer zur Zeit noch die Grundsätze sind, nach welchen einerseits im Interesse der Anforderungen der Kunst an sich, andererseits im Hinblicke auf den historischen und häufig durch so viele Erinnerungen gleichsam geheiligten Werth der einzelnen Denkmäler, verfahren werden soll: desto erwünschter muß uns eine Schrift seyn, welche gerade die praktische Seite der christlichen Kunst in's Auge zu fassen sucht; zumal wenn sie von einem Manne herrührt, dessen Name in diesem Fache nicht nur einen guten Klang hat, sondern in weiten Kreisen als Autorität gilt, und welcher bereits wiederholt in Schrift und Wort — wir erinnern hiebei nur an die hieher bezüglichen Anträge, welche Herr A. Reichensperger seiner Zeit in der Abgeordneten-Kammer zu Berlin stellte — den Beweis geliefert hat, daß er den Beruf in sich fühle und

eben deßhalb auch ein Recht habe, hier ein entscheidendes Wort mitzureden.

Da der Zweck der „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst“ vorzugsweise ein praktischer ist, so ergab sich von selbst eine große Reichhaltigkeit von Gegenständen, welche in Betracht gezogen werden konnten. Der Verfasser bespricht theils mehr theils minder ausführlich: die Neubauten, die Restaurationen, die innere Ausschmückung der Kirche, das Kirchengeräthe, die kirchliche Musik, den Küster, die Umgebungen der Kirche, den Kirchhof, das Kloster, und endlich die Museen und Vereine. Als Anhang dienen ein kleines Glossar, welches dem in der Materie Unbewanderten die am häufigsten vorkommenden technischen Benennungen der einzelnen Bautheile erklärt, und eine Reihenfolge von 125 Abbildungen, deren Auswahl in gleicher Weise vorwiegend durch das praktische Bedürfniß bestimmt wurde.

Wir können hier, durch den Raum beschränkt, nur den einen und andern Abschnitt flüchtig besprechen, dürfen uns aber um so kürzer fassen, als wir überzeugt sind, daß dieß allein schon hinreichend sei, die Aufmerksamkeit der Leser auf das ganze Werk zu lenken.

Der dringendste Rath, den der Verfasser bezüglich der Neubauten, zumal wenn sie an die Stelle alter Bauwerke von archäologischer Bedeutung treten sollen, zu geben hat, ist, „dieselben so lange als nur immer möglich zu verschieben.“ Ein solcher Rath mag den Meisten unerwartet seyn, aber Herr R. will nicht bloß Rath ertheilen, sondern er gibt auch die Gründe an, die ihn dazu bestimmen. Binnen wenig Jahren, meint er, werde man sicherlich für weniger Geld bessere Arbeit bekommen. „Wir befinden uns — das sind seine Worte — nachgerade in einem Uebergangsstadium; die Erkenntniß, daß es anders werden muß, bricht sich durch alle officiellen und unofficiellen Hindernisse immer mehr Bahn, allerwärts treten tüchtige Männer unter

die Fahne der christlich-nationalen Kunst; man forscht, vergleicht, bildet nach. Allein wir sind erst auf dem rechten Wege, noch nicht am Ziele. Die Steinmetzhütten, welche sich bald hier bald dort zu den Füßen der alten Dome ansiedeln, und die übrigen zum Fortbau oder der Restauration derselben mitarbeitenden Gewerke bilden eben so viele Pflanz-Schulen, die ihre Wurzeln und Zweige immer weiter hinausstrecken; Theorie und Praxis gehen hier Hand in Hand und wirken zusammen an der Wiederbelebung jenes Kunst-Handwerkes, aus welchem die großen Monumente der Vorzeit hervorgewachsen sind. Also besser noch eine Zeit lang der äußerste Nothbehelf, als eine Uebereilung, deren traurige Folgen viele Generationen, und zwar in dem Maaße, wie das rechte Verständniß zunimmt, immer tiefer empfinden werden."

Stellt sich aber bei reiflicher Erwägung ein Neubau als unabweisliches Bedürfniß heraus, so gibt der Verfasser den weiteren Rath: „Recht oder gar nicht." Wir können der Anwendung dieses Wahlspruches bei Allem, was sich auf Kirchenbauten und den Cultus überhaupt bezieht, nur unbedingt beistimmen; denn wie nichts unpassender und selbst ungeziemender ist, als falscher Prunk und lügenhafter Flitter im Heiligthume, so ist auch das gewöhnliche Bedenken, daß die beschränkten Mittel es nicht gestatteten, sich höher zu versteigen, in der Regel nicht stichhaltig. Die Schönheit an sich macht nicht theuer. Dazu kömmt, daß das gläubige Volk sich noch niemals hat karg finden lassen, wenn es sich um die Zierde des Gotteshauses und um die Verherrlichung des Cultus handelt. Wir könnten rührende Beispiele erzählen von der Opferwilligkeit selbst, oder richtiger gesagt vorzugsweise, der einfältigen Landleute, die um so höher sich steigerte, je mehr ihnen etwas wahrhaft Schönes geboten wurde. Mit Recht sagt Hr. R. in diesem Betreffe: „Das Schöne öffnet nicht bloß die Herzen, sondern auch die Börsen, und das

jenem, sondern in allen Gebieten des Lebens leite und führe, seiner irdischen, wie ewigen Bestimmung entgegen.

Um die Wahrheit dieser Lehre an sich selbst lebendig zu erfahren, dazu gehört nur der Glaube. Stilling hatte solchen Glauben an die Vorsehung, und derselbe war durch tausendfältige Erfahrungen immer stärker und fester geworden. Daher schwankte und zweifelte er, sobald er in Etwas den Willen Gottes erkannte, im Vertrauen auf die Macht und Güte Gottes bei allen Hindernissen und Schwierigkeiten durchaus nicht an der Ausführung. Darum konnte er jetzt in der Ueberzeugung, es sei Gottes Wille, das medizinische Studium unternehmen, obgleich er ganz und gar keinen Vorrath an Geld, nur hundert geliehene Reichsthaler hatte, von denen er noch vor seinem Abgange zu der Universität eine

---

verträgt sich die consequenteste Fassung und Durchführung der Lehre von der Vorsehung sehr wohl mit der Behauptung der Freiheit des Menschen darum, weil diesem eine ganz andere Stellung im Verhältniß zu Gott angewiesen ist. Wenn Stilling, wie auch viele anderen Protestanten, die Lehre von der Vorsehung festhält und in seinem Leben durchführt, ohne seine Freiheit aufzugeben, so zeigt er eben dadurch, daß er annäherungsweise mit den Principien der katholischen Lehre übereinstimmt. — Nebenbei bemerken wir noch: nach mehreren späteren Ausdrücken Luthers wäre die Gewalt in der Welt an den Teufel übergegangen, also die Vorsehung Gottes gewissermaßen aufgehoben. — Die Läugnung des Wunderbaren und des Wunders &c. &c. ist nach unserer Ansicht dasselbe in der physischen Welt, was die Läugnung der Vorsehung in der moralischen. In beiden Verneinungen wird Gott die Herrschaft abgesprochen über die Creatur. Die Welt und ihre Gesetze werden so zu sagen aus ihrem Verhältnisse zu Gott emancipirt. Das katholische Bewußtseyn faßt die Gesetze der physischen, sowie der moralischen Welt nicht als außer Gott für sich bestehende auf, sondern setzt sie in Gott, ordnet die secundären Sachen der unmittelbaren Wirkung Gottes ein, darum kann es mit Vernunft an Wunder und Vorsehung glauben.

Verfasser widersprechen, wenn er schreibt: „die kirchliche Kunst hat in dem Spitzbogenstyle dem Principe nach ihr letztes Wort gesprochen, was indeß eine Fortbildung in's Unendliche nicht ausschließt". Und wir erkennen die auf gründlichem Studium der Kunstgeschichte fußende, und durch Autopsie zahlreicher Denkmäler für die Schönheiten dieses Styles begeisterte Stimme unseres Kunstrichters wieder, wenn er hinzufügt: „das dreizehnte Jahrhundert konnte in Bezug auf die Architectur das εὕρηκα in die Welt hineinrufen, und es hat dieß auch wirklich gethan. Die in früheren Zeiten hierhin und dorthin gebrochenen Strahlen sammeln sich in Einem Brennpunkte; ein eben so festes als entwicklungsfähiges Bildungsgesetz ist gefunden; jeder Einzelheit ist Ort und Maaß gewiesen, und Alles fügt sich harmonisch zu einem schönen Ganzen" u. s. w. Befremdend scheint uns nur, daß Herr R. von den Thurmuhren, deren Zifferblätter außen sichtbar sind, dringend abmahnt, da sie für die Architectur störend, ja geradezu häßlich seien, und jetzt ohnehin fast jeder Handwerksbursche eine Taschenuhr besitze. Der Verfasser muß hiebei ein bestimmtes, ganz unästhetisches Muster im Auge haben. Wir unserer Seits vermögen in den Thurmuhren etwas für die Architectur Störendes oder gar Häßliches nicht zu finden, und würden sogar bedauern, wenn auf jene Mahnung gehört würde; denn es bedünkt uns beinahe, als ob dem Kirchthurme, der wie ein Wächter über die Stadt und weithin über die ganze Landschaft hinausblickt, etwas Wesentliches abginge, wenn der Stundenzeiger und der Glocken-Schlag fehlen würden, die den Menschen in kurzen Zwischenräumen zurufen: Vigilate et orate, nescitis enim neque diem neque horam; allein dieser Gegenstand ist von zu untergeordneter Art, als daß wir hierüber rechten wollten.

Wie bei den Neubauten vor zu großer Eile, so warnt Herr R. bei Restaurationen vor zu großem Eifer. Auch hierin wird ihm Jeder, der Gelegenheit hatte, viele Aende-

rungen, wie sie selbst noch in neuester Zeit theils zur Ausbesserung, theils zur Verschönerung der Gebäude vorgenommen werden, mit eigenen Augen zu sehen, unbedingt beistimmen; wir wollen hier nicht auf die Cathedrale zu Rheims hinweisen. Es klingt unglaublich und dennoch ist es geschehen, daß daselbst im Jahre 1825 bei der Krönung Karls X. aus Furcht, es möchte die Erschütterung durch die Kanonensalven das Herabstürzen der am meisten vorspringenden Theile der Façade bewirken, die Maurer beauftragt wurden, an Stricken hängend von den Statuen, welche die oberen Theile dieses Bauwerkes zierten, die Köpfe abzuschlagen. Zweihundert Köpfe wurden damals auf die Erde geworfen! Eine solche Barbarei gehört Gottlob zu den Seltenheiten; aber die Erfahrung beweist, daß selbst die böswilligen Zerstörungen auf dem Kunstgebiete kaum größeren Schaden angerichtet haben, als die gutgemeinten Verschönerungen, die nicht selten zum Untergange in ihrer Art einziger Muster und zu förmlichen Verfälschungen der Kunstgeschichte hinführten. In wie vielen größeren und kleineren Kirchen hat man z. B., um nur Eines zu erwähnen, die alten Wandgemälde übertüncht, in wie vielen die Gewölberippen heruntergeschlagen, um dem Ganzen, wie man glaubte, ein einfacheres und gefälligeres Ansehen zu geben! Wer möchte solchen Vorkommnissen gegenüber nicht mit Herrn R. als oberste Regel aufstellen: „so wenig wie möglich und so unwahrnehmbar wie möglich zu restauriren"? Wer wollte dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er schreibt: „Eine jede Restauration sei so conservativ wie möglich."

Von besonderer Wichtigkeit ist, was Herr R. von der inneren Ausschmückung der Kirchen, insbesondere aber von den Wandmalereien und Farbenfenstern vorbringt und Allen, die hiebei mitzuwirken die Gelegenheit oder den Beruf haben, dringend an's Herz legt. Es müsse Alles aufgeboten werden, schreibt er bezüglich der Wandmalereien, um die

monumentale Malerei wieder in Aufschwung zu bringen. Diejenigen, welche von der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herholen, seien im Irrthume. Nur die moderne Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselbe durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, habe es zu verantworten, wenn in fraglicher Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht wurden. Die Alten hätten die Sache ganz anspruchlos handwerksmäßig behandelt; es sei mehr auf eine allgemeine Wirkung, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes als auf eine vollendete Darstellung im Einzelnen abgesehen gewesen. Ueberall habe sich der ornamentale Zweck zu erkennen gegeben. So sei denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt geblieben, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatteten, sich vor Gott zu sammeln. Das Nämliche gelte auch in mehrfacher Beziehung von den Farbenfenstern. Hier sei vor Allem dahin zu wirken, daß die Malerei dem Style des Bauwerkes entsprechend gehalten werde; im Allgemeinen aber sollen uns die Fenster des 13. Jahrhunderts als Muster dienen; denn diese seien, was sie seyn sollen: lichtdurchwirkte Teppiche, eine Flächen- und Decorations-Malerei, welche ihrer Natur nach alle feineren Schattirungen und zarten Einzelzüge, so wie jede Rücksichtnahme auf Linien- und Luft-Perspective ausschließe, während fast Alles, was man an den Hervorbringungen der neuern Glasmalerei-Anstalten zu loben pflege, geradezu vom Uebel sei und dem innersten Wesen der Glasmalerei, wenigstens der monumentalen, widerstrebe.

So weit Herr Reichensperger. Es läßt sich erwarten, daß diese Behauptungen um so mehr Widerspruch hervorrufen, ja geradezu Anstoß erregen werden, als der Verfasser nicht ohne Kühnheit so ziemlich allen neueren Bestrebungen auf diesem Gebiete der Kunst den Fehdehandschuh hinwirft. Wir ehren diese Sprache, da sie aus innerer Ueberzeugung kommt,

glauben aber doch, daß die hier ausgesprochenen Grundsätze, obgleich wir denselben im Wesentlichen beistimmen, leicht zu Mißverständnissen führen und eben deßhalb nur mit Einschränkung als die maaßgebenden betrachtet werden können. Es handelt sich nämlich hier um die wichtige Frage, in welchem Verhältnisse überhaupt die Malerei zur Architectur stehe, und sodann in welcher Weise und wie weit die Wand- und Glas-Malereien der Alten als Vorbilder und Muster dienen sollen. Wenn nun Herr Reichensperger, indem er eine Vergleichung zieht zwischen den Wandmalereien im Mittelalter und denen der neueren Zeit, ausdrücklich hervorhebt, daß es die Alten mehr auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes als auf eine vollendete Darstellung im Einzelnen abgesehen, daß sich vielmehr überall nur der ornamentale Zweck zu erkennen gegeben habe, und er sodann dringend mahnt, diese Art von Malerei zum Vorbilde zu nehmen: so könnte dieß leicht so gedeutet werden, als wenn die Wandmalerei gar nicht die Bestimmung hätte, mit irgend welcher Selbstständigkeit aufzutreten, sondern ihre Aufgabe nur darin bestände, den Zwecken der Architectur zu dienen. In diesem Sinne könnten wir dem Verfasser nicht beistimmen. Wir theilen zwar vollkommen die Ansicht, daß sich die Malerei insoferne den Zwecken der Architectur anschließen müsse, als diese durch jene nicht in ihrer Einheit gestört, sondern vielmehr in ihrem Gesammteindrucke erhöht werden soll, aber wir möchten sie deßhalb nicht ihrer eigenen Freiheit und Selbstständigkeit beraubt wissen und zur Dienerin herabwürdigen. In der ägyptischen Kunst allerdings war die Architectur die herrschende, die Sculptur und Malerei dagegen nahmen in Vergleich zu ihr nur eine untergeordnete Stellung ein, denn die Sculptur diente zunächst nur zur Verherrlichung der Architectur, wie hinwieder die Malerei zumeist nur angewendet wurde, um die symbolische Bedeutung der Sculptur zu erhöhen; bei den Hellenen sodann kann, zwar nicht in gleicher

aber doch in ähnlicher Weise, die Sculptur als diejenige der bildenden Künste bezeichnet werden, welche den übrigen den Rang streitig gemacht hat, denn das Götterbild war nicht so fast wegen des Tempels, als vielmehr umgekehrt der Tempel wegen des Götterbildes da; in der christlichen Kunst dagegen ist auch die Malerei ihrer Vollendung und einer vorher kaum geahnten Bedeutsamkeit entgegengeführt und hiedurch das gegenseitige Verhältniß dieser drei Künste ein ganz anderes geworden. Wie von Eteokles, dem Könige von Böotien, erzählt wird, daß er den zwei Grazien, welchen der König Lacedämon am Fluße Tiasa einen Tempel erbaut hatte, die göttliche Verehrung einer dritten hinzugefügt habe, so ist durch die kunstbildende Kraft des Christenthums zu der Architectur und Sculptur noch die dritte der bildenden Künste, nämlich die Malerei als eine den beiden andern ebenbürtige beigesellt worden, und wenn auch jede für sich — eine Aglaia, Thalia und Euphrosyne — in der ihr eigenthümlichen festlichen, blühenden oder erheiternden Schönheit prangt, so sind sie doch alle Töchter desselben Zeus und genießen deßhalb gleiche Verehrung, und von einem Rangstreite unter ihnen kann weiter nicht mehr die Rede seyn. Die Architectur, Sculptur und Malerei in der christlichen Kunst haben daher, wo es gilt ihre höchste Aufgabe zu lösen, gemeinschaftlich zu wirken, nicht in Unterordnung, als ob die eine die Herrin wäre und die anderen ihre Dienerinen, sondern wie Kinder desselben Vaters, wie Schwestern von gleicher göttlicher Abkunft, darum auch wenn schon von verschiedenartiger doch von gleich preiswürdiger Schönheit; und gerade in diesem Zusammenstimmen der zu Einer Totalität gehörenden bildenden Künste, in diesem vollen Dreiklange, ohne welchen überhaupt keine Harmonie sich erschließt, feiert die christliche Kunst ihren höchsten Triumph.

Wenn uns dagegen eingewendet werden will, daß dem im Mittelalter nicht also gewesen sei, daß man vielmehr in

den Wandmalereien jener Periode überall die Farben nur „kunstlos in breiten, gleichmäßigen Massen aufgetragen" und auf jede feinere Schattirung und Vollendung in's Einzelne verzichtet habe, daß demnach damals die Malerei nur mit Schüchternheit und Bescheidenheit der Architectur sich beigesellt habe: so verkennen wir keineswegs die Gewichtigkeit dieser Einwendung, denn wir selbst haben eine zu große Achtung vor den Leistungen jener Glanzperiode auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, und sind zu weit entfernt das Vortreffliche derselben irgendwie ignoriren oder verkleinern zu wollen, als daß wir nicht gleichfalls mit voller Ueberzeugung das Studium dieser Vorbilder für die belehrendste und sicherste Schule hielten, welche zu Rathe gezogen werden kann. Allein wir dürfen hiebei nicht außer Acht lassen, daß die einzelnen Künste, ihrer Verwandtschaft ohnerachtet, dennoch jede für sich ihre eigenthümliche Natur und eben deßhalb auch eine besondere Geschichte ihrer inneren und äußeren Entwicklung haben. Die lyrische Poesie ist verschieden von der epischen, und wo das Volk sich an dem Heldengesange erfreut, da ist noch nicht die Zeit für die dramatische Dichtung herangereift. Die verschiedenen Aeste an dem Einen Stamme der Poesie haben nicht alle zu gleicher Zeit Blüthen getrieben; das Epos, die Lyrik und das Drama, jedes hat seine eigene Geschichte. Nicht anders ist es mit den bildenden Künsten. Die Malerei ist ihrer weiteren Entwicklung und Vollendung viel später entgegengeführt worden als die Architectur. Wenn nun Herr R. dem Baumeister unter den verschiedenen Stylen der christlichen Architectur nicht den altchristlichen und nicht den romanischen, sondern den gothischen als Vorbild empfiehlt, weil jene nur auf ein Entwicklungsstadium hindeuten, dieser aber auf eine volle Reife, warum sollte der Rath, nur das Vollkommenste zum Vorbilde zu wählen, nicht auch in gleicher Weise dem Maler gelten? Warum sollte dieser zu tadeln seyn, wenn er für seinen Kunstzweig die Vorbilder nicht im zwölf-

ten und dreizehnten Jahrhundert, wo die Malerei nur erst in ihrer Entfaltung und weiteren Entwicklung begriffen war, sondern in einer jüngeren Periode sucht? Und was speciell die monumentale Malerei anbelangt, für welche sich vor Allem größere cyclische Darstellungen eignen, so geben wir gerne zu, daß es hiebei weniger auf feine Schattirungen und Vollendung der Einzelzüge als auf die bedeutsame Anordnung der Bilder in ihrem gegenseitigen Bezuge zu einander und ihre Gesammtwirkung in Umriß und Farbe ankommt; allein soll die Anwendung dessen, was entbehrt werden kann, überhaupt schon deßwegen, weil es entbehrt werden kann, vom Uebel seyn? Soll die Wandmalerei blos deßhalb, weil man im Mittelalter die Farben in anspruchloser Weise und gleichsam handwerksmäßig auftrug, für immer auf jede feinere Schattirung und Vollendung in's Einzelne verzichten müssen? Oder, diese Frage auf einen bestimmten Fall angewendet, kann einem Künstler, der von der Würde seines Berufes erfüllt ist, wenn er den Auftrag erhielte, ein Bauwerk, wie beispielweise beim Dome zu Speier geschehen ist, mit einer Reihenfolge von Gemälden zu schmücken, zugemuthet werden, daß er in Zeichnung und Farbe der einzelnen Gestalten und in Anordnung und Verbindung derselben zu einem größeren Ganzen — wir wollen nicht sagen, die unvollkommenen Malereien desjenigen Jahrhunderts, dem der Bau selbst angehört, zum Vorbilde wähle, sondern — von all den Fortschritten, welche die Kunst inzwischen gemacht hat, Umgang nehme? Jeder wird dem Meister Schraudolph Dank wissen, daß er bei Ausschmückung des Speirerdomes nicht bloß den ornamentalen Zweck im Auge hatte, sondern die einzelnen Gestalten, die in Einfachheit und symbolischer Bedeutung sich unmittelbar an die Vorbilder der Alten anschließen, auf die Absis, die Kuppel und die Gewölbe beschränkte, die unteren Wände der Seitenchöre aber und das erhöhte Mittelschiff mit reichen, selbst dramatischen Compositionen und in vollen, kräftigen Farben geziert

hat. Die Malerei hat nach den Fortschritten, welche sie seit dem 13. Jahrhundert gemacht, keinen Grund sich schüchtern vor den anderen Künsten in den Hintergrund zu stellen, die Architectur aber ihrerseits würde, wenn sie die Ebenbürtigkeit der Malerei mit Mißgunst ansehen wollte, nichts gewinnen; im Gegentheil, sie wird erst dann in gebührender Weise erhöht und verklärt und gleichsam mit einem Heiligenscheine umgeben, wenn sie ihren malerischen Schmuck und Ehrenkranz nicht von der Dienerin sondern von der Schwester in Empfang nimmt.

Dieß ist auch ohne Zweifel der Sinn, in welchem Herr R. so warm der Wiederaufnahme der monumentalen Malerei das Wort redet, da er ausdrücklich verlangt, man solle die alten kirchlichen Wandmalereien studiren, „nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben künstliche, gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende wieder so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe, denn mit Gottes Hilfe und gutem ausdauernden Willen könne es gelingen, den Alten es nicht bloß nach- sondern selbst vorzuthun."

Dasselbe gilt im Wesentlichen von den Farbenfenstern. Wenn der Verfasser als obersten Grundsatz aufstellt, daß die Fenstermalerei dem Style des Baus entsprechend gehalten werden solle, so ist das nicht so gemeint, als müßten beispielweise die Fenster einer romanischen Kirche mosaikartig behandelt, mittelst unzähliger Bleistreifen aus kleinen Stücken zusammengesetzt und den Figuren ein fast hieroglyphischer Charakter gegeben werden; und wenn er die Farbenfenster des 13. Jahrhunderts im Allgemeinen als Muster empfiehlt, so will hiemit nicht gesagt seyn, daß sich der Künstler in unseren Tagen ganz und gar auf den Standpunkt zu stellen habe, den der Glasmaler damaliger Zeit eingenommen. Auch in diesem Zweige der Kunst soll es den Alten nicht bloß nach-, sondern selbst zuvorgethan werden; nur liegt hier, wie

leider die Erfahrung bestätigt, die Gefahr vom rechten Wege abzukommen viel näher wie anderwärts.

Es klingt zwar hart, wenn Herr R. das Urtheil fällt, fast Alles, was man an den Hervorbringungen der neueren Glasmalerei zu loben pflege, sei geradezu vom Uebel; aber wenn der Verfasser vielleicht auch weiter geht als nöthig ist, insoferne er jede Rücksichtnahme auf Linien und Luftperspective gänzlich von den Farbenfenstern ausgeschlossen wissen will, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß „Schwung der Composition, sorgfältige Modellirung, lebendiges Hervortreten aus der Umrahmung, drangvolle Handlung, Beobachtung der verschiedenartigsten Reflexe, plastisch abgerundete Gruppirungen und ähnliche Errungenschaften der Neuzeit" bei Kirchen-Fenstern nicht an der rechten Stelle sind, ja dem innersten Wesen der monumentalen Glasmalerei geradezu widersprechen.

Die Farbenfenster sind in der gothischen Architectur, da in dieser die Mauermasse beinahe gänzlich verschwunden ist, allerdings an die Stelle der Wandmalerei getreten, aber schon der ihnen angewiesene schmale und in die Höhe gerichtete Raum, welcher überdieß durch die Pfosten und deren Verbindung durch größere und kleinere Bogen mit ihren mannigfachen Ausfüllungen streng architectonisch gegliedert erscheint; ferner der Umstand, daß sie dort ihren Platz haben, wo sich das Heiligthum mit seinem Frieden und seiner Ruhe der Zerstreuung und dem Zauber der Außenwelt verschließt und dennoch zugleich sich ihm zu öffnen scheint; dann das Durchschimmern der Farben selbst mit all der magischen Kraft, der gegenüber jede andere Farbengebung nur wie ein matter und getrübter Reflex erscheint: all dieß schließt nothwendig in sich, daß die Gesetze, welche bei der Wand- und Staffelei-Malerei Anwendung finden, hier nicht in gleicher Weise die maaßgebenden seyn können, daß vielmehr der Glasmalerei eine eigenthümliche, von allen übrigen Malereien wesentlich verschiedene Behandlungsweise zukomme. „Die Glasmalerei

hat — um mit Görres zu reden — die Naturgeister des Lichts also in Dienstbarkeit gezwungen, daß sie fortan nie anders, als nachdem sie zuvor die Gestalten verklärter Gottesfreunde angenommen, die geweihten Räume zu durchziehen wagen." Es kommt hiebei, der Natur des Durchscheinens entsprechend, verhältnißmäßig viel mehr auf die Farbe als auf die Zeichnung an. Ist aber das Weiche und Unbestimmte, Saft- und Kraftlose in der Malerei überhaupt nicht am rechten Orte, so gilt das in erhöhtem Maaße von der Glasmalerei. Diese verlangt eine reiche, kräftige, harmonisch-glänzende Farbe, bedingt aber eben hiedurch ein klares, bestimmtes Auseinandergehen und feste, sichere, scharf markirte Umrisse. Gerade hierin sind die Vorbilder der Alten schwer erreichbar, kaum zu übertreffen. Wir stimmen daher Herrn R. gerne bei, wenn er den Rath ertheilt, man solle bezüglich der Glasmalereien vor Allem sich die großen fundamentalen Principien vergegenwärtigen, hinsichtlich der Ausführung aber an die alte Weise wieder anknüpfen und ohne alle künstlerischen Prätensionen in die Fußstapfen jener Meister treten, deren traditionelles Geschick eine bessere Gewähr für das Gelingen darbot, als die raffinirteste Doctrin sie jemals zu geben im Stande seyn wird.

Im folgenden Abschnitte kommen die Kirchengeräthe zur Sprache; der Altar mit dem Tabernakel und den Antipendien, den Blumen, Leuchtern und dem Kreuze, die Chorschranken und Kniebänke, Kanzel und Taufstein, Reliquienschreine und Gewandungen. Der Verfasser hebt hervor, wie die katholische Kunst des Mittelalters, so groß in ihren architectonischen Schöpfungen, nicht minder bewundernswerth sei in denjenigen Erzeugnissen, mit welchen sie das Innere der Bauwerke ausstattete. Angemessenheit der Form, Brauchbarkeit, Schönheit der Arbeit, Reichthum des Stoffes, Einheitlichkeit des Bildungsgesetzes — Alles treffe zusammen, um diese Erzeugnisse uns als wahre Mustertypen erscheinen zu

lassen; doch sei es räthlich, dem einmal herrschenden Gebrauche nicht schroff entgegenzutreten; das Archäisiren könnte sonst leicht das Schicksal fast aller gewaltsamen Reactionen theilen und sich auch bloß als Mode geltend machen. Selbst Roccoco-Meubel, die in einer mittelalterlichen Kirche einmal Platz gefunden, solle man nur dann beseitigen, wenn man sie sofort durch etwas unzweifelhaft Besseres zu ersetzen vermag. Das Roccoco zeichne sich durchgängig wenigstens durch seine Pracht und sein gediegenes Machwerk aus und verdiene jedenfalls den Vorzug vor der immer mehr um sich greifenden, bloß auf den Schein berechneten, platten Aftergothik, die selbst unter dem Afterclassicismus stehe; denn je ehrwürdiger und schöner das Urbild, desto häßlicher das Zerrbild.

Wir haben hier nur Einiges von dem reichen Inhalte der vorliegenden Schrift ausgehoben. Dieß wird genügen, um die Aufmerksamkeit vorzugsweise des Pfarrklerus auf dieselbe zu lenken. Aber auch diejenigen, welche sich nicht für die kirchliche Kunst interessiren, können aus diesen „Fingerzeigen" Manches entnehmen, was für sie belehrend ist, wenn es auch häufig in bitterer Schaale geboten wird; denn die Aftergothik sucht sich auch außerhalb der kirchlichen Kunst breit zu machen, in der Architectur sowohl wie in den Meubeln und Geräthen jeder Art. Ueberall, wo ein Wohnhaus im gothischen Style erbaut werden soll, die Anwendung des Spitzbogens, wozu denn besonders die Fenster eine erwünschte Gelegenheit bieten, als wenn hiemit schon dem gothischen Style Genüge geschähe, während doch der Spitzbogen durchaus nicht zu flach überdeckten Räumen paßt; allenthalben auch anderwärts an Monumenten, Meubeln und Geräthen jeder Art — Spitzbogen und Maaßwerk und Fialen und Kreuz-Blumen, wo sie gar keine Bedeutung haben! Diese Aftergothik ist das sicherste Mittel, aller Welt einen Widerwillen gegen die Sache einzuflößen und das Wiederaufkommen des Aechten und Rechten für immer unmöglich zu machen.

Zu den beigefügten Abbildungen sind hauptsächlich solche Gegenstände gewählt, welche gewissermaßen als Typen dienen können und zugleich den gewöhnlichen Bedürfnissen des Cultus gewidmet sind. Wir finden daselbst eine Kirche, eine Kapelle, die Zeichnung von farbigen Fenstern, einen romanischen und zwei gothische Altäre, zwei Taufsteine, ein Sakramentshäuschen, einen Reliquienschrein, einen Weihwasserkessel, eine Piszina, dann verschiedene Leuchter, Kreuze, Monstranzen, Ciborien, Kelche, selbst Muster zu Beschlägen und Ornamenten von Eisen und zu Stoffen für Kirchengewänder, größtentheils nach Entwürfen des Herrn v. Statz. Auch der in Zeichnungen noch nicht bekannt gewesene Haupt-Altar der St. Elisabethkirche zu Marburg, der ebenso durch Einfachheit wie Zierlichkeit sich auszeichnet, findet sich unter diesen Abbildungen.

Wir schließen mit den Worten des Verfassers: „Es ist die Kunst eine Welt für sich, in der das Heimath- und Bürgerrecht so leichten Kaufes sich nicht ersteht. Eine große Gefahr liegt in der Halbwisserei, die nirgend unheilvoller wirkt als auf dem Kunstgebiete, sobald sie positiv einzugreifen sich unterfängt." Und je mehr wir von dieser Wahrheit überzeugt sind, desto mehr fühlen wir uns zum Danke verpflichtet, daß — nachdem Kreuser in so geistreicher und fruchtbringender Weise die Geschichte und Symbolik des christlichen Kirchen-Baues zum Gegenstande seiner gründlichen Forschungen gemacht — nunmehr Reichensperger gerade die praktische Seite der christlichen Kunst in's Auge faßte und in kurzen aber deutlichen und bestimmten Umrissen überall auf die rechte Bahn und die wahren Principien hinzuweisen sich zur Aufgabe gestellt hat. Mögen diese „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst" recht weite Verbreitung, aber auch Beherzigung finden.

IX.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

II.

Die Kammern, das Ministerium und die Finanzen.

Durch vielfache Machinationen und die officiell anbefohlene Influenz der Beamten auf die letzten Wahlen hatte das Ministerium sich wiederum die Majorität in der Deputirtenkammer gesichert, und zugleich durch die Ernennung mehrerer lombardischen Emigranten zu Senatoren seine Partei in der ersten Kammer verstärkt. Kammern und Ministerium gehen so in der schönsten Eintracht mit einander; man ist sich gegenseitig in Allem gefällig, und glaubt dadurch dem Auslande zu imponiren, sowie alle Gegner des constitutionellen Systems völlig zum Schweigen zu bringen. Wird auch momentan diese Harmonie gestört, bald zeigt sie sich wieder desto schöner; es kann auch nicht anders seyn, da nur Eine Partei regiert, Eine und dieselbe Fraktion die Ministerstühle einnimmt und zugleich die Kammermehrheit constituirt, und da der Unterschied zwischen den alten „Moderirten" und den Republikanern täglich unmerklicher und geringer wird.

Nach der officiellen Statistik zählt die zweite, 1853 gewählte Kammer 204 Deputirte, von denen 51 im Staats-Dienste stehen (17 Militärs, 13 Administrativbeamte, 8 Justizbeamte, 13 öffentliche Lehrer); dann finden sich 71 Advokaten, 15 Aerzte, 4 Banquiers, 3 Ingenieure, 2 Kanoniker. Die erste Kammer zählt 102 Senatoren, wovon 58 im Jahre 1848, 18 im Jahre 1849, 12 im Jahre 1850, 4 im Jahre 1852, 10 im Jahre 1853 ernannt worden sind. Darunter sind 2 Minister, 8 Exminister, 9 höhere Beamte, 11 Administrativbeamte, 7 Banquiers, 18 Militärpersonen, ebensoviele Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, 5 Professoren und — 3 Bischöfe. Der klerikale Einfluß in den Kammern ist sonach ganz zurückgedrängt, die von den Ministern ganz abhängigen Beamten haben mit der Masse liberaler Advokaten das Uebergewicht. Zur zweiten Kammer waren ursprünglich 56 Staatsdiener gewählt worden. Da aber verfassungsgemäß nur höchstens 51 Deputirte der Classe der Staatsdiener angehören dürfen: so mußten fünf der Gewählten excludirt werden, worüber das Loos entschied. Dieses traf auch den Minister der öffentlichen Arbeiten Paleokapa, an dessen Stelle das Wahlcollegium von S. Quirico ohne vorgängige Empfehlung desselben durch die Presse den verdienten Grafen Solaro della Margherita gewählt hat.

Für die in verschiedenen Bezirken durch Doppelwahlen nöthig gewordenen neuen Wahlversammlungen war der 22. Jan. 1854 anberaumt. Ueber die Wahl des liberalen Advokaten Brofferio, der mehrfach gegen Cavour aufgetreten war, wurden die Ministeriellen und Demokraten uneinig; aber die Letzteren setzten ihren Candidaten durch sowohl im zweiten Wahlcollegium von Genua, als im fünften von Cagliari. Die Freunde des Gewählten in Turin beabsichtigten, ihm eine Serenade zu bringen, was aber die Polizei verhinderte. In seiner „Voce della libertà" (2. Febr.) benützte nun Brofferio die Gelegenheit der Danksagung an seine

Wähler zu einer bittern Rüge der Minister, und zugleich zur Exposition seiner eigenen Staatsweisheit. Die Repräsentativ-Verfassung, bemerkte er, habe den Schein, die Suffragien des größeren Theils der Bürger zu sammeln, sie könne aber getrübt und befleckt werden in ihrer Quelle, verdorben in ihrer Ausführung, verkehrt und verunstaltet in ihren Consequenzen; der Executivgewalt gelinge es, die Wahlen des Volkes zu corrumpiren, so daß dann das Repräsentativsystem gar nicht mehr bestehe. Das Parlament schildert Brofferio als einen Sitz leerer Plaudereien, Sarkasmen und Intriguen aller Art, der Corruption, der Immoralität und des Cynismus, die ministerielle Verantwortlichkeit als die bitterste Ironie, die Volksvertretung als unglücklich und unnatürlich zusammengesetzt, Sardinien als ein Land, in dem man öffentlich an den Wohlthaten der Freiheit zweifle, die Constitution verläumde, den Glauben an die volksthümlichen Institutionen verliere, wo die lange Resignation ermüde, und man nur noch die Stagnation mit friedfertigen Manifestationen kund geben könne, die man aber mit dem Schwerte unterdrücke. Alle Regierungen, meint der liberale Deputirte, seien schlecht, und je stärker die Regierung, desto schwächer sei das Volk; doch solle man sich für jetzt noch an das Repräsentativsystem halten, das wenigstens den Schein für sich habe, mittelst einer großen Transaktion die Wünsche Aller zu befriedigen. — Erfreulicher für die Minister war die Danksagung des Marquis Gustav Cavour, Bruder des Premier, an seine Wähler, überströmend von Lob des Constitutionalismus und reich an verworrenen Philosophemen über die allgemeine Volksvernunft, die alle Streitfragen mittelst Kammern und König endgültig und inappellabiliter entscheidet (Parlamento 2. Febr.). Viel Aufsehen erregte die Wahl des zweiten Collegiums von Alghero, die auf den Viceconsul von Oesterreich und Neapel, Pedemonti, fiel. Die Turiner „Campana“ belobte die Wähler mit den Worten: „Den Einen ge-

fällt das, den Andern jenes; in Alghero hat man Freude an Oesterreich und Neapel; dort wird die Religion nicht insultirt, keine neue Auflage verordnet; dort leben die Guten in Sicherheit und die Bösen finden ihre Strafe.“ Diese Worte druckte die liberale Presse in vollster Entrüstung nach, um die Strafwürdigkeit des klerikalen Blattes zu beweisen; wirklich ward auch die „Campana“ sequestrirt. Die „Gazzetta del popolo“ aber forderte geradezu den Belagerungs-Zustand für Alghero wegen dieses „iniquo atto“. Dahin kam es freilich nicht; aber die Kammer annullirte sogleich diese Wahl. Bei Gelegenheit der Diskussion über die Wahlen auf der Insel Sardinien bemerkte Cavour selbst: das Wahlgesetz von 1848 sei in acht Tagen unter großer Unruhe und Verwirrung in aller Eilfertigkeit zu Stande gekommen, woraus Graf Revel den Schluß zog, es hätten also doch wohl diejenigen nicht ganz recht, die dasselbe bisher stets für unantastbar (intangibile) erklärten. Ratazzi, der seit San Martino's Rücktritt (7. März 1854) auch das Portefeuille des Innern provisorisch übernommen hatte, gestand: auf der Insel Sardinien seien einige Beamte mit Verweisen, andere auch mit Suspension zurechtgewiesen worden, weil sie sich bei den Wahlen in einem der Regierung nicht günstigen Sinne geäußert und die Erwählung solcher Candidaten gefördert, die man als Gegner der herrschenden Institutionen betrachte.

Das Gesetz vom 19. Mai 1851 hatte die Inamovibilität der Richter sanktionirt, und deren Versetzung durch die Regierung bedeutend beschränkt. Dagegen hat man sich längst praktisch und theoretisch erhoben, und troß jenes Gesetzes ist faktisch der Einfluß der Minister auf die Gerichte und die Personen der Richter fast ganz unbeschränkt. Ein neuer Gesetzvorschlag Ratazzi's soll nun diesen ministeriellen Einfluß auf den „unabhängigen Richterstand“ noch bedeutend erhöhen. Wie wenig die Richter hier über den Parteien stehen, wie sehr sie von dem dominirenden liberalen Geiste beherrscht

sind, zeigt sich schon zur Genüge in den zahlreichen Preßprozessen, in den zahllosen Verurtheilungen katholischer Journale, und der beinahe völligen Straflosigkeit der exorbitantesten Preßvergehen von Seite der demokratischen und liberalen Blätter. Wenn die „Italia e Popolo“ Mazzini's Blutproklamationen publicirt, findet man sich nicht bewogen, gerichtlich einzuschreiten; wenn der „Cattolico“ einen Artikel aus einer ungestört in das Land gebrachten Nummer der „Bilancia“ von Mailand abdruckt, wird sogleich der Prozeß eingeleitet und das Vergehen mit den schärfsten Strafen geahndet. Der Gerant der „Campana“ ward bereits fünf- und zwanzigmal verurtheilt, das letztemal zu 2000 Fr. Geldbuße und drei Monat Gefängniß. Bisweilen werden wohl einzelne Journale, wie die „Opinione“ und die „Voce della libertà“, wegen Beleidigung auswärtiger Souveraine bestraft, aber nur in Folge der Reklamationen der betreffenden Gesandten; völlig straflos bleiben fast überall die Schmähungen der katholischen Kirche, obschon sie gesetzlich immer noch verpönt sind.

Während die Majorität der Deputirtenkammer fest an das Ministerium sich anschließt, leistet der Senat immer noch einigen Widerstand; allein diese Resistenz wird um so schwächer, je mehr der Tod die Reihen der älteren Senatoren lichtet, und je mehr neue Glieder von dem Könige ernannt werden. Einstweilen suchte Ratazzi die Prärogativen der aristokratischen Kammer soviel als möglich zu schmälern, wenigstens in den äußeren Formen. Am 6. Febr. 1854 ward im Senat über die neue vom Ministerium proponirte Formel bei der Sanktion und Promulgation der Gesetze berathen. Vor dem constitutionellen Regime brauchte der König das alte „ex certa scientia et auctoritate nostra ordinamus“; seit der Einführung des „Statuto“ hieß es: „der Senat und die Kammer der Deputirten haben adoptirt und Wir verordnen wie folgt.“ Dafür wollte nun der Großsiegelbewahrer, um die Priorität und die namentliche Erwähnung des Senates

auszuschließen, gesetzt haben: „Wir haben im Einvernehmen mit den Kammern festgesetzt und Wir verordnen.“ (Noi abbiamo concordemente colle Camere statuito e Noi ordiniamo.) Dem Senat mißfiel aber die proponirte Formel, weil der König die legislative Gewalt in anderer Weise ausübe als das Parlament, und weil eine ausdrückliche Erwähnung der beiden Kammern als nothwendig erscheine. Endlich setzte man eine neue Formel fest: „Der Senat und die Kammer der Abgeordneten haben einträchtig adoptirt, Wir haben sanktionirt und promulgiren wie folgt“ (Il senato e la Camera dei Deputati hanno concordemente adottato e Noi abbiamo sanzionato e promulghiamo quanto siegue), was von der bisher gebräuchlichen Fassung weniger differirt. Hierbei wurde auch beschlossen, daß die volle Gesetzeskraft und Vollziehbarkeit kraft der königlichen Promulgation eintrete vor dem Beginn der neuen, unmittelbar auf jene, in der die Gesetze votirt wurden, folgenden Session, und daß alle Gesetze, was die festländischen Gebiete angeht, je den fünften Tag nach ihrer Bekanntmachung in der officiellen Gesetzsammlung obligiren, für die Inseln Sardinien und Capraia aber erst fünfzehn Tage nach derselben, wofern nicht ein Gesetz anders bestimme.

Je weniger aber vom Kerne des Volkes das Parlament beachtet wird, desto eifersüchtiger sucht die Deputirtenkammer bei jedem Anlaß ihre Majestät zu manifestiren. Vom 16. bis 18. Febr. 1854 ward in derselben über die Feierlichkeiten zur Eröffnung der Eisenbahn von Turin nach Genua verhandelt. De Viry beantragte eine Vertagung der Session bis zum 1. März theils wegen dieser Feste, theils wegen der letzten Carnevalstage; es erfolgte auch eine Vertagung vom 20. Febr. bis 1. März. Am 17. Febr. beschlossen die Deputirten, an den Solemnitäten bloß als Privatpersonen, und nicht als Glieder des Parlaments Theil zu nehmen. Darauf traf eine Bitte des Syndikus von Genua ein, und auch der Minister

des Innern bat um Theilnahme der Kammer an dem großartigen Nationalfest. Die Herren Gesetzgeber setzten verschiedene Bedingungen für ihr Erscheinen, wodurch ihre Ehre und Würde gebührend gewahrt werden sollte. Hierbei verfuhr man mit einer scrupulösen Aufmerksamkeit, wie man sie sonst in den Verhandlungen der Kammer vergebens gesucht hat. Am 20. Febr. ging der König mit dem Hofe und einer Parlamentsdeputation nach Genua ab; sie wurden von den Ministern und dem Erzbischofe empfangen, der auch die Lokomotive benedicirte. Bis zum 26. Febr. dauerten die Feierlichkeiten, bei deren Glanz man für die schweren Summen, welche die Eisenbahnen bereits gekostet (232,570,000 Liren) und die sie noch kosten werden (29 Mill.), sich den schönsten Hoffnungen überließ. Minder glänzend waren die Feste bei der Einweihung der Eisenbahn von Novara (9. Juli), wo nur der Herzog von Genua erschien, der König aber wegen des Todes seines Sohnes, des Herzogs von Chablais, in Turin zurückblieb, und die Kammerdeputation fehlte wegen der inzwischen eingetretenen Prorogation. Bei den Festen am Jahrestage der Constitution suchte aber die Deputirtenkammer ebenso energisch ihren Rang zu behaupten; allein die beanspruchten Ehrenbezeugungen wurden ihr von dem undankbaren Ministerium verweigert. Das „Diritto“ meinte, es schicke sich nicht für das Parlament als eine „wissenschaftliche Potenz“, bei Hof- und Volksfesten zu erscheinen, und sie setze sich hier durch ihr Auftreten nur dem Gelächter aus*). Freilich war das eine unangenehme Lektion; eine „wissenschaftliche Potenz, gewaffnet mit Worten und Gründen“, die unter dem Volke von Turin bei einem Feste zu Ehren der

*) Il Parlamento non è una potenza drammatica, ma sibbene una Potenza scientifica; non ascenda dunque sul palio scenico, se non vuole esser fischiata.

Constitution vernachlässigt und unbeachtet bleibt, spielt in der That eine armselige Rolle.

Diese Festlichkeiten waren ohnehin nur darauf berechnet, dem Turiner Pöbel und den anwesenden Fremden einen möglichst erhabenen Begriff von der Constitution und der Größe Sardiniens beizubringen, obschon sie weder bei dem einen, noch bei dem andern Theil ihren Zweck erreichten. Der 14. Mai begann mit einer kirchlichen Festfeier, und endete mit einer Illumination der Stadt. Am 15. ward ein pomphafter Umzug veranstaltet, bei dem zwei allegorische Fest-Wagen die „vereinigten Künste" und „die Freiheit der Presse" darstellten, Abends war Gartenbeleuchtung. Wohl hatte man viele Fremde herbeigezogen, aber das Turiner-Volk blieb kalt; die „Vivas" auf die Constitution fehlten. Die Masse begreift noch immer nicht, was man ihr unaufhörlich vorpredigt, die Constitution sei identisch mit ihrer Erlösung und vollen Glückseligkeit. Nur an dem gemeinschaftlichen Festessen der Deputirten und Senatoren entnahm die constitutionsselige Presse einen Trostgrund; denn „daraus können wir" — hieß es — „die günstigsten Auspicien für die Eintracht und die segensvolle Zukunft unseres Vaterlandes deduciren." Dieselbe Apathie der Masse zeigte sich bei den Divisional- und Communal-Wahlen im Juli, wo z. B. in Mondovi nur ein Viertheil, in dem mehr republikanischen Genua nur die Hälfte der Wähler erschien.

Besonders sind fast alle Gemeinden der kostspieligen und unnützen guardia nazionale ganz überdrüssig; allenthalben wird sie unpopulär. In Chambery hatte sie bloß das Rathhaus zu bewachen; die Municipalität enthob sie auf allgemeinen Wunsch auch hievon. Die Bürger von Turin wären ihrerseits, wenn sie nur gedurft hätten, gerne diesem Beispiele gefolgt. Wegen Insubordination wurden indessen bereits an verschiedenen Orten mehrere Compagnien derselben aufgelöst, wie in Villanuova bei Casale. Als nach dem

Tode des Senators Grafen Carlo Maffei di Baglo, Generals dieser Bürgerwehr, dem Marchese Massimo d'Azeglio deren Commando angetragen ward, schlug er die Annahme mit dem Bedeuten ab, er wolle nicht an der Spitze eines Corps stehen, das sich nur mit Bitten befehligen lasse, worauf der General Campana, ein Hauptbeförderer des Denkmals für Siccardi, dasselbe erhielt. Am 14. und 15. Febr. berieth die Deputirtenkammer über eine vom Ministerium vorgeschlagene Modifikation des Gesetzes über die guardia nazionale, wornach der Dienst auf das Alter von fünfzig Jahren ausgedehnt und auch denen, die dieses Alter überschritten, das Verbleiben bei derselben gewährt werden sollte. Man sprach dabei über die Insufficienz des Militärgesetzes überhaupt, und klagte bitter, daß nur 180,000 Gewehre vertheilt worden seien, während 300,000 Mitglieder der Bürgergarde eingeschrieben seien. Der Minister des Innern bemerkte, man müsse die Sache reiflich erwägen, bevor man Waffen in die Hände des Volkes gebe, dem das Kriterium für den guten Gebrauch abgehe*). Wozu aber dann, fragte man, die ganze Institution? Die Demokraten verlangten die Annahme achtzehnjähriger Jünglinge bei der Nationalmiliz. Nach langem Hin- und Herreden ward endlich das ministerielle Projekt adoptirt.

So ging es bei der ganzen Session von 18⁵³⁄₅₄ in der Regel; die ministeriellen Vorschläge gingen, mit Ausnahme einiger wenigen, wie des am 18. Jan. 1854 von der zweiten Kammer verworfenen Gesetzes über die Cerealien, sämmtlich durch. Insbesondere geschah das in der für die Minister entscheidenden Finanzfrage, zumal da die Budget-Commission fast ganz in die Hände der Linken gekommen war. Die Fi-

---

*) „Bisogna pensarci seriamente, prima di mettere armi in mano a' populazioni, che non hanno criterio di ben usarne.“

nanzen Piemonts sind seit geraumer Zeit, wie wir früher ausgeführt haben, in einer solchen Lage, daß Graf Cavour durch ein geheimes Circular den Finanzbeamten geboten haben soll, sie sollten sich wohl hüten, öffentlich darüber zu verhandeln *), was bei der Oeffentlichkeit der Kammer-Verhandlungen doch nur für das Landvolk, das diesen fremd bleibt, von Bedeutung ist. Alle möglichen Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um diesen Nothständen auch nur einigermaßen zu steuern, ohne daß sie bisher zum Ziele geführt hätten.

Die behufs der neuen Personal- und Mobiliarsteuern verlangten Aufklärungen weigerten sich Viele zu geben; deßhalb mit Geldbußen belegt, wurden sie um so erbitterter. Beim Beginne des Jahres 1854 sagte man bereits, die Regierung projektire ein erzwungenes Anlehen; Andere verkündigten, man werde einstweilen die Einforderung der neuen Steuern suspendiren. Die officielle Zeitung schwieg wohlweislich ganz über das erstere Gerücht; in Betreff des letzteren erklärte sie, der Termin werde unnachsichtlich mit Ende Januar geschlossen werden. Einstweilen legte der Finanzminister den Kammern einen Gesetzentwurf vor, die temporäre Suppression oder Verringerung des den Provinzen durch Gesetz vom 2. Jan. 1853 zugewiesenen Canons um ein Zehentheil betreffend, wovon jedoch die Städte Turin und Genua ausgeschlossen seyn sollten. Am 1. April debattirte man in der Deputirtenkammer über die Suppression der den Provinzen zugewiesenen Summen; die Ministeriellen stimmten natürlich dafür, die Rechte und einige Glieder der Linken dagegen. Nach einigen Tumulten ward das Projekt angenommen. Da aber dringend Geld nöthig war, so wurde ein neues Gesetz

*) So eine Correspondenz vom Po 1. April 1854 im „Staatsanzeiger für Würtemberg", der in der Regel unter allen deutschen Blättern die genauesten Nachrichten über Sardinien bringt.

eingebracht, das die Staats-Pensionen, die außerhalb des Landes verzehrt werden, schwer belastet. Diese Pensionen unterlagen schon kraft des Gesetzes vom 25. Mai 1852 einer Auflage von 2½ Procent; jetzt sollte diese 25 Procent betragen. In dieser äußerst gehässigen Maßregel sah man allgemein die schlecht verhüllte Absicht, sich an gewissen Staats-Pensionären zu rächen, welche die herrschenden Ideen nicht theilen, und als total in Ungnade Gefallene im Auslande ihren Wohnsitz zu nehmen für räthlich hielten, zumal da den angestellten Berechnungen zufolge der Gewinn für das Aerar höchstens 30 bis 40,000 Liren jährlich beträgt. Der Deputirte Corsi gab daher auch (am 30. Jan.) zu verstehen, bei einer anderen Gelegenheit habe der Finanzminister erklärt, ein Ersparniß von 250,000 Liren sei noch sehr wenig, und darüber zu debattiren, verlohne sich kaum der Mühe; jetzt scheine man anderen Sinnes geworden zu seyn oder habe anderweitige Gründe, so sehr auf der Annahme dieses Gesetzes zu insistiren. Sehr richtig bemerkte einer der Redner, die Taxe von 25 Procent auf die Quiescenzgehalte sei ebensoviel als eine Confiscation und ein Angriff auf das Eigenthum, da doch jene nichts anderes seien, als eine schuldige Leistung des Staates an seine früheren Beamteten, die ihm mit allen ihren Fähigkeiten, bisweilen selbst mit Aufopferung ihrer Gesundheit und ihres Vermögens, gedient. Gleichwohl nahmen die gehorsamen Deputirten den ministeriellen Entwurf unbedingt an. Der Senat aber verwarf am 24. März den ersten Artikel dieses ungerechten Gesetzes, worauf das Ministerium dasselbe zurückzog.

Mit all dem wäre aber auch nur sehr wenig gewonnen gewesen; Cavour beantragte daher alsbald ein neues Anlehen von 35 Millionen Liren. Dasselbe ward auch nach den Berathungen vom 21. bis 23. März von der zweiten Kammer mit 113 gegen 45 Stimmen genehmigt. Bei der Diskussion fielen indessen manche unzarte Aeußerungen über die „aben-

teuerliche und verderbliche" cavourianische Finanzpolitik. Der Deputirte Revel sagte: „Wenn ich die Art unseres Vorgehens betrachte, so kann ich nirgends eine Zukunft erblicken, die der günstigen Lage, in der das Land noch vor wenigen Jahren war, auch nur von ferne gleicht." Casareto tadelte das allzuhäufige Pensioniren von Beamten; Graf Solaro stellte einen Vergleich der piemontesischen Finanzen mit denen von Neapel an; Menabrea bemerkte, es hätten seit 1847 die Steuern um 20 Mill. 7645 Liren sich vermehrt; Girod de Montfalcon klagte über die leichtfertigen Antworten des Minister-Präsidenten, der auf ernste Einwürfe theils mit plumpem Witz, theils mit unziemlichen Persönlichkeiten zu erwiedern pflege; Andere erhoben sich gegen den falschen Firniß, mit dem er die traurige Lage des Landes zu überkleistern suche, und machten darauf aufmerksam, daß die Armee und die Interessen der Staatsschuld allein schon zwei Drittheile der Einkünfte verschlingen, die letzteren allein 37 Millionen Liren fordern. Nichts destoweniger erfocht das Ministerium auch hier seinen Sieg; blind nimmt die unter seinem Einfluß gewählte Kammermajorität Alles an, was es vorbringt.

In derselben Weise geschah es mit dem Budget, an dem nur einige wenigen Reduktionen vorgenommen wurden. Die passive Bilanz für 1854 betrug 150,799,287 Liren 86 Cent., die aktive 125,387,871 L. 59 Cent.; es zeigte sich also ein Deficit von mehr als 25 Mill. Liren. Am 3. März begann die Kammer die Diskussion; am 8. Juni kam sie, nach verschiedenen Zwischenverhandlungen, zu Ende. In zwei Tagen waren zwei Hauptposten des Budgets adoptirt, in drei Tagen das des Finanzministeriums von mehr als 70 Millionen. Am 1. und 2. Juni ward die ganze aktive Bilanz angenommen, die 64 verschiedene Kategorien enthielt, wovon nur 11 geprüft wurden; die passive Bilanz zählte 485 Kategorien, wovon kaum 119 debattirt wurden. Man rühmte sich dabei,

Das Alles berührte die Minister wenig; die Hauptsache war ihnen, daß das neue Anlehen glücklich von Statten ging. Das war allerdings der Fall, aber nur weil die Bedingungen für das Publikum äußerst günstig und einladend waren. Am 18. April begann die Subscription, am 22. endigte sie für den Continent, am 25. für die Insel Sardinien; die erste Zahlung erfolgte am Tage der Subscription, die weiteren je am 15. der folgenden neun Monate. Die Minister frohlockten über den momentanen Erfolg, obschon für die Regierung die Sache sehr ungünstig steht und für das folgende Jahr, wie der Marschall della Torre bereits prophezeite, ein abermaliges, ebenso beträchtliches Anlehen in Aussicht steht.

So hat während der ganzen Parlamentssession vom 19. Dec. 1853, wo die am 8. Dec. neugewählten Deputirten zum erstenmale zusammentraten, bis zum 2. Juli 1854, wo eine Prorogation bis zum 18. Nov. erfolgte, das Ministerium Cavour-Ratazzi neue und wohlfeile Siege erlangt. Bei allen diesen Verhandlungen aber bildete der ununterbrochene Kampf gegen die katholischen Institutionen und die Geistlichkeit den wichtigsten Theil der gesammten Thätigkeit der Minister und ihrer getreuen Trabanten auf der Tribune, der hier vor Allem genaue Berücksichtigung verdient.

bedacht, Haß und Unzufriedenheit gegen die Regierung zu erregen. Darauf machte Costa de Beauregard bemerklich, diese Aeußerung bezeichne die Savoiarden der Kammer geradezu als Revolutionäre, und protestirte feierlich gegen diese Imputation, wobei ihn Menabrea, Despine, Girod, Chaperon, de Viry u. A. unterstützten. Der Minister suchte seine Aeußerung damit zu entschuldigen, daß in der parlamentären Sprache „Regierung" nur das Ministerium bedeute. Gegen die neue Erbschaftssteuer beförderte selbst der liberale Deputirte Brofferio eine Adresse an den Senat, die er in seiner „Voce della libertà" (Num. 202) unter Anklagen gegen die Minister *) publicirte. Die Adresse fand Anklang; gleichwohl nahm auch der Senat im Juli 1854 nach heißen Debatten mit 34 gegen 27 Stimmen die verhaßte Steuer an. Bei den Verhandlungen über die Finanzen bemerkte der Senator della Torre: es sei ein Hauptfehler der Zeit, die Gesetze so schnell, gleichsam à vapeur, zu fabriciren; das Budget lege man stets zu spät, erst gegen das Ende der Session vor; trotz aller Auflagen und Anlehen bleibe noch immer ein bedeutendes Deficit; jetzt brauche die Regierung, der sonst 76 Mill. Liren genügten, volle 150; für Pensionen seien sonst 2 Millionen verausgabt worden, jetzt seien es deren zwölf; das herrschende System könne durch und durch nur als ein unseliges und beklagenswerthes bezeichnet werden **). Aehnliche Aeußerungen wurden abermals gehört, als der Senat das Gesetz für die Eisenbahnen in Savoien, die von Alessandria nach Strabella und Acqui und von Novi nach Tortona, approbirte.

---

*) „Die Lage Piemonts", sagt Brofferio, „wird von Tag zu Tag bedenklicher. Die Politik der Minister ist die reine Leerheit, ihre Verwaltung das Chaos, die Verwirrung."

**) Rendiconto uffiziale n. 80, p. 273.

seine Geschichte des 30 jährigen Kriegs hingelenkt. Letztere Arbeit erschien zuerst in einem Damen-Almanach. Wer Frauen gewinnen will, muß es auf Rührung absehen, darf Phantasie und Rhetorik nicht sparen. In der That hat Schiller Beides nicht gespart; seine Geschichte des 30jährigen Kriegs ist, was den Styl betrifft, eines der beredtesten und anmuthigsten Stücke deutscher Prosa, es ergötzt die Einbildungskraft, besonders die weibliche, und zaubert Gemüthsaufregung troz einem Roman hervor; nur enthält das Buch keinen Funken historischer Wahrheit, sondern wiederholt und befestigt Vorurtheile, welche Lüge und Selbstsucht im Laufe zweier Jahrhunderte unter den Deutschen zu verbreiten gesucht hatte. Schiller war bei allen seinen Vorzügen nicht zum Historiker geboren. Herr Heising führt in der oben erwähnten Broschüre ein Selbstbekenntniß des Dichters an (S. 111), worin er von sich sagt: „die Geschichte ist bloß ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen es sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“ Ohne daß er es selber ahnte, stand Schillers Phantasie, als er den 30jährigen Krieg in Prosa dichtete, unter dem Einflusse der politischen und kirchlichen Ueberlieferungen seines Heimathlandes Würtemberg: er hat das Werklein in der Auffassungsweise eines im evangelischen Stift zu Tübingen erzogenen, mit der wirklichen Welt unbekannten schwäbischen Dorfpfarrers geschrieben. Gleichwohl machte das Buch troz seines Inhalts, ja vielleicht eben weil es in beredter Sprache eingewurzelten Vorurtheilen schmeichelte, seltenes Glück. Von allen Deutschen, die überhaupt eine literarische Bildung erhielten, ist kaum einer, der nicht in seiner Jugend Schillers 30jährigen Krieg ich sage nicht gelesen, sondern verschlungen hätte. Die künftigen Minister, Officiere, Richter, höhere Beamte, Advokaten, Abgeordnete auf den Landtagen beginnen damit, daß sie aus Schiller ihre ersten politischen Anschauungen schöpfen. Wer weiß es nicht, daß Jugend-Eindrücke lange

X.

Zur Gustav-Adolf-Literatur.

Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Die Politik Gustav Adolf's in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen von Dr. Alb. Heising. Zweite Auflage. Berlin 1854.

Es sind nicht viel über zwanzig Jahre her, seit die deutsche Geschichte überhaupt, und namentlich die der Zeiten von der Reformation abwärts, nicht mehr nach der lügenhaften Ueberlieferung, die der Parteigeist des 17ten und 18ten Jahrhunderts schuf, sondern aus ächten Quellen und in einem ganz anderen Geiste als früher bearbeitet wird. Die Oeffnung der Archive, die Herausgabe vieler Urkunden und amtlichen Berichte hat den Weg hiezu gebahnt, das durch die politischen Ereignisse seit 1812 erweckte Nationalgefühl der Deutschen, die geistigen und sittlichen Nachwirkungen des Zollvereins, der Aufschwung in der katholischen Kirche, endlich das Talent einzelner Schriftsteller thaten das Uebrige.

Nicht lange bevor die angedeutete Bewegung begann, hatte einer der glänzendsten Geister unserer Nation, Schiller, die allgemeine Aufmerksamkeit der Lesewelt auf einen sehr wichtigen aber sehr traurigen Abschnitt des 17ten Jahrhunderts theils durch sein Drama „Wallenstein," theils durch

seine Geschichte des 30 jährigen Kriegs hingelenkt. Letztere Arbeit erschien zuerst in einem Damen-Almanach. Wer Frauen gewinnen will, muß es auf Rührung absehen, darf Phàntasie und Rhetorik nicht sparen. In der That hat Schiller Beides nicht gespart; seine Geschichte des 30jährigen Kriegs ist, was den Styl betrifft, eines der beredtesten und anmuthigsten Stücke deutscher Prosa, es ergötzt die Einbildungskraft, besonders die weibliche, und zaubert Gemüthsaufregung troß einem Roman hervor; nur enthält das Buch keinen Funken historischer Wahrheit, sondern wiederholt und befestigt Vorurtheile, welche Lüge und Selbstsucht im Laufe zweier Jahrhunderte unter den Deutschen zu verbreiten gesucht hatte. Schiller war bei allen seinen Vorzügen nicht zum Historiker geboren. Herr Heising führt in der oben erwähnten Broschüre ein Selbstbekenntniß des Dichters an (S. 111), worin er von sich sagt: „die Geschichte ist bloß ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen es sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“ Ohne daß er es selber ahnte, stand Schillers Phantasie, als er den 30jährigen Krieg in Prosa dichtete, unter dem Einflusse der politischen und kirchlichen Ueberlieferungen seines Heimathlandes Würtemberg: er hat das Werklein in der Auffassungsweise eines im evangelischen Stift zu Tübingen erzogenen, mit der wirklichen Welt unbekannten schwäbischen Dorfpfarrers geschrieben. Gleichwohl machte das Buch troß seines Inhalts, ja vielleicht eben weil es in beredter Sprache eingewurzelten Vorurtheilen schmeichelte, seltenes Glück. Von allen Deutschen, die überhaupt eine literarische Bildung erhielten, ist kaum einer, der nicht in seiner Jugend Schillers 30jährigen Krieg ich sage nicht gelesen, sondern verschlungen hätte. Die künftigen Minister, Officiere, Richter, höhere Beamte, Advokaten, Abgeordnete auf den Landtagen beginnen damit, daß sie aus Schiller ihre ersten politischen Anschauungen schöpfen. Wer weiß es nicht, daß Jugend-Eindrücke lange

haften? Eine Nation, deren herrschende Klassen eine solche Erziehung empfangen, taugt wenig dazu, eine Rolle in der Welt zu spielen.

Der Umschwung deutscher Geschichtschreibung, von dem ich oben ausging, wandte sich auch zunächst gegen Schillers 30jährigen Krieg. Im Jahre 1837 erschien zu Stuttgart eine Geschichte des Schwedenkönigs Gustav Adolf, geschrieben von dem jetzigen Professor Gfrörer zu Freiburg, der damals Beamter an der würtembergischen Landesbibliothek zu Stuttgart war. — Obgleich dieses Buch in anfänglicher Gestalt an großen Mängeln litt — die erste Hälfte ist noch von der Schiller'schen Anschauung beherrscht, während die zweite auf selbstständiger Forschung ruht, so daß das Ganze einem ägyptischen Idol mit Thierkopf und Menschenleib gleicht — hat es doch eine Wirkung hervorgebracht, die nur selten bei Werken eintritt, welche weder ein Bannrecht in der Schule oder im Staatsdienst üben, noch auf Befriedigung bestimmter Bedürfnisse berechnet sind. Nicht nur erlebte es innerhalb fünfzehn Jahren drei starke Auflagen, die dem Verfasser erwünschte Gelegenheit verschafften, das, was er im ersten Wurf übel gemacht, zu verbessern, sondern es trieb einen ganzen Schwarm anderer Schriftsteller auf, welche entweder auf den Treffer, den Gfrörer gemacht, setzten, oder zu Gunsten dieses und jenes Vorurtheils, dieses und jenes dynastischen Interesses die aufgestellten Behauptungen des Bibliothekars devotest umzustürzen suchten. Man konnte einen hübschen Schrank mit Gegenschriften füllen, welche namentlich im nördlichen und mittleren Deutschland fleißige Vasallen zusammengebraut haben, um die politischen und historischen Ketzereien des Freiburger Professors zu Nichte zu machen. Er ist von solchen Tadlern für einen Mann proklamirt worden, der gar keinen Verstand, kein Gefühl, kein Gewissen habe, für einen Träumer, der wilden Einbildungen nachjage, darum gar kein Gehör verdiene, ja, der dem Schlimmsten, was einem Historiker zu-

seine Geschichte des 30 jährigen Kriegs hingelenkt. Letztere Arbeit erschien zuerst in einem Damen-Almanach. Wer Frauen gewinnen will, muß es auf Rührung absehen, darf Phantasie und Rhetorik nicht sparen. In der That hat Schiller Beides nicht gespart; seine Geschichte des 30jährigen Kriegs ist, was den Styl betrifft, eines der beredtesten und anmuthigsten Stücke deutscher Prosa, es ergötzt die Einbildungskraft, besonders die weibliche, und zaubert Gemüthsaufregung trotz einem Roman hervor; nur enthält das Buch keinen Funken historischer Wahrheit, sondern wiederholt und befestigt Vorurtheile, welche Lüge und Selbstsucht im Laufe zweier Jahrhunderte unter den Deutschen zu verbreiten gesucht hatte. Schiller war bei allen seinen Vorzügen nicht zum Historiker geboren. Herr Heising führt in der oben erwähnten Broschüre ein Selbstbekenntniß des Dichters an (S. 111), worin er von sich sagt: „die Geschichte ist bloß ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen es sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“ Ohne daß er es selber ahnte, stand Schillers Phantasie, als er den 30jährigen Krieg in Prosa dichtete, unter dem Einflusse der politischen und kirchlichen Ueberlieferungen seines Heimathlandes Würtemberg: er hat das Werklein in der Auffassungsweise eines im evangelischen Stift zu Tübingen erzogenen, mit der wirklichen Welt unbekannten schwäbischen Dorfpfarrers geschrieben. Gleichwohl machte das Buch trotz seines Inhalts, ja vielleicht eben weil es in beredter Sprache eingewurzelten Vorurtheilen schmeichelte, seltenes Glück. Von allen Deutschen, die überhaupt eine literarische Bildung erhielten, ist kaum einer, der nicht in seiner Jugend Schillers 30jährigen Krieg ich sage nicht gelesen, sondern verschlungen hätte. Die künftigen Minister, Officiere, Richter, höhere Beamte, Advokaten, Abgeordnete auf den Landtagen beginnen damit, daß sie aus Schiller ihre ersten politischen Anschauungen schöpfen. Wer weiß es nicht, daß Jugend-Eindrücke lange

haften? Eine Nation, deren herrschende Klassen eine solche Erziehung empfangen, taugt wenig dazu, eine Rolle in der Welt zu spielen.

Der Umschwung deutscher Geschichtschreibung, von dem ich oben ausging, wandte sich auch zunächst gegen Schillers 30jährigen Krieg. Im Jahre 1837 erschien zu Stuttgart eine Geschichte des Schwedenkönigs Gustav Adolf, geschrieben von dem jetzigen Professor Gfrörer zu Freiburg, der damals Beamter an der würtembergischen Landesbibliothek zu Stuttgart war. — Obgleich dieses Buch in anfänglicher Gestalt an großen Mängeln litt — die erste Hälfte ist noch von der Schiller'schen Anschauung beherrscht, während die zweite auf selbstständiger Forschung ruht, so daß das Ganze einem ägyptischen Idol mit Thierkopf und Menschenleib gleicht — hat es doch eine Wirkung hervorgebracht, die nur selten bei Werken eintritt, welche weder ein Bannrecht in der Schule oder im Staatsdienst üben, noch auf Befriedigung bestimmter Bedürfnisse berechnet sind. Nicht nur erlebte es innerhalb fünfzehn Jahren drei starke Auflagen, die dem Verfasser erwünschte Gelegenheit verschafften, das, was er im ersten Wurf übel gemacht, zu verbessern, sondern es trieb einen ganzen Schwarm anderer Schriftsteller auf, welche entweder auf den Treffer, den Gfrörer gemacht, setzten, oder zu Gunsten dieses und jenes Vorurtheils, dieses und jenes dynastischen Interesses die aufgestellten Behauptungen des Bibliothekars devotest umzustürzen suchten. Man konnte einen hübschen Schrank mit Gegenschriften füllen, welche namentlich im nördlichen und mittleren Deutschland fleißige Vasallen zusammengebraut haben, um die politischen und historischen Ketzereien des Freiburger Professors zu Nichte zu machen. Er ist von solchen Tadlern für einen Mann proklamirt worden, der gar keinen Verstand, kein Gefühl, kein Gewissen habe, für einen Träumer, der wilden Einbildungen nachjage, darum gar kein Gehör verdiene, ja, der dem Schlimmsten, was einem Historiker zu-

stoßen könne, baarer selbstgemachter „Subjektivität" — gräuliches Wort! — fröhne.

Immerhin hat der Anstoß, den die Geschichte des Schwedenkönigs gab, in der ersten Zeit noch wenig gefruchtet; denn 2 bis 3 Jahre nach Erscheinen der ersten Auflage entstand im nördlichen Deutschland unter nicht geringem Lärm und offener oder versteckter Mitwirkung officieller und nicht officieller Einflüsse, klerikaler und nicht klerikaler Geister der weltberühmte Bund des Gustav-Adolf-Vereins, der heute noch seine Existenz fristet, und also bereits das Alter der Union des 17ten Jahrhunderts überschritten hat, welche 1608 geboren, Anno Domini 1621 nach dem Tage zu Ulm glückselig entschlief. Kein Zweifel kann seyn, daß die, welche an die Spitze des deutschen Vereins den schwedischen Königs-Namen stellten, Gustav Adolf in dem Lichte derselben Ueberlieferung, welche Schiller so wacker und beredt herausgestrichen hat, betrachtet wissen wollten, folglich daß sie ihn als einen Glaubenshelden und Gottesmann umtrugen, der eigens nach Deutschland kam und sein theures Blut vergoß, um das Salz der Welt, das deutsche Lutherthum, aus dem aufgesperrten Rachen papistischer Finsterniß und gibellinischer Bosheit herauszureißen, und sothaner Gestalt die deutsche Freiheit und Herrlichkeit zu retten. Hätte nun das fragliche Geschichts-Buch kurz nach seinem Erscheinen eine erkleckliche Wirkung in die Breite hervorgebracht, so würde der Gustav-Adolf-Verein, wenn er auch, wie wir nicht zweifeln wollen, keineswegs unterblieben wäre, wenigstens mit einem andern Namen getauft worden seyn. Denn ein Banner aufzustecken, das beim großen Haufen der Lesewelt bereits anrüchig geworden ist, wagen selbst Hofprediger und Oberconsistorial-Räthe zu Berlin und zu Stuttgart nicht.

Kommt Zeit kommt Rath, sagt das deutsche Sprüchwort. Dasselbe hat sich auch im fraglichen Falle bewährt. Mitten, unter und neben den der lutherisch-schillerischen Tradition

zugewandten Bestrebungen des Gustav-Adolf-Vereins, ja vielleicht durch Widerwillen über letztere gestachelt, tauchten allmählig im nördlichen Deutschland, zuletzt sogar in der Stadt Berlin Stimmen auf, welche das von dem Verfasser der Geschichte des Schwedenkönigs zuerst angeschlagene Lied fortsangen, oder um ohne Bild zu reden, mit Berufung auf Urkunden Sätze vorbrachten, die vom Standpunkte des Gustav-Adolf-Vereins aus nicht anders denn als gräuliche Häresie bezeichnet werden können.

Einer der fähigsten unter diesen jüngeren Arbeitern ist der zu Eingang vorliegenden Artikels genannte Dr. Albert Heising. Schon 1845 veröffentlichte er die beiden Aufsätze, die nun heuer verbessert und vermehrt in zweiter Auflage erschienen. Sie sind unseres Erachtens von ungleichem Werth. Für gelungener als den zweiten halten wir den ersten. Unsere Aufgabe wird im Folgenden seyn, die neuen Thatsachen, welche Herr Heising festgestellt hat, so kurz als möglich hervorzuheben.

Im Hinblick auf die feste Ordnung und den willigen Gehorsam, der gegenwärtig im protestantischen Kirchenwesen unter preiswürdiger Leitung der Oberconsistorien oder Kirchenräthe herrscht, hält man gewöhnlich die Prädikanten des 16ten Jahrhunderts für ein zahmes Geschlecht. Aber dieß ist, wenigstens bezüglich vieler Orte, ein großer Irrthum. Heising weist nach, daß die sogenannten Prediger des Wortes Gottes zu Magdeburg — und auch in vielen anderen Städten — während des 16ten Jahrhunderts gewirkt haben, wie ungefähr Schneider Weitling und manche Leute der Art 1848 und 1849 gewirkt hätten, wenn nämlich die Gewalt ganz in ihre Hände gekommen wäre. Die Mehrzahl bestand aus so wüsten Lärmern und Verschwörern, daß sie zuweilen bei der eigenen Partei in Mißachtung fielen. Ein protestantischer Convent, der 1557 in Frankfurt zusammentrat, um Frieden

und Einigkeit unter den Neugläubigen herzustellen, schloß die Magdeburger Prädicanten als unverbesserliche Schreier von jeder Mitwirkung aus. Den Bemühungen der verschiedenen Parteien Eintracht zu stiften, traten sie beharrlich entgegen und verdächtigten alle Maßregeln des Magistrats; der berüchtigte Oberpfarrer Heßhusen erkühnte sich sogar, von der Kanzel den Bann gegen den ganzen Rath zu schleudern, weil derselbe ihm verboten hatte, auf der Kanzel gegen die Obrigkeit und mehrere ihr anhängenden Prediger Partei unter dem gemeinen Volk zu erregen. Zuletzt schaffte der Magistrat dadurch Ruhe, daß er die wüthenden Prediger sammt Anhang verbannte: aber es bedurfte der Hülfe von 1000 Bewaffneten, um diese Maaßregel in's Werk zu setzen.

Auch fürder herrschte zu Magdeburg ein Grad von Preß-Freiheit wie nirgend sonst im Reiche; der revolutionäre Buchhandel des 16ten Jahrhunderts schlug in der Stadt eine seiner Hauptwerkstätten auf und schickte von dort aus Werke in die Welt, wie die nach der Stadt benannten Centurien. Lutherische Geistliche nannten wegen des dort wehenden Geistes Magdeburg „unseres Herrgotts Kanzlei.“ In einem wesentlichen Punkte unterschieden sich die theologischen Demagogen des 16ten Jahrhunderts von den politischen des 19ten; während nämlich letztere ihren Einfluß auf den Pöbel benützten, um auf eigene Rechnung eine ansehnliche Stellung in der Welt zu erwerben, liebten es erstere, für irgend einen geheimen oder offenen Beschützer aus fürstlichem Stande zu arbeiten. Vielleicht spiegeln sich hierin die Einflüsse der Wiege ab, aus welcher die lutherische Reformation hervorging. Die Universität Wittenberg, wo Doktor Martinus lebte und wirkte, umschloß zugleich den Hof des kurfürstlichen Hauses von Sachsen, das nicht zwei volle Jahrzehnte, bevor die berüchtigten Thesen an der Wittenberger Hofkirche angeschlagen wurden, die dortige Hochschule für seine Interessen gegründet hatte. Gleich Wittenberg bot auch Magdeburg, obgleich sonst

eine halbfreie Stadt, Stoff genug zu theologischen Intriken im Dienste hochfürstlicher Herren.

Schon in den letzten Zeiten des norddeutschen Katholicismus war die Metropole an der Elbe zu einer fast ausschließlichen Pfründe für Versorgung nachgeborner Söhne der beiden Kurhäuser Sachsen und Brandenburg geworden. Erzbischof Ernst, der 1476 den Magdeburger Stuhl als eilfjähriger Knabe durch die Wahl des Domcapitels und nicht ohne Widerstreben des Papstes bestieg, war der dritte Sohn des gleichnamigen Kurfürsten Ernst von Sachsen. Nachdem derselbe den 3. Aug. 1513 das Zeitliche gesegnet hatte, erhielt er zum Nachfolger den Sohn des Kurfürsten Johann von Brandenburg, Prinzen Albert, der sich bereits im Besitze zweier der größten Pfründen des Reichs, nämlich der Metropole Mainz und des Bisthums Halberstadt befand. Albert verdankte, wie man sieht, der Kirche unermeßliche Nutzungen, aber in den Reformationsstreitigkeiten, die während seiner Verwaltung ausbrachen, hat er der katholischen Sache einen sehr zweideutigen Dank abgestattet. Dieser doppelte Erzbischof und einfache Bischof starb im Sept. 1545, nachdem er schon 1523 einen seiner Vetter, Johann Albrecht aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg-Zollern, zum Coadjutor eingesetzt hatte. Richtig wurde der Coadjutor Johann Albert Nachfolger seines Verwandten und zwar sowohl im Bisthum Halberstadt als im Erzstift Magdeburg. In seine Zeiten fiel der schmalkaldische Krieg und die Verbreitung der Reformation im niedersächsischen Kreise. Der Rath von Magdeburg, Genosse des schmalkaldischen Bundes, kündigte dem geistlichen Gebieter den Gehorsam auf, Erzbischof Johann Albert mußte zusammt seinem Capitel fliehen. Zwar gebot Kaiser Karl V. die Wiedereinsetzung, und führte ihn nach Halle und Halberstadt zurück, aber Magdeburg beharrte in der Empörung und trotzte später den Waffen des Kaisers, der die Stadt vergeblich belagerte. Unter diesen Wirren starb Erzbischof Jo-

hann Albert im Mai 1550. Nun griff das Domcapitel des Erzstifts auf die Brandenburgische Hauptlinie des Hauses Zollern zurück und wählte zum Nachfolger den Prinzen Friedrich, Sohn des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg-Berlin, der damals erst 21 Jahre zählte, aber schon im zweiten Jahre seiner Verwaltung den 3. Okt. 1552 starb, ehe er das kanonische Alter erreicht hatte. Nichtsdestoweniger blieb das kurbrandenburgische Haus im Besitze der großen Pfründe, die bereits kaum mehr als katholisches Kirchenlehen betrachtet werden konnte.

An die Stelle Friedrichs ward abermal vom Capitel, das großentheils aus brandenburgischen oder von Brandenburg abhängenden Edelleuten bestand, Sigismund, zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim II., zum Erzbischof erkoren. Da der Gewählte nur 14 Jahre zählte, gab ihm sein Vater, der Kurfürst, den Grafen Georg von Mansfeld als Statthalter der erzbischöflichen Lande an die Seite, und vermittelte überdieß mit der Stadt Magdeburg die Abschließung eines Vertrags, welcher den Erzbischof und das Domcapitel in dem Genuß der ehemaligen Rechte wiederherstellte, aber dafür den Fortbestand der Reformation im ganzen Lande erst heimlich dann offen duldete. Nur der Erzbischof und sein Capitel waren dem Scheine nach katholisch, sonst wurde überall, wo es noch nicht gesiegt hatte, das lutherische Wesen eingeführt. Sigismund starb im Sept. 1566. Auf ihn folgte in der gewohnten Weise Joachim Friedrich, erstgeborner Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, und als solcher selbst zur Nachfolge im Kurstaat berechtigt. Der Gedanke, Magdeburg sammt Halberstadt und einige kleineren norddeutschen Bisthümer, deren Titel der Kurprinz bereits trug, für immer mit den Erblanden des Hauses zu vereinigen, trat auf einmal, wie man sieht, offen hervor, aber die Stände des Erzstifts machten, wahrscheinlich vom Kaiser selber insgeheim dazu aufgefordert, einen Strich durch den Plan, indem sie den

neuen Herrn, ehe sie ihm huldigten, zu dem Zugeständniß verpflichteten, daß er, Joachim Friedrich, sobald ihm durch den Tod seines Vaters der Kurstaat zufalle, auf das Erzstift verzichten werde. Bald nach seiner Erwählung that der neue Erzbischof etwas Außerordentliches; er vermählte sich öffentlich mit Katharina, Prinzessin von Küstrin. Dieser Schritt erregte in der katholischen Welt nicht geringes Aergerniß. Der damalige Papst Pius V. versuchte was in seinen Kräften stand, um den Frevel zu bestrafen, er verlangte vom Kaiser Maximilian die Absetzung des Brandenburgers, aber vergeblich; der Kaiser besaß weder die nöthige Kraft noch den guten Willen der Kirche Recht zu verschaffen. Den 8. Jän. 1598 starb Kurfürst Johann Georg von Brandenburg-Berlin, der Vater Joachim Friedrichs, worauf dieser, um in das Erbe einzutreten, obiger Uebereinkunft gemäß, das Erzstift abgeben mußte. Allein er bewerkstelligte solches nicht, ohne vorher das Capitel durch einen Vertrag verpflichtet zu haben, daß es unmittelbar nach seinem Abtritt einen seiner Söhne zum Nachfolger wählen werde.

Der Vertrag ward gehalten und anstatt des Vaters übernahm den Titel eines Erzbischofs von Magdeburg oder vielmehr eines Administrators — denn dieser passendere Name war seit dem Auftauchen der Erbgedanken üblich geworden — der drittgeborne Sohn Joachim Friedrichs, des neuen Kurfürsten, Christian Wilhelm. Dieser Christian Wilhelm ist derselbe, der im 30jährigen Krieg eine berüchtigte Rolle gespielt und den Untergang der Stadt Magdeburg herbeigeführt hat, derselbe, der nach erfolgtem Sturme gefangen ward und als Gefangener zum katholischen Glauben übertrat. In seine Zeit fällt der Aufschwung der katholischen Partei in Deutschland. Begreiflicher Weise hatte Christian Wilhelm hievon nichts Gutes zu erwarten, da die Art, in welcher er und seine Vorgänger aus dem nämlichen Hause zum Besitze von Magdeburg gelangt sind, weder dem Wohle des Reichs noch

den Gesetzen der Kirche entsprach. Es kann daher nicht überraschen, daß der Administrator an allen den Verschwörungen Theil nahm, die zwischen 1600 und 1630 von der protestantischen Partei angezettelt wurden, um die Reichsverfassung vollends umzustürzen, die letzten Ueberreste des Nachlasses der katholischen Kirche zu vertheilen. Er unterlag demselben Schicksal wie seine Parteigenossen. Nach den Siegen Tilly's und Wallenstein's mußte Christian Wilhelm fliehen, ging erst nach Schweden, dann im Frühling 1630 nach Hamburg, wo er den Anzug Gustav Adolfs erwartete, der, wie er wußte, demnächst in Deutschland einbrechen wollte.

Theils in den letzten Zeiten der Verwaltung Christian Wilhelms, theils während seiner Flucht hatten die Dinge im Erzstift folgende Gestalt angenommen. Das Domcapitel, das als Wahlkörper den Stuhl in Fällen der Erledigung besetzte, stand gespannt mit dem Administrator, einmal weil dieser sich wider den Willen seiner natürlichen Räthe in jene Verschwörungen gegen Kaiser und Reich eingelassen hatte, für's zweite weil er und das Capitel über nutzbare Rechte im Streite lagen, indem jeder Theil auf Kosten des Andern seine Macht auszudehnen strebte. Ein erwerbslustiger Nachbar im Süden von Magdeburg, der Kurfürst von Sachsen, kannte diese Stimmung des Domcapitels und zog Nutzen aus ihr. In Folge sächsischer Umtriebe erkor das Capitel 1625, als Wallenstein zum erstenmale im mittleren Deutschland erschien, der dringendsten Gegenvorstellungen des Administrators unerachtet, den Prinzen August, zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, zum Coadjutor, und drei Jahre später, nachdem Christian in Folge der Siege Tilly's geflohen war, erklärte eben dasselbe den Brandenburger als Rebellen gegen Kaiser und Reich für abgesetzt und den sächsischen Prinzen für den rechtmäßigen Nachfolger. Es gab seitdem neben dem Capitel eine sächsische Partei und zwar eine ziemlich starke im Erzstifte. Auch Christian Wilhelm hatte die seinige.

Bei der langen Herrschaft, die er in Stadt und Land geübt, bei den bedeutenden Summen, die er aus dem Stifte zog, konnte es nicht fehlen, daß er viele Leute dauernd in sein Interesse verstrickte. Ein Umstand kommt hiebei noch in Betracht, der später bei Magdeburgs Untergang merklichen Einfluß übte. Während die eigentliche Stadt eine kleine Republik unter der Leitung des Magistrats bildete, standen die Häuser um den Dom, Freiung genannt, sowie die beiden gewerbreichen Vorstädte Sudenburg und Neustadt unter der erzbischöflichen Jurisdiction des Administrators. Hier, sowie in den ehemaligen erzbischöflichen Aemtern und Gütern hatte Christian Wilhelm starken Anhang.

Das Restitutionsedikt von 1629 schuf noch eine dritte fürstliche Partei im Magdeburger Lande. Kaiser Ferdinand II. hatte die Wahl des sächsischen Prinzen August nie bestätigt, der Papst aber verwarf sie und vergab das wiederhergestellte katholische Erzstift an des Kaisers Sohn, Leopold, der bereits Erzbischof von Bremen, Bischof von Passau, Straßburg, Halberstadt, Abt von Marbach und Hirschfeld war. Seitdem arbeiteten innerhalb und außerhalb des Erzstifts für die Sache des Kaisersohnes viele Köpfe, viele bewaffneten und unbewaffneten Hände.

Zunächst müssen wir die Bürgerschaft in's Auge fassen. Die Stadt Magdeburg hatte seit mehreren hundert Jahren eine aristokratische Verfassung mit einem aus den ansehnlichsten Geschlechtern zusammengesetzten Magistrate. Im Schooße dieser Körperschaft bildeten sich durch lange Erfahrung politische Grundsätze und Geschäftskenntniß aus. Der Magdeburger Rath hat das Gemeinwesen gut regiert und in Flor gebracht; die Wirren des 16ten Jahrhunderts, den eifersüchtigen Streit der benachbarten Dynasten um den Besitz des hohen Stuhles, die kirchliche Bewegung selbst benützte er staatsklug, um die Hoheitsrechte, welche das Erzbisthum kraft alten Herkommens über die Stadt übte, abzuschütteln und Magdeburg

zum Rang einer freien Reichsstadt zu erheben. Seine Bemühungen blieben nicht ohne erklecklichen Erfolg; nur zum Schein hatte er die Brandenburger Administratoren begünstigt, namentlich waren die Verlegenheiten Christian Wilhelms geschickt für Erweiterung der Macht und des Besitzes der Stadt ausgebeutet worden. Auf ausgiebige Hülfe der Gemeinde in seinem Kriege gegen Kaiser und Reich durfte Christian Wilhelm nicht rechnen, aber nicht minder eifersüchtig suchte der Rath Eingriffe des Kaisers abzuwehren. Gleichwie vor hundert Jahren Karl V. vergeblich die Stadt belagert hatte, so mußte auch Wallenstein 1629 unverrichteter Dinge vor Magdeburgs Mauern abziehen. Immerhin hütete sich der Rath, den Kaiser mehr, als für den bewußten Zweck nöthig war, zu reizen, wogegen seinerseits dieser mit einer gewissen Schonung verfuhr, damit nicht die Stadt in die Hände des Administrators getrieben werde. Die erbärmliche Lage des Reichs nöthigte damals nach allen Seiten zu halben Maaßregeln.

Christian Wilhelm, der, wie ich sagte, seit 1630 Unterhandlungen mit Gustav Adolf von Schweden angeknüpft hatte, durfte unter solchen Umständen keinen Beistand zu seiner beabsichtigten Wiedereinsetzung von Seiten des Magistrats erwarten. Aber in der Stadt befanden sich außer einer ziemlich starken Hefe, welche die demagogischen Bewegungen des 16ten Jahrhunderts zurückgelassen, viele Leute, die aus den früher angeführten Gründen an das Interesse des Administrators gekettet waren. An diese wandte sich von seinem Versteck aus Christian Wilhelm. Als Häupter seines Anhangs erscheinen der Oberst Schneidawind, ehemals Anführer der Miliz des Administrators, dann eine Reihe Prädikanten, Gilbert de Spaignart, Johann Kotzebue, Kramer, Hecht. Der unverschämteste unter letzteren war der Erstgenannte, Prediger an der Kirche zum heil. Ulrich. Seit die Parteiung gegen den Rath begann, von der sogleich die Rede seyn wird,

hat Gilbert jeden Sonntag vor und nach der Predigt den 109ten Psalm gegen den Magistrat verlesen, und überdieß, wenn man ihn daran hindern würde, mit Beifügung eines geeigneten Commentars gedroht. Um außerhalb der Kirche den Pöbel und das Schiffervolk aufzuhetzen, bediente sich die Partei des Administrators hauptsächlich zweier Laien von sehr zweideutigem Leumund. Der Eine hieß Hans Horkel und war ein verdorbener Apotheker, der Andere trug den Namen Pöpping und hatte ein großes Vermögen verschwendet. Beide strebten, ihre zerrütteten häuslichen Angelegenheiten durch eine Umwälzung zu verbessern, auch erhielt nachher der letztere von Seiten des freilich nur auf kurze Zeit wiederhergestellten Administrators reiche Belohnung. Da die Wirthshäuser und Schenken der augenfällige Schauplatz für die Thätigkeit der Partei waren, nannte man sie in Magdeburg nur Dingebank-Brüder, nach der Sudenburger Rathsschenke, welche Dingebank hieß.

Den unausgesetzten Bemühungen dieser Menschen gelang es nach Anfang des Jahres 1630, den alten Magistrat zu stürzen und einen neuen einzusetzen, der aus lauter Schreiern und Anhängern des Administrators bestand. Sofort trat Christian Wilhelm, der seit dem März 1630 zu Hamburg weilte, mit der siegreichen Partei in Correspondenz; etliche Monate später, Ende Juli des genannten Jahres, reiste er selbst verkleidet nach Magdeburg, hielt sich aber einige Tage im Hause eines Advokaten, der Schulz hieß, versteckt: denn so viele guten Freunde er auch unter dem neuen Rath und besonders unter den Dingebank-Brüdern zählte, getraute er sich Anfangs doch nicht, öffentlich aufzutreten, weil der wohlhabende Theil der Bürgerschaft wahres Grauen vor der Verbindung mit einem Prinzen fühlte, den alle Verständigen für einen verlorenen Mann hielten.

Kurz vor der Ankunft Christian Wilhelms war ein Agent Gustav Adolfs, Namens Stallman, in der Stadt er-

schienen, der sich den Titel Ambassadeur der Krone Schweden beilegte. Während der Rath, von Stallman dazu aufgefordert, über ein Bündniß mit Schweden und die Wiederaufnahme des Administrators verhandelte und die Mehrheit im Zuge war, beide Anträge ängstlich zurückzuweisen, trat Stallman selbst unvermuthet und ungerufen in den Versammlungssaal ein, erklärte, der Administrator sei schon in der Stadt, und drohte die Sache an das Volk zu bringen, wenn der Magistrat nicht sogleich Alles bewillige, was die öffentliche Stimme der Stadt und des Landes begehre. Verblüfft gestanden die Väter der Stadt des Deutsch-Schweden Forderungen zu.

Nun — es war der erste August 1630 und Sonntag — zeigte sich der Administrator öffentlich im Dom, ward vom Pöbel mit Jubel begrüßt und trieb Nachmittags — doch nicht ohne die Nothwendigkeit, abermal mit Einmischung des Volks drohen zu müssen — den Magistrat zu einer Uebereinkunft, kraft welcher sich die Gemeinde verbindlich machte, nach Kräften den Administrator zu unterstützen, auch zu Förderung des evangelischen Wesens dem Schwedenkönig und dessen Bundesgenossen die Stadt und den Elbepaß zu eröffnen. Der Administrator und Stallman, welche beide der Sitzung angewohnt hatten, drückten zum Danke allen Anwesenden die Hand und versprachen sehr viel Liebes und Gutes. Seinen treuen Gehülfen bewies Christian Wilhelm werkthätige Erkenntlichkeit, namentlich dem obenerwähnten Bankrutirer Kaufmann Pöpping. Er ernannte nämlich denselben zu seinem Küchenmeister und verlieh ihm außerdem als besondere Belohnung die Domschenke. (Heising S. 29).

Die Sache schien Anfangs nach Wunsche zu gehen. Mit dem städtischen Kriegsvolk, das ihm der Magistrat lieh, mit etlichen Fahnen, die er selbst warb, endlich mit Hülfe vieler Magdeburger Bürger, die als Freischärler ihm zuzogen, eroberte Christian fast alle Plätze des Erzstifts, auch die Stadt Halle. Aber bald liefen ernste Abmahnungs-Schreiben des

Kaisers Ferdinand II. ein, der damals den berühmten Regensburger Reichstag leitete, später kam Kunde, daß Feldmarschall Pappenheim, kaiserlicher Obergeneral, als Rächer nahe. Werbungen, die der Administrator in Thüringen veranstaltet hatte, wurden auseinander getrieben, einige andere kleineren Schläge trafen ihn, der größte Theil seines Kriegsvolks mußte sich nach Magdeburg zurückziehen.

Nun änderte sich die Stimmung in der Stadt; die Mitglieder des gestürzten Magistrats, die ehrsamen Bürger waren auf dem Punkt die Oberhand zu gewinnen, selbst die ärgsten Schreier unter den Prädikanten, bisher die festesten Stützen Christian Wilhelms, verstummten. Der neue Rath, von allen Seiten gepreßt, wußte sich kaum mehr zu helfen. Diese Verlegenheiten benützte der schwedische Ambassadeur Stallman; er setzte dem Magistrat auseinander, daß kein anderes Mittel der Rettung übrig sei, als sich ganz seinem Herren, dem Könige von Schweden, der um jene Zeit festen Fuß an der untern Oder gefaßt hatte, in die Arme zu werfen. Wirklich schloß die Stadt ein förmliches Bündniß mit der Krone Schweden ab, ein Bündniß, dessen nächstes Opfer der Administrator, dessen entfernteres Opfer die Gemeinde wurde. Einerseits beschwor der König in dem fraglichen von Stallman unterhandelten Vertrag, „die Stadt Magdeburg zu schützen mächtiglich, sie in keiner Noth zu verlassen, nie Frieden zu schließen, ohne der Stadt mit ihren Behörden, Bürgern, Einwohnern, Schutzverwandten und der ganzen Soldateska ausdrücklich zu gedenken." Dagegen bedang sich die Stadtgemeinde völlige Befreiung von der Oberherrlichkeit des Administrators, ihres bisherigen Landesherrn, sowie die Krone Schweden alleinige Leitung des Kriegswesens aus. Christian Wilhelm machte kein Hehl daraus, daß er von beiden Theilen betrogen sei. „Ich habe," schrieb er an Stallman, „mehr zusagen müssen, als ich zu halten im Stande seyn werde."

Um seine Stelle in der Stadt zu vertreten und die Vertheidigung Magdeburgs zu übernehmen, sandte Gustav Adolf einen deutschen Officier, seinen Hofmarschall und Obersten Dietrich, aus dem Hause der Falkenberg zu Herstelle und Blankenau an der Weser, der ihm in früheren Feldzügen bedeutende Dienste geleistet hatte, und in der That ein sehr fähiger Soldat, aber auch ein, wie der Erfolg bewies, der fürchterlichsten Anschläge fähiger Mann war. Die Bürgerschaft erwartete, daß der angekündigte Befehlshaber mit Mannschaft und schweren Wechseln kommen werde. Sie täuschte sich. Falkenberg erschien allein, ohne Soldaten, ohne Geld — denn sein Herr, der König von Schweden, war damals selbst von baaren Mitteln fast ganz entblößt. Mit den Kräften der Bürgerschaft sollte Falkenberg ein Heer schaffen, die Stadt vertheidigen, für die Krone Schweden Raum an der Elbe gewinnen. Dieser Umstand hat als zweiter Haupthebel den Untergang der Stadt veranlaßt.

Die für ihren Geldbeutel besorgte, wohlhabende und darum dem Administrator und dem schwedischen Wesen von vorneherein abgeneigte Hälfte der Einwohner, legte den Ansinnen Falkenbergs alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, und wußte wirklich jede wesentliche Hülfeleistung von Seiten der Stadt zu hintertreiben. Der Rath, obgleich an das Interesse des Administrators und Schwedens gefesselt, konnte die Abneigung der Bürgerschaft nicht überwinden, denn er durfte es mit ihr nicht ganz verderben und schwebte selbst in der Mitte zwischen den widersprechenden Forderungen des Commandanten und der Gemeinde wie zwischen Himmel und Erde. Hiezu kam, daß die Stimmen, welche Geld verweigerten, einen rechtmäßigen Anhaltspunkt hatten. In dem oben erwähnten Bundesvertrag war nämlich die Lüge aufgenommen worden, daß die Stadt keine Unkosten durch die Vertheidigung leiden dürfe. Die Summen, welche Falkenberg mit unsäglicher Mühe von der Stadt, vom Administrator, vom Lande

herausschlug, beliefen sich kaum auf 100,000 Thaler. Davon sollte er die Befestigungswerke vermehren und einen Haufen Soldaten werben, stark genug, um eine sehr ausgedehnte Festung gegen ein großes Heer zu vertheidigen. Er erbaute wirklich drei neue Außenwerke, welche die prächtigen Namen Trotz-Kaiser, Trotz-Tilly, Trotz-Pappenheim erhielten. Aber zu Anwerbung hinreichender Truppen und zur Ernährung der Angeworbenen reichten seine Mittel bei weitem nicht aus. Nie hat er mehr als 3000 Mann unter seinem Befehle gehabt und es ist Thatsache, daß etliche seiner Soldaten im Laufe der Belagerung Hungers starben, während doch die Magazine der Stadt mit großen Vorräthen an Getreide und andern Bedürfnissen angefüllt waren.

Falkenberg faßte tiefen Groll gegen die Bürgerschaft, die ihm, weil sie ihr Interesse dem seinigen nicht unterordnen wollte, wie ein heilloser Krämerpack erschien. Während seiner Amtsführung äußerte er mehrmals, wenn er voraus gewußt hätte, mit welchen Menschen er in Magdeburg zu thun bekomme, würden ihn zwölf Paar Ochsen nicht in die Stadt hineingezogen haben. Er that aber auch noch etwas Anderes: er brütete über einem fürchterlichen Plan der Rache. Wahrlich, die Lage der Stadt war, schon ehe Pappenheim Sturm lief, trostlos. Man kann sich kaum etwas Schlimmeres denken, als, auf einen Klumpen zusammengedrängt, einen Stadtcommandanten, der die Gemeinde haßt, einen Landesherrn, wie Christian Wilhelm, eine in sich zerfallene Bürgerschaft, und daneben Massen von Demagogen, die im Trüben fischen wollen, und von Verräthern, die nicht Einem Feind, sondern dreien, den beiden Generalen Tilly und Wallenstein, und überdieß dem Kurfürsten von Sachsen, als dienstwillige Spione Alles verriethen, was drinnen vorging.

Und nun drängten sich vollends gewitterschwangere Wolken um Magdeburg zusammen. Seit dem Herbste 1630 stand Pappenheim im Erzstifte. Aber theils weil damals in Folge

der Beschlüsse des Regensburger Reichstags Massen kaiserlicher Soldaten des wallensteinischen Heeres abgedankt wurden, theils weil das künftige Verhältniß zwischen Pappenheim, der das Commando der übrig gebliebenen Kaiserlichen im Reiche erhalten hatte, und Tilly, dem Obergeneral der gesammten Kriegsmacht, noch nicht festgestellt war, konnte er ohne Letzteren nichts Entscheidendes unternehmen. Zu Anfang des Jahres 1631 setzte sich Tilly gegen Frankfurt an der Oder in Bewegung, nahm einen Theil der dortigen kaiserlichen Besatzung mit sich und brach gegen Meklenburg vor, wo damals Gustav Adolf stand. Man erwartete eine Schlacht, aber Gegenbefehle, welche dem Feldherrn aus München zukamen, bestimmten ihn, umzukehren, die Kaiserlichen nach Frankfurt an der Oder zurückzuschicken, und mit dem Volk der Liga in das Erzstift Magdeburg einzurücken, wo er sich mit Pappenheim vereinigte.

Sobald dieß geschah, zog Gustav Adolf im Rücken Tilly's von Stettin aus die Oder hinauf, berannte Frankfurt und nahm die Stadt den 13. April 1631 im Sturm. Der Lauf des Stromes bis nach Schlesien hinein gerieth in schwedische Gewalt. Nichts hinderte den König, sofort gegen Westen sich zu wenden und dem bedrängten Magdeburg zu Hülfe zu eilen, das er mit Gut und Blut zu vertheidigen geschworen hatte. Aber eine Erwägung hielt Gustav Adolf von einem solchen kühnen Marsche zurück, auf welchen die einzige Hoffnung Magdeburgs gebaut war. Das Land zwischen Oder und Elbe bildete den Kurstaat Brandenburg, und der Fürst dieses Gebiets, Georg Wilhelm, bestand trotz aller Anstrengung, welche Gustav Adolf seit den letzten sechs Monaten gemacht hatte, um ihn in sein Netz zu ziehen, unerschütterlich auf seiner Neutralität. Ohne Brandenburgs versichert zu seyn, wollte der Schwede den Kampf gegen Tilly und Pappenheim nicht wagen. Er brauchte die Gefahren Magdeburgs, das der Kurfürst so wenig als Schweden in des

Kaisers und der Liga Händen sehen wollte, als mächtigen Keil in Berlin; er häufte Versprechungen auf Versprechungen, er bat, er drohte, er setzte Himmel und Erde in Bewegung: Alles vergeblich. Während dieser Zögerungen sank Magdeburg in Asche.

Mit wenig Anstrengungen, zum Theil fast ohne Schwertstreich, waren von Tilly und Pappenheim die äußern Vorwerke, namentlich jene mit so heroischen Namen ausgestatteten Schanzen, später auch die beiden Vorstädte Sudenburg und die Neustadt genommen worden. Die widerstandlose Aufopferung der letztern erregte schon damals Verdacht. Als Dietrich von Falkenberg hörte, daß der Feind damit umgehe, die zwei Vorstädte zu stürmen, hatte er vom Magistrat Erlaubniß zu Verbrennung derselben begehrt. Unter den Bürgern der eigentlichen Stadt herrschte Eifersucht gegen die Vorstädte, welche, wie ich oben sagte, nicht unter dem Rath, sondern unter der Gerichtsbarkeit des Administrators standen, darum als das Eigenthum eines fremden Herrn betrachtet wurden, und überdieß durch ihre Gewerbthätigkeit den Neid der Magdeburger entzündeten. Ohne Bedenken ertheilte der Rath die angesonnene Zustimmung, beide Orte anzuzünden. So schmählich dieß an sich war, läßt es sich erklären, daß der Magistrat so handelte. Aber welche Gründe bestimmten den Commandanten, das Ansinnen zu stellen? Man könnte sagen: weil er es für unmöglich hielt, mit seinen geringen Streitkräften außer der großen Stadt auch noch die Vorstädte zu vertheidigen, habe er es vorgezogen, die Truppen innerhalb Magdeburgs zusammenzudrängen, und vorher die Vorstädte, die er doch nicht behaupten konnte, zu zerstören, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fielen. Es ist nicht zu läugnen, die Kriegsregeln rechtfertigen ein solches Verfahren, jedoch nur dann, wenn der kommandirende General Ernst zeigt, den ihm anvertrauten Hauptposten auf's äußerste zu vertheidigen. Allein dieß war nicht der Fall. Falkenberg

hat einige Tage später Magdeburg eben so wenig vertheidigt, als die Vorstädte. Unter diesen Umständen bleibt nur Eine Erklärung seiner Handlungsweise übrig. Voll Aerger darüber, daß die unzeitige Sparsamkeit der Bürgerschaft ihn außer Standes setzte, eine Truppenzahl zu sammeln, welche hinreichend gewesen wäre, um Stadt und Vorstädte gegen das kaiserlich-ligistische Heer zu halten, wollte er wenigstens dem Feind die Freude der Eroberung verderben.

Es war Anfangs Mai, als die beiden Vorstädte von den Magdeburgern angezündet wurden, in den nächsten Tagen machten die Belagerten vollends die Reste der Gebäude dem Erdboden gleich. Die Neustadt hatte vor dem Brand 1500 Häuser, 3 Kirchen, Sudenburg mit einem daranstoßenden Flecken vierthalbhundert Häuser gezählt. Gegen 10,000 Menschen waren durch die Zerstörung obdachlos geworden, sie flüchteten in die innere Stadt und vermehrten dort die Zahl derer, die auf Unheil sannen, um ein Bedeutendes.

Ohne Kampf setzten sich die Belagerer in den verwüsteten Räumen fest, und drangen nun bis an die Hauptwälle der Stadt vor. Pappenheim verlangte einen Sturm, an dessen glücklichem Erfolg kaum gezweifelt werden konnte, da einerseits die in den letzten Tagen zum Dienst aufgebotene Bürgerschaft sehr wenig Eifer und guten Willen zeigte, da andererseits die Truppen Falkenberg's und des Administrators, selbst wenn sie nicht durch den Geiz der Bürgerschaft tödtlich erbittert gewesen wären, bei weitem nicht hinreichten, um Magdeburg zu behaupten.

Aber bei diesem Anlaß offenbarte sich ein tiefer Riß zwischen den zwei feindlichen Anführern, ein Riß, der längst schon in der Stille die Bewegungen der deutschen Kriegsmacht hemmte, ein Riß, der Hauptursache war, daß Gustav Adolf bei Breitenfeld siegte und seine Banner bis an den Main und den Rhein, bis nach Schwaben und Bayern tragen konnte. Pappenheim, von Ferdinand II. mit dem Befehl

der kaiserlichen Truppen betraut, setzte Alles daran, daß die reichste und festeste Stadt des mittlern Deutschland in die Hände seines Gebieters gerathe, und daß der dortige Erzstuhl dem Sohne des Kaisers, den, wie ich sagte, der Papst zum Erzbischof ernannt hatte, zu Theil werde. Aber das bayerische Interesse, das Tilly vermöge seiner Stellung vertrat und vertreten mußte, widerstrebte dem einen wie dem andern Zweck. Die Absicht des greisen Feldherrn ging vielmehr dahin, den Magistrat durch Drohungen und Zureden so lange zu bearbeiten, bis er mit dem Feldherrn eine friedliche Capitulation abschließe. Wäre dieß geschehen, so hätte Tilly, oder vielmehr sein Kriegsherr, der bayerische Kurfürst, über die Stadt verfügt. Mehrere Tage vor dem Sturme wurde auf's ernstlichste zwischen Tilly und dem Magistrate wegen der Uebergabe verhandelt, und zwar nicht ohne Erfolg. Der Rath stand auf dem Punkte abzuschließen, und wenn er mit der Auslieferung der Unterschriften bis zum Tage des Sturms, den 10. (20.) Mai, zögerte, geschah es nur darum, weil die Häupter der aufrührerischen Partei drinnen, denen im Fall der Uebergabe Galgen und Rad in Aussicht stand, mit Brand und Mord drohten, sofern der Rath nicht noch einige Tage auf schwedische Hülfe, die nicht mehr länger ausbleiben könne, harren würde. Unläugbar ist es, daß Falkenberg den Umtrieben der Verschwörer heimlichen oder offenen Vorschub geleistet hat. Denn ohne einen starken Hinterhalt hätten sie es sicherlich nicht gewagt, eine solche Sprache gegen die Obrigkeit zu führen.

Am Abend des 19. und noch in der Frühe des 20. Mai hielt Tilly Kriegsrath, und stellte jetzt wie früher vor, daß ein Sturm nicht rathsam sei. Pappenheim verlor die Geduld, auf eigene Faust unternahm er den Angriff, allen Nachrichten nach haben ihm nur einzelne Generale — neben ihm und Tilly dienten Graf Wolf von Mansfeld, Herzog Adolf von Holstein, Gallas, Piccolomini und Andere — ihre Mitwir-

kung zugesagt, ein bindender Beschluß des Kriegsraths ist nicht gefaßt worden.

Pappenheims Soldaten hatten sich im trockenen Stadt-Graben festgesetzt, Stufen in den Wall eingehauen, Leitern herbeigeschleppt, ohne daß der Feind sich Mühe gab, dieß zu hindern. Erst nach 7 Uhr Morgens, den 20. Mai, erstieg Pappenheim mit den Seinigen den Wall, eilte auf der andern Seite herunter nach der sogenannten hohen Pforte und bemächtigte sich derselben. Aber nun fand er Widerstand, ein Haufe der Stadtmiliz warf sich ihm entgegen; ein heftiger Kampf entbrannte, in welchem der kaiserliche General, wie es in seinem Berichte an den Kaiser heißt, gegen tausend „ausbündiger Soldaten“ verlor. Er sandte Eilboten in's Lager zurück, daß man ihm zu Hülfe kommen solle. Mehrere Stunden dauerte es, bis die ersehnte Verstärkung eintraf. Als der Nächste eroberte Herzog Adolf einen andern Theil der Stadt, die Schaaren Tilly's brachen erst gegen 11 Uhr ein, denn glühend vor Begier, die Beute zu theilen, ließen sie sich nicht mehr zurückhalten.

Als die Masse des Heeres eindrang, loderte bereits an 40 bis 50 verschiedenen Punkten, und zwar an solchen, die laut ausdrücklichen Zeugnissen noch kein kaiserlicher oder ligistischer Soldat betreten hatte, Feuer auf. Wer hat das Feuer angezündet? In der genauen, bündigen, unwiderlegbaren Beantwortung dieser Frage besteht das Hauptverdienst der Schrift Heising's. Fest steht, daß Pappenheim während des Kampfes an der neuen Pforte, um den Feind zurückzutreiben, mehrere nahe gelegene Häuser anzünden ließ, aber ebenso erwiesen ist, daß dieser Brand sich der Stadt nicht mittheilte. Dagegen sagt eine Masse von Augenzeugen, deren Zeugnisse Heising zusammenstellt, und die wohlverstanden! den verschiedensten Parteien angehören, einstimmig aus, daß das Feuer an den entfernten Punkten, das die Stadt zerstört hat, von verzweifelten Einwohnern Magdeburgs sel-

der, und zwar auf geheimen Befehl Falkenberg's angelegt worden ist. Diesen Befehl aber hatte Falkenberg aus zwei Hauptgründen gegeben, erstlich, weil er den Kaiserlichen die Eroberung Magdeburgs vergällen, und zweitens, weil er sterbend an den Bürgern für ihren Geiz Rache nehmen wollte. Längst hielt er es für unmöglich, mit den unzureichenden Streitkräften, die unter seinem Befehle standen, Magdeburg zu behaupten, aber die Stadt mit ihren Vorräthen sollte wenigstens nicht dem Feind in die Hände fallen. Das Mittel, das er ergriff, um letzteres zu verhindern, bestand darin, daß er die Brandfackel jenen verkommenen Demagogen und Verbrechern, Hans Horkel, Pöpping und Genossen, die nichts mehr zu verlieren hatten, in die Hand gab. Es erging Magdeburg, wie 181 Jahre später der russischen Hauptstadt Moskau. Die Behauptung, Tilly oder Pappenheim, oder die Soldaten des kaiserlich-ligistischen Heeres seien es gewesen, welche Magdeburg in Brand steckten, entbehrt alles Grundes und ist eine Lüge.

Im zweiten Aufsatze stellt Hr. Heising die Belege zusammen, aus welchen hervorgeht, daß König Gustav Adolf keineswegs um den bedrohten protestantischen Glauben, noch um die deutsche Freiheit zu retten, sondern aus Ehrsucht und Eroberungslust den deutschen Krieg anfing. Ich habe in diesem Theile der Schrift nichts Neues gefunden, wenn man nicht etwa die Beschreibung der listigen Art und Weise so nennen will, in welcher der Schwede den Kurpfälzer Friedrich V. herumzog.

Der Ort, wo das Büchlein erschien, gibt demselben, ich wiederhole es, besondere Bedeutung. Man war bisher nicht gewohnt, von Berlin aus in solchen Materien so unbefangene Stimmen zu hören. Uebrigens hat Herr Heising, unseres Ermessens, es passend erachtet, ein Lösegeld für die Frei-

heit, die er sich nahm, zu entrichten. S. 214 sagt er: „Die Mitglieder des Hauses Zollern waren von Alters her hervorragende Gibellinen, und hiedurch allein wurde ihre Größe ermöglicht"; von dieser Regel will er nur Friedrich II. ausgenommen wissen, der einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen habe. Also Christian Wilhelm, der Administrator von Magdeburg, also der große Kurfürst und so viele andere Zollern, die wider Kaiser und Reich sehr viel Kirchen- und Reichs-Gut erwarben, sind Gibellinen gewesen!! Credat Judaeus Apella, non ego. Doch ich denke, Herr Heising glaubt dieß selbst nicht ernstlich.

XI.

Literatur.

I.

Aurora, Taschenbuch, Freiburg bei Herder 1854.
Wolfram. Dichtung von Franz Bonn. Regensburg bei Pustet 1854.

Die in der „Aurora" vorliegende Sammlung von Gedichten verdient in mancher Hinsicht Berücksichtigung. Sie umfaßt vereinigte Beiträge mehrerer Poeten, zumeist jüngerer Männer, wie es scheint, und sämmtlich aus den bayerischen Landen. Zum Theil unter angenommenen Namen bieten sie hiemit ihre Erstlingsgabe. Kräftiger und gesunder Humor auf der einen Seite, gleich darauf düstere schmerzliche Welt-Anschauung und klagende Sehnsucht, dann wieder muntere lebensfrohe Stimmung ertönen ineinander zu einem dennoch

harmonisch erscheinenden Ganzen, obwohl es beinahe erstaunlich ist, wie die hinter den Gedichten verborgen liegenden Richtungen des Auffassens sich vereinigen konnten.

Ihre Tendenz im Allgemeinen ist die christliche. Unstreitig aber sind ein aufrichtiger Christ und ein mittelmäßiger Dichter nicht unvereinbare Dinge. Der Eine rechtfertigt nicht den Andern; er kann seines Lohnes an einem andern Orte sicher seyn, nicht immer aber im Reiche der Kritik. Wohl ist die Kritik ein ruhig wandelndes Nashorn geworden, und hat nichts mehr von jenem Zorn an sich, mit dem noch vor einem Jahrzehent die literarischen Parteien sich befehdeten. Man lobt einfach die Seinen und läßt die Andern stehen. Nicht so hier. Es wäre damit auch wenig zum Zwecke gedient, daß aus der „Aurora" ein so schöner und sonniger Sommertag auftauche, wie nur je einer die Höhen des Schwarzwaldes vergoldete. Dazu gehört noch mehr, als daß es uns vor den Augen sprüht und strahlt. Es kann auch transparentes Funkeln seyn, mit einem bescheidenen Kerzenlicht dahinter, statt der lebendigen Flamme, die mit natürlicher Kraft erleuchtet und erwärmt. In der „Aurora" ist sie im Ganzen zwar kräftig angezündet, aber der transparente Apparat nicht überall vor ihr verschwunden.

Die eigenthümliche Art, mit welcher der erste der vereinigten Dichter den hohlen Pomp und die blasirten Manieren Freiligrath's, Meißner's, Beck's und Anderer dadurch parodirt, daß er die Unnatur in's Unendliche potenzirt, wird selten dem Mißgeschick entgehen, Verstimmung und Langeweile hervorzurufen. Das Falsche und Bizarre noch carrikirt, die Carrikatur der Carrikatur, hat wenig Fesselndes. Für eine Parodie ist es der Töne zu viel, für eine Satyre des Inhalts zu wenig. Mit Ausnahme einiger Strophen erscheinen alle Gedanken so leer und sandig wie die „Wehmuth-Krokodile" selber. Soll eben darin das argumentum ad hominem gegen die pompöse Inhaltlosigkeit der Weltschmerz-Schule lie-

gen, so scheint doch immerhin zu stark auf die schadenfrohe Geduld der Leser gerechnet. Der Dichter hat dieß wohl selbst gefühlt; seine „Schlußparabase“ geht der Verstimmung wie mit schmetterndem und knatterndem Rottenfeuer zu Leibe, aber der Commentar zu dem leeren Text kommt zu spät.

In dem „Sonettenbuch“ Volker's findet sich manches Anmuthige und Eigene in ziemlich tadelloser Form ausgesprochen. An sich von geringerer Tiefe sind die „Landsknechtlieder“; die Aneignung einer veralteten Form und Sprechweise, der Dr. Holland mit Vorliebe ergeben ist, scheint niemals ganz wahr werden zu wollen; der Geist lebt fort, aber nicht das Gehäuse; die Hans-Sachsischen Schuhe wären längst schon ausgetreten. Die „Symphonie in Wehmoll“, eine originelle musikalische Parallele, enthält wahre und ergreifende Schilderungen, aber das Ende vom Lied, daß jeder Mensch sein Finale hat, scheint doch, namentlich bei der noch andauernden Spannung, etwas allzu gewöhnlich. Ein sehr schönes Gedicht ist die Ballade „Baumeisters Tod“ von Fr. Münchberg, und von demselben Dichter das sinnige und zarte Lied:

„Wenn der Mond aus Wolken schreitet“ xc.

Auch durch die „losen Blätter“ J. B. Vogel's wehen liebliche Töne. Aus den Liedern Klar's spricht eine edle und reine Seele voll frommen Sinnes in saubern und sangreichen Versen. Größerer Auffassung und erhabenern Ideen zugewandt, erscheint die Muse des zunächst folgenden Dichters, J. Schrott. Er beweist unverkennbaren Beruf; seine ernste und rüstige Kraft versucht sich mit Vorliebe in Elegien („deutsche Klagen“, „zu Görres' Todtenfeier“ xc.). Seine Sonette zu Silvio Pellico's Gedächtniß werden gewiß jedes empfindende Gemüth mit Mitleid und Bewunderung für den Verfasser der prigioni erfüllen. Das anapästische Versmaß scheint für ein elegisches Gedicht nicht wohl passend, dennoch hat der Dichter es für seine tiefgedachte und warmgefühlte „Trauer-

Ode über Lamennais" gewählt, in treffender Charakterisirung seiner zwiespaltigen und widerstreitenden Empfindungen am Grabe des gewaltigen Mannes:

„In elegischem Maß dir ein sanftes Gedicht
Wehmüthig zu weih'n, mir die Fassung gebricht" ꝛc.

Als ein vorzügliches Probestück kräftiger Anlage zur humoristischen Satyre sind noch die „Klagen eines Mahnerianers" hervorzuheben. Ueberhaupt wird jeder Leser den Sängern der „Aurora" wenigstens soviel zugestehen, daß ihre Frühlingslieder aus einer kaum vergangenen Zeit mit dem frischen Hauche an die Tage der eigenen Jugend erinnern:

„Wie ein Bot' aus Himmelszelt
Geht der Dichter durch die Welt
Singend, rufend, schreckend, lindernd,
Freude weckend, qualenmindernd" ꝛc.

Schon mehrfach betheiligt an der „Aurora", ist Herr Bonn zugleich auch mit einer eigenen größeren Dichtung hervorgetreten. Dichter von Profession ist auch er nicht, vielmehr, wie man hört, mit Eifer und hervorragendem Erfolge dem praktisch-juristischen Berufe zugethan. Sein „Wolfram" hat den schwierigen Stoff der Gegenwart und ihren Fragen entnommen; er schildert in dem Leben und der dreifachen Liebe eines Malers die widerstreitenden Richtungen der Zeit. Die psychologischen Momente sind mit emsiger Kunst auf die Schrecken und auf die Zier der sinnlichen Natur angewendet und umgekehrt; dennoch möchte man sich fragen, ob man mehr als eine Novelle vor sich habe, um welche nur zufällig ein poetisches Gewand geworfen ist? Das Epos „Wolfram" besteht aus einzelnen, zu einem Ganzen zusammengefügten Gedichten. Mehrere derselben sind von wahrhafter Schönheit, wie z. B. S. 39

„Spricht nicht die laue Frühlingsnacht" ꝛc.

Doch hat die Weise, eine größere Dichtung aus Balladen und Liedern zusammenzubringen, immerhin etwas Ermüden-

des, und entspricht gewiß weit weniger den ästhetischen Anforderungen, als die stetige Form eines in allen Theilen gleichen Versmaßes. Der Fehler ist übrigens nicht des Einzelnen, sondern haftet den meisten Erzeugnissen der episch-lyrischen Gattung neuerer Zeit an.

II.

Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Gesammelt und herausgegeben durch die Brüder Ignaz und Joseph Zingerle. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. (Mit einem Titelkupfer.) Regensburg 1854. Bei Pustet. XXIV. u. 424 S. 8

Die hier gesammelten Märchen sind schon deßhalb bedeutend, weil sie nicht aus Büchern zusammengelesen, sondern unmittelbar aus dem Volksmunde gewonnen und getreulich aufgeschrieben wurden. In ihnen spricht ein gesunder Witz, eine körnige, schlagende Redeweise und ein so treuherziger Ton, daß man diesem Völklein schon seiner Naturwüchsigkeit wegen gut werden muß. Sie sind wie seltenes Gestein, das ein Wanderer von seiner geologischen Wanderung heimgetragen; viele enthalten nicht nur probehaltiges Erz und edle Metalle, sondern auch manch köstliches Steinlein, das der Kenner der Mythologie mit großer Freude in seine Sammlungen einrangiren muß. Für die Wissenschaft aber, selbst wenn man daraus nur die Kenntnisse gewänne, daß diese oder jene Species auch in diesen Schichten sich vorgefunden, entsteht daraus ein erheblicher Nutzen.

Hätten diese Märchen auch keinen andern Werth, als den der bunten und reichen Gestalt, in der sie vor uns treten, so müßten wir sicher auf ihre Erhaltung bedacht seyn,

so lange noch Pietät gegen das Vaterländische und Altüberlieferte einen Platz in unseren Herzen hätte. Aber sie sind, wie J. W. Wolf in der schönen Einleitung hervorhebt, mehr als das, sie haben einen reelleren Werth dadurch, daß sie Licht auf die älteste Geschichte unseres Volkes werfen, und zwar in sofern, als sie uns einestheils alte Göttermythen und Heldensagen aus dem spätern Heidenthum unseres Volkes berichten, und anderntheils den Zusammenhang unserer Stämme mit denen der Wiege der Menschheit, von der sie vor undenklicher Zeit sich trennten und auszogen zur neuen Heimath, oft mit großer Klarheit erkennen lassen.

So wohnt dem Märchen, wie überhaupt der Volksüberlieferung nicht nur ein poetischer, sondern auch ein großer historischer Werth bei, und ihre Rettung und Sammlung sollte ein Jeder sich angelegen seyn lassen, der für Deutschlands Urgeschichte einigen Sinn hat. Der Mund des Volkes ist nämlich ein gar treuer Mund, wie jeder weiß, der mit seinen Spinnstuben und anderen traulichen Zusammenkünften an der Linde, am Brunnen, auf der Bank vor'm Hause und anderswo bekannt ist und da seinen Erzählungen horchte. Diese spinnen sich genau einmal wie das anderemal ab, und der Enkel gibt sie dem Enkel mit denselben Worten, womit er sie von der greisen Großmutter empfangen hat. Denn diese Märchen werden nicht etwa nur einmal erzählt; sie sind der Mai in jedem Winter, sie kehren mit dem Frost in alle Dörfer ein, und lassen es warm und fröhlich werden, wo sie sich zeigen. Sie sind wie ein Wunschstab, der dem Geist die weitesten idealsten Fernen vorzaubert, wie die Schlüsselblume, welche dem Schäfer Berge voll Gold öffnet; ihnen wohnt eine verjüngende Kraft bei, wie dem Baume der ewigen Jugend. Dieß weiß und fühlt das Volk, und so läßt es sie, wie sie sind; wo Aenderungen vorkommen, da sind sie nur äußerlich, der Kern bleibt immer derselbe (S. XIX).

Auch hier ist in den meisten Erzählungen, wie in dem früher besprochenen ersten Bändchen, der Hintergrund ein mythologischer, und der eigenthümliche Charakter des Landes tritt entschieden hervor, wenn, wie das öfter vorkömmt (z. B. S. 347), von den gehobenen Schätzen der eine Theil dem Glücklichen, einer der Kirche und der dritte den Armen zuerkannt wird. Das gesunde Volksbewußtseyn sieht in jeglichem Unglück nur eine wohlverdiente Strafe Gottes, die jedoch gesühnt werden kann, denn die in alten Schlössern und Bergen verwünschten Prinzessinen, die es hier in Fülle gibt, und die in Thiere verzauberten Menschen werden fast alle erlöst, was sonst nicht immer der Fall ist.

Wer je mit klarer Freude dem inneren Leben des Volksthums sich hingegeben, wird auch diesen Märchen, wozu das schöne Unterinnthal, wie das starre aber kräftige Oberland, das großartige Oetzthal, wie das weiche Zillerthal, das paradiesische Etschland, wie das unwirthliche Gebiet von Außerfern ihre Mannschaft gestellt haben, gerne lauschen und ihr bäuerisches Wesen lieb gewinnen, wenn sie auch im schlichten Kleide und derben Lodenrocke erscheinen.

---

kenden preußischen Staat hat stützen helfen, während die evangelische Landeskirche Preußens erst auf dem Boden des gekräftigten Staates wieder Kraft gewann"*). So der erleuchtetste Vertreter des Neulutherthums.

Noch in der Blüthezeit der „Subjektivisten" (wie wir Schleiermacherianer und Bekenntnißlose, halbe und ganze Rationalisten der Kürze halber nennen wollen) schrieb der ehrwürdige Perthes an einen Freund: Wohl hat Gott uns in der heiligen Schrift Hülfe geboten, „aber um sie ergreifen zu können, bedarf der Mensch wieder eines Helfers, und wer führt ihn in die Tiefe des Verständnisses, wer löst ihm den Sinn der Worte? Das ist die große und schwere Frage; die Schrift bedarf eines Schutzes gegen Menschenwillkür und der Mensch eines Auslegers der Schrift. Wo ist in der protestantischen Kirche als solcher die Kraft, welche die in den Worten der Schrift gebundene Wahrheit freimacht und festhält? Die Laien sollen sich, heißt es, belehren lassen durch die Geistlichen. Schon gut; aber wer belehrt die Geistlichen? Belehrt nicht jeder Geistliche sich auf eigene Hand aus den Lehren, wie sie wissenschaftlich auf den Universitäten vorgetragen werden, hier so dort anders? Wäre nicht die Scham und Scheu vor der katholischen Kirche, wie laut, wie verzweiflungsvoll würden wir den Ruf gläubiger Protestanten nach der Hülfe und Autorität einer Kirche ertönen hören**)! Der gute Perthes erlebte die Zeit nicht mehr, wo die „Scham und Scheu" brechen sollte; als aber die Angstwogen von 1848 über den Häuptern zusammenschlugen, da ertönte der Ruf wirklich verzweiflungsvoll, und er widerhallt noch täglich stärker, nach der — „Autorität einer Kirche."

Wir brauchen nicht zu schildern, in welche Zeit hinein

---

*) Kahnis: der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Leipzig 1854. S. 248.

**) Perthes' Leben II, 335 f.

eben in seiner Ausschließlichkeit; das Papstthum besitzt nur einen kleinen Theil der Wahrheit" *).

Diesen Trost hielten auch auf deutschem Boden selbst gläubige Seelen sich vor, und noch auf dem Berliner Kirchentage sagte Dr. Nitzsch von jenem Glaubens-Wirrsal: „das ist kein Tadel." Die jetzt wieder so sehr gefürchteten „Subjektivisten" andrerseits fanden, wie sich von selbst versteht, ihre ganze Dogmatik in jenem Regenbogen-Symbol unübertrefflich eingewickelt und versorgt. Bei einigem Nachdenken wird man auch in Wahrheit finden, daß anders als von diesem Gesichtspunkte aus von einer protestantischen Kirche kaum die Rede seyn kann, und daß die theologische Fakultät zu Göttingen ganz recht hat, wenn sie sagt: „es ist die Unions-Gesinnung, die man bewahren muß, wenn nicht das Bekenntniß des apostolischen Symbolums von der allgemeinen christlichen Kirche in unserm Munde zur Lüge und Heuchelei werden soll" **). Aber — für Schweden freilich ist die Zeit noch nicht gekommen; für Deutschland dagegen ist sie da. Das Wort von Helsingborg will im Grunde nichts Anderes besagen, als: Einheit und Autorität können wir nicht haben, wir bedürfen aber auch keiner Einheit und Autorität! Lange hatte man sich mit dieser Ausrede beholfen, plötzlich aber mußte sie verstummen; es war damals als, wie Prof. Kahnis sagt, auf den gesäeten Wind die Sturmernte des Jahres 1848 folgte. „Da stand," fährt er fort, „der Protestantismus zerknickt da, mächtig aber der Katholicismus in der Kraft seiner Organisation; es ist gewiß, daß die römische Kirche den wan-

---

*) Das Halle'sche „Volksblatt" vom 24. Nov. 1852 theilt diesen Ausspruch mit, „ohne dadurch weder für noch wider Partei nehmen zu wollen."

**) Erklärung der theol. Fakultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens." Göttingen 1854.

kenden preußischen Staat hat stützen helfen, während die evangelische Landeskirche Preußens erst auf dem Boden des gekräftigten Staates wieder Kraft gewann" *). So der erleuchtetste Vertreter des Neuluthertums.

Noch in der Blüthezeit der „Subjektivisten" (wie wir Schleiermacherianer und Bekenntnißlose, halbe und ganze Rationalisten der Kürze halber nennen wollen) schrieb der ehrwürdige Perthes an einen Freund: Wohl hat Gott uns in der heiligen Schrift Hülfe geboten, „aber um sie ergreifen zu können, bedarf der Mensch wieder eines Helfers, und wer führt ihn in die Tiefe des Verständnisses, wer löst ihm den Sinn der Worte? Das ist die große und schwere Frage; die Schrift bedarf eines Schutzes gegen Menschenwillkür und der Mensch eines Auslegers der Schrift. Wo ist in der protestantischen Kirche als solcher die Kraft, welche die in den Worten der Schrift gebundene Wahrheit freimacht und festhält? Die Laien sollen sich, heißt es, belehren lassen durch die Geistlichen. Schon gut; aber wer belehrt die Geistlichen? Belehrt nicht jeder Geistliche sich auf eigene Hand aus den Lehren, wie sie wissenschaftlich auf den Universitäten vorgetragen werden, hier so dort anders? Wäre nicht die Scham und Scheu vor der katholischen Kirche, wie laut, wie verzweiflungsvoll würden wir den Ruf gläubiger Protestanten nach der Hülfe und Autorität einer Kirche ertönen hören" **)! Der gute Perthes erlebte die Zeit nicht mehr, wo die „Scham und Scheu" brechen sollte; als aber die Angstwogen von 1848 über den Häuptern zusammenschlugen, da ertönte der Ruf wirklich verzweiflungsvoll, und er widerhallt noch täglich stärker, nach der — „Autorität einer Kirche."

Wir brauchen nicht zu schildern, in welche Zeit hinein

*) Kahnis: der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Leipzig 1854. S. 248.

**) Perthes' Leben II, 335 ff.

(z. B. Harleß in Bayern und Kliefoth in Mecklenburg). Pf. Zittel in Heidelberg, eine Notabilität derselben Partei, zittert daher schon vor den Folgen der Thatsache, daß die Zügel des Kirchenregiments immer mehr der Reaction der alten Bekenntnisse in die Hände fielen; er sieht eben klar, daß es für die „Regierenden" nichts Bequemeres gebe, als sie überall einzuschieben, nicht als ob man damit die evangelische Kirche wieder gläubiger zu machen hoffe, „sondern die Kirchenregierungen wollen die reformatorischen Bekenntnisse nur als eine bequeme Handhabe für das Kirchenregiment, was ihnen wohl nicht übel zu nehmen ist, denn das Regieren in der protestantischen Kirche ist nicht leicht" *).

So sind also diese Subjektivisten der Ueberzeugung, daß die ganze protestantische Bewegung unserer Tage in ihrem so rührend emsigen Streben nach Autorität und Einheit bloß Schöpfung und Werkzeug der politischen Reaction, folglich hinfällig und vergänglich wie diese selber sei. Der unbefangene katholische Beobachter dagegen kann, Gott sei Dank! entschieden anderer Meinung seyn; er wird am Ganzen der Bewegung allerdings ein gehäuftes Maß selbstsüchtiger Politik und unlauterer Modesucht vermerken; er wird aber auch den edeln Kern unterscheiden, und desselben als eines der wenigen tröstlichen Zeichen dieser trüben Zeit von Herzen froh seyn. Freilich gehört dazu mehr, als jene oberflächliche Anschauung, in der man den Protestantismus immer noch mit denselben Augen zu betrachten pflegt, wie vor zwanzig Jahren, und auf's tiefsinnigste von ihm spricht wie der Blinde vom Dorf. Seitdem hat sich allmählig viel in ihm verändert. Er hat sich tiefer und tiefer in den Berg der Ichheit eingegraben, und es ist gewiß schwer, in den wirr durcheinander laufenden Gängen sich zu orientiren, die er von Außen hin-

*) Die Berliner „Protestant. K. = Z." vom 12. August 1854.

Die Subjektivisten sind daher jetzt auch rasch bei der Hand mit der Erklärung: die religiöse Restauration der neuen Orthodoxie sei nur die andere Seite der „politischen Reaction." Die allgemeine geistige Depression, die beginnende Herrschaft des gemeinsten Materialismus in allen Formen ist — sagt Dr. Schwarz in Halle — der fruchtbare Boden dieser neuen Kirchlichkeit, die nicht mehr nach Wahrheit, Gewissen und Ueberzeugung, sondern vor Allem nach den Rechtsgrundlagen und den alten Bekenntnissen fragt; er hofft darum vom „guten Genius unserer Nation," daß sie als bloßer „vorübergehender Spuk" und „wurzelloses Unkraut," als bloße „Modekrankheit" und „pathologische Erscheinung" mit der allgemeinen nationalen Unpäßlichkeit auch wieder verschwinden werde*). „Erst seit 1849," fährt Herr Schwarz fort, „datirt diese edle Selbstgewißheit, dieser aggressive Uebermuth, diese Juvenilität der lutherischen Jungen; die politisch-juridischen Ideen der Wiederherstellung der alten Ordnungen, welche sogar zu unmittelbar göttlichen Ordnungen apotheosirt werden, wendet man mit Leichtigkeit auf die Kirche an und in der Solidarität der conservativen Interessen schlingt sich ein inniges Band um Thron und Altar; so ist denn der politisch-kirchliche Beigeschmack ein sehr penetranter." Das argumentum ad hominem liegt diesem Wortführer der Subjektivisten allerdings nahe; die Männer des exclusiven Positivismus, sagt er, liebten es freilich, noch immer als „getretener Wurm" sich hinzustellen, in der That aber seien sie, ganz anders als einst die Märtyrer der Unions-Büreaukratie, als die Scheibel, Rudelbach, Guericke, selber die „sehr aggressiven und in den höchsten Regionen sehr wohlgelitten;" „sie sind bereits so in die Mode gekommen, daß bei jeder vacanten Consistorialraths-Stelle oder General-Superintendentur Ansprüche erhoben und nach Umständen befriedigt werden"

---

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 16. Dec. 1854.

nißtreue, bildete der Zeit und der Sache nach die frühere und niedrigere Stufe; jedoch nicht so als wenn sie jetzt völlig überwunden wäre, nachdem endlich der verzweiflungsvolle Ruf nach der „Autorität einer Kirche" selber ergangen. Vielmehr sind diesem Ruf verhältnißmäßig nur wenige mit ausgeprägtem Bewußtseyn gefolgt; die meisten blieben noch dahinten, in jenem ersten Stadium der Ausbildung, und auch von den Vorgeschrittenern zogen manche, scheu vor den Consequenzen, ihren Fuß wieder auf das Gebiet desselben zurück. Allerdings hört man auch im ersten Stadium vielfach schon den Ruf nach der „Autorität einer Kirche;" aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen, es ist etwas ganz Anderes damit gemeint, als mit demselben Rufe vom zweiten Stadium. Man versteht dort, kurz gesagt, unter „Kirche" eine bloße Glaubens-Gemeinschaft oder dogmatische Einerleiheit einer beliebigen Zahl von Christen auf „Grund der reformatorischen Bekenntnisse," wie die technische Formel heißt. Hier dagegen will man Grund und Autorität für diese Bekenntnisse oder vor dreihundert Jahren artikulirten Symbole selber, man will die Kirche als historisch gegebene, als reale Heils-Anstalt. Dort also ist Kirche das Consequens, ein Gedanken-Ding, darum „unsichtbar;" hier ist Kirche das Antecedens, reale Wirklichkeit, darum „sichtbar." In jenem ersten Stadium ist also der Kirchen-Begriff noch völlig der protestantische der Augsburgischen Confession; in diesem zweiten Stadium ist der Kirchen-Begriff wesentlich der — katholische.

Was wir hier vorausgeschickt haben, soll nur die fundamentalen Züge zu der Reihe von Betrachtungen bilden, die wir sofort jedem einzelnen Momente der ganzen Entwicklung anatomisirend widmen werden. Soviel leuchtet vorerst ein, daß die große Kirchentags-Partei und ihre sogenannte „deutsch-evangelische Kirche" nur bloß, und zwar auch dieß nur mit verzweifelter Mühe, auf dem niedrigern ersten Stadium sich hält, wie sie denn an sich nichts Anderes ist, als das Amal-

gam von symbolwidrigem Pietismus und der mehr oder weniger strengen Richtung auf die Symbole. Auf „Grund der reformatorischen Bekenntnisse" glaubte sie eine ausgedehnte Glaubens-Einerleiheit erbauen zu können, und solchen Symbol-Formalismus wollten seine Träger dann mit dem Namen jener „Kirche" belegen. Je nachdem sie über das Gelingen der Operation mehr oder weniger sanguinisch denken, stellen sie sich diese Kirche entweder als bereits errungen und gegenwärtig vor, wie der Berliner-Kirchentag gethan hat, oder sie erwarten dieselbe erst von der Zukunft. Hier, innerhalb des niedigern ersten Stadiums, wie in der Natur der Sache liegt, schließt sich also auch die ganze manigfaltig schattirte Partei der sogenannten „Zukunftskirche" an.

Gegen ein solches „Kirchenbilden" haben denn auch selbst die principiellen Subjektivisten weder viel Zorn noch vollends Furcht aufzuwenden; ein Theil derselben bethätigte sich sogar selber bei der Arbeit dieses „Kirchenmachens." Vom ersten Stadium der Aenderung an sich, der Richtung zur Bekenntnißtreue, waren sie eben nie sehr geängstigt. Die Kirchentags-Conföderation hat auch faktisch erwiesen, wie elastisch die Phrase „Grund der reformatorischen Bekenntnisse" ist. Nicht nur mußte jene Conföderation über hartnäckigst festgehaltene Differenzen in Hauptpunkten und sogar in der Grund-Anschauung hinwegsehen, um nur zu einiger relativen Glaubens-Einerleiheit zu gelangen; sondern was noch mehr ist, sie mußte es sogar eine offene Frage seyn lassen: ob die Symbole nicht bloß provisorisch und nur bis zu einer zeitgemäßen Revision gültige Wahrheit enthielten? Unter dieser Voraussetzung nun vermögen auch principielle Subjektivisten confessionell zu seyn, und also ist ein großer Theil der theologischen Schule wirklich confessionell oder „bekenntnißtreu" geworden. Andere Männer vom ersten Stadium dagegen verwerfen diese Voraussetzung, indem sie den Symbolen absolute Wahrheit zuschreiben, und der heftige Streit zwischen

den Vertretern der absoluten und der zeitweiligen Geltung der Symbole hat in sofern manches Interessante, als er die Widersprüche aufzeigt, welche die Entwicklung zum zweiten Stadium gezeitigt haben. Die Subjektivisten, auch die quasi-positivsten, fühlten zu gut, daß es um ihren ganzen Protestantismus geschehen sei, wenn der Glaubensinhalt nicht in stetem Fluß erhalten und endgültig unfixirbar sei. Es überkommt uns heute noch heitere Stimmung bei der Erinnerung, wie im J. 1852 ihre Schaaren in haarsträubendem Entsetzen aufsprangen *), als eine Göttinger Flugschrift vermeldete: daß die römische Curie, resp. der Jesuiten-General Rothaan mit Oesterreich im schwarzen Bunde, damit umgingen, das deutsche Evangelium vom Banne loszusprechen und als römische Tochterkirche anzunehmen, unter der Bedingung, daß der Protestantismus „in seiner Lehre bei den Symbolen stehen bleibe, auch der wissenschaftlichen Forschung keine Rechte mehr auf die Behandlung derselben einräume." „Das also," schrieen sie, „ist der Punkt, wo der Katholicismus seine innere Verwandtschaft mit dem protestantischen Positivismus fühlt, in Stabilismus, in der Unbeweglichkeit der Doctrin, in dem festen Damm, welcher der Bildung und Bewegung der Geister vorgezogen werden soll; die innerlich versteinerte, aus dem Flusse des protestantischen Geistes herausgerissene evangelische Kirche wird sich recht freudig von der römischen Mutter als Tochterkirche betrachten lassen."

Trotz Allem aber blieben die Andern beharrlich dabei, gerade eine solche aus dem Flusse des protestantischen Geistes herausgerissene und fixirte Kirche zu wollen. Das heißt: sie wollten, von ihrem Standpunkte des Kirchenbegriffs aus als Glaubensgemeinschaft, nicht eine theologische, sondern eine

---

*) Z. B. die Gelehrten der Darmstädter Kirchen-Zeitung. S. dieselbe Jahrgang 1852. XII. Heft. S. 1565 ff.

reinkirchliche, nicht Katheder-, sondern Kirchenlehre. Sie behaupteten mit Recht: damit sei noch gar kein „Punkt“ zur Anknüpfung mit Rom gegeben, und da zur Zeit jener „Fluß“ überhaupt sehr mißliebig war, so übertrugen seine Gegner um so leichter für einige Jahre die Schule. Die Schule ließ auch den Kirchentag um so lieber gewähren, als er nur über die grundsätzliche Spaltung den Schleier seiner sogenannten „Kirche“ warf. Diese Kirche schließt nun allerdings die große zwanzigjährige Bewegung zum Positivismus ab, insoweit, als dieselbe nur erst Richtung auf das Bekenntniß war, und noch nicht Richtung auf die Autorität einer Kirche, d. i. auf eine wirkliche Kirche als solche. In wie hoffnungsloser Weise der Abschluß geschehen ist, liegt auf der Hand; dennoch aber versichern uns alle deutschen Reformirten und die große Majorität der Lutheraner in ihren Organen, daß ein anderer Abschluß absolut nicht möglich sei. Ja, gerade durch ihn will man Rom imponiren, dessen baldigem Untergang man erst noch mit so sicherer Spannung entgegensah, und von dem man jetzt wieder mehr denn je als von dem „mächtigen Kirchenkörper“ *) spricht. Der grandiose Akt der jüngsten autoritativen Entscheidung einer vielhundertjährigen Controverse hat jenseits neuerdings gemahnt, was es um Autorität und Einheit sei, und hat tiefen Eindruck hinterlassen; wie dagegen — sagt eine kundige Stimme in der Allg. Ztg. vom 26. Dec. — die „hochnöthige“ protestantische Einheit anders zu ermöglichen, als durch jenes „Wirken im Sinne des Kirchentags, sei nicht wohl abzusehen.“

Geben wir zu, daß dort die religiöse Reaction in der Richtung auf das Bekenntniß in der That sich endlich überlebt hat. Dafür aber steht die erst seit fünf Jahren wie der Phönix aus der Asche geborne Reaction des zweiten Stadi-

---

*) s. die Göttinger-Fakultät a. a. O.

ums, in der Richtung auf die Autorität einer realen Kirche jetzt in voller Blüthe. Sie ist getragen von einem kleinen, der Grundverwirrung der einfachen Bekenntnißtreue entflohenen Häuflein, aber sie ist mächtig durch die Sache selbst. Man bezeichnet sie gemeinhin als „Neulutherthum;“ das vulgäre Altlutherthum nämlich fällt noch innerhalb jenes ersten Stadiums. Schon ihre Genesis zeugt für ihre eigenthümliche Bedeutung. Pf. Zittel sagt ganz richtig: die Formel „Grund der reform. Bekenntnisse“ sei ein Kind der Angst vor der auflösenden Macht des revolutionären Subjektivismus auf allen Lebensgebieten gewesen; in derselben Angst aber hätten zugleich selbst entschiedene Gegner des katholisirenden Kirchenprincips die Kirche in eine Richtung bringen helfen, in der sie nur zu schnell hingelaufen, und schlügen jetzt die Hände über dem Kopf zusammen, daß sie auf der abschüssigen Bahn nicht stille stehen wolle *). Der Mecklenburgische Kirchenrath Kliefoth, ein Hauptsprecher der Neulutherischen, beschreibt den ganzen Proceß, den die Männer des zweiten Stadiums durchgemacht, von der Zeit an, wo die Schule Schleiermacher's noch als non plus ultra des Positivismus galt, und sie es im Vergleich zu der eben hinsinkenden Herrschaft des trivialen Rationalismus auch wirklich war. Gründlichste Revisionsbedürftigkeit der protestantischen Symbole und des ganzen hergebrachten Christenthums bildete den Fundamental-Satz der einflußreichen Schule. Die Schüler jedoch wurden schon orthodoxer als der Meister; allein, sagt Kliefoth, es war erst noch bloße Theologie und durchweg doctrinäres Wesen; das Volk wußte nichts damit anzufangen und „vom lutherischen Volk hat man gelernt, daß ihm nur durch Wiederherstellung seiner lutherischen Kirche, nicht aber durch Etablirung einer Kirche der Zukunft geholfen werden könne.“ So sei es denn

*) Berliner „Protestant. K.-Z.“ vom 12. Aug. 1854.

„von der Christlichkeit zur Kirchlichkeit und zwar zu einer bestimmten lutherischen Kirchlichkeit gekommen." Man sieht, mit welchem Nachdruck Kliefoth hier bereits von der „Kirche" redet; dennoch spricht er immer noch nur vom ersten Stadium der Entwicklung, von der Kirche als bloßer Gemeinschaft im lutherischen Bekenntnisse. Erst da geht er auf das zweite Stadium über, wo er von der Kirche als historischer Heilsanstalt und vom Amte der Prediger als dem Stande der Beamteten derselben Zeugniß gibt. Wirklich explicirt er sich des Weitern: „dann —" als es bereits von der „Christlichkeit zur Kirchlichkeit" gediehen — „dann habe sich der Sturm des Jahres 1848 erhoben und seien in allen Lebensgebieten Pietät und Autorität verschwunden gewesen, da hätten die Prediger zur Stärkung ihres eigenen oft hinfallenden Muthes wissen müssen, wie weit sie im Namen Gottes den Gehorsam der Gemeinde öffentlich fordern dürften und so seien sie zu den Verhandlungen über die Amtsfrage gekommen" *).

Inwieferne diese Frage vom Amt das Kriterium bildet zwischen dem ersten und dem zweiten Stadium der Reaction, zwischen der Richtung auf das Symbol und der auf die Autorität einer Kirche, ist später auseinander zu setzen; zum Behufe praktischer Beleuchtung dieses Punktes bedarf es keiner Zeit eines Schrittes auf nordamerikanischen Boden. Wie aber in diesem Stadium die „Kirche" Kliefoths und der Seinen gedacht werden will, zeigt genugsam die Entgegensetzung seiner Partei als der Männer des „christlichen Realismus" und der „Ideologen," die in ihren theoretischen Träumereien fortwandelten; der Gläubigen einer „Kirche der Zukunft" und der Gläubigen der „Zukunft der Kirche;" kurz der historischen Realität des Lebens und des Doktrinarismus der — Schule, der im J. 1848 so völlig Fiasko gemacht. „Im Kampfe mit

---

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 16. Dec. 1854.

der Geschichte überwunden," sagt Kliefoth, seien die Vorzüglichsten jener Berliner Subjektivisten-Schule selbst zum Lutherthum übergegangen, sowie sie in's praktische Leben gekommen; und daß die entschiedene Aufnahme der Amtsfrage sich an das Jahr 1848 knüpfe, läugnen die Göttinger selber nicht, so unbequem ihnen auch sichtlich das Geständniß ist. Zwar nennen sie unter andern Anläßen auch die nahe verwandte Bewegung des englischen Puseyismus und hauptsächlich das neuerwachte unmittelbare Studium der apostolischen Zeit; schon im J. 1849 schreibe ja Löhe: „vor einigen Jahren" sei ihm aufgefallen, daß so vieles über Organismus und Verfassung der Gemeinden im N. T. stehe, worüber man gewöhnlich unbedachtsam hinzulesen pflege. Doch aber erklären sie: „wir sind damit weit entfernt zu läugnen, daß nicht die erneuerte Rücksicht auf die Amtsfrage auch aus einem wirklichen Bedürfnisse der Gegenwart erwachsen sei; vielmehr glauben wir, daß dieselbe Erscheinung entchristlichter Welt und Masse, welche den Gedanken der innern Mission hervorrief, es war, die in andern Kreisen die Frage des Amtes auf die Bahn gebracht hat; wollte man von Seiten der innern Mission in der Weise der Belebung, der persönlichen Hingabe wirken, so vom Standpunkte des Amtes durch die objektive Macht der Autorität" *).

Man sieht daraus deutlich genug, wie in jener verhängnißvollen Zeit die Wege der protestantischen Reaction sich trennten. Die größere Masse blieb dahinten bei dem Gedankending einer aus den Bekennern der Symbole der „Kirche" erst sich constituirenden Kirche und suchte durch die freien Dienste des allgemeinen Priesterthums eben diese Bekenner zu mehren oder neu zu schaffen; die Andern warfen die „Scham und Scheu" endlich von sich und erhoben nun wirk-

*) Erklärung der theol. Fakultät rc. S. 40.

lich den verzweiflungsvollen Ruf nach der realen, historischen, sichtbaren, von Christus als Heilsanstalt der Welt hinterlassenen Kirche. Bei den Letztern handelte es sich eben ganz entschieden, wie auch die Missouri-Synode jenseits des Oceans erkennt, um die nachhaltige „Untertretung des modernen Individualismus und Subjektivismus." Die Ersteren dagegen mit ihrer ideologischen Kirche, sagen die Neulutheraner, förderten nur die genannten Grundübel der Zeit. Darum schelten diese, wie z. B. ihr hochverehrtes „Zeitblatt" des Dr. Petri in Hannover thut, die Schöpfungen der Innern Mission eine — „Afterkirche, eine Kirche der Werkgerechtigkeit, welcher der vollständigste Banquerot gewiß sei, eine der schlimmsten Phantastereien der Zeit, die, statt der schuldbelasteten Kirche ihre Schuldigkeit thun zu helfen, unter dem Scheine der Freundschaft ihren Ruin herbeiführen wolle" *).

Das „sublimirteste geistlich-innerlichste Christenthum", mit dem die weiland Berliner-Schule noch immer die „tiefe Kluft zwischen Wissenschaft und Leben" ausfüllen will, „wie sie unserm deutschen Wesen nun einmal eigen sei" — es muß natürlich von dem groben Realismus und der historisch-praktischen Eckigkeit am Ursprung und ganzen Wesen jenes zweiten Stadiums auf's anstößigste berührt seyn. Die Innere Mission wäre ihm zur Noth noch erträglich; da muß nun aber das Jahr 1848 andererseits gar noch die eingewurzeltste Tendenz gebären, kurzweg „alle wissenschaftlichen Schwierigkeiten zu vergessen, und einer alten kirchlichen Tradition sich in die Arme zu werfen." Bequemlichkeit und Herrschsucht, sagte die Göttinger Fakultät, seien die beiden Haupttriebfedern gewesen, und die principiellen Subjektivisten geben Dem vollen Beifall. Je mehr sie aber die neuerwachte Kirchen-

*) Dr. Merz: „die innere Mission" in den Studien und Kritiken. 1854. II, 405.

Bedürftigkeit seciren, desto glänzender fällt das Zeugniß für diese aus: daß sie nicht in irgend einer Schulcaprice, sondern im tiefsten Grunde des praktischen Lebens und historischen Daseyns wurzle. Das ist es aber gerade, was die Katholiken dreihundert Jahre lang vergeblich geltend zu machen suchten. Jetzt sind es die Neulutheraner, die von den „Sublimirtesten" hören müssen: das feste Dogma unter den Füßen diene freilich der geistlichen Herrschbegierde, und ein in der jetzigen ziemlich einflußlosen Stellung des Geistlichen unbefriedigtes Thätigkeitsstreben erkläre gar Vieles; wirklich verrichteten auch die Neulutheraner ihr Amt mit wahrem Feuereifer, wie denn immer die Praxis desto ungestümer und fanatischer, je roher die Theorie; und welch' prächtiger alter Rechtsboden es um die alten handfesten Dogmen sei, namentlich um „Hölle und Teufel, welcher letztere schlechthin unentbehrlich ist" *)!

Um noch einmal an die zwei großen Stadien zu erinnern! Den principiellen Subjektivisten sind „Hölle und Teufel" unpassende Dinge; im ersten Stadium der Reaction dagegen ist der Teufel bereits rehabilitirt, wenigstens tolerirt, selbst bei der untersten Stufe desselben, der theologischen Mittelpartei, die sich zwar die Revision der Symbole vorbehält, unter andern Artikeln jedoch auch dem Teufel zum vorhinein Sauvegarde gegeben hat. So entschieden aber diese Partei einen realen und historischen Teufel mit seinem ganzen Reiche bevorwortet, eben so entschieden will sie die Kirche als reale und historische Heilsanstalt nicht. An der Kirche des ersten Stadiums freilich, oder der Innern Mission, hat sie selber mitgebaut. Vor der Idee der andern „Kirche" dagegen, die nicht bloß subjektive evangelische Erneuerung wäre, hat ihr Hauptsprecher, Prof. Schenkel in Heidelberg, in richtigem

---

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 16. Dec. 1854.

Instinkt schon frühzeitig die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. „Wir würden uns über den Charakter der kirchlichen Zeitvorgänge völlig täuschen", sagt er, „wenn wir in denselben etwas Anderes erblicken wollten, als kirchliche Restauration; es sieht aus, als ob an die Stelle des Vertrauens auf den heiligen Geist das Vertrauen auf Menschen und menschliche Hervorbringungen aus vergangener Zeit fast ausschließlich getreten. Verschweigen wir es uns nicht, es ist der Schwindel der Kirchenmacherei, der leider so viele, auch sonst höchst achtbare und tüchtige kirchlichen Persönlichkeiten ergriffen hat; man möchte Alles, Alles jetzt machen; Kirchenregiment, Amt, Autorität, Beichte, Kirchenzucht, Kirchen-Gewalt, Festtage, Bußtage, vor Allem Cultus — glaubt man jetzt machen zu können und zu müssen." Und davon, droht Hr. Schenkel, hänge nun die Erhaltung der Union und aller andern evangelischen Freiheiten und Güter ab, „ob die kirchenmacherische oder die kirchenerneuernde Richtung den Sieg davontragen wird"*).

Kirche und Autorität der Kirche nach ihrem rechten Begriffe wollen, heißt allerdings noch nicht sie haben; daß aber der „Schwindel der Kirchenmacherei" nicht im zweiten, sondern im ersten Stadium, in dem Kirchenbegriff der Innern Mission, sich findet, ist hier genugsam dargethan. Die Neu-Lutheraner dagegen suchen nicht Kirche zu „machen," sondern sie historisch herzuleiten von Christi heiligen Fußstapfen auf dieser armen Erde. Wie es ihnen freilich dabei ergehen wird, ist eine andere Frage. Wir erinnern wiederholt, daß sie desfalls über die Grundsätze ihrer Symbole bereits weit hinaus gekommen sind. Dieß ist im kritischen Jahre 1848 geschehen; und erst seitdem bei den Bekenntnißtreuesten die Einsicht erwacht ist, daß über die Principalfrage von der

*) Darmst. K.-Z. vom 7. u. 10. Juli 1853.

Kirche die officiellen Bekenntnisse selbst Richtschnur nicht zu geben vermögen, erst seitdem steht die protestantische Reaction in ausgewachsener Mannesgestalt vor uns. Ihr Lebenszweck muß jetzt die Lehre von der Kirche seyn; möge Gottes milde Erbarmung sie reichlich stärken! Das volle Bewußtseyn der wahren Lage ist einmal erwacht. Als die Leipziger-Conferenz jüngst einen Ausschuß niedersetzte, aus drei der vornehmsten neulutherischen Theologen, darunter Münchmeyer und Kahnis, um über die betreffende nordamerikanische Differenz zu entscheiden, da erklärten sie: „Die Oerter (loci) von der Kirche, vom kirchlichen Amte, und was damit zusammenhängt, sind ja ohne Zweifel solche, welche unsere Symbole nicht bis zur vollen theologischen Durcharbeitung geführt haben; diese scheint vielmehr die Aufgabe unserer Tage auszumachen" *).

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 24. Dec. 1853.

XIII.

Mittheilungen aus protestantischen Denk- und Lebens-Weisen.

Jung-Stilling.

2. Stilling auf der Universität in Straßburg; Hülfe in aller Noth; Stilling's Bekanntschaft mit Göthe; Niederlassung als Arzt in Elberfeld; Erfahrungen an den Pietisten; Mißgeschick; Berufung als Professor nach Kaiserslautern, Heidelberg, Marburg xc.; sein Individualismus; einzelne Aeußerungen; Tod.

Als Stilling auf seiner Reise gen Straßburg nach Frankfurt gekommen und sich dort seines Gefährten wegen einige Tage hatte aufhalten müssen, „schmolz sein Geld so zusammen, daß er zwei Tage vor seiner Abreise nach Straßburg noch einen einzelnen Reichsthaler hatte, und dieser war sein Vorrath, den er in der Welt wußte. Er entdeckte Niemand etwas, sondern wartete auf den Wink des himmlischen Vaters. Doch fand er bei allem seinem Muth nirgends recht Ruhe, er spazierte umher und betete innerlich zu Gott; indessen gerieth er auf den Römerberg, daselbst begegnete ihm ein Elberfelder Kaufmann, der ihn wohl kannte und auch sein Freund war; diesen will ich Liebmann nennen." „Herr Liebmann also grüßte ihn freundlich, und fragte, wie's ihm

ginge? Er antwortete: Recht gut! Das freut mich, versetzte Jener: Kommen Sie diesen Abend auf mein Zimmer und speisen Sie mit mir, was ich habe! Stilling versprach das. Nun zeigte ihm Herr Liebmann, wo er logirte."

„Des Abends ging er an den bestimmten Ort. Nach dem Essen fing Herr Liebmann an: Sagen Sie mir doch, mein Freund! wo bekommen Sie Geld her zum Studieren? Stilling lächelte und antwortete: Ich habe einen reichen Vater im Himmel, der wird mich versorgen. Herr Liebmann sah ihn an und erwiederte: Wie viel haben Sie noch? Stilling versetzte: Einen Reichsthaler — und das ist Alles! So! — fuhr Liebmann fort: ich bin einer von Ihres Vaters Rentmeistern, ich werde also jetzt einmal den Beutel ziehen. Damit zählte er Stilling drei und dreißig Reichsthaler hin und sagte: Mehr kann ich für jetzt nicht missen. Sie werden überall Hülfe finden. Können Sie mir das Geld einstens wieder geben, gut! wo nicht, auch gut. — Stilling fühlte heiße Thränen in seinen Augen. Er dankte herzlich für diese Liebe und versetzte: Das ist reich genug, ich wünsche nicht mehr zu haben. Diese erste Probe machte ihn so muthig, daß er gar nicht mehr zweifelte, Gott würde ihm gewiß durch Alles durchhelfen."

Und seine Hoffnung ging in Erfüllung. Wir wollen indessen nur noch Einen solchen Fall anführen, in dem er auf derartige und unerwartete Weise in äußerster Verlegenheit auf sein Gebet plötzliche Hülfe erhielt. Stilling hatte mit seinem Reisegefährten in Straßburg ein Zimmer bei einem vermögenden Kaufmanne gemiethet und seine Studien eifrig begonnen. „Nach Martini wurde das Collegium der Geburts-Hülfe angeschlagen und die Lernbegierigen dazu eingeladen. Stillingen war dieses ein Hauptstück, deßwegen fand er sich des Montags Abends mit Andern ein, um zu unterschreiben. Er dachte nicht anders, als daß dieses Collegium, ebenso wie die andern, erst nach Endigung desselben bezahlt würde; allein

wie erschrack er, als der Doktor ankündigte: daß sich die Herrn möchten gefallen lassen, künftigen Donnerstag Abend sechs neue Louisd'ors für's Collegium zu bezahlen! Hier war also eine Ausnahme, und die hatte auch ihre gegründeten Ursachen. Wenn nun Stilling den Donnerstag nicht bezahlte, so wurde sein Name ausgestrichen. Dieses war schimpflich und schwächte den Credit, der doch Stillingen absolut nöthig war. Jetzt war also guter Rath theuer."

„Sobald als Stilling in sein Zimmer kam und dasselbe leer fand, so schloß er die Thüre hinter sich zu, warf sich in einem Winkel nieder, und rang recht mit Gott um Hülfe und Erbarmen; indessen äußerte sich nichts Tröstliches für ihn, bis den Donnerstag Abend. Es war schon fünf Uhr, und um sechs Uhr war die Zeit, daß er das Geld haben mußte. Stilling begann fast im Glauben zu wanken; der Angstschweiß brach ihm aus und sein ganzes Angesicht war naß von Thränen. Er fühlte weder Muth noch Glauben mehr, und deßwegen sah er von fern in eine Zukunft, die der Hölle mit allen ihren Qualen ähnlich war. Indem er mit solchen traurigen Gedanken in dem Zimmer auf- und abging, klopfte Jemand an die Thüre. Er rief: Herein! Es war der Patron des Hauses, der Herr R... Dieser trat in's Zimmer, und nach den gewöhnlichen Complimenten fing er an: Ich komme, um zu sehen, wie Sie sich befinden, und ob Sie mit meinem Zimmer zufrieden sind. Im Laufe des Gesprächs sagte Herr R.: Aber ich wollte doch vornehmlich noch Eins fragen: Haben Sie Geld mitgebracht, oder bekommen Sie Wechsel? — Nun ward's Stillingen als dem Habacuc, wie ihn der Engel des Herrn beim Schopf nahm, um ihn nach Babel zu führen. Er antwortete: Nein, ich habe kein Geld mitgebracht. Herr R... stand, sah ihn starr an und versetzte: Wie kommen Sie denn doch um Gottes Willen zurecht?"

„Stilling antwortete: Herr Troost hat mir schon geliehen. Hören Sie, fuhr Herr R... fort: der hat kein Geld

selber nöthig. Ich will Ihnen Geld vorschießen, so viel Sie brauchen. — Brauchen Sie auch wohl jetzt etwas Geld? Stilling konnte sich kaum enthalten, daß er nicht laut rief, doch hielt er sich an und ließ sich nichts merken. Ja! sagte er, ich habe diesen Abend sechs Louisd'or nöthig, und ich war verlegen. Herr R... entsetzte sich und erwiederte: Ja, das glaube ich! Nun seh ich, Gott hat mich zu Ihrer Hülfe hergesandt — und ging zur Thür hinaus."

„Stilling war's nun wie dem Daniel im Löwengraben, da ihm Habacuc die Speise brachte; er sank ganz von Empfindung, und wurde kaum gewahr, daß der Herr R... wieder hereintrat. Dieser vortreffliche Mann brachte acht Louisd'or zählte sie ihm dar und sagte: Da haben Sie noch etwas übrig, und wenn das all ist, so fordern Sie mehr."

„Stilling durfte seinen herzlichen Dank nicht ganz auslassen, um sich nicht allzusehr bloß zu geben. Nun empfahl sich der edle Mann und ging fort."

„Sobald Herr R... fort war, fiel Stilling zur Erde nieder, dankte Gott mit Thränen, und warf sich auf's neue in seine väterlichen Arme; darauf ging er in's Collegium, und bezahlte so gut als der Reichste."

Vierzehn Tage nach der schweren Glaubensprobe, die Stilling ausgestanden hatte, bekam er ganz unvermuthet einen Brief von Herrn Liebmann, nebst einem Wechsel von dreihundert Reichsthaler. Er lachte laut, stellte sich gegen das Fenster, sah mit freudigem Blick gegen Himmel und sagte:

Das war nur Dir möglich, Du allmächtiger Vater!
Mein ganzes Leben sei Gesang!
Mein Wandel wandelnd Lied der Harfe!

Später schaffte Stilling's Schwiegervater (er hatte sich noch während seines Aufenthalts in Straßburg auf einer Reise nach der Heimath zu einem Besuch seiner kranken Braut mit dieser verehlicht) durch eine Anleihe so viel Geld, als zur Fortsetzung der Studien nöthig war.

„In dem Kreis, worin sich Stilling jetzt befand, hatte er täglich Versuchungen genug, ein Religionszweifler zu werden. Er hörte alle Tage neue Gründe gegen die Bibel, gegen das Christenthum und gegen die Grundsätze der christlichen Religion. Alle seine Beweise, die er jemals gesammelt und die ihn immer beruhigt hatten, waren nicht hinlänglich mehr, seine strenge Vernunft zu beruhigen; bloß diese Glaubensproben, deren er in seiner Führung schon so viele erfahren hatte, machten ihn ganz unüberwindlich. Er schloß also:

„Derjenige, der augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört, und ihre Schicksale wunderbarer Weise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott und seine Lehre Gottes Wort seyn."

„Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und ihn angebetet. Er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbar beigestanden und geholfen."

„Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort, und seine Religion, so wie er sie gestiftet hat, die wahre."

„Dieser Schluß galt ihm zwar bei Andern nichts, aber für ihn selbst war er vollkommen hinreichend, ihn vor allem Zweifel zu schützen."

Stilling's Aufenthalt in Straßburg war besonders durch seine Bekanntschaft mit Göthe merkwürdig. Göthe nahm sich seiner einst am gemeinschaftlichen Mittagstische gegen einen andern Tischgenossen an, der in Stilling's altmodischer Perüke Anlaß zu Spöttereien über seine religiöse Gesinnung fand. Göthe besuchte Stillingen, machte Brüderschaft und Freundschaftsbund mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stillingen Liebe zu erzeigen. Göthe war es auch, der Stillingen zuerst zur Aufzeichnung seiner Jugendgeschichte veranlaßte, dieselbe später zum Druck beförderte, und dadurch Stillingen als Schriftsteller bekannt machte. Bekanntlich er-

wähnt Göthe in „Wahrheit und Dichtung" mehrmals seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Jung-Stilling, und sagt unter Anderm von ihm: „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbare von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit in Straßburg öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien auf's Ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte." Und an einer andern Stelle erklärt sich Göthe: „Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war, und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet."

Stilling war in Straßburg außerordentlich fleißig, erwarb sich die besondere Zuneigung seiner Lehrer, und wurde der ganzen Universität namentlich auch dadurch vortheilhaft bekannt, daß er in einer freien Stunde in seinem Zimmer öffentliche Vorträge über philosophische Gegenstände hielt, die sehr besucht wurden; später las Stilling, mit Erlaubniß des betreffenden Professors, auch ein Collegium über Chemie. Durch seine Talente und Anstrengung brachte er es dahin, daß er schon im März 1772 als promovirter Arzt die Universität verlassen und zur Heimath reisen konnte, wo er sich als praktischer Arzt in Elberfeld niederließ.

Jetzt glaubte Stilling so ziemlich am Ende seiner Leiden im Kampf mit den äußern Verhältnissen zu seyn, mußte aber

bald seinen Irrthum erfahren. Mit seiner Praxis als Arzt wollte es ihm nicht recht gelingen, was zum großen Theil an Mißverhältnissen lag, in die er alsbald mit vielen seiner pietistischen Freunde und Gesinnungsgenossen in Elberfeld gerieth. „Jetzt fand nun Stilling einen großen Unterschied im Betragen seiner künftigen Mitbürger und Nachbarn: seine pietistischen Freunde, die ihn ehemals als einen Engel Gottes empfingen, ihn mit den wärmsten Küssen und Segenswünschen umarmten, blieben jetzt von Ferne stehen, bückten sich bloß und waren kalt; das war aber auch kein Wunder, denn er trug nun eine Perüke mit einem Haarbeutel, ehemals war sie bloß rund und nur ein wenig gepudert gewesen, dazu hatte er auch Hand- und Halskrausen am Hemd, und war also ein vornehmer, weltförmiger Mann geworden. Hin und wieder versuchte man's, mit ihm auf den alten Schlag von der Religion zu reden, dann aber erklärte er sich freundlich und ernstlich: er habe nun lange genug von Pflichten geschwatzt, jetzt wolle er schweigen und sie ausüben; und da er vollends keiner ihrer Versammlungen mehr beiwohnte, so hielten sie ihn für einen Abtrünnigen, und zogen nun bei allen Gelegenheiten in einem lieblosen und bedauernden Ton über ihn los. Wie sehr ist diese Maxime dieser sonst so guten und braven Leute zu bejammern! — Ich gestehe gerne, daß die rechtschaffensten Leute und besten Christen unter ihnen sind, aber sie verderben alles Gute wieder durch ihren Hang zum Richten; wer nicht mit ihnen gerad eines Sinnes ist, mit ihnen von Religion tändelt und empfindelt, der gilt nichts, und wird für unwiedergeboren gehalten; sie bedenken nicht, daß das Maul-Christenthum gar keinen Werth hat, sondern daß man sein Licht durch gute Handlungen müsse leuchten lassen. Mit einem Wort: Stilling wurde von seinen alten Freunden nicht allein ganz verlassen, sondern sogar verläumdet, und als Arzt brauchten sie ihn fast gar nicht. Die Menge der reichen Kauf-

leute empfingen ihn bloß höflich, als einen Mann, der kein Vermögen hat, und dem man gleich auf den ersten Blick den tiefen Eindruck beibringen muß: hab' nur ja niemals das Herz, Geld, Hülfe und Unterstützung von mir zu begehren; ich bezahle deine Mühe nach Verdienst, und weiter nichts. Doch fand er auch viele edle Männer, wahre Menschenseelen, deren Blick edle Gesinnungen verrieth."

„Das Alles machte Stilling doch das Herz schwer.... Jetzt sah er sich auf Einmal in eine große, glänzende, kleinstädtische, geldhungrige Kaufmannswelt versetzt, mit welcher er im geringsten nicht harmonirte, wo man die Gelehrten nur nach dem Verhältniß ihres Geldvorraths schätzte, wo Empfindsamkeit, Lektüre und Gelehrsamkeit lächerlich war, und wo nur der Ehre genoß, der viel erwerben konnte. Er war also ein höchst kleines Lichtchen, bei dem sich Niemand aufhalten, vielweniger erwärmen mochte. Stilling fing also an, Kummer zu spüren."

Stilling fand zwar nach einigen glücklichen Curen eine ziemlich ausgebreitete Praxis, aber meist unter ärmeren Leuten, die nicht zahlen konnten, und ihm noch dazu öfters Gelegenheit zu einer seine Kräfte übersteigenden Wohlthätigkeit boten. „Bei gemeinen und robusten Körpern, in welchen die Natur regelmäßiger und einfacher wirkt, gelang ihm seine Methode am leichtesten, aber da, wo Wohlleben, feinere Nerven, verwöhnte Empfindung und Einbildung mit im Spiel waren, und wo die Krankenbedienung aus hunderterlei Arten von wichtig scheinender Geschäftigkeit zusammengesetzt seyn mußte, da war Stilling nicht zu Haus." Die medicinische Wissenschaft selbst wurde ihm allmählig wegen der in ihr herrschenden Unsicherheit der Erkenntniß verleidet. Er forschte vergebens nach einem tiefer begründeten systematischen Ganzen des medicinischen Wissens, und sah mehr und mehr ein, daß der Arzt nur wenig thun könne. Er wurde zaghaft,

durfte nicht wagen, „und das Alles war auch eine Hauptursache mit, warum er nicht so viel ausrichten konnte, wenigstens nicht so viel auszurichten schien, als andere seiner Collegen, die Alles unternahmen, fortwirkten, auch manchmal erbärmlich auf die Nase fielen, sich aber doch wieder aufrafften und bei alle dem weiter kamen, wie er."

Indessen hatte Stilling ein besonderes Glück in Behandlung der Augenkrankheiten, und ganz besonders in der Operation des Staars. Er setzte seine Staar-Operationen auch noch fort, als er seinen medicinischen Beruf aufgegeben hatte, jedoch da nur unentgeldlich, und seine Bemühungen in dieser Hinsicht waren mit solchem Segen begleitet, daß er am Ende seines Lebens über zweitausend gelungene Staar-Curen zählte.

Allmählig stellte sich heraus, daß Stilling's Stellung in Elberfeld unhaltbar sei. Er war immer tiefer in Schulden gerathen, und zu einer Vergrößerung seiner Praxis und seines Einkommens war keine Aussicht da. Sein Verkehr mit den Brüdern Jakobi in Düsseldorf, seine Freundschaft mit Göthe, der ihn in Elberfeld einmal besuchte, und namentlich das Erscheinen der berühmten Jugendgeschichte Stilling's zogen ihm bittern Haß und Schmähungen zu, und brachten ihn in den Geruch eines Freigeistes. „Wer kann sich's aber vorstellen", ruft Stilling verwundert aus, „daß ihm dieses Werk (Stilling's Jugend) bei den Schönenthalern (Elberfeldern) den Verdacht der Freigeisterei zuzog? — es ist unbegreiflich, aber gewiß wahr; man nannte ihn einen Romanenhelden und Phantasten, und wollte Grundsätze finden, die dem System der reformirten Kirche schnurgerade widersprächen, und man erklärte ihn für einen Mann, der keine Religion habe. — Diesen Verdacht auszulöschen, schrieb er die Geschichte des Herrn von Morgenthau, allein das half wenig oder gar nichts, er blieb verachtet und ein immerwährender Gegenstand der Lästerung, die im Herbst

des 1777sten Jahres auf den höchsten Gipfel der Bosheit stieg. Stilling fing nämlich auf Einmal an zu bemerken, daß man ihn, wenn er über die Gasse ging, mit starren Augen ansah und eine Weile beobachtete; wo er herging, da lief man an die Fenster, schaute ihn begierig an und lispelte sich zu: Siehe, da geht er — du großer Gott! u. s. w. — Dieß Betragen von allen Seiten war ihm unbegreiflich und erschütterte ihn durch Mark und Bein; wenn er mit Jemand sprach, so merkte er, wie ihn bald Einer mit Aufmerksamkeit betrachtete, bald ein Anderer sich mit Wehmuth wegwandte; er ging also nur selten aus, trauerte in der Stille tief, und er kam sich vor wie ein Gespenst, vor dem Menschen sich fürchten und ihm ausweichen. Diese neue Art des Leidens kann sich Niemand vorstellen, sie ist zu sonderbar, aber auch so unerträglich, daß ganz vorzügliche Kräfte nöthig sind, sie zu ertragen. Nun bemerkte er auch, daß fast gar keine Patienten mehr zu ihm kamen, und daß es also schien, als wenn es nun vollends gar aus wäre. Dieser schreckliche Zustand währte vierzehn Tage."

„Endlich an einem Nachmittag trat sein Hausherr zur Thüre herein; dieser stellte sich hin, sah den Doktor Stilling mit starren, bethränten Augen an und sagte: „„Herr Doktor! nehmen Sie mir nicht übel, meine Liebe zu Ihnen drängt mich, Ihnen Etwas zu entdecken: denken Sie, das Gerücht läuft in ganz Schönenthal (Elberfeld) herum, Sie seien am Sonnabend vierzehn Tage des Abends auf Einmal unsinnig geworden, man merke es Ihnen zwar nicht an, aber Sie hätten völlig den Verstand verloren, daher hat man auch alle Patienten vor Ihnen gewarnt. Sagen Sie mir doch einmal, wie ist Ihnen denn? ich habe genau auf Sie Acht gegeben und habe nichts gemerkt.""

Nun war für Stilling in Elberfeld die Luft verpestet. Das Gerücht verschwand zwar allmählig, „so wie ein stinkendes Ungeheuer wegschleicht, aber der Gestank blieb zurück;

die Praxis nahm noch mehr ab, und mit ihr die Hoffnung, sich nähren zu können." Er wußte keinen Rath mehr.

Bald nachher erhielt er von einem Rath Eisenhart in Mannheim die Anfrage, ob er vielleicht gesonnen sei, einen Lehrstuhl der Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieharzneikunde anzunehmen. Er hatte sich durch verschiedene staatswirthschaftliche Abhandlungen, die er für eine staatswirthschaftliche Gesellschaft in Kaiserslautern geschrieben, in diesem Fache vortheilhaft bekannt gemacht, und als er sich nun prüfte, ob er der angebotenen Stellung gewachsen sei, fand er zu seinem äußersten Erstaunen, „daß er unvermerkt von der Wiege an zu diesem Beruf gebildet worden: unter Bauersleuten erzogen, hatte er die Landwirthschaft gelernt und alle Arbeiten vielfältig selbst verrichtet; wer kann sie besser lehren, als ich? dachte er bei sich selbst; in den Wäldern unter Förstern, Kohlenbrennern, Holzmachern u. dgl. hatte er lange gelebt, er kannte also das Praktische des Forstwesens ganz; von Jugend auf mit Bergleuten aller Art, mit Eisen-, Kupfer- und Silber-Schmelzern, mit Stab- und Stahl-Osemund-Schmieden und Drahtziehern umgeben, hatte er diese wichtigen Fabriken aus dem Grund kennen gelernt; nach der Hand auch bei Herrn Spanier sieben Jahre lang Güter und Fabriken verwaltet, und dabei die Handlung in allen ihren Theilen gründlich begriffen und alles ausgeübt; und damit es ihm auch sogar an den Grund- und Hilfs-Wissenschaften nicht fehlen möchte, so hatte ihn die Vorsehung sehr weislich zum Studium der Arzneikunde geleitet, weil da Physik, Chemie, Naturgeschichte u. dgl. unentbehrlich sind; und wirklich hatte er auch diese Wissenschaften, und von jeher die Mathematik, mit großer Vorliebe besser durchgearbeitet, als alles Andere, sogar in Straßburg schon ein Collegium über die Chemie gelesen; auch die Vieharzneikunde war ihm, als praktischer Arzt, leicht" rc.

Stilling gab nun nach und nach seine ärztliche Praxis

auf, und bereitete sich mit allem Eifer auf seine neue Wirksamkeit vor. Plötzlich erhielt er einen Brief von Eisenhart, „der die ganze Sache wieder gänzlich vernichtete! — Bei dem Zug des Churfürsten nach Bayern war das Projekt entstanden, die Kameralakademie nach Mannheim zu verlegen; hier waren nun Männer von allerhand Gattung, welche Stilling's Lehrstuhl bekleiden sollten und konnten. Eisenhart beklagte sich und ihn, allein es war nicht zu ändern. Jetzt war sein Zustand völlig unbeschreiblich: er und sein armes Weib saßen beisammen auf ihrem Kämmerlein und weinten um die Wette: nun schien Alles verloren zu seyn; er konnte sich lange nicht besinnen, nicht erholen, so betäubt war er. Endlich warf er sich hin vor Gott, demüthigte sich unter seine gewaltige Hand, und übergab sich, sein Weib und seine zwei Kinder an die väterliche Leitung des Allgütigen, und beschloß nun, ohne das geringste Murren, wieder zur praktischen Medicin überzugehen und Alles zu dulden, was die Vorsehung über ihn verhängen würde.“ Stilling begann also wieder seine Praxis, und es schien ihm besser damit zu gehen, als vorher.

„Den Kennern der göttlichen Wege wird ohne mein Erinnern bekannt seyn, daß dieß Alles genau Methode der Vorsehung ist: Stilling war mit Leidenschaft und unreiner Begierde dem Ziele entgegengelaufen, es hatte sich Stolz, Eitelkeit, und wer weiß was alles, mit eingemischt, in dieser Verfassung wäre er mit brausendem Emporderang nach Rittersburg (Kaiserslautern) gekommen, und gewiß nicht glücklich gewesen. Es ist Maxime der ewigen Liebe, daß sie ihre Zöglinge geschmeidig und ganz in ihren Willen gelassen mache, ehe sie weiter geht“ ꝛc.

„Nun kam acht Tage vor Michaelis plötzlich und unerwartet seine Vokation; ruhig und ganz ohne Ungestüm empfing er sie — doch war ihm innig wohl, er und seine Gattin lobten Gott, und sie fingen an, sich zum Abzug und zur

weitern Reise zu rüsten. Die Kameralakademie blieb nun zu Rittersburg (Kaiserslautern), weil sich bei ihrer Versetzung zu viele Schwierigkeiten gefunden hatten." Zum Abschied benahmen sich viele Elberfelder recht edel gegen ihn, indem sie ihm halfen die dringendsten Gläubiger zu befriedigen, welche nahe daran waren, ihm große Ungelegenheiten zu machen. Stilling erkannte mit großem Dank diese edle Handlungsweise an, demohngeachtet verließ er Elberfeld mit einer großen Abneigung gegen diese Stadt und den Pietismus im Ganzen; obwohl er in dessen Grundrichtung viel Wahres anerkannte, konnte er sich doch weder in der Lehre, noch im Leben in ihn finden. Von allen dogmatischen Gegensätzen Stilling's gegen die protestantische Lehre, auf die wir später noch zu sprechen kommen, ganz abgesehen, befand sich Stilling schon darin in einer großen Abweichung vom Pietismus, daß er ein Christenthum wollte, welches sich nicht von dem Leben der Menschheit zurückziehe, sondern in allen Richtungen das Leben durchdringe, ein Christenthum, das sich vor allen Dingen im praktischen Dienst der Liebe durch Werke bewähre. Das viele Reden von der Religion, wie es unter den damaligen Pietisten vorkam, war ihm ganz und gar zuwider. In seinem Roman „Florentin von Fahlendorn", den er in Kaiserslautern schrieb, läßt er einen seiner Helden einem übrigens rechtschaffenen Pietisten sagen: er sei ein gefährlicher Mann für die Religion, weil er bei allen Gelegenheiten davon rede; Versammlungen (Conventikel) seien nachtheilig und gefährlich, sie maßten sich unbefugte Rechte an, die nur dem öffentlichen Lehramt zukämen. Der Christ, der kein öffentlicher Lehrer sei, müsse sein Licht hauptsächlich durch treue Erfüllung seines Berufs leuchten lassen, und nur dann von der Religion reden, wo sich ungesucht geeignete Gelegenheit darböte; da käme es nicht auf gute Worte, sondern auf gute Werke an, und wenn einer tausendmal sage, er glaube, thue aber nicht was Christus befehle, so halte er ihn doch für einen Lügner rc. rc.

Stilling hielt im Ernst den Pietismus in seiner existenziellen Form und Richtung für wirklich religionsgefährlich, das war der objektive Grund seines Widerstrebens und seines Kampfes gegen denselben.

Persönlich mußte ein Mann wie Stilling auch schon deßwegen mit dem Pietismus in Collision gerathen, weil er sich bei solcher Anlage und Bildung von Formen und Manieren, in denen der Pietismus in seiner Umgebung das Christenthum faßte und übte, nur abgestoßen fühlen konnte. Jede Persönlichkeit hat nach der Höhe und Tiefe ihrer Bildung auch ihre besondere Auffassungsweise der objektiv gegebenen Lehre und Kirche, ebenso gut wie jeder Mensch auch die gegebene Natur von seinem Standpunkte und seiner Perspektive nach Höhe und Tiefe mehr oder minder vollkommen und geistreich auffaßt. So haben auch ganze Völker, Stämme, Orte ꝛc. ihre besondern Eigenthümlichkeiten in Auffassung und Darstellung der Religion, und auch diese natürlich menschliche Seite hat ihre Geschichte, und kann in und mit dieser in ihrer Besonderheit mehr oder minder rein und vollkommen, oder aber fehlerhaft, beschränkt und einseitig seyn. Es ist möglich und schon oft da gewesen auch in der Kirche, daß Völker, Provinzen, Städte eine besondere Weise des religiösen Lebens an sich hatten und durch viele Geschlechter hindurch fortpflanzten, welche in ihrer natürlich menschlichen Seite höchst beschränkt und unvollkommen zu nennen war im Vergleich mit der anderer Völker und Zeiten. In Absicht auf die natürliche Fassung der Religion von Seite des Menschen, welche als die der absoluten Wahrheit und Schönheit des Christenthums völlig correlate und adäquate gedacht werden kann, wird jede vorkommende Auffassungsweise derselben immer nur eine relativ vollkommene seyn und bleiben; nach Beruf und Umständen der Menschen und Völker wird auch in der Kirche immer eine große Verschiedenheit stattfinden in der natürlichen Form und Gestaltung des religiösen Lebens und Erken-

nens: mit einem Wort, auch in der Kirche wird das Gold der Wahrheit auf Seiten der Menschen in irdenen, mehr oder minder gebrechlichen Gefäßen gefaßt und bewahrt. Diese Art der Fassung geht aber die Wahrheit selbst und die Kirche nichts an. In der Kirche geht die Wahrheit nicht in ihrer menschlichen Fassung auf, die Wahrheit bleibt lauteres Gold, wenn auch das Gefäß, in welches sie aufgenommen wird, noch so irdisch und unvollkommen ist. Die Kirche in ihrer objektiven Wirklichkeit bewahrt die Wahrheit an sich vor allem Untergang in die menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit; sie setzt aller besondern menschlichen Auffassung immer ihre unantastbare Lehr-Autorität entgegen, beherrscht dadurch alles individuelle Erkennen und Wissen und Thun und zwingt es, sich nach der Wahrheit zu richten, sich derselben adäquat zu machen, und die menschliche und individuelle Eigenheit zu Gunsten der objektiven Wahrheit zu verläugnen.

Ganz anders ist das Verhältniß der Menschen und Individuen zur Wahrheit im Protestantismus. Hier steht der subjektiven Willkür und Eigenheit und Gebrechlichkeit in der menschlichen Auffassung der göttlichen Wahrheit keine sie genugsam beschränkende höhere Macht der Kirche gegenüber, kein absolut feststehendes Depositum enthält, über allen Wechsel des menschlichen Denkens gestellt, die Aufforderung an dasselbe, sich zu verläugnen, im Glauben sich der göttlichen Wahrheit zu unterwerfen und erst dadurch, daß es sich unterwirft und adäquat macht, zu ihrer Erkenntniß durchzubringen. Im Protestantismus dominirt in Praxi die von der Theorie vielfach ignorirte menschliche Seite in der Auffassung des Christenthums; diese menschliche Seite absorbirt so zu sagen den objektiven Bestand der göttlichen Offenbarung; die Religion fällt in die Menschen und in die Individuen hinein, sie wird ganz nach der Art und Form und Bildung Derer gestaltet, die sie „haben". Dieses „Haben" ist dann wieder bei dem Wegfall einer reellen kirchlichen Gemeinschaft ein

individuelles. Je nach der Verschiedenheit der Individuen und Kreise nimmt das Christenthum in ihnen eine sein Wesen berührende verschiedene Gestalt an, die natürlich in um so größerm Mißverhältniß zu seinem absoluten Inhalt steht, je unvollkommener ihre menschlichen Träger sind. Nun denke man sich aus diesem Gesichtspunkte eine Kaufmanns-Bevölkerung, die mit einem an sich gewiß anerkennungswerthen Eifer das Christenthum in den Kreis ihrer Bestrebungen zieht, und ihm die Gestalt und Form ausdrückt, welche ihre bürgerliche Bildung und die Art ihrer gewöhnlichen Beschäftigung an die Hand gibt! Natürlich erscheint bei einer solchen Ausgestaltung des Christenthums, in der seine absolute Wahrheit, Schönheit und Größe in der menschlichen Kleinheit fast untergegangen ist, das Christenthum selbst in Lehre und Uebung in einer Verunstaltung, die dem gebildeten Gefühl wie der höheren Erkenntniß, auch dem gesunden Sinn des einfach natürlichen Menschen auf's ärgste widerspricht, und gar leicht einen Widerwillen gegen die Religion überhaupt hervorruft.

Hieraus erklärt sich ziemlich, warum Stilling bei all seiner Frömmigkeit, trotz seiner pietistischen Erziehung und Bildung, trotz Manchem, was er aus derselben noch an sich hatte, doch den Pietismus für religionsgefährlich und schädlich hielt, und in solchen Gegensatz mit dieser Richtung und ihren Trägern gerieth. Auf der andern Seite mochte er diesen manchmal Anlaß zu nicht immer ungegründetem Tadel geben; bei aller seiner Glaubenskraft hatte Stilling nach andern Seiten hin manche Mängel und Fehler, besonders aber den, daß die natürliche Individualität bei ihm sehr stark hervortrat. Jeder Mensch ist Individuum, geistiges Einzelwesen; als solches soll er aber kein einzelnes Atom, sondern Glied eines großen Körpers seyn, die Individualität als solche soll zurücktreten, sich ein- und unterordnen der Kirche,

in die Gliedschaft derselben ein- und aufgehen. Gerade dieses Eingehen in die Kirche ist ein Abstreifen nicht der bestimmten Persönlichkeit, sondern des krankhaften Individualismus derselben, sein Heilmittel und positives Gegentheil.

Da nun den Protestanten die Kirche fehlt, so sind und bleiben sie „Individualitäten", und der Individualismus tritt in der Regel um so stärker hervor, je bedeutender die Persönlichkeiten sind. Dieser Individualismus äußert sich dann unter Anderm in einem gewissen übertriebenen Glauben an sich selbst, seine eigene Berechtigung; das Individuum glaubt, Alles, was in ihm sei in Gedanken und Gefühl und Willensregung, sei dann, wenn es nicht geradezu den Geboten Gottes widerspricht, weil es nun einmal zu ihm gehöre, auch erlaubt; daß es eben Pflicht des Menschen ist, die Individualität überall an die Gemeinschaft aufzugeben und ihr unterzuordnen, daß es Pflicht ist, gar Vieles zu thun und zu unterlassen, aus keinem andern Grunde, als weil es das Verhältniß zur Gemeinschaft, das heißt die Liebe so erfordert, dieß verkennt der Individualist gar leicht. Er läßt sich in seinen Beziehungen zu Andern gern gehen, weil er dieselben nicht genugsam in ihrer Wichtigkeit und Wesentlichkeit anerkennt; daher macht er sich eben kein Gewissen aus socialen Nachlässigkeiten, unbedachtsamen Worten und Aeußerungen, wenn nur nicht gerade ein ausdrückliches Gebot damit verletzt wird u. s. w. Besonders in letzterm Punkte scheint Stilling hin und wieder gefehlt zu haben. „Nichts war an ihm, das Jemand beleidigen konnte, als seine Offenherzigkeit, vermöge der er vieles aus seinem Herzen fließen ließ, das er wohl hätte verschweigen können, woher er denn bei seinen Berufsverwandten und Collegen als ruhmsüchtig, emporstrebend und ihnen den Rang ablaufend angesehen wurde; im Grunde aber war dieser Zug in seiner Seele nicht. Was ihm am meisten Leiden verursacht hatte, war ein hoher Grad von Leichtsinn; er wog nicht immer die Folgen ab, was er

sagte oder that, mit Einem Wort, er hatte einen gewissen Anstrich von Etourderie oder Unbedachtsamkeit, und diese Unart war es eben, welche die väterliche Vorsehung durch die langwierige Läuterung aus seinem Charakter wegbannen wollte. Was seine Sparsamkeit betraf, dawider konnte Niemand mit Grund etwas einwenden, und doch lag auch eine Ursache, warum es ihm so gar hinderlich ging, in seinem Charakter und in seiner häuslichen Verfassung." — „In Nahrung und Kleidung war er reinlich, nett, aber sehr modest und einfach, auch hatte er kein Steckenpferd, das ihm Geld gekostet hätte, und doch gab er oft ohne weitere Ueberlegung Etwas aus, das viel besser hätte verwendet werden können, mit Einem Wort: er war ein Gelehrter und kein Kaufmann." Das heißt nach unserer Anschauung: Stilling erkannte nicht genugsam die tiefern sittlichen Beziehungen an, welche auch in den materiellen Dingen liegen und den Menschen in ihrer Behandlung zum größten Ernst verpflichten; kein Mensch steht ja für sich allein da, sondern in der menschlichen Gemeinschaft, und hat das irdische Gut als ein anvertrautes Talent auch im Allerkleinsten mit aller Treue zur Ehre Gottes zu verwenden; daraus folgt, daß der Christ nichts nach Willkür, Lust und Belieben thun und lassen, auch nicht in Mißachtung des Geldes sich aus Leichtsinn über die an dasselbe sich knüpfenden sittlichen Beziehungen übermüthig hinwegsetzen darf. Dergleichen lag etwas in Stilling's Art und Wesen, das heißt: seinem Individualismus in der Praxis des Lebens; er war zwar kein eigentlich schlechter, aber auch kein positiv guter und sorgsamer Wirth, und dieser Mangel war sehr viel Schuld mit an seinem Unglück in Elberfeld, wie auch an schmerzlichen Mißverhältnissen zur Familie, seiner Frau u. s. w.

Wir müssen hier besonders auch in Beziehung auf Stilling's weitern Lebensgang eine Bemerkung wiederholen, die wir früher schon bei Zinzendorf gemacht haben: „Ein Zurück-

bleiben auf früheren Stufen religiösen Denkens, Fühlens und Wollens ist überhaupt auch bei den ausgezeichnetsten Protestanten eine sehr gewöhnliche Erscheinung, wie Jeder erfahren kann, der Gelegenheit zur aufmerksamen Beobachtung hat. Wir sehen den eigentlichen Grund dieser Erscheinung vor Allem in ihrer Entbehrung des heiligsten Altarssakraments" 2c. (Histor.-polit. Blätter Band 32, Heft 11.)

Das dort Gesagte findet auch volle Anwendung auf Stilling. Die Geschichte seines späteren Lebens erscheint uns ungleich weniger reich an innerlicher Entwicklung, als die seiner Jugend. Wir werden uns in der Angabe der biographischen Momente jetzt kurz fassen. Sieben Jahre war Stilling in Elberfeld gewesen, als er, achtunddreißig Jahre alt, als Professor nach Kaiserslautern kam.

„Man kann sich keine glücklichere Lage denken, als die, in welcher er sich jetzt befand, denn auch das Publikum, in welchem er lebte, liebte, ehrte und schätzte ihn und seine Christine aus der Maßen; hier hörte alles Schmähen, alles Lästern auf; hätte ihm von Elberfeld aus nicht ein beständiges Ungewitter wegen seiner Schulden gedroht, so wäre er vollkommen glücklich gewesen."

Eine wirthschaftliche Unvorsichtigkeit, indem er ein der staatswirthschaftlichen Gesellschaft gehörendes Gut zur Verwaltung übernahm, brachte Stilling bald in neue größere Schulden, aus denen er sich fast nicht mehr zu retten wußte. Indessen schrieb er seine Romane „Theodora von der Linden" und „Florentin von Fahlendorn"; letzterer „enthält ein Muster, wie allerhöchste Vorsicht die Menschen zu ihrer wichtigen Bestimmung zu leiten pflegt."

Im Herbste 1781 starb Stilling's Frau, Christine, und hinterließ ihm zwei Kinder. Stilling war in tiefer Trauer; vermochte bald die Einsamkeit des Wittwerstandes nicht mehr zu ertragen. Sophie von la Roche ermittelte ihm eine ...

Verbindung mit Fräulein Selma von St. Florentin, die im August 1782 vollzogen wurde. Selma war sehr gebildet, zwar unbemittelt, verstand sich aber auf planmäßige Führung der Haushaltung; sie übernahm gleich von Anfang an die Einnahme und Ausgabe, Schuldentilgung ꝛc., und brachte Stilling bald in bessere Verhältnisse. Stilling pflegte von ihr zu sagen: „wen Gott lieb hat, dem gebe er eine solche Frau."

Einige Zeit nachher kam Stilling, bei Vereinigung der Kammeralakademie mit der Universität Heidelberg, an letzteren Ort; seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer erhielt eine neue Ausbreitung und Anerkennung durch Verleihung des Hofraths-Charakters. 1787 bekam er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach Marburg, den er annahm, indem er alle seine Wünsche erfüllt sah.

In Marburg wurde er von allen Gliedern der Universität recht herzlich empfangen und aufgenommen; es war ihm, als käme er in sein Vaterland und zu seiner Freundschaft.

„Nachdem er nun sein Lehramt mit Zuversicht und im Vertrauen auf den göttlichen Beistand angetreten und sich gehörig eingerichtet hatte, so drängte ihn sein Herz, nun einmal wieder seinen alten Vater Wilhelm Stilling zu sehen; die Reise des ehrwürdigen Greises war nicht groß und beschwerlich, denn Stilling's Vaterland und Geburtsort ist nur wenige Meilen von Marburg entfernt; er schrieb also an ihn und lud ihn ein, zu ihm zu kommen, weil er selbst keine Zeit hatte, die Reise zu machen."

Der Vater kam und wurde auf das Herzlichste von Stilling, seiner Familie und Freunden aufgenommen und bewirthet. Da Stilling später seine unglücklichen Verhältnisse erfuhr, unterstützte er ihn nach Kräften, und nahm ihn nachher in sein Haus nach Marburg und pflegte ihn sorgsam bis zu seinem im höchsten Alter erfolgten Tode.

Dankbarkeit übte Stilling auch noch besonders an den Nachkommen jenes Meisters Becker in Rade vor'm Wald, der sich des verlassenen Schneidergesellen einst mit besonderer Liebe angenommen hatte. Becker selbst war längst gestorben, sein Sohn verlor bei einem großen Brande seine ganze Habe; Stilling vermochte zwar nicht selbst so viel zu geben, als zu ausreichender Unterstützung nöthig war, er bemühte sich aber auf andere Weise um Hülfe, und verschaffte der Familie über tausend Gulden.

„Stilling glaubte nun ganz fest, das Lehramt der Staatswissenschaft sei der Beruf, zu welchem er von der Wiege an vor- und zubereitet worden, und Marburg sei auch der Ort, wo er bis an sein Ende leben und wirken sollte. Diese Ueberzeugung gab ihm eine innige Beruhigung, und er bemühte sich, in seinem Amt Alles zu leisten, was die Kraft eines Menschen leisten kann; er schrieb sein großes und weitläufiges Lehrbuch der Staats-Polizei, seine Finanzwissenschaft, das Camerale practicum, die Grundlehre der Staatswirthschaft, Heinrich Stilling's häusliches Leben, und sonst noch viele kleine Abhandlungen und Flug-Schriften mehr, wobei dann auch die Staar- und Augen-Curen ununterbrochen fortgesetzt wurden. Er las täglich vier, zuweilen auch fünf Stunden Collegien, und sein Briefwechsel wurde auch immer stärker, so daß er aus allen seinen Kräften arbeiten mußte, um seinen großen und schweren Wirkungskreis in Umschwang zu erhalten; doch wurde ihm Alles dadurch um Vieles erleichtert, daß er in Marburg lebte."

Im Frühjahre 1790 verlor Stilling seine zweite Gattin Selma, die sehr viel zu seinem innern und äußern Glücke beigetragen hatte. Sie hinterließ ihm drei noch lebende Kinder, und hatte in einer Ahnung ihres Todes ihn dringend gebeten, eine nahe Freundin von ihr, die Tochter des Professors Loing, an ihrer Stelle zu seiner Lebensgefährtin zu

machen. Stilling ehrte und erfüllte ihren Willen, und feierte seine dritte Hochzeit am Elisabethentag, dem Namenstag seiner dritten Frau, 1790.

In Marburg schrieb Stilling auch die „Scenen aus dem Geisterreich“ und das „Heimweh“, welches letztere Buch besonders, die Reise eines Christen nach seiner himmlischen Heimath darstellend, die größte Verbreitung fand.

„Eine Menge Exemplare wanderten nach Amerika, wo es häufig gelesen wird. In Asien, wo es christlich gesinnte Deutsche gibt, wurde das Heimweh bekannt und gelesen. Aus Dänemark, Schweden und Rußland bis nach Astrachan bekam Stilling Zeugnisse dieses Beifalls. Aus allen Provinzen Deutschlands erhielt Stilling, aus allen Ständen — vom Thron bis zum Pflug — eine Menge Briefe, die ihm den lautesten Beifall bezeugten; nicht wenige gelehrte Zweifler wurden dadurch überzeugt und für das wahre Christenthum gewonnen.“

Während der Beifall für Stilling's Schriften immer größer wurde, wurde sein akademisches Auditorium mit der Verbreitung der revolutionären Ideen in Deutschland und aus andern Ursachen immer kleiner. Es drückte ihn im Gewissen, daß er sein bedeutendes Gehalt ohne entsprechende Fachleistungen beziehen sollte, und so fing er an zu wünschen und zu hoffen, daß es ihm möglich werden möge, das unfruchtbar gewordene Lehramt aufzugeben, und ganz seinen Augen-Curen und religiösen Schriftstellereien zu leben.

Der Kurfürst Karl Friedrich von Baden brachte diesen Wunsch in Erfüllung, indem er 1803 Stillingen ohne bestimmtes Amt bloß dafür anstellte, daß er Augencuren besorge und ungehindert seiner literarischen Wirksamkeit und sehr ausgebreiteten Correspondenz im Interesse des Glaubens obliege.

In diesem neuen, durch vielfachen Verkehr mit ausge-

zeichneten Menschen aller Stände höchst einflußreichen Verhältniß lebte Stilling zuerst in Heidelberg, später in Karlsruhe, wo er bis zu Karl Friedrich's Tod seine Wohnung im Schlosse hatte. Aus dieser Periode müssen wir noch besonders einen Besuch des Jugendfreundes Göthe, und eine Unterredung mit dem russischen Kaiser Alexander erwähnen, in welcher dieser letztere Stillingen fragte: „Was er für die wesentlichste Uebung des praktischen Christenthums halte?" Stilling antwortete: die Uebergabe des eigenen Willens an den göttlichen, steten Wandel in der Gegenwart Gottes und das innerliche Gebet. Auch auf dem Sterbebette sagte er zu den Seinigen: „Liebe Kinder, befleißiget Euch der wahren Gottesfurcht! Da meint man als, es sei gethan, wenn man nur in die Kirche und zum heiligen Nachtmahl bloß gehe; aber die gänzliche Ergebung in den Willen Gottes, beständiger Umgang mit ihm, und Gebet, das ist es!"

Stilling beschloß sein durch Glaubensstärke bedeutendes und höchst wirkungsreiches Leben, den Blick auf die ihm gegenüber hängende Madonna gerichtet, am Mittwoch in der Charwoche 1817.

XIV.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

III.

Die fortgesetzte Verfolgung des katholischen Klerus.

Ratazzi's Eintritt in das Ministerium war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an den Klerus, und in der That zögerte er auch nicht lange, diesem seine feindseligen Gesinnungen an den Tag zu legen. Schon am 9. Januar 1854 ward den Kammern ein Gesetzvorschlag mit dem Titel: „Modifikationen und Zusätze zum Strafkoder" vorgelegt, der unverhüllt zunächst die Geistlichen im Auge hatte. Die Artikel 164 und 165 des Strafgesetzbuches bedrohten Jeden mit Verbannung und Ausweisung, der in öffentlichen Vorträgen, Predigten, Disputationen, gedruckten oder ungedruckten Schriften direkt oder indirekt die herrschende Religion angreifen würde, sowie mit Gefängniß- und Geldstrafen jede andere die Religion beleidigende Rede oder Handlung, wofern sie nicht von erschwerenden Umständen begleitet sei. Diese Artikel sollten nun dahin gemildert werden, daß für eine Beleidigung der Religion höchstens eine Geldbuße bis zu

500 Liren oder entsprechender Arrest verhängt werden könnte. Dagegen ward in den Zusätzen neu bestimmt, daß Seelsorger, die in öffentlichen Reden die Institutionen des Staates irgendwie zu censuriren sich beigehen lassen sollten, mit Gefängnißstrafen von 3 bis zu 24 Monaten, und wenn die Rede vorgelesen werde, mit Gefängniß von 6 bis zu 36 Monaten, nebstdem auch in beiden Fällen mit einer Geldbuße, die bis zu 2000 Liren steigen könne, belegt werden sollten. Wofern aber die Schrift oder Rede einen Aufruf zum Ungehorsam gegen die Staatsgesetze oder andere Akte der öffentlichen Obrigkeit (man beachte die Elasticität des Ausdrucks) enthalte, soll die Strafe nie weniger als 2000 Liren und dreijähriges Gefängniß betragen, dabei auch die Berufung auf den Befehl irgend eines Obern, sei er im Staate oder außerhalb desselben, nicht als Entschuldigungsgrund angeführt werden können.

Mit diesen Bestimmungen war nicht nur allen bureaukratischen Verationen des Klerus Thür und Thor geöffnet, sondern zugleich auch ein Präservativ gegen bischöfliche und päpstliche Erlasse gewonnen; die geringste Beleidigung der Staatsbehörden soll als eines der höchsten Verbrechen mit rigorösen Strafen geahndet werden, während die Beleidigung der Religion ohne Unterschied als ein viel geringeres Vergehen erscheint. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Geistlichkeit zum Aufruhr aufreize, während kein einziges Faktum dieser Art vorliegt, vielmehr gerade diese stets, und namentlich bei den letzten Wahlen, zur treuen Erfüllung aller Pflichten gegen die weltliche Obrigkeit aufgefordert hat. Allenthalben erregte das neue Projekt große Sensation, die noch dadurch vermehrt wurde, daß Ratazzi zu derselben Zeit, wo er dieses Gesetz einbrachte, mit dem Großkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens dekorirt ward *).

---

*) Ami de la relig. 28. Jan. Civiltà cattol. 4. Febr. 1854.

Schon die früheren Circulare des Ministers, voll harter Anklagen gegen die Diener der Kirche, hatten entschiedene Reklamationen von Seiten der Bischöfe hervorgerufen; der Episkopat der drei Kirchenprovinzen Turin, Vercelli und Genua verlangte in einer Eingabe an den König Schutz für den Klerus gegen eine Faktion, „die ihn unaufhörlich durch ihre Schriften und durch Beimessen von Gesinnungen und Handlungen beschimpft, deren er sich nie schuldig gemacht hat" *). Mit dem schmerzlichsten Erstaunen, sagt die Eingabe, haben die Bischöfe die vom Ministerium ausgegangenen schweren Anklagen wegen Mißbrauch der geistlichen Gewalt zu staatsgefährlichen Zwecken vernommen, die nichts weniger als begründet sind; deßgleichen die Maßregeln, welche die Seelsorger unter die Aufsicht und Censur der weltlichen Beamten stellen, das nothwendige Ansehen ihnen rauben und die Freiheit ihres Amtes beeinträchtigen; sie protestiren feierlichst gegen diese Maßregeln, und zugleich auch gegen die mit dem Breve Leo's XII. vom 10. Mai 1828, das mit der königlichen Regierung vorher vereinbart worden war, in vollem Widerspruch stehende, ohne Vorwissen der Bischöfe unmittelbar an die Pfarrer gerichtete Verfügung über die Pfarreinkünfte, welche die Congrua übersteigen; sie bitten dringend um Abhilfe ihrer täglich zahlreicher werdenden Beschwerden, und um ein baldiges Uebereinkommen mit dem heiligen Stuhle. „Nur zu sehr", sagen sie, „ist unser Vaterland heutzutage in die schwierigsten und gefährlichsten Verhältnisse gerathen, und wenn je vollkommene Eintracht zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt nothwendig war für die

---

*) „Contro una fazione, che non cessa di oltraggiarlo co' suoi scritti ed attribuirgli sentimenti ed azioni, di cui non è colpevole." Das Aktenstück liefert der Ami de la relig. 2. Febr., die „Augsb. Postzeitung" 9. Febr. 1854.

Ruhe und das Heil des Volkes, so ist jetzt dazu die dringendste und unerläßlichste Nothwendigkeit vorhanden; diese ist aber nur dann gegeben, wenn jede der beiden Gewalten sich innerhalb der ihr zustehenden Schranken hält."

Am 7ten März verhandelte nun die Deputirtenkammer über die beantragten Veränderungen und Zusätze zum Straf-Gesetzbuch; am 13ten war bereits das ministerielle Projekt adoptirt. Im Interesse der Kirche erhoben sich Beauregard, de Viry, Avogadro della Motte u. A., im Ganzen dreißig Deputirte, und zeigten, wie der eine Theil der Zusätze offenbar die Akatholiken eben soviel begünstige, als der andere die Katholiken verletze. Sie blieben aber in der Minorität. Der Berichterstatter Tecchio, ein Emigrant aus Vicenza, erklärte unverholen: „Es erhebt uns das Herz, daß unter den verschiedenen Systemen jenes bei uns am meisten vorgedrungen ist, das der Reform oder der Aufhebung jeder Strafe für die Manifestation von Ansichten, die man für dem Katholicismus entgegengesetzte hält, mehr sich annähert." Mit derselben Herzensfreude, mit der man jeder Schmähung der katholischen Religion freien Lauf läßt, und nur anstandshalber noch im Codice penale für deren Verhöhnung die freilich sehr ermäßigten Strafen fortbestehen läßt, sieht man die Geistlichen den härtesten Strafbestimmungen unterworfen, die auch nur leise irgend ein von den Kammern sanktionirtes Gesetz zu tadeln sich herausnehmen sollten.

Nach diesem Siege der kirchenfeindlichen Partei in der zweiten Kammer wandten sich die Bischöfe von Savoien am 28. März 1854 an den Senat mit der Bitte, diesen Entwurf als der Würde der Religion und selbst der Verfassung, sowie den früheren Gesetzen entgegen entschieden zu verwerfen. „Als man", sagen die Bischöfe, „im Parlamente das (Siccardi'sche) Gesetz vom 9. April 1850 berieth, da ließ man, wie Sie sich erinnern, jenen Artikel der Constitution

laut ertönen, der da verheißt: „„Gleichheit vor dem Gesetze““, Gleichheit für Alle, kein Privileg für den Klerus, keinen Unterschied für irgend Jemand! Das waren die magischen Worte von damals. So sagt das berührte Gesetz Art. 3: „„die Geistlichen sind wie alle anderen Bürger allen Straf-Gesetzen des Staates unterworfen.““ Heutzutage kümmert man sich nicht mehr um diese Gleichheit vor dem Gesetze; man will dem katholischen Klerus ein Privilegium verleihen, aber das Privilegium der Geldbußen und Gefängnißstrafen, das Privilegium der Verfolgung.“ Ebenso wandten sich die ligurischen und subalpinischen Bischöfe an die erste Kammer, und baten um Schutz gegen dieses Gesetz — „ein Gesetz ungerechter Ausnahmsmaßregeln gegen den Klerus, ein Gesetz, das daher den Charakter unverdienter Gehässigkeit gegen eine ganze durch Zahl und Autorität, sowie durch großen Einfluß in der Gesellschaft ansehnliche Classe von Staatsbürgern annimmt, ein Gesetz, das in Widerspruch steht mit einer constitutionellen Regierung und mit dem Princip der Gleichheit Aller, das deren Grundlage seyn soll, ein Gesetz endlich, das den Priester der Gefahr aussetzt, sei es durch Böswilligkeit oder Unwissenheit, oder durch Parteigeist angeklagt und eingekerkert zu werden, auch wenn er unschuldig ist, und wie er immer vom Lehrstuhl der Wahrheit sich aussprechen mag.“ Deßgleichen hat in diesem Sinne auch der Klerus von Genua an die Senatoren eine Petition gerichtet.

Vom 19. bis 21. Juni verhandelte endlich der Senat über das bereits von den Deputirten angenommene Gesetz. Man fühlte wohl, wie unschicklich und ungerecht die so derb ausgesprochene Tyrannei gegen die katholischen Geistlichen im Zusammenhalte mit der den heterodoxen Culten eingeräumten Freiheit sich darstelle, und deßhalb suchte der aus den Senatoren Sclopis, Bermondi, Coller, San Marzano, Castagnetto gebildete Ausschuß den Entwurf in einigen wesent-

lichen Punkten zu modificiren. Die Commission restringirte die „volle Freiheit in der Ausübung tolerirter Culte" auf „die für diese Culte bestimmten Lokalitäten." In der Bestimmung, die gegen solche Cultusbeamte gerichtet ist, die in der Ausübung ihres Amtes Reden vortragen würden, die eine Kritik (censura) gegen die Institutionen und Gesetze des Staates enthalten, wurde statt „Cultusbeamte" die allgemeinere Fassung vorgeschlagen: „wer immer mit öffentlichen Funktionen betraut ist", und statt „Kritik" (censura) das Wort „Tadel" (biasimo, eigentlich „Schmähung") gesetzt. Aus der Relation des Grafen Sclopis, eines trefflichen Juristen, ergibt sich in Betreff der politischen Reate des piemontesischen Klerus, daß vom Januar 1848 bis zum April 1854 gegen 49 Geistliche deßhalb Prozesse eingeleitet wurden, wovon 42 bereits beendigt sind, unter diesen aber nur 9 mit Verurtheilung der Angeklagten; und selbst hiebei ist noch zu bemerken, daß hierin die bekannten zwei Prozesse gegen den Erzbischof von Turin, sowie die gegen die Erzbischöfe von Cagliari und Sassari einbegriffen sind, die fünf andern aber zum Theile derselben Kategorie angehören. Das zeigte deutlich, wie wenig ein solches Ausnahmsgesetz erforderlich war; derlei Reate waren — selbst nach den neueren piemontesischen Gesetzen — äußerst selten, und nirgends hatte es vordem an einem Gesetze gefehlt, das gegen den Inquisiten geltend gemacht werden konnte. Der Senat wandte sich nach Anhörung des dem Klerus durchaus günstigen Commissionsberichtes und nach äußerst heftigen Debatten, bei denen Ratazzi erklärte, die Regierung werde die vom Ausschuß beantragten, vom Grafen Sclopis in einer längeren Rede gerechtfertigten Modifikationen nicht annehmen können, mit 44 gegen 36 Stimmen zu einer beinahe vollständigen Annahme des ministeriellen Entwurfs oder, wenn man will, zu einem matten juste milieu; das „öffentliche Exercitium der tolerirten Culte" ward gestrichen, dagegen im Uebrigen das Pro-

sekt adoptirt. Für den Klerus waren außer Sclopis noch La Tour, Castaldi, Luigi di Collegno, gegen ihn San Martino, Pinelli, Gioja, Siccardi, Monteremolo als Redner aufgetreten. Das Projekt kam so abermals an die Deputirtenkammer. Praktisch fand man sich gar nicht gehindert, im Sinne des noch nicht sanktionirten Gesetzes zu handeln; in Valsessia wurden bereits Geistliche wegen „wühlerischer Reden“ verhaftet.

Auch das dem geistlichen Stande so nachtheilige, vom Episkopate mit entschiedener Verwahrung (Ami de la relig. 5. Jan. 1854) zurückgewiesene Rekrutirungsgesetz war im Senate am 5. Febr. mit 58 unter 70 Stimmen einigermaßen modificirt angenommen worden. Geändert ward nur so viel, daß eine Zahl von Candidaten des geistlichen Standes festgesetzt wurde, die jedes Jahr von der Militär-Conscription freizusprechen sei. Das Ministerium wollte, daß auf je 25,000 Seelen ein Candidat gerechnet werde; der Senat nahm einen auf 20,000 Seelen an. Nachdem man so nach Proportionsregeln, wie bei einem Handelsartikel, die Anzahl der zum geistlichen Stande „Berufenen“ festgesetzt, glaubte man den Bischöfen das Mögliche zugestanden zu haben. Besonders hart trifft aber das neue Gesetz den Regularklerus, und vor Allem die wohlverdienten „Brüder der christlichen Schulen“, zu deren Nachtheil sogar die Retroaktivität des Gesetzes in der Art beschlossen ward, daß jene, die nach 1851 feierliche Gelübde abgelegt, nach dem Gesetze von 1854 zu behandeln seien. Wohl hatten sich die Senatoren La Tour, Castagnetto und Castaldi mit Wärme für dieselben verwendet; das Ministerium blieb bei seinem Entschlusse, und die Majorität genehmigte ihn.

Das Projekt der Civilehe beschloß man erst später wieder aufzunehmen, wenn das Ansehen des Klerus anderweitig genugsam geschwächt sei, durch Entziehung seiner Privi-

legien, durch Schmälerung seines Einkommens und Einziehung geistlicher Güter, durch Verhaftungen und Tendenzprozesse, sowie die übrigen Mittel der legalen Verfolgung. In Betreff der Kirchengüter ward, um den Abscheu vor dem sacrilegischen Raube etwas zu mindern, statt des Ausdrucks „incameramento“ der vorsichtigere „repartimento“ gebraucht; man wollte vorerst das kirchliche Vermögen nicht (in seiner Totalität) für den Fiskus einziehen, sondern es einstweilen nur „besser repartiren“. Das im Sept. 1853 ganz umgestaltete, ganz der Regierung unterworfene Generalökonomat erschien dafür als das tauglichste Werkzeug; ihm sollte die Verwaltung der Immobilien der geistlichen Corporationen unterstellt werden. Dabei machte man aber doch mit „provisorischen“ Sequestrationen den Anfang, um nach und nach dem ersehnten Ziele näher zu kommen.

Das Seminar von Turin war seit 1848 geschlossen, weil es im Kriege in ein Militärspital, und dann in ein Magazin verwandelt worden war; nur hatte man dort einige Lehrzimmer und die Wohnungen der Professoren freigelassen, zu denen die in der Stadt zerstreut lebenden Kleriker sich begeben mußten. Dadurch war natürlich auch an den Einkünften der Anstalt viel erspart worden, und das war es vorzüglich, was die Augen der Minister auf sich zog. Am 10. März 1854 erschien der Canonikus Vacchetta als königlicher Generalökonom, um ohne Weiteres von den Gütern des Hauses Besitz zu nehmen. Trotz des Protestes der kirchlichen Verwaltungscommission, ohne Rücksicht auf die ihm angedrohten Censuren, pochend auf die bewaffnete Macht, übernahm er für den Staat das ganze Vermögen, sowie die Rechnungsbücher, die sich durchaus in der besten Ordnung fanden. An baarem Gelde und an Werthpapieren nahm man 140,000 Franken weg; für Miethzins hatte das Seminar eine jährliche Einnahme von 56,000 Franken. Die meisten

Güter sollten nach dem Plane der Minister zur Deckung des neuen Anlehens dienen. Merkwürdig war es, daß die demokratische „Gazzetta del popolo", die am wärmsten diese Maßregeln vertheidigte, unter allen Journalen zuerst den officiellen Bericht des Vacchetta über die sequestrirten Güter veröffentlichte. Die kirchliche Behörde, sowie der vertriebene Erzbischof Fransoni legten feierlich gegen diesen Gewaltakt Protest ein. Am 30. April sahen die Offiziere der Scharfschützen (bersaglieri) die Lokalitäten ein, und richtig wurde das Seminar in eine Kaserne verwandelt. In der zweiten Kammer interpellirte der Deputirte Marongiu den Minister des Innern über diese Sache. Man erklärte, das Corps der Scharfschützen habe das Seminar erhalten, indem die Regierung den ihm früher eingeräumten Thurm der Citadelle zu einem Gefängniß zu benützen beschlossen habe. Daher fragte der genannte Deputirte, ob die Occupation des Seminars und seine Umwandlung zu einer Kaserne bloß provisorisch oder definitiv sei; im ersten Falle wolle er das Ministerium nicht tadeln, nur hätte die Sache mit Zustimmung der competenten geistlichen Behörde ausgeführt werden sollen; im zweiten Falle aber müsse er den Akt für einen der Constitution und den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufenden erklären. Der Minister des Innern entgegnete: die Occupation sei eine bloß provisorische, hätte sie eine definitive seyn sollen, so würde er darüber dem Parlamente ein Gesetz eingebracht haben. Natürlich steht ja dieser omnipotenten Macht das Recht zu, den Eigenthümer ohne Weiteres seines Besitzes für verlustig zu erklären. Weiter führte er aus, er habe das Recht und die Pflicht gehabt, das Seminar zu übernehmen: das Recht, weil es in der That leer gestanden, die Pflicht, weil kein anderer Platz vorhanden gewesen sei, die Scharfschützen unterzubringen. Damit schien die ganze Sache beendigt. Nach dieser Theorie erwächst also daraus, daß ein Haus eben faktisch unbewohnt ist, der Regierung

das Recht, es zu occupiren; jedoch war das Seminar nicht ganz leer, da ja dort noch Vorlesungen gehalten wurden und die Professoren noch dort wohnten, die ihrerseits ebenfalls gegen den Gewaltakt protestirten. Daß aber die Kleriker nicht mehr im Seminargebäude wohnten, davon lag die Schuld eben nur an der Regierung.

Indessen schlug der Rektor des Seminars, Canonicus Alessandro Vogliotti, noch den Weg der Gerichte ein; gestützt auf Art. 29 der Verfassung und die Art. 25, 418, 433, 439 des Civilgesetzbuches forderte er die Vorladung des General-Oekonomen Vacchetta und Vorsorge für die ganz ausgeplünderte Anstalt. Die Sache wurde nicht übereilt; bei der inzwischen am 14. Mai anbefohlenen Illumination zur Gedächtnißfeier der Constitution mußte die große Thüre des Seminars in ihrem reichen Glanze einstweilen den Beweis liefern, daß die neuen Tutoren seiner Güter dieselben wohl nicht lange als ein todtes Capital unbenützt lassen würden. Der Rektor wurde indessen am 19. Mai von der ersten, und am 16. Juni von der zweiten Instanz mit seiner Klage abgewiesen. Die Minister wußten sich von dieser Seite her sicher, und machten nebstdem noch das Princip geltend, die Executivgewalt sei „intangibel" von der Autorität der Gerichte. Der Appelhof gab für die Abweisung des Rektors folgende Gründe an. 1) Der Rektor des Seminars könne dessen Recht gar nicht vor Gericht vertreten wegen der naheliegenden Präsumtion, daß seine Patente ihm keine außerordentliche Attribution von Tutel über die Seminargüter verliehen. Dieser Grund ward aber nachher durch die in der „Armonia" abgedruckten Patente, die den Rektor ausdrücklich ermächtigen, die Rechtssachen der Anstalt zu führen und über deren Güter zu wachen, sowie durch den Nachweis, daß bisher stets die Behörden diese Berechtigung anerkannt, völlig entkräftet. 2) Abate Vacchetta könne nicht zur Verantwor-

tung gezogen werden, weil er bloß Exekutor, passives Instrument der höchsten Autorität sei. Dagegen ward bemerkt, die Gerichte hätten ihn in eben dieser amtlichen Eigenschaft als actor anerkannt, und man sehe nicht ein, warum er nicht auch in Anklagestand versetzt werden könne. 3) Das Tribunal sei incompetent, weil die Exekutivgewalt von Seite der richterlichen intangibel sei. 4) Die Sequestration bestehe zu Recht, denn das Collectiveigenthum sei nicht unverletzlich. Diese beiden Principien charakterisiren genau den herrschenden Geist der Turiner Machthaber; das letztere, ganz communistisch, greift offen alle Associationen und selbst die Familie an, und verstößt evident gegen den Wortlaut der Constitution. Mit dieser Entscheidung war die Carbonari- und Flüchtlingspresse höchlich zufrieden; während sie die Sequestration der Güter von lombardischen Emigranten von Seite Oesterreichs als „fluchwürdige Unthat" brandmarkte, pries sie die Sequestration kirchlicher Güter von Seite der piemontesischen Regierung als „wahrhaft erhabene Großthat."

Die Nachricht der „Verità" von Nizza, Vacchetta habe seine Schritte bereut und denke umzukehren, erwies sich als irrig; vielmehr schaltete der königliche Generalökonom mit dem Seminar nach Willkür, verabschiedete mehrere Bedienstete desselben, die fünfzehn bis zwanzig Jahre der Anstalt gedient, mit der geringen Gratifikation von 150 Franken ein- für allemal, und suchte den noch im Gebäude wohnenden Professoren das Leben möglichst zu verbittern. Dieselben hatten bisher noch ihren gemeinschaftlichen Tisch im Seminar; er ward ihnen entzogen, damit sie das Haus eher räumen möchten; auch die Hörsäle wurden ihnen genommen. Aber die eifrigen Priester wichen nicht aus dem Hause, die gewaltsame Vertreibung erwartend, und hielten ihre Lehr-Vorträge in gemietheten Zimmern.

Das Beispiel war gegeben; andere Sequestrationen

folgten in Bälde nach. Die Kirche entbehrt allen und jeden Rechtsschutzes; in dem „freien Sardinien" ist sie und mit ihr das eigentliche Volk gänzlich unterdrückt. „Man stellt uns", sagen die Bischöfe Savoiens in ihrer Eingabe vom 28. März 1854, „die englische Regierung so oft als Muster auf; allein diese Regierung scheint wohl zu begreifen, wie wichtig es ist, daß Kirche und Staat einig bleiben. Sie ist für den Klerus der Staatskirche voll Rücksichten, und so reich er auch seyn mag, sie denkt nicht daran, seine Güter einzuziehen. Selbst unser katholischer Klerus ist heutzutage in England weit besser behandelt, als seit geraumer Zeit in unsern Staaten." Gerne, so erklärt mit der „Armonia" die katholische Presse, läßt sich die Geistlichkeit die sie bereits drückenden schweren Lasten, so viele und große materiellen Opfer gefallen; aber man geht darauf aus, ihr Alles zu nehmen, und das mit einer Heuchelei, List und Verstellung, die das Innere tief empören muß. Die folgenden Schilderungen werden das in ausgedehnter Weise bestätigen.

XV.

Literatur.

Uhrig, Ad. Jos., System des Eherechtes mit vorzüglicher Berücksichtigung der Praxis der römischen Curie, sowie der bayerischen und angränzenden Diöcesen. Dillingen, in Commission bei Joseph Friedrich, 1854. S. XXXIV und 822. 8.

Das wiederbelebte Interesse für die Bearbeitung des Kirchenrechtes hat sich nicht bloß in mehrfachen Beiträgen für die Quellenkunde, in Handbüchern und Compendien gezeigt, sondern ist auch in einem neu belebten Eifer für die einzelnen Theile desselben hervorgetreten. Unter diese gehört insbesondere das Eherecht, welches früher lange Zeit hindurch einerseits nur durch das zunächst für den katholischen Seelsorger bestimmte Compendium von Stapf vertreten war, während ein gleichfalls lange gebrauchtes Büchlein, nämlich das von Schott, andererseits die Quelle war, welche in der Praxis der Ehegerichte vielfach benutzt wurde.

In neuester Zeit ist das Eherecht sowohl im Ganzen, wie hinsichtlich einzelner Materien von beiden Seiten wieder mehrfach in Angriff genommen worden. Zu den Arbeiten von Knopp und Haringer gesellt sich auch die des Verfassers, welche „System des Eherechts“ überschrieben ist, richtiger aber

als System des katholischen Eherechtes bezeichnet worden wäre, da sie sich nur dieses zum Gegenstande ihrer Aufgabe gestellt hat.

Das Werk zerfällt in drei Theile. Der erste Theil handelt von dem Verlöbnisse, der zweite von der geschlossenen Ehe, der dritte von der vollzogenen. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, er habe es versucht, diesen so wichtigen, aber auch in so mancher Beziehung so dunklen und schwierigen Stoff zunächst für seine lieben Zuhörer, dann für alle verehrten Seelsorger und Freunde der Wissenschaft in ein helleres Licht zu stellen.

An sie schließt sich eine Uebersicht der Literatur mit der dreifachen Abtheilung in canonistische Abhandlungen, archäologische Abhandlungen, theologische und philosophische Abhandlungen.

Die canonistischen Abhandlungen zerfallen wieder in solche, welche in größeren, das ganze canonische Recht umfassenden Werken, und in solche, welche in Monographien vorhanden sind.

Keine dieser beiden Unterabtheilungen ist erschöpfend bearbeitet. Wollte der Verfasser die erste vollständig zusammenstellen, so hätte er auch jene Commentarien geben müssen, welche über das corpus juris canonici vorhanden sind, und im vierten Buche der Decretalensammlungen das Ehe-Recht enthalten. Eine solche Uebersicht wäre allerdings verdienstlich, aber für ein Handbuch des Eherechtes zu weitläufig.

Die zweite Unterabtheilung umfaßt die Monographien. Sie beginnen mit dem Werke des Covarruvias über das Eherecht, welches am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erschienen ist.

Die ältere Literatur über das Eherecht, wie ihr Zusammenhang mit der Casuistik sind vom Verfasser, wie von seinen Vorgängern übergangen, obwohl gerade letzterer durch Jahrhunderte in der Literatur des Eherechtes die Lücken ausfüllt.

Bekanntlich hat der Vater der Casuistik, Raymund von Pennafort, das Eherecht in seine summa de poenitentia et matrimonio als eigenes Buch aufgenommen, und die späteren casuistischen Werke sind seinem Beispiele gefolgt. Dieses Verfahren wurde auch dann beibehalten, als diese Werke die Reihenfolge der Materien in alphabetischer Ordnung wiedergaben, wie dieß in der sogenannten Bartholina oder Pisanella geschehen ist.

Die Ordnung des Stoffes erforderte es jedoch hier, daß das Eherecht, welches bei Raymund von Pennafort als das vierte, in der Astesana als das achte Buch aufgenommen ist, in einzelne Materien, wie sponsalia, matrimonium, impedimentum etc. vertheilt ist, welche sich wieder aufeinander beziehen.

Die Aufnahme des Eherechtes in die Casuistik scheint durch ein einzelnes, in neuerer Zeit wieder veröffentlichtes Werk über das Eherecht veranlaßt worden zu seyn, welches, von Raymund von Pennafort seinem vollen Inhalte nach anerkannt, und von ihm und Anderen mit Zusätzen versehen, lange Zeit das allgemein übliche Handbuch des Eherechtes geblieben ist. Dieses Werk ist noch vor der Decretalensammlung Gregor's IX. geschrieben, und gehört einem der berühmtesten Rechtsgelehrten des dreizehnten Jahrhunderts, dem Juristen Tancred an, der sich als Legist und Canonist auf gleiche Weise ausgezeichnet hat.

Tancred's Werk wurde aber nicht bloß in der Casuistik vervielfältigt, es ist auch in einem kleinen selbstständigen Werke des vierzehnten Jahrhunderts, in dem tractatulus de sponsalibus et matrimoniis des Johannes Andreae größtentheils wiedergegeben, durch welchen er das vierte Buch der Decretalen Gregor's IX. erläutern wollte.

Casuistische Werke und Commentarien über das vierte Buch der Decretalensammlungen bilden daher die ältere Literatur des Eherechts bis zu jener Periode, mit welcher der

Verfasser die Monographien über das Eherecht beginnt, die von jener Zeit an neben den casuistischen Werken erschienen.

Auch diese Monographien sind nicht genau angegeben, es fehlt sogar unter ihnen die im Werke selbst S. 252 angeführte Geschichte des Eherechtes von Moy.

Außerdem vermißt man aber hier das große, in Deutschland seltene Werk von Gibert tradition ou histoire de l'eglise sur le sacrement de mariage, sowie die kleineren Werke über die Unauflösbarkeit des Ehebandes, den minister des Sakramentes, die Verwandtschaftsgrade und die einzelnen Ehe-Hindernisse.

Bei den archäologischen Abhandlungen sind nur zwei Werke, eines von Binterim, das andere von Augusti aufgeführt.

Die theologischen und philosophischen Abhandlungen sind gleichfalls nur in sehr geringer Zahl angegeben. Als der erste der hieher gehörigen Schriftsteller wird der heilige Augustin aufgeführt, auf welchen sogleich der heilige Thomas von Aquin folgt. Auch hier würde sich der Verfasser ein Verdienst erworben haben, wenn er die in den Werken über die Sakramente befindlichen Abhandlungen über die Ehe, z. B. die von Cölestin V. zusammengestellt hätte.

Der erste Theil handelt, nach einer kurzen Einleitung über den Begriff der Ehe und die Stufen in der ehelichen Verbindung, vom Verlöbnisse.

Er zerfällt in drei Titel, in welchen Begründung, Wirkung und Auflösung des Verlöbnisses näher erörtert werden.

Mit großer Weitläufigkeit ist die Begründung des Verlöbnisses bearbeitet. Der Verfasser hat diesen Titel über mehrere Abschnitte verbreitet, in welchen er die Hindernisse desselben als natürliche, familienrechtliche, civilrechtliche und kirchlich-positive darstellt, sodann auf die Form und Erlaubtheit des Verlöbnisses übergeht und mit den Nebenbestimmungen bei den Verlöbnissen den Titel beschließt. Die vielen

aus dem weltlichen Rechte angeführten Bestimmungen, die theils dem römischen Rechte, theils den einzelnen Landesgesetzen entnommen sind, sind offenbar sowohl für ein zunächst nur für die Zuhörer bestimmtes Lehrbuch, wie für eine Anleitung für den Seelsorger zu weit ausgedehnt. Bei der Form des Verlöbnisses ist der Verfasser sogar auf die ältere Zeit zurückgegangen und hat Beispiele aus Plautus angeführt.

Der zweite Theil behandelt die geschlossene Ehe in drei Titeln, in welchen er von der Eingehung der Ehe, von der Natur und Wirkung der geschlossenen Ehe und von der Auflösung der unvollzogenen Ehe handelt.

Der erste Titel mußte hier in größerer Ausdehnung, als die übrigen behandelt werden, weil er die umfangreiche Lehre von den Ehehindernissen in sich schließt. Er ist deßhalb auch in drei Abschnitten mit mehreren Unterabtheilungen bearbeitet.

Im ersten Abschnitte wird die Ehe in ihrer dreifachen Gliederung als natürliche, bürgerliche und kirchliche Ehe betrachtet.

Der zweite Abschnitt handelt von den Erfordernissen zur Eingehung der Ehe, der dritte von der Beseitigung der Ehe-Hindernisse.

Im zweiten Abschnitte hat der Verfasser, wie früher Bihler in seiner Darstellung der Ehehindernisse im Staate, die Erfordernisse zur Ehe den Hindernissen gegenübergestellt, und letztere von diesem Standpunkte aus richtig als natürliche, bürgerliche und kirchliche, mit der Unterabtheilung in aufschiebende und trennende Ehehindernisse, bezeichnet.

Auffallend ist, daß diese Unterabtheilung S. 257 bei der Aufzählung der bürgerlichen Ehehindernisse nicht durchgeführt ist, während sie doch S. 630 bei der Beseitigung derselben aufgenommen ist.

Bei dieser Eintheilung hätte der Verfasser besser gethan, natürliche Ehehindernisse, wie Impotenz und Wahnsinn, gleich in dem ersten Gliede der natürlichen Erfordernisse zu behan-

deln, statt sie hier nur anzugeben und die Erörterung derselben erst bei den kirchlichen Ehehindernissen nachfolgen zu lassen.

Bei den bürgerlichen Ehehindernissen sind die auf Bayern bezüglichen nicht verarbeitet. Der Verfasser hat es vorgezogen, von S. 262 bis 67 die Verordnung über die Verehelichungs-Bewilligung für die königlichen Staatsdiener, und von S. 269 bis 77 die Gesetze über die Ansässigmachung und Verehelichung in den Text aufzunehmen, welche füglich in einen Anhang zu verweisen gewesen wären.

Auf einen solchen Anhang ist zwar im Werke selbst S. 629 Note 2 hinsichtlich der Bestimmungen des code napoléon titre V du mariage und titre VI du divorce verwiesen, er ist indessen ohngeachtet dieser Verweisung dem Werke nicht beigegeben.

Die kirchlichen Ehehindernisse sind nach der im canonischen Rechte herkömmlichen Weise in aufschiebende und trennende eingetheilt.

Die trennenden Ehehindernisse theilt der Verfasser in drei Klassen, indem er sie entweder aus Mangel an gegenseitiger Einwilligung, oder aus Mangel der Fähigkeit zu den Ehezwecken, oder aus Rücksicht des öffentlichen Wohles ableitet. Einfacher wäre, da jedem Erforderniß zur Ehe ein Mangel an Fähigkeit gegenübersteht, wie der Verfasser weiter oben bemerkt hat, die Durchführung der Eintheilung in Ehehindernisse aus physischer und rechtlicher Unfähigkeit gewesen.

Die aufschiebenden Ehehindernisse sind gleichfalls in drei Klassen getheilt, in solche wegen Einspruches der consensberechtigten Personen, wegen Unwürdigkeit zum Sacramente und wegen äußerer Mängel.

Zu der ersten Klasse rechnet er den Mangel der bürgerlichen und der kirchlichen Licenz, wie den Einspruch der durch entgegenstehendes Versprechen berechtigten Personen.

Zur zweiten Klasse zählt er die Sünde, den Bann und das Interdict, wie die Ehelosigkeit als Strafe.

Der dritten Klasse weist er die Mängel, welche aus der unpassenden Zeit, dem unpassenden Orte und dem Abgange der vollen Oeffentlichkeit und Competenz entstehen, zu.

Mit Recht bemerkt der Verfasser S. 483, der viel bekannte Vers: ecclesiae vetitum, feriae, sponsalia, votum, sei keineswegs geeignet, die zur Zeit noch bestehenden aufschiebenden Ehehindernisse vollständig zu bezeichnen, weil die Hindernisse, welche er unter ecclesiae vetitum begreife nicht namhaft gemacht seien, weßhalb man mit demselben Rechte unter ecclesiae vetitum auch alle im Verse genannten Hindernisse verstehen könne.

Hinsichtlich der älteren Art, die aufschiebenden Ehehindernisse anzugeben, bemerkt der Verfasser S. 482: der heilige Thomas zähle nur zwei aufschiebende Ehehindernisse, ecclesiae vetitum und tempus feriatum, wobei er augenscheinlich alle übrigen, zu seiner Zeit geltenden aufschiebenden Ehehindernisse, z. B. das Verlöbniß, das einfache Gelübde u. s. f. unter dem kirchlichen Einspruche zusammenfasse.

In der Note führt er dabei aus der summa des heiligen Thomas die Verse an: ecclesiae vetitum, nec non tempus feriatum, impediunt fieri, permittunt juncta teneri.

Die Bemerkung, daß hier alle übrigen aufschiebenden Ehehindernisse unter dem kirchlichen Einspruche enthalten seien, ist richtig, dieses Verfahren kömmt aber schon früher, als in der Summa des heiligen Thomas vor.

In Tancred's summa de matrimonio, welche in die Jahre 1210 bis 1213 fällt, sind diese Verse so angegeben: ecclesiae vetitum, nec non tempus feriarum, impediunt fieri, permittunt facta teneri.

Im Werke selbst aber heißt es im Titel 31: de matrimonio contracto contra interdictum ecclesiae et tempore feriarum, von dem kirchlichen Einspruche: sequitur de interdicto ecclesiae: scilicet quando aliquis prohibetur contrahere cum aliqua, quia forte dicitur consanguinea ejus vel affinis, vel sponsa alterius, *vel propter aliquid aliud prohibetur.*

Nach der Aufzählung der trennenden und aufschiebenden Ehehindernisse läßt der Verfasser als dritte Unterabtheilung die Lehre von der Hochzeitsfeier folgen. Er behandelt zuerst die Gebräuche der vorchristlichen Zeit, nämlich die der Juden, Griechen, Römer und Germanen. Hierauf geht er auf die christliche Zeit über, und erörtert die drei nachgebildeten Hochzeitstage, den Johannissegen, die Rückkehr in's Hochzeits-Haus, die Eintragung in die Trauungsmatrikel und die Jubelehe.

Die Hochzeitsgebräuche der Germanen sind zu kurz dargestellt; reichlicheres Material hiefür hätte der Verfasser aus der Schrift Meinhold's über die deutschen Frauen in dem Mittelalter entnehmen können.

Die ganze Unterabtheilung der Hochzeitsfeier steht aber hier, am Ende des zweiten Abschnittes über die Erfordernisse zur Eingehung der Ehe, wo sie zwischen die vorausgehende Aufzählung der Ehehindernisse und den darauf folgenden dritten Abschnitt über die Beseitigung der Ehehindernisse eingeschaltet ist, gewiß am unrechten Platze.

Besser hätte sie der Verfasser mit dem dritten Gliede des ersten Abschnittes, wo er das Ehesacrament behandelt, verbunden.

Gibert hat in seinem großen Werke die Lehre von der priesterlichen Einsegnung an den Anfang desselben gestellt, und auf mehr als dreihundert Seiten weitläufig erörtert.

Der dritte Theil handelt von der vollzogenen Ehe in drei Titeln. Im ersten wird der Vollzug der Ehe durch die wirkliche natürliche Uebergabe besprochen. Im zweiten handelt der Verfasser von der Wirkung der vollzogenen Ehe hinsichtlich des bonum prolis, fidei et sacramenti. Im dritten stellt er die Lehre von der Auflösung der vollzogenen Ehe dar.

Dieser letzte Titel muß schon wegen des in demselben enthaltenen Nullitäts- und Separations-Verfahrens weit größeren Raum einnehmen, als die beiden vorhergehenden.

Der Verfasser hat ihn aber dadurch noch weiter ausgedehnt, daß er die Lösung der vollzogenen Ehe durch den leiblichen Tod in einem eigenen Abschnitte aufgenommen, und das Verfahren bei der Todeserklärung behufs der Wiederverehlichung des zurückgebliebenen Theiles hier erörtert hat. Dieser Abschnitt wäre besser mit dem impedimentum ligaminis verbunden worden, wo S. 324 ohnedieß bemerkt werden mußte, daß es für die vollzogene christliche Ehe keine andere Auflösung gebe, als die durch den Tod.

Mit besonderm Fleiße ist im vorliegenden Werke die Praxis der römischen Curie, wie die der bayerischen und der angränzenden Diöcesen angegeben.

Das Werk würde deßhalb auch gewinnen, wenn es in einer folgenden Auflage nicht mehr den doppelten Zweck verfolgen würde, als Lehrbuch für die Zuhörer und als Anleitung für die Seelsorger gelten zu wollen, sondern mit Weglassung des zu sehr gehäuften historischen Stoffes und der zu vielen Citate aus dem weltlichen und canonischen Rechte vorzugsweise als Anleitung für den Seelsorger bearbeitet würde.

Auch manche Druckfehler, wie Guimaranez statt Guimaraes, Covarruvius statt Covarruvias, Columbria statt Coimbra, Bononia statt Bologna, dürften bei einer zweiten Auflage genauere Berücksichtigung finden.

XVI.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

VIII.

Die zwei Stadien der confessionalistischen Reaction, ihre Stellung und ihre Vertretung.

Alle führten seit jener kritischen Zeit täglich und stündlich das Wort „Autorität" im Munde und in der Feder als die Zauberformel einer bessern Zukunft; sobald es aber zu sagen galt, was damit gemeint sei, warfen sie sich würgengelwüthig aufeinander. Den nächsten Tummelplatz bot der alte Streit über Union und Confession, in welchem die heuchlerisch demagogische Prahlerei der Neuerer des 16. Jahrhunderts vom Gotteswort wider Menschenwort entsprechend sich straft. „Manche Fanatiker des neuen Lutherthums lügen über Union und Reformirte, daß die Balken sich biegen möchten," sagt der gelehrte Superintendent zu Schkeuditz*). Die Frage von der Kirche zieht andererseits wieder die Grenze des ersten und zweiten Stadiums der Reaction mitten durch die

*) Dr. Rud. Stier: unlutherische Thesen. Braunschweig 1854. S. 52.

Reihen der strengen Lutheraner selber; sie liegen sich daher auch untereinander auf's heftigste in den Haaren. Derselbe Gelehrte macht ihnen den unfehlbaren Eindruck davon auf die Andern kurz und gut bemerklich: „Endlich noch das Aergerniß des Zankes unter euch selbst, der bittersten Spaltung euerer allein den guten Kampf kämpfenden Schaar wider einander; wir fragen keck und rund: wie könnt ihr uns zumuthen, da die auserwählte wahre Kirche zu sehen, wo Lutheraner von Lutheranern in Luthers Namen excommunicirt werden, wo die Einen den andern um die Wette das ärgste Papstthum oder die schändlichste Verleugnung vorwerfen."

Die Kluft zwischen Lehre und Leben thut sich in der gegenwärtigen Bewegung mit jedem Schritte wieder mehr auf, in demselben Sinne, wie sie vor dreihundert Jahren einbrach; und in dem Maße, als die Reaction vorschreitet, kehrt sie sich feindlichst gegen ihre eigene Quelle, gegen den mütterlichen Schoos, dem sie ihr ganzes Daseyn verdankt, gegen den Pietismus, auch soweit er von den Landeskirchen sich nicht separirt hat. Die ganze Innere Mission trägt wesentlich pietistischen Charakter; dennoch erklärt Kliefoth: Spener, der eigentliche Vater alles Dessen, was an Positivismus noch vom 18. auf das 19. Jahrhundert überging, „Spener verhalte sich zur lutherischen Kirche wie ein exotisches Gewächs" *). „Schon verklagt man," sagt Stier, „die Spener'sche Schule, sie habe mit kräftigem Irrthum gelehrt, das Heil der Kirche komme mehr aus der Heiligung ihrer Glieder als aus ihrem Halten am Bekenntniß, an reiner Lehre; so habe sie zugleich den werkthätigen Glauben über den rechtfertigenden gesetzt, unser Verdienst um Christus über Christi Verdienst um uns" **). Der eigentliche Pietismus steht demnach ganz außer-

*) Erklärung der theol. Fakultät zu Göttingen 2c. S. 61.

**) Unlutherische Thesen S. 51.

halb der Reaction, welche aus ihm hervorgegangen ist. Ihre beiden Stadien haben wenigstens Eines miteinander gemein, und dieses Eine verstehen sie im Grunde unter der gemeinsamen Unterlage der „reformatorischen Bekenntnisse“: die Sola-fide-Lehre nämlich, obgleich auch diese von neunundneunzig unter hunderten, bewußt oder unbewußt, gar nicht im reformatorischen Sinne aufgefaßt wird. Dennoch wurde die alte Rechtfertigungslehre das Schlagwort der beginnenden Reaction; gerade *sie* aber ward von den Pietisten stets als der fundamentale Widerspruch zwischen Lehre und Leben erkannt und abgeworfen; und aus allen den Gründen, weßhalb der alte Fechtius Spenern das Epitheton beatus verweigerte, ging jetzt dessen Schule nicht in die Bewegung zum Bekenntnisse ein, geschweige denn in die nach der Kirche, an deren statt der Pietismus nur Conventikel anerkennen kann.

Der Ausgang von der vagen Gläubigkeit des Pietismus war weiland in einem angstgespornten blinden Eifer geschehen ohne gebahnten Pfad und ohne festes Ziel. In hellen Haufen rannten sie aus dem zerfallenden Haus, und die Leichtfüßigsten wagten den salto mortale über die beiden im Wege liegenden Abgründe zumal: über die Kluft zwischen der Lehre und dem individuellen Leben und über die Kluft zwischen diesem und dem kirchlichen Daseyn. Eine größere Zahl fand wenigstens die Kraft zum ersten Sprung; aber die Lage beider ist die mißlichste. Diese letzteren, zwischen den beiden Abgründen eingezwängt, sehen mit Entsetzen, daß das zweite Stadium, auf das jene Verwegenen sich hinübergeschwungen, nur ein schmaler Streif ist zwischen der unausgefüllten Kluft von der Kirche und dem — katholischen Land; so sitzen sie beide wie in dem letzten sturmvollen December die Engländer zwischen Sebastopol und Balaclawa. Jämmerlich zerstreut, in sich abgeschnitten und in ein Kothmeer von Inconsequenz, Widersprüchen und Rathlosigkeit versunken präsentirt sich die ganze glänzende Armee, die einst so siegesfreudig auszog ge-

gen den revolutionären Subjektivismus. Besehen wir nur ein paar Beispiele an den nächsten besten der wackern Kämpen. Der kurhessische Kirchendirektor Vilmar, der Marburger Professor Heppe, der Schkeudizer Bischof Stier, der badische Direktor Stern — sie alle sind einst als die herzlichsten Kameraden aus den für ungenügend erkannten Verschanzungen des Pietismus ausgezogen zum Angriffskriege gegen den Rationalismus; und wie stehen sie jetzt zueinander? Vilmar ward durch sein Genie glücklich über beide Abgründe getragen, der Marburger Waffenbruder aber, auf reformirt-confessionellem Boden zurückgeblieben, ist jetzt einer der Beflissensten, ihn der Papisterei zu zeihen, und andererseits war St. Arnaud noch glücklicher als der treffliche Vilmar, denn er starb, ehe es galt, seine hohen Worte in That umzusetzen. Noch weiter als Heppe ist Stier dahintengeblieben; ihm graute schon am Rande der ersten Kluft, und er muß jetzt von den Vernunft-Gläubigen als ein „duldsam Gewordener" sich loben lassen, nachdem er zuvor gleich vielen Andern mehr oder weniger in das „confessionelle Unwesen" sich verirrt habe. Vilmar, der Reformirte und von einem reformirten Landesherrn Bestellte, ist allen Neulutheranern vorangelaufen; der einst so muthige Altlutheraner Stern dagegen ist, „von den Ueberschreitungen der strengen Lutheraner veranlaßt" *), wieder zur Union heimgegangen, will nun in Pfälzer Manier aus der lutherischen und reformirten Kirche Badens eine „dritte" combiniren für die billig denkenden Leute, und schreibt schon Katechismus für sie. Dieß sind ein paar Exempel für Tausende von Fällen.

Was Wunder, wenn im Angesicht solcher Schicksale der haufenweis zum Kampfe gegen den Rationalismus Ausgelaufenen die Zahl derer mit jedem Tage wächst, die eine Ueberwindung desselben und den endgültigen Positivismus

---

*) Allg. Ztg. vom 17. Jan. 1853.

nur mehr von der unmittelbaren Einsprechung Gottes hoffen? So mehren sich täglich die neuen Offenbarungen, und kein protestantischer Kirchen-Winkel ist auf deutschem Boden, wo nicht dieses oder jenes Conventikelchen beisammen säße und sich herzinniglich freute, daß ihm endlich das rechte Bekenntniß und die wahre Kirche direkt und nagelneu vom Himmel zugekommen, und daß es nun nicht mehr fehlen könne, nachdem die telegraphische Offenbarungslinie zwischen dem Throne des Allmächtigen und diesem oder jenem würtembergischen oder andern Oberamtsbezirk hergestellt sei. „Das Heidenthum mit all seinen Götzen," sagt darum der edle W. Menzel, „bietet kaum so viel Carrikirtes dar, als das moderne Sektenwesen in Deutschland, England und Nordamerika. Wie Pilze schießen jede Nacht neue Kirchengemeinschaften auf, Eine immer wunderlicher und phantastischer oder auch abgeschmackter als die andere — eine Superfötation von Saifenblasen, von denen jede die Weltkugel bedeuten möchte, und die alle zusammen doch nur Schaum sind. Ueberblickt man das tolle Treiben so zahlloser Sekten, so gemahnt es uns wie ein ewiger Carneval ohne Ostern. Und doch wird ihm ein Ostern folgen" *).

Diesen neuen Offenbarungen zur Rechten des historischen Bekenntnisses, steht zur Linken desselben der hergebrachte Protestantismus der Vernunftgläubigkeit gegenüber. Gegen ihn zunächst war die ganze Reaction der zwei Stadien gerichtet; sie hat ihm aber bis jetzt so wenig nachhaltigen Abbruch gethan, daß er mit Recht noch immer als die eigentliche protestantische Weltkugel sich zu betrachten scheint. Er weiß seine Lehre nach wie vor im vollständigsten Einklange mit dem faktischen Zustand des religiösen und kirchlichen Lebens im Protestantismus, während die Richtungen der Reaction,

*) Literatur-Blatt vom 18. März 1854.

von demselben losgetrennt, gleichsam in die Luft gestellt sind. Als man sie seit 1848 mit aller Gewalt in jenes Leben herabzuziehen versuchte, fand dieses sich natürlich etwas gedrückt; kaum hat aber seit ein paar Jahren der Druck äußerer Verhältnisse auf das gemeine Leben nachgelassen, so ward auch sofort seine ganze Elasticität entfaltet, und erwiesen, daß es nie aufgehört den principiellen Subjektivisten zu gehören. Diese sind daher neuerdings voll kühnen Muthes wider die „finstern Gesellen," gegen welche die protestantische Welt sich endlich zu erheben beginne. Sie haben auch um so weniger Grund zur Furcht vor der Reaction, als deren erstes Stadium selbst viele der gewichtigsten Namen zählt, welche principiell ihre Gesinnungsgenossen sind, und von ihnen durchaus nur durch ein relatives Maß von Positivismus sich unterscheiden. Dazu gehören die s. g. positiven Unionisten sammt und sonders. Schon vor Jahr und Tag erklärten daher die Subjektivisten: es sei unwahr und nur auf Zwietracht berechnet, „daß wir zu Männern wie Nitzsch, Ullmann und Neander im Gegensatz stehen, während es sich bekanntermaßen nur um eine engere oder weitere Anwendung derselben evangelischen Grundsätze handelt" *). Die Losung dieser gemeinsamen Grundsätze heißt: Bibel für Confession! „Schlechthin frei von aller Menschen-Autorität in Sachen des Heils, wollen wir nur die sich selbst auslegende Schrift, keine außerhalb der Schrift liegende authentische Norm ihrer Auslegung" — so lautet wörtlich das Programm des Hauptorgans der Subjektivisten, der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung," und mit diesem Programm gewinnt sie täglich an Gewicht und Ausbreitung, während die sämmtlichen Organe der buntscheckigen Reaction verlieren. Der Protestantismus, sagen jene, sind wir, und er ist Eins mit der ganzen Civilisation; er weht an den

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 7. Jan. 1854.

Webstühlen der Industrie so gut, als er auf der Kanzel predigt und in unsere Zeitung schreibt. „Wer den Protestantismus vernichten will," trotzten sie zum jüngsten Neujahr der Reaction in's Gesicht, „der muß ihn an allen Punkten des Lebens zugleich vernichten, wer ihn einfangen will, der muß das ganze Leben auf einmal einfangen; und wenn es gelingen könnte, ihn je aus der Kirche ganz zu verbannen, so würde einmal das Reich Gottes eine Weile ganz außerhalb der Kirche seyn."

Diese stolze Sprache kennen wir; sie ist wirklich die Muttersprache jenes populären Protestantismus, den das 18. Jahrhundert an das 19. überliefert hat, und dem das Leben in der That angehört, nur nicht ohne Ausnahme. Noch immer mißliebig in den souverainen und andern Höhen der politischen Reaction steht er dennoch kühn da auf breitester Basis materiellen und geistigen Succurses. Sein Hauptorgan ragt wahrlich wie eine Felsenburg über die ärmlichen Hütten der kirchlichen Journale anderer Richtungen hervor. Mit Energie und Takt redigirt, erfreut es sich offenbar der ausgebreitetsten Verbindungen, der tüchtigsten Mitarbeiter und überhaupt des regsten Interesses bei seiner großen Partei. Ueber alles Katholische lügt es mit Jedem in die Wette. Muthige Consequenz ist ihm nicht abzusprechen, ebensowenig reiche Manigfaltigkeit in ziemlich natürlicher Sprache und viel gesunder Menschenverstand, ein rarer Artikel bei mehr als Einem Organ der positiven Richtungen. Und zum Neujahr kündigt das Journal nun auch noch eine Reihe neuer Namen von bedeutendstem Gewichte an, die sich ihm zur Vertheidigung seines Protestantismus verschrieben, als: Gervinus, J. Grimm, Ewald, Häusser, Schlosser, Schubert, Braniß, Fichte rc.

Stehen alle unsere katholischen Sympathien gegen die Organe der principiellen Subjektivisten, unser natürlicher Geschmack aber relativ für sie, so ist es bei den manigfalti

Partei-Organen der Reaction umgekehrt. Dennoch haben wir uns vom religiösen Interesse zwingen und uns die Qual aufladen lassen, einen guten Theil derselben seit ein paar Jahren regelmäßig zu lesen. Denn es ist dieß unläugbar der einzige Weg, sich in dem Labyrinth der neuesten protestantischen Entwicklung zu orientiren; selbstständige Werke einzelner Parteiführer setzen diese Orientirung natürlich bereits voraus. Bis sie einmal gewonnen ist, gibt es nichts Peinlicheres für einen Katholiken als die Lektüre einer Kirchenzeitung der protestantischen Reaction. Die innere Unklarheit wird nur übertroffen durch die Unnatur der äußern Darstellung, und dabei ist noch in der Regel jedes zehnte Wort ein Biß nach irgend einer andern Partei. Unklarheit und Unnatur hinter pseudophilosophischer Spiegelfechterei versteckt und in grauenhafter Terminologie ausgedrückt, steigern sich in dem Maße, als ein Journal auf einer niedrigern Reactions-Stufe steht. Am erträglichsten sind demnach die Blätter des zweiten Stadiums, die bereits nach einer realen historischen Kirche ringen, ja sie ziehen stellenweise den katholischen Leser wie liebe Freundesworte an. Andererseits ist ihnen aber doch wieder die natürliche Consequenz und Bestimmtheit, wenn sie nicht geradezu katholisch reden wollen — und das dürfen sie bei Leib und Leben nicht — abgeschnitten, und durch solche Lücken stürzt immer wieder der hohle Bibelphrasen- und anderer Pomp in Strömen herein. Die nächst niedere Stufe, welche mit ihrem Gedankending von einer Bekenntniß-Kirche an der Grenze beider Stadien steht, und auf der z. B. die Erlanger „Zeitschrift" als ihrer „richtigen Mitte" ruht, hat selbstverständlich bereits noch mehr Lücken mit Phrasen-Material auszufüllen, und hier beginnt das, was Ströbel als „unaussprechliche Armseligkeit und geistreiche Dummheit der neuern gläubigen Theologie" charakterisirt. Von da eine Stufe weiter hinab reicht man schon bis in die Mitte des ersten Stadiums, wo „die Herren der Innern Mission sprechen, als könnten sie kein Deutsch

mehr," wie das Braunschweig'sche „Kirchenblatt" sagt*); Daneben grassiren im ganzen Stadium die Tendenz-Produktionen im puritanischen Postillen-Style, so daß kein Wunder wäre, wenn sie die gläubigen Leser bald wieder zu der göttlichen Tendenzlosigkeit des Bocaccio, des Le Sage und des Cervantes hinüberjagten, wie die Allg. Ztg. jüngst prophezeite. Wo endlich alles Andere nicht mehr genugsam zudeckt und die innere Unsicherheit verschleiert, da fallen die Dunst-Wolken des pietistisch-geistlichen Geschwätzes ein, das mit dem Publikum umgeht wie die bezahlte Kindsmagd mit dem heulenden Sechswöchner. Die „Kirchenzeitung" Hengstenberg's, die „Monatsblätter" Gelzer's, die Darmstädter „Kirchenzeitung," wo sie gerade nicht Gift und Galle speit, alle greifen mehr oder minder auch zu diesem Genre. Unausstehlicher als jede andere studierte Koketterie, abgeschmackte Verzerrung der Natur und heuchlerische Verstellung muß dem geraden Manne diese miauende Süßelei seyn, die hier die Religion schändet statt sie zu feiern. Man lese nur z. B. in dem sonst so wackern Halle'schen „Volksblatt" so manche Berichte über Pastoral- und andere Conferenzen, wo der „liebe theure Bruder Knack" auf der Kanzel steht, und „der Geist Gottes selber sein Wort auslegt und mit ächtevangelischem Zeugniß die Herzen zerschlägt," oder der „liebe Stahl, dem die Gelehrsamkeit kein Hinderniß ist, weil er ein einfältiges Auge hat und ein demüthiges Kinderherz!" Man braucht über solchen Verzückungen gar nicht mehr hinabzusteigen zu den „Gesalbten," die „in ihren Versöhner hineinfahren mit einer Liebe bis zum Aufessen," und denen „das Lamm, wenn sie sich zur Ruhe legen, Oberbett und Unterbett und Kissen und Alles ist"**).

Summa: betrachtet man die Ausgestaltung der prote-

---

*) Vgl. Dr. Merz in den Studien und Kritiken 1854. II, 402.

**) Nürnberger evang.-luth. K.-Z. vom 28. Dec. 1854.

stantischen Reaction nach Innen und ihre Vertretung nach Außen, den endlosen Krieg Aller gegen Alle und die Art seiner Führung: so wird man sich über das jubelnde Pochen des Subjektivisten-Organs zum neuen Jahre 1855 nicht mehr wundern können. Geht es doch bei dem Anblick selbst unsereinem wie ein Mühlrad im Kopfe um, geschweige denn einem zu bekehrenden jungen oder alten Rationalisten.

IX.

Die Reaction in ihrem Verhältniß zur Schule und zum Volke.

Fragt man nach den Trägern der protestantischen Reaction, so sind diese neben vielen hochgestellten Laien der Mehrzahl nach allerdings gelernte Theologen, aber weitaus zumeist Männer der praktischen Seelsorge, nur in einzelnen Ausnahmefällen Männer der theologischen Schule. Beweist dieser Umstand einerseits für die durch die Zustände von unten herauf erzwungene Genesis der Reaction, so steht er andererseits in merkwürdigem Gegensatze zu der seit vierzig Jahren in Deutschland verlaufenden katholischen Wiedergeburt. Hier ging die theologische Schule mit ihrer eigenen Regeneration voran, und fand sich so wieder in das intakt gebliebene Leben des kirchlichen Volkes; sie war und ist das reagirende Element, und hier gilt allerdings der sehnsüchtige Ausspruch der Erlanger: „die Wissenschaft sucht die Wahrheit, die Kirche existirt nicht, außer wenn sie sie hat." Dort dagegen steht die Reaction zwischen dem abgefallenen Leben und der selbstherrischen theologischen Schule. Diese ist als solche nicht in sie eingegangen, ja selbst in einzelnen Persönlichkeiten nur höchst sporadisch. Dort also steht die Reaction außer-

halb der Schule. Wohl hat letztere in der ursprünglichen Richtung nach dem Bekenntniß zum Theil bis auf eine gewisse Linie sich mitschleppen lassen; aber auch dieß nur unter einer Voraussetzung, die deutlich genug beweist, daß sie selber höchste Autorität für sich seyn will, wie sie es denn stets gewesen, seitdem ihr Doktor von 1517 es war. Seitdem ist allerdings „das Verhältniß der Wissenschaft zur Kirche von jeher ein gespanntes gewesen", wie die Erlanger klagen, und „das Verhältniß zwischen Kirche und Theologie nicht ein einseitiges, sondern nur ein wechselseitiges", d. i. beide wenigstens gleichberechtigt, coordinirt, wie die Göttinger verlangen *).

So kämpft also hier die Schule als solche, als protestantische, um ihre Existenz, wenn sie gegen die zwei Ziele der Reaction ankämpft. Denn deren Ziele gehen in beiden Stadien eben auf eine Autorität aus, die nicht das erfahrungsmäßig so ungemein wandelbare Wesen der theologischen Schule wäre, und ihrem alterirenden Einfluß entzogen bliebe. Schon das erste Stadium betritt die Schule daher nur unter Vorbehalt zeitgemäßer Revision der Symbole, und indem sie die Bibel, d. i. sich selber, stets über dem geschriebenen Bekenntniß hält; das Ziel des zweiten Stadiums aber, die Autorität einer realen Kirche, ist ihr der vollendete papistische Gräuel. Kurz, die Vorstellung von einer artikulirten, unveränderlichen und zu allen Zeiten gleichen Wahrheit ist dieser Schule unerträglich, und jede Autorität, welche sie sich nicht selber wäre, gleich ihrem unterschriebenen Todesurtheil. Man sieht auch leicht ein, daß in der That die jenseitige theologische Schule nicht mehr sie selber wäre, wenn sie einer objektiven Autorität sich unterwerfen müßte.

Solche Unterwerfung wird aber der Schule von der

---

*) Erlanger „Zeitschrift", Juli 1854. S. 31 ff.

Reaction wirklich unumwunden zugemuthet. Und welches soll nun die objektive Autorität seyn? In der katholischen Kirche ist die Frage bekanntlich unmöglich; der protestantischen Schule aber gegenüber hat die ganze Reaction die Antwort auf diese Frage heute noch nicht gefunden. Sie kann wohl sagen: höre die Kirche! Die Schule aber erwidert mit Recht: ach! diese „Kirche" — was für unterschiedliche Sprache hat sie nicht schon geführt, heute so und morgen das Widerspiel? Wir Fakultäten dagegen haben „das Amt zu prüfen unbeirrt von vergänglichen Moderichtungen (der Kirche!) und subjektiven Kirchen-Idealen, namentlich bei solchem bunten Wandel und Wechsel, der in angeblich kirchlichem Geiste, nach momentanen Neigungen, um nicht zu sagen subjektiven Einfällen, die lutherische Kirche zu modelliren wagt, in Wahrheit aber das Spaltungswerk des Subjektivismus nur in einer neuen Rolle fortführt; die theologischen Fakultäten können nicht dazu daseyn, jedem Wind der Lehre und Zeitströmung zu folgen, nenne sie sich in dem einen Jahrhundert die allein vernünftige, oder trete sie in dem andern als Neulutherthum unter dem geborgten Namen unseres großen Reformators auf." Wörtlich so beantwortete die Göttinger Fakultät jene Zumuthung der Pastoren-Conferenz zu Stade *), und solche Antwort ist für die erwünschte Autorität unläugbar fatal.

Dieser noch des weitern zu notirende Streit zwischen der alma mater zu Göttingen und ihren ungebärdigen Zöglingen, den Pastoren der Herzogthümer Bremen und Verden, bietet überhaupt interessante Tableaux über die Stellung der protestantischen Fakultäten zur Autorität. Durch wen spricht sie denn gegenwärtig? fragten die illustren Professoren, und die Herren Pastoren antworteten demüthiglich:

*) Denkschrift der Göttinger-Fakultät rc. zur Wahrung der evang. Lehrfreiheit an d. k. Universitäts-Kuratorium. Göttingen 1854.

durch — uns! Da haben wir's ja, erwiderte die Fakultät; „hat das 17te Jahrhundert uns eine Theologen-Kirche gezeigt, so legt eine Partei es nun auf eine Geistlichkeits-Kirche an"; und als ihre „Denkschrift" den Pastoren derb den Text las, bedankten sich die Subjektivisten in Berlin: „es sei Einem ordentlich leicht um's Herz, daß doch wieder eine ganze theologische Fakultät zusammentritt, um der Selbstständigkeit der Wissenschaft Zeugniß zu geben gegen die priesterlichen Anmaßungen." Freilich sagen die Pastoren: wir reden ja nicht aus uns, sondern aus dem Bekenntniß, „an das Bekenntniß wollen wir binden"! Allein die Fakultät fragt entgegen: Anders redet die pfälzische Union aus dem Bekenntniß, anders die mecklenburgische Kirche, anders die rationalistische Majorität in Sachsen, anders der Berliner Oberkirchenrath u. s. w.; wo nun ist die Autorität für uns? Ihr sagt: in Hannover! Allein erstens ist hier die Berechtigung des exclusiven Lutherthums mehr als zweifelhaft, da das Verfassungs-Gesetz nur eine „evangelische Landeskirche" kennt, und „zudem, wollte man die theologischen Fakultäten, die als integrirende Glieder der deutschen Universitäten an der Universalität ihrer Bedeutung participiren, in den Gesichts-Kreis einer Provinz, oder eines Landes, oder gar einer Zeit-Richtung einbannen, so hieße das nicht bloß ihnen schaden, sondern es käme das ihrer Verwandlung in kirchliche Special-Schulen gleich."

Man wird der Fakultät bei dem besten Willen nicht Unrecht geben können. Die theologische Schule an sich ist ebenso wandelbar, aber auch ebenso universaler Natur wie die Intelligenz; als unwandelbare Autorität kann nur eine Potenz sich ihr vorstellen, die universell im eminentesten Sinne ist, und ihre göttliche Vollmacht dadurch erhärtet, daß sie zu allen Zeiten und aller Orten sich gleich blieb und bleibt. Auf protestantischem Boden sieht die Schule nirgends eine solche Potenz über sich. Was man ihr als solche vorstellt, ist in der

That nur die in einem gewissen Territorium, noch dazu vorübergehend, wie die Geschichte erweist, herrschende Lehransicht, und die Schule beklagt sich mit Grund, daß man überhaupt das einst durch den Pietismus gesprengte Territorial-System nun wieder in Aufnahme, insbesondere aber gegen sie in Anwendung bringen wolle*). Einem solchen territorialen Lehrinhalt müßte gewiß alle freie Bewegung um so mehr mangeln, als ihm mit der Universalität auch die Tradition und die Geschichte abgeht; und was er der Wissenschaft zumuthen kann, ist wirklich nichts anderes, als „der klägliche Dienst der bloßen Reproduktion eines fix und fertig gegebenen und abgeschlossenen Wahrheitsinhalts." In solcher Stagnation verfaulte die orthodoxe Theologie des 17ten Jahrhunderts; und wenn in Schweden, wo sie bis zur Stunde fortvegetirt, es auf das todmüde deutsche Auge einen wohlthuenden Eindruck macht, hier noch „das auf kirchliches Bekenntniß fest basirte Leben eine Macht über dem unruhigen Suchen und Forschen der Wissenschaft" behaupten zu sehen: so thut doch andererseits die unverkennbare „geistliche Erstarrung" nur um so weher**). Es ist aber in Wahrheit nichts Anderes, als der demokratisirte Territorialstyl, wenn die Stader Pastoren ihre Fakultät anschnauzen: „wir können uns zu der Monstrosität unserer Zeit, die theologische Wissenschaft von den kirchlichen Bekenntnissen zu emancipiren, nicht bekennen, sondern halten dafür, daß die Professoren der Theologie nicht über, sondern unter dem Bekenntniß stehen müssen; weil wir lutherisch glauben, so muß auch, soweit unsere Kirche reicht, die Universitäten eingeschlossen, lutherisch bekannt und gelehrt werden, nach diesem Grundsatz hat auch unsere Kirche, so lange sie wachte, allezeit verfahren."

---

*) „Erklärung d. theol. Fakultät zu Göttingen" rc. (d. i. die Vertheidigung der „Denkschrift") S. 61 ff.

**) Gelzer's protestant. Monatsblätter Oct. 1854. S. 240.

Und die Stader vergessen nicht, auch gleich zu erinnern, wie es im 16ten Jahrhundert den kryptocalvinischen Professoren zu Wittenberg ergangen *), die bekanntlich ausgejagt, oder im zehnjährigen Kerker geworfen wurden, oder im Wahnsinn des Gefängnisses starben, während ihr Meister, Kanzler Crell, auf dem Schaffot verblutete. So erblicken denn natürlich die Fakultäten neben dem Territorialismus den — Terrorismus!

Aber auch das Unmögliche angenommen, daß einmal ein allgemeines „Bekenntniß der Kirche“ drüben in Existenz träte: so könnte diese „Kirche“ doch nie Unfehlbarkeit, also auch ihr „Bekenntniß“ nicht Unwandelbarkeit ansprechen. Denn deßhalb eben trennte sie sich ja von der alten Mutterkirche, weil letztere ihre Irrthumslosigkeit behauptete. Sind aber Kirche und Bekenntniß stets irrthumsfähig, wie die Schule eben auch, so ist gar nicht abzusehen, warum diese in jenen eine Autorität über sich anerkennen soll. Sie sind vielmehr offenbar gleichberechtigte Autoritäten, und wenn jeder Bibelleser sich selber Autorität ist, warum sollte es nicht auch die Schule sich seyn? Die Fakultät steht daher auf ächt reformatorischem Boden, wenn sie in der „Denkschrift“ den Pastoren vorhält: „die Verläugnung oder Bestreitung der evangelischen Lehrfreiheit könne im Princip nur eine Verläugnung der evangelischen Kirche selbst heißen.“ Es war, fährt sie fort, „nach der katholischen Beantwortung,“ daß „die Frage, wie zu glauben sei und warum? die Kirche zu einer Hoheit und infallibeln Autorität steigerte, die sich an die Stelle Christi und seines Wortes setzte . . . wo daher bei uns ähnliche Grundsätze über die Autorität der evangelischen Kirche z. B. in der Schrifterklärung herrschend würden, da müßten auch die Folgen dieselben werden, nur daß eine katholisirende Ausbildung des Dogma von der Kirche und ihrer Autorität

*) Hannover. Ztg. 1854. Num. 11.

auf dem Grund der Reformation und ihres Glaubensprincips auch etwas Monstroses wäre, das an seiner innern Haltungslosigkeit erliegen, oder aber, um Consistenz zu gewinnen, auch zur Verläugnung der Reformation und ihres evangelischen Glaubensprincips in Kraft angeblicher Kirchlichkeit fortschreiten müßte."

Die Fakultät verdammt hiemit nicht nur das zweite Stadium der Reaction, sie widerredet vielmehr aller und jeder äußern objektiven Autorität; sie sagt ausdrücklich: „es kann der evangelischen Kirche, solange sie bestehen will, nicht erspart werden, statt auf menschliche Autorität und eine erdichtete Infallibilität — auf Gott und seinen immer mehr in alle Wahrheit führenden Geist zu vertrauen." Das wäre also für die Kirche sowohl als für die Schule die sogenannte innere Autorität. „Der Protestantismus in seinem Grunddogma von der Rechtfertigung kann auf geistigem innerlichem Gebiet nur die vor dem Gewissen sich rechtfertigende göttliche Autorität der ewigen Offenbarung anerkennen, darum gilt er dem Katholicismus für revolutionär" — hatte das Organ der Heidelberger schon im J. 1852 erklärt, zugleich aber eingestanden, daß „bei jetziger Weltlage" die größte Gefahr sei, auch auf evangelischem Gebiet überall die „absolute äußere Autorität" geltend gemacht zu sehen. Denn „Ruhe suche das zerfahrene, hin- und hergerissene Subjekt, Ruhe, historischen Beweis, imponirende Größe und Allgemeinheit, eine durch Jahrtausende erhaltene Autorität biete die Kirche dem, welcher der Revolution und des Zwiespalts müde Autorität sucht;" und „gelingt es nun vollends, auf den Höhen des Lebens, bei den Machthabern oder Diplomaten, oder den einflußreichen Kreuzrittern die protestantischen Principien und reformatorischen Motive als revolutionär und demokratisch zu verdächtigen und so eine polizeiliche mißtrauische Wachsamkeit auch gegen die theologische Wissenschaft zu organisiren — dann

wehe der evangelischen, die Kirche erhaltenden geistigen Freiheit" *)!

Mit den ersten Zügen dieses Windes nun ward allerdings eine Schwenkung der Fakultäten bemerklich; einige betraten in der That das erste Stadium der Reaction, andere wurden wenigstens etwas vorsichtiger. Aber auch jene traten auf, als wenn sie auf Eiern tanzten; denn auch in der Richtung nach dem Bekenntniß hatte man doch stets die innere Autorität gegen dasselbe und gegen das Andringen der äußern zu wahren. Das zweite Stadium, auf dem die innere Autorität unweigerlich und absolut an eine vorerst freilich noch nicht existirende äußere, oder wenn man will an das „Bekenntniß der Kirche," abgegeben werden muß, dieses Stadium mieden alle Fakultäten ohne Ausnahme, wenn auch einzelne Professoren kopfüber voranstürzten, bis sie mit der Nase an die römisch-katholischen Grenzpfähle stießen. Derlei Unfälle passirten namentlich in Leipzig und Rostock. Erlangen, das bekenntnißtreue, dem z. B. die hannover'schen Lutheraner noch immer ihre Söhne in's Studium schicken, hart vorbei an den hochberühmten Inscriptionszetteln der bösen Unionisten zu Göttingen, selbst Erlangen hat sich fein säuberlich auf der „richtigen Mitte" gehalten, und steht vor dem zweiten Stadium der eigenen Reaction nicht so fast wie Herkules am Scheidewege, als wie eines der menschenfreundlichsten Geschöpfe Gottes vor'm Berge. Die von Rechtswegen strenglutherischen Fakultäten sind mit diesen dreien schon zu Ende. Auch sie sind nicht einmal rein confessionell, geschweige denn neulutherisch, und die Göttinger halten den Eiferern von Stade mit Grund vor: wenn man ihre (der Professoren zu Göttingen) Werke und die gesinnungsverwandter Theologen „aus dem Bereiche lutherischer Wissen-

*) Darmst. K.-Z. 1852. XII, 1569 ff., 1585.

schaft hinausweisen wollte und alle im gleichen Geiste gearbeiteten Leistungen der neuern Theologie nicht mehr der lutherischen Theologie und Kirche angehörten, so sänke diese letztere zu einer erschreckenden Armseligkeit herab, und auch die Erlanger Theologen würden bei einer solchen Sichtung wenig Gnade finden." Denn, bekenntnißtreu nach bestem Wissen und Gewissen, haben sie doch in ihren Büchern mitunter schon die allergräulichsten Ketzereien gelehrt.

Um so getrostern Herzens konnten, mit Vorbehalt ihrer „innern" Autorität, die großen Unionsschulen von Berlin, Göttingen und Heidelberg mit ihrer Obedienz zu Halle, Königsberg, Breslau und Bonn eine Bewegung nach dem Bekenntniß hin wagen. Sie thaten es aber mit bedeutsamem Unterschied. Im Ganzen sind die preußischen Fakultäten fast am weitesten vorgerückt. Wohl sitzen in Berlin und Halle rc. Männer wie Nitzsch und Julius Müller, bei den Subjektivisten gerne gesehen und einer Positivirung der negativen Union nach Pfälzer-Brauch als Ideal nachjagend; aber was hier in schärfster Ausprägung bereits eher Ausnahme ist, ist in Göttingen und Heidelberg Regel. Und hart neben ihnen wirkt die mächtige buchstabengläubige Richtung, mit dem Hauptsitz in Berlin und dem Namen von Dr. Hengstenberg, welche im Falle des Könnens wenig Federlesens mit den Gegnern der Forderung machen würde, „als habe die Wissenschaft nach irgend einem Positiven in Staat oder in Kirche sich zu modificiren," wie der Nichttheologe Prof. Böckh in der großen Berliner Festrede von 1853 spöttelte, und seitdem alljährlich ein anderer Festredner ähnlichen Protest einlegt. Nicht einmal die Fakultät der berühmten Georgia Augusta würde Gnade vor den Augen jener Richtung finden, wenn sie jetzt auch noch so eifrig die Conföderation empfiehlt, da die Zeit der negativen nivellirenden Unionsperiode nun einmal vorbei sei. Göttingen ist doch immer noch zu sehr die Zukunfts-Kirchen-Schule der faktischen Union. Von Heidelberg, das

lieber heute als morgen in Pfälzer-Weise aus Lutherthum und Calvinismus ein „Drittes" combinirte zur „Beruhigung billig denkender Leute" und dieses „Dritte" als wahre Kirche polizeilich handhabte — von Heidelberg weiß Pastor Zittel daselbst recht wohl, wie es da erginge, wenn auch nur die preußischen Unions-Lutheraner siegten. Sämmtliche Mitglieder der theologischen Fakultät, sagt er, kaum Einen ausgenommen, hätten Absetzung und Excommunikation zu gewärtigen; „ja sogar schon um's Brod gebrachte Pfarrerfamilien," je acht bis zehn unschuldige Kinder auf Einen Mann, führt er den geängstigten Blicken der Leser vor. Augenblicklich käme dann die Reihe der Absetzung und Excommunikation an die Sieger selbst, wenn hinwieder die Erlanger Altlutheraner Meister würden*); und die Erlanger selber müßten über die Klinge springen, wenn die zerstreuten neulutherischen Theologen zu befehlen hätten. So vertheilen sich die Stufen der protestantischen Reaction sehr manigfaltig über die Schule, alle aber, nur mit Ausnahme der Neulutheraner, finden sich brüderlich vereint in der Innern Mission, von Hengstenberg bis Müller und Schenkel.

Etwas Reaction ist wirklich fast überall in der Schule; und wo nichts davon in ihr ist, da gehen die Dinge eben ohne sie ihren Gang. Die Pastoren von ihrem praktischen Standpunkte aus laufen der Fakultät allenthalben einen starken Schritt voraus zum Bekenntniß oder je nach Umständen gar nach einer Kirche, die des Namens werth wäre, und aus ihrem Praktikum heraus haben sie sich da und dort schon Dinge erlaubt, die in den Augen der gelehrten Herren, ihrer eigenen Lehrer, als Ungezogenheiten einer Revolution neuester Façon erscheinen müssen. Schon vor zwei Jahren wollte man bemerken, daß es für die Hegel'sche Richtung selbst in

*) Darmst. K.-Z. vom 18. Febr. 1854.

Tübingen nicht mehr recht geheuer sei, und doch hat man hier nur mit Pietisten zu thun. In Marburg wartet man sehnsüchtiger als irgendwo im Hessenlande, daß das „tendenziöse Christianisiren“ der Hrn. Hassenpflug und Vilmar ihnen endlich bei Hof den Hals brechen werde. Ihre Reaction zweiten Stadiums hat die Gegenfüßler in der Fakultät, ihre Stütze unter den Pastoren. Erst noch vor zwei Jahren processirte Prof. G. mit der „Kasseler Zeitung,“ die ihn als einen Mann bezeichnete, „der es sich zur eigensten Lebensaufgabe gemacht habe, die heilige Schrift als ein menschliches Machwerk, als die Bearbeitung einer jüdischen Volkssage voll von unsinnigen Widersprüchen darzustellen“ *). In Gießen wirkt Dr Credner, der gefeierte Held der Berliner „protestant. Kirchenzeitung,“ und wenn die Reaction etwas recht Abscheuliches bezeichnen will, so nennt sie Gießen und Jena. Es ist erst einige Monate her, daß eine großherzoglich-hessische Pastoren-Conferenz, unter tiefstem oberstpolizeilichen Mißfallen über solche Insubordination und unter dem Wuthgeheul der Subjektivisten wider diese „lutherischen Jungen,“ gegen Credner's Katheder förmlichst und feierlichst bei hohem Ministerio protestirte. Gleiches war damals auch für Jena im Gange.

In beiden Fällen erhoben sich die Männer der praktischen Seelsorge gegen Subjektivisten und Rationalisten der Schule; anders war es bei ihrem Protest gegen die Fakultät zu Göttingen, als die Stader-Conferenz im Herbst 1853 das Kirchenregiment auf das „schreiende Mißverhältniß“ wies, daß alle theologischen Professoren daselbst der Union angehörten. Dieser Streit hat großes Interesse, weil er geradezu ein Kampf zwischen dem zweiten und dem ersten Stadium der Reaction selber ist; wir werden deßhalb noch öfter auf ihn zurückkommen, wie er in den Adressen gröbsten Kalibers

*) Allg. Ztg. vom 7. Jan., 17. Jan., 26. Jan. 1853.

von Seite der Pastoren und in den beiden Denkschriften der Fakultät sich fortgesponnen hat.

Die Göttinger läugnen nicht, daß „wir in einer Revision der kirchlichen Dinge begriffen sind." Aber Luther, sagen sie, hat „in edler Demuth auf einen fertigen Leib für die Kirche verzichtet, und wir glauben nicht, daß jetzt schon die Zeit dazu gekommen sei," sowenig als jetzt die Zeit ist zum Bekenntniß-Machen; sondern durch den freiwilligen Dienst der J. M, durch aufopferungsfähige „Diakonie" müsse man nun die Kirche wieder sammeln*). Nichts, nichts! rufen die Pastoren; was sie wollen ist das — objektive Amt einer realen Kirche. Man sieht hier recht deutlich den Gegensatz der innern Autorität und der äußern Autorität. Mittelst jener hat die Schule sich selbst an die Stelle der Kirche gesetzt, und es ist eine seit sechs Jahren überlaut gewordene Klage, daß dadurch Kirche und Leben völlig getrennt worden**). Der gemeine Mann verstand die Schule nicht, der Gebildete bedurfte ihrer nicht vermöge seiner eigenen „innern Autorität." Das soll nun anders werden durch die äußere Autorität einer realen Kirche, wie die Pastoren wollen. Aber die Schule hat doch auch nicht Unrecht, wenn sie droht: mit dieser Reaction, und anders als durch die bittende Liebe der Diakonie und die schmeichelnden Gründe des Katheders, kurz mit der Gewalt eures Amtes werdet ihr erst Alles verderben, denn die

---

*) S. die „Erklärung d. theol. Fakultät" rc.

**) So entschuldigt Dr. Leo z. B. die Sektirerei der schwedischen „Läsare": „Es ist ein Hauptschade, mit dem wir Protestanten geschlagen sind, daß sich die Theologie so vorwiegend an die Stelle der Religion, die Schule so mächtig an die Stelle der Kirche geschoben hat, und der protestantischen Welt sind vorzüglich deßhalb jene Erscheinungen eigen, daß das Volk bald hier bald dort der Theologie zürnt, und sein Glaubensleben allein in die Hand nimmt und naturalisirend gewissermaßen zu pflegen sucht." — Halle'sches „Volksblatt" vom 28. Dec. 1853.

dummen Bauern habt ihr ohnehin, die Gescheidtern aber werden dann erst gar nichts mehr von uns und euch wissen wollen! — Um, sagt die „Denkschrift" der Göttinger, die jungen Theologen gegen den Unglauben zu wappnen, sei ganz Anderes nöthig, als sie „gegen die gesammte Culturwelt abzuschließen in alterthümelnder Restauration oder gar Uncultur." Denn „wir sind tief von der Ueberzeugung durchdrungen, es werde zum schweren Unheil der Kirche und zu einer nicht fernen furchtbaren Reaction des Unglaubens ausschlagen, wenn die Kluft zwischen dem Volk und seiner Kirche, zwischen der gesammten Welt der Bildung und den Vertretern des geistlichen Amtes sich immer schroffer aufthut. Der Unglaube findet am besten seine Rechnung, wenn durch den angezündeten Streit es dahin gebracht ist, daß selbst suchende redlichen Gemüther irre gemacht werden, und nicht mehr wissen, an was sie sich halten sollen; und das Unseligste ist, daß die neulutherische Richtung nicht sieht, wie sie durch diese Steigerung der klerikalen Ansprüche, durch diese Feindschaft gegen die wissenschaftliche Theologie, durch solche Absperrung in einen todten Traditionalismus die Kluft immer tiefer gräbt, welche leider noch fast den ganzen sogenannten gebildeten Theil des Volkes nicht bloß von dem Pastor, sondern auch von der Kirche scheidet."

Kurz, die Fakultät bleibt dabei: um Alles willen! nur mit der göttlichen Vollmacht des Amtes, nur mit den übernatürlichen Gewalten der Kirche Christi dürfe man jetzt der protestantischen Welt nicht kommen, dazu gehöre erst noch eine lange Vorbereitung durch alle natürlichen Mittel, sich lehrfähig, interessant, angenehm und nützlich zu machen *).

*) Je raffinirter die heidnische Gesinnung in unsern Tagen mit dem Geistesleben sich verwebt hat, „desto unwirksamer bleibt die bloße Aeußerlichkeit des Gesetzes, desto mehr muß das Evangelium die Macht seiner Wunder offenbaren." Darum beklagen die Göttinger so sehr, daß der Ruf zur Innern Mission einen so abstoßenden Widerhall im andern Lager erfahren, und zwar nicht etwa durch

Ein furchtbareres Zeugniß über die protestantischen Zustände könnte gewiß nicht leicht erfunden werden! Es fragt sich nur, ob die Erfolge der Reaction der beiden Stadien dem Volke gegenüber diese Ansicht bestätigen? Wir könnten wirklich nur zu viele leider! scharf bejahenden Daten anführen, wollen uns aber selber das schmerzliche Geschäft ersparen. In Einem Punkte jedoch können wir nicht umhin, der Fakultät entschieden beizustimmen: die ganze Reaction ist übereilt, und ein furchtbarer Rückschlag deßhalb unausbleiblich. Dem Pastorat selber steht sie zum weitaus größten Theile an wie Wasserstiefel dem Windhund; dasselbe ist nur zu häufig mitten aus dem Rationalismus in die Reaction hineingekommen, wie Pontius in's Credo, und weiß heute noch nicht wie und wozu. Hier ist ein Zeitgeist so viel werth wie der andere. Wahrwerden der Reaction im Pastorat müßte gleich seyn ihrem Erfolg im Volke, wenigstens im gemeinen. Nun aber klagt z. B. Prof. Palmer: der auffallende häufige Uebergang vom Rationalismus zum Confessionalismus errege ihm zwar Freude, die aber keineswegs immer ungetheilt sei, vielmehr sich hier und da mit Besorgniß, selbst mit Trauer verbinde; denn jener Uebergang sei öfters ein Eilen ohne wahre Vermittlung von der Linken zur äußersten Rechten, keineswegs ein natürlicher, sondern ein rascher und

---

die ihr anklebenden Unwahrheiten, sondern vielmehr durch den Sinn der Innern Mission selbst, der mit Bangigkeit um die Autorität des Amtes erfüllte. Sie wiederholen immer wieder: „Es läßt sich heutzutage das eingeborne Recht der Vollmacht nur in dem Dienste selbstverläugnender Liebe wirksam und geltend machen; sonst wird das höchste Recht zum höchsten Unrecht"; „nur durch das opferbereite Werk anspruchsloser Dienstes können die Augen der verfinsterten Welt wieder geöffnet werden für die wahre Herrlichkeit des Amtes." Und das, fügen sie bei, „ist die Ideologie, der wir huldigen, die Kirche der Zukunft, an deren Bau wir arbeiten!" — Erklärung d. theol. Fakultät rc. S. 63 ff.

sprunghafter, ohne innerliche Ueberwindung der frühern Denkweise, nicht wahrhaft erlebt, sondern von Außen angelernt. „Wie es sich wirklich bei manchen schnell und plötzlich streng-confessionell Gewordenen also verhält, zeigt nur zu sehr, daß nicht sowohl die ächte Demuth, sondern ein oft widerlicher Hochmuth bei ihnen sich einstellt, daß sie es nicht über sich gewinnen können, mit Milde und Unbefangenheit über die zu urtheilen, deren Standpunkt sie früher getheilt." „Es gibt leider", gesteht er, „noch Manche, welche sich in ihren Predigten ohne Arg in die positive Auffassung der Lehre hineinbegeistern, während aus einzelnen Aeußerungen der alte unwiedergeborne, noch ganz im Rationalismus steckende Mensch herausspricht" *). Hat nicht, höhnen die lauernden Subjektivisten, Hengstenberg's Kirchen-Zeitung jüngst aus Bayern beklagt: „daß zwar die meisten Pastoren jetzt ganz orthodox lutherisch schienen, ob sie es aber wären, das sei eine andere Frage"; hat nicht das Halle'sche Volksblatt vor Kurzem ausgerufen: „Ich habe ehedem rationalistische Geistliche gehört, welche erbaulicher predigten, als manche gläubigen; denn was sie vom Christenthum gefaßt und sich zu eigen gemacht, das trugen sie mit dem Ton der Ueberzeugung vor, und dieser Eindruck der Wahrhaftigkeit, verbunden mit der Lebhaftigkeit, Verständlichkeit und praktischen Richtung der Vorträge, ließ ihre Worte nicht ohne Wirkung und Segen bleiben; darum hat der neu erwachte evangelische Glaube bis jetzt noch so wenig gewirkt"**). „Ein sehr bedeutsames „„Darum""! spotten die schlauen Subjektivisten. Und die Mehrheit der Reactionären muß erröthen. Ja, so äußerlich ist vielfach der Anflug, daß sie sich nicht einmal mehr in die sola-fide-Lehre hineinzufinden wissen, die doch Alle wieder im Munde und auf jedem Papiere führen als den Artikel ihrer stehenden und

*) Darmstädter K.-Z. den 1. u. 3. Oct. 1854.

**) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 28. Oct. 1854.

fallenden Kirche. Vor Kurzem stand die Lehre noch in so glänzender Praxis, daß bei der General-Kirchenvisitation zu Sorau ein Ohrenzeuge erzählen konnte, wie er einen Pastor in einer großen Stadt gegen die Verdienstlichkeit des Kirchengehens habe predigen hören „bei drei Zuhörern in der Kirche". Aber gerade solche Zeitverhältnisse, wie die jetzigen, scheinen Sinn und Verständniß für den großen Hauptartikel abgeschnitten zu haben, und zwar erklärlich gerade bei den eifrigsten Männern der Reaction, wie denn von einer andern Generalvisitation die Klage laut ward: selbst in gedruckten Predigten namhafter gläubigen Prediger stehe Pelagius mehr auf den Kanzeln als Augustinus, oder, besser gesagt, auch evangelische Prediger stünden öfter auf Sinai, denn auf Golgatha, ja es herrsche bei ihrer manchen sogar theologische Unklarheit über den Artikel von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben*).

Es ist vorstehend, wohl zu merken! immer erst noch vom zweiten Stadium der Reaction die Rede gewesen und von an sich ehrlichen Pastoren, die eben nur nicht in die neue Stellung zu der von ihnen selbst gewollten äußern Autorität sich finden können; es war noch nicht die Rede von jenen zahlreichen Spekulanten, die in die Reaction hineingekommen, wie die Hessen zum Frankfurter Kirchentag. Und wie sind die denn gekommen? Antwort: „eine Unsumme von Rationalisten vom allerreinsten Wasser", ohne die mindeste Intention, sich zu bekehren, in hessen-darmstädtischer Pastoren-Uniform, „viele mit Weib und Kind", benützten das schöne Herbstwetter zu einer Vergnügungstour, ihre Neugierde in der Paulskirche zu befriedigen, auch von der Messe, dem Ballet, dem Cirkus Renz, dem Bürgerverein ꝛc. zu profitiren, haben „dem Kirchentage Mitgliedskarten abgeluchst", als wenn sie baumfest in den „reformatorischen Bekenntnis-

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 18. Febr. und 6. Sept. 1854.

sen" wurzelten, „sehr viele bei dem Localcomité als Mitglieder sich angemeldet, und so freies Logis und freies erstes Frühstück empfangen", und noch vor dem Thore von St. Paul nach der Rede Wichern's sprachen zwei solcher Pastoren zusammen: „auf diesen Schrecken wollen wir einen bittern Schnaps trinken" *). — Unter ähnlichen Umständen der Zeit-Verhältnisse sind Viele in die Reaction überhaupt, namentlich aber in ihr erstes Stadium, resp. in die Innere Mission, eingegangen. Dazu die vielfältig, noch neben der deutsch-pietistischen, eingebürgerte englisch-methodistische Praxis genommen, und man wird sich nicht wundern, wenn die Subjektivisten mit Verachtung von „diesem schamlosen Wesen" sprechen, wie „das Trommeln und Trompeten und Beten auf den Gassen, das Klappern mit Zahlen von Hausbesuchen und Kranken-Communionen und aufgedrungenen Traktaten, das öffentliche Buchführen über die Bekehrungs- und Sterbeseufzer" jedesmal wie in „neuentdecktes und unbewohntes Land komme." „Wer das Ding", sagen sie, „nahebei gesehen hat, wie es getrieben wird, und die Leute gesehen, die es betreiben, und die Weise, wie man Genossen und Geld hinzubringt, und die Gesinnungen, aus denen, und die Zwecke, zu denen sie es anfangen: der wird gerade die „„Bestrebungen der Gegenwart"" nicht mehr so herrlich finden, und von dem großartigen Wesen ungeheuer viel Wust und Lärmen und Politik und Eigennutz abziehen müssen, um bis auf den geringen christlichen Kern zu bringen" **). Dieser Kern war wohl gemeint, wenn der prophetische G.-S. Hoffmann aus Berlin

---

*) Wörtlich nach einem zornigen Bericht des Halle'schen „Volksblatts" vom 6. Jan. 1855. — Nachträglich erfährt man übrigens, daß der Besuch der hessischen Prediger am Kirchentage ihnen, zu ihrer Bekehrung und Besserung, von oben herab „dringend empfohlen" worden.

**) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 20. Mai 1854.

und Wichern am Kirchentag wiederholt erklärten: „das deutsche Volk sei das Israel Gottes."

Dagegen hat eine andere gewichtige Stimme bei derselben Gelegenheit erst noch ausgesprochen: trotz aller Kirchen-Tage, Generalvisitationen, Gemeindekirchenräthe und liturgischen Gottesdienste, lauter neuer Einrichtungen, gehe die Entkirchlichung und Entsittlichung fort, sei das kirchliche Leben maßlos flau und nichtig, und „die Todeswasser durchsickerten immer mächtiger die mühsam aufgeworfenen Dämme zu den untern Schichten" *). Gewiß lebt unter dem Land-Volke auch in den verkommensten Gegenden noch mehrhundertjährige Tradition kirchlichen Lebens, und es ist natürlich, daß da die Reaction Boden findet. Es fehlt hier aber ebenso natürlich an bewußter Unterscheidung; als z. B. die „kirchliche Zeitschrift" Kliefoth's jüngst großen Rumor von den Progressen eines neulutherischen Predigers sogar in Thüringen machte, warfen die Subjektivisten sorglos ein: wohl! aber „die Gemeinde, welche der mythenumkränzte Pfarrvikar erweckt hatte, hört jetzt seinen Nachfolger, einen ganz gewöhnlichen Rationalisten, eben so fleißig." „Uebrigens ist man", fahren sie fort, „eben hier auch durch das tolle Treiben der Demagogen im Jahre 48 eingeschüchtert, und läßt sich um der Solidarität der conservativen Interessen willen Allerlei auf kirchlichem Gebiet gefallen, was sonst viel böses Blut gemacht haben würde; wie lange, wird die Erfahrung lehren" **). Dieß ist in der That der schlimmste Punkt. Die Reaction scheint sehr häufig schon den Mangel offener Opposition für Triumph zu nehmen, während man in Wahrheit nur scheinbar gleichgültig, oder bei passivem Widerstand seine Zeit abwartet, und an Alles eher denkt, als an ein Beugen unter die fremde „äußere Autorität" ***).

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 8. u. 18. Nov. 1854.

**) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 28. Oct. 1854.

***) Als z. B. die General-Kirchen-Visitation der Diöcese Hagen zu

Das ganze Treiben hat aber auch noch eine andere gefährliche Seite, und zwar gleichmäßig für die Treibenden wie für die Getriebenen. Daß die Atheisterei in die Jugend und in das Volk tief sich eingefressen, und alle sittliche Kraft und Tüchtigkeit damit zu schwinden beginne, sehen auch die Subjektivisten ein; nur behaupten sie, „jenes blasirte Wesen, politischer Zwangsglaube und sociale Moderichtung" helfe dagegen nicht*). Sie fühlen es auch ganz richtig, daß, fährt man dennoch so fort, man nur Apologien schreibt für Rom. Vergleichungen zwischen Autorität und Autorität können nicht ausbleiben, und der Preis der „Freiheit" wird nicht auf Berlin fallen. Es war eine Ahnung dieses Resultats, als vor vier Jahren nordische Stimmen laut wurden und sich zu prophezeien getrauten, in einem halben Jahrzehent werde man kaum mehr von einer protestantischen Kirche zu reden haben**). Muß durchaus Autorität seyn, so erscheint wenigstens die reingeistliche als die vernünftigste und menschenwürdigste. „Die

---

Börde nach der Ursache des schlechten Kirchenbesuches forschte, stellte sich heraus, daß die Herren Presbyteri selber ihre Plätze in der ersten Bank vorne gewöhnlich leer ließen, und als Ursache gab ihr Sprecher an: der Pastor „predige Dinge, die vielleicht vor 200 Jahren noch an der Zeit gewesen wären; so komme es z. B. nicht selten vor, daß er vom Teufel als von einem wirklich existirenden persönlichen bösen Wesen spreche." Auf die Erwiederung des Generalsuperintendenten, daß dieß eben Lehre der Schrift sei, entgegnete das Presbyterium: der Herr Superintendent theile also die Meinung des Pastors, aber kaum sei zu erwarten, daß die sieben geistlichen Mitglieder der Visitation in allen Glaubenspunkten einstimmig seien; „weichen nun die Theologen voneinander ab, so wird man's den Gemeinden auch nicht verwehren können; wir haben hier nun einmal eine freisinnige Richtung, und können daher nur wünschen, daß wir einen Pfarrer erhalten, der nach unserm Sinne predigt, gewiß wird dann die Kirche sich wieder mit Zuhörern füllen." — Evangel. K.-Z. vom 1. Nov. 1854.

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 12. Aug. 1854.

**) Darmst. K.-Z. 1852. XII. S. 1577.

römische Kirche," klagt Dr. Schenkel, „kleidet ihre Restaurationsversuche in das schimmernde Gewand der Freiheit und weiß damit den Völkern zu imponiren, die evangelische Kirche dagegen läuft Gefahr, ihr wirkliches Freiheitsprincip aufzugeben, und diese Gefahr ist mit jedem Tage im Wachsen" *). Man muß diesen Punkt an der protestantischerseits ersehnten Autorität und ihrer Reaction wohl in's Auge fassen; er erklärt manche neue Erscheinung auf jenseitigem Gebiet. Gleich obigen Stimmen aus Norden kann man auch aus Würtemberg z. B. noch heute sonderbare Reden vernehmen; das Subjektivisten-Organ selber hat jüngst den nachdenklichsten der Art Raum gegönnt. „Sollte," heißt es dort, „der protestantische Hierarchismus, wie er jetzt in der That mit Erfolg angestrebt wird, je verwirklicht werden, so wäre die Verwirklichung nur ein Uebertritt in den Katholicismus. Jetzt schon geben sich Sympathien für die katholische Kirche bei protestantischen Laien und weltlichen Beamten kund; wie wird es erst werden, wenn die Bischöfe mit ihren Forderungen immer weiter durchdringen **), wenn die christlichen Schulbrüder, deren Einrichtung, Streben und Leben man in den katholischen Schul-Blättern nicht genug erheben kann, sich des Unterrichts bemeistern und die Generation im kirchlichen Absolutismus erziehen? Wer nicht fest ist im Glauben an den Sieg göttlicher Wahrheit, den muß in unserer Zeit der Muth verlassen. Dieser Muthlosen gibt es besonders unter den Lehrern der lateinischen, der Real- und der Volksschulen eine große Anzahl. Fast sieht es so aus, als wolle man durch die Strenge

---

*) Darmst. K.-Z. vom 7. u. 10. Juli 1853.

**) Wirklich supplicirte um dieselbe Zeit der protestantische Diöcesan-Verein Münsingen bei hohem Cultusministerio: es möge dann doch auch „die evangelische Kirche einer wahrhaft kirchlichen Entwicklung und Gestaltung anheimgegeben" werden, „unbeschadet ihres organischen Zusammenhangs mit dem Staate und der obersten Leitung der Landeskirchen durch die evangelischen Landesfürsten."

kirchlicher Beaufsichtigung und Censur den ganzen Lehrerstand in die Opposition werfen. Denn viele ganz wackere Männer seufzen unter dem Druck einer immer schroffer auftretenden orthodoxen Kirchlichkeit, für welche Männer, die ihrer ganzen Natur und Bildung gemäß durchaus Rationalisten, ich möchte fast sagen Pantheisten sind, auf unbegreifliche Weise eifern und schwärmen" *).

So die Getriebenen. Was aber die Treibenden betrifft, so ist durch allen falschen Flitter hindurch doch unverkennbar, daß auch in Deutschland einer Consequenz der Boden bereitet wird, die in England schon so herrliche Früchte getragen hat. Betrachten wir nur an Einem sprechenden Beispiele ihren Stufengang. Die Neulutheraner werfen der Göttinger Fakultät unter anderm geistliche Machtlosigkeit, Zeugungsunfähigkeit vor, welche die hier herrschende theologische Richtung dadurch bekunde, daß sie keine Schüler ziehe, daß die ganze jüngere Generation der Geistlichen sich von ihr abwende; sie sei eben hinter dem geschichtlichen Leben der Kirche zurückgeblieben. Selbst Dr. Schwarz in Halle gesteht: dieß sei der verletzbarste Punkt für die Fakultät, das wirkliche Walten der geschichtlichen Nemesis. Die Fakultät bilde nämlich den Uebergang von den Schleiermacherianern, denen sie größtentheils angehöre, zum kirchlichen Positivismus, „und sie hat diese unreine und verwirrende Mischung zwischen moderner Theologie und alter Dogmatik, zwischen subjektivem frommen Selbstbewußtseyn und objektivem Dogma der Kirche, durch die sehr beliebt gewordene Phrase begründet, es müsse diese oder jene Lehre tiefer erfaßt werden." So wurde Alles „tiefer erfaßt" und „selbst der Teufel wieder in alle seine Ehren und Würden eingesetzt; es war kein Widerspruch so groß, keine Incohärenz so klaffend, welche nicht durch solche tiefere Fassung verdeckt und überwunden wäre; so bildete sich eine sehr trübe Mi-

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 12. Aug. 1854.

schung und diese Mischtheologie den sehr natürlichen Uebergang zu Herstellung der Orthodoxie.“ Was Wunder auch, wenn verständige, energische Naturen aus solcher „trüben beklemmenden Atmosphäre“ herauszukommen suchten und, nachdem sie den Salto mortale in's alte Dogma gemacht, „auf jene Wolken- und Nebelregion mitleidig lächelnd herabsahen und ihrerseits auf eine noch tiefere Fassung der christlichen Lehre drangen?“ Kurz, es sei ganz in der Ordnung, „daß diejenigen, welche sich hergeben zu Vermittlern der Orthodoxie, nachdem sie ihr Geschäft ausgeführt, als bloße Mittel zurückgestellt oder weggeworfen werden“ *).

Wie Er in England gethan, so wird Gott auch bei uns den Einzelnen vom zweiten Stadium der Reaction aus noch weiter und zu nochmals „tieferer Fassung“ helfen. Was wir Katholiken dabei zum Ganzen thun können, in dieser schauerlichen aber auch feierlichen Zeit, das ist vor Allem Eines. — Hr. Nathusius vom „Volksblatt“ meldete einst mit besonderer Rührung von dem Pariser „katholischen Gebets-Verein,“ der auch „ein tägliches vereintes Gebet für die Wiedervereinigung Deutschlands im wahren Glauben habe;“ derselbe hat nämlich keine Ahnung davon, daß im sogenannten „allgemeinen Gebet“ allsonntäglich für die getrennten Brüder von allen katholischen Kanzeln gebetet wird. Er erzählt auch nicht ohne Verwunderung von einem großen protestantischen Gottesmanne, dem das freundliche Grüßen der Katholiken seines Orts aufgefallen und auf die Frage: ob sie ihn denn kennten? die Antwort geworden sei: „O ja, Herr! wir beten ja für Sie.“ „Mit Einem Wort also,“ ruft das Blatt aus, „sie beten auch für uns, und welche Kirche am besten beten kann, die wird's am Ende unfehlbar über die andere davontragen“ **).

*) Berliner „Protestant. K.-Z.“ vom 16. Dec. 1854.

**) Halle'sches „Volksblatt“ vom 17. Nov. 1852.

XVII.

Zur dogmatischen Definition der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. Dargestellt für gebildete Katholiken von H. Denzinger, Dr. der Philos. u. Theol., öff. o. Prof. der Dogmatik an der Univ. Würzburg. Würzburg 1855 S. 77.

Die feierliche Versammlung von Bischöfen in Rom, die der heilige Vater zur Definition der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau berufen, hat neuerdings einen Beweis gegeben, wie die Kirche unbeirrt von dem Treiben der Welt ruhig ihre Wege geht, ihren dogmatischen Fortschritt bewahrend, zur rechten Zeit jahrhundertlange Controversen entscheidet, und ihre Glaubenseinheit auf das Schönste manifestirt. Sie kümmert sich nicht um das Zetergeschrei der akatholischen Zeloten, nicht um die Besorgnisse einzelner Furchtsamen, von denen jene in dem „neuen Dogma" eine Entthronung Christi und eine Vergötterung seiner irdischen Mutter, diese eine Gefahr neuer Spaltungen erblickten; sie kennt ihren Beruf zu gut und weiß, daß sie auch hier in ihrem Rechte sich befindet, auch hier vom göttlichen Geiste geleitet und geführt ist. Das „neue Dogma" ist eben nur die Entfaltung und Formulirung dessen, was von jeher, einzelne Ausnahmen, die

meist auf Mißverständniß der Frage beruhten, weggerechnet, ihre Ueberzeugung war. Der dogmenhistorische Prozeß ist stets derselbe; was früher implicite geglaubt ward, wird im Laufe der Jahrhunderte nach und nach explicite proponirt; so geschah es in den großen Concilien der Vorzeit und bis auf diesen Tag; die ganze ecclesia dispersa hatte ihre Stimme abgegeben, und dieses Votum hat Pius IX. in jener feierlichen Versammlung als oberster Lehrer der Kirche sanktionirt.

Die älteste Kirche, festhaltend an den biblischen Worten gratia plena, bezeichnete im Allgemeinen die Reinheit, die Makellosigkeit und Unversehrtheit der Gottesmutter als die höchste, die an einer Creatur sich finden kann. In Bildern und Symbolen stellte sie diesen Glauben dar; Maria war, wie schon Irenäus sagt, die zweite Eva, die Stammmutter der Lebendigen, das Weib, das der Schlange den Kopf zertrat; nichts war natürlicher, als sie in jenem Zustande zu denken, in dem die erste Eva vor der Sünde war, im Besitze der heiligmachenden Gnade, die auch die Erbsünde ausschließt. Wie weit ihre Gnadenfülle sich erstreckte, wann sie in den Besitz jener eintrat, darüber näher zu forschen, hatte man keinen Anlaß; man nannte sie aber „allzeit rein, stets unversehrt“, und das mit einem Nachdruck, der kaum glauben läßt, man habe sie als auch nur einen Augenblick der Sünde unterworfen gedacht, um so weniger, da ihre Reinheit als eine über die Engel erhabene, als eine die des Täufers, der nach der Schrift schon im Mutterleibe geheiligt ward, bei weitem übertreffende geschildert wird. Namentlich sind es die griechischen Väter, besonders seit dem Kampfe mit Nestorius, die deutlich genug hierüber sich ausgesprochen haben. Um nur Einen anzuführen, so sagt Proklus von Constantinopel in seiner ersten Rede auf die Gottesmutter: „Christus ward nicht befleckt, indem er in einem Leibe wohnte, den er ohne Makel gebildet; nicht ward er dadurch befleckt, daß er aus Maria Mensch ward, durch deren Erschaffung er

keine Makel sich zuzog." Und in der sechsten Rede: „Wohl konnte Maria Tempel Gottes werden, weil sie von reiner Erde gebildet ward; sie ist die Himmelskugel einer neuen Schöpfung, von welcher die Sonne der Gerechtigkeit, die keinen Untergang kennt, jede Finsterniß der Sünde entfernt hielt."

Eine gründliche Erforschung der älteren christlichen Denkmäler zeigt durchaus, wie sehr die jetzt als erklärtes Dogma angenommene frühere fromme Meinung in den Lehren der Kirchenväter begründet ist. In Italien haben dieses nach mehreren früheren Schriften *) viele tüchtige Theologen, namentlich Passaglia, Ballerini, Patrizi und Andere **), nachgewiesen; es war auch für Deutschland eine Allen zugängliche kurze Darstellung und Begründung dieser Lehre sehr zu wünschen. Diese scheint uns in dem obengenannten Schriftchen von Dr. Denzinger vorzuliegen, das besonders bei der historischen Seite der Frage ***) verweilt und, wenn auch mehr andeutend als ausführend, manche bisher minder berücksichtigten Data enthält. Insbesondere ist der Cultus der

*) Perrone de immac. B. V. M. conceptu an dogmatico decreto definiri possit. Disquis. theol. Romae 1847. Mediol. 1852. — A. Bigoni (Exgeneral der Minoriten) In Code di Maria SS. Dissertaz. panegirica. Venezia 1849. — Doch beruft sich diese Schrift hie und da auf unächte Quellen, wie z. B. den Brief des Ignatius an den Evangelisten Johannes.

**) Besonders Passaglia De immaculato Deiparae Conceptu Commentarius P. I, et II. Romae 1854, Patrizi de immac. B. Mariae origine a Deo praedicta; Ballerini gab eine Sylloge monumentorum ad myster. immac. Conc. spectantium, Costa, Professor in Rom, eine kleinere Schrift für das größere Publikum. Hieher gehören auch mehrere interessante Aufsätze der Civiltà cattolica. 2. u. 16. Dec. 1854.

***) Die ideale Seite allein stellt das Schriftchen dar: Das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß in Harmonie mit Offenbarung und Vernunft. Münster 1854.

unbefleckten Empfängniß in Deutschland an das Licht gestellt; der Widerspruch, den sie da und dort gefunden, erläutert, endlich auch die Lehre von der Erbsünde entwickelt, aus der man den richtigen Standpunkt gewinnen muß. Beigegeben ist ein Liederkranz, bestehend aus einem Gedichte des hochw. Cardinal-Erzbischofs von Köln und der metrischen Uebertragung einer Ode von J. Balde, eines portugiesischen und zweier spanischen Gedichte auf die unbefleckte Jungfrau, nebst erläuternden Noten. Dem nichttheologischen Publikum dürfte das Ganze eine sehr willkommene Gabe seyn.

Die Aeußerungen der Kirchenväter, der Liturgien und der ausgezeichnetsten Theologen; das frühe in den Kirchen des Orients wie Spaniens, Italiens und Englands verbreitete Fest; die öfter in den letzten Jahrhunderten von so vielen Heiligen, besonders Alphons von Liguori und Leonardo da Porto Mauritio, kundgegebene Sehnsucht, die alte fromme Meinung als Dogma deklarirt zu sehen; das stufenweise fortschreitende und besonnene Benehmen der Päpste, die man oftmals darum anging; die Verhandlungen auf dem Concil von Trient, bei dem schon die Mehrzahl der Bischöfe für die fromme Meinung sich aussprach (Pallavic. VII. 3. 7. 13), das, an Augustin's Worte sich anschließend, erklärte, Maria nicht in dem Dekrete von der Erbsünde einbegreifen zu wollen, und so indirekt den Sinn der Kirche zu verstehen gab; das Dekret des Concils von Basel in der 36sten Sitzung, das allen Gläubigen die Festhaltung jener Ansicht vorschrieb — ein Dekret, das zunächst nur wegen der diesen Sitzungen abgehenden Legitimität noch nicht völlig die Controverse entscheiden konnte, aber doch von der Gesinnung eines bedeutenden Theiles der Kirche Zeugniß gibt — das Alles und noch viele andere Momente erhärten, daß es hier um kein absolut neues Dogma sich handelt, das überhaupt die Kirche nie aufstellen kann. Die relative Neuheit aber, d. h. daß das längst in der Kirche Geglaubte auch als formelles Dogma erklärt wird,

und so für uns die völlige Glaubensgewißheit erlangt, ist nichts Anderes, als der schon von Vincentius Lirinensis so schön charakterisirte Fortschritt in der Erkenntniß des Glaubens, von dem alle Jahrhunderte, alle bisherigen dogmatischen Definitionen ein sprechendes Beispiel sind. Zu diesem hat sich die Kirche von jeher bekannt, und wenn sie kürzlich davon eine neue eklatante Manifestation gegeben, so war es sicher der rechte Moment, den ihr unsichtbarer Leiter sich auserwählt. Während die irdischen Interessen in der heutigen Gesellschaft Alles zu absorbiren drohen, hat die Kirche in dieser Definition ein höheres geistiges Interesse beschäftigt, einem anscheinend unbedeutenden Lehrsatz ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, eine neue Probe wahrer Katholicität der heutigen Generation auferlegt; das sollten nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Feinde ihr danken.

Ihre Entscheidung hat aber auch den Namen Christi verherrlicht; nicht nur ist seiner Mutter Ehre die seine, sondern es fällt auch die ganze Ehre auf Ihn allein, der ohne Mariens Zuthun, aus freier Gnade, durch ein besonderes Privilegium, wie er die Uebrigen vom Falle aufgerichtet, so diese vor dem Falle bewahrt hat, dem auch sie ohne seine präservirende Erlösungsthätigkeit unterworfen gewesen wäre. Größer ist an Maria die Gottesmutterschaft und die Reinheit von aktueller Sünde, als die Immunität von der Erbschuld; diese gab ihr nur, was auch Eva vor dem Falle gehabt hat, jene stellen sie weit über Eva hinaus. Gerade die heute so oft vergessenen Wahrheiten — Erbsünde und Erlösung — erhalten jetzt ein deutlicheres Licht, und zu der selbstgenügsamen Hoffart der antichristlichen Geister tritt das „neue Dogma“ in schneidenden Gegensatz.

XVIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Nach langer Zwischenpause ist hiemit die vorstehende alte Rubrik dieser Blätter wieder aufgenommen. Die Frage aller Fragen Europa's hat anderthalb Jahre lang die Augen fast ausschließlich an bestimmte Punkte gefesselt, und jeden cursorischen Ueberblick der Ereignisse der Zeit gehindert. Eine Reihe ausführlicher Studien und Skizzen über die einzelnen hervorragenden Theile der allgemeinen Situation hat sich so angesammelt, und erst noch am Ende des vorigen Semesters mit den Aphorismen über die türkischen Dinge im engern Sinne ihren Abschluß gefunden. Nicht jeder unserer publicistischen Collegen würde die Bitte an seine Leser wagen, bei Allem, was er ferner sagen wird, der näheren Erklärung wegen auf das sich zurückbeziehen zu dürfen, was er seit anderthalb Jahren darüber gesagt hat. Wir aber wollen diese Bitte hiemit in bester Form gestellt haben, indem wir beginnen, die Figuren und Stellungen zu schildern, wie sie mit jedem Tage neu die alten Ansichten im Hintergrunde beleben.

Daß die greise und doch immer wieder jugendlich frische Sache der Hagia Sophia am Hellespont zur Stunde noch nahezu alles Interesse absorbirt, ist nicht unsere Schuld. Aber es ist die größte Wohlthat des Allmächtigen, die seit Jahr-

hunderten Europa geworden, wenn auch die Sophia noch bis an die Kuppeln im Blut schwimmen müßte. Denn Licht, eine unermeßbare Lichtmasse ist von dorther über Alles gefallen, was etwa noch im dunkeln Schatten verkrochen war. Die Falten aller Herzen und Politiken sind offenbar geworden. Zu geschweigen der übertünchten Gräber des Czarthums und der letzten Seufzer des sonnitischen Imamats — in Deutschland vor Allem weiß endlich Jedermann, woran man ist. Nach Außen hat Napoleon III. eine Probe geliefert, zu der wir ihm, vielleicht als die letzten aber auch am aufrichtigsten, gratuliren; über die Art und Weise, wie Englands Kraft und Macht seine hohen Worte bewährt, schlägt die ganze Welt, Freund und Feind, sprachlos staunend die Hände über dem Kopf zusammen; an der Großmacht Revolution ist die Achillesferse aufgedeckt, von der wir unablässig gepredigt, und bietet Italien vielleicht nächstens Gelegenheit sie zu treffen, dann nur um so besser. Ein kaiserlicher Herr Oesterreichs war es, den man einst den „letzten Ritter" nannte; Zeiten, wie die unsern, sonst männer= und ehrenarm, solche Stürme, von Jahrhunderten her angesammelt, mußten kommen, als die Folie des ersten Ritters der Neuzeit, der uns endlich aus demselben erhabenen Hause wieder erweckt ist. Auch in diesen Blättern sind die dreimal wiederholten zärtlichen Umarmungen eingetragen, die Er arglosen Herzens einst vom Norden her annahm; jetzt bietet man sie in London und Paris vor den Thüren feil. Und auch über alles andere Deutschthum ist die grellste Beleuchtung gekommen, selten glücklich. Keine Frazze unter keiner Larve blieb unenthüllt. Den Tscherkessen-Propheten Schamyl etwa ausgenommen, ist Alles demaskirt, was maskirt war, auch in der Enge der kleineren deutschen Vaterländer, und bis an die Ecke unseres Schreibtisches. Was Stoff zu Portraiten! Aber ein solches will, dem Geschmack der Mit- und Nachwelt mißtrauend, nach dem Leben stets unabgerissen seyn. Auch sind ohnehin jetzt Aller Augen und Herzen in Wien.

Ob dort Friede Europa's werden wird? ist das große Räthsel. Niemand weiß die Lösung als Rußland allein. Auch wir rathen und rathen auf Nein; aber wir rathen nach einem sonst unbenützten Calcul. Preußen und die deutschen Mittelstaaten bieten ihn. Es ist endlich sonnenklar geworden, daß der nächste Effekt des Vertrags vom 2. Dec. nichts Anderes seyn sollte, als die wiedereröffnete Wiener-Conferenz, freilich mit peremptorischem Termin und 500,000 Mann eventueller Exekutions-Macht; Rußland hat am 28. Dec. und 7. Jan. sich ohne Weiteres angeschlossen und die Vorlage der im Allgemeinen skizzirten Postulate einfach angenommen, nach Russel's Angabe sogar die Andeutung zum III. Punkt: mit seiner Herrschaft im schwarzen Meere müsse ein Ende werden. Es hat demnach die von ihm und noch mehr von seinen deutschen Liebedienern für absolut „unmöglich“ erklärte Annahme, unter begreiflichem Erstaunen der ganzen Conferenz, sehr leicht möglich und wirklich gemacht. Dennoch steht Preußen beharrlich außerhalb des Vertrags vom 2. Dec., obgleich es Jedem beschwört, jene Annahme sei „ohne Rückhalt“; und auch die Mittelstaaten scheinen in der Mehrheit zu wissen, daß gerade für diese Situation die Note vom 6. Nov. vorgeschrieben sei. Man mag sagen: russischer als Rußland; das erklärt aber doch nicht, warum man sich rein umsonst Verlegenheiten aussetzen sollte, die nicht zu unterschätzen sind. Man mag sagen: Preußen besorge übertriebene Forderungen vom Westen; wie konnte es sich aber dann getrauen, in London und Paris auf eigene Faust eine gemäßigte Interpretation der vier Punkte procuriren zu wollen? Mußte nicht dazu der einzig geeignete Platz in der Conferenz neben Oesterreich seyn? Kurz, es muß von Rußlands Seite etwas im Hintergrunde lauern, was Preußen eine neue Verwicklung in eventuelle Conferenz-Protokolle fürchten läßt, denn „von schriftlichen Concessionen zu wirklichen ist ein weiter Weg“, sagen die Berliner. Preußens Haltung beweist uns viel mehr für einen solchen Hinterhalt als hundert andere Anzeichen.

Für Rußland selbst hätte seine Stimme in der Conferenz von größtem Interesse seyn müssen; aber die Conferenz steht unter bindenden Verpflichtungen einer Offensiv-Allianz für den Fall eines Hinterhalts, und Preußen muß allzeit „freie Hand" haben. Man hat daher russischerseits den Versuch gemacht, die bindende Conferenz in einen freien Congreß der beim Vertrag von 1841 betheiligten Mächte oder der Großmächte überhaupt zu verwandeln, und deßhalb verhandelte man noch vor dem 28. Dec. mit Berlin; Preußen hätte dann von Tergiversationen Rußlands nichts zu fürchten gehabt, und auch der in St. Petersburg und noch mehr in Berlin so eifrig angestrebte Waffenstillstand wäre dann wohl erfolgt, damit Rußland Zeit gewinne, seine in Polen und sonst in furchtbaren Dimensionen ausgehobenen Rekruten einzuexerciren. Der Plan mißlang; ein anderer aber unter den zweien selber mußte wohl gelingen. Preußens „freie Hand" fühlte sich nämlich doch durch frühere Stipulationen etwas genirt; denn es war für den Fall eines russischen Angriffs verpflichtet, Oesterreich zu Hülfe zu eilen. Rußland erklärte daher, wenn auch nicht in förmlichem Vertrag, in dieser Richtung nicht angreifen zu wollen; muß demnach der Kaiserstaat selber zum Angriff schreiten, so ist Preußen doch seiner Vertrags-Pflichten gegen ihn quitt und ledig. Die Hand ist also ganz „frei," und nicht umsonst behauptet Berlin jetzt, gegen die österreichischen Mobilisirungs-Anträge, mit so großer Zuversicht: die Conventionen vom 20. April und 26. Nov. seien rein defensiver Natur, ja bloß zum Zwecke des Friedens geschlossen, und — es habe damit gar keine Gefahr. Oesterreich beruft sich in der Depesche vom 14. Jan. freilich auf den „gesunden Menschenverstand" der deutschen Regierungen, ob friedliche Garantien vorhanden seien? aber in Berlin muß man das offenbar besser wissen.

Von seiner deutschen Stellung hat man sich also glücklich emancipirt; nicht jedoch als ob man dem Kaiser nicht im Falle seiner Noth freiwillig zu einer Hülfe zu kommen ver-

spräche, vor der die lieben Heiligen auch den ärgsten Sünder in Gnaden bewahren mögen. Indeß haben wir stets dafür gehalten, daß die preußische „freie Hand" in der europäischen Katastrophe schwer zu halten seyn werde. Und wirklich hat sie bereits selbst erwiesen, daß sie sich durchaus bieten muß. Das offene Bieten an Rußland aber hat seine Bedenken. Wem also sonst? Natürlich auf keinen Fall — dem Kaiserstaat. Moderator totius Germaniae nämlich kann, wie endlich offenkundig, weder ein redseliger Kreuzzeitungs-Papst seyn, solange Oesterreich erst seinem Untergang im russischen Krieg noch entgegensieht, noch in Miniatur ein weiland demokratischer Professor. Das Organ der herrschenden Partei in Preußen wird daher nicht müde zu trösten: wir scheuen ja nicht den Krieg, aber nur Geduld, nur ruhig warten, bis der rechte Moment da ist, und die Andern, besonders Einer, mit ihren Mitteln am Ende sind! „Freie Hand" daher um jeden Preis wenigstens gegen Oesterreich, und man versichert, die preußischen Staatsmänner freuten sich sehr ihrer „vorsichtigen Zurückhaltung" und zeigten stolz auf ihrer Uhr das „nondum meridies," auch noch in seligster Hoffnung, daß die Mittelstaaten Oesterreich gleichfalls sitzen lassen würden.

Wie hat sich auch dieses Oesterreich so schwer versündigt! Zu drei Fünfteln wackerstes Slavenblut wollte es unabänderlich Deutschland im Orient vertreten; sein zweites Wort war „deutsch," und doch gehorchte es weder der erlauchten Note vom 6. Nov., noch den copirten Depeschen von Berlin und München. Statt an dem Kettlein czarisch approbirter deutschen Geschäfts-Ordnung auf der Papagayen-Stiege zu Frankfurt zu sitzen und sein „Mit Permiß" aufzusagen, vermaß sich der Adler voranzufliegen, und kein Schwanzfederlein blieb zurück zum Wahrzeichen für den Gestrengen an der Newa. Und seitdem? Die „Hinterlist" des Kaiserstaats — in den „geheimen Stipulationen" wird sie sich zeigen! Ach, sie existiren nicht. Aber doch „geheime Erläuterungen," eine Interpretation, die man uns versteckt! Wien

theilt vertraulich eine allgemeine Skizze über die vier Punkte mit, deren volle Positivirung Jahr und Tag kosten könnte. Man glaubt dem nicht, und die zweite deutsche Großmacht sucht in London wie nach einer Stecknadel die verheimlichte Interpretation, um sagen zu können: das ist ohne uns bereits geschehen. Nichts zu finden. Auch Gortschakoff erhält am 28. Dec. und 7. Jan. nichts dergleichen; man theilt sich wohl gegenseitige Ansichten mit, behält aber die Interpretation natürlich den nun zu eröffnenden eigentlichen Friedens-Conferenzen vor, wie denn ihr schwierigster Punkt gar nicht von der Diplomatie, sondern von den Waffen in und um Sebastopol abhängt und sie überhaupt, solange der Krieg dauert, immerhin im Flusse bleiben muß. Oesterreich vermeldete getreulich, soviel es jedesmal selber wußte; den Verdacht geheimer Interpretation mußte man also endlich aufgeben, aber den Grimm ließ man jetzt erst recht wachsen, eben weil keine da war. Also der 2. Dec. und — keine Interpretation, wie sollen wir die Tragweite des Vertrags ermessen? grollte es aus Berlin und die Kleineren grollten pflichtschuldigst nach. Was half es, daß Oesterreich fort und fort einlud: kommt nur selbst und helft meiner Loyalität die Tragweite bestimmen! Das wahre Motiv des Grolls war eben unter allen den falschen Verdächtigungen schon in der Depesche für London und Paris vom 19. Dec. angegeben: der Vertrag vom 2. Dec. „trage specifisch österreichisches Gepräge!“

Und weil das nicht deutsch ist, bot man die „freie Hand,“ die man irgendwo bieten mußte — dem Westen. Den 19. Dec. erklärte man nach London und Paris, und that in Wien abschriftlich zu wissen: man sei bereit zu einem „dem December-Vertrag analogen Bündnisse mit den Seemächten;“ den 5. Jän. warf man ebendort gegen die Verträge mit Oesterreich ein: dieses sei es gewesen, das an den vorausgesetzten „gemeinsamen Bestrebungen“ hinsichtlich der vier Punkte es habe fehlen lassen. So „bestrebt“ sich denn

Oesterreich jetzt allein; und zwar so loyal und würdig für den Frieden, daß man in Berlin sich berufen findet, die Ehre davon sich zuzueignen. Preußen hat immer Alles und Alles gethan und ausgerichtet, so auch dießmal; zwar dürften auch die leidigen Finanzen Oesterreich und Frankreich milder stimmen, wie denn die neueste Anleihe des letztern „auf sehr bedenkliche Schwierigkeiten“ stieß (sie ward bekanntlich vierfach gezeichnet); aber, wenn Friede wird, so bleibt doch das Hauptverdienst der reservirten Haltung Preußens, obwohl es freilich keinen Dank dafür erndtet. Es gehören eben Sonntagskinder dazu, solches zu sehen; alle anderen Leute glauben, daß der geschäftige Vermittler auf der Schaukel noch nicht nagelsgroß vom Czar erbettelt, ausgenommen etwa das bei jeder Gelegenheit und mit größter Ostentation laut rühmend geäußerte unbegränzt dankbare czarische Vertrauen in das Berliner Kabinet.

Was bedeutet aber denn das jungfräulich abwehrende, verlegene Erröthen vor solchem Ruhme? Sollte unter der Separat-Allianz mit dem Westen wirklich eine ernstliche Aufstellung gegen Rußland vermeint seyn, und die jüngsten Depeschen Oesterreichs an die Mittelstaaten richtig bemerken: Preußen selber anerkenne ja das Bedürfniß einer Coalition gegen die russische Politik in seiner Weise durch seine diplomatischen Missionen nach London und Paris? Sollte wirklich Preußen, nachdem seine protokollirte Rechtsanschauung längst auf's Haar mit der aller übrigen Mächte zusammentraf, nun auch zur gleichen Exekution sich verpflichten wollen — recht gerne an der Seite Englands und Frankreichs, um keinen Preis aber an der Oesterreichs, dem man vielmehr auch seine vertragsmäßigen Ansprüche abläugnet? Sollten der blasse schwächliche Neid, der kindische eifersüchtige Hochmuth also verblenden können? Wahrlich, die preußische Politik vermögen wir nicht mehr zu begreifen, sowenig als die altberühmte Sprache der Thiere, wohl aber die unausbleiblichen endlichen Folgen und das gegenwärtige europäische Gelächter.

keine Makel sich zuzog.“ Und in der sechsten Rede: „Wohl konnte Maria Tempel Gottes werden, weil sie von reiner Erde gebildet ward; sie ist die Himmelskugel einer neuen Schöpfung, von welcher die Sonne der Gerechtigkeit, die keinen Untergang kennt, jede Finsterniß der Sünde entfernt hielt.“

Eine gründliche Erforschung der älteren christlichen Denkmäler zeigt durchaus, wie sehr die jetzt als erklärtes Dogma angenommene frühere fromme Meinung in den Lehren der Kirchenväter begründet ist. In Italien haben dieses nach mehreren früheren Schriften *) viele tüchtige Theologen, namentlich Passaglia, Ballerini, Patrizi und Andere **), nachgewiesen; es war auch für Deutschland eine Allen zugängliche kurze Darstellung und Begründung dieser Lehre sehr zu wünschen. Diese scheint uns in dem obengenannten Schriftchen von Dr. Denzinger vorzuliegen, das besonders bei der historischen Seite der Frage ***) verweilt und, wenn auch mehr andeutend als ausführend, manche bisher minder berücksichtigten Data enthält. Insbesondere ist der Cultus der

*) Perrone de immac. B. V. M. conceptu an dogmatico decreto definiri possit. Disquis. theol. Romae 1847. Mediol. 1852. — A. Bigoni (Exgeneral der Minoriten) In Code di Maria SS. Dissertaz. panegirica. Venezia 1849. — Doch beruft sich diese Schrift hie und da auf unächte Quellen, wie z. B. den Brief des Ignatius an den Evangelisten Johannes.

**) Besonders Passaglia De immaculato Deiparae Conceptu Commentarius P. I, et II. Romae 1854, Patrizi de immac. B. Mariae origine a Deo praedicta; Ballerini gab eine Sylloge monumentorum ad myster. immac. Conc. spectantium, Costa, Professor in Rom, eine kleinere Schrift für das größere Publikum. Hieher gehören auch mehrere interessante Aufsätze der Civiltà cattolica. 2. u. 16. Dec. 1854.

***) Die ideale Seite allein stellt das Schriftchen dar: Das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß in Harmonie mit Offenbarung und Vernunft. Münster 1854.

unbefleckten Empfängniß in Deutschland an das Licht gestellt; der Widerspruch, den sie da und dort gefunden, erläutert, endlich auch die Lehre von der Erbsünde entwickelt, aus der man den richtigen Standpunkt gewinnen muß. Beigegeben ist ein Liederkranz, bestehend aus einem Gedichte des hochw. Cardinal-Erzbischofs von Köln und der metrischen Uebertragung einer Ode von J. Balde, eines portugiesischen und zweier spanischen Gedichte auf die unbefleckte Jungfrau, nebst erläuternden Noten. Dem nichttheologischen Publikum dürfte das Ganze eine sehr willkommene Gabe seyn.

Die Aeußerungen der Kirchenväter, der Liturgien und der ausgezeichnetsten Theologen; das frühe in den Kirchen des Orients wie Spaniens, Italiens und Englands verbreitete Fest; die öfter in den letzten Jahrhunderten von so vielen Heiligen, besonders Alphons von Liguori und Leonardo da Porto Mauritio, kundgegebene Sehnsucht, die alte fromme Meinung als Dogma deklarirt zu sehen; das stufenweise fortschreitende und besonnene Benehmen der Päpste, die man oftmals darum anging; die Verhandlungen auf dem Concil von Trient, bei dem schon die Mehrzahl der Bischöfe für die fromme Meinung sich aussprach (Pallavic. VII. 3. 7. 13), das, an Augustin's Worte sich anschließend, erklärte, Maria nicht in dem Dekrete von der Erbsünde einbegreifen zu wollen, und so indirekt den Sinn der Kirche zu verstehen gab; das Dekret des Concils von Basel in der 36sten Sitzung, das allen Gläubigen die Festhaltung jener Ansicht vorschrieb — ein Dekret, das zunächst nur wegen der diesen Sitzungen abgehenden Legitimität noch nicht völlig die Controverse entscheiden konnte, aber doch von der Gesinnung eines bedeutenden Theiles der Kirche Zeugniß gibt — das Alles und noch viele andere Momente erhärten, daß es hier um kein absolut neues Dogma sich handelt, das überhaupt die Kirche nie aufstellen kann. Die relative Neuheit aber, d. h. daß das längst in der Kirche Geglaubte auch als formelles Dogma erklärt wird,

und so für uns die völlige Glaubensgewißheit erlangt, ist nichts Anderes, als der schon von Vincentius Lirinensis so schön charakterisirte Fortschritt in der Erkenntniß des Glaubens, von dem alle Jahrhunderte, alle bisherigen dogmatischen Definitionen ein sprechendes Beispiel sind. Zu diesem hat sich die Kirche von jeher bekannt, und wenn sie kürzlich davon eine neue eklatante Manifestation gegeben, so war es sicher der rechte Moment, den ihr unsichtbarer Leiter sich auserwählt. Während die irdischen Interessen in der heutigen Gesellschaft Alles zu absorbiren drohen, hat die Kirche in dieser Definition ein höheres geistiges Interesse beschäftigt, einem anscheinend unbedeutenden Lehrsatz ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, eine neue Probe wahrer Katholicität der heutigen Generation auferlegt; das sollten nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Feinde ihr danken.

Ihre Entscheidung hat aber auch den Namen Christi verherrlicht; nicht nur ist seiner Mutter Ehre die seine, sondern es fällt auch die ganze Ehre auf Ihn allein, der ohne Mariens Zuthun, aus freier Gnade, durch ein besonderes Privilegium, wie er die Uebrigen vom Falle aufgerichtet, so diese vor dem Falle bewahrt hat, dem auch sie ohne seine präservirende Erlösungsthätigkeit unterworfen gewesen wäre. Größer ist an Maria die Gottesmutterschaft und die Reinheit von aktueller Sünde, als die Immunität von der Erbschuld; diese gab ihr nur, was auch Eva vor dem Falle gehabt hat, jene stellen sie weit über Eva hinaus. Gerade die heute so oft vergessenen Wahrheiten — Erbsünde und Erlösung — erhalten jetzt ein deutlicheres Licht, und zu der selbstgenügsamen Hoffart der antichristlichen Geister tritt das „neue Dogma“ in schneidenden Gegensatz.

XVIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Nach langer Zwischenpause ist hiemit die vorstehende alte Rubrik dieser Blätter wieder aufgenommen. Die Frage aller Fragen Europa's hat anderthalb Jahre lang die Augen fast ausschließlich an bestimmte Punkte gefesselt, und jeden cursorischen Ueberblick der Ereignisse der Zeit gehindert. Eine Reihe ausführlicher Studien und Skizzen über die einzelnen hervorragenden Theile der allgemeinen Situation hat sich so angesammelt, und erst noch am Ende des vorigen Semesters mit den Aphorismen über die türkischen Dinge im engern Sinne ihren Abschluß gefunden. Nicht jeder unserer publicistischen Collegen würde die Bitte an seine Leser wagen, bei Allem, was er ferner sagen **wird**, der näheren Erklärung wegen auf **das** sich zurückbeziehen zu dürfen, was er seit anderthalb Jahren darüber gesagt **hat**. Wir aber wollen diese Bitte hiemit in bester Form gestellt haben, indem wir beginnen, die Figuren und Stellungen zu schildern, wie sie mit jedem Tage neu die alten Ansichten im Hintergrunde beleben.

Daß die greise und doch immer wieder jugendlich frische Sache der Hagia Sophia am Hellespont zur Stunde noch nahezu alles Interesse absorbirt, ist nicht unsere Schuld. Aber es ist die größte Wohlthat des Allmächtigen, die seit Jahr-

hunderten Europa geworden, wenn auch die Sophia noch bis an die Kuppeln im Blut schwimmen müßte. Denn Licht, eine unermeßbare Lichtmasse ist von dorther über Alles gefallen, was etwa noch im dunkeln Schatten verkrochen war. Die Falten aller Herzen und Politiken sind offenbar geworden. Zu geschweigen der übertünchten Gräber des Czarthums und der letzten Seufzer des sonnitischen Imamats — in Deutschland vor Allem weiß endlich Jedermann, woran man ist. Nach Außen hat Napoleon III. eine Probe geliefert, zu der wir ihm, vielleicht als die letzten aber auch am aufrichtigsten, gratuliren; über die Art und Weise, wie Englands Kraft und Macht seine hohen Worte bewährt, schlägt die ganze Welt, Freund und Feind, sprachlos staunend die Hände über dem Kopf zusammen; an der Großmacht Revolution ist die Achillesferse aufgedeckt, von der wir unablässig gepredigt, und bietet Italien vielleicht nächstens Gelegenheit sie zu treffen, dann nur um so besser. Ein kaiserlicher Herr Oesterreichs war es, den man einst den „letzten Ritter" nannte; Zeiten, wie die unsern, sonst männer- und ehrenarm, solche Stürme, von Jahrhunderten her angesammelt, mußten kommen, als die Folie des ersten Ritters der Neuzeit, der uns endlich aus demselben erhabenen Hause wieder erweckt ist. Auch in diesen Blättern sind die dreimal wiederholten zärtlichen Umarmungen eingetragen, die Er arglosen Herzens einst vom Norden her annahm; jetzt bietet man sie in London und Paris vor den Thüren feil. Und auch über alles andere Deutschthum ist die grellste Beleuchtung gekommen, selten glücklich. Keine Fratze unter keiner Larve blieb unenthüllt. Den Tscherkessen-Propheten Schamyl etwa ausgenommen, ist Alles demaskirt, was maskirt war, auch in der Enge der kleineren deutschen Vaterländer, und bis an die Ecke unseres Schreibtisches. Was Stoff zu Portraiten! Aber ein solches will, dem Geschmack der Mit- und Nachwelt mißtrauend, nach dem Leben stets unabgerissen seyn. Auch sind ohnehin jetzt Aller Augen und Herzen in Wien.



Ob dort Friede Europa's werden wird? ist das große Räthsel. Niemand weiß die Lösung als Rußland allein. Auch wir rathen und rathen auf Nein; aber wir rathen nach einem sonst unbenützten Calcul. Preußen und die deutschen Mittelstaaten bieten ihn. Es ist endlich sonnenklar geworden, daß der nächste Effekt des Vertrags vom 2. Dec. nichts Anderes seyn sollte, als die wiedereröffnete Wiener-Conferenz, freilich mit peremptorischem Termin und 500,000 Mann eventueller Exekutions-Macht; Rußland hat am 28. Dec. und 7. Jan. sich ohne Weiteres angeschlossen und die Vorlage der im Allgemeinen skizzirten Postulate einfach angenommen, nach Russel's Angabe sogar die Andeutung zum III. Punkt: mit seiner Herrschaft im schwarzen Meere müsse ein Ende werden. Es hat demnach die von ihm und noch mehr von seinen deutschen Liebedienern für absolut „unmöglich" erklärte Annahme, unter begreiflichem Erstaunen der ganzen Conferenz, sehr leicht möglich und wirklich gemacht. Dennoch steht Preußen beharrlich außerhalb des Vertrags vom 2. Dec., obgleich es Jedem beschwört, jene Annahme sei „ohne Rückhalt"; und auch die Mittelstaaten scheinen in der Mehrheit zu wissen, daß gerade für diese Situation die Note vom 6. Nov. vorgeschrieben sei. Man mag sagen: russischer als Rußland; das erklärt aber doch nicht, warum man sich rein umsonst Verlegenheiten aussetzen sollte, die nicht zu unterschätzen sind. Man mag sagen: Preußen besorge übertriebene Forderungen vom Westen; wie konnte es sich aber dann getrauen, in London und Paris auf eigene Faust eine gemäßigte Interpretation der vier Punkte procuriren zu wollen? Mußte nicht dazu der einzig geeignete Platz in der Conferenz neben Oesterreich seyn? Kurz, es muß von Rußlands Seite etwas im Hintergrunde lauern, was Preußen eine neue Verwicklung in eventuelle Conferenz-Protokolle fürchten läßt, denn „von schriftlichen Concessionen zu wirklichen ist ein weiter Weg", sagen die Berliner. Preußens Haltung beweist uns viel mehr für einen solchen Hinterhalt als hundert andere Anzeichen.

Für Rußland selbst hätte seine Stimme in der Conferenz von größtem Interesse seyn müssen; aber die Conferenz steht unter bindenden Verpflichtungen einer Offensiv-Allianz für den Fall eines Hinterhalts, und Preußen muß allzeit „freie Hand“ haben. Man hat daher russischerseits den Versuch gemacht, die bindende Conferenz in einen freien Congreß der beim Vertrag von 1841 betheiligten Mächte oder der Großmächte überhaupt zu verwandeln, und deßhalb verhandelte man noch vor dem 28. Dec. mit Berlin; Preußen hätte dann von Tergiversationen Rußlands nichts zu fürchten gehabt, und auch der in St. Petersburg und noch mehr in Berlin so eifrig angestrebte Waffenstillstand wäre dann wohl erfolgt, damit Rußland Zeit gewinne, seine in Polen und sonst in furchtbaren Dimensionen ausgehobenen Rekruten einzuexerciren. Der Plan mißlang; ein anderer aber unter den zweien selber mußte wohl gelingen. Preußens „freie Hand“ fühlte sich nämlich doch durch frühere Stipulationen etwas genirt; denn es war für den Fall eines russischen Angriffs verpflichtet, Oesterreich zu Hülfe zu eilen. Rußland erklärte daher, wenn auch nicht in förmlichem Vertrag, in dieser Richtung nicht angreifen zu wollen; muß demnach der Kaiserstaat selber zum Angriff schreiten, so ist Preußen doch seiner Vertrags-Pflichten gegen ihn quitt und ledig. Die Hand ist also ganz „frei,“ und nicht umsonst behauptet Berlin jetzt, gegen die österreichischen Mobilisirungs-Anträge, mit so großer Zuversicht: die Conventionen vom 20. April und 26. Nov. seien rein defensiver Natur, ja bloß zum Zwecke des Friedens geschlossen, und — es habe damit gar keine Gefahr. Oesterreich beruft sich in der Depesche vom 14. Jan. freilich auf den „gesunden Menschenverstand“ der deutschen Regierungen, ob friedliche Garantien vorhanden seien? aber in Berlin muß man das offenbar besser wissen.

Von seiner deutschen Stellung hat man sich also glücklich emancipirt; nicht jedoch als ob man dem Kaiser nicht im Falle seiner Noth freiwillig zu einer Hülfe zu kommen ver-

spräche, vor der die lieben Heiligen auch den ärgsten Sünder in Gnaden bewahren mögen. Indeß haben wir stets dafür gehalten, daß die preußische „freie Hand" in der europäischen Katastrophe schwer zu halten seyn werde. Und wirklich hat sie bereits selbst erwiesen, daß sie sich durchaus bieten muß. Das offene Bieten an Rußland aber hat seine Bedenken. Wem also sonst? Natürlich auf keinen Fall — dem Kaiserstaat. Moderator totius Germaniae nämlich kann, wie endlich offenkundig, weder ein redseliger Kreuzzeitungs-Papst seyn, solange Oesterreich erst seinem Untergang im russischen Krieg noch entgegensieht, noch in Miniatur ein weiland demokratischer Professor. Das Organ der herrschenden Partei in Preußen wird daher nicht müde zu trösten: wir scheuen ja nicht den Krieg, aber nur Geduld, nur ruhig warten, bis der rechte Moment da ist, und die Andern, besonders Einer, mit ihren Mitteln am Ende sind! „Freie Hand" daher um jeden Preis wenigstens gegen Oesterreich, und man versichert, die preußischen Staatsmänner freuten sich sehr ihrer „vorsichtigen Zurückhaltung" und zeigten stolz auf ihrer Uhr das „nondum meridies," auch noch in seligster Hoffnung, daß die Mittelstaaten Oesterreich gleichfalls sitzen lassen würden.

Wie hat sich auch dieses Oesterreich so schwer versündigt! Zu drei Fünfteln wackerstes Slavenblut wollte es unabänderlich Deutschland im Orient vertreten; sein zweites Wort war „deutsch," und doch gehorchte es weder der erlauchten Note vom 6. Nov., noch den copirten Depeschen von Berlin und München. Statt an dem Kettlein czarisch approbirter deutschen Geschäfts-Ordnung auf der Papagayen-Stiege zu Frankfurt zu sitzen und sein „Mit Permiß" aufzusagen, vermaß sich der Adler voranzufliegen, und kein Schwanzfederlein blieb zurück zum Wahrzeichen für den Gestrengen an der Newa. Und seitdem? Die „Hinterlist" des Kaiserstaats — in den „geheimen Stipulationen" wird sie sich zeigen! Ach, sie existiren nicht. Aber doch „geheime Erläuterungen," eine Interpretation, die man uns versteckt! Wien

theilt vertraulich eine allgemeine Skizze über die vier Punkte mit, deren volle Positivirung Jahr und Tag kosten könnte. Man glaubt dem nicht, und die zweite deutsche Großmacht sucht in London wie nach einer Stecknadel die verheimlichte Interpretation, um sagen zu können: das ist ohne uns bereits geschehen. Nichts zu finden. Auch Gortschakoff erhält am 28. Dec. und 7. Jan. nichts dergleichen; man theilt sich wohl gegenseitige Ansichten mit, behält aber die Interpretation natürlich den nun zu eröffnenden eigentlichen Friedens-Conferenzen vor, wie denn ihr schwierigster Punkt gar nicht von der Diplomatie, sondern von den Waffen in und um Sebastopol abhängt und sie überhaupt, solange der Krieg dauert, immerhin im Flusse bleiben muß. Oesterreich vermeldete getreulich, soviel es jedesmal selber wußte; den Verdacht geheimer Interpretation mußte man also endlich aufgeben, aber den Grimm ließ man jetzt erst recht wachsen, eben weil keine da war. Also der 2. Dec. und — keine Interpretation, wie sollen wir die Tragweite des Vertrags ermessen? grollte es aus Berlin und die Kleineren grollten pflichtschuldigst nach. Was half es, daß Oesterreich fort und fort einlud: kommt nur selbst und helft meiner Loyalität die Tragweite bestimmen! Das wahre Motiv des Grolls war eben unter allen den falschen Verdächtigungen schon in der Depesche für London und Paris vom 19. Dec. angegeben: der Vertrag vom 2. Dec. „trage specifisch österreichisches Gepräge!“

Und weil das nicht deutsch ist, bot man die „freie Hand,“ die man irgendwo bieten mußte — dem Westen. Den 19. Dec. erklärte man nach London und Paris, und that in Wien abschriftlich zu wissen: man sei bereit zu einem „dem December-Vertrag analogen Bündnisse mit den Seemächten;“ den 5. Jän. warf man ebendort gegen die Verträge mit Oesterreich ein: dieses sei es gewesen, das an den vorausgesetzten „gemeinsamen Bestrebungen“ hinsichtlich der vier Punkte es habe fehlen lassen. So „bestrebt“ sich denn

Oesterreich jetzt allein; und zwar so loyal und würdig für den Frieden, daß man in Berlin sich berufen findet, die Ehre davon sich zuzueignen. Preußen hat immer Alles und Alles gethan und ausgerichtet, so auch dießmal; zwar dürften auch die leidigen Finanzen Oesterreich und Frankreich milder stimmen, wie denn die neueste Anleihe des letztern „auf sehr bedenkliche Schwierigkeiten“ stieß (sie ward bekanntlich vierfach gezeichnet); aber, wenn Friede wird, so bleibt doch das Hauptverdienst der reservirten Haltung Preußens, obwohl es freilich keinen Dank dafür erndtet. Es gehören eben Sonntagskinder dazu, solches zu sehen; alle anderen Leute glauben, daß der geschäftige Vermittler auf der Schaukel noch nicht nagelsgroß vom Czar erbettelt, ausgenommen etwa das bei jeder Gelegenheit und mit größter Ostentation laut rühmend geäußerte unbegränzt dankbare czarische Vertrauen in das Berliner Kabinet.

Was bedeutet aber denn das jungfräulich abwehrende, verlegene Erröthen vor solchem Ruhme? Sollte unter der Separat-Allianz mit dem Westen wirklich eine ernstliche Aufstellung gegen Rußland vermeint seyn, und die jüngsten Depeschen Oesterreichs an die Mittelstaaten richtig bemerken: Preußen selber anerkenne ja das Bedürfniß einer Coalition gegen die russische Politik in seiner Weise durch seine diplomatischen Missionen nach London und Paris? Sollte wirklich Preußen, nachdem seine protokollirte Rechtsanschauung längst auf's Haar mit der aller übrigen Mächte zusammentraf, nun auch zur gleichen Exekution sich verpflichten wollen — recht gerne an der Seite Englands und Frankreichs, um keinen Preis aber an der Oesterreichs, dem man vielmehr auch seine vertragsmäßigen Ansprüche abläugnet? Sollten der blasse schwächliche Neid, der kindische eifersüchtige Hochmuth also verblenden können? Wahrlich, die preußische Politik vermögen wir nicht mehr zu begreifen, sowenig als die altberühmte Sprache der Thiere, wohl aber die unausbleiblichen endlichen Folgen und das gegenwärtige europäische Gelächter.

Die peinliche Seite an der „freien Hand,“ die zu solchen Schritten im Westen zwingt, ist freilich leicht herauszufinden: es ist die Stellung als Großmacht, die sich nicht so leicht aufgibt wie die deutsche. Wir haben stets gestaunt, in Berlin die orientalische Frage als „fremde Interessen,“ „die uns nicht berühren,“ bezeichnen zu hören, denn wir betrachteten Preußen stets als Großmacht. Als solche saß es im hohen Areopag Europa's zu Wien und beschloß mit die einheitliche Rechtsanschauung; Oesterreich hat auch trotz Allem durchgesetzt, daß im Vertrag vom 2. Dec. der Eintritt Preußens, und nur Preußens, als der einzigen noch nicht betheiligten Großmacht, vorgesehen und ihm Raum offengelassen wurde. Als es aber vor aller Verpflichtung zur Geltendmachung seiner eigenen Rechtsanschauung zurückwich, da dachten wir nicht anders, als Preußen habe eben abdicirt, seine Großmachts-Würde als zu schwer lastend niedergelegt, da sie stets Pflichten auflabet, denen Niemand mit Wind, erdichteter Intelligenz und Maulheldenthum wird genugthun wollen. Wie staunten wir zu vernehmen: nichts weniger als das! vielmehr behaupte Preußen, ohne allen Beitritt zu den Verbindlichkeiten vom 2. Dec., ohne alle Verpflichtung zur Aufrechthaltung seines eigenen Rechtsurtheils überhaupt, ohne den „von rechtswegen“ ihm gebührenden Platz im Rath der europäischen Mächte irgend durch ein Zugeständniß erkaufen zu wollen, und abgesehen von allen neueren Stipulationen — sei es eine Großmacht per se, ohne deren einzuholende Sanktion ein gültiger Beschluß in europäischen Dingen nicht gefaßt werden könne: ja, fast unglaublich, eben auf seine stets thatlos und immer realiter verläugnet gebliebene Uebereinstimmung „in der Rechtsfrage,“ nach Laut der frühern Protokolle und bis auf diesen Augenblick, gründe es noch am 21. Jan. seine Großmachts-Ansprüche eo ipso. Wie staunten wir, als eine, wie es scheint, vom mittelstaatlichen Minister katerochen geführte publicistische Feder solche Anschauung als von Oesterreich zugestanden der Welt aufzubinden wagte;

und als wir in der preußischen Note vom 5. Jan. nach London und Paris geschrieben lasen: „an dieser Auffassung werde der König unerschütterlich festhalten, und weder Opfer noch Gefahren scheuen, wenn jener Stellung je Beeinträchtigung drohte, wie er sich auch zu seinem Volke versehe, daß es ihm in solchem Falle getreulich zur Seite stehen würde.“ Halb so viele tapferen Worte zur rechten Zeit, am rechten Ort und in der Richtung der eigenen verbrieften Rechtsanschauung, und wir hätten jetzt den — Frieden! Dagegen hat man dieser eigenen Rechtsanschauung zum Hohn Tergiversation an Tergiversation gereiht, mit jedem Act russischer Spiegelfechterei sich „vollkommen befriedigt“ erklärt, wie eine französische Note als Antwort auf die Note vom 5. Jan. unter so schlagenden Beweisen bemerkt, daß man in Berlin ihre Aechtheit bezweifeln zu dürfen meinte — und hat nun in dieser Note wie in einer österreichischen Depesche und von Seite der ganzen ehrenhaften Presse die Antwort auf jene sinnlose Großmachts-Prätension*).

---

*) „Das französische Kabinet“, sagt die Pariser Note, „hat während des vorigen Jahres Preußen oft an die Verpflichtungen erinnert, die jene mit so gerechtem Stolz hervorgehobene Rangstellung ihm auferlegt. Aber die Stellung einer Großmacht ist etwas Dauerndes und kann nicht, je nachdem die Bequemlichkeit empfiehlt, den einen Tag aufgegeben und den nächsten wieder angenommen werden. Ihre Rechte und Pflichten lassen sich nicht trennen.“ — Oesterreich hat einfach verneint. — Die „Freimüthige Sachsen-Zeitung“ z. B. äußert den 21. Jan.: „Wer kann es Preußen verdenken, wenn es die sauer genug errungene Stellung einer europäischen Großmacht nicht in diesem Falle aufgeben will. Aber immer müssen wir in diesen rein politischen Beziehungen auf den Satz zurückkommen, daß sie keine objektiven, innerlichen und absoluten Rechte begründen. Großmacht ist man nur solange, als man als solche anerkannt wird; es gibt keine Verträge in Europa, welche dieser oder jener Macht das Recht verbürgten, stets als Großmächte im Rathe der andern gehört zu werden.“ — Das Organ der herrschenden Partei in Berlin schweigt über diese Frage merkwürdiger Weise — ganz.

Während also Preußen in athemloser Verwirrung seine Großmachts-Reputation sucht, überall nur nicht an Oesterreichs Seite, handelt dieses als Großmacht und als deutsche Macht. Es schließt sich nicht an Andere an, sondern Andere an sich, und zu allererst sind wie stets seine Blicke auf die deutschen Völker gerichtet, denen es, ganz gegen die frühere Vereinsamung, nun in der Presse und auf jedem Wege seine Aufmerksamkeit widmet. Es will den Frieden und nichts als den Frieden; Rußland will ihn zweifelsohne auch, aber gethan hat es für einen wahren Frieden bis jetzt noch nichts; um etwaige guten Vorsätze reell zu machen, gibt es nur Ein Mittel: Oesterreichs stolzeste Waffenbereitschaft. Sie besteht. Man erzählt wunderliche Dinge über die erbittertste Hast, mit der man russischerseits sich rüste, die Maske gegen Oesterreich fallen zu lassen, seitdem die Hoffnung auf einen in Wien zu erschleichenden Waffenstillstand vereitelt worden, und die Sprache der österreichischen Depeschen an die deutschen Höfe läßt wirklich das Schlimmste befürchten. Jedenfalls hat der Kaiser nicht umsonst die russische Annahme vom 7. Jan. sofort mit Eröffnung der im Art. V. vom 2. Dec. vorgesehenen Verhandlungen zur eventuellen Feststellung der definitiven oder Offensiv-Allianz mit dem Westen beantwortet. Gerüstet ist man für Alles.

Offen und ehrlich handelt man in Wien auf deutschem Boden; Preußen dagegen hat sich nach dem Westen gewendet und zwar mit einer scheuen Heimlichkeit, die selbst in Paris auffiel — an England: an dasselbe England, über das die herrschende Partei eben noch unermüdlich war in moralischer Entrüstung und bedrohlichstem Rabengekrächz. Nach der französischen Note wollte Preußen einen „analogen Vertrag“ dahin: daß der Durchmarsch vom Westen gegen Rußland über deutsches Gebiet nicht stattfinden dürfe, wofür Preußen ein Corps gegen Polen aufstellen wolle; d. h., sagt die Note, „es will mit einer Hand das Schwert der Alliirten seitwärts wenden, mit der andern seinen Schild über

Rußlands verwundbare Seite halten" (und günstigen Falls Oesterreich in den Rücken fallen). Damit war also freilich nicht einmal ein leeres Bänkchen neben Sardinien zu erlangen, das für seinen Beitritt zur westlichen Allianz vom 10. April 1854, die allen Potentaten, wie die vom 2. Dec. nur den Großmächten offensteht, 15,000 Mann speciell für England nach der Krim schicken darf. Auch wäre mit dem Schemel neben Sardinien weder der „Großmacht", noch den „norddeutschen Interessen" geholfen. Eine privilegirte Stellung aber, wie Preußens vielseitiger „Beruf" sie bedarf, konnte England nicht zugeben, schon weil Napoleon III. nicht wollte. Was er will, muß jetzt für England Gesetz seyn; und mag das stolze Albion allerdings bereits so weit herabgekommen seyn, daß es sehnlichst 500 preußische Officiere zur Organisirung seiner Armee wünscht, wie man in Berlin sich erzählt, so ist doch die Vielseitigkeit Preußens zur Zeit nicht geeignet, ihm die wachsende Abhängigkeit von Frankreich abzunehmen. Vielmehr hat die Strafe systematischer Prahlhanserei den Einen getroffen und erwartet den Andern. Kurz, England wußte die Großmacht nirgends als blinden Spieler anzubringen, trotz alles Drängens des Specialgesandten Hrn. von Usedom; man verläugnete daher in Berlin den Zweck seiner Sendung vor der Oeffentlichkeit, und schickt jetzt einen vornehmern Boten nach Paris, um dort die vom „specifisch-österreichischen Gepräge" verfolgte deutsche Großmacht hausiren zu tragen. Vielleicht daß sich Oesterreich selber des kläglichen Wimmerns noch erbarmen, und der „reinen" Deutschheit irgendwo durchhelfen kann; noch wahrscheinlicher, daß die Westmächte der Vielseitigkeit müde werden, und ihr den kategorischen Imperativ durch Alternative vor die Thüre setzen.

Wenn indeß an der augenblicklichen Politik Preußens Alles für Deutschland gleichgeltend und unklar ist bis auf das Eine, daß sie für den Moment einfach darauf ausgeht, Jeden auszubeuten, der sich ihr etwa hingäbe: so leuchtet

doch ein sehr bestimmter Gedanke für eine nahe gedachte Zukunft hervor. Er basirt auf der Hoffnung einer gründlichen Aenderung in der Stellung der Mächte, welche Hoffnung ihr mit Rußlands innigster Sehnsucht gemein ist. Nur daß des Czarthums Herz nach der Seine schlägt und also combinirt: ich, Frankreich und meine Filiale Berlin; während Preußen combinirt: Rußland, England und ich. Es ist dieß die leuchtende Idee, die wir im ersten Anfang der Wirren schon als die innerlichst maßgebende und damals auch hoch im Schwange gehende bezeichneten: die festverschlungenen drei nordischen Horte des Protestantismus, dem man bekanntlich das czar-päpstliche Schisma beizählt, im letzten Siegeskampfe gegen die abominabeln Römer. Als man seit dem 2. Dec. das naturgemäße und wahrhaft gottgesendete Einvernehmen Mitteleuropa's, d. i. Oesterreichs und Frankreichs, enger und enger werden sah, brach die alte Idee innerlich mit Macht hervor, und die Schwachköpfigern plauderten wie die Staar-Matzen, außer dem bekannten Organ, auch in der Allgemeinen Zeitung. Das sei ja eine „Verbindung, deren Basis confessionell und gegen England gekehrt seyn müsse“, das „Bedürfniß Englands einen Parteigänger des Protestantismus in der Wiener-Conferenz zu haben“, helfe Preußen jetzt jedenfalls aus der Isolirung. Sofort ging Hr. von Usedom, der hegemonistische Gothaer, Gönner der evangelical aliance und Fürst in der ohnehin englisch-gesinnten Partei der Altpreußen, die sich sonst der vollsten Ungnade erfreuen, nach London in Sachen „der Stellung und der Interessen des Protestantismus“, wie es hieß. Die Neupreußen, hierin einig mit jener ihnen sonst bitterbösen Partei, erfuhren sofort aus London: „nun gar von besonderer Annäherung der beiden katholischen Großstaaten verlaute, werde die englische Politik doch täglich hohler, nur ein kräftiger Ruck, und Europa's rechter Arm sitze wieder in der Pfanne.“ Man traute dieß einem passenden Ministerwechsel zu, etwa Lord Grey, der „ungefähr dasjenige vertritt, was bisher nicht die englische,

sondern die preußische Diplomatie in Europa vertrat." Man freute sich der Tories, die bereits der österreichischen Allianz die mit Preußen vorzögen, „da es doch wirklich nicht Englands Interesse sei, die Autorität Oesterreichs in Deutschland auf Kosten ihres Rivalen zu verstärken." Man inquirirte nach anderen „protestantischen Politikern", und fand einen daheim völlig obscuren Querkopf Namens Macqueen, tief bedauernd, daß man nicht „Seite für Seite" sein unschätz- und „unwiderlegbares" Buch mittheilen konnte, das z. B. so schön sagt: „die Wahrheit steht unerschütterlich da, daß England mit Frankreich verbündet ist, um die Gottlosigkeit des falschen Propheten zu erhalten, und die lateinische Kirche zur höchsten Kirche der Erde zu erheben." Begreiflich bedurfte es demnach für Hrn. Usedom keiner Wendung gegen Rußland; für Großmachtspflichten soll man, neben der englischen Heirath des Thronerben, den nicht mehr neuen Plan geboten haben, die preußische Landeskirche der Pockenimpfung mit Bischofsweihen von der prätendirten anglikanischen Succession zu unterziehen. Freilich hat der Nebel erst noch Fleisch zu werden, hat England seinem Publikum, Palmerston und Frankreich erst noch den Dienst zu künden, und ist letzteres nicht ohne Haken; immerhin aber gilt Rundschauers Wort: „ein so hohes Ziel ist die Einigkeit Deutschlands nicht, daß wir Preußen unsern Beruf ihr hintansetzen dürften."

Wir erfahren's von Idee und „Beruf" der „reindeutschen Macht". Und während sie also auf England spekulirt, mit Rußland unter der Decke spielt und eben durch ihre Haltung jede Friedensneigung des Czarthums beirrt, verfolgt sie mit heftigstem Zorn die Anträge Oesterreichs an Deutschland. Am 9. December schon hat letzteres am Bund selber die Lage für bedrohlich erklärt; wer sich jetzt davon läugnen will, dem verspricht man in Berlin, was man selbst nicht mehr hat, eine Stellung in den Conferenzen für den Bund. Man kennt die Seinen; man weiß an der Spree, wie an der Newa,

daß der Teufel vom ersten verfehlten Schritt das Maß nimmt, und mit Windbrautseile ihn multiplicirt, wenn nicht offene Reue dazwischen tritt, die von abenteuerndem Professoren-Dünkel nicht zu fürchten ist. Der Bamberger-Tag hat richtig zwischen Thür und Angel gebracht. Man nennt das jetzt „vermittelnde Stellung", und nachdem die stolze Trias in Dunst zerronnen, führt man auf bescheidenerm Wege Deutschland dem Verderben zu. Was ist es auch um eine Metamorphose mehr oder weniger. Mobilisirung steht nicht in Nesselrode's Note vom 6. Nov., noch weniger der ritterliche Kaiser als „Bundesfeldherr". Man „vermittelt" also „Kriegs-Bereitschaft", und damit ist man an jenen beiden Flüssen auch zufrieden; wenn nur der Kaiserstaat nie zum festen Ziele kommt. Von Wien aber dürfte man endlich erwarten, daß nicht unzeitig übertriebene Loyalität stets neue Deklination zugebe; „ich kenne meine Pappenheimer", ist ein goldenes Sprüchlein! Die Definitiv-Allianz ad hoc mit Frankreich und seinem Anhängsel über dem Meer wird ohnehin aller mittelstaatlichen Proteus-Arbeit ein Ende machen, und dann diese unvergleichliche Diplomatie unter dem erwünschtesten Naturgesetz stehen.

Von der einzig und allein vernünftigen Richtschnur des freien Vertrauens zum natürlichen Vertreter Deutschlands nach Außen hätte man seiner Zeit Dank und Ehre und wieder Vertrauen aller Ehrlichen geärndtet, eine wahrhaft deutsche volksthümliche Stellung; das Müssen bringt von Allem das Gegentheil. Was konnte nur also sich verrennen machen? Antwort: ein schlimmes Vorzeichen, eine Art von Gewissensdruck, kurz Furcht für die — territoriale Selbstständigkeit. Es ward nicht umsonst behauptet, Oesterreich habe sie ausdrücklich allen garantirt, die eventuell nach Art. 42 der Schlußakte außerhalb des Bundes sich ihm anschlößen. Man fürchtete aber niemals für jene Stellung, solange man seine Füße noch fühlte; die Völkerstämme fürchten noch nicht für sie, am wenigsten von Oesterreich, und darüber sollte man

stutzen? Sie waren unter dem heiligen römischen Reich selbstständiger als je nachher; bedroht fanden sich bis zur Stunde immer nur die kläglichsten Regime's, und unter entwürdigender Fremdherrschaft aller Art stand man nie vor, öfter als einmal nach dem Schluß des 18. Jahrhunderts. Ja, es ist eine ewigtheure heilige Idee, welche die Gothaer verkehrten, die Logen schändeten, die Revolution diabolisch schlau mißbrauchte. Sie zählt nicht unter die „Phantasmata der öffentlichen Meinung," die man vor sich verschwinden zu sehen hoffen darf, wie vor Hrn. von Gerlach alle andern. Sie glänzt nur um so blanker, je länger und trübseliger das Volk an den Flüssen Babels sitzt und sie anweint. Dieses deutsche Volk ist doch noch viel besser, als man glauben machen möchte; von den Alpen bis zur Nordsee trägt es eine große, im eminentesten Sinne legitime Idee tief im Herzen; auf den meisten Höhen des Lebens aber ist man einer Idee gar nicht mehr fähig. Jene Eine für immer! Sie ist nicht der eingeborne Russen-, nicht der überall wachsende Preußen-Haß, sie ist der ächte Revolutions-Haß. Die gottgesendete Prüfung dieser Jahre, sie endlich treu zu bekennen, wie so oft mit gleißenden Worten, hat man Seitens der nächst betheiligten Regierungen nicht nur thatsächlich nicht bestanden, man hat mit ausgesuchtem Fleiß und studirtem Geschick das — grasseste Widerspiel gethan; darum ängstigt jetzt ihre unauslöschliche Existenz.

Viel düstere Sorge bargen diese Blätter seit jenem Godsend. Nur Eine Furcht hat sich nicht erfüllt. Frankreich hat mit Napoleon III. eine Politik ergriffen, in der wir stets Europa's Heil erkannten, die wir aber kaum je zu hoffen wagten. Unberechenbar sind die Folgen; Franz Joseph's großes Werk aber ist vollbracht. Noch eine sechste Großmacht grollt seitdem ohne Sitz und Stimme: die Revolution. Und während die fünfte sich England zum Partner ausersieht, erbleicht Englands frecher Stern vor den entsetzten Blicken. In der Krim hat es sich den Tod der Reputation geholt und ist das schleichende Fie-

der seiner herrschenden Aristokratie endlich ausgebrochen; wer ist jetzt noch nach englischer Wohlfahrt lüstern? Furchtbare Nemesis! Ist vielleicht die Zeit der göttlichen Rache schon da für den grimmigen Hohn, den Ihr so oft und gewohnheitsmäßig der Kirche in's leidende Antlitz geschleudert: „Seht Englands und Preußens Prosperität und euer Misere!“ Der Schein trügt. Rußland wird den letzten Beweis dafür liefern. Ruhig sehen wir jetzt auch Gortschakoff's Memorandum vom 7. Januar die Klippen unserer „Aphorismen“ über die Zukunft der Rajah meisterlich umschiffen; die Türkei eilt rasch zum Ende, Mitteleuropa aber wird einen christlichen Anfang schaffen, der schwerer wiegt, als Englands bockbeiniges Seerechts-Projekt für den Euxinus. — Aber wir verspüren auch an unserm Raum und an unserer stumpfen Feder, wie viel leichter und besser alle Dinge in Deutschland vorschritten, also auch unsere „Zeitläufte“ — wenn von preußischer Politik nur mehr in Historienbüchern zu hören wäre.

(Schluß folgt.)

XIX.

Das Glaubensbekenntniß eines Physiologen *).

Bekanntlich huldigt in unsern Tagen ein nicht geringer Theil der Naturforscher einer durchaus materialistischen Lebensanschauung, und läugnet damit selbstverständlich all das, was bisher als Inhalt des religiösen Glaubens von einem Geschlecht zum andern überliefert wurde als die tiefere Deutung des Menschenlebens, als mindestens vorläufige Lösung der Räthsel des Daseyns; es wird demnach geläugnet: die Freiheit und Persönlichkeit des Menschen im eigentlichen Sinne, und damit sittlicher Werth und Unwerth der menschlichen Handlungen, oder jedenfalls wenigstens die Zurechenbarkeit derselben; ferner Unsterblichkeit der Seele und alle

*) 1. Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen am 18. Sept. 1854 von Rudolph Wagner. Göttingen G. H. Wigand 1854. S. 30.

2. Ueber Glauben und Wissen mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" von Rudolph Wagner. Göttingen, G. H. Wigand 1854. S. 30.

Folgerungen, die sich daraus ergeben; endlich, wie sich hiebei von selbst versteht, das Daseyn eines persönlichen Weltschöpfers, das Daseyn eines persönlichen Gottes. Und nicht aus Leichtfertigkeit oder sittlicher Verkommenheit will diese materialistische Lebensanschauung hervorgegangen seyn und hervorgehen, sondern als nothwendiges und darum berechtigtes Resultat naturwissenschaftlicher, namentlich physiologischer Forschungen will sie gelten. Daher hat man auch bereits angefangen, diese Lebensanschauung in populären Schriften unter das Volk zu bringen, und auch diesem das Glück dieser neuen Aufklärung zuzuwenden. Und die Freiheit der Wissenschaft wird dazu mißbraucht dem Volke Zwang anzuthun, moralischen Zwang, weil es nicht fähig ist, diese materialistischen Behauptungen zu prüfen und selbstständig zu beurtheilen, und daher ihnen wehrlos preisgegeben ist. An Beifall natürlich kann es da nicht fehlen, wo so viele Fesseln auf einmal fallen, welche der Leidenschaft bisher ein so großes Hinderniß waren, ungestört zu toben, und wo behauptet wird, daß nicht eine furchtbare Macht hinter dem Schauplatz dieses Lebens dem Laster drohend gegenüber stehe. Die wiederholten Auflagen solcher Werke zeigen, daß Viele „wie die Ratten selbst ihr Gift sich gierig rauben", und beweisen, wie wenig schlimme Erfahrungen da abschrecken, wo der Sinnlichkeit die Alleinherrschaft zugesprochen wird! Unwiderstehliche Sirenenstimmen freilich sind dieß namentlich da, wo die Blüthe und Vollkraft der sinnlichen Natur widerwillig gegen die Schranken der geistigen Lebensordnung sich bäumt. Eine sehr nahe liegende Erwägung indeß könnte diejenigen, welche ihre Berechtigung zu solchem Kampfe gegen den religiösen Glauben und die sittliche Ordnung des Lebens aus der Nothwendigkeit ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse ableiten, schon bedenklich machen, wenn es ihnen wirklich um das Wohl der Menschheit zu thun ist: die Erwägung des Umstandes nämlich, daß schon so viele nothwendige Ergeb-

nisse der wissenschaftlichen Forschung sich alsbald nicht bloß als unnothwendig, sondern geradezu als durchaus unhaltbar und verkehrt gezeigt haben. Ein besonnener Mann, der mit dem Glücke, mit den theuersten, beseligendsten Ueberzeugungen seiner Mitmenschen nicht ein leichtfertiges Spiel treiben will, muß billig Bedenken tragen, um solch' nothwendiger wissenschaftlichen Resultate willen, die schon nach einigen Monaten für ihn selbst vielleicht diese Nothwendigkeit nicht mehr bewähren, und die nach einigen Jahren bei weiterem Fortschritt der Wissenschaft als Irrthum verworfen werden können — um solcher Resultate willen die geheiligten Ueberlieferungen der Religion zu verwerfen. Er wird Bedenken tragen, um der eigenen Eintags-Meinung willen dem Volke das Glück und den Frieden der religiösen Ueberzeugung zu rauben, ohne ihm auch nur im Mindesten einen entsprechenden Ersatz bieten zu können, und es herzlos der Ungewißheit und Trostlosigkeit preiszugeben.

Bedenken dieser Art müßten selbst dann noch zurückhaltend und behutsam machen, wenn wirklich schon entschieden und unbestritten wäre, daß die Naturwissenschaft, und namentlich die Physiologie, die einzige Wissenschaft sei im strengen Sinne des Wortes, und daß sie allein entscheiden könne und müsse, ob es auch ein geistiges Reich der Menschheit in Wahrheit gebe, und ob insbesondere die Religion ein Recht habe, zu bestehen oder nicht. Das aber ist eben der Frage-Punkt, über den sich die oben genannten zwei Schriften von Hofrath und Prof. Dr. Rudolf Wagner zu Göttingen verbreiten, welche, wie er sich selbst ausdrückt, sein „wissenschaftliches Glaubensbekenntniß" aussprechen.

Je mehr die erwähnte materialistische Richtung unter den Naturforschern Ueberhand zu nehmen droht, um so mehr muß es unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und unsere Anerkennung sichern, wenn ein Naturforscher von solcher Auszeichnung sich dieser um sich greifenden Richtung entgegen-

stellt, und vom Standpunkt der Physiologie aus nicht bloß zurückhaltend ist mit einer Entscheidung über das höhere Leben der Menschheit und auch seine Fachgenossen zu solcher Zurückhaltung mahnt, sondern auch für den religiösen Glauben entschieden das Wort ergreift, und den geheiligten Inhalt desselben gegen anmaßendes Absprechen der materialistisch Gesinnten in Schutz nimmt, nicht scheuend manigfache Verunglimpfung, die ihm solche Entschiedenheit von Seite dieser zuzieht.

Beide Schriftchen sprechen sich, wenn auch nur in aller Kürze und andeutungsweise aus über das wahre Verhältniß der Naturwissenschaft, namentlich der Physiologie, zur Religion, und enthalten das Geständniß, daß diese in dem Stadium, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, durchaus nichts Entscheidendes gegen die wichtigsten Lehren des Christenthums vorzubringen und einzuwenden vermöge, und darum kein Recht habe, über dieselben abzusprechen. Dieß wird zuerst gezeigt in Betreff der biblischen Lehre von der Menschen-Schöpfung und der Abstammung aller Völker von Einem Menschenpaare. Der Herr Verfasser bekennt, daß durch die physische Anthropologie, durch die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, wie sie zuerst von Blumenbach begründet und von Anderen weiter ausgebildet ward, jene Lehre der heiligen Urkunde keineswegs erschüttert oder widerlegt sei, sondern daß die Resultate der Naturforschung über diesen Gegenstand dieselbe ganz unangetastet lassen. „Sämmtliche Rassen des Menschen, sowie die Rassen vieler Haus-Thiere lassen sich auf keine wirklich existirende, sondern nur auf eine ideale Urform, welcher die indoeuropäische am nächsten steht, zurückführen. Die Art und Weise, wie die Rassen sich gebildet haben, ist völlig unbekannt. Sie fällt in eine unvordenkliche, der Forschung völlig unzugängliche Zeit. Ob alle Menschen von einem Paare abstammen, läßt sich vom Standpunkt exakter Naturforschung ebenso wenig erweisen,

als das Gegentheil, und man kann von dieser Seite von der Geschichtsforschung und wissenschaftlichen Theologie durchaus nicht auf die Naturforschung recurriren. Die Möglichkeit der Abstammung von einem Paare läßt sich aber nach streng physiologischen Grundsätzen durchaus nicht bestreiten. Wir sehen unter unsern Augen in einzelnen kolonisirten Ländern physiognomische Eigenthümlichkeiten bei Menschen und Thieren entstehen und beharrlich werden, welche, wenn auch nur entfernt, an die Rassenbildung erinnern." Die Schluß-Folgerung, die sich hieraus ergibt, für den Glauben und für die theologische Wissenschaft, ist einfach die: Vermag die Naturwissenschaft weder für noch gegen die biblische Lehre von der Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von Einem Paare Zeugniß zu geben oder Beweise zu führen, so ist immerhin die historische und religiöse Tradition im Besitz und in ihrem Rechte, und wenn eine Entscheidung getroffen werden muß, so wird der Besonnene und vernünftig Ueberlegende keinen Augenblick zweifelhaft seyn, für welche Annahme in Betreff der Abstammung der Menschen er sich entscheiden dürfe.

Ein gleiches Bekenntniß legt der Hr. Verfasser in Betreff der Seelensubstanz und der durch diese begründeten Unsterblichkeit der Seele ab. „Ich habe niemals eine andere Vorstellung gehabt, als daß alle die Elemente, aus denen das Gehirn gebaut ist, nichts anderes sind, als Glieder mechanischer Apparate für die Nervenfunktionen, zu denen aber nothwendig die Seele in einem viel innigeren Verhältniß steht, als zu den andern Körpertheilen. Die Verwerthung aller dieser Apparate für die Seelenthätigkeit ist gänzlich unabhängig von der Frage nach der Natur der Seele, gerade so unabhängig, wie die Frage nach der Bewegung einer vorhandenen Maschine, für deren Mechanismus es ganz gleichgültig ist, ob sie durch Dampf, durch elektrische Kräfte, durch Menschenhände in das Spiel der ihr eigenthümlichen Mechanik

versetzt wird. Meinen Apparat kann der Materialist, der keiner Seele bedarf, und das Gehirn sich selbst das Denken machen läßt, ebenso gut brauchen, wie der Christ oder Philosoph, der ohne individuelle Seelensubstanz sich keine moralische Weltordnung construiren kann, welche der Natur seines Denkens immanent ist. Ich habe nie begreifen können, wie anatomische Untersuchungen irgend einen Werth oder Unwerth für die Entscheidung dieser Fragen haben sollen. Erlaubt es die Vorstellungsweise irgend Jemandes, sich eine Anschauung von der Denkkraft ungefähr so zu machen, wie der Baron Münchhausen eine von der Schwerkraft hatte, welche ihn zu dem Versuch antrieb, sich selbst beim Haarzopf aus dem Sumpfe zu ziehen, so mag er es auf seine Gefahr thun, und wir wollen uns nicht mit denen herumstreiten, die nun einmal als Hirn-Automaten einer eigenen Seele durchaus los und ledig seyn wollen. Ich wiederhole: nicht die Physiologie nöthigt mich zur Annahme einer Seele, sondern die mir immanente und von mir unzertrennliche Vorstellung einer moralischen Weltordnung. Aber ich finde kein einziges Faktum in der Physiologie, welches mich nöthigte, diese moralische Weltordnung und die Existenz einer Seele aus physischen Gründen aufzugeben. Im Gegentheile, ich finde auch im physischen Bau viele Gründe für eine Seelensubstanz, nur keine entscheidenden." (I S. 21; vgl. Neurologische Untersuchungen S. 196.)

Gewiß, so wie die Untersuchung über das Holz, die elementaren Bestandtheile und die organische Entwicklung eines Baumes noch kein Urtheil ermöglicht über die ganze Art, den Werth und die Bedeutung desselben, sondern wie ein solches Urtheil erst möglich wird durch die Betrachtung und Erkenntniß seiner Früchte: so kann auch durch Betrachtung des materiellen Substrats der Menschennatur, durch Erforschung der materiellen Bestandtheile des menschlichen Leibes, des mechanischen Apparates und seiner Bewegungen oder Functionen,

womit es die Physiologie zu thun hat, noch nicht das ganze Wesen des Menschen erkannt und beurtheilt werden, sondern zu diesem Behufe ist jedenfalls wenigstens auch erforderlich die Betrachtung und Erforschung dessen, was das Lebensprincip mittels dieses Apparates und seiner Functionen gleichsam als Frucht oder Product — wenn man es vorläufig so betrachten will — hervorbringt. Das aber führt schon aus dem Gebiete der Physiologie hinaus in die andern Gebiete menschlicher Forschung, in's Gebiet der Psychologie, der Ethik, der Religion, der Weltgeschichte. Daraus schon möchte hervorgehen, daß sich die Physiologie von der Anmaßung fern halten müsse, von ihrem Standpunkt aus über Alles, was im Himmel und auf Erden ist, zu entscheiden.

Dasselbe ergibt sich, wenn man einen andern Umstand in's Auge faßt, dessen auch Rud. Wagner in dem zweiten Schriftchen S. 22 erwähnt. Die Physiologie hat es, wie eingestanden ist, mit dem materiellen Substrate der Menschennatur und mit den Functionen desselben zu thun, also entweder mit den, an sich betrachtet, todten Bestandtheilen und Formen der Organe, oder mit den schon in Bewegung gesetzten, in Thätigkeit begriffenen Organismen. Der materielle Stoff demnach und die organische Ordnung und Thätigkeit ist Object der physiologischen Forschung; allein völlig unbegriffen bleibt hiebei das Bewegende, das Lebens-Princip selbst, das Lebendigseyn und die Entstehung desselben, die Macht, welche die materiellen Stoffe in organischen Verband und in organische Thätigkeit versetzt. Behauptet man, das Leben sei das Resultat des Zusammenwirkens der materiellen Bestandtheile des Organismus, so ist damit offenbar gar nichts erklärt, denn die Frage ist dann eben: wie denn diese materiellen Stoffe zu dieser Art der Zusammenwirkung kommen, was sie zu dieser oder jener eigenthümlichen, organischen Vereinigung bestimmt? Die Genesis des Lebens ist der Physiologie unzugänglich, sie nimmt

das Lebendigseyn als Thatsache hin und erforscht nur das materielle Substrat und die einzelnen Functionen desselben. Das Leben kommt eben von einem oder zwei andern Leben, diese wieder von andern solchen u. s. f., und die Physiologie versinkt hiemit sammt ihrem Erkenntnißobject in den allgemeinen Lebensstrom der Natur uud Geschichte, über den sie uns keinen weiteren Aufschluß geben kann. Wie könnten wir ihr also das Recht einräumen, einzig und allein über das ganze Daseyn das Endurtheil zu fällen, über alle Räthsel des Lebens und über alle Thatsachen der Menschengeschichte zu entscheiden, da sie nicht einmal hinter ihr eigenes, bestimmtes Erkenntnißobject zu kommen vermag!

Wir wollen das Verfahren jener Physiologen noch schärfer in's Auge fassen, welche sich selbst das Recht zusprechen, über die Natur und das Wesen der Seele von ihrem Standpunkte aus zu entscheiden, und über die Bedeutung der höchsten Thatsachen des geistigen Daseyns der Menschheit: Selbstbewußtseyn, Freiheit, Unsterblichkeit und Gottesbewußtseyn ein Verwerfungsurtheil zu sprechen. Mich dünkt, diese verwickeln sich bei ihrem Beginnen in einen bedenklichen Widerspruch mit sich selbst, und kommen zuletzt dahin, ihrer selbst spottend, den eigenen Behauptungen jede Geltung oder Bedeutung absprechen zu müssen. Wir fragen diese Physiologen: Wie sind denn jene Thatsachen des geistigen Lebens der Menschheit zu erklären: das Denken, das Wollen, das Bewußtseyn eines Selbst, das Bewußtseyn eines unsichtbaren, absoluten Wesens, das Gottesbewußtseyn, und endlich Kunst und Wissenschaft? Sie werden erwiedern: das Alles ist bedingt und möglich durch den physischen Apparat des leiblichen Organismus und durch die Bewegungen und Functionen desselben, vor Allem des Nervensystems und insbesondere des Gehirnes. Gut, ist nun aber dieses Alles möglich vermöge einer größeren Vollkommenheit des menschlichen Organismus, insbesondere des Nervensystems und Gehirnes,

oder vermöge einer Unvollkommenheit, oder eines bloßen Andersseyns desselben im Vergleich mit den übrigen Naturorganismen? Wird entgegnet — wie es zu geschehen pflegt — vermöge größerer Vollkommenheit, so nimmt es mich Wunder, daß die Natur, die Göttin dieser Physiologen, so mit sich selbst in Widerspruch seyn und wirken kann, daß ihre vollkommensten Produkte, die menschlichen Organismen mit ihren Functionen, worunter ja auch Denken und Wollen zu begreifen, gerade das Unvollkommenste, Unnatürlichste selbst wieder produciren, Unwahres nämlich, Betrügerisches, Täuschungen — das Selbstbewußtseyn, Bewußtseyn von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit! Ist das vielleicht diesen vollkommneren Organismen, den Menschen, so angemessen und natürlich, daß sie sich solche Trugbilder und Täuschungen gestalten und fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht? Aber wenn das Alles Produkt dieses Vollkommensten in der Natur ist, und möglich ist eben um dieser höheren Vollkommenheit willen, dann muß es ja auch naturgemäß, und darum auch berechtigt seyn, und als das Höchste angesehen werden in der Natur; und Niemand hat ein Recht, es zu schelten oder als unberechtigt zu verwerfen! Am allerwenigsten hat dieses Recht ein Solcher, dem die Natur das Ein und Alles und der Menschen-Organismus das Höchste in derselben ist! Werden aber jene Thatsachen des Geistes dennoch als unberechtigte Täuschungen und bloße Fictionen verworfen, wie erklärt man sich dann dieß, daß die Natur als höchste Hervorbringung solche Täuschungsapparate, menschliche Gehirne und Nerven-Systeme geschaffen habe? wie stimmt das zur Vollkommenheit des menschlichen Organismus? Oder gehört zur Vollkommenheit auch diese großartige Täuschungsfähigkeit, wodurch das geistige Leben der Menschheit in Religion und Staat, in Wissenschaft und Kunst sich aufgebaut? Die Physiologie, die das behauptet, vernichtet sich selber, und damit auch diese ihre Behauptungen. Denn wie, ist da diese physio-

übergehen zu machen, müssen, weil der Natur der Sache zuwider, nothwendig scheitern. Entweder ist dieses angebliche philosophische Wissen selbst nur eine Bewegung des Glaubens, eine Modifikation oder andere Benennung desselben, wie z. B. die intellectuelle Anschauung; oder es geht über dem Streben, den religiösen Glauben in Wissen zu verwandeln, der Gegenstand, das Object des Glaubens selbst verloren, und das errungene Wissen bezieht sich nur auf das Subject, hat dieses zum Inhalt, statt das Object des Glaubens, wie dieß bei dem einseitigen Idealismus der Fall ist, der über die Kreisbewegung des subjectiven Gedankenverlaufes nicht mehr hinauskommt, und von nichts mehr weiß als vom Wissen. Das Göttliche, Unsichtbare kann unmittelbar nur im Glauben geschaut und als wahr erkannt werden, und wenn sich auch eine Art Wissen oder eine Wissenschaft bildet, welche die Erkenntniß desselben zur Aufgabe hat, so ruht sie doch lediglich auf dem religiösen Glauben. Der Glaube ist der Keim oder die Wurzel auch des religiösen, des theologischen Wissens, und die Wissenschaft, die aus dieser Wurzel des Glaubens hervorwächst, trägt den Charakter des Glaubens an sich, wird gehalten und getragen von diesem, wird mit diesem stehen und fallen. Wie der Baum mit all' seinen Zweigen verdorrt, wenn die Wurzel erstirbt, so geht die theologische Wissenschaft, die aus dem Glauben, als seiner Wurzel, hervorgewachsen, zu Grunde, wenn dieser Glaube, in dem sie ihren Grund hat, erlischt; sie wird dann zu einem todten, bedeutungslosen Formelwerk. In dieser Beziehung also gilt das alte: credo ut intelligam; der Glaube bleibt Grund und Wurzel des Wissens und besteht fort bei aller Wissenschaft. Wie wir die Welt der Sinnlichkeit immer noch fort und fort durch die Sinne wahrnehmen, auch wenn wir die so wahrgenommene zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht haben oder machen, so halten wir die religiösen Wahrheiten noch immer im Glauben fest, wenn wir

XIX.

Das Glaubensbekenntniß eines Physiologen *).

Bekanntlich huldigt in unsern Tagen ein nicht geringer Theil der Naturforscher einer durchaus materialistischen Lebensanschauung, und läugnet damit selbstverständlich all das, was bisher als Inhalt des religiösen Glaubens von einem Geschlecht zum andern überliefert wurde als die tiefere Deutung des Menschenlebens, als mindestens vorläufige Lösung der Räthsel des Daseyns; es wird demnach geläugnet: die Freiheit und Persönlichkeit des Menschen im eigentlichen Sinne, und damit sittlicher Werth und Unwerth der menschlichen Handlungen, oder jedenfalls wenigstens die Zurechenbarkeit derselben; ferner Unsterblichkeit der Seele und alle

*) 1. Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen am 18. Sept. 1854 von Rudolph Wagner. Göttingen G. H. Wigand 1854. S. 30.

2. Ueber Glauben und Wissen mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" von Rudolph Wagner. Göttingen, G. H. Wigand 1854. S. 30.

Folgerungen, die sich daraus ergeben; endlich, wie sich hiebei von selbst versteht, das Daseyn eines persönlichen Weltschöpfers, das Daseyn eines persönlichen Gottes. Und nicht aus Leichtfertigkeit oder sittlicher Verkommenheit will diese materialistische Lebensanschauung hervorgegangen seyn und hervorgehen, sondern als nothwendiges und darum berechtigtes Resultat naturwissenschaftlicher, namentlich physiologischer Forschungen will sie gelten. Daher hat man auch bereits angefangen, diese Lebensanschauung in populären Schriften unter das Volk zu bringen, und auch diesem das Glück dieser neuen Aufklärung zuzuwenden. Und die Freiheit der Wissenschaft wird dazu mißbraucht dem Volke Zwang anzuthun, moralischen Zwang, weil es nicht fähig ist, diese materialistischen Behauptungen zu prüfen und selbstständig zu beurtheilen, und daher ihnen wehrlos preisgegeben ist. An Beifall natürlich kann es da nicht fehlen, wo so viele Fesseln auf einmal fallen, welche der Leidenschaft bisher ein so großes Hinderniß waren, ungestört zu toben, und wo behauptet wird, daß nicht eine furchtbare Macht hinter dem Schauplatz dieses Lebens dem Laster drohend gegenüber stehe. Die wiederholten Auflagen solcher Werke zeigen, daß Viele „wie die Ratten selbst ihr Gift sich gierig rauben“, und beweisen, wie wenig schlimme Erfahrungen da abschrecken, wo der Sinnlichkeit die Alleinherrschaft zugesprochen wird! Unwiderstehliche Sirenenstimmen freilich sind dieß namentlich da, wo die Blüthe und Vollkraft der sinnlichen Natur widerwillig gegen die Schranken der geistigen Lebensordnung sich bäumt. Eine sehr nahe liegende Erwägung indeß könnte diejenigen, welche ihre Berechtigung zu solchem Kampfe gegen den religiösen Glauben und die sittliche Ordnung des Lebens aus der Nothwendigkeit ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse ableiten, schon bedenklich machen, wenn es ihnen wirklich um das Wohl der Menschheit zu thun ist: die Erwägung des Umstandes nämlich, daß schon so viele nothwendige Ergeb-

nisse der wissenschaftlichen Forschung sich alsbald nicht bloß als unnothwendig, sondern geradezu als durchaus unhaltbar und verkehrt gezeigt haben. Ein besonnener Mann, der mit dem Glücke, mit den theuersten, beseligendsten Ueberzeugungen seiner Mitmenschen nicht ein leichtfertiges Spiel treiben will, muß billig Bedenken tragen, um solch' nothwendiger wissenschaftlichen Resultate willen, die schon nach einigen Monaten für ihn selbst vielleicht diese Nothwendigkeit nicht mehr bewähren, und die nach einigen Jahren bei weiterem Fortschritt der Wissenschaft als Irrthum verworfen werden können — um solcher Resultate willen die geheiligten Ueberlieferungen der Religion zu verwerfen. Er wird Bedenken tragen, um der eigenen Eintags-Meinung willen dem Volke das Glück und den Frieden der religiösen Ueberzeugung zu rauben, ohne ihm auch nur im Mindesten einen entsprechenden Ersatz bieten zu können, und es herzlos der Ungewißheit und Trostlosigkeit preiszugeben.

Bedenken dieser Art müßten selbst dann noch zurückhaltend und behutsam machen, wenn wirklich schon entschieden und unbestritten wäre, daß die Naturwissenschaft, und namentlich die Physiologie, die einzige Wissenschaft sei im strengen Sinne des Wortes, und daß sie allein entscheiden könne und müsse, ob es auch ein geistiges Reich der Menschheit in Wahrheit gebe, und ob insbesondere die Religion ein Recht habe, zu bestehen oder nicht. Das aber ist eben der Frage-Punkt, über den sich die oben genannten zwei Schriften von Hofrath und Prof. Dr. Rudolf Wagner zu Göttingen verbreiten, welche, wie er sich selbst ausdrückt, sein „wissenschaftliches Glaubensbekenntniß" aussprechen.

Je mehr die erwähnte materialistische Richtung unter den Naturforschern Ueberhand zu nehmen droht, um so mehr muß es unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und unsere Anerkennung sichern, wenn ein Naturforscher von solcher Auszeichnung sich dieser um sich greifenden Richtung entgegen-

stellt, und vom Standpunkt der Physiologie aus nicht bloß zurückhaltend ist mit einer Entscheidung über das höhere Leben der Menschheit und auch seine Fachgenossen zu solcher Zurückhaltung mahnt, sondern auch für den religiösen Glauben entschieden das Wort ergreift, und den geheiligten Inhalt desselben gegen anmaßendes Absprechen der materialistisch Gesinnten in Schutz nimmt, nicht scheuend manigfache Verunglimpfung, die ihm solche Entschiedenheit von Seite dieser zuzieht.

Beide Schriftchen sprechen sich, wenn auch nur in aller Kürze und andeutungsweise aus über das wahre Verhältniß der Naturwissenschaft, namentlich der Physiologie, zur Religion, und enthalten das Geständniß, daß diese in dem Stadium, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, durchaus nichts Entscheidendes gegen die wichtigsten Lehren des Christenthums vorzubringen und einzuwenden vermöge, und darum kein Recht habe, über dieselben abzusprechen. Dieß wird zuerst gezeigt in Betreff der biblischen Lehre von der Menschen-Schöpfung und der Abstammung aller Völker von Einem Menschenpaare. Der Herr Verfasser bekennt, daß durch die physische Anthropologie, durch die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, wie sie zuerst von Blumenbach begründet und von Anderen weiter ausgebildet ward, jene Lehre der heiligen Urkunde keineswegs erschüttert oder widerlegt sei, sondern daß die Resultate der Naturforschung über diesen Gegenstand dieselbe ganz unangetastet lassen. „Sämmtliche Rassen des Menschen, sowie die Rassen vieler Haus-Thiere lassen sich auf keine wirklich existirende, sondern nur auf eine ideale Urform, welcher die indoeuropäische am nächsten steht, zurückführen. Die Art und Weise, wie die Rassen sich gebildet haben, ist völlig unbekannt. Sie fällt in eine unvordenkliche, der Forschung völlig unzugängliche Zeit. Ob alle Menschen von einem Paare abstammen, läßt sich vom Standpunkt exakter Naturforschung ebenso wenig erweisen,

als das Gegentheil, und man kann von dieser Seite von der Geschichtsforschung und wissenschaftlichen Theologie durchaus nicht auf die Naturforschung recurriren. Die Möglichkeit der Abstammung von einem Paare läßt sich aber nach streng physiologischen Grundsätzen durchaus nicht bestreiten. Wir sehen unter unsern Augen in einzelnen kolonisirten Ländern physiognomische Eigenthümlichkeiten bei Menschen und Thieren entstehen und beharrlich werden, welche, wenn auch nur entfernt, an die Rassenbildung erinnern." Die Schluß-Folgerung, die sich hieraus ergibt, für den Glauben und für die theologische Wissenschaft, ist einfach die: Vermag die Naturwissenschaft weder für noch gegen die biblische Lehre von der Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von Einem Paare Zeugniß zu geben oder Beweise zu führen, so ist immerhin die historische und religiöse Tradition im Besitz und in ihrem Rechte, und wenn eine Entscheidung getroffen werden muß, so wird der Besonnene und vernünftig Ueberlegende keinen Augenblick zweifelhaft seyn, für welche Annahme in Betreff der Abstammung der Menschen er sich entscheiden dürfe.

Ein gleiches Bekenntniß legt der Hr. Verfasser in Betreff der Seelensubstanz und der durch diese begründeten Unsterblichkeit der Seele ab. „Ich habe niemals eine andere Vorstellung gehabt, als daß alle die Elemente, aus denen das Gehirn gebaut ist, nichts anderes sind, als Glieder mechanischer Apparate für die Nervenfunktionen, zu denen aber nothwendig die Seele in einem viel innigeren Verhältniß steht, als zu den andern Körpertheilen. Die Verwerthung aller dieser Apparate für die Seelenthätigkeit ist gänzlich unabhängig von der Frage nach der Natur der Seele, gerade so unabhängig, wie die Frage nach der Bewegung einer vorhandenen Maschine, für deren Mechanismus es ganz gleichgültig ist, ob sie durch Dampf, durch elektrische Kräfte, durch Menschenhände in das Spiel der ihr eigenthümlichen Mechanik

versetzt wird. Meinen Apparat kann der Materialist, der keiner Seele bedarf, und das Gehirn sich selbst das Denken machen läßt, ebenso gut brauchen, wie der Christ oder Philosoph, der ohne individuelle Seelensubstanz sich keine moralische Weltordnung construiren kann, welche der Natur seines Denkens immanent ist. Ich habe nie begreifen können, wie anatomische Untersuchungen irgend einen Werth oder Unwerth für die Entscheidung dieser Fragen haben sollen. Erlaubt es die Vorstellungsweise irgend Jemandes, sich eine Anschauung von der Denkkraft ungefähr so zu machen, wie der Baron Münchhausen eine von der Schwerkraft hatte, welche ihn zu dem Versuch antrieb, sich selbst beim Haarzopf aus dem Sumpfe zu ziehen, so mag er es auf seine Gefahr thun, und wir wollen uns nicht mit denen herumstreiten, die nun einmal als Hirn-Automaten einer eigenen Seele durchaus los und ledig seyn wollen. Ich wiederhole: nicht die Physiologie nöthigt mich zur Annahme einer Seele, sondern die mir immanente und von mir unzertrennliche Vorstellung einer moralischen Weltordnung. Aber ich finde kein einziges Faktum in der Physiologie, welches mich nöthigte, diese moralische Weltordnung und die Existenz einer Seele aus physischen Gründen aufzugeben. Im Gegentheile, ich finde auch im physischen Bau viele Gründe für eine Seelensubstanz, nur keine entscheidenden." (I S. 21; vgl. Neurologische Untersuchungen S. 196.)

Gewiß, so wie die Untersuchung über das Holz, die elementaren Bestandtheile und die organische Entwicklung eines Baumes noch kein Urtheil ermöglicht über die ganze Art, den Werth und die Bedeutung desselben, sondern wie ein solches Urtheil erst möglich wird durch die Betrachtung und Erkenntniß seiner Früchte: so kann auch durch Betrachtung des materiellen Substrats der Menschennatur, durch Erforschung der materiellen Bestandtheile des menschlichen Leibes, des mechanischen Apparates und seiner Bewegungen oder Functionen,

womit es die Physiologie zu thun hat, noch nicht das ganze Wesen des Menschen erkannt und beurtheilt werden, sondern zu diesem Behufe ist jedenfalls wenigstens auch erforderlich die Betrachtung und Erforschung dessen, was das Lebensprincip mittels dieses Apparates und seiner Functionen gleichsam als Frucht oder Product — wenn man es vorläufig so betrachten will — hervorbringt. Das aber führt schon aus dem Gebiete der Physiologie hinaus in die andern Gebiete menschlicher Forschung, in's Gebiet der Psychologie, der Ethik, der Religion, der Weltgeschichte. Daraus schon möchte hervorgehen, daß sich die Physiologie von der Anmaßung fern halten müsse, von ihrem Standpunkt aus über Alles, was im Himmel und auf Erden ist, zu entscheiden.

Dasselbe ergibt sich, wenn man einen andern Umstand in's Auge faßt, dessen auch Rud. Wagner in dem zweiten Schriftchen S. 22 erwähnt. Die Physiologie hat es, wie eingestanden ist, mit dem materiellen Substrate der Menschennatur und mit den Functionen desselben zu thun, also entweder mit den, an sich betrachtet, todten Bestandtheilen und Formen der Organe, oder mit den schon in Bewegung gesetzten, in Thätigkeit begriffenen Organismen. Der materielle Stoff demnach und die organische Ordnung und Thätigkeit ist Object der physiologischen Forschung; allein völlig unbegriffen bleibt hiebei das Bewegende, das Lebens-Princip selbst, das Lebendigseyn und die Entstehung desselben, die Macht, welche die materiellen Stoffe in organischen Verband und in organische Thätigkeit versetzt. Behauptet man, das Leben sei das Resultat des Zusammenwirkens der materiellen Bestandtheile des Organismus, so ist damit offenbar gar nichts erklärt, denn die Frage ist dann eben: wie denn diese materiellen Stoffe zu dieser Art der Zusammenwirkung kommen, was sie zu dieser oder jener eigenthümlichen, organischen Vereinigung bestimmt? Die Genesis des Lebens ist der Physiologie unzugänglich, sie nimmt

das Lebendigseyn als Thatsache hin und erforscht nur das materielle Substrat und die einzelnen Functionen desselben. Das Leben kommt eben von einem oder zwei andern Leben, diese wieder von andern solchen u. s. f., und die Physiologie versinkt hiemit sammt ihrem Erkenntnißobject in den allgemeinen Lebensstrom der Natur und Geschichte, über den sie uns keinen weiteren Aufschluß geben kann. Wie könnten wir ihr also das Recht einräumen, einzig und allein über das ganze Daseyn das Endurtheil zu fällen, über alle Räthsel des Lebens und über alle Thatsachen der Menschengeschichte zu entscheiden, da sie nicht einmal hinter ihr eigenes, bestimmtes Erkenntnißobject zu kommen vermag!

Wir wollen das Verfahren jener Physiologen noch schärfer in's Auge fassen, welche sich selbst das Recht zusprechen, über die Natur und das Wesen der Seele von ihrem Standpunkte aus zu entscheiden, und über die Bedeutung der höchsten Thatsachen des geistigen Daseyns der Menschheit: Selbstbewußtseyn, Freiheit, Unsterblichkeit und Gottesbewußtseyn ein Verwerfungsurtheil zu sprechen. Mich dünkt, diese verwickeln sich bei ihrem Beginnen in einen bedenklichen Widerspruch mit sich selbst, und kommen zuletzt dahin, ihrer selbst spottend, den eigenen Behauptungen jede Geltung oder Bedeutung absprechen zu müssen. Wir fragen diese Physiologen: Wie sind denn jene Thatsachen des geistigen Lebens der Menschheit zu erklären: das Denken, das Wollen, das Bewußtseyn eines Selbst, das Bewußtseyn eines unsichtbaren, absoluten Wesens, das Gottesbewußtseyn, und endlich Kunst und Wissenschaft? Sie werden erwiedern: das Alles ist bedingt und möglich durch den physischen Apparat des leiblichen Organismus und durch die Bewegungen und Functionen desselben, vor Allem des Nervensystems und insbesondere des Gehirnes. Gut, ist nun aber dieses Alles möglich vermöge einer größeren Vollkommenheit des menschlichen Organismus, insbesondere des Nervensystems und Gehirnes,

oder vermöge einer Unvollkommenheit, oder eines bloßen Andersseyns desselben im Vergleich mit den übrigen Naturorganismen? Wird entgegnet — wie es zu geschehen pflegt — vermöge größerer Vollkommenheit, so nimmt es mich Wunder, daß die Natur, die Göttin dieser Physiologen, so mit sich selbst in Widerspruch seyn und wirken kann, daß ihre vollkommensten Produkte, die menschlichen Organismen mit ihren Functionen, worunter ja auch Denken und Wollen zu begreifen, gerade das Unvollkommenste, Unnatürlichste selbst wieder produciren, Unwahres nämlich, Betrügerisches, Täuschungen — das Selbstbewußtseyn, Bewußtseyn von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit! Ist das vielleicht diesen vollkommneren Organismen, den Menschen, so angemessen und natürlich, daß sie sich solche Trugbilder und Täuschungen gestalten und fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht? Aber wenn das Alles Produkt dieses Vollkommensten in der Natur ist, und möglich ist eben um dieser höheren Vollkommenheit willen, dann muß es ja auch naturgemäß, und darum auch berechtigt seyn, und als das Höchste angesehen werden in der Natur; und Niemand hat ein Recht, es zu schelten oder als unberechtigt zu verwerfen! Am allerwenigsten hat dieses Recht ein Solcher, dem die Natur das Ein und Alles und der Menschen-Organismus das Höchste in derselben ist! Werden aber jene Thatsachen des Geistes dennoch als unberechtigte Täuschungen und bloße Fictionen verworfen, wie erklärt man sich dann dieß, daß die Natur als höchste Hervorbringung solche Täuschungsapparate, menschliche Gehirne und Nerven-Systeme geschaffen habe? wie stimmt das zur Vollkommenheit des menschlichen Organismus? Oder gehört zur Vollkommenheit auch diese großartige Täuschungsfähigkeit, wodurch das geistige Leben der Menschheit in Religion und Staat, in Wissenschaft und Kunst sich aufgebaut? Die Physiologie, die das behauptet, vernichtet sich selber, und damit auch diese ihre Behauptungen. Denn wie, ist da diese physio-

logische Wissenschaft nicht selbst das Produkt dieses Täuschungsapparates, dessen Vollkommenheit eben in der Möglichkeit der Täuschung sich bewährt, und wer bürgt uns dafür, daß sie nicht selbst mit all' ihren Erkenntnissen und Behauptungen eine ähnliche großartige Täuschung des so künstlichen Täuschungsapparates, des menschlichen Gehirnes sei? Ja, höchst wahrscheinlich ist sie eine solche, da sie als höchstes Produkt der Funktionen dieses materiellen Wesens sich ankündigt, dessen Vollkommenheit sich gerade in der Täuschungsfähigkeit offenbart! Worauf gründen denn diese materialistisch gesinnten Physiologen ihre Räsonnements, ihre Beweisführungen, Urtheile u. s. w.? Sind es nicht, trotz aller Beobachtung und Erfahrung, doch ihre Thätigkeiten, also Thätigkeiten, Produkte des Gehirnes, das sich sonst als ein vollkommener Täuschungsapparat bewähren soll? Höchst wahrscheinlich also treibt dieser Apparat auch mit diesen Naturforschern, die ihn betrachten und Behauptungen über ihn aufstellen, nur seinen Spott, da sie selbst wiederum durch ihn nur beobachten, urtheilen und behaupten können! Nicht besser stünde es um diese Physiologen und ihre Behauptungen, wenn sie willkürlich und verkehrter Weise annähmen, daß alle jene Thatsachen, die das geistige Leben der Menschheit zum Inhalt hat, möglich und zu Stande gebracht seien durch eine unvollkommenere Organisation der menschlichen Natur, als sie den andern Instinct-begabten Naturwesen eigenthümlich sei, und daß sie darum als Täuschungen entstanden, und sich fortgebildet und erhalten haben in der Menschheit. Denn auch in diesem Falle könnten sie nicht verbürgen, ob nicht auch ihr physiologisches Wissen und Behaupten selbst nur die Folge dieser unvollkommneren Organisation des Gehirnes sei und darum kein Gewicht haben könne! Wir sehen, man kann den Streit ganz wohl auf das Gebiet dieser materialistischen Physiologie selbst hinüberspielen, und die Sache steht für sie auch da keineswegs so

sie auch mit der Macht des Denkens zu durchbringen suchen. Ja, das Wissen kann in dieser Beziehung den Glauben so wenig ersetzen, als das physiologische Wissen die Sinnesthätigkeit des leiblichen Organismus ersetzen kann.

Bei all' dem aber wird es uns doch gelingen, auch in Betreff des religiösen Glaubens und seines Inhaltes eine wirkliche Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes zu begründen; eine Wissenschaft, die sich nicht unmittelbar auf den Glauben oder auf einen Glaubenssatz gründet, nicht in diesem ihre Entscheidungs-Norm, ihr Princip hat, wie die Theologie. Es kann nämlich die Thatsache des religiösen Glaubens selbst, das in der Menschheit allgemein vorhandene Gottesbewußtseyn, oder die Religion als allgemeine, unläugbare Thatsache, zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht werden, um zu erkennen, durch welche Kräfte und Gesetze in der Menschennatur sie bedingt werde, wodurch diese allgemeine Thatsache des religiösen Glaubens möglich und entstanden sei, und welche Anlage oder welches Organ die Theilnahme jedes einzelnen Menschen an diesem religiösen Bewußtseyn voraussetze. Diese wissenschaftliche Forschung gründet sich nicht mehr auf den Glauben, sondern hat, wie bemerkt, diesen Glauben selbst nach Grund, Möglichkeit, Ursprung und Wesen zu erforschen, um dadurch ein wissenschaftliches Fundament für die Erkenntniß des Inhaltes dieser allgemeinen Thatsache der Religion zu gewinnen. Auf diese Weise kommt eine Wissenschaft von der Religion zu Stande in ähnlicher Weise, wie die Naturwissenschaft oder irgend eine andere Wissenschaft von einem Thatsächlichen zu Stande kommt. Die Thatsache, die der Erkenntnißgegenstand ist, ist so unläugbar wie die Natur, und das Verfahren bei der Erforschung dieses Erkenntnißobjektes ist mindestens ebenso wissenschaftlich, wie das bei der Naturwissenschaft. Und da bei der Erforschung dieser Thatsache nicht irgend eine äußere Norm oder Autorität Kriterium

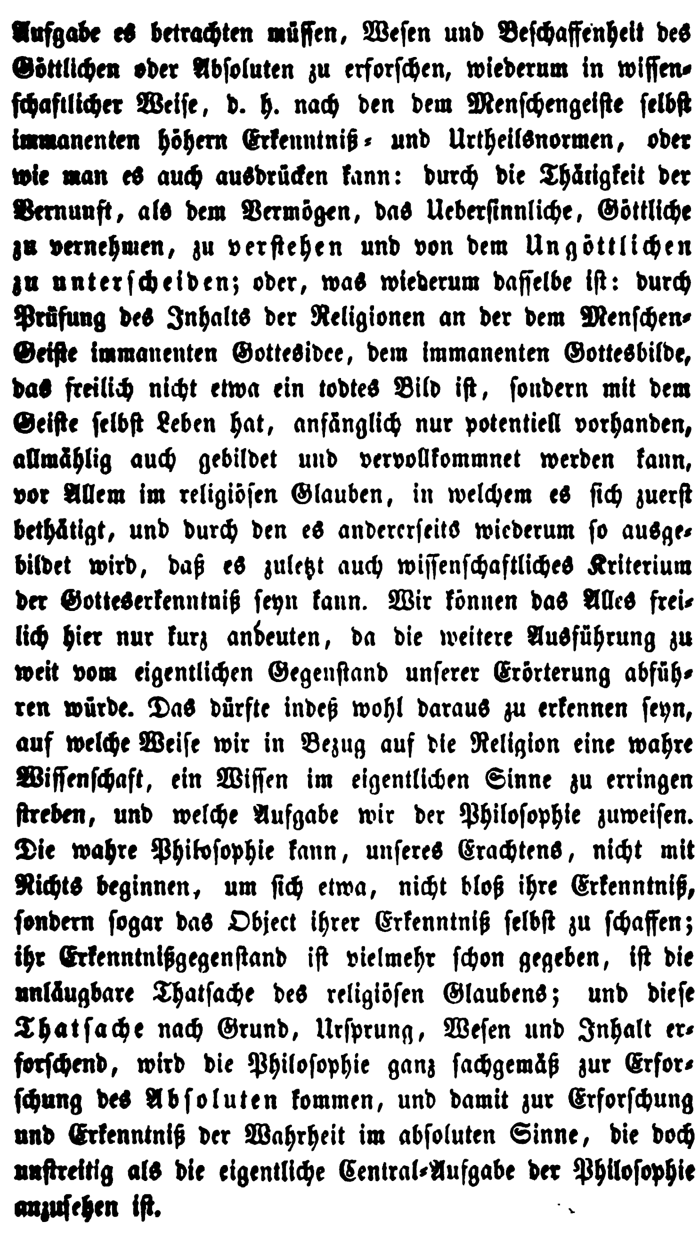
der Entscheidung seyn soll, sondern lediglich die Beschaffenheit des zu erkennenden Objectes und die geistige Natur des Forschenden mit ihrem immanenten Inhalt, mit ihren immanenten Kräften und Gesetzen, Quelle und Norm — nicht des Erkenntnißgegenstandes, sondern der Erkenntniß desselben ist, so sehen wir dabei alle Bedingungen erfüllt, um diese wissenschaftliche Erforschung des religiösen Glaubens in der Menschheit als die eigentliche Aufgabe der Philosophie zu bezeichnen, und Erkenntniß desselben als Philosophie im eigentlichen und strengen Sinne aufzufassen, sowohl in Betreff des Inhalts, als in Betreff der Form der Erkenntniß. Die Philosophie im eigentlichen Sinne wäre demnach Religionsphilosophie; sie wäre dadurch bewahrt vor der Ausartung in eine idealistische Phantasterei, die sich beständig in der Kreisbewegung eines leeren, objectlosen Wissens herumdreht, immer nur ein Wissen vom Wissen anstrebt, und nur mehr von einem Wissen weiß, nichts mehr aber von einem Gewußten; auch wird sie bewahrt bleiben vor dem Beginnen, den empirischen Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaft in ihr Geschäft einzupfuschen durch die vergebliche Imagination einer sogenannten schöpferischen Erkenntniß oder Construction a priori. Ebenso wenig braucht dann die Philosophie sich zur bloßen Formel-Krämerin der übrigen Wissenschaften herabzuwürdigen, was sie thut, wenn sie ihr Wesen und ihre Aufgabe in die Logik und in die Lehre von den Kategorien oder die Ontologie setzt. Wir stellen der Philosophie als Aufgabe die Erforschung und Erkenntniß der Thatsache des religiösen Glaubens, und nicht etwa bloß in Betreff des Inhalts, sondern auch in Betreff des Daseyns desselben in der Menschheit, wie oben bemerkt wurde. Und gelänge in dieser Beziehung auch nur so viel, zu zeigen, daß es der menschlichen Natur und Vernunft gemäß sei, religiös gläubig zu seyn, Theil zu nehmen an dieser Thatsache des religiösen Bewußtseyns, um der Menschennatur volles Genüge

zu thun, dann hätten wir immerhin der Glaubenslosigkeit des Materialismus gegenüber schon genug erreicht, weil sie als unnatürlich und unvernünftig sich zeigte, und jedem denkenden Menschen daran wenigstens vor Allem liegen muß: seiner Natur und Vernunft gemäß zu denken und zu handeln, also in unserm Falle: religiös gläubig zu seyn, wie es sich auch mit dem Inhalte des Glaubens sonst verhalten möchte; er muß wenigstens seiner Natur folgen und dieser vertrauen, und um so mehr, je weniger er auf irgend etwas Anderes Vertrauen setzen mag.

Aber wir werden uns nicht bloß mit der wissenschaftlichen Erforschung der Thatsache des religiösen Bewußtseyns als solchen begnügen, nicht etwa bei der Erkenntniß der Naturgemäßheit, und damit der subjectiven Wahrheit und Berechtigung stehen bleiben, sondern werden von dieser Erkenntniß aus weiter forschen auch nach der objectiven Wahrheit des religiösen Glaubens in der Menschheit, d. h. werden wissenschaftlich zu erkennen streben, ob diesem religiösen Glauben, der als ersten und höchsten Inhalt das Bewußtseyn einer überweltlichen Gottheit hat, auch objectiv das entspreche durch reales Daseyn, von dem es das Bewußtseyn ist; ob es also in Wirklichkeit einen Gott gebe, oder bloß ein Gottesbewußtseyn. Es wird also hienach Aufgabe der Philosophie, vor Allem zu untersuchen: ob dem allgemeinen Gottesbewußtseyn (dem religiösen Glauben) eine objective Realität entspreche, oder ob es bloß eine naturnothwendige — eben darum aber dennoch berechtigte und daher auch vernünftige — Täuschung sei. Diese Wissenschaft kann darum allerdings nicht darauf verzichten, Beweise für das Daseyn Gottes zu versuchen. Freilich nicht so, wie es gewöhnlich geschieht, indem man durch Betrachtung der Natur und ihrer Einrichtung zu erkennen strebt, ob Gott, dessen man sich im Glauben bewußt ist, auch wirklich existire, oder indem man durch irgend eine Denkbewegung oder Opera-

tion, absehend vorläufig vom religiösen Glauben, zu ergründen sucht, ob das Absolute auch wirklich sei; nicht so werden wir verfahren, denn so kann ein Beweis für Gottes Daseyn nie gelingen. Nicht durch Betrachtung irgend eines Bruchstücks der Schöpfung, nicht durch Betrachtung der verstümmelten Schöpfung, kann auch nur der Schöpfer wahrhaft erschlossen oder erkannt werden, geschweige denn Gott in seiner Absolutheit. Also nicht durch Betrachtung der äußern Natur, auch nicht durch Thätigkeit des Menschengeistes, abgesehen vom religiösen Glauben oder vom Gottesbewußtseyn, nicht durch Betrachtung der ganzen Schöpfung, wenn sie zuvor des Gottesbewußtseyns, das auch zu ihr gehört, entleert und dadurch verstümmelt wird, kann in Wahrheit auf Gottes Daseyn geschlossen werden — dieß Verfahren verstopft die Quelle und will dann Wasser schöpfen; — sondern wahrhaft ein nothwendiger Schluß auf das Daseyn Gottes, ein Beweis also für dasselbe, ist nur möglich vom Daseyn des Gottesbewußtseyns aus. Denn wenn irgend etwas in der Schöpfung eine Bezeugung des Daseyns Gottes ist, so ist es vor Allem das als allgemeine Thatsache vorhandene Gottesbewußtseyn, oder die Thatsache der Religion, des religiösen Glaubens. Man wird dagegen nicht die gewöhnliche Einwendung erheben, daß hier von dem schon ausgegangen werde, was doch erst bewiesen werden soll; mit nichten ist dieß der Fall; denn nicht vom Daseyn Gottes wird ausgegangen, sondern vom Bewußtseyn von einer Gottheit, und von diesem Bewußtseyn von Gott wird ein Schluß auf das Daseyn desselben versucht. Da wird nicht das Daseyn, auf das erst geschlossen werden soll, schon vorausgesetzt. Denn das will eben gefunden werden: ob dem Gottesbewußtseyn in der Menschheit, das als Thatsache nicht geläugnet werden kann, auch ein Daseyn Gottes, das noch als fraglich gilt, entsprechen müsse?

Ferner wird dann die philosophische Wissenschaft als ihre



Aufgabe es betrachten müssen, Wesen und Beschaffenheit des Göttlichen oder Absoluten zu erforschen, wiederum in wissenschaftlicher Weise, d. h. nach den dem Menschengeiste selbst immanenten höhern Erkenntniß- und Urtheilsnormen, oder wie man es auch ausdrücken kann: durch die Thätigkeit der Vernunft, als dem Vermögen, das Uebersinnliche, Göttliche zu vernehmen, zu *verstehen* und von dem *Ungöttlichen* zu *unterscheiden*; oder, was wiederum dasselbe ist: durch Prüfung des Inhalts der Religionen an der dem Menschen-Geiste immanenten Gottesidee, dem immanenten Gottesbilde, das freilich nicht etwa ein todtes Bild ist, sondern mit dem Geiste selbst Leben hat, anfänglich nur potentiell vorhanden, allmählig auch gebildet und vervollkommnet werden kann, vor Allem im religiösen Glauben, in welchem es sich zuerst bethätigt, und durch den es andererseits wiederum so ausgebildet wird, daß es zuletzt auch wissenschaftliches Kriterium der Gotteserkenntniß seyn kann. Wir können das Alles freilich hier nur kurz andeuten, da die weitere Ausführung zu weit vom eigentlichen Gegenstand unserer Erörterung abführen würde. Das dürfte indeß wohl daraus zu erkennen seyn, auf welche Weise wir in Bezug auf die Religion eine wahre Wissenschaft, ein Wissen im eigentlichen Sinne zu erringen streben, und welche Aufgabe wir der Philosophie zuweisen. Die wahre Philosophie kann, unseres Erachtens, nicht mit Nichts beginnen, um sich etwa, nicht bloß ihre Erkenntniß, sondern sogar das Object ihrer Erkenntniß selbst zu schaffen; ihr Erkenntnißgegenstand ist vielmehr schon gegeben, ist die unläugbare Thatsache des religiösen Glaubens; und diese *Thatsache* nach Grund, Ursprung, Wesen und Inhalt erforschend, wird die Philosophie ganz sachgemäß zur Erforschung des *Absoluten* kommen, und damit zur Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit im absoluten Sinne, die doch unstreitig als die eigentliche Central-Aufgabe der Philosophie anzusehen ist.

der Entscheidung seyn soll, sondern lediglich die Beschaffenheit des zu erkennenden Objectes und die geistige Natur des Forschenden mit ihrem immanenten Inhalt, mit ihren immanenten Kräften und Gesetzen, Quelle und Norm — nicht des Erkenntnißgegenstandes, sondern der Erkenntniß desselben ist, so sehen wir dabei alle Bedingungen erfüllt, um diese wissenschaftliche Erforschung des religiösen Glaubens in der Menschheit als die eigentliche Aufgabe der Philosophie zu bezeichnen, und Erkenntniß desselben als Philosophie im eigentlichen und strengen Sinne aufzufassen, sowohl in Betreff des Inhalts, als in Betreff der Form der Erkenntniß. Die Philosophie im eigentlichen Sinne wäre demnach Religionsphilosophie; sie wäre dadurch bewahrt vor der Ausartung in eine idealistische Phantasterei, die sich beständig in der Kreisbewegung eines leeren, objectlosen Wissens herumdreht, immer nur ein Wissen vom Wissen anstrebt, und nur mehr von einem Wissen weiß, nichts mehr aber von einem Gewußten; auch wird sie bewahrt bleiben vor dem Beginnen, den empirischen Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaft in ihr Geschäft einzupfuschen durch die vergebliche Imagination einer sogenannten schöpferischen Erkenntniß oder Construction a priori. Ebenso wenig braucht dann die Philosophie sich zur bloßen Formel-Krämerin der übrigen Wissenschaften herabzuwürdigen, was sie thut, wenn sie ihr Wesen und ihre Aufgabe in die Logik und in die Lehre von den Kategorien oder die Ontologie setzt. Wir stellen der Philosophie als Aufgabe die Erforschung und Erkenntniß der Thatsache des religiösen Glaubens, und nicht etwa bloß in Betreff des Inhalts, sondern auch in Betreff des Daseyns desselben in der Menschheit, wie oben bemerkt wurde. Und gelänge in dieser Beziehung auch nur so viel, zu zeigen, daß es der menschlichen Natur und Vernunft gemäß sei, religiös gläubig zu seyn, Theil zu nehmen an dieser Thatsache des religiösen Bewußtseyns, um der Menschennatur volles Genüge

zu thun, dann hätten wir immerhin der Glaubenslosigkeit des Materialismus gegenüber schon genug erreicht, weil sie als unnatürlich und unvernünftig sich zeigte, und jedem denkenden Menschen daran wenigstens vor Allem liegen muß: seiner Natur und Vernunft gemäß zu denken und zu handeln, also in unserm Falle: religiös gläubig zu seyn, wie es sich auch mit dem Inhalte des Glaubens sonst verhalten möchte; er muß wenigstens seiner Natur folgen und dieser vertrauen, und um so mehr, je weniger er auf irgend etwas Anderes Vertrauen setzen mag.

Aber wir werden uns nicht bloß mit der wissenschaftlichen Erforschung der Thatsache des religiösen Bewußtseyns als solchen begnügen, nicht etwa bei der Erkenntniß der Naturgemäßheit, und damit der subjectiven Wahrheit und Berechtigung stehen bleiben, sondern werden von dieser Erkenntniß aus weiter forschen auch nach der objectiven Wahrheit des religiösen Glaubens in der Menschheit, d. h. werden wissenschaftlich zu erkennen streben, ob diesem religiösen Glauben, der als ersten und höchsten Inhalt das Bewußtseyn einer überweltlichen Gottheit hat, auch objectiv das entspreche durch reales Daseyn, von dem es das Bewußtseyn ist; ob es also in Wirklichkeit einen Gott gebe, oder bloß ein Gottesbewußtseyn. Es wird also hienach Aufgabe der Philosophie, vor Allem zu untersuchen: ob dem allgemeinen Gottesbewußtseyn (dem religiösen Glauben) eine objective Realität entspreche, oder ob es bloß eine naturnothwendige — eben darum aber dennoch berechtigte und daher auch vernünftige — Täuschung sei. Diese Wissenschaft kann darum allerdings nicht darauf verzichten, Beweise für das Daseyn Gottes zu versuchen. Freilich nicht so, wie es gewöhnlich geschieht, indem man durch Betrachtung der Natur und ihrer Einrichtung zu erkennen strebt, ob Gott, dessen man sich im Glauben bewußt ist, auch wirklich existire, oder indem man durch irgend eine Denkbewegung oder Opera-

tion, absehend vorläufig vom religiösen Glauben, zu ergründen sucht, ob das Absolute auch wirklich sei; nicht so werden wir verfahren, denn so kann ein Beweis für Gottes Daseyn nie gelingen. Nicht durch Betrachtung irgend eines Bruchstücks der Schöpfung, nicht durch Betrachtung der verstümmelten Schöpfung, kann auch nur der Schöpfer wahrhaft erschlossen oder erkannt werden, geschweige denn Gott in seiner Absolutheit. Also nicht durch Betrachtung der äußern Natur, auch nicht durch Thätigkeit des Menschengeistes, abgesehen vom religiösen Glauben oder vom Gottesbewußtseyn, nicht durch Betrachtung der ganzen Schöpfung, wenn sie zuvor des Gottesbewußtseyns, das auch zu ihr gehört, entleert und dadurch verstümmelt wird, kann in Wahrheit auf Gottes Daseyn geschlossen werden — dieß Verfahren verstopft die Quelle und will dann Wasser schöpfen; — sondern wahrhaft ein nothwendiger Schluß auf das Daseyn Gottes, ein Beweis also für dasselbe, ist nur möglich vom Daseyn des Gottesbewußtseyns aus. Denn wenn irgend etwas in der Schöpfung eine Bezeugung des Daseyns Gottes ist, so ist es vor Allem das als allgemeine Thatsache vorhandene Gottesbewußtseyn, oder die Thatsache der Religion, des religiösen Glaubens. Man wird dagegen nicht die gewöhnliche Einwendung erheben, daß hier von dem schon ausgegangen werde, was doch erst bewiesen werden soll; mit nichten ist dieß der Fall; denn nicht vom Daseyn Gottes wird ausgegangen, sondern vom Bewußtseyn von einer Gottheit, und von diesem Bewußtseyn von Gott wird ein Schluß auf das Daseyn desselben versucht. Da wird nicht das Daseyn, auf das erst geschlossen werden soll, schon vorausgesetzt. Denn das will eben gefunden werden: ob dem Gottesbewußtseyn in der Menschheit, das als Thatsache nicht geläugnet werden kann, auch ein Daseyn Gottes, das noch als fraglich gilt, entsprechen müsse?

Ferner wird dann die philosophische Wissenschaft als ihre

Aufgabe es betrachten müssen, Wesen und Beschaffenheit des Göttlichen oder Absoluten zu erforschen, wiederum in wissenschaftlicher Weise, d. h. nach den dem Menschengeiste selbst immanenten höhern Erkenntniß- und Urtheilsnormen, oder wie man es auch ausdrücken kann: durch die Thätigkeit der Vernunft, als dem Vermögen, das Uebersinnliche, Göttliche zu vernehmen, zu verstehen und von dem Ungöttlichen zu unterscheiden; oder, was wiederum dasselbe ist: durch Prüfung des Inhalts der Religionen an der dem Menschen-Geiste immanenten Gottesidee, dem immanenten Gottesbilde, das freilich nicht etwa ein todtes Bild ist, sondern mit dem Geiste selbst Leben hat, anfänglich nur potentiell vorhanden, allmählig auch gebildet und vervollkommnet werden kann, vor Allem im religiösen Glauben, in welchem es sich zuerst bethätigt, und durch den es andererseits wiederum so ausgebildet wird, daß es zuletzt auch wissenschaftliches Kriterium der Gotteserkenntniß seyn kann. Wir können das Alles freilich hier nur kurz andeuten, da die weitere Ausführung zu weit vom eigentlichen Gegenstand unserer Erörterung abführen würde. Das dürfte indeß wohl daraus zu erkennen seyn, auf welche Weise wir in Bezug auf die Religion eine wahre Wissenschaft, ein Wissen im eigentlichen Sinne zu erringen streben, und welche Aufgabe wir der Philosophie zuweisen. Die wahre Philosophie kann, unseres Erachtens, nicht mit Nichts beginnen, um sich etwa, nicht bloß ihre Erkenntniß, sondern sogar das Object ihrer Erkenntniß selbst zu schaffen; ihr Erkenntnißgegenstand ist vielmehr schon gegeben, ist die unläugbare Thatsache des religiösen Glaubens; und diese Thatsache nach Grund, Ursprung, Wesen und Inhalt erforschend, wird die Philosophie ganz sachgemäß zur Erforschung des Absoluten kommen, und damit zur Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit im absoluten Sinne, die doch unstreitig als die eigentliche Central-Aufgabe der Philosophie anzusehen ist.

Dabei braucht indeß die Philosophie nicht stehen zu bleiben, darauf allein braucht sie sich nicht zu beschränken, sondern sie kann allerdings auch das gesammte Daseyn, auch alles Geschöpfliche, zum Gegenstand ihrer Erkenntniß machen, aber in anderer Weise als dieß die sogenannten empirischen Wissenschaften thun; sie wird nicht zu erforschen haben, was die Natur enthalte, welche Substanzen oder Stoffe, welche Kräfte, Gesetze, Wirkungen u. s w., oder welche Vermögen und Normen der menschliche Geist in sich enthalte, und welchen Entwicklungsgang bei seiner Ausbildung und Thätigkeit er nehme; das Alles zu erforschen und zu erkennen, ist Aufgabe der empirischen Wissenschaften, die als solche noch nicht philosophische sind. Die Philosophie hat vielmehr, nebst der Erkenntniß des Absoluten, als der primären Aufgabe, allerdings auch noch eine andere Aufgabe, die ich als secundäre bezeichnen möchte; die nämlich: alle Erkenntnißobjecte der empirischen Wissenschaften oder das ganze creatürliche Daseyn zu betrachten und zu beurtheilen im Lichte der Erkenntniß des Absoluten, Göttlichen, und dadurch ihre Wahrheit oder Unwahrheit, ihren Werth oder Unwerth zu zu erkennen; ihre Wahrheit, d. h. nicht ihre empirische Wirklichkeit, sondern ihre Uebereinstimmung mit der Idee des absolut Vollkommenen, des Göttlichen, und ihre Unwahrheit, d. h. ihre Nichtübereinstimmung, ihre Disharmonie mit jener Idee. Auf diese Weise wird die Philosophie aufhören, den empirischen Wissenschaften ihre Resultate vorschreiben oder vorweg nehmen zu wollen durch angebliche Construction a priori und sich ihnen aufzudrängen, als müßte sie dieselben erst zur Würde der Vernünftigkeit, oder vielmehr Verständigkeit erheben; und sie wird zugleich bewahrt bleiben vor der Demüthigung, bloß als die Dienerin der andern Wissenschaften zu gelten, ein Schicksal, mit dem sie gegenwärtig bedroht ist. Sie wird dadurch, daß sie das gesammte Daseyn mit allen Dingen, Ereignissen und Bestrebungen im Lichte

der Gottesidee betrachtet und beurtheilt, zur Wissenschaft der Weisheit, was sie von Anfang an zu seyn strebte; denn Weise oder Philosophen nannte man diejenigen, die alle Dinge der Welt richtig zu beurtheilen und zu schätzen wußten nach ihrem wahren Werthe oder Unwerthe.

Diese philosophische Wissenschaft geht nicht darauf aus, den Glauben zu vernichten, den Glauben zum Wissen aufzuheben, als müßte der Glaube gleich dem Saamenkorn ersterben und verschwinden, damit das Wissen daraus hervorwüchse; vielmehr geht sie so wenig auf Vernichtung des religiösen Glaubens aus, als die Naturwissenschaft auf Vernichtung der Natur. Der religiöse Glaube, das Gottesbewußtseyn in der Menschheit ist als allgemeine Thatsache das Erkenntnißobject der Philosophie, und ohne dieses gäbe es so wenig eine Philosophie, als es ohne Natur eine Naturwissenschaft geben könnte. Wie diese die Natur erforschen will nach all' ihren Bestandtheilen, Kräften und Gesetzen, um dadurch eine wahre Erkenntniß derselben zu erlangen und unsere Irrthümer und Täuschungen in Betreff ihrer zu beseitigen, so thut die Philosophie im angegebenen Sinne dasselbe in Betreff der Religion. Sie geht von der Thatsache des Gottesbewußtseyns in der Menschheit aus, wird bei der Forschung zuerst geführt zur menschlichen Natur, ob sie aus ihr zu erklären und zu erkennen sei, wird dann vom Subject dieses Gottesbewußtseyns oder religiösen Glaubens zur Erforschung des Objectes, Gottes selbst nämlich, geführt, zuerst in Betreff seines Daseyns, dann seines Wesens u. s. w. Daß hiedurch eine wirkliche Wissenschaft erzielt wird, wird man schwerlich in Abrede stellen, da der religiöse Glaube mit Allem, was daraus hervorwächst im Leben und Wissen, in ähnlicher Weise als das Objekt der Erkenntniß betrachtet wird, wie die Natur mit all' ihren Hervorbringungen Erkenntnißobject der Naturwissenschaft ist.

Aus dem bisher Bemerkten ergibt sich übrigens, daß wir

dem, was Hr. Wagner der oben angegebenen Stelle über den Glauben noch beifügt, nicht vollkommen beistimmen können, wenn er nämlich sagt: „Der Glaube ist ein Geschenk. In und mit demselben empfängt man ein neues Organ des Geistes, einen neuen Erkenntnißweg neben der denkenden natürlichen Vernunft. Beide aber, Glaube und Vernunft, verhalten sich zu einander eben so verschieden, wie die natürlichen Außenwerke und Zugänge der Seele, wie die Sinne, etwa wie Gesicht und Gehör." Der Glaube ist ein Geschenk. Gewiß; aber er ist nicht dieses allein, sondern auch Thätigkeit und Werk des Menschen; und selbst als Geschenk setzt er schon das Organ dazu in der Menschennatur voraus, die Befähigung, die Potenz dazu, sonst könnte das Geschenk nicht einmal angenommen werden. Den Thieren kann der Glaube nicht geschenkt werden, weil sie kein Organ dafür, d. h. keine Befähigung zum Bewußtseyn und Verständniß des Uebersinnlichen und Göttlichen haben. Das Organ also für den Glauben, behaupten wir, ist schon da vor und ohne den Glauben, sonst könnte eine religiöse Ueberzeugung gar nicht entstehen, könnte selbst göttliche Offenbarung nicht verstanden und nicht angenommen werden. Wird trotz dieses Organs nicht geglaubt, so ist eben das Organ in seiner Thätigkeit gehemmt in irgend einer Weise, wie auch die leiblichen Organe und Sinne in ihrer Thätigkeit gehemmt werden können, ohne daß sie aufhören, vorhanden zu seyn. Der Glaubenslose gleicht darum allerdings dem Blinden in so weit, als er das geistige Licht nicht schaut, die göttliche Wahrheit nämlich; aber diese Blindheit ist keine naturnothwendige, aus Mangel des Organs zu jenem geistigen Schauen oder Glauben hervorgehende, sondern ist veranlaßt durch irgend eine Verbildung des Geistes oder durch verkehrte Willensrichtung.

Auf dieses nothwendige Vorhandenseyn des Organs zum religiösen Glauben in der Menschennatur legen wir das größte Gewicht; daran wird sich selbst auf wis-

senschaftlichem Gebiete die Macht der materialistischen Physiologie brechen; denn dieses Organ mit seiner Function wird sie nie erklären können, und den Glauben, das religiöse Bewußtseyn der Menschheit, das die Function und Bethätigung dieses Organs der Menschennatur ist, für Wahn und Täuschung erklären, heißt nichts anders, als die Menschennatur selbst für die Spottgebürt der Natur erklären, und den Menschen als den Narren des Daseyns ansehen; damit aber zerstört, wie früher schon bemerkt, diese materialistische Lebensanschauung sich selbst, denn sie kann für sich selbst alsdann nicht mehr gutstehen, da sie selbst auch das Produkt dieser Menschennatur ist. Hinwiederum bildet gerade diese geistige Befähigung des Menschen zum religiösen Glauben, so zu sagen den unerschütterlichen Naturgrund für die wissenschaftliche, philosophische Erforschung der historischen Thatsache dieses Glaubens und seines Inhaltes, wie angedeutet wurde. Diese philosophische Wissenschaft stellt sich zwischen die Naturwissenschaft und das religiöse Glauben und Leben der Menschheit, als Vermittlerin beider Gebiete; und gerade indem sie jenes geistige Organ in der Menschennatur für den religiösen Glauben, und damit das Fundament des höheren Lebens der Menschheit erforscht, steht sie in nächster Beziehung zur Physiologie, gränzt an sie an, insofern in dieser das höchste Gebilde der sinnlichen Natur, der menschliche Leib überhaupt, und das Nervensystem und Gehirn insbesondere, also der sinnliche Apparat der geistigen Thätigkeit untersucht und erkannt wird.

Ich sprach hier zunächst vom religiösen Bewußtseyn und dem geistigen Organ dafür, denn das ist das Entscheidende; es wird freilich dem Materialismus gegenüber sich auch die Thatsache des Selbstbewußtseyns und Selbstbesitzes oder der Freiheit geltend machen lassen; allein beides wird in seiner Wirklichkeit oder Bedeutung bedingt seyn durch die Wahrheit und Bedeutung des Gottesbewußtseyns, wird da-

her erst im Lichte dieses wahrhaft erklärt und verstanden werden können.

Völlig einverstanden sind wir mit dem Hrn. Verfasser darin, daß die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete sich in ihren Forschungen nicht bestimmen und hemmen lassen dürfe vom religiösen Glauben; das können wir unbedenklich zugeben, denn unmöglich ist es, daß die Erforschung und Erkenntniß der Natur unverträglich sei mit dem Glauben oder ihn gefährden müsse, so daß es im Interesse der Religion läge, daß Unwissenheit über die Natur herrschend würde! Nichts darf bestimmend oder entscheidend seyn bei der naturwissenschaftlichen Forschung, als die Wirklichkeit, der wirkliche, objective Sachverhalt. Aber das fordern wir auch, daß die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete bleibe und nicht verlange, daß wir um jedes augenblicklichen Resultates willen alle historische Tradition verwerfen, oder dem religiösen Glauben selbst entsagen. Solches könnte die Naturwissenschaft unbestreitbar erst dann fordern, wenn sie das ganze Daseyn erforscht und vollkommen erkannt, begriffen hätte; daran möchte aber noch viel fehlen, und der Fall ist kaum denkbar, daß Jemand naturwissenschaftlich das als schlechterdings unmöglich zu erkennen und zu beweisen vermöchte, was er im Glauben als möglich und wirklich annehmen sollte, z. B. in Betreff der Unsterblichkeit der Seele! Die sicheren, unumstößlichen Resultate aber werden sich schon mit dem religiösen Glauben abzufinden wissen, und noch hat es in dieser Beziehung keine Noth, wenigstens nicht in Beziehung auf die Physiologie, wie uns hier von dem verdienstvollen und ausgezeichneten Physiologen selbst versichert wird, schließlich noch in der Thesis: **„Es findet sich in der ganzen biblischen Seelenlehre, sofern man in Bezug auf die Entstehung der Seelen dem Generatianismus (Traducianismus) im Gegensatz gegen den Creatianismus folgt, kein einziger Punkt, welcher mit irgend einem Lehrsatze der modernen Physiologie**

und Naturwissenschaft im Widerspruch wäre. Die Bibel stellt, einem falschen Spiritualismus und Materialismus gegenüber, in dem richtigen Dualismus des zu einem seelischen Organismus vereinigten Geistes und Körpers die auch physiologisch allein haltbare Grundlage einer wissenschaftlichen Psychologie und Anthropologie auf." Mit diesem Bekenntniß kann die christliche Wissenschaft zufrieden seyn, und vor so zurückhaltendem und besonnenen naturwissenschaftlichen Forschen soll sie keine Scheu haben und kein Mißtrauen gegen dasselbe hegen, da sie selbst manigfache Förderung von ihm gewinnen kann. In diesem Sinne hat Referent selbst zunächst vom theologischen Standpunkte aus in seinem Werke: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen, Rechtfertigung des Generatianismus" zu zeigen versucht: „daß man selbst bei der Forschung im Gebiete des Uebersinnlichen in Harmonie bleibt — oder sogar erst recht in Harmonie kommt — mit den wichtigsten Lehren des Christenthums, wenn man den Winken folgt, welche das sinnliche Gebiet der Schöpfung mit ihren Gesetzen und Erscheinungen gibt."

Schließlich nur noch die Bemerkung: In den Oeden und Wildnissen der noch uncultivirten Natur schweifend, sind einst die Menschen und Völker zu Barbaren, und theilweise letztlich zu Kannibalen geworden; die wilde Natur hat ihr geistiges Wesen überwuchert und nicht zur Entwicklung kommen lassen; nunmehr aber bedroht Menschen und Völker ein ähnliches Schicksal von Seite der materialistischen Lebens-Anschauung, von Seite der materialistischen Naturwissenschaft, die den Menschen dadurch, daß sie ihnen den Halt, das Glück und den Trost des religiösen Glaubens raubt, zuerst eine innere Oede und Wildniß schafft, durch die sie verkommen und verwildern bis zum Kannibalismus, wie ja die Geschichte der neueren Zeit hinlänglich bezeugt. Aus dieser innern Oede und Wüste des geistigen Daseyns brechen

nicht minder verheerende Horden hervor, als einst aus den Wildnissen der Natur hereinbrachen über die Kultur der alten Welt; und sie sind noch weit verderblicherer Art, da sie nicht mehr, wie jene, unter der rohen Außenseite eine bildungs- und entwicklungsfähige Natur mitbringen. Aufforderung genug, daß nicht bloß diejenigen, welche den religiösen Glauben zu schützen und zu erhalten haben, sondern daß Alle, welchen die Bildung und das Glück der Menschheit am Herzen liegt, sich vereinigen, um gemeinsam gegen den Feind des höhern Lebens und Daseyns der Menschheit, gegen den Materialismus zu stehen, und zu verhüten, daß nicht neuerdings durch ein neues Barbarenthum alle höhere Bildung und Gesittung der Menschheit untergehe.

XX.

Ein Blick auf das religiöse Leben in Frankreich.

Während heutzutage in dem französischen Kaiserstaate die schüchternsten Urtheile über die weltliche Gewalt, wenn sie nur von ferne eine ungünstige Deutung zulassen, drohende Verweise von Seite der zustehenden Behörden zur Folge haben, werden die feindseligen Aeußerungen gegen die Kirche und ihre Diener von Tag zu Tag sichtlich häufiger, schärfer und offener. Der Krieg gegen Menschen und Dinge, welche der katholischen Kirche angehören, wird von Neuem mit jener Erbitterung geführt, die unter der Restauration der wissenschaftlichen Polemik zwischen Philosophie und Klerus einen so ausgesprochenen Charakter der Säure gab, und die An-

griffe plebeischer Natur auf das Heilige so gemein und heftig machte, das priesterliche Kleid den rücksichtslosesten Phantasien des Zerrbildes preisgab, und in die volksthümlichsten Lieder des in jenen Tagen beliebtesten, jetzt halb und halb verschollenen Dichters so gallichte Strophen einfließen ließ. Nur diese letztere Streitform wird von den Freidenkern des heutigen Frankreichs angewendet. Jener Aufwand von dialektischem Scharfsinn und hinreißender Ueberredungsgabe, der damals manche von den Vorfechtern des bloßen Vernunftglaubens so gut als die vorzüglichsten Vertheidiger der überlieferten Lehre auszeichnete, scheint den heutigen Gegnern der Religion aus guten Gründen überflüssig, und man zieht einen demokratischeren Weg, den ausschließlichen Gebrauch kleinlicher Mittel, die auf die große Masse freilich eine große Wirkung thun, den aristokratischen Vorzügen einer edlen Schreibart und einer strengen Logik vor. Sogar auf die Geschicklichkeit, welche die Bearbeitung des Volks auf diesem Wege erfordere, wird häufig gepocht, wie als ob es nicht unverhältnißmäßig leichter wäre, die abgenütztem Redepomp vor Allem zugängliche, zum Verständniß und zur Kritik einer durchdachten und methodischen Erörterung gründlich unfähige Menge, als einen mit allen Waffen einer geübten Denkkraft ausgerüsteten, den einleuchtenden Nachweis jeder Behauptung erheischenden und jede Schlußfolgerung prüfenden Widersacher zu überzeugen.

Eines von den erwähnten Hausmitteln der Propaganda des Unglaubens, das in der jüngsten Zeit gangbar geworden, sind die geschichtlichen Kalendernotizen, von denen das sinnreiche Siècle seinen Lesern jeden Morgen eine ziemlich gefüllte Schüssel aufwartet. Ich weiß nicht, hat das Siècle diese Erfindung dem Nürnberger-Correspondenten entwendet, oder eine naturwüchsige Blutsfreundschaft zwischen den zwei Blättern die beiden gemeinschaftliche Arabeske ohne Einverständniß von selbst hervorgebracht. Soviel ist richtig, daß sich

das schwerfällige und nicht bloß alters- sondern auch geistig-graue Siècle dieses Bestandtheils seines Inhalts zu einem Mauerbrecher gegen die ihm verhaßte Kirche zu bedienen angefangen, und das abgelaufene Jahr mit einem Meisterstücke dieses Calibers beschlossen hat. Es hat den Tag der unschuldigen Kinder zu einer Rückschau auf eine jedenfalls längst begrabene Volks- und Kirchenfeier benützt, deren Abscheulichkeit es mit gespreiztem Fortschrittsbewußtseyn ausführlich heraushebt. Ob die gedachte Feier in Wirklichkeit je bestand, vermag ich nicht zu bejahen, noch zu verneinen; das jedoch scheint, wenn sie je bestanden hat, außer Zweifel, daß altdeutsche oder altfranzösische Ungeschliffenheit mehr Antheil daran, als die christliche Lehre hatte. Dem sei übrigens wie ihm wolle, das Siècle zieht den Vortheil aus der Sache, die antikatholische, die antimittelalterliche Predigt, die es darüber gehalten, wird ihm vielfach nachgebetet. Ja, in diesen Tagen der Aufklärung, wo die Dreieinigkeit höhnisch geläugnet wird, verstand es ein Philister, der von Voltaire träumt, verstand es das Siècle eine zahlreiche, wieder im Wachsthum begriffene Gemeinde von Gläubigen um sich zu sammeln.

Eine andere Gelegenheit gegen den „fanatischen Starrsinn" und „die unverwüstliche Habsucht" des Klerus mit Catilinarien vorzugehen, bot der Gesetzvorschlag des piemontesischen Ministeriums über die Güter der Geistlichkeit den redseligen Blättern der Aufklärung und ihren mittel- oder kleinbürgerlichen Nachbetern. Dieses mitten in einer friedlichen Lage, fern von Sebastopol, unter eher einschläfernden als aufregenden Umständen in's Werk gesetzte, aber allerdings sehr einträgliche Plagiat einer Unthat, welche die Vertreter des französischen Volks in dem Fieber einer beispiellosen Entfeßlung aller Leidenschaften, im ersten Stadium des großen Umschwungs, nicht bloß gegen den Besitz der Geistlichkeit, sondern auch gegen den Grundsatz des Eigenthums feierlich

begangen haben, mußte natürlich in Frankreich, so wenig man sich auch jetzt um andere öffentlichen Dinge, als die in der Krim fallenden Schläge kümmert, die Aufmerksamkeit der in diesem Punkte immer noch ziemlich freien Presse erwecken, und auch in verschiedenen Klassen der Gesellschaft ein Gegenstand lebhafter Erörterung werden. Die Liebhaber und Dilettanten der patriotischen Propaganda, die aus Leuten aller Cocarden zusammenfließen, freuen sich über diesen neuen Triumph der französischen Ideen, um mich des technischen Ausdrucks, der den Hirngespinsten Pariser Ursprungs schon lange angewiesen und noch immer im Gebrauche ist, zu bedienen. Andere benützen den glücklichen Anlaß, um über die Beschränkung priesterlicher Gelüste ihre Schadenfreude kund zu geben, und die uralten, grundschlechten Witze über das Wohlbefinden der Bischöfe, die Beleibtheit der Pfarrer, den Durst der Mönche und ähnliche noch viel kitzlicheren Gemein-Plätze mit emphatischem Lachen und cynischem Gebärdenspiel lärmend zu wiederholen.

Die feineren Köpfe der Partei wünschen sich Glück zu der größeren Abhängigkeit, in die jetzt der sardinische Klerus von der weltlichen Macht gelangen, und die vermehrte Schwierigkeit, welche dessen unbedingte Unterwerfung, dem Oberhaupte der Kirche gegenüber, finden würde. Diese Klasse scheidet sich in eine Menge von Schattirungen ab, die wohl meistens mehr der Furcht und Gelassenheit, oder Ungeduld und dem dreisten Uebermuth, als einer abwägenden Ueberlegung ihr Entstehen danken. Die Zaghaftesten, denen das Journal des Débats mit den Ueberresten seines feinen, jetzt durch die Verhältnisse gelähmten Geistes zum Organe dienen mag, wagen sich dem Gedanken einer völligen Trennung von Staat und Kirche, was in dem Wörterbuche der Freidenker Abfall von Rom bedeutet, bis jetzt nicht hinzugeben, und möchten die Beziehungen des Landesfürsten oder der Landesregierung zum heiligen Stuhle in eine Art diplomati-

schen Schachspiels verwandeln. Die entgegengesetzte Spitze nehmen die Leute des Siècle und ihr, es ist nicht zu läugnen, täglich wachsender Anhang ein. Sie möchten durch eine financielle Knechtung der Geistlichkeit allmählig und auf dem Wege kunstreicher Windungen bei einem Staatscultus ankommen, der äußerlich nach protestantischem Muster eingerichtet, im Grunde aber theistisch gehalten wäre, und in sittlicher Beziehung die größtmögliche Ungebundenheit gestattete. Sie hoffen dabei auf die Gelehrigkeit für Alles, was von der Seine stammt, aber mit dieser Voraussetzung dürften sie gewaltig in die Irre gehen; denn in religiösen Dingen übt Paris bei weitem nicht jene tonangebende Macht aus, die ihm, nicht eben zum Heile Frankreichs, in den Angelegenheiten des Staates beschieden ist. Es herrscht unstreitig auch in Paris bei einem bedeutenden Theile der Bevölkerung viel religiöser Sinn; an Mildthätigkeit steht es keinem der großen Mittelpunkte des Landes, selbst Lyon nicht, im mindesten nach, und den Besuch des heiligen Tisches habe ich nirgendwo so häufig und gedrängt, als in gewissen Kirchen der französischen Hauptstadt, namentlich in St. Sulpice, gesehen. Auf der andern Seite ist gleichfalls nicht zu läugnen, daß die Irreligion auch in der Provinz, zumal in vielen Orten des Ostens und auch in einigen Gegenden des Westens, wie in dem ehemaligen Poitou, ihr Wesen treibt und Aergernisse, aus dem Trotze der Gottlosigkeit entstanden, nicht selten vorkommen. Die Geistlichkeit gibt hie und da auch unerbauliche Beispiele, was jedoch eine sehr sporadische Erscheinung, und im Grunde nichts Anderes als eine der unheilvollsten Spielarten des Unglaubens ist.

Aber bei dem Allem hat die Irreligion wohl nirgendwo in der Provinz so großartige Verhältnisse angenommen, als in Paris, und nirgendwo in diesem bunten Sammelplatze alles Erdenklichen ist die Bevölkerung von jedem Anfluge religiöser Auflehnung so unberührt geblieben, als in Landschaften

wie die Bretagne, die obere Auvergne und sonst der größere Theil dieses gesegneten und malerischen Striches, das Alais, wo die Nachbarschaft der Protestanten dem frommen Eifer etwas Düsteres, vielleicht Bitteres verleihen mochte, und noch so manch andere, die ich nicht namhaft mache, um nicht in die Eintönigkeit einer bloßen Nomenclatur zu verfallen. Wo irgend aber in der Provinz dürften die Blicke auf ein Schauspiel treffen, wie es mir, kürzlich bei meiner Rückkehr nach Paris, vor das Auge kam. Ganz Europa hat von den Neubauten gehört, welche in der Nähe des Louvre und der Tuilerien zur Verbindung beider Palläste, zur viereckigen Einrahmung des Carrousselplatzes und, wie es im Stillen heißt, zum Bau einer uneinnehmbaren Veste im Werke sind. Es scheint, daß man große Eile mit der Vollendung des Unternehmens habe, denn am Tage meiner Ankunft, es war ein Sonntag, sah ich rasche Beine auf den bald fertigen Gesimsen sich hin und her bewegen, rührige Hände an den einzelnen Mauer- und Dachstücken beschäftigt; das Klopfen des Hammers, der die Steine behieb, traf mit dem Meßgeläute, das von dem nahen St. Roch her klang, zusammen, und das Alles Angesichts des jetzt, in dem irdischen Sinne dieses Wortes, allmächtigen Herrschers, der in den ersten Stunden seiner Herrschaft das Pantheon der Kirche zurückgegeben, und in mancherlei Weise den Dienern Gottes angenehm zu seyn seitdem sich beflissen hat*)!

In der Provinz, aus der ich komme und die nicht eben durch ein Uebermaß von Andacht sich auszeichnet, in dem südlichen Burgund, ist die strenge Feier des Sonntags eine Sitte der Bevölkerung oder wenigstens ihrer Mehrheit. Auf dem Lande und in den Städten, mit Ausnahme von zwei bis dreien, wo das Extrem des Freigeistes in seiner ganzen

*) Die Wahrheit verlangt die Erklärung, daß ich am folgenden Sonntag die gedachte Scene nicht wieder sah.

Furie und in dem vollen eklichen Unmaße seiner sittlichen Folgen grassirt, wird der Tag des Herrn nicht bloß durch die Andacht der Gläubigen, sondern durch allgemeine Ruhe begangen, und nur am Vorabend des Neujahrs, der dießmal zufällig auf einen Sonntag fiel, habe ich in Chalon, wo sonst Sonntags nur eine kleine Anzahl Buden, und dieß nur wenige Stunden, geöffnet sind, eine lärmende Uebertretung dieser Regel bemerkt, die aber durch die außerordentlichen Umstände des Tages, durch die jährlich wiederkehrende Trunkenheit und folglich Unzurechnungsfähigkeit der Geister einigermaßen entschuldigt schien.

Gehen wir nun schließlich von diesen Einzelheiten zu der allgemeineren Frage über, wie es überhaupt mit der Religion in Frankreich stehe, so darf, glaube ich, geantwortet werden, daß auf diesem Felde das alte, vorrevolutionäre Frankreich noch aufrechter, noch lebendiger dasteht, als auf allen andern Gebieten seines gesellschaftlichen Daseyns. Es herrscht in dem bei weitem größeren Theile der Nation, trotz zahlreicher Nachzügler des achtzehnten Jahrhunderts, keine Feindschaft gegen die im Lande seit so vielen Jahrhunderten geltende Religion, die philosophischen Systeme, die mit apriorischem Selbst- und Gottesbewußtseyn und andern derlei Nebeln sich abgeben, sind bei allen Parteien Frankreichs creditlos bis zur Verachtung, und nur die Neuerer, die, in den Fußstapfen Rousseau's, ihre Begriffe und Axiome zur Anwendung auf das praktische Leben aufstellen, haben fortwährend, zumal in den größeren Städten, mehr oder minder verschwiegene Anhänger in ziemlich großer Menge; sie verdienen weit weniger Geringschätzung, als jene muthlosen Freidenker, die es erniedrigend finden, daß ein gebildeter Mensch unter der Gestalt des Brodes seinen Gott genieße, aber gar nichts dagegen haben, wenn an der Landesgränze ehrbare und feinerzogene Frauen bis auf den Zustand der Südseeinsulanerinen entkleidet werden, damit nur kein verbotener Fetzen sich über

die Gränze schleiche und den einheimischen Gewerbfleiß in Gefahr bringe, oder die im Ehebruch nur eine Befriedigung des Naturgesetzes sehen, während sie den Diebstahl, der, beim Licht betrachtet, ganz dasselbe ist, aber besondere zeitlichen Nachtheile mit sich bringt, unter die verdammungswürdigen Dinge werfen. Die praktischen Neuerer, die man gemeinhin mit dem Namen Socialisten belegt, kennen diese feinen Unterscheidungen nicht, das Böse und das Gute sind Ein und dasselbe für sie, sie nehmen die Gesellschaft wie sie ist, und sagen: So ist die Welt gegeben, so muß sie eingerichtet werden, es gibt keine schlechten Triebe; es muß nur ein allgemeiner Zustand geschaffen werden, durch dessen Vermittlung alle heutzutage zu Unheil führenden Regungen und Begierden zum Besten der Gesammtheit ausschlügen.

Es ist klar wie der Tag, daß gegen eine solche Lehre Polizeiverordnungen und akademische Traktätlein blutwenig helfen; die Menschen müssen besser und so dem Socialismus der Rohstoff, wenn ich so sagen darf, entzogen werden. Die Regungen und Triebe, welche die Socialisten sich zu ordnen vornehmen, müssen unterliegen oder doch die größere Hälfte ihres Bodens verlieren, die Lust an fremdem Gut und fremdem Weib, die Wuth des Rechthabens und Großthuns muß mehr und mehr aus den Gemüthern verschwinden, dann wird den Socialisten nach und nach alle Grundlage abhanden und, wie die Franzosen sich ausdrücken, das Gras unter den Füßen wegkommen. Wer kann aber in diesem Sinne wirksam auftreten, wenn nicht die Religion? Sie thut es in Frankreich auch, aber nicht überall mit gleichem Erfolg. Die Geistlichen predigen zwar beinahe überall durch ihr Beispiel die Tugenden der Wohlthätigkeit und Entsagung, aber es ist doch wahr, daß sie an vielen Orten mehr Sorgfalt auf die Verbreitung gewisser Uebungen und Zeichen sichtlicher Andacht, als auf die Einschärfung der Gebote Gottes und einen eingehenden Unterricht der Gläubigen in ihrer Religion ver-

wenden. Die Pfarrer haben bei weitem nicht alle den Muth, die geschlechtlichen Uebertretungen durch Untersagen der Sakramente und die in kleinen Gemeinden daraus hervorgehende Brandmarkung schonungslos zu züchtigen und zu hemmen. Was doch dagegen zur Beförderung guter Sitte unter den ledigen Bäuerinen und jungen Bauernfrauen von wahrhaft und einsichtig frommen Damen, die sich darum nicht um ein Haar breit von der Linie unserer Kirche entfernen, gethan wird, ist, Eins in's Andere gerechnet, sehr ersprießlich, und wenn auch bei dem Abhalten der sogenannten Katechismen durch vornehme Frauen die Gefallsucht nicht immer ausbleibt, so könnte ich doch, Dank diesem Einflusse, höchst erfreuliche Beispiele auffallenden Fortschrittes in ächtem Glauben und rechtschaffenen Wandel unter früher äußerst verwahrlosten Bevölkerungen anführen. Ich bin von keiner dieser christlichen Wohlthäterinen ermächtigt, den Namen einer Person oder eines Dorfes anzugeben, aber gestattet wurde mir, das Vorhandenseyn dieses schönen Strebens als eine unbestreitbare Thatsache zu bezeichnen.



XXI.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

IV.

Die Cholera und der Klosterraub.

Zu den vielen Unglücksfällen, die im verflossenen Jahre die sardinischen Staaten heimsuchten, gesellte sich auch die Cholera, die in Genua, Turin, sowie an vielen andern Orten zahlreiche Opfer gefordert hat. Dieselbe gab einerseits dem katholischen Klerus zu einer neuen Bethätigung seines Eifers für das allgemeine Wohl, andererseits dem kirchenfeindlichen Ministerium zu neuen Gewaltmaßregeln und insbesondere zu einem sehr ausgedehnten Klosterraub Anlaß. Bei dieser Gelegenheit entblödeten die Minister sich nicht, zu den nichtigsten Vorwänden und zum offenbarsten Wortbruch ihre Zuflucht zu nehmen, um die Gier ihrer Freunde zufrieden zu stellen, die gänzliche Ausrottung der Mönche und Nonnen anzubahnen, dabei den leeren Staats-Schatz zu füllen und für das eigene Interesse bestens zu sorgen.

In Genua trat die Krankheit am heftigsten auf; in nicht ganz zwei Wochen hatte sie 1336 Personen ergriffen, wovon

564 starben. Die ganze Stadt kam in die größte Unruhe und Angst; eine große Zahl Personen jeden Standes reiste ab*), selbst viele Beamten. Nur der Klerus harrte muthig aus; der Erzbischof Charvaz kehrte von seiner Erholungsreise schon am 31. Juli wieder in die Stadt zurück, um mit seiner Heerde die Gefahr zu theilen. Der Abt von St. Matteo, vier Serviten und mehrere andere Priester starben als Opfer der christlichen Liebe; bis zum September zählte man bereits 4500 Erkrankungs- und 2400 Todesfälle. Die PP. Reformaten, die Capuziner, die Kreuzherrn, die Schwestern der Zuflucht zeichneten sich vor Allen aus. Die Regierung schärfte nun den Beamten ebenfalls muthiges Handeln ein und bestrafte diejenigen, die ihren Posten aus Furcht vor der Krankheit verlassen hatten; am 4. August kam der König selbst nach Genua, dem Beispiele seines Vaters folgend, der die Stadt bei derselben Gelegenheit (1835 und 1836) besucht hatte. Bald traf die Geißel auch Turin und viele andere Orte; überall bethätigte die Säkular- und Regulargeistlichkeit denselben Eifer. Die liberalen Bureaukraten und Advokaten mußten jetzt gestehen, daß die „preti" und „frati" doch zu etwas gut seien. Bianchi-Giovini selbst berichtete in seiner „Unione", daß die Capuziner von Domodossola beim Präsidenten des Sanitätsrathes sich selbst zum Dienste der Kranken erboten; ein Gleiches thaten die Oblaten der heil. Jungfrau vom Troste und die Capuziner in Turin. Die Missions-Priester zu Mondovi erklärten sich bereit, ihr Landhaus in ein Lazareth umzuwandeln, die Nonnen vom heil. Joseph in Cuneo boten deßgleichen ihr Haus zum Dienste weiblicher Kranken an; der Pfarrer von Fontanigorda hatte in einem Schreiben an seinen Bischof sich außer Stand erklärt, allen

*) Vom 16. bis 30. Juli verließen über 25,703 Personen die Stadt mit der Eisenbahn; auf der dritten Classe wurden allein 18,024 Billete gelöst. Civiltà cattol. 19. Aug. 1854.

Erkrankten die Tröstungen der Religion zu spenden, da er ganz allein eine ausgedehnte Pfarrei von zerstreuten, weit auseinander liegenden Häusern und Weilern zu pastoriren habe, und in wenigen Tagen 51 Krankheits- und 18 Todesfälle vorgekommen seien. Darauf begab sich, wie auch die „Gazzetta Piemontese" berichtete, der Bischof (von Bobbio), Msgr. Baggi, selber zu Fuße in Begleitung eines Landmanns auf den mehr als acht Stunden langen Weg, um dort den Pfarrer in seinem schweren Berufe zu unterstützen. Solche Beispiele feuerten die Seelsorger an allen Orten zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Thätigkeit an. Der Großsiegelbewahrer Ratazzi konnte nicht umhin, in einem Schreiben vom 25. Juli dem hohen Eifer seine Anerkennung auszusprechen, „von dem der Klerus stets, besonders bei öffentlichen Unglücksfällen, die glänzendsten Beweise gegeben habe". Dasselbe wiederholte er in einem officiellen Berichte in der „Gazzetta Piemontese" vom 14 Sept., worin er die Gründe darlegt, die zur Vertheilung einer Ehrenmedaille an die bei der Epidemie hilfreich thätigen Personen bestimmten (Ami de la relig. 26. Sept. 1854).

Während aber die Verdienste der Welt- und Ordens-Geistlichkeit laute Anerkennung selbst bei Ratazzi fanden, beutete ebenderselbe die Cholera in jeder Weise zu deren Nachtheil aus. Nicht nur nahm er sie zum Vorwand, um öffentliche religiöse Solemnitäten und namentlich Processionen zu verhindern, wie z. B. den bei den Turiner Bürgern so beliebten Umgang in der Oktave von Mariä Geburt und die von den Canonici del Corpus Domini zum Andenken an ein berühmtes Wunder von 1453 regelmäßig abgehaltene großartige Procession *), während die Theater, Bälle und Concerte

*) Der liberale „Constitutionnel Savoisien" (Num. 23) bemerkte darüber: „Le ministère n'a pas osé supprimer les processions en plein air en tant que processions; il les a supprimées en

ohne Anstand fortdauerten und dieselbe „Gazzetta Piemontese," die jene Verbote veröffentlichte, das Volk sehr warm zum Besuch der Schauspiele einlud; sondern er nahm auch in der rohesten Weise viele den geistlichen Orden zugehörigen Gebäulichkeiten in Anspruch, so daß die Vexationen und Spoliationen, die schon lange an der Tagsordnung waren, zusehends sich mehrten und steigerten. Die Cholera, die tausend Verirrte zur Besinnung brachte, die viele Feinde der Kirche, wie z. B. den Geranten der radikalen „Strega," Dagnino in Genua, mit ihr auf dem Sterbebette aussöhnte und zum Widerruf bewog, war für Ratazzi die willkommene Gelegenheit, sein Raubsystem gegen eben die Kirche immer mehr durchzuführen, deren Segnungen Alles laut pries, deren Diener er öffentlich zu beloben sich veranlaßt sah.

Zuerst traf die Verfolgung die Carthäuser von Collegno. Schon seit 1852 wurde ihnen vom Ministerium das Ansinnen gestellt, für das Irrenhaus einen von ihnen nicht bewohnten Theil der Carthause abzutreten, wozu sie sich auch ohne die geringste Entschädigungsforderung herbeiließen. Damals schrieb der Minister des Innern Pernati an den Coadjutor des General-Prokurators, P. Basilio, ein Danksagungsschreiben voll Lobeserhebungen für die wahrhaft christliche Liebe des ehrwürdigen Conventes und gab die feierliche Versicherung, daß die Rechte der Communität in jeder Beziehung unangetastet bleiben würden*). Aber am 15. Juli 1854 verlangte

tant que réunions pouvant nuire à la santé publique. Nous aurions préferé plus de franchise et plus de fermété."

*) Es heißt in dem Schreiben d. d. Turin 15. Okt. 1852: „Vous ne devez point craindre, que la durée plus ou moins longue de cette occupation provisoire puisse en rien porter préjudice à vos droits. Les documents, que vous avez entre les mains, sont là pour prouver, que ce n'a été qu'une *concession* tout-à-fait *volontaire* et *gratuite* de votre part. D'après la maxime de droit, que personne ne peut changer ou modifier

das Ministerium die Abtretung des ganzen Convents, weil man sonst die Irren nicht vollständig unterbringen könne. Der Obere weigerte sich dessen, da er dazu nicht berechtigt sei, auch seine Mitbrüder nicht obdachlos auf die Straße setzen könne und wolle, ferner die Carthause nicht nothwendig für das Manikomium erscheine und Turin weit besser geeignete Räumlichkeiten darbiete, welche auch die Direktion verlangte. Darauf machte der Minister den Carthäusern das Offert, entweder den Pallast von Superga, den man schon früher ihnen zugedacht, oder das eremo di Lanzo, oder endlich 700 Liren jährlicher Pension für jeden Pater und 1000 für den Oberen als Entschädigung anzunehmen. Der Letztere entgegnete einfach, ohne die Ansicht seiner Vorgesetzten darüber vernommen zu haben, könne er in keines dieser Anerbieten einwilligen. Das letzte derselben zielte auf die Säkularisation des Ordens hin; die Einsiedelei von Lanzo gehörte den Carmeliten, die man erst daraus hätte vertreiben müssen; der Pallast von Superga war erst dem dortigen von Viktor Amedeus 1716 errichteten, von Karl Albert im Einvernehmen mit Gregor XVI. in eine geistliche Akademie umgewandelten Vereine von Welt-Geistlichen entzogen worden und gar nicht zu einer Carthause geeignet. Auf die ablehnende Antwort der Patres jagte nun das Ministerium zu großer Betrübniß des ganzen Städtchens dieselben ohne Weiteres aus ihrem eigenen Hause, das sie seit 1649 besessen; dabei wurde selbst einem gefährlich Erkrankten nicht die mindeste Schonung zu Theil. Die zur Vertreibung der Mönche ausgesandten Soldaten occupirten ihrerseits die vorhandenen Wein- und Lebensmittelvorräthe

---

les titres, en vertu desquel il est en possession d'une chose, *jamais* l'administration de l'hospice ne pourra acquérir à l'Etat *le moindre titre à la propriété ou a une servitude quelconque.*" Das war die ministerielle Sprache im Jahre 1852; in zwei Jahren hat man in der That einen immensen Fortschritt gemacht.

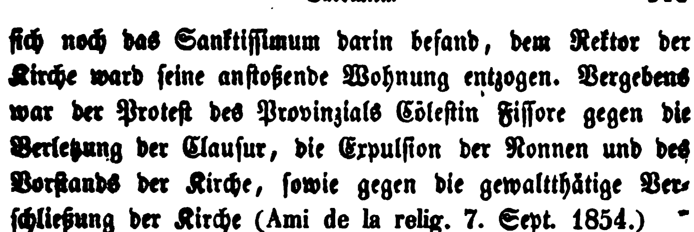
als willkommene Beute. Mit lauter Verwahrung gegen diese Illegalität und Gewaltthätigkeit, die sie nachher in mehreren Journalen erneuerten, verließen die Patres die ihnen so theure Carthause; der Pfarrer von Collegno nahm sie mit großmüthiger Nächstenliebe auf; der Marschall della Torre wies ihnen sein Schloß Safferone zum Aufenthaltsorte an (Armonia 12. Aug.). Die Theilnahme an dem Schicksale dieser durch strenge Observanz ausgezeichneten, von Karl Albert mit Vorliebe protegirten Mönche war allgemein.

Darauf kamen die Oblati della Consolata an die Reihe. Diese Congregation gründeten der Theolog Pio Brunone Lanteri von Cuneo und der Priester Joh. Bapt. Raynaudi von Carignan 1826 in Pignerol, Leo XII. bestättigte sie durch ein Breve vom 1. Sept. noch in demselben Jahre. Am 3. Febr. 1834 nahm sie Besitz von der berühmten Kirche der Consolata in Turin mit päpstlicher und königlicher Autorisation. Im Beginne des August 1854 ging man nun diese Kleriker an, ihr Haus zu räumen, das in ein Lazareth verwandelt werden sollte. Sie verfügten sich selbst zum Minister Ratazzi und kamen mit ihm überein, daß sie sich soviel als möglich einschränken, sogleich einen Theil des Hauses und im dringendsten Nothfall auch sämmtliche Räumlichkeiten ihm zur Verfügung stellen wollten. Aber schon nach zwei Tagen änderte Ratazzi seine Meinung und befahl ihnen, auf der Stelle das ganze Haus zu räumen; nur vier Priester höchstens sollten zum Dienste der stark besuchten Kirche noch zurückbleiben dürfen; würden sie reklamiren, so sollten sie auch die vier ihnen noch überlassenen Zimmer verlieren. Am Tage vor Maria Himmelfahrt (14. Aug.) wichen daher die armen Oblaten der Gewalt und zerstreuten sich in verschiedene Häuser der Hauptstadt. Die meisten dieser vertriebenen Religiosen begaben sich dann zu ihren Brüdern in Pignerol; aber bald traf auch diese und mit ihnen die Neuangekommenen dasselbe Schicksal.

Auch die Dominikaner in Turin, deren Convent schon 1260 von Frater Johannes Taurinensis gegründet und bald mit einer trefflichen Bibliothek ausgestattet ward, wurden bis auf vier Patres, die man einstweilen noch zurückließ, um die Kirche nicht ganz ohne Geistliche zu lassen, was das Volk leicht erbittern konnte, ganz in derselben Weise aus ihrem Hause getrieben, und das durch die berufenen Vertheidiger und Beschützer des Rechts, durch die zelotischen Verehrer der Constitution, deren Artikel 29 ausdrücklich sagt: „Jedes Eigenthum ohne Ausnahme ist unverletzlich." Bald traf den Dominikanerconvent in Alessandria dasselbe Loos; ebenso verfuhr man auch gegen die Nonnenklöster.

Schon lange waren die Güter und das Kloster der Canonissinen vom Lateran zum heil. Kreuz in Turin den Ministern ein Gegenstand großer Sehnsucht. Bereits 1851, wo diese Gelüste zuerst sich offenbarten, ward der Regierung von Seite dieser Communität eine Denkschrift übergeben, die im Einzelnen nachwies, daß die Besitzungen dieses Hauses, das bereits unter Clemens VII. 1533 gegründet, von Herzog Philibert Emmanuel (1569 und 1570), sowie von Karl Emmanuel II., Viktor Amedeus II., und von deren Nachfolgern unter besonderen Schutz genommen worden war, keineswegs von Schenkungen der Regierung herrührten, wie man behauptete, sondern theils durch Gaben von Privaten, theils durch die Dotalgüter der Eingetretenen, theils durch eigene fleißige Bewirthschaftung erworben wurden. Das diente nur die Usurpation der beträchtlichen Güter zu verzögern, keineswegs aber sie zu verhindern. Schon 1848 hatten diese Frauen den nichtbewohnten Theil ihres Convents der Regierung überlassen; jetzt wollte diese das Ganze. Ratazzi setzte den Gewaltakt auf den 18. Aug. 1854 fest und bestimmte zu dessen Ausführung den Generalintendanten von Turin, Cavaliere Farcito. Dieser machte Einwendungen und suchte die eben nicht ritterliche Expedition gegen arme Nonnen abzu-

lehnen; der Minister entgegnete kurz, die Vollzugsbeamten hätten zu gehorchen, nicht aber Rath zu ertheilen. Darauf zog Farcito mit Gensdarmen und Polizeidienern Nachts um zwei Uhr gegen den Convent zum heil. Kreuze heran. Die Nonnen hatten Abends vorher von der bevorstehenden Occupation ihres Hauses Kunde erhalten; sie blieben den größten Theil der Nacht über im Chor versammelt. Farcito verlangte nun Einlaß und Uebergabe des Hauses; die Abtissin erklärte, es sei gegen ihr Gewissen, dazu zu willigen. Darauf drang man gewaltsam ein, überstieg eine feste Mauer und trieb, ohne auch nur den erbetenen Aufschub von wenigen Stunden zu gestatten, die armen gehetzten Nonnen zu den bereit gehaltenen Wagen. So war auch dieser Convent erobert und in demselben genau die Vorgänge von 1800 wiederholt. Die Abtissin Serafina Promis bewies bei der ganzen Sache einen wahrhaft männlichen Muth und ernste Würde; sie protestirte laut gegen die Verletzung der kanonischen Gesetze und ihrer Rechte; in einem Schreiben an Ratazzi vom 18. Aug. erklärte sie, ihre Communität weiche nur der Gewalt und sei keines ihrer Rechte aufzugeben gesonnen. Die edle Marquisin von Barolo gab den Nonnen eines ihrer Landhäuser, wo sie sich so gut als möglich einrichteten und die gewohnte Lebensweise fortsetzten. Von da aus schrieb die Abtissin abermals dem Großsiegelbewahrer, sie und die Ihrigen würden als religiöse Communität nach ihrer Regel fortleben, sie könne nur Gott danken, daß von ihren Töchtern, deren mehrere krank gewesen, keine auf dem Wege gestorben. Der menschenfreundliche Ratazzi hatte ihnen das Kloster der Annunziata in Asti zum Aufenthaltsorte bestimmt; dieses ward aber bald darnach auch zu einem Lazareth gemacht, so daß die Canonissinen abermals mit den dortigen Benediktinerinen vertrieben worden wären, hätten sie der ministeriellen Aufforderung Folge geleistet. Man ging aber noch weiter und verlangte auch die Kirche zum heil. Kreuz; bald ward sie geschlossen, obschon



sich noch das Sanktissimum darin befand, dem Rektor der Kirche ward seine anstoßende Wohnung entzogen. Vergebens war der Protest des Provinzials Cölestin Fissore gegen die Verletzung der Clausur, die Expulsion der Nonnen und des Vorstands der Kirche, sowie gegen die gewaltthätige Verschließung der Kirche (Ami de la relig. 7. Sept. 1854.)

Aber der Klostersturm war noch nicht zu Ende; man wollte recht deutlich zeigen, wie viel man von den Meistern auf den Regentenstühlen der Schweiz gelernt hat. Die Capuzinerinen in Turin, die nach der Expulsion der Schwestern vom Kreuze um so mehr in steter Angst lebten, als schon, lange bevor man an die Cholera dachte, (am 5. Jan.) eine Aufforderung zur Räumung ihres Conventes an sie ergangen war, waren in jeder Nacht auf einen bewaffneten Angriff gefaßt; denn die Nacht wählte Ratazzi zum Vollzug seiner Maßregeln, damit das Volk nicht deren Zeuge sei. Am 22. Aug. fand dieser Angriff wirklich statt, nachdem man erst am 21. die Nonnen davon benachrichtigt. Derselbe Cavaliere Farcito erschien mit seinen carabinieri und apparitori, etwa vierzig an der Zahl, drang nach Niederreißung der Mauern mit Gewalt ein und vertrieb die vierzig im Chor versammelten Nonnen, die unter militärischer Eskorte nach Carignan in das Kloster der Clarissinen gebracht wurden. Auch hier benahm sich die Oberin sehr würdevoll; es erfolgten dieselben Protestationen. Gegen vier Uhr Morgens war die Eroberung vollbracht; die Italianissimi brachten bald nach Tagesanbruch dem Sieger Ratazzi ihre Ovationen dar. Die officielle Zeitung berichtete sehr lakonisch: „Diesen Morgen gegen vier Uhr verließen die Capuzinerinen ihr Kloster und begaben sich nach Carignan. Das bisherige Kloster ist vom Gemeinderath zu einem Lazareth bestimmt." Uebrigens bemerkte die „Gazzetta del popolo" (Nr. 232), das Kloster, weil in einem sehr belebten und geräuschvollen Theile der Stadt gelegen, sei am allerwenigsten zu einem Spital geeignet.

So waren in einer Woche die Bewohner von fünf geistlichen Häusern obdachlos geworden — und diese Heldenthat ward laut gerühmt. Die officielle „Gazzetta Piemontese" erklärte ganz bescheiden, nur in Rücksicht auf das öffentliche Wohl und die Cholera habe man so gehandelt und dabei sehr bedauert, daß die Sache nicht mit der geistlichen Behörde habe vereinbart werden können. Was aber „das öffentliche Wohl und die Cholera" betrifft, so steht fest, daß man schon seit 1851 den Convent zum heil. Kreuz, seit Januar 1854 den der Capuzinerinen zu occupiren suchte, die Cholera nur einen Vorwand gab. Nebstdem war Turin damals noch frei von der Epidemie und besaß dafür noch andere leerstehende Lokalitäten, worunter selbst einige früher occupirte Klöster, die besser für Lazarethe geeignet waren; zum Ueberflusse ließen die Aeußerungen der liberalen und ministeriellen Presse über die wahre Absicht keinen Zweifel mehr übrig. So sagte die vielgelesene „Opinione" am 25. Aug.: durch die Occupation einiger Räumlichkeiten, die bisher zur Wohnung für Mönche und Nonnen gedient, habe man in der Sache der Abschaffung der Klöster einen Schritt weiter gethan. Die unter der neuen Direktion von La Cecilia ministeriell gewordene „Voce della libertà" verhöhnte (26. Aug. Nr. 254) die geistlichen Orden und deren verschiedene Trachten, und schloß mit dem Bemerken, es sei jetzt Zeit, den Boden von den veralteten und stupiden monastischen Institutionen zu reinigen. Die „Maga" (Nr. 105) applaudirte der Energie Ratazzi's und rief ihm „Vorwärts, Vorwärts!" (Avanti) zu; es sei nicht genug drei bis vier Klöster hinwegzunehmen, man müsse sie alle ausrotten, nicht nur in Turin, sondern im ganzen Lande. Die eigentlich officielle Presse glaubte mit großer Befriedigung verkündigen zu können, daß die öffentliche Meinung durchaus das Verfahren des Ministeriums billige. Diese „öffentliche Meinung" sind natürlich die Journale der Emigranten*);

*) namentlich **Opinione, Parlamento, Unione, Gazzetta del popolo, Espero, Voce della libertà.**

denn die von Eingeborenen redigirten Blätter*) sprachen sich fast sämmtlich entschieden dagegen aus. Was die Nichtvereinbarung dieser Maßregeln mit der geistlichen Behörde betrifft, so zeigt die Correspondenz des General Provikars von Turin mit Ratazzi, daß jede Conciliation unmöglich war, da der Minister nicht bittend und fordernd, sondern barsch befehlend auftrat, und, um eine mündliche Besprechung ersucht, nicht einmal zu antworten sich würdigte (Civ. catt. 16. Sept.). In mehreren Städten stellten die Bischöfe, wie der von St. Jean de Maurienne und der von Ivrea, selbst geräumige Lokalitäten zur Verfügung, um den Vorwand zu ähnlichen Sequestrationen zu beseitigen. Allen Nachrichten zufolge hatte Abate Vacchetta an allen diesen Gewaltthaten großen Antheil. Derselbe kündigte in einem Circulare den Pfarrern an, er habe ihnen Postfreiheit für die immer mehr sich häufende Correspondenz mit ihm erwirkt, worin man bereits Indicien bevorstehender neuen Angriffe auf das KirchenVermögen erkannt hat.

Der exilirte Erzbischof von Turin bestätigte und erneuerte den Protest seines Provikars durch einen Hirtenbrief d. d. Lyon 25. Aug. 1854, worin er seine Stimme gegen die offenbare Verletzung der Clausur, die Vertreibung so vieler geistlichen Communitäten, und die Usurpation ihrer Häuser erhob, den Muth und die Festigkeit, namentlich der Nonnen, belobte und bewunderte, und es tief beklagte, daß „hochansehnliche Personen sich zu Werkzeugen der geheimen Gesellschaft hergeben und die diabolischen Plane derjenigen ausführen, die nach den Worten der Schrift die Gottlosigkeit wie das Wasser trinken.“ Der Prälat mahnte alle Untergebene, sich vor den kirchlichen Censuren zu hüten und die sämmtlichen Regularen wies er an, mit heiliger Entrüstung alle An

*) So der Courrier des Alpes, le bon Sens, l'Echo du Montblanc, la Verité, l'Independant, Armonia, Cattolico, Campanone.

träge abzuweisen, die sie zur Apostasie von ihrer Regel verleiten wollten *). Ein weiterer Hirtenbrief ermahnt alle Gläubigen zur Standhaftigkeit und Festigkeit, entkräftet die gegen die frühere Verwaltung des Turiner Seminars ausgestreuten Verläumdungen, stellt die Spoliation der Kirche und den herrschenden Einfluß des Carbonarismus und des Freimaurerthums in ihrem wahren Lichte dar**). Natürlich ergoßen Unione, Opinione, Parlamento und Ihresgleichen ihren vollen Geifer über den Erzbischof und seine zu ihrem Verdrusse sehr eifrig gelesenen Erlasse; besonders erhitzte sie die ausgeschriebene Oration contra persecutores Ecclesiae.

Inzwischen dauerte der Kreuzzug gegen die religiösen Corporationen in der Journalistik fort. Man sprach beständig von ihrer bevorstehenden Ausrottung; man behauptete, die meisten Mönche und Nonnen seien mit dem unnatürlichen Klosterzwang höchst unzufrieden und der Aufhebung sehr geneigt; man druckte sogar erdichtete Briefe von verschiedenen Ordenspersonen darüber ab; doch wurden diese Lügen bald entlarvt***). Ebenso schritt das Ministerium weiter in seinen

---

*) Ami de la relig. 9. Sept. 1854. Die „Armonia", der zuerst der Protest zukam, durfte es nicht wagen, ihn abzudrucken; er erschien zuerst im „Univers", woraus ihn die „Opinione" mittheilte, dann erst brachten ihn die katholischen Journale.

**) Civiltà cattol. 18. Nov. 1854.

***) Drei Briefe dieser Art erschienen in den Journalen, einer von einem Carthäuser D. M. G., ein anderer von einer Suor Luisa vom heiligen Kreuze, ein dritter von einer angeblichen Capuzinerin Maria von der heiligen Gertrud, früher Angelika F. Aber der Vikar der Carthäuser D. Gregorio Maggiolo, auf den allein die ersterwähnten Initialen passen konnten, protestirte am 31. August öffentlich gegen den unterschobenen Brief und erklärte, er sei mit seinem Berufe sehr wohl zufrieden und danke täglich dem Herrn dafür; die Abtissin vom heiligen Kreuz verlangte die Vorlegung des einer ihrer Nonnen zugeschriebenen Briefes bei der erzbischöflichen Curie (was natürlich unterblieb), und erklärte jene Zeilen der

Eroberungen, so wenig es auch dafür that, die bereits occupirten Klöster zu Choleraspitälern einzurichten. Besonders suchte der Philanthrop Ratazzi seine Vaterstadt Alessandria von der „Mönchspest" zu reinigen. Diese hatte vier Klöster, die Dominikaner, Barnabiten, Capuziner und Serviten bewohnten, von diesen waren allein die Serviten noch übrig. Dieser Orden hatte bei der Cholera in Genua sich sehr ausgezeichnet; mehrere Glieder desselben starben als Opfer der Nächstenliebe und zwei Patres von Alessandria suchten sie zu ersetzen. Nun sollten die in dieser Stadt Zurückgebliebenen ihren Convent für die Cholerakranken räumen, während zwei der bereits supprimirten Klöster fast ganz leer und unbenützt dastanden. Man schritt in der That zu der Occupation; in das Haus kamen — fünf Militärpersonen. Die Patres von den Missionen in Casale, deren Haus nicht einmal Collektivbesitz, sondern Eigenthum eines Individuums war, sowie die Philippiner von Carmagnola und andere Convente unterlagen derselben Tyrannei; und zwar als die Cholera bereits wieder im Abnehmen war, dagegen das Elend der ärmeren Bevölkerung, dem die Klöster vielfach Linderung und Unterstützung gewährten, im Steigen.

Wer da geglaubt hatte, das Ministerium werde nach dem Erlöschen der Epidemie sein Versprechen halten und die occupirten Klöster ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückgeben, mußte bald seinen Irrthum erkennen; die furchtbare Geißel, die so zahlreiche Opfer gefordert*), hatte den Ge-

---

Suor Luisa für unächt; die Oberin der Capuzinerinen machte bekannt, daß unter ihren Schwestern sich keine befinde, die je Angelika F. hieß, die Maria von der heil. Gertrud bereits geraume Zeit gestorben sei, alle ihre Nonnen aber in ihrem Berufe sich glücklich fühlen, und in ihm zu leben und zu sterben wünschen. Civ. cattol. 7. Okt. 1854.

*) Bis zum 22. Okt. zählte man in Genua 5067 Erkrankungen, 2694 Todesfälle, in der Stadt Turin 2155 Erkrankte, 1191 Gestorbene,

walthabern keineswegs, wie man gehofft, zur Warnung gedient; noch vor Beendigung des Feldzugs gegen die Klöster begann man einen andern gegen die katholische Presse, die ihrerseits unerschrocken und unbeirrt von den exorbitantesten Strafurtheilen ihren Weg fortging. Die Verità von Nizza forderte zu einer Riesenpetition an die Kammern bei deren Wiedereröffnung auf, welche beantragte, es seien die Minister wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand zu versetzen; obschon sie sich nicht verhehlte, daß bei der dermaligen Zusammensetzung der Kammern und der fast auf Null reducirten ministeriellen Verantwortlichkeit kaum ein bedeutender Erfolg zu erwarten sei, so glaubte sie doch, eine solche Adresse werde nicht ganz wirkungslos bleiben; vor der Suspension des Parlaments hätten die Minister jene Gewalt-Schritte doch nicht gewagt. Indessen wurde schon im September vielfach das Gerücht verbreitet, von Seite des Ministeriums sei bereits ein Dekret behufs der Aufhebung der Klöster und der Einziehung ihrer Güter entworfen und dem Könige vorgelegt worden; im Ministerrathe habe es darüber sehr ernste Debatten gegeben, wobei Cibrario sich lange widersetzte, Cavour aber das Dekret als eine durch die Finanz-Noth gebotene Maßregel erklärt habe. Die Vorstellungen des Herzogs von Guiche und die Furcht, der französischen Regierung noch mehr zu mißfallen, erklärte man als die Ursache, weßhalb das Dekret noch nicht publicirt worden sei. Der französische Gesandte soll nach dem „Corriere italiano" von Wien positiv verlangt haben, daß man keine weiteren Aenderungen und Sequestrationen von Kirchengütern mehr

in der Provinz Turin 2608 Erkrankte, 1830 Gestorbene, im Gebiet von Vercelli 3403 Erkrankte, 1772 Gestorbene. An manchen Orten betrug die Zahl der von der Epidemie Hinweggerafften 40 bis 50 Procent der Bevölkerung. Auch die Gebiete von Acqui, Tortona und Voghera haben viele Opfer der Seuche aufzuweisen.

vornehme *); dafür schien auch ein Erlaß des Großsiegelbewahrers zu sprechen, der den Intendanten der Provinzen einschärfte, die Provinzial-, Divisional- und Communalräthe aufzulösen, die gegen ihre Competenz das incameramento des Kirchenguts beantragen würden. Der Rath von Saluzzo, der autorisirt war, die Hälfte des Convents der Franziskaner-Observanten zu acceptiren, welche dieß selbst für die Cholera-Reconvalescenten angeboten hatten, ward bedeutet, er dürfe das Lokal nur für diese, nicht für die Armen annehmen und müsse dem Convent seinen Besitz sichern. Sicher war man im Kabinet im September und Oktober noch sehr schwankend; Palmerston's Einflüsse sollen aber beruhigend auf die entmuthigten Fortschrittsmänner gewirkt haben; man hielt es für gut, die öffentliche Meinung einzuschläfern. Es wurden bereits auch insgeheim Vorbereitungen getroffen, namentlich zur Suppression jener Orden, bei denen einiges Vermögen durch das „diritto di vacanza" zu erlangen war. Trotz des amtlichen Verbotes verlangten fünfzehn Municipalräthe von Busca die Unterdrückung der dortigen Capuziner; die „Gazzetta delle Alpi" (Num. 136) meldete, das sei der Wunsch der ganzen Bevölkerung. Da sie aber dabei erzählte, wie reichliche Almosen die dortige Population diesen Mönchen spende, so schloß die katholische Presse nicht mit Unrecht, der Wunsch werde kein durchaus allgemeiner seyn. Und in der That ging am 1. Nov. eine von mehr als 700 Bürgern des Städtchens unterzeichnete Adresse an das Ministerium ab, um die Erhaltung des wohlverdienten Ordens zu erlangen, die im schneidenden Gegensatz zu der Eingabe der Gemeinde-

---

*) Vergl. Staatsanzeiger für Würtemb. „Vom Po" 20. Sept. und 20. Okt. v. Js. Ami de la relig. 16. Dez. Der Campanone von Turin entnahm diese Nachricht aus dem Corriere italiano und setzte bei: „Jetzt sind es auswärtige Zeitungen, durch die wir Piemontesen den Stand unserer eigenen Angelegenheiten erfahren."

Räthe stand. Aber dieses „Volk“ hat freilich nicht mehr das Recht, gehört zu werden; das Ministerium wartete nur die Wiedereröffnung der Kammern ab, um mit seinem Abolitions-Projekte hervorzutreten, was sogleich am 28. Nov. geschah. Auf diesen neuen Gesetzvorschlag und die daran geknüpften Verhandlungen werden wir noch seiner Zeit näher eingehen; mit ihm tritt eine neue Phase der Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete ein.

XXII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

X.

Die Stufenleiter der religiösen Reaction — historisch und pragmatisch nachgewiesen an der protestantischen Landeskirche Bayerns.

Es bedarf eines förmlichen Kampfes gegen den Reiz, jeden Abschnitt dieser Reactions-Geschichte mit einer Schilderung der Dinge vor Anno regenerat. 1 zu beginnen, wo Alles noch wüst war und leer. Doch wird es nöthig seyn, daß man, zur verdienten Würdigung der vor unsern Augen verlaufenden Bewegung, im Geiste immer wieder in jene noch so nahe liegende Zeit sich zurückversetze. Nicht unsere katholische Presse lag dem Manne vor, der da offen sagt: „man hätte vor zwanzig Jahren, ehe der Lichtfreund-Spektakel anging, die ganzen deutschen Zeitungen manches Monats durchlesen können, ohne nur eine Spur davon zu finden, welcher

Religion das Land angehöre, darin sie erschienen, ja daß überhaupt ein Christenthum in der Welt sei" *).

Um vorerst ganz im Allgemeinen die Veränderung zu ermessen, die auch mit der Einen Million Protestanten im diesseitigen Bayern — die rheinpfälzische Provinz nämlich bildet eine ganz apparte „Kirche" — vorgegangen ist, dient am besten die in allen protestantischen Territorien zur brennenden Frage gewordene Gesangbuchs-Sache. Da es jenseits an festen, allgemein historisch überlieferten und auctoritativ geheiligten Formen des öffentlichen Gottesdienstes mangelt, so sind sie noch jederzeit, ebenso wie das innere Leben der betreffenden Volksmassen, den eigenwilligen Einflüssen des jeweiligen Zeitgeistes unterlegen, und am allermeisten unter ihnen die Gesangbücher, welche recht eigentlich zur Domäne des Subjectivismus geschaffen schienen. So war denn auch das bayerische Gesangbuch, das von 1811 bis in die jüngsten Tage sein officielles Leben gefristet, „eine Fundgrube aller möglichen Irrlehren bis zur Läugnung der Gottheit Christi und zur Menschenvergötterung", und dem Bekenntniß der „Gesammtgemeinde", wie ein Neulutheraner sagt, so völlig angemessen, daß es „seinem Inhalt nach von den Reformirten ebensowohl, wie von den Lutheranern, ja auch zum großen Theil von Freigemeindlern, Juden u. s. w. gebraucht werden konnte" **).

Als die Reaction Herr und Meister ward, warf sie sich natürlich allenthalben zunächst auf die Gesangbücher; der entschlossene Heroismus der Subjectivisten in ihrer unstreiti-

---

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 7. Juni 1854.

**) Hommel: Recht der Kirche, Union und die bayerische protestantische Landeskirche. Stuttgart 1853. S. 75; — Hommel: die wahre Gestalt der bayerischen Landeskirche und die bayerische Generalsynode von 1849, gegenüber einem ihrer Vertheidiger dargestellt. Nördlingen 1850. S. 31.

gen Ueberzahl für die lieben alten mußte doch der Gewalt von Oben weichen. Aber unter den reagirenden Fraktionen selbst brach verzweifelter Hader aus. Jede wollte das Ihre exclusiv im Gesangbuch haben, und als endlich das Princip durchdrang, daß möglichst die ältern, reformatorischen Lieder wieder vorzuziehen seien, war den Einen des Alten zu viel, den Andern des Neuern, hielten diese die veraltete Form fest wie eine indirekte dogmatische Umzäunung, wollten jene Alles modernisiren nach ästhetischem Geschmack mit oder ohne Hintergedanken. Kurz, die Gesangbuchs-Reform war der wahre Eris-Apfel unter der Reactions-Partei selber. Als diese noch in ihrem heißblütigsten Lebensalter stand, faßte sie den verwegenen Gedanken eines allgemeinen deutschen Gesangbuchs. Zwar kehrte bald die Besinnung zurück; aber ein Minimum von Einheit wollte man doch um jeden Preis haben, und die zu Eisenach versammelten Vertreter der Kirchenregimente vereinigten sich wirklich auf 150 Lieder als „Kernlieder", die den normirenden Crystallisationskern eines jeden territorialen Gesangbuchs bilden sollten. In diesen Kernliedern, meinte man, werde „sich die einheitliche evangelische deutsche Kirche als Parallelstück zur einheitlichen römisch-katholischen Kirche darstellen." Aber „man hatte zu früh in die Siegesposaune gestoßen", lachen die Subjektivisten *). In Mecklenburg fand man die Sammlung lax und unionistisch, in Hessen fand man sie engherzig, rigoros und confessionalistisch, und so oder so in jedem der in Eisenach vertretenen Territorien. Auch Bayern participirte an der allgemeinen Tergiversation. Dr. Harleß selbst, der Oberconsistorial-Präsident, hatte in Eisenach für die Kernlieder gestimmt; bei der bayerischen Generalsynode von 1853 stimmte er gegen sie und für den Ausschußantrag, sechs bis acht der Kernlieder ganz wegzulassen, einzelne ausgestoßenen Verse zu reactiviren, unnöthige und

*) Berliner „Protestant. K.-Z." vom 29. April 1854.

mißglückte Aenderungen zu entfernen, die alten Lesarten zu rehabilitiren *).

Um an demselben Beispiele die Reaction noch weiter zu charakterisiren! Als die bayerische Generalsynode das Gesang-Buchs-Referat ohne Debatte einstimmig annahm, steigerte sich die fromme Salbung bis zur Ekstase über den großen Sieg. Prof. Thomasius erklärte „das erzielte Resultat für eine Gebetserhörung“ und rief der Versammlung zu: „der Herr hat's gethan“; Dr. Harleß aber als Dirigent schloß die Sitzung, weil „die Herzen zu voll seien“ **). Auch war hiermit die Tagesordnung erschöpft; nicht so aber außerhalb der Synode. Noch unterlag der Entwurf amtlicher Revision, als schon unter den Confessionellen selbst strenger Tadel ausbrach, und zwar aus direkt entgegengesetzten Gründen. Eine eigene Schrift beschuldigte ihn einerseits, den fortschreitenden Geschmack ignorirt und an die Stelle des alten rationalistischen Gesangbuchs nur ein kleineres Uebel gesetzt zu haben, denn in wenigen Jahren werde man „das neue Liederbuch wieder ebenso unerträglich finden, als das alte“ ***). Kaum ist es jetzt wirklich eingeführt, so weist andererseits Dr. Hengstenberg's Organ ihm Verwässerung der guten alten Lieder durch unbilliges Modernisiren nach. Den Unions-Gesinnten oder „Evangelischen“ ist zu viel Dogmatik und zu wenig Moral daran (über die Keuschheit nur ein einziges Lied von Einem Verse), neben einer Alterthümlichkeit der Form, die es für Gebildete vielfach geradezu ungenießbar mache †). Die strengen Lutheraner dagegen, abgestoßen durch das „süße Schwatzen der subjektiv gläubigen Lieder“, vermerkten an dem Entwurf Ungenauigkeit „in Sachen der Lehre“; „Besserst du dein Leben,

---

*) Darmst. K.-Z. vom 8. Jan. 1854.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 20. Oct. 1853.

***) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 3. Dec. 1853.

†) Darmst. K.-Z. vom 29. Sept. 1853.

so ist dir vergeben"; solle die Gemeinde z. B. singen — „Worte, in denen mehr als Eine Ketzerei zusammengedrängt ist" *).

Noch ein Zwischenfall trat bei Gelegenheit jener Verhandlungen ein, der allerdings geeignet war, die Reaction zu erinnern, daß sie nirgends auf festem und unwandelbarem Boden stehe, und daß nur für die geistige Bewegung in der katholischen Kirche das Sprüchlein nicht gemacht sei: Heute mir, morgen dir. In der Freude über das nahe Ende „unserer Gesangbuchs-Schande"", vor der ihm so oft „die Scham in's Gesicht gestiegen", gebrauchte Dr. Harleß selber, Angesichts der Generalsynode, sehr harte Worte über die, welche vor ihm das Kirchenregiment in Bayern geführt. „Es hat mir", sagte er, „in's Herz gebrannt, wahrzunehmen, in welcher Weise man das deutsche Volk um seine Kernlieder betrogen hat, Gott helfe mir, ich kenne keinen andern Namen." Daß einer jener oberkirchenräthlichen Redaktoren des alten Gesangbuchs noch lebe, bedachte der Redner vielleicht nicht, obwohl es noch nicht so lange her ist, daß mit dem Hofprediger der Königin Karoline die erste protestantische Kanzel nach Altbayern kam, und zwei Jahre darauf der erste Protestant Bürger in München wurde, das jetzt seiner Glaubensgenossen 10 bis 12,000 zählt. Der damalige Hofprediger, jetzt Ministerialrath von Schmidt, erhob sich für die genannte Redaktion gegen Präs. Harleß; die Subjektivisten freuten sich herzinnig der Zurechtweisung, und sprachen von dem bedeutenden Aufsehen in höhern Kreisen über das Schriftchen des 90jährigen Restors der „bayerischen Geistlichkeit", der nun erwiesen, „daß Religiosität und Christenthum ganz wo anders sitzen müssen, als in der Confession, und daß der strengste Symbolgläubige und consequenteste Lutheraner in christlicher Ruhe, Würde, Milde, Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit von einem alten Rationalisten weit übertroffen wer-

---

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. August 1852.

den kann" *). Es ist auch nicht zu läugnen, daß der Greis ganz treffend vor der Ueberhebung der Jetztzeit warnt, indem er auf die Uebermacht der wandelbaren Mode und zeitgeistigen Dünkens innerhalb des Protestantismus deutet. „Die Commission", sagt er, „folgte bei der Auswahl des Guten ihrem individuellen Urtheile mit gleichem Rechte, wie es die Gegner für sich in Anspruch nehmen. Glaubt Hr. Dr. H., kernhaftere alte Lieder seien übergangen, so ist dieß Geschmackssache. Und diese zeitgemäße Freiheit sollte Betrug am Volke seyn und jene Männer selbst die Betrüger? Hat der Herr Präsident dieses Wort mit reifer Ueberlegung gewählt, dann möge er uns sagen, wie er es nennen würde, wenn ihm, bei einem möglichen Umschwung der Meinungen, von irgend einer Seite wegen Erneuerung vergessener dogmatischen Zwiste und der Wiederbelebung veralteter Formen die betrügliche Absicht unterlegt werden sollte, als wolle er den Geist evangelischer Freiheit wieder in das knechtische Joch spannen und ein protestantisches Papstthum herbeiführen" **)?

Man sieht demnach: die protestantische Reaction in Bayern ist weder nach Innen noch nach Außen anders situirt, als irgendwo in Deutschland. Doch aber hat sie nach Innen sich vorzüglich kräftig und insbesondere nach einem so regelmäßigen Proceß entwickelt, wie unseres Erachtens nirgends sonst, und deßhalb haben wir sie als ein Beispiel des Verlaufs im Allgemeinen ausgewählt. Als den Umstand, dem dieß hauptsächlich zu verdanken sei, heben die Protestanten selbst das Zusammenleben mit den Katholiken hervor,

---

*) Münchener Correspondenz in der Berliner „Protestant. K.-Z." vom 1. Jan. 1854.

**) Von Schmidt: zur Gesangbuchfrage in d. prot. Kirche Bayerns. München 1853. S. 11 ff.

das immer kirchlich-conservativ wirke*). Was jedoch die Macht der protestantischen Reaction nach Außen betrifft, so steht es in Bayern trotz des anerkannt hohen Maßes „äußerer Kirchlichkeit" damit nicht besser als allenthalben, und die Tieferblickenden sehen deßhalb auch da große Gefahr in ihr. Ja, eine unterrichtete Stimme erblickt sogar eben hier besondere Gründe der Besorgniß: denn wenn ein ziemlich plötzlicher Uebergang aus dem Rationalismus in einen schroffen Confessionalismus jetzt in Deutschland überhaupt häufig zu bemerken und derselbe auch umgekehrt wieder ebenso leicht möglich sei, wo ein Rationalismus des Herzens und Wandels bei vielleicht strenger Orthodoxie des Kopfes und Mundes bestehe. So herrsche gerade in Bayern auffallende Neigung zu einer mehr formellen Orthodoxie und gehe damit eine eigenthümliche Uniformität und Monotonie des theologischen Standpunktes Hand in Hand, die auf den Mangel unbefangenen und eindringenden Schriftstudiums deute**). Dieselbe Stimme beruft sich zum Beweise auf die Dürftigkeit der Literatur des orthodoxen Bayerns; man dürfe nur die neuesten Predigtsammlungen ansehen, um sich zu überzeugen, daß Alles bloß leichte „symbolische Rechtgläubigkeit" sei, nicht die schwerere „biblische." Aus derselben Quelle rühre denn auch der Mangel her an hervorragenden kirchlichen Persönlichkeiten. Dagegen sieht nun zwar Rudelbach's altlutherische „Zeitschrift" die „Wolke von Zeugen" in Bayern eben erst kommen; aber entschieden besseres Verständniß von dem wahren Wesen der ächten Reaction erweist ein einheimisches Organ, wenn es nichts weniger als begierig ist nach solchen Celebritäten, denn das sei eben das allgemeine kirchliche Unglück, daß jeder besonders günstig Begabte heutzutage auch bemüht sei, statt der

---

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 3. Dec. ff. 1853.

**) So die trefflichen „kirchlichen Briefe aus Bayern" in Hengstenberg's K.-Z. vom 3. Dec. ff. 1853.

Kirche sich selber zu dienen, „so daß wir fast so viele Schulen in der Kirche haben, als große begabte Männer in der Theologie“ *).

In der That ist ein vermeintlicher literarischer Rückschritt eher ein gutes als ein schlimmes Zeichen für den Ernst der Reaction. Wie lange wurde nicht als ein Hauptargument gegen das geistige Leben in der katholischen Kirche die scheinbare Ueberlegenheit der protestantischen Literatur gebraucht? An Massenhaftigkeit und falschem Flitter war sie es auch; aber die Besten im deutschen Vaterland haben jetzt eingesehen, wie weit man damit gekommen. Geht ihre Reaction ihnen von Herzen, so werden sie nun gleichfalls lernen müssen, in den festen Schranken einer äußern Autorität, den eigenen Adam zügelnd, sich zu bewegen, und sie werden mehr und mehr an sich selber erfahren, warum die katholische Kirche Deutschlands niemals weder ein so zahlreiches noch ein so glanzreiches Literatenthum aufzuweisen hatte, wie das andere Lager. Eben das also, was der Reaction in Bayern zum Vorwurfe gemacht werden will, zeugt uns vielmehr von ihrer intensiven Tiefe, und um so mehr Interesse haben wir auch aus diesem Gesichtspunkte, Schritt für Schritt ihren Proceß zu verfolgen.

Die Ermannung gegen die trostlosen Schemen des herrschenden Rationalismus begann hier noch in den dreißiger Jahren und die protestantische Universität Erlangen bildete das Centrum der Bewegung. Deren Charakter war aber anfänglich, wie allenthalben, nichts weniger als confessionell-symbolisch, vielmehr, wie man sich jetzt ausdrückt, der „allgemeine evangelisch-biblische.“ Pietismus und Mysticismus! spottete die ringsum mächtig sich bäumende Subjektivisten-Schule. In der That war auch die Färbung des Hauptträgers der damaligen Reaction, des Professors Krafft in Er-

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 19. Jan. 1854.

langen, entschieden pietistisch. Und wie denn sehr häufig gerade Reformirte es waren, die mit dieser Art von Reaction vorangingen, welche in ihrer weitern Entwicklung sie selber verschlingen sollte: so war auch Krafft reformirt. Sein Schicksal gestaltete sich daher nach zwei Seiten hin sehr herbe. Erst litt er von der haßerfüllten öffentlichen Meinung und von dem Mißfallen des Kirchenregiments, dessen Rationalismus, gewöhnlicher Annahme nach, erst mit Harleß' Berufung (1852) ein Ende nahm; und weit entfernt, daß das Werk der Innern Mission damals schon beliebt gewesen wäre, wurden dem frommen Krafft vielmehr seine Bibelstunden durch die Handlanger der Bureaukratie mit Gensdarmerie auseinander getrieben. Nachher aber, als die Bewegung erstarkt war, konnte er als Reformirter nicht Gnade finden vor den Augen der in Erlangen „alleinberechtigten" Lutheraner; seine lutherischen Collegen bissen ihn schließlich aus dem Amte und nahebei zu Tode. Zwischenein fällt eben die sehr allmählige Entwicklung zum strengsten Confessionalismus. Damals nämlich predigte Löhe, der jetzige Führer der neulutherischen Eiferer, die für jede kirchliche Berührung mit den Reformirten förmliche Sühne durch „öffentlichen Bußact" verlangen, noch selbst eine Zeitlang regelmäßig in einer reformirten Kirche. Jetzt dagegen unterläge solches Thun selbst bei der zurückgebliebenen Erlanger-Schule dem großen Bann, und als z. B. der berühmte „Vater Tholuck," während der Saison von 1853 im Bade zu Kissingen, auf Ansuchen zahlreicher Badegäste einmal zu predigen sich entschloß, wie er daselbst auch schon früher gethan, bemerkte der jugendliche Badprediger ihm höflichst: die Kissinger Kirche sei eine lutherische und ihre Kanzel könne er zu seinem größten Bedauern einem Unirten nicht zur Verfügung stellen*). Damals, als der arme

*) Es verlautete indeß, Präs. Harleß habe zu einem nachdrücklichen Verweis an den Bekenner zu Kissingen sich entschließen müssen.

Krafft noch florirte, war die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung das non plus ultra aller Bekenntnißtreue. Jetzt dagegen beantragt ein Anschlag im Museum zu Erlangen Anschaffung der Berliner Subjektivisten-Zeitung, damit doch auch diese Richtung neben der strenglutherischen im Lesezimmer figurire; der Vorstand aber schlägt kurz ab, weil die rationalisirende und unionsfreundliche Richtung bereits durch Hengstenberg's Blatt hinreichend vertreten sei*).

Den Wendepunkt zwischen Damals und Jetzt bildete die Generalsynode von 1849. Nicht als wenn sie selber ausschlaggebend gewesen wäre, wenn nicht etwa durch das, was sie nicht that. Wahre Bedeutung war erst der Synode von 1853 vorbehalten, durch eine Gunst äußerer Umstände, die früher stets gefehlt hatte, weßhalb auch die Synode vor lauter Devotion niemals zu wirklichem Leben gelangen konnte. Erst noch 1849 ließ sie sich allerhöchst erlauben, ein Anfangs- und Schlußgebet in ihren Sitzungen abzuhalten, zu welchem Ende nach Erschöpfung aller andern Arten der Produktion auch schon die hebräische Sprache gebraucht ward. Vor solche Versammlung nun traten, noch mitten in der Revolutionszeit, die beiden extremen Parteien mit ihren unumwundenen Forderungen; was Wunder, daß die trübe Mischung in der Mitte in „ungeheurer Aufregung und Verwirrung" verlief. Erstens kamen die Lutheraner vom ersten Reactions-Stadium und klagten: eine „lutherische Kirche" solle in Bayern von Rechtswegen bestehen, „aber lutherische Lehre und alle Arten ketzerischer Lehre, mit Ausnahme der römischen, erschallen von unsern Kanzeln, nicht einmal was zum Bestande jeder Partikularkirche gehört, Einigkeit in irgend einem Lehrsystem, ist vorhanden; Lutheraner und Reformirte und Bekenner aller möglichen Ketzereien sind zu Einem Leibe zusam-

---

*) Vgl. Hengstenberg's K.-Z. a. a. O.; — [illegible] Jan. 1854; — Berliner „Protestant. K.-[illegible]

mengefügt, zu einem Leibe, dessen Lebensodem das Staats-Kirchen-Regiment ist" **). Zweitens kamen wirklich Glieder von diesem „Einen Leibe" als Vertreter jener Schaaren, die das Glück der freien Forschung in Ausbildung des reformatorischen Princips von der Irrthumsfähigkeit jeder Kirche am meisten begünstigt hatte; sie kamen mit Erläuterungen von ihrer Residenz Nürnberg her an die Generalsynode, welche das folgerichtige Ende vom Anfang so klar bezeichnen, daß wir fast Bedenken tragen, im Text davon zu reden.

Die Adresse derselben an eine „hochwürdige Generalsynode" geht von den einfachsten Sätzen aus: „Das Recht, ein Glaubensbekenntniß zu verbessern, können nicht bloß Luther und seine Zeitgenossen gehabt haben. Die protestantische Kirche kann nicht für ewige Zeiten an die Ansichten einiger Männer des sechszehnten Jahrhunderts gebunden werden. Wenn drei Jahrhunderte vorübergegangen sind, ist es wohl nicht mehr zu frühe, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen auch auf das kirchliche Gebiet überzuführen. Wolle daher eine hochwürdige Generalsynode die Einleitung treffen, daß eine reformirende Nationalsynode der deutschen Protestanten in kürzester Zeit sich versammle." Die Adresse gibt auch gleich einige Anhaltspunkte der dogmatischen Aufgabe dieses Parlaments. „Jesus wurde nach und nach völlig zu Gott erhoben, obgleich er in den Evangelien nirgends göttliche Verehrung verlangt; ja der ewige Gott selbst mußte vor diesem jüdischen Weisen in den Hintergrund treten; . . . auch seiner Mutter wurde beinahe göttliche Verehrung erwiesen, man hat selbst für ihre weiblichen Umstände Kirchenfeste errichtet . . . Ist das nicht grobes Heidenthum? Luther hat diesen groben Aberglauben nur zum Theil beseitigt; . . . den Satz, daß nur das Opferblut Jesu selig machen könne, stellte er noch entschiedener hin, als selbst die katholische Kirche, da er dem Menschen alle

---

*) Hommel: wahre Gestalt d. bayer. Landeskirche rc. S. 31.

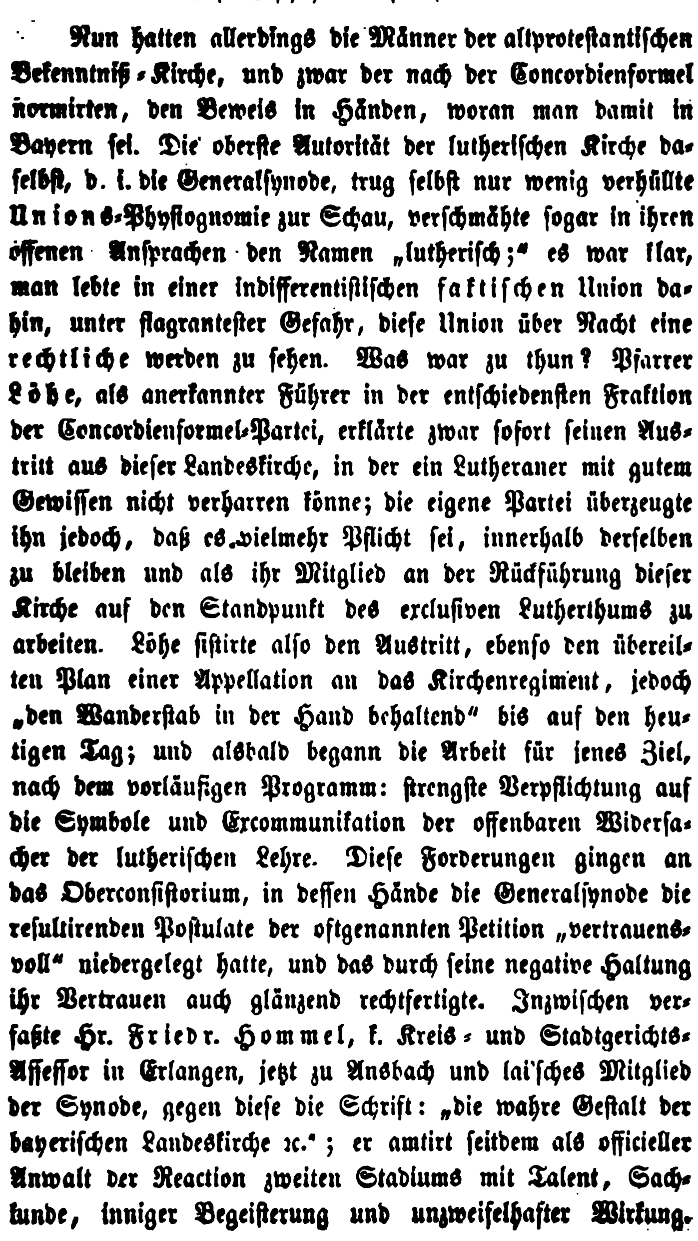
und jede natürliche Fähigkeit zum Guten absprach." Also: „unsere Zeit verlangt, daß die Vergötterung der Person Jesu, sowie die Annahme eines bösen Geistes, des Satans, und eines von den Stammältern heraufgeerbten Fluches der Menschheit beseitigt werde" u. s. w. Nun sind zwar die Petenten sicher, daß ihre Partei, abgesehen von dem der betreffenden Aufklärungsmittel noch entbehrenden Landvolk, die bei weitem zahlreichere ist und „das alte Lutherthum in wenigen Jahrzehnten zu einer völlig unbedeutenden Sekte herabgesunken seyn wird" — indeß blieben der protestant. Nationalsynode doch zwei Auswege. „Erstens, daß die kirchlichen Bücher, wie Gesangbücher und Agenden, Lieder und Formulare für beide Richtungen böten, was freilich für den Katechismus kaum anwendbar wäre, und die Gemeinden sodann, je nach ihrer Ueberzeugung, entweder rationalistische oder orthodoxe Geistliche beriefen." „Oder zweitens, daß beide Richtungen sich förmlich trennten, und die Kirchen und Kirchengüter interimistisch theilten." Jedenfalls können nicht „die bayerischen Geistlichen entscheiden, was protestantisch sei und wer aus der protestantischen Kirche auszutreten habe oder nicht; dieß ist Sache des ganzen protestantischen Theiles der deutschen Nation; käme es aber wirklich zu einer Trennung, so würden wir nur ausscheiden mit denselben Rechten, mit welchen die ersten Protestanten die katholische Kirche verlassen haben, nämlich mit einem entsprechenden Theil der Kirchengüter."

Diese Herren erschienen selbstverständlich bei der Generalsynode von 1853 mit keiner Petition mehr. Wohl aber die Ersteren. Und es ist von Interesse zu sehen, wie sie im J. 1849 auftraten und nicht reussirten, denn im J. 1853 erscheint ihr damaliger Standpunkt schon als ein überwundener. Mit dem ersten Stadium petitionirte noch die ganze Erlanger Schule; dem zweiten stand sie 1853 bereits schroff entgegen. Das Begehren von damals ging eben einfach auf

Restauration der Bekenntniß-Kirche im altprotestantischen Sinne, d. h. auf eine mit dem Namen „Kirche“ belegte Einigkeit im specifisch-lutherischen Lehrsystem, und diese ist heute noch das äußerste Ziel der Erlanger. Das Petitum von 1849 verlangte daher vor Allem: daß die Synode in corpore feierlich zu den gesammten Symbolen der lutherischen Kirche sich bekenne, namentlich zur Concordienformel, „mit der das lutherische Bekenntniß abschließt,“ und zwar „nach dem rechtverstandenen quia, nicht quatenus.“ Denn, sagten die Petenten, nur eine lutherische Kirche bestehe hier zu Recht, und ihr Vertreter, die Synode, müsse daher von Rechtswegen in corpore für die Symbole dieser Kirche confitiren. In der ungeheuren Entrüstung bis zur drohenden Sprengung der ganzen Versammlung aber, mit welcher diese die Zumuthung aufnahm, stellten sich freilich namhafte Hindernisse jenes Confitirens heraus. Erstens stritt man sich, was Bekenntniß der lutherischen Kirche sei; zweitens kannten die wenigsten Synodalen die Augustana, geschweige denn die Concordienformel von 1580; drittens saßen als rechtmäßige Mitglieder auch zwei Reformirte in der Synode, die man doch nicht durch solches Confitiren hinausweisen konnte. Statt eines Bekenntnisses „der Synode in corpore“ erhob sich daher nach heftigen Stürmen nur eine Mehrzahl von Lutheranern für das „lutherische Bekenntniß;“ allein auch dieß geschah ganz kleinlaut und unter Ausdrücken, wobei „Jeder sich hat denken können, was er wollte.“ Und noch dazu klagten Mehrere alsbald wegen Ueberrumpelung ꝛc., während eine andere Fraktion offen erklärte: in jenem Acte „lediglich ein Zeugniß von der evangelischen Freiheit der Forschung in der heiligen Schrift erblickt zu haben.“ Die reformirten Synodalen aber hatten gleich darauf auch ihrerseits reformirt confitirt, ohne daß die Synode im geringsten Miene machte, sie aus ihrem specifisch lutherischen Schooße auszustoßen *).

---

*) Vgl. Hommel: wahre Gestalt ꝛc. S. 12 ff.


Nun hatten allerdings die Männer der altprotestantischen Bekenntniß-Kirche, und zwar der nach der Concordienformel normirten, den Beweis in Händen, woran man damit in Bayern sei. Die oberste Autorität der lutherischen Kirche daselbst, d. i. die Generalsynode, trug selbst nur wenig verhüllte Unions-Physiognomie zur Schau, verschmähte sogar in ihren offenen Ansprachen den Namen „lutherisch;" es war klar, man lebte in einer indifferentistischen faktischen Union dahin, unter flagrantester Gefahr, diese Union über Nacht eine rechtliche werden zu sehen. Was war zu thun? Pfarrer Löhe, als anerkannter Führer in der entschiedensten Fraktion der Concordienformel-Partei, erklärte zwar sofort seinen Austritt aus dieser Landeskirche, in der ein Lutheraner mit gutem Gewissen nicht verharren könne; die eigene Partei überzeugte ihn jedoch, daß es vielmehr Pflicht sei, innerhalb derselben zu bleiben und als ihr Mitglied an der Rückführung dieser Kirche auf den Standpunkt des exclusiven Lutherthums zu arbeiten. Löhe sistirte also den Austritt, ebenso den übereilten Plan einer Appellation an das Kirchenregiment, jedoch „den Wanderstab in der Hand behaltend" bis auf den heutigen Tag; und alsbald begann die Arbeit für jenes Ziel, nach dem vorläufigen Programm: strengste Verpflichtung auf die Symbole und Excommunikation der offenbaren Widersacher der lutherischen Lehre. Diese Forderungen gingen an das Oberconsistorium, in dessen Hände die Generalsynode die resultirenden Postulate der oftgenannten Petition „vertrauensvoll" niedergelegt hatte, und das durch seine negative Haltung ihr Vertrauen auch glänzend rechtfertigte. Inzwischen verfaßte Hr. Friedr. Hommel, k. Kreis- und Stadtgerichts-Assessor in Erlangen, jetzt zu Ansbach und lai'sches Mitglied der Synode, gegen diese die Schrift: „die wahre Gestalt der bayerischen Landeskirche rc." ; er amtirt seitdem als officieller Anwalt der Reaction zweiten Stadiums mit Talent, Sachkunde, inniger Begeisterung und unzweifelhafter Wirkung.

Die Partei Löhe aber verfuhr im Sinne dieser Schrift, als von bevorstehender legislativen Reform der protestant. Organisation verlautete, und beantragte beim O.-C. noch unter Präs. Roth, einem „alten Rationalisten," den 20. Juni 1850: völlige Trennung der Lutheraner und Reformirten und selbstständige Organisation beider Kirchen von der Pfarrei bis in's oberste Kirchen-Collegium; den 20. Juli 1851, unter Präs. Arnold, der ja an der Synode von „unserer theuern lutherischen Kirche" geredet, neuerdings: „völlige Aufhebung der kirchlichen Vereinigung und Abendmahlsgemeinschaft der Lutheraner und Reformirten" als einer offenen — „Sünde."

Den 19. Sept. 1851 erfolgte endlich eine Antwort, und zog auf die Repliken vom 9. Oct. 1851 und 6. März 1852 die Stück für Stück ungnädigeren Erlasse vom 5. Nov. 1851, 22. März und 6. April 1852 nach sich. Erst scharfer Verweis: die sporadisch nothgedrungene und ausnahmsweise Abendmahls-Gemeinschaft mit Nichtlutherischen sei keine „Union;" dann: von Seite der Kirchenbehörde als „Hüterin der Einheit der Kirche" entschiedenes Anathem gegen den „Irrthum," als ob ein Prediger die Befugniß habe, „Jemand vom Genuß des Abendmahles auszuschließen;" überhaupt zur Abwehr derlei gefährlichen „subjektiven Urtheils" die kategorische Alternative: entweder Widerruf, von jedem einzelnen der Petenten innerhalb acht Tagen einzureichen, oder Amtsniederlegung. Die Amtsentsetzung zweier Vicare folgte auf dem Fuße nach, und gleich darauf die Anzeige, daß gegen die schuldigen Pfarrer dieselbe „Einschreitung" bevorstehe „zur Erhaltung der Einigkeit in der Kirche." Guter Rath für die armen Prediger war nun allerdings theuer: entweder sollten sie die beharrlich verfochtene theuerste Ueberzeugung ihres Gewissens selber Lügen strafen, oder mit Weibern und Kindern brodlos werden. Es ist nicht zu verwundern, wenn sie die plötzliche Wendung zu ihrer Befreiung aus solcher marternden Alternative für ein förmliches Wunder ansahen. Dr. Harleß

trat nämlich an Arnold's Stelle auf den Präsidentenstuhl, und damit schien das ihnen so ungnädig gesinnte Kirchenregiment für sie mit Einem Zauberschlage in einen Huld- und Gnadenborn verwandelt. „Die kirchliche Bewegung blieb unserm König nicht verborgen, und der Herr lenkte ihm das Herz zu einer Aenderung im Personalstand des Oberconsistoriums; er setzte an dessen Spitze einen Mann, von dem man annehmen zu dürfen glaubte, er werde sein Amt nicht angetreten haben, ohne daß er sich zur Ausführung der so dringend gebotenen Reformation der Kirche erforderlicher Unterstützung allerhöchsten Ortes versichert habe. So stehen wir nun in Hoffnung und Erwartung" —*).

Hierin aber irrte die Partei Löhe sich doch, wenn sie, über ihre momentane Rettung vor kirchenpolizeilicher Maßregelung hinaus, auch noch glaubte, das neue Präsidium werde jetzt ihr System zur Herrschaft bringen. Dr. Harleß, der Abgott der Altlutherischen in Bayern und in Sachsen von Anbeginn, der Hegemon der großen Partei von der Concordienformel überall, stand doch nicht auf dem principiellen Standpunkt der Neulutheraner, in welche die Partei Löhe in rascher Entwicklung sich verwandelt hatte. Er war mit der ganzen Erlanger Schule auf dem ersten oder Bekenntniß-Stadium zurückgeblieben; und mögen vielleicht übereilte früheren Aeußerungen auch Anderes angedeutet haben, so hatte er jedenfalls jetzt andere und ganz bestimmten Rücksichten zu nehmen. Sein System zwang ihn auch in der That nicht zu dem Axiom: in der bayerisch-protestantischen Landeskirche könne man nur bleiben als in einem „Uebergangszustand," als im Uebergang nämlich begriffen zur realen historischen anstaltlichen Kirche. Eine solche Kirche postulirte die Erlanger Schule nicht; sie verharrte vielmehr bei der altprotestantischen Vorstellung von der Bekenntniß-Kirche. Als sofort der Streit

*) Hommel: Recht der Kirche rc. S. 9 ff.

öffentlich ausbrach über die von der ganzen officiellen Richtung wie früher so auch jetzt verneinte Frage: ob die noch bestehende Gemeinschaft der Lutheraner mit Reformirten und Unirten am Abendmahl und andern kirchlichen Dingen „den lutherischen Charakter der vaterländischen Kirche in seinem wesentlichen und grundsätzlichen Bestande" aufhebe? — da zeigte sich bald, daß die Lehre von der Kirche es sei, welche den durchschneidenden principiellen Unterschied zwischen den Bekennern Einer und derselben Concordienformel begründe.

Wohl stellt diese Concordienformel den entschiedensten, bis in Einzelste anathematisirenden Gegensatz zu allem reformirten, melanchthonischen und unirten Wesen auf; dennoch aber konnten ihre Bekenner zur Noth jene „Ausnahmsfälle" zulassen oder verdammen, je nach ihrer verschiedenen Idee von der Kirche. Darum geriethen auch Harleß und von Scheuerl, der Erlanger Kirchenrechtslehrer, einerseits, Löhe und Hommel andrerseits gerade über die Lehre von der Kirche in öffentlichen Schriften scharf aneinander*). Die Neulutheraner — wie wir die Partei Löhe von nun an nennen wollen — mit ihrer realen anstaltlichen, also sichtbar-sichtbaren**) Kirche sagen einfach: wer sie nicht hört, sei wie ein Heide und Publikan, und damit Punktum. Die andern Männer von der Concordienformel dagegen hegen das Gedanken-Ding von einer sichtbaren Kirche als Gemeinde der Heiligen, d. i. der wahren Bekenner der reformatorischen Lehre, und da dieses wahre oder unwahre Bekennen eine geistige That, also mit den Sinnen nicht erfaßbar ist, so ist jene ihre Kirche immerhin eine unsichtbar-sichtbare, und kann, eben wegen der Unsichtbarkeit ihrer Grenzen, im Recurs auf das erste Prädikat

*) Wir werden in einem andern Abschnitte darauf zurückkommen.

**) Wir können leider nicht umhin, auf diese bösartige Terminologie hier einzugehen, müssen übrigens die nähere Erörterung für einen spätern Artikel aufsparen.

jene „Ausnahmsfälle“ zulassen, welche die anstaltlich sichtbare Kirche nothwendig verdammen muß. Wir werden später sehen, wie dieser unterschiedliche Kirchen-Begriff der Neulutheraner und der Erlanger durch alle Fragen ihrer großen Debatte als der rothe Faden hindurchzieht. Soviel leuchtet aber bereits ein, daß die Erlanger Bekenntniß-Kirche für die Praxis des bayerischen Oberconsistoriums auch noch unter Harleß sich sehr empfehlen mußte, namentlich in der brennenden Frage von der Participation Reformirter und Unirter am Abendmahl und andern Kirchen-Sachen der Lutheraner. Denn die Personen, welche nach dem andern System aus den lutherischen Kirchen kurzweg hinauszuweisen wären, sind nicht etwa gemeines Volk und Pöbel, dessen Empfindlichkeit gleichgültig seyn könnte; im Gegentheil zählen dazu eine große Zahl hoher Beamten und Herrschaften, ja die regierende Königin selber.

Wenn dagegen Löhe und Hommel bei solchen Zumuthungen hinter sich sahen, so bildeten sieben bis neun arme Pastoren mit einer Handvoll einfacher Laien die ganze neulutherische Partei. Ihre Consequenz aber gibt ihnen allerdings Kraft, und kaum waren sie durch jene plötzliche Wendung aus der drängendsten Noth befreit, so faßten ihre Segel auch schon frischen Wind, und sie setzten sich in unermüdliche Thätigkeit, dem antretenden Präs. Harleß und männiglich zu beweisen, daß die lutherische Kirche Bayerns, wie sie doch von Rechtswegen sollte, gar nicht existire, sondern nur eine faktisch unirte sei, wie sie eben aus den Zeiten des versunkensten Indifferentismus hervorgegangen. Hr. Hommel ließ seine Schrift erscheinen: „Recht der Kirche, Union und die bayerische protestantische Landeskirche.“ Es war freilich nicht schwer zu zeigen, daß die Landeskirche nirgends so sehr, wie hier, a tabula rasa gebildet worden, und zur förmlichen Union bis auf die jüngste Zeit nur das Eine Object fehlte, eine gehörige Zahl reformirter Gemeinden. Seit dem J. 1809 um-

faßte sie ohne Unterschied Lutheraner und Reformirte, erst unter dem Namen „protestantische Gesammtgemeinde“, welche seit 1823 mit königlicher Erlaubniß den Titel „protestantische Kirche“ führte. Verfassungsmäßig gibt es weder Lutheraner noch Reformirte, nur „Protestanten“; daher ist natürlich auch der von den Eiferern ambitionirte Titel „lutherische Kirche“ unzulässig. Nicht als ob im Bekenntnißstand gesetzlich etwas geändert worden wäre; man ignorirte eben die Trennung desselben, und nur einmal ließ man schwaches Bewußtseyn davon merken, als das Edikt von 1818 bestimmte, daß stets Ein Rath des O.-C.'s reformirt seyn müsse, womit indeß nicht gesagt ist, daß nicht das ganze O.-C. reformirt seyn könnte. Jener reformirte Rath war auch immer Einer der Pfarrer und zugleich Hauptprediger, wie Dr. Rust heute noch, an der Gemeinde München *), welche nichts destoweniger von den Erlangern mit Vorliebe für rein lutherisch ausgegeben ward. Es ist noch nicht lange her, daß an ihr die Abendmahlsspendung nicht mehr unter der bekannten beiden „Kirchen“ angepaßten Formel geschieht, und bei etlichen Colonisten-Gemeinden Altbayerns pflegten die Pastoren mit Wissen des O.-C'.s neben dem lutherischen den Heidelberger-Katechismus in Einer und derselben Gemeinde anzuwenden. So war faktische Union in Allem, und man könnte nicht sagen, daß die Gläubigkeit des Volkes besondern Anstoß daran genommen hätte. Es war eben auch allgemeiner Indifferentismus in Allem: für lutherische Gemeinden reformirte oder unirte Pfarrer und Sakramente, oder umgekehrt, hatte gar keinen Anstand; Predigt und Cult wurden von dem selbst gemischten O.-C. überwacht, nach welchem Symbol

---

*) Uebrigens ist Hr. Rust nicht O.-C.-Rath, sondern Ministerialrath und Referent am Cultus-M., und klagen daher andererseits die Reformirten mit Grund, daß ihnen seit 1848 auch ihr verfassungsmäßiger Rath am O.-C. entzogen sei.

wußte Niemand. Die theologische Fakultät in Erlangen machte schon französisch- und deutsch-Reformirte (wie Rust und Krafft) zu Doctoren und Professoren; ob die Studenten bei diesen oder andern ihre Theologie holten, kümmerte Niemand; selbst bei der Ordination verpflichtete man sonst auf ein bestimmtes Bekenntniß gar nicht, und noch das Formular von 1850 spricht nur vom „Evangelium nach dem Bekenntniß der Kirche", ohne ein solches zu nennen. Um so gleichgültiger war es, ob die Candidaten auf lutherische oder reformirte Kanzeln traten; „die Gemeinden werden nicht gefragt, und fragen ihrerseits selten nach dem Bekenntniß des Pfarrers." Sogar die gesetzlich negativ-unirte Pfalz stand früher in demselben Verbande mit dem dießseitigen O.-C., und der trennende Anstoß von 1849 kam nicht von diesem, sondern von der pfälzischen Furcht vor der „normirenden Geltung der allgemeinen protestantischen Kirchenlehre", welche man in München anzustreben schien. Indeß lud noch die Generalsynode von 1849 in einstimmiger Ansprache die Pfälzer-Union dringend ein, „wieder mit der dießseitigen Kirche unter Einem Kirchenregiment sich zu vereinigen." Und „in der Spitze des Baues, dem römisch-katholischen obersten Bischof, ist der Vereinigung die Krone aufgesetzt" — klagte früher die große Masse der lutherischen Reaction, während freilich die Neulutheraner schon in ihrer Petition an Dr. Harleß und die Generalsynode von 1853 bedeutungsvoll anmerkten: „dem Summepiskopat (des officiell katholischen Staatsoberhauptes) haben sich Manche, die ihn früher bestritten hatten, trotz Art. 28 der Augsb. Conf. mit Liebe und Eifer zugewendet."

Trotz dem Allem aber behaupteten und behaupten die Erlanger beharrlich: die lutherische Kirche bestehe in Bayern rechtlich und faktisch, und die mancherlei „Ausnahmsfälle" thäten der Sache keinen Eintrag. Die Neulutheraner dagegen haben denn doch einen ziemlich vernünftigen und adäquaten Begriff von der „Kirche", erwiedern daher: „Was

hilft es Angesichts der ganzen Lage der kirchlichen Verhältnisse in Bayern immer und immer wieder von einer lutherischen Kirche in Bayern mit großen Redensarten um sich zu werfen und zu posaunen: die lutherische Kirche besteht in Bayern zu Recht, sie besteht in Wirklichkeit und Wahrheit?" Ersteres, sagen sie, sei freilich wahr, aber um so weniger Letzteres, also die Hauptsache. „Rechte" gebe es für die lutherische Richtung überhaupt nicht, nur Concessionen. Und wenn solche momentan auch reichlich erfolgten, was denn Bürge seyn solle gegen augenblickliche Wiederkehr der faktischen Union im alten Umfange bei nächstem bestem Umschwung der Zeitverhältnisse? Wenn z. B. auch die Fakultät Erlangen zeitweilig, wie gerade jetzt, streng lutherisch sei, so fehle doch jede Gewähr der Dauer, da das unirte O.-C. verfassungsmäßig die theologischen Berufungen begutachte, und „die Aufsicht habe über das protestantisch-theologische Studium in Ansehung der Lehren" *). Die Partei Löhe wußte wohl, bedachte aber vielleicht nicht genug, daß zu einer gesetzlichen Fixirung ihrer unten aufzuführenden Consequenzen die Beistimmung der Kammern nöthig wäre, welche der kirchlichen Restauration wenig geneigt sind, weder der katholischen noch der protestantischen, wenn auch die Krone immerhin an die letztere principiell, wie bereits faktisch, viel eher nachgegeben hätte, als an erstere. Jedenfalls aber dachten die Neu-Lutheraner nun endlich unter Anführung des Dr. Harleß ihr ganzes System durchzusetzen, gerirten sich, unter starrem Schrecken aller Schattirungen der Gegenpartei, als wenn „ihrer Richtung in Bayern jetzt die Zukunft gehöre", und als Hr. Hommel seine Schrift fröhlich in „Hoffnung und Erwartung" schloß, daß die „Ausführung des Werkes" jetzt dem Neuernannten anvertraut sei, lachten die Unionisten nicht

*) Vgl. zum Ganzen: Hommel's wahre Gestalt rc. S. 9 ff.; — Hommel's Recht der Kirche rc. S. 48. 50. 54. 66 ff. 72. 87.

über sanguinische Einfälle, sondern klagten: „es sei traurig genug, daß man solche Erscheinungen als Zeiterscheinungen betrachten, und solche Grundsätze für das Glaubensbekenntniß einer noch immer wachsenden, immer mächtiger werdenden Partei in Bayern und anderwärts ansehen müsse" *). In der That blickte man auswärts schon nach Bayern hinüber als dem zubereiteten Boden für die ächt lutherische Mutterkirche der Welt.

So rückte die merkwürdige Generalsynode von 1853 heran, in welcher der Kampf ausgetragen werden sollte, der inzwischen unter den Petenten von 1849 selbst, also innerhalb der Bekenner der Concordienformel, entstanden war, oder der Kampf zwischen den beiden Stadien der Einen und nämlichen Reaction. Man erinnert sich vielleicht noch der lange dauernden Unterhandlungen, in Folge deren Dr. Harleß endlich von seinem hohen Posten in Dresden nach München übersiedelte. Die etwaigen Zugeständnisse beutete er wirklich getreulich aus, und Vieles hatte in der Landeskirche von 1849 her sich bereits geändert, als er den Präsidentenstuhl der Generalsynode von 1853 bestieg. Vor Allem war schon a priori und ohne alles fatale „Confitiren", nach dem Vorgange von 1849, jetzt „die Synode in corpore" lutherisch; „die dießjährige Generalsynode ist die erste ungetheilten evangelisch-lutherischen Bekenntnisses", proclamirte daher die Präsidial-Rede und fügte bedeutsam bei: „das ist ein Zeichen, daß die Kirche, welche von Menschen die evangelisch-lutherische genannt, und anderwärts in mancher Weise gedrückt und verkümmert wird, in diesem Lande eine Freistätte und Raum zur Entfaltung ihrer innern Kräfte hat." Die Unionisten allenthalben glossirten natürlich bitterböse, daß Dr. Harleß das als „Fortschritt" rühme, die sonst an der Synode thätig gewesenen reformirten Männer ausge-

*) Darmstädter K.-Z. vom 5. Juli 1853.

schlossen zu haben*). Dagegen hatten die Neulutheraner bereits die Ueberzeugung gewonnen und in ihrer neuen Petition niedergelegt, daß auf jenem gepriesenen „Raum zur Entfaltung“ rc. bei weitem nicht genug vorgeschritten sei. Allerdings „in unsern Generalsynoden haben die Reformirten nicht mehr Sitz und Stimme“, auch ist, sagten sie, die unirte Distributionsformel den lutherischen Predigern verboten, ihre Verpflichtung auf die Symbole angeordnet, ein eigenes Dekanat für die Reformirten geschaffen, und ihre wie der Unirten Ausschließung aus dem Central-Missionsverein verheißen; „überhaupt ist nicht zu läugnen, daß die öffentliche Meinung (?) sich zu Gunsten der kirchlich-lutherischen Richtung verändert hat.“ „Allein“ — beginnt der strafende Theil des Texts — „noch stehen die meisten unserer Beschwerden von 1849 unverändert; und in Anbetracht einiger scheint es, wie wenn in Folge des Zeitlaufs (!) alle Hoffnung auf Besserung verschwunden wäre.“ Ganz abgesehen von der bedenklichen Tergiversation hinsichtlich des Summepiscopats, „auch über alle andern Uebelstände der Kirchenverfassung ruhe ein tiefes Schweigen.“ „Nicht das Daseyn der Uebelstände“, fügen sie spitzig bei, „sondern nur die Art und Weise, wie sie abzuthun, unterlag dem Bedenken; dennoch schweigen Alle, vielleicht im Gefühl, daß der Schaden tiefer sitzt, als im Verfassungswesen“; und obwohl hie und da schon Parallelen zu hören seien zwischen diesem Wesen und der preußischen unirten Kirche, „scheine dennoch in der eigenen Mitte die Meinung vorherrschend, Alles gehen zu lassen und lediglich auf eine Besserung von Innen heraus zu hoffen“; man habe daher mit dem Landtage nicht einmal einen Versuch gemacht, und was bis jetzt „verbessert“ worden, sei es lediglich auf administrativem Wege**). — Unzweifel-

*) Darmst. K.-Z. vom 12. Jan. 1854.

**) S. den „Antrag mehrerer lutherischen Geistlichen und Gemeinde-

haft ist hier die endliche Einsicht in den klaffenden Riß der Concordienformel-Partei selber deutlich genug eingetragen; Harleß und Löhe sind nun ausgesprochene Gegner.

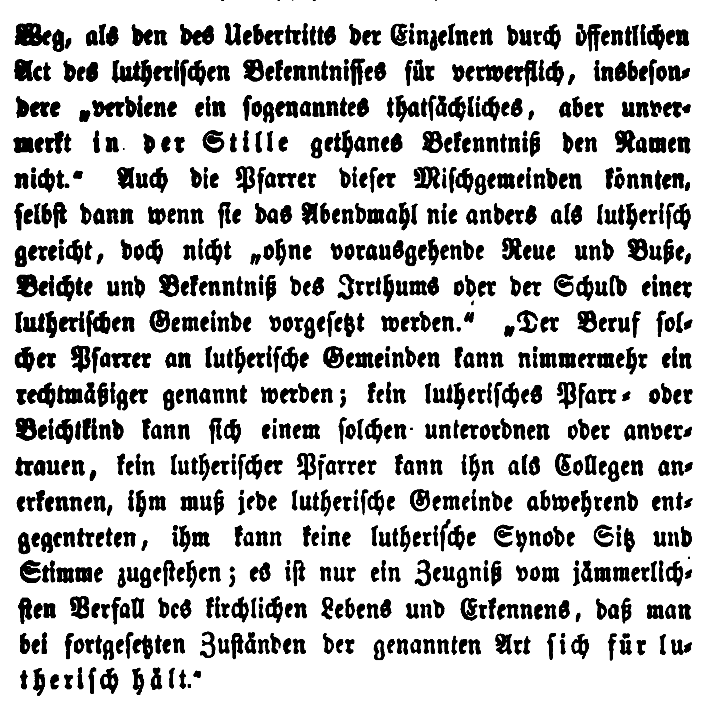
Betrachten wir näher, was denn also die Neulutheraner nicht so fast von der Generalsynode als von ihrer obersten Behörde unter Dr. Harleß verlangten, und zwar nicht bloß etwa auf dem administrativen, sondern auf legislativem Wege! Die bayerische Landeskirche, sagen sie, sei noch immer, wie auch „jeder einfache Laie" sehe, im Verderben faktischer Union versunken und in Zustände, die „wahrlich Thränen in's Auge bringen könnten." „Vielleicht hat seit langer Zeit nichts so tief in die Herzen gerade der bessern Gemeindeglieder eingegriffen als die Frage von der Abendmahlsgemeinschaft. Allenthalben gibt es Leute, welche sich ein Gewissen daraus machen, bei ihren Pfarrern zum heiligen Abendmahl zu gehen, weil diese den Reformirten und Unirten das heilige Abendmahl entweder geradezu reichen, oder doch ungescheut erklärten, daß sie es vorkommenden Falls ohne Bedenken thun würden. Bereits Jahre lang entbehren hie und da manche das Sakrament, voll Leid und Jammers, voll Hunger und Durst nach dem versagten Gut. Und was geschieht? Ihre unionistischen Pfarrer erklären sie für Abendmahlsverächter, während sie Haufen wirklicher Abendmahlsverächter dicht um sich her nicht sehen. Ja mehr noch! sitzen so bedrängte Christen in den Collegien der Kirchenvorsteher, so kann es wohl kommen, daß man Lust hat, sie auszustoßen, weil sie Abendmahlsverächter seien. So werden die treuen Kinder der Kirche zu Stiefkindern und Bastarden, die ungetreuen zu getreuen gemacht." Und nicht etwa „ungläubige rationalistische Pfarrer" seien es, die so thun! Nun aber „gehörte zur lu-

---

Glieder in Bayern die Wahrung des Bekenntnisses und Einführung desselben in seine Rechte innerhalb der lutherischen Kirche betr." Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Nov. 1853.

therischen Kirche je und je, und gehört noch Exclusivität, und zwar ganz besonders im Punkte des Abendmahls; wir geben mit der Exclusivität die lutherische Kirche selbst auf, und werden reformirt oder, was fast Eins ist, unirt. Darum ist auch für uns bayerische Lutheraner so gut wie nichts gewonnen, selbst auf den Fall hin, daß die Reformirten verfassungsmäßig von uns getrennt würden, und die Unirten eigene gesonderten Rechte gewännen, wenn nicht zugleich alle Abendmahlsgemeinschaft aufgehoben und streng, ja bei Verlust des Amtes und bei Excommunikation, verboten würde. Die Abendmahlsfrage ist weitaus die wichtigste der Zeit geworden. Wir wiederholen, die Ehre der lutherischen Reformation und ihrer treuesten Diener und Glieder in drei Jahrhunderten ist auf dem Spiel und es kann von keiner lutherischen Kirche mehr die Rede seyn, wir sind in den leitenden Grundsätzen zur reformirten Kirche übergetreten, wenn wir irgend eine Abendmahlsgemeinschaft mit Andersgläubigen zugestehen und dulden."

Zweitens sind da die „unionistischen Mischgemeinden," der allerärgste Uebelstand, noch dazu „keineswegs in der Verfassung gegründet," und leicht administrative wegräumbar, dessen Beseitigung aber „dennoch die größten Schwierigkeiten findet und die peinlichsten Verlegenheiten bereiten kann." Solcher Gemeinden „zieht sich eine ganze Kette durch die ehemals rein römisch-katholischen Gegenden des Königreichs hin; gleich amerikanischen Colonistengemeinden flossen sie aus verschiedenen Bestandtheilen zusammen, bauten Kirchen, bekamen Pfarrer, und fügten sich dem Organismus der Landeskirche ein, ohne ihr Daseyn auf eines der protestantischen Bekenntnisse begründet zu haben." Nun hält der Antrag zwar für nicht unmöglich, „am wenigsten in diesen Tagen einer gewissen lutherischen Strömung, durch administrative Maßregeln jene Gemeinden äußerlich zu lutherischen umzugestalten;" erklärt aber — offenbar gegen die Intentionen der zeitlichen Träger der Kirchengewalt — jeden andern



Weg, als den des Uebertritts der Einzelnen durch öffentlichen Act des lutherischen Bekenntnisses für verwerflich, insbesondere „verdiene ein sogenanntes thatsächliches, aber unvermerkt in der Stille gethanes Bekenntniß den Namen nicht." Auch die Pfarrer dieser Mischgemeinden könnten, selbst dann wenn sie das Abendmahl nie anders als lutherisch gereicht, doch nicht „ohne vorausgehende Reue und Buße, Beichte und Bekenntniß des Irrthums oder der Schuld einer lutherischen Gemeinde vorgesetzt werden." „Der Beruf solcher Pfarrer an lutherische Gemeinden kann nimmermehr ein rechtmäßiger genannt werden; kein lutherisches Pfarr- oder Beichtkind kann sich einem solchen unterordnen oder anvertrauen, kein lutherischer Pfarrer kann ihn als Collegen anerkennen, ihm muß jede lutherische Gemeinde abwehrend entgegentreten, ihm kann keine lutherische Synode Sitz und Stimme zugestehen; es ist nur ein Zeugniß vom jämmerlichsten Verfall des kirchlichen Lebens und Erkennens, daß man bei fortgesetzten Zuständen der genannten Art sich für lutherisch hält."

Ebenso ist es drittens mit der „unirten und reformirten Diaspora," die auf Anfragen überall, in Städten gleich zu großen Haufen, fast allenthalben wenigstens als Einzelne, mitten in lutherischen Gemeinden sich pastorirt fand. Dazu gehören z. B. die im ganzen dießseitigen Bayern als Beamte rc. zahlreich zerstreuten Pfälzer. „Kein Mensch hatte sie früherhin gefragt, ob sie ihren Anschluß und Abendmahlsgenuß als Confessionswechsel ansähen; als in der neuern Zeit hie und da die Frage gestellt wurde, kam es an den Tag, daß ursprünglich ein Confessionswechsel gar nicht beabsichtigt war, ja daß man keinen Gedanken daran hegte; natürlich, Reformirte und Unirte können ja nach ihren Grundsätzen ohne Verläugnung mit uns zu Gottes Tisch gehen; die Reformation der Schweizer hatte von allem Anfang an unirte und unirende Tendenzen." Nicht so die lutherische

Kirche; „es ist deßhalb auch der reformirten und unirten Diaspora keine Abendmahlsgemeinschaft zu gestatten, denn es ist gleichviel, ob ganze Gemeinden oder Einzelne von anderm Glauben mit uns zu Tische gehen, es gibt hier auch keine Ausnahmszustände."

In Summa: der „Antrag" begehrt schließlich: 1) daß beim nächsten Landtage die Abstellung der verfassungsmäßigen Uebelstände durch vollständige Trennung der Lutheraner und Reformirten eingeleitet; 2) daß die an Zahl zunehmenden protest. Mischgemeinden in den altkatholischen Landestheilen „irgendwie zu confessioneller Entscheidung geführt werden;" 3) daß kein Prediger von reformirten oder unirten Gemeinden her an lutherische Gemeinden versetzt werde, ohne erst förmlichen Widerruf und neues Bekenntniß zur lutherischen Kirche abzulegen; 4) daß Reformirte, Unirte rc. zum Sakrament und in die Gemeinden nicht angenommen würden, bevor sie ihren Irrthümern entsagt und der lutherischen Kirche Bekenntniß gethan; 5) daß die lutherischen Soldaten in der Pfalz und andere in der Diaspora lebenden Lutheraner kirchlich confessionell versorgt würden*). — Soweit war es also mit der Reaction in der bayerischen Landeskirche schon gekommen, innerhalb der wenigen Jahre, seitdem Löhe selbst noch eine reformirte Gemeinde pastorirt hatte, und General-Synode wie Kirchenregiment des Namens „lutherisch" officiell sich schämten. Weil übrigens Dr. Harleß selbst erst noch mit Deputirten anderer Landeskirchen, die auf diesem Standpunkte bis heute verharren, in der Conferenz zu Eisenach sich niedergelassen, ward in der Petition gegen ihn auch noch eine scharfe Rüge verhängt**), und zu verstehen gegeben, daß

---

*) A. a. O. S. 119.

**) Die Generalsynode sollte dem unbegreiflicher Weise selbst in Eisenach aufgetretenen Kirchenregimente ernstlich vorhalten, daß es ferner keine Conferenz beschicke, „welche zum Theil aus den Ab-

nicht diese Kirchen der bayerischen glaubensverwandt seien, sondern vielmehr ihre Ausgeschiedenen oder Separatisten. In Hinsicht auf sie böte Bayern eine Art von lutherischer Mutterkirche.

Und wie nahm nun Dr. Harleß an der General-Synode diesen „Antrag" auf? Wie bereits bemerkt, ist es der tiefinnerliche Unterschied der zweierlei Arten von Kirchenbegriff, der dem Einen zu ertragen gestattet, was dem Andern schlechthin unerträglich ist. Dr. Harleß, mit der ganzen Partei von der Concordienformel vorgerücktesten ersten Reactionsstadiums, konnte und durfte doch die principiellen Verurtheilungen des „Antrags" nicht in Abrede stellen, nicht sie für irrthümlich und verwerflich erklären, wie dasselbe Kirchenregiment noch wenige Monate vorher in drohendster Sprache gethan. Aber auf das geduldige Roß der „Noth- und Ausnahmsfälle" konnte er sich setzen. Als daher der „Antrag" mit seinen 300 und etlichen Unterschriften zur Vorlage kam, erhob sich gegen ihn, als welcher zwar an die Generalsynode adressirt, eigentlich aber an das Kirchenregiment gerichtet sei, der Präsident selber; allein nicht um irgend einen der darin ausgesprochenen Grundsätze zu verläugnen. Vielmehr beklagte er zunächst bloß „die Art, wie man die Unterschriften überall und an allen Enden, unter allerlei Volk, Verständigen und Unverständigen, gesammelt." Im Uebrigen deutete er die schwierige Stellung des Kirchenregiments an und vermahnte mit verständlichen Worten, doch nur nicht mit dem Kopfe wider die

---

geordneten nichtlutherischer Landeskirchen, und wohl gar aus Abgeordneten solcher Kirchen bestehe, die wie die Nassauische und die Badische Landeskirche unsere Brüder und Glaubensgenossen verfolgen; dagegen möge von Seite der bayerischen Landeskirche und ihrer Vertreter officielle und innige Gemeinschaft nicht bloß mit wirklich lutherischen Landeskirchen, sondern auch mit den Kirchen der Preußischen, Nassauischen und Badischen Lutheraner hergestellt werden."

Wand rennen zu wollen; nur ohne Lärm und ohne Eile, nur leise und gemach; die Zeit der Sturm- und Drangpetitionen sei ja doch vorüber und eine Herzensangelegenheit dem Kirchenregiment die Wahrung der Rechte „der lutherischen Kirche Bayerns" ohnehin. Nach höchst unbedeutenden Debatten wurden, einstimmig wie immer, die gesammten neulutherischen Beschwerden „vertrauensvoll dem Oberconsistorium" anheim gegeben*). In den bayerischen Organen der Reaction aber herrschte seitdem über die brennenden und, wie sie sagten, Lebensfragen bedeutsamstes altum silentium, das erst vor ein paar Tagen wieder durch etliche timiden und resignirten Seufzer von Seite der Löhe'schen Richtung unterbrochen ward.

Die Landeskirchen von Bayern und der Pfalz stehen unter Einem und demselben Summepiscopat, dennoch bilden sie in anderer Art ähnliche Gegensätze, wie die beiden Parteien, welche mit ihren Petitionen zumal bei der Synode von 1849 eingekommen waren: die Neulutheraner von der Concordienformel und andererseits die Sieghaftesten von der „sich selbst auslegenden Schrift" mit ihrer unbezweifelten Majorität, wie sie rühmten. In Bayern schreien die Reformirten über Unterdrückung durch die „lutherische Strömung;" in der Pfalz schreien die Lutheraner über Tyrannisirung durch die reformirte Strömung der dortigen „dritten Kirche." In Bayern, sagen die Reformirten und Unirten, sei die Stellung der lutherischen Kirche die eines Ventils, indem sie keine Einströmung von der unirten Seite auf die lutherische zulasse, wohl aber umgekehrt. Das rein lutherische Erlangen — mit dem Einen reformirten Professor außerhalb der Fakultät, ohne Examinationsrecht also für die Stipendien z. B., ohne Ornat bei Promotionen, mit Einem solchen Professor auf sechs lutherische bei einem Populationsverhältniß von 87 Lutheranern auf 31

*) Nürnberger evang.-luth. K.-Z. vom 17. Nov. 1853.

Reformirte und Unirte — so habe jenes Erlangen die officielle Leitung der gesammten Theologie aller Protestanten im Lande auf sich, sei so „bayerisch protestantische Landesfakultät.“ Warum denn nicht ihr die stiftungsgemäßen Einkünfte lassen, von ihren Staatsbeiträgen aber eine wirkliche allgemein protestantische Fakultät gründen? Und wie mit der Schule sei es mit der obersten Kirchenbehörde, welche, obwohl reinlutherisch und seit 1848 ohne den verfassungsmäßigen reformirten Rath, dennoch auch die reformirte Kirche regiere. Die erbetene reformirte Synode sei zwar endlich zugestanden, aber die Vollmacht zur Einberufung bis heute nicht ertheilt, ihre Beschlüsse auch nicht nur zum vorhinein der Begutachtung desselben O.-C.'s unterstellt, sondern auch des Consistoriums, von dem die Reformirten quo ad interiora sonst stets eximirt waren. Also rein passive stünden die Reformirten Bayerns unter der Botmäßigkeit einer „fremden“ Kirchenbehörde, denn nicht bloß von der Generalsynode seien sie jetzt ausgeschlossen, sondern auch der kleinste Theil activer Mitwirkung ihnen genommen: das bisher geübte Recht nämlich, die Diöcesan-Synoden zu beschicken*).

Man wird den Reformirten Bayerns das Mitgefühl mit der gedrückten Lage nicht versagen können, in welche sie in den wenigen Jahren gerathen, seitdem sie (1849) noch in Einem corpus mit den Lutheranern die oberste Autorität der protestantischen Landeskirche bildeten, und vollends seitdem noch manche Neu- und Altlutheraner auf calvinistischen Kanzeln standen oder in der Fakultät Calvinisten promovirten. In der Pfalz aber nehmen umgekehrt die Lutheraner dasselbe Mitgefühl in Anspruch, wie hier die Reformirten. Wohl liefen die dießseitigen Lutheraner unausgesetzt Sturm gegen die jenseitige Union, sobald sie Miene machte, mehr als eine

*) Darmst. K.-Z. vom 12. März 1854.

Autoritäten zu hören! Solchen Leuten „gilt die Wiedervereinigung mit einer partikulären Landesoberkirchenbehörde mehr, als der Anschluß an die erleuchtetsten, aber aus evangelischen Grundsätzen unionsfreundlich gesinnten Theologen Deutschlands und der Schweiz" *).

Gewiß ist an unserm, Einem und demselben Summepiscopat entnommenen, Beispiel klar und lehrreich zu ersehen, wie manigfaltig in ihren Gestaltungen die große religiöse Reaction an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, nach den verschiedenen Ausgangspunkten und Stufen sich darstellt. Ihrer bisher vorgetragenen ganz äußerlichen Geschichte in Bayern entspricht aber eine innere Stellung der Parteien daselbst zu einander, bei deren Betrachtung wir um so aufmerksamer werden verweilen müssen, als hier der passendste Ort ist, uns eingehender an der Theorie und Praxis des Alt- und noch mehr des Neulutherthums über so Vieles, was sonst uns drückt, zu trösten und zu freuen.

*) Darmst. K.-Z. vom 23. Sept. 1834.



XXIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Seit dem ersten Moment, wo die orientalische Frage wie überall so auch in diesen Blättern zu grassiren anfing, haben diese Einer großen Idee Worte geliehen: einer politischen Weltstellung der Zukunft, deren soliden Kern wieder, wie einst Jahrhunderte lang, ein in der Weltkrisis neugebornes Deutschland bilde. Sie sprachen dabei nie von einer Aenderung der Karte Europa's, denn der bevorstehende Umschwung muß zuerst und zuletzt ein moralischer seyn, und alles Uebrige ergibt sich von selber. Zur Rechten des europäischen Kernes lag und liegt Rußlands Riesenleib mit seiner nach Innen noch viel mehr als nach Außen dunkeln, ja düstern Zukunft; zur Linken ein neues Gebilde, dessen Züge gerade jetzt mit jedem Tage deutlicher aus dem verschwommenen Schooße des Werdens hervortreten, Linie um Linie in so rothglühenden schreienden Farben, daß uns über dem Anblicke schwindelt.

Es ist Neuengland, so ganz verschieden von Altengland, wie der althabsburgische Kaiserscepter von der schleichenden preußischen Union. Neuenglands Principat wird allenthalben, auf dem Continent und auf dem Meere, fortdauern im Willen, aber nirgends, wenn man nur will, in

der That. Wer hätte es gedacht, daß so bald schon hinter dem Titanenruhm der schwindsüchtige Rabulist sich offenbare, vor dem die Parteien die Börsen verschlossen haben? Die erbärmlichen Großthaten in der Ostsee nur verdunkelt durch das englische Geschick in der Krim; die „eine und einzige Armee“ tapfer im Gefecht, aber geführt und verpflegt wie von einem zehnfachen weiland Wiener Hofkriegsrath, vielmehr von einem leibhaften Krähwinkel, an Armirung mitunter übertroffen von den wilden Kaffern am Cap, nach ihrer moralischen Aufführung mit Farben geschildert, die selbst für die verworfenste deutsche Canaille zu schwarz und zu schmutzig wären; 53,000 Mann, Englands Bestes und Letztes, an Vernachlässigung in Taurien zu Grunde gegangen, soweit nicht Frankreich mit seinen 80,000 Bajonetten als ihr Beschützer und Retter auftritt; als Reserven eine Handvoll bloßer Knaben, die in's Feld ziehen, wenn sie mögen, und deren Anwerbung doch schon die Arbeiterlöhne immense gesteigert hat — wer sollte es glauben, wenn sie's nicht selber täglich wieder sagten? Man erräth, warum im englischen Krämergeist die Phantasmata vom ewigen Frieden so üppigen Boden fanden; in den kriegerischen Hochschottlanden gewann man vor fünfzig Jahren noch 15,000 Mann, wo jetzt kaum 150. So dürfte denn Englands Kriegsführung sich schließlich auf Geldlieferung beschränken.

Wohl, man kann und wird endlich den großen Schritt zur Einführung des continentalen Staatswesens thun, das dem Alliirten jenseits des Kanals 600,000 Soldaten, 120,000 Pferde, 70,000 Matrosen und in zwölf Tagen 2200 Millionen Fr. zur Disposition stellt; man kann allgemeine Conscription an die Stelle allgemeiner Militär-Freiheit setzen, und dann ist natürlich die demokratisirte Armee vom Patenthandel erlöst. Aber das eben wäre dieses Englands Untergang; und deßgleichen, wenn man von Oben anfängt und englische Aristokratie rekrutirt, nachdem wahre Hungersnoth nach Staatsmännern eingetreten, und man sich diese doch

nicht wohl für Geld aus der Fremde verschreiben kann. Zu letzterem scheint aber das öffentliche Unglück noch mehr als zu jenem zu drängen. Die „Times" sind Englands Publikum, und die Times singen täglich dem vollen Preßchor vor: der Hochmuth und die Unfähigkeit der herrschenden Aristokratie habe allein das ganze Unglück verschuldet, die Herzlosigkeit dieser aristokratischen Oligarchie, die hart am gähnenden Abgrund des Nationalwehes doch nur für Parteiintriguen und kleinliche Kabalen Interesse habe, wie eben noch der tückische Popularitäts-Jäger Russel glänzend bewiesen; und damit diese Oligarchie nicht doch noch das Land unfehlbar in's Verderben stürze, rufen dieselben Times gegen sie schon den Druck der Massen auf, während Andere klagen, daß auch dieß nichts helfe, da die Oligarchie eben dadurch bestehe, daß man das Volk in möglichster Unmündigkeit und politischer Unselbstständigkeit erhalten habe. Ist's nicht zum mundaufsperrenden Erstaunen, daß nun plötzlich die Engländer die politisch Unmündigen und Unreifen sind, bei einem solchen Reichthum „constitutioneller Mittel und Wege", die nur unsern Bürgern und Bauern gegeben zu seyn brauchten, auf daß unsere Oligarchie im Handumwenden in Vater Adams erster Uniform wieder daheim auf dem märkischen Sande säße? Und doch sagen die Insulaner selber so und nicht anders, und zwar unter solchem Rumor, daß jüngst sogar das französische Pays es ihnen als unpatriotisch und einer großen Nation unwürdig verwies, so verzweifelt zu thun und Alles für corrumpirt und verloren auszuschreien: Frankreich erkläre ja auch nicht umsonst immer wieder, daß Frankreich — England schirmend zur Seite stehen werde!

Das ist's, was wesentlich zur Weltstellung der Zukunft gehört. Wohl mag es peinlich, peinlich in die Sauls-Seelen brennen, es ist darum nicht minder wirklich und wahr, daß das stolze Albion nicht nur Röcke für seine nackten Soldaten, sondern auch seine Minister aus der Hand eines — Napoleon erhält. Darum ist Palmerston jetzt Premier; er hat

sich 1851 und stets seitdem als den hingebendsten Anhänger Napoleons III. bewiesen, und als sein vertrauter Freund war er erst noch in Paris auf Besuch, wie der durchgefallene Russel kurz vor dem Bruch deßgleichen. Vor drei Jahren wäre dieser Premier Palmerston noch ein ganz anderer Mann am Ruder gewesen. Politischer Taschenspieler wird das elegante geschniegelte Männlein immer seyn, aber nicht immer Lord Feuerbrand. Wohl hört er, wie es dumpf in Englands öffentlicher Meinung tost: man müsse endlich die „unterdrückten Nationalitäten" in den Kampf ziehen, und dann vermöge kein Sterblicher die Folgen zu berechnen; wohl hört er's, aber er darf's nicht erhören; Napoleon III. will es nicht haben. Und einem solchen England gegenüber erfrechen sich unsere für Preußen kuppelnden Heuchler zu geifern: man müsse dem Westen erst beweisen, daß Deutschland „sich nicht willenlos für englische Interessen auf den Kampfplatz schleppen lasse"! Für alles „Schleppen" Deutschlands ist gesorgt; freilich nicht durch euch, aber sehen könntet ihr, durch wen, nur nicht durch die Operngucker, mit denen ihr an den Waden rc. des Ballets experimentirt!

Oesterreich hat den Kern der deutschen Mittelstellung in den Schooß der europäischen Zukunft gelegt, und hat ihn gehütet vor dem blinden preußischen Maulwurf; dann hat Frankreich sich ihm verbündet, und England hing ihm am Rocke; erst von Englands Rock hofft Preußen noch einen Zipfel zu erhaschen. Das ist leider der Gang der Dinge.

Ja, Oesterreich hat den soliden Kern zu bessern europäischen Verhältnissen geborgen, die deutsche Mittelstellung nämlich, und birgt ihn zur Stunde. Indem es aber in kaiserlicher Ruhe und Würde dem Wachsen zusah, und Preußens verwüstende Hand immer wieder zurückschlug, ist Frankreich gekommen, um sich der neuen Schöpfung anzuschließen, und so ist die europäische Mittelstellung geworden, die wir stets als den Triumph Deutschlands und des Jahrhunderts gepriesen haben. Wäre sie voll, so wäre ihr stets der Sieg



ohne Kampf gewiß. Aber Preußen will an diesem providentiellen Gewächs nur als Traubenpest figuriren; weiß nicht, daß es gefeit ist wenigstens gegen diese Pestilenz, die nur niedriges Haidekraut noch vollends versengen kann. Wir haben stets gesagt, wenn ganz Deutschland fest zur deutschen Mittelstellung zusammenhalte, so könne dieser die Sympathie eines conservativen Frankreichs in der schwebenden Krisis unmöglich entgehen. Jenes Deutschland wurde statt dessen — in solchen fürchterlichen Zeiten — elender zerspliffen als je; die Sympathie Frankreichs aber gewann Oesterreich allein. Selbst die traurige Nothwendigkeit, daß jetzt, nach dem schmählichen deutschen Abfall, französische Bajonette auf deutschem Boden ersetzen werden, was dem Kaiserstaat für sich allein an Deckung des Rückens gegen die Million czarischer Krieger etwa abgeht — selbst sie kann die reine deutsche Freude über jene Thatsache nicht trüben. Wir selbst hatten vor anderthalb Jahren Gelegenheit, einen Beauftragten des Ministers Drouin de Lhuys zu sprechen; auf unsere Behauptung: nur Eine natürliche Allianz Frankreichs gebe es für die drohende Krisis, nämlich die österreichische, d. i. deutsche — erwiderte er: „Deutschland ist nicht einig, Oesterreich allein ist zu schwach, den starken Halt, dessen Frankreich bedarf, bietet nur England.“ Wie hat seitdem die Anschauung in Paris sich umgekehrt! Englands Wucht sah Napoleon III. in Dunst zerrinnen; neben riesenhaftem Eigendünkel eine Winzigkeit der Mittel, daß ihm freilich ein Alliirter nicht von großem Gewicht seyn kann, dessen eigentlicher Beschützer er selber ist. Oesterreichs Macht stieg in demselben Maße empor, als die andere physisch und moralisch sank, und als Napoleon III. seine Allianz in Wien anbot, schrieb er: sie sei der heißeste seiner Wünsche, und werde nicht minder aufrichtig von der Nation gewünscht, die in der Person des ritterlichen Kaisers von Oesterreich den Typus eines vollendeten Herrschers bewundere. So schöpfen wir denn unsere deutschnationale Genugthuung viel weniger aus der Thatsache und

den unberechenbaren Folgen der Allianz an sich, als aus den wohlerfaßten praktischen Motiven Frankreichs, dem Oesterreich nicht mehr „zu schwach" erscheint.

Wenn kein anderer Beweis vorläge für die wachsende Innigkeit des Bündnisses und für dessen streng conservativen Charakter, so wäre es dessen an dem Vertrag mit Sardinien genug. In Berlin war man Anfangs in bekannten Kreisen von ohnmächtiger Wuth verblendet einfältig genug, ihn als eine westliche Drohung gegen Oesterreich freudigst zu acceptiren. Das Blatt hat sich gewendet, und mit tiefstem Verdruß sieht man dort, daß er in Wahrheit eine französische Drohung gegen die Italianissimi und eine Kraftentziehung für ihren königlichen Protektor ist. 15,000 Mann nach der Krim unter specifisch-englisches Commando und stets vollzählig zu erhalten — die armen Leute sind freilich zu bedauern, dem prosperirenden re d'Italia aber ist der Aderlaß zu gönnen, bis einmal die culminirende Erbitterung des Volkes das lüderliche Regiment in die Luft sprengt. Die Rothen haben die Wunde wohl empfunden und ihr gellendes Schmerzgeheul brach aus, noch ehe man in Berlin die Hoffnung auf geheime Stipulationen aufgegeben hatte, die, wie auch aus London verlautete, Oesterreich ungünstig wären. Aber jene Punkte betrafen nur das von England beizuschaffende Geld und berührten Frankreich gar nicht. Wohl hatten die terroristrenden Klosterräuber zu Turin Verwendung in Wien wegen des lombardischen Sequesters und „Erwägung der Lage Italiens" von den Westmächten sich ausbedungen; aber in Paris erfolgte ein kategorisches Nein, und so konnte England nur bedingungslosen Beitritt in der für die Nation verletzendsten Form des Blutkaufs bieten. In London braucht man eben Fremdenlegionen in was immer für Gestalt, und in Turin ist für Geld Alles feil. Inzwischen fing der französische Minister an, Preußen und seinen Geneigten die berühmten Vorlesungen über das hohe Gut der deutschen Einheit zu halten.

Und nun Ihr Herren, die Ihr uns so oft mit kurzem

Bedacht zugeherrscht: „wer gegen Rußland ist, dient der Revolution, uns ist nichts gemein mit den Rothen!" nun stellt Euch einmal in die Nähe des sardinischen Vertrags, und beseht Euch die Gesellen, die herzugekommen sind, um Euch Beihülfe zu leisten in der Advokatie für Rußland — eine Unterstützung, deren Ihr an sich wirklich sehr benöthigt wäret. Mit uns consentirt keine röthliche Stimme, geschweige denn eine rothe. Mit Euch dagegen? Probirt's nur ein einziges Mal, weiter zu sehen als etwa die Nase reicht! mit Euch stimmt die rothe Presse überall bis herab zum kleinsten Blättlein, e. g. der radikalen Kemptner-Zeitung, für die russische „Felsenburg des Conservatismus." Ja, für sie ist das rothe mot-d'ordre gegeben. Möglich, daß der Aufruhr für's „heilige Rußland" unter den Orthodoxen der Türkei zugleich auflodert mit dem für Mazzini's heiliges Reich in Italien; geschürt hat das conservative Rußland dort genug und hier regnete es wenigstens russische Agenten. Daß selbst Neapel nun gegen den Czaren beitritt, ist nicht ohne sehr bedeutende Ursachen, die das gerade Gegentheil der sardinischen sind. Aber abgesehen vom Zukünftigen, meine adelichen und nichtadelichen Herren, auch verehrliche politischen Pietisten, die Ihr die kranken Hanswurste seid im christlich-germanischen Daseyn, mit den Glotzaugen und der Büffelstirn, wie mit dem glatten Pelz in Diensten bei der niedern Jagd der Innern Mission! — seht Euch einmal um, da will Herr Kossuth Euch die Hand drücken! Mazzini präsentirt Euch die furchtbare, aber gut russenfreundliche Proklamation, in der er die sardinischen Soldaten zum Aufruhr gegen den Krimzug aufmahnt; der ehrwürdige Gavazzi empfiehlt sich Euch mit seinen Manifesten, die ganz Italien gegen die officielle Russenfeindschaft Piemonts rc. aufrufen; und in den feurigsten Reden reproduciren sich dieselben Gefühle der Czarenliebe bei Farina und andern Radikalen der Turiner Kammer, die nicht gerade an der Mündung der Staatskassen sitzen. Gar nicht zu reden von der Demokratie in Preußen, Hand in Hand mit den Be-

kreuzten, auch die radikale Schweiz öffnet Euch ihre Arme zum brüderlichen Bund! Die Allg. Ztg. selber sagt's: „die ganze Revolutions-Partei habe sich gegen den Krieg gekehrt, weil sie dessen Früchte nicht ärndten zu können fürchte, und weil ihr besonders die Allianz von Oesterreich und Frankreich ein Dorn im Auge sei.“ Und da kommt der greise Freiherr von Eckstein und erzählt Euch aus Frankreich ganz dasselbe: die Revolutionäre betrachteten diese Allianz und alles, was Oesterreich berühre, als absolut conservativ. Cavaignac und die blauen Republikaner, sowie das Hauptblatt der Rothen, sagt er in der Allg. Ztg., seien der Allianz mit Oesterreich ganz abhold, weil dieses eine katholische Macht sei und eine alte Aristokratie besitze, von ihm überhaupt niemals eine Concession an die Revolution erwartet werden dürfe; erwünscht dagegen und über alle Rheingränzen hinaus wäre ihnen eine französische Allianz mit Preußen gegen Oesterreich und Rußland gewesen, weil Preußen eine protestantische Macht sei, eine gebildete Demokratie besitze und es mit seiner Aristokratie wenig auf sich habe; kurz weil für Preußen, wie seine neueste Geschichte zum alten hin beweist, jedes Mittel gerecht ist, wenn nur Vortheil herausschaut. Und den innersten Kern ihrer Politik hat die dort tonangebende Partei genau mit dem unbeschreiblichen Präsidenten von Freiburg gemein, denn auch Hr. Julian Schaller hat eingesehen, daß Rom hinter dem Kriege gegen Rußland stecke, die Protestanten sich daher an den russischen Czaren anzuschließen hätten.

Hart an Herrn Julian Schaller schließt sich die Klasse der schwarzen Czarenliebhaber an, geradeso ächt conservativ als die rothe, und nur ältern Datums. Oder hat die Kreuz-Zeitung nicht vor anderthalb Jahren schon gesagt: die ganze Frage sei eine religiöse, und gerade weil die „katholische Partei“ von Rußland Gefahr fürchte, „schon deßwegen werden wir unsere Freunde und Bundesgenossen auf russischer Seite finden.“ Sei ja zwischen dem Glauben des Czarthums und des evangelischen Staats nur ein unmerklicher Unter-

schied, und müsse der Sieg Rußlands in der Türkei „die Concurrenz und Rivalität der orthodoxen Kirche mit dem Papstthum um Vieles gefährlicher machen," und durch den mit ungleichen Kräften geführten Vernichtungskampf der beiden „die evangelische Confession eine Garantie für ihre Ruhe und ihre Macht erhalten, gegen welche die größten Anstrengungen vergeblich seyn müßten." Und hier ist denn auch der Anknüpfungspunkt Preußens mit England, denn diese Drei gehören naturgemäß zusammen; die russischen Sympathien Preußens dürfen „die wohlberechtigten englischen" nicht verdrängen, sagte Hr. von Gerlach, „denn vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo wir an Waterloo mit demselben Nachdrucke zu erinnern haben, wie heute an den Einzug in Paris"*).

Der Zeitpunkt ist gekommen, in diesem Augenblicke ist er da! Zu dem Ende weilen Usedom in London, Wedell und Niebuhr in Paris, gehen eigenhändige sentimentalen Berliner Briefe an Napoleon III., die freundlichsten Complimente an seinen Gesandten an der Spree, hat man den an der Seine und an der Themse viel geltenden Koburger um sein gutes Wort ersucht — Alles, damit man noch länger ungestört auf der Lauer liegen dürfe. Denn England hat der Umarmung des „papistischen Südens" sich leider noch nicht entwunden, im Gegentheil wird der fatale Streich der Minister-Aenderung für Palmerston es erst recht verwickeln; abschließen darf man daher nach keiner Seite hin, als nur mit den Mittelstaaten, voran die vier Millionen bayerischer Katholiken, vorausgesetzt, daß jene dem preußischen Vorschlag folgen, gleichfalls ihre Verträge mit Oesterreich zu brechen. Das nennt man „Neutralität;" es ist mit andern Worten: auf der Lauer liegen, oder wie ein distinguirter Berliner in der Allg. Ztg. vom 9.

*) Um uns nicht weiter selbst auszuschreiben, wollen wir unsere Leser an die ausführlichen Artikel darüber Histor.-polit. Blätter Band XXXII. S. 153 ff. und Band XXXIII. S. 817 erinnert haben.

Febr. zierlicher gesagt hat: als mitteleuropäischer Neutralitäts-complex den kleinern Staaten und dem Bund einen sichern Stützpunkt bieten und dann, nach dem einmal entbrannten und als „vorwiegend westmächtlich" ausgefochtenen Kampfe, „die schließliche Erledigung des ganzen Streites im gemeinsam europäischen Interesse nach allen Richtungen hin wahren." Also unter wohlfeilem Nichtsthun im europäischen Großrath sitzen, die europäischen Interessen aber erst nach dem Kampfe „wahren;" jetzt als Moderator totius Germaniae sich spreizen, dann aber, wenn die Andern vom Weltkriege erschöpft sind, als Moderator totius Europae auftreten, Rußland und England aussöhnen, und als Dritter wie Wichtigster im schönen Bunde die beiden katholischen Großmächte es entgelten lassen!

Allerdings, so hätte Preußen nicht nur „Deutschland in der Hand," wie man sich in Berlin bereits rühmt, sondern schließlich auch Oesterreich. Sind dieß vielleicht die „Specialinteressen Preußens," von welchen, laut Depesche vom 21. Jän. nach Paris, seine Uebereinkunft mit dem Westen „ihren Ausgangspunkt nehmen" müßte? Ist dieß vielleicht das „Weßhalb" in Preußens Bruch mit den Wiener-Conferenzen, worüber jene Depesche „die Streitfrage nicht erneuern" will, obgleich sie Preußens absolutes Großmachtsrecht ad hoc gerade auch wieder auf jene Conferenzen gründet? Bis zu welcher Naivetät doch die Pfiffigkeit sich versteigen kann! Und darauf hin, behauptet man, habe Preußen bereits mit Bundesgliedern „Uebereinkünfte eingegangen!" Es sei keine Ueberhebung, sagt jener Berliner, wenn Preußen seine Entscheidung für ganz ausschlaggebend ansehe, denn die Westmächte vermöchten nichts ohne Oesterreich und Oesterreich nehme offenbar Anstand, wirklich vorzugehen ohne Preußen. Aber um so schlimmer für Preußen, daß Preußens Haltung durchaus nicht gleichgültig ist. Die französische Note vom 26. und das Circulare vom 29. Jan. geben deutlich genug zu verstehen, daß die Idee seiner „Sonderinteressen" und das

Ziel seiner Aufforderung an die deutschen Staaten, (Circulare vom 17. Jan.), die Verträge mit Oesterreich zu brechen, wenn dem Berliner Bund nicht völlig bedingungslos freies Gewähren als zweifache Großmacht monopolisch eingeräumt werde — daß Idee und Ziel davon der hohen Diplomatie kein Geheimniß mehr sind. Wie nun, wenn dieses Preußen sammt der deutsch-Berliner Coalition, der es ebendeßhalb das saubere Angebinde seiner „Bundespolitik" in Aussicht stellt, als ebenso allen europäischen Verträgen, Rechten und Besitzständen gefährlich, wie Rußland, erkannt und nach dem Grundsatz angesehen würde: gleiche Brüder gleiche Kappen?

Preußen dürfte sich allerdings bald besinnen, denn es selber spricht nicht mehr vom Frieden und rechnet zuversichtlichst nur auf Krieg, da es Rußlands Art nicht sei, ohne nachhaltigste Gegenwehr, geschweige denn noch vor Entfaltung seiner ganzen Kraft demüthigende Bedingungen einzugehen. Wohl unterhandelt Oesterreich direkt mit St. Petersburg, und ist niemals anzunehmen, daß es jene Forderung zur seinigen mache: Rußland müsse Flotte und Festung im Euxinus, wenn die Heere des Westens es nicht zu thun vermögen, selber zerstören, ist vielmehr anzunehmen, daß die kaiserlichen Staatsmänner den breiten Landweg wohl kennen vom Norden nach der Türkei, und daß sie ganz andere, und zwar wahrhaft christlich-nationalen Einrichtungen zur Sicherung der osmanischen Länder gegen Rußland anstreben, als jenen Widersinn in und am schwarzen Meere. Aber hätte man in Berlin nie gewußt, daß Rußland in Wien nur heuchelt, so wüßte man es doch, seitdem der Czar jüngst angeboten, die freie Zulassung Preußens in den Friedensconferenzen zu deren conditio sine qua non zu machen; denn dieß hieße nichts anderes, als durch den prämeditirten Schluß der Komödie auch noch die irreparable Compromittirung der Hälfte Deutschlands erkaufen zu wollen, nach dem generösen Text der Note vom 6. Nov. Auch abgesehen davon wird sich bei den Debatten über die Interpretations-Details, wenn sie je in's Leben tre-

ten, bald zeigen, daß es nicht im europäischen Interesse liegt, die russischen Prätensionen in der Türkei, um sie abzuwehren, unter europäische Garantie zu stellen, wie das russische Memorandum verlangt. So birgt denn jeder Augenblick den Bruch, und mitten unter Eis und Schnee ist's schwüler als in den Hundstagen.

Möglich daher, daß Preußen wieder einmal zur Abwechslung Verträge unterschreiben will; gewiß sogar, daß Oesterreichs loyale Selbstverläugnung ihm die annehmbarsten Bedingungen im Westen zu procuriren sucht; gewiß, daß Frankreich, weit entfernt, die schmachvolle Sonderpolitik Preußens und seiner Bündner mit leichter Mühe zur Schwächung Deutschlands ausbeuten zu wollen, den Abtrünnigen vielmehr zuredet, mit Vertrauen Oesterreichs redliche Hand zu ergreifen; gewiß, daß man sich in Paris selber schämt, daß die deutschen Großmächte nicht unter sich, sondern nur durch England und Frankreich zu demselben Zwecke verbunden seyn sollen; möglich also, daß wir dieser Tage von, Gott weiß zum wievielten Male seit zwei Jahren, hergestellter Einigkeit Oesterreichs und Preußens hören; zweifelsohne, daß es mehr Dieß als Anderes weissagt, wenn das Berliner Organ der herrschenden Partei über die Situation taubstumm ist, wie gerade jetzt; sehr wahrscheinlich, daß dann wieder publicistische Freudenthränen in Strömen fließen — ganz zuverlässig, daß unser Auge trocken bleibt und unser Taschentuch nur vorbereitet für Dienste des Fliegenwedels. Anderthalb Jahre lang haben wir an den schönen Traum von einer im treuen Bunde Preußens und der Mittelstaaten mit Oesterreich glorreich behaupteten deutschen Mittelstellung uns angeklammert wie der Schiffbrüchige an sein Hoffnungsbrett, in Bitten und Beschwörungen uns erschöpfend. Seit dem 6., resp. 28. Nov. aber sind wir so resignirt, wie der Kaiserstaat selber; vom Norden ist uns nur Eines gewiß: was um eilf Uhr wahr ist, ist am Mittag erlogen.

Der Münchener Officiöse schreibt am 9. Febr. in der

Allgemeinen Zeitung: nachdem jetzt „durch die erfolgreichen Bemühungen Bayerns" Deutschland thatsächlich wieder einig sei, gebiete die Pflicht, „nicht mehr im Vergangenen zu rühren", und sei es unpassend, die Controverse immer noch über Dinge fortzuführen, „die jetzt doch antiquirt sind." Während aber einerseits in Wirklichkeit nur der Hr. Correspondent „antiquirt" scheint, ist es andererseits gewiß da und dort dringendstes Bedürfniß um eine Preßordonnanz des folgenden Tenors: „§. 1 das Vergangene ist mit jedem Tage neu; §. 2 im Vergangenen sollt ihr nicht rühren. Motive: sonst stinkt's." So lange aber Deutschland noch nicht so weit im russischen Rechte ist, werden wir fortfahren auf's eifrigste „im Vergangenen zu rühren", theils aus historischer Liebhaberei, theils weil es sich uns bisher als Präservativ gegen Berliner Nebel und allerlei Vermittlung trefflich bewährt hat. Wir sind sogar schon soweit gegangen, vom „Vergangenen" zu erfragen, was denn geworden wäre, wenn vom allerersten Anfange der Türkenfrage an Oesterreich auf — Rußlands Seite gewesen wäre, die sogenannte alte Freundschaft höher schätzend, als seine europäische Würde, seinen Beruf und die eigene Existenz, als das Recht und die Zukunft Deutschlands, dessen Grenzen so gut ihre Interessen, wie diese Interessen ihre Grenzen haben? Und das „Vergangene" hat uns die bestimmteste Antwort gegeben: dann wäre Preußen ohne Besinnen und Wanken gegen Rußland aufgetreten, auf Seite Englands wäre die Revolution mit in den Bund gekommen, sie hätte Frankreich im Sturm mit sich fortgerissen, Preußen zum freiwilligen Sclaven gemacht, und sofort wäre aus der europäischen Bewegung gegen Rußland und Oesterreich die große rothe Conflagration geworden, während sie jetzt unter Oesterreichs und Frankreichs Führung den conservativsten Charakter der Nothwehr gegen Europa's Störefried trägt. Denn nichts Revolutionäres kann da bestehen, wo Oesterreichs leitende Idee gilt. Die Rothen, wie gesagt, bekennen es als Evangelium.

So wirft denn das „Vergangene“ ein eigenthümliches Licht auf das mittelstaatliche Begehren: daß Oesterreich stets mit Preußen „einig“ sei. Und zudem, als am 4. Mai v. Js. diese „Einigkeit“ existirte, wenigstens den bekannten schönen Vortrag am Bunde hielt, wie haben denn damals die Mittelstaaten die „Einigkeit“ benützt? Sind sie nicht sofort nach Bamberg gegangen, um ein von der Politik der deutschen Großmächte unabhängiges Auftreten im Orient zu beschließen? War nicht damals schon alles Russische außer sich vor Zorn, daß Preußen den ungeheuren „Fehltritt“ beging, die Bamberger sitzen, d. i. auf den Boden des Bundes durch Oesterreich zurückführen zu lassen, statt selber an der Spitze der Coalition die Sache des Bundes von der Oesterreichs zu trennen? Was thut jetzt Preußen anders, als daß es jenen „Fehltritt“ juxta normam moscow. d. 6. Nov. wieder gut machen will? Und thut ihr selber anders, als eure längst verwes'te „unabhängige“ Politik unter preußischen Salven begraben? Und dabei räsonnirt ihr, Oesterreich wolle eure Politik nicht „unabhängig“ seyn lassen! Und doch pocht ihr, unter dem süßesten Lächeln Preußens, wieder auf eure Selbstständigkeit am Bunde, womit es zudem dem Einen unter euch, der sich für den berufenen Erben des Bundes hält, keineswegs Ernst ist, obwohl gerade er am lautesten vom „Bund“ schreit? Aber dieser Bund, den Oesterreich, mit der Spitze des Schwertes an Preußens Brust seine Reactivirung erzwingend, für euch wieder aufgerichtet hat, ist er nicht ihr selber? Beweist nicht z. B. die Lage des katholischen Rechts in Deutschland, daß er nichts an sich, sondern nur ihr selber ist? Was kann der Bund seyn und wollen, was ihr nicht seid und wollt? Die jüngste Vermittlung z. B. ist sie Werk des Bundes? Sagt nicht die competenteste Stimme: die Freundschaft und Verständigung Preußens mit Bayern war schon „vorher da?“ Ist das preußisch oder der Bund? Wenn dieser aber einmal vertrauen muß, sollte man nicht meinen, Wien habe es absolut verdient, Berlin absolut verwirkt, nach „dem Vergangenen“

nämlich, in dem man freilich nicht „rühren“ will? Wem ist der schöne Vortrag vom 4. Mai zu verdanken? Etwa Preußen? War es nicht Oesterreich, das allein darauf drang, daß die Stimme des Bundes in der drohenden Weltkrisis Geltung habe? War es nicht Preußen, das den Bund ganz umgehen und nur mit den „Einzelnen“ paktirt wissen wollte? Bedurfte es nicht der Erschöpfung alles Berliner Deutschthums gerade ein volles Jahr hindurch, bis die Wiener-Note vom 14. Jän. endlich glücklich abgenöthigt war? Die „negative Bundes-Politik“ — war sie nicht in Preußen offenkundig officiell bis zum 4. Mai 1854? Und von was Charakter ist denn eigentlich die „Bundespolitik“ Preußens jetzt? Hat das Organ der herrschenden Partei nicht hundertmal seit Wiederaufrichtung des Bundes das Programm der für Preußen, wie sie sagten, einzig und allein convenablen „negativen Bundespolitik“ publicirt? Hat nicht die officielle und officiöse Presse dortlandes deßgleichen gethan? Lautete der oberste Grundsatz dieser officiellen „Bundespolitik“ nicht: was für Deutschland geschehen muß, geschehe doch niemals durch den Bund? Sollen wir die Dokumente unserer heiligsten Entrüstung über so freches Spiel aus den hist.-pol. Blättern wieder abdrucken lassen? Und ist man dem Programm nicht treu geblieben bis zur Stunde, indem man zwar den Bund nicht umgehen konnte, weil Oesterreich nicht wollte, dafür aber, was man am Bunde bis jetzt that, nicht für Deutschland, sondern für Preußen that? — Antwortet, antwortet auf derlei Fragen, aber antwortet aus dem „Vergangenen!“

Freilich möchte man jetzt — aus Gründen — andererseits auch den Fehltritt von Bamberg zurückmachen zur „Einigkeit“ der beiden Mächte. Und dazu fehlt nur noch ein Kleines. Gerade wie bei der jüngst beschlossenen Bundesrüstung, von der nur nicht gesagt ward: gegen wen. So scheint auch „der ganze Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen nur in der Frage sich zu concentriren, ob es zweckdienlicher sei, mehr auf die Westmächte zu wirken ... oder mehr auf Rußland“ ꝛc. Die wichtige Nachricht kommt von

dem Verfasser der „diplomatischen Bedenken“ in der Allg. Ztg. Diese „Bedenken“ sind überhaupt wichtig um ihres Urhebers willen; im Uebrigen erfahren wir von ihm, wie gut es Preußen mit den Christen in der Türkei meint, ganz nach Art der in diesen Blättern aufgestellten Ansichten; wir können leider nicht deßgleichen von der aus den „Bedenken“ resultirenden guten Meinung mit Deutschland sagen, und von fremdem Leder macht sich bekanntlich leicht Schuhe für die armen Leute. Es scheint aber, daß unsere jüngste Aeußerung (Heft 3 S. 264 Z. 3 v. u.) über den Urheber der „Bedenken“ dem Mißverstand unterliege. Wir meinten nicht irgend ein amtlich vollziehendes Organ, sondern einen Richtschnurlichen, wie Dr. Nitzsch sagt, selber. Ohne Zweifel deßhalb ist Fhr. von der Pfordten fast allgemein für den Verfasser der „Bedenken“ gehalten worden, weil sie stückweise von feinem Geist und diplomatischem Takte zeugten; man vergaß, daß eine gelungene Ischler Abschiedsvisite dazu gerade nicht erforderlich ist, um geheime diplomatischen Memorandum's zu copiren. Der wahre Urheber hat sich in dem Falle selbst zum Publicisten gemacht, und da kein Preßgesetz Publicisten zu kritisiren verbietet, so sagen wir ihm offen unsere Meinung. Der Urheber ist Hr. Dr. Dönniges selber. Unglücklich in „Erklärungen,“ wie er bekanntlich ist, und wie denn sie nicht in den Acten stehen, hat er öffentlich erklärt, weder von dem genannten Chef, noch von Preußens, noch von Rußlands Seite die zu den „Bedenken“ benützten geheimen Papiere mitgetheilt erhalten zu haben. Das Kopfzerbrechen über die Frage, von wem sonst? hat uns seine verrätherische Geschicklichkeit im „Erklären“ erspart; im Uebrigen aber hat sein Auftreten die beklemmende Schwüle der Situation nur vermehrt. Man ist nachgerade sehr allgemein des Glaubens, daß der gute Genius unseres Volkes erst dann rede, wenn der Hr. Urheber schweigt. Daß dieß noch nicht, und auch in dieser Frage nicht, der Fall ist, übersteigt das einfache Gewicht „diplomatischer Bedenken.“

XXIV.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

V.

Die Beziehungen Sardiniens zum heiligen Stuhl.

Die päpstliche Allocution vom 19. Dec. 1853 hatte in dem treuen katholischen Volke eine schmerzliche Enttäuschung bewirkt; man kam allenthalben zu der Einsicht, daß das Ministerium, während es in Worten „Ehrfurcht und Liebe“ für die Kirche heuchle und die nahe bevorstehende Ausgleichung mit Rom verkündige, in seinen Thaten nicht im geringsten sich gesonnen zeige, das unredliche Spiel aufzugeben und von der Verhöhnung der kirchlichen Rechte abzustehen. Damals ward eine großartige Petition an den König projektirt; aber die drohende Haltung der Minister einerseits, andererseits die Aussicht auf einen nur geringen, mindestens höchst zweifelhaften Erfolg, hat ihr Zustandekommen verhindert. Noch mächtiger aber wurden die Gemüther ergriffen, als Pius IX. am Feste der Apostelfürsten (29. Juni 1854) feierlich gegen die sardinische Regierung protestirte, weil sie beharrlich sich weigerte, den durch die Verträge zwischen de-

nedikt XIV. und Karl Emmanuel III. und durch die Bulle vom 3. Jan. 1741 für die Investitur in vicaria perpetua über verschiedene Lehen und andere Güter ihr obliegenden Verbindlichkeiten nachzukommen, und insbesondere den dort ausbedungenen Kelch zu überreichen, was bis 1850 fortwährend geschehen war (Giornale di Roma 30. Juni 1854).

Die Verbindung mit dem heiligen Stuhle schien lange Zeit ganz abgebrochen; dennoch geschah ein Schritt, der eine Velleität zur Annäherung zu verkünden schien. Der bisherige Geschäftsträger in Rom, Graf Pralormo, ward zum residirenden Minister daselbst ernannt, und überreichte am 23. Jan. 1854, nachdem er schon am 3. von Turin zurückgekehrt war, dem heiligen Vater seine Creditive, wovon dann das officielle Journal von Rom ebenfalls nach einigem Zögern acht Tage später Meldung machte. Die Umsichtigeren sahen aber in der Rangeserhöhung des piemontesischen Residenten in Rom nur ein auf Täuschung berechnetes, von außen her veranlaßtes Manöver, wie es sich auch bald in der Wirklichkeit gezeigt hat.

Vom 8. bis 10. Mai v. J. berieth die zweite Kammer über das Budget des Ministeriums des Aeußern, worin sich eine bedeutende Mehrausgabe vorfand, die man im Allgemeinen mit der Nothwendigkeit, die Würde und den Glanz der Krone gebührend nach Außen zu vertreten, und insbesondere mit dem Hinweis auf die bereits erfolgte Erhebung des seitherigen Geschäftsträgers in Rom zum Range eines bevollmächtigten Ministers zu rechtfertigen suchte; für diesen waren 42,000 Liren angesetzt, was der Linken höchlich mißfiel. Bei dieser Gelegenheit richtete Graf Solaro della Margherita eine Interpellation an das Ministerium über die wahre Bedeutung jener Rangserhöhung des Bevollmächtigten in Rom und über den Stand der Unterhandlungen mit dem apostolischen Stuhle überhaupt. Graf Cavour und da Bormida, der Minister des Auswärtigen, ergriffen darauf das

Wort; aber ihre Antworten waren ausweichend, vag und unbestimmt, zugleich voll der Widersprüche; es schien ihnen an Muth und Offenheit zu gebrechen, wie sie die Situation erheischte, und ihr ganzes Gerede schien nur auf Verhüllung ihrer wahren Absichten und eine abermalige Täuschung der Conservativen berechnet. Da Vormida erklärte, die Regierung sei von dem gleichen Verlangen wie der edle Graf beseelt, bald zu einer Vereinbarung mit Rom zu kommen, sie beabsichtige aufrichtig und ernstlich die dazu nöthigen Unterhandlungen zu führen; daß aber diese so wenig vorwärts geschritten seien, sei Schuld des römischen Hofes, der so viele Bedenklichkeiten und Anstände erhebe, sowie jener piemontesischen Katholiken, welche das constitutionelle System verabscheuten und Rom glauben machen möchten, man müsse erst dessen bevorstehenden Sturz ruhig abwarten. „Wir respektiren", sagte er, „die Rechte des heiligen Vaters; aber wir erwarten, daß er auch die unserigen respektirt." Ebenso erklärte der Premier Cavour, es seien Negociationen im Gange; aber indem er die leitenden Grundsätze des Kabinets entwickelte, gab er noch deutlicher zu verstehen, daß davon kein günstiger Ausgang zu hoffen sei, da er alle bisherigen Akte des gegenwärtigen Ministeriums wie der früheren aufrecht erhalten wissen wollte, und analog seinen anderwärts gemachten Aeußerungen unumwunden aussprach, daß man mit den Kirchengütern eben nach den Bedürfnissen des Staates verfahren, und nur unter der Voraussetzung einer Billigung des bis jetzt in Kirchensachen Ausgeführten und noch zu Vollführenden sich zu einer Aussöhnung bereit zeigen werde. Letzteres war Alles, was die Linke verlangte.

Das Interessanteste in diesen Verhandlungen sind aber unstreitig die trefflichen Reden des bereits früher von uns öfter genannten Grafen Solaro (Ami de la relig. 10. und 13. Juni 1854), denen wir hier die wichtigsten Stellen entnehmen.„ Das Ausgabenbudget des Ministeriums des Aeu-

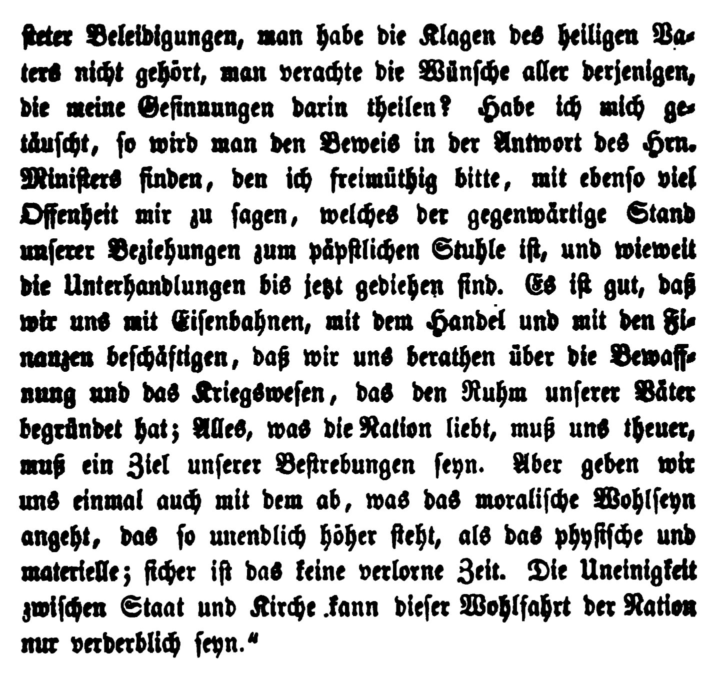
ßern", begann der Redner, „lenkt naturgemäß unsere Aufmerksamkeit auf die Politik und gibt Anlaß zu ernsten Betrachtungen. Die Ehre, der Glanz, das Gedeihen eines Staates, das moralische Ansehen, das er bei andern Nationen genießen muß, sind nicht weniger von seinen Beziehungen nach Außen, als von der Güte und Vortrefflichkeit seiner Institutionen im Innern bedingt. Die Unabhängigkeit ist das höchste Gut der Nationen, es ist ihre Existenz selbst; sie ist aber enge an die Natur und Beschaffenheit ihrer Relationen nach Außen geknüpft. Wenn ich diese Bemerkung mache, so geschieht es deßwegen, weil unter unseren modernen politischen Improvisatoren so Viele lärmend verkündigen, vor der jetzigen Epoche, unter der alten „„absoluten"" Regierung, habe uns die Unabhängigkeit gefehlt. Man hat es oft wiederholt, aber man hat es nie bewiesen; ja es war unmöglich, es durch Thatsachen zu beweisen, daß vor 1848 der schönste Theil der Pflichten von Seite der Regierung, wo nicht völlig vernachlässigt, doch mindestens schlecht erfüllt ward. Doch lassen wir die Vergangenheit bei Seite. Um mich nur auf das Gegenwärtige zu beschränken, ich wünsche einfach, der Hr. Minister des Aeußeren möge mich belehren, daß der Glanz des Hofes sich wahrhaft erhöht hat und unsere Unabhängigkeit besser gesichert worden ist. Meine Absicht geht nicht dahin, dem Kabinet Verlegenheiten zu bereiten, indem ich es auffordere, etwas, was geheim bleiben soll, hier zu offenbaren. Ich kenne die Delikatesse, die politische Beziehungen erheischen; und selbst wenn der Weg, den man heutzutage verfolgt, nicht den alten Traditionen gemäß seyn sollte, welche die Macht und Größe dieses Landes gesichert haben, würde ich deßhalb nicht eine politische Diskussion hervorrufen. Allein es gibt einen Gegenstand, der keiner Macht gegenüber die Lage dieses Landes compromittirt, der allgemeines Interesse erregt, und in Betreff dessen Jeder das Recht hat, von den Ministern genügende Aufschlüsse zu ver-



langen. Ich bediene mich dieses Rechtes als Repräsentant der Nation."

Nachdem der ehemalige Minister Karl Alberts seine Interpellation präcis formulirt hatte, bis zu welchem Punkte die Unterhandlungen mit Rom gediehen? fährt er also fort: „Ich muß es frei sagen, aus Furcht, das Stillschweigen werde als Zustimmung oder als ein Beweis betrachtet, daß wir nicht den Muth hätten, laut der Stimme jenes beträchtlichen Theils der Nation Ausdruck zu geben, welchem die Differenzen zwischen Kirche und Staat als ein großes Unglück erscheinen — ein Unglück, dessen Einfluß auf unsere Verhältnisse nach Außen sehr gewichtig seyn kann. Es ist also nicht das diplomatische Avancement des Grafen Pralormo, auch nicht einmal die Ernennung eines Gesandten — eine Rücksicht bloß in der Form — was diese Besorgnisse entfernen und die Gemüther beruhigen kann. Eine wirkliche Vereinbarung mit dem heiligen Stuhle, die Anerkennung des Princips, das man kühn geläugnet hat, nämlich: daß die mit Rom abgeschlossenen Concordate dieselbe Kraft haben und nicht weniger verbindlich sind, als die mit andern Mächten geschlossenen Verträge — das allein ist es, was die gerechten und ernstlichen Befürchtungen Jener zu beschwichtigen vermag, die sich fragen, ob dieses katholische Land nicht geradezu einem Schisma zueile". (Murren auf der Linken.) „Stark gegen einen Souverain, der weder eine so zahlreiche Bevölkerung, noch eine so tüchtige Armee hat, dessen einziger Schutz in der Gerechtigkeit seiner Sache liegt, einer Sache, die auch die unserige ist, haben seine Feinde die Feindseligkeiten nur gemehrt und vergrößert; man setzt gegen ihn einen Krieg fort, der zwar ohne Blutvergießen und ohne Geldausgaben geführt wird, in der That aber durch die Verwirrung, die er anrichtet, nicht minder furchtbare Uebel nach sich zieht, als Kriege, in denen Gut und Blut stromweise zum Opfer gebracht werden müssen. In solchem Kampfe erlangt man

ßern", begann der Redner, „lenkt naturgemäß unsere Aufmerksamkeit auf die Politik und gibt Anlaß zu ernsten Betrachtungen. Die Ehre, der Glanz, das Gedeihen eines Staates, das moralische Ansehen, das er bei andern Nationen genießen muß, sind nicht weniger von seinen Beziehungen nach Außen, als von der Güte und Vortrefflichkeit seiner Institutionen im Innern bedingt. Die Unabhängigkeit ist das höchste Gut der Nationen, es ist ihre Existenz selbst; sie ist aber enge an die Natur und Beschaffenheit ihrer Relationen nach Außen geknüpft. Wenn ich diese Bemerkung mache, so geschieht es deßwegen, weil unter unseren modernen politischen Improvisatoren so Viele lärmend verkündigen, vor der jetzigen Epoche, unter der alten „„absoluten"" Regierung, habe uns die Unabhängigkeit gefehlt. Man hat es oft wiederholt, aber man hat es nie bewiesen; ja es war unmöglich, es durch Thatsachen zu beweisen, daß vor 1848 der schönste Theil der Pflichten von Seite der Regierung, wo nicht völlig vernachlässigt, doch mindestens schlecht erfüllt ward. Doch lassen wir die Vergangenheit bei Seite. Um mich nur auf das Gegenwärtige zu beschränken, ich wünsche einfach, der Hr. Minister des Aeußeren möge mich belehren, daß der Glanz des Hofes sich wahrhaft erhöht hat und unsere Unabhängigkeit besser gesichert worden ist. Meine Absicht geht nicht dahin, dem Kabinet Verlegenheiten zu bereiten, indem ich es aufforderе, etwas, was geheim bleiben soll, hier zu offenbaren. Ich kenne die Delikatesse, die politische Beziehungen erheischen; und selbst wenn der Weg, den man heutzutage verfolgt, nicht den alten Traditionen gemäß seyn sollte, welche die Macht und Größe dieses Landes gesichert haben, würde ich deßhalb nicht eine politische Diskussion hervorrufen. Allein es gibt einen Gegenstand, der keiner Macht gegenüber die Lage dieses Landes compromittirt, der allgemeines Interesse erregt, und in Betreff dessen Jeder das Recht hat, von den Ministern genügende Aufschlüsse zu ver-



steter Beleidigungen, man habe die Klagen des heiligen Vaters nicht gehört, man verachte die Wünsche aller derjenigen, die meine Gesinnungen darin theilen? Habe ich mich getäuscht, so wird man den Beweis in der Antwort des Hrn. Ministers finden, den ich freimüthig bitte, mit ebenso viel Offenheit mir zu sagen, welches der gegenwärtige Stand unserer Beziehungen zum päpstlichen Stuhle ist, und wieweit die Unterhandlungen bis jetzt gediehen sind. Es ist gut, daß wir uns mit Eisenbahnen, mit dem Handel und mit den Finanzen beschäftigen, daß wir uns berathen über die Bewaffnung und das Kriegswesen, das den Ruhm unserer Väter begründet hat; Alles, was die Nation liebt, muß uns theuer, muß ein Ziel unserer Bestrebungen seyn. Aber geben wir uns einmal auch mit dem ab, was das moralische Wohlseyn angeht, das so unendlich höher steht, als das physische und materielle; sicher ist das keine verlorne Zeit. Die Uneinigkeit zwischen Staat und Kirche kann dieser Wohlfahrt der Nation nur verderblich seyn."

Erbärmlich standen diesen beredten und energischen Worten die Minister mit ihren geschraubten und vagen, dabei ganz unbefriedigenden Erklärungen gegenüber. Die Linke, wohl wissend, daß das Streichen der für die römische Gesandtschaft angesetzten Summe die Abberufung des Bevollmächtigten und den erklärten Abbruch der Unterhandlungen zur Folge haben würde, bekämpfte diesen Posten des Budget mit aller Kraft und äußerte dabei in den rohesten Expektorationen ihren Zorn über den Grafen Solaro, der darin auf Seite des Ministeriums stand. Graf Cavour, der die Sache sehr energisch betrieb und daraus sogar eine Kabinetsfrage zu machen schien, sprach nicht ein Wort gegen die Schmähungen der Linken, sondern richtete einzig seine Angriffe gegen den gewandten Vertreter der Katholiken, der sich aber ebenso wenig durch diese ministeriellen Diatriben als durch das Toben der Radikalen einschüchtern ließ. Von letztern hielten Arrigo, Borella, Mellana

und Valerio lange und giftige Reden gegen Rom. Unter anderen Absurditäten behauptete Dr. Borella, die Regierung zahle dem päpstlichen Nuntius in Turin 24,000 Franken, und als er eines Anderen belehrt und gebührend zurechtgewiesen wurde, entschuldigte er sich in sehr naiver Weise: er glaubte, so gelesen zu haben (Mi pareva d'averlo letto). Der Deputirte Valerio nannte die französischen Soldaten, die der römischen Republik ein Ende gemacht, Räuber und Schergen (sgherri), ward aber vom Präsidenten zur Ordnung gerufen. Treffend bemerkte Graf Solaro della Margherita darüber, er begreife es wohl, daß den Nachahmern und Bewunderern des Arnold von Brescia die Befreiung Roms mißfallen habe; es sei aber genug, daß an dieser Beendigung einer gottlosen und blutigen Revolution der Himmel sein Wohlgefallen gezeigt. Außerdem meinte Valerio, alle Negociationen mit dem Papste seien unnütz, Piemont brauche den Papst gar nicht; es könne auch ohne ihn die Bisthümer reduciren und die Circumscription der Diöcesen vornehmen. Robecchi, ein Apostat des geistlichen Standes, bemerkte: zwischen Piemont und der römischen Curie sei keine Versöhnung und Verständigung möglich, in Sardinien stehe es wie in Baden; „der Papst gibt uns nicht, was wir wollen; wozu brauchen wir ihn noch länger?“ Depretis gab den Rath, erst solle man alle noch beabsichtigten Reformen durchführen und dann mit dem Papste unterhandeln, der zuletzt doch jedes fait accompli anerkennen müsse. Jeder Centime für die römische Gesandtschaft, meinten Andere, sei unnütz hinausgeworfenes Geld. Farini verlangte absolute Trennung der Kirche vom Staate. Der Berichterstatter der Kammer beantragte die Genehmigung des Budget bloß aus dem Grunde, weil die Minister daraus eine Kabinetsfrage gemacht hätten. Die Sache war auch bereits „vollendete Thatsache;“ der Geschäftsträger in Rom war vom König bereits zum Ministerresidenten erhoben.

Besonders stürmisch und aufgeregt war die letzte Bera-



thung dieser Frage am 10. Mai; die diplomatische Tribune war reich besetzt, die für das Publikum überfüllt; vier Minister waren zugegen. Graf Solaro della Margherita hielt wiederum eine ausgezeichnete Rede. Er wies nach, die mit gutem und aufrichtigem Willen mit Rom geführten Unterhandlungen müßten zum Ziele führen; Rom habe sich stets in billigen Dingen, und in neuester Zeit wieder gegen Spanien (Concordat vom 23. April 1851) und gegen Toskana (Concordat vom 19. Juni 1851) sehr nachgiebig gezeigt; ferner zeigt er, das politische Interesse Piemonts fordere eine entsprechende Repräsentation in Rom; der Papst sei Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche und zugleich weltlicher Souverain, bei dem auch nichtkatholische Staaten, wie Rußland, Preußen und Holland diplomatische Vertreter haben. Als der Redner mit Entrüstung die Schmähungen gegen das französische Heer, das Rom befreit, zurückwies, erhob sich gewaltiger Lärm auf der Linken; er aber erklärte, dieses Toben werde ihn nicht erschrecken; viele Stimmen riefen: „Reden Sie fort.“ Da sprach Jener mit erhobener Stimme unter Zähneknirschen der Linken und vieler Ministeriellen vom Lobe Frankreichs und des verhaßten Oesterreichs. „Der Stern Napoleons wird nicht erbleichen, solange die französischen Standarten auf den sieben Hügeln aufgepflanzt bleiben, nicht zum Zeichen der Eroberung, sondern zum Schutze der päpstlichen Autorität. Und der jugendliche Erbe des Rudolph von Habsburg, der hochherzig der Kirche ihre Rechte zurückgab, er wird beschützt seyn vom Himmel, der ihn bereits von der blutdürstigen Wuth der Sektirer errettet hat. Und gegen so vielfache Demonstrationen der christlichen Welt zu Gunsten des heiligen Stuhles würde es einen seltsamen Contrast bilden, einen Contrast, der uns mit Schamröthe bedecken müßte, wollten wir ein anderes Verfahren einhalten, den Glanz der Gesandtschaft in Rom verringern oder den königlichen Minister abberufen aus der Metropole der alten und der neuen Welt.“

„Einige heben hervor, unsere Stellung zu dem Papste sei unglücklicherweise von der Art, daß die Anwesenheit unserer Diplomaten in Rom völlig überflüssig erscheine. Eben deßhalb aber bin ich der Meinung, daß es desto nothwendiger ist, die Gesandtschaft beim heil. Stuhle aufrecht zu halten; das wird wenigstens ein Beweis seyn, daß der Bruch nicht vollendet, die Hoffnung auf Vereinbarung noch übrig ist und man den rechten Moment zu deren Abschluß erwartet, zur Genugthuung für die Kirche, zum Wohle unseres Vaterlandes. Man redet stets von der nationalen Unabhängigkeit, man will, daß unser Name glänze unter den Völkern Europa's; das beste Mittel dahin zu gelangen, ist die Diplomatie, und gerade diejenige, die man so stark angreift. Man greift sie an, wenn man die Minister des Königs darauf reduciren will, bei auswärtigen Höfen nicht als Gesandte einer Achtung einflößenden Macht, sondern mit der Haltung bittender Botschafter eines gesunkenen Staates zu erscheinen. Die Armee und die Diplomatie sind die Stützen der Unabhängigkeit, jene im Felde, diese an den Höfen. Die Waffen einer Macht ersten Rangs können drohend gegen andere auftreten; der Gedanke daran hat eine überwiegende Kraft in den diplomatischen Fragen und dient der Sprache ihrer Repräsentanten zum Stützpunkt. Die Minister einer Macht zweiten Ranges aber müssen hier suppliren durch ihren Geist und durch ihre äußere Haltung, die eine gute Idee von ihren Höfen gibt; eine ärmliche Sparsamkeit würde sie vergessen, mißachtet, lächerlich machen zum Nachtheil des Staates, den sie vertreten. So vertheidigt man die Unabhängigkeit, nicht mit lärmenden, polternden Worten, wo man von Niemand bedroht ist, nicht mit feurigen Versicherungen, für sie sterben zu wollen, wo nirgends ein Feind sich zeigt. Wer Beweise seines Muthes geben will, der eilt zur Zeit des Krieges auf das Schlachtfeld und verweigert in Zeiten des Friedens der Regierung die Mittel nicht, für die Aufrechthaltung der Würde der Na-

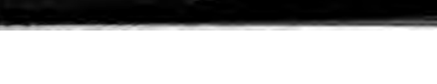


tion im Auslande zu sorgen. Eine Nation, die das nicht begreifen würde, wäre sicher bereits im Sinken begriffen."

Mit Recht hob bei dieser Discussion einer der Abgeordneten hervor, heute werde das Ministerium von seinen Gegnern vertheidigt, von seinen gewöhnlichen Freunden verlassen. Die Minister, besonders der der Justiz, erklärten das für eine Exception, die vorübergehend sei und in keiner Beziehung auf die Zukunft einen Einfluß ausüben werde; dabei erklärte er zugleich, die Civilehe werde nie Gegenstand der Unterhandlungen mit Rom seyn. Graf Cavour äußerte sich dahin: Man habe die Besorgniß laut werden lassen, jene Negociation werde die weiteren Reformen hindern; in Betreff des Gesetzes über die Civilehe habe der Justizminister bereits geantwortet; als Finanzminister habe er beizufügen, daß aus dem Budget für 1855 die Ausgaben für den Cultus schon gestrichen seien, worin man sicher eine bedeutende Reform erkennen werde. Näher könne er sich nicht ausdrücken, da das gerade einer jener Punkte sei, über die man mit Rom unterhandle; nur soviel könne er versichern, das Kabinet werde weder direkt noch indirekt einen supplementären Credit dafür verlangen. In Betreff der vorliegenden Frage bemerkte er weiter, zwei Motive hätten ihm verboten, der Neigung seiner Freunde (auf der Linken) und seiner eigenen zu folgen; das erste sei ein im Lande allem Anschein zufolge bei der Mehrheit der Nation herrschender Wunsch nach einer mit der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt verträglichen Vereinbarung mit dem römischen Stuhle; das zweite bestehe in Folgendem: „die Politik Piemonts ist liirt mit der der Großmächte; Piemont kann sich vernünftigerweise in den jetzigen Conjunkturen von Europa nicht isoliren, erklärte Feindseligkeiten gegen den römischen Stuhl würden die sardinischen Staaten in große Gefahr bringen. Die Zeiten sind hart und wir sind den Gefahren mehr ausgesetzt als andere." Diese so meisterhaft erläuterten Motive, die das Kabinet Cavour treffend charak-

terisiren, fanden auch Anklang bei der Majorität der Kammer: der Posten für den Ministerresidenten ging durch mit 100 gegen 33 Stimmen, während acht Deputirte sich der Abstimmung enthielten. Frankreichs Ermahnungen hatten, wie die Presse weiter ausführte, den sardinischen Ministerpräsidenten bewogen, der von ihm nicht getheilten Neigung der „Mehrzahl des Volkes" diesesmal einige Rechnung zu tragen; nach der „Armonia" wäre selbst England bei diesen Einwirkungen der fremden Diplomaten nicht unbetheiligt geblieben, um nur von Oesterreich jeden Grund zu weiteren Besorgnissen zu entfernen, wie denn auch für den Augenblick Lord Minto seine Rolle in Italien ausgespielt zu haben schien. Den Schein wollte mindestens das Ministerium retten, als wolle es noch in irgend einer Weise mit Rom unterhandeln; eine wohlunterrichtete römische Correspondenz der Armonia vom 3. Mai 1854 gab übrigens schon vorher die ganz glaubwürdige Versicherung, es hätten bis dahin noch gar keine Unterhandlungen mit Rom stattgefunden, kein Postulat, kein Entwurf eines neuen Concordates sei vorgelegt, ja noch nicht einmal eine frühere Note des heil. Stuhles beantwortet worden. Man hat, so viel auch daran gelegen schien, von keiner Seite diese Versicherung desavouirt.

Dagegen brachten fortwährend die officiellen Journale Piemonts eine Reihe von Artikeln gegen die päpstliche Regierung in der beleidigendsten Sprache, voll hämischer Entstellungen und böswilliger Erfindungen, darauf berechnet, die Unmöglichkeit einer annehmbaren Verständigung mit Rom glaubhaft zu machen, aus denen viele Nachrichten in deutsche und französische Blätter übergegangen sind. Das „Parlamento" z. B. behauptete dreist, seit zwei Jahren verhandle man erfolglos mit dem Kirchenstaate wegen eines Postvertrags; von ihm sei nicht das Geringste zu erwarten (8. März 1854). Das officielle „Giornale di Roma" erklärte aber am 17. März, erst vor einem Monate habe man darüber mit dem



päpstlichen Ministerium conferirt und seither nicht weiter auf der Convention insistirt; ohne alle Mühe sei übrigens der Postvertrag mit Oesterreich, Frankreich und anderen Staaten abgeschlossen worden; habe in dieser kurzen Zeit die Regierung Sr. Heiligkeit noch auf die Anfrage Sardiniens keine Antwort gegeben, so dürfte dieses wohl den Wunsch des heil. Stuhls andeuten, mit der piemontesischen Regierung vor allem Anderen erst Dinge von weit größerer Wichtigkeit zu verhandeln, die seit mehreren Jahren sicher nicht durch dessen Schuld in der Schwebe seien und die vielleicht dann nicht von so großer Bedeutung scheinen würden, wofern man gegen die Regierung Sardiniens in anderen Beziehungen eine mehr als gewöhnliche Condescendenz an den Tag legen wollte. Uebrigens sei in Betreff der unziemlichen Ausdrücke des Turiner Blattes zu bemerken, daß ihr so häufiges Vorkommen völlig der Nothwendigkeit überhebe, die täglich vorgebrachten Unwahrheiten desselben in der Darstellung römischer Angelegenheiten zu beleuchten und zu berichtigen. Die katholische Presse Sardiniens entgegnete dem „Parlamento," es sei eben kein großes Wunder, falls auch wirklich der heilige Stuhl zögere, neue Verträge mit einem Staate zu schließen, der die alten, auf das feierlichste sanktionirten Traktate ohne Scheu gebrochen zu haben sich rühme. Trauernd wies man darauf hin, daß bereits in Folge dieser Wirren sechs bischöfliche Stühle, die von Alessandria, Fossano, Alba, Sarzana, Boso und Bisarcio verwaist stehen und ihrer Wiederbesetzung viele Hemmnisse in den Weg gelegt werden *).

Ihrerseits hält die sardinische Regierung strenge fest an allen Vergünstigungen, die ihr die früheren Verträge mit

*) Die Regierung wollte nicht nur deren Einkünfte genießen, sondern beabsichtigte auch ihre völlige Suppression. Daß man seit längerer Zeit eine Reduktion der Bisthümer projektirte, zeigten die Expektorationen sowohl der ministeriellen Presse, als mehrerer Kammer-Mitglieder.

Rom gewährten; die darin übernommenen Verpflichtungen aber hat sie ohne Ausnahme über Bord geworfen. Der Bischof von Asti hatte vier Pfarreien ohne Anzeige beim Ministerium vergeben; der Fiskus erhob dagegen Klage als gegen eine Verletzung der Kronrechte, begnügte sich aber mit der Constatirung dieser Thatsache und mit der Nullitätserklärung jener Collation, weil, wie das „Echo du Montblanc“ bemerkt, man im Falle weiteren Vorgehens bei den öffentlichen Verhandlungen genöthigt wäre, sich auf die Giltigkeit der früheren Concordate zu berufen. (Ami de la relig. 2. Dez. 1854).

Die Spoliation der geistlichen Corporationen rief eine neue energische Note des heil. Stuhles hervor (Ami de la relig. 24. Okt.); es ward natürlich nur wenig darauf geachtet; man zeigte sich beleidigt durch die „Einmischungen eines fremden Souverains in die inneren Angelegenheiten der Nation“ und deklamirte gegen die unrichtigen Begriffe, die bei vielen Piemontesen noch über Staat und Kirche im Gange seien. Um diesen die nöthige Aufklärung zu verschaffen, erhielt der Supplent auf dem Lehrstuhle der Rechtsphilosophie in Turin, Carlo Boggir, den Auftrag ein Werk über Staat und Kirche zu schreiben, wobei man ihm den Zutritt in die Archive des Ministeriums eröffnete. Mit großem Geräusche ward seit dem Sommer 1854 das Erscheinen dieses Werkes angekündigt, das dem „Parlamento“ zufolge den klerikalen Prätensionen den letzten Schlag versetzen und die weitgreifendsten Resultate zur Folge haben sollte. (Ami de la relig. 10. Okt. 1854). Dieses non plus ultra staatskirchlicher Weisheit dürfte aber kaum bei denen auf Erfolg zu rechnen haben, für die es vorzüglich berechnet ward, namentlich da die Schriften der Grafen Solaro und Avogadro ihnen die gründlichste Belehrung verschafften.

So trat man die heiligsten Rechte der immensen Mehrheit des Volkes mit Füßen; so hat man in Piemont die katholische Kirche fast rechtslos gemacht, und mit der schänd-

lichsten Heuchelei wird fortwährend betheuert, daß man nur das Wohl der Kirche und des Volkes bezwecke. In dem stärksten Contraste zur Bedrückung der Kirche steht aber die allen anderen, gesetzlich nur tolerirten Culten eingeräumte Freiheit, die wir erst noch besonders in's Auge fassen müssen.

VI.

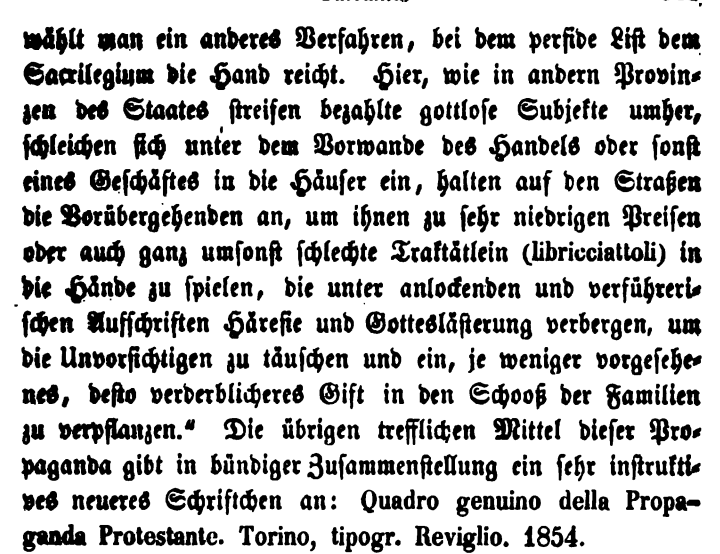
Die Stellung und Thätigkeit der Protestanten und Juden in Sardinien.

Den größten Jubel über die schmählliche Unterdrückung der katholischen Kirche in Sardinien und über die gleichzeitig ihr selber gewährte Protektion legt fortwährend die protestantische Propaganda an den Tag. Die „Buona Novella“ von Turin gibt sich der süßen Hoffnung hin, irgend ein Erdbeben oder sonst ein erschütterndes Naturereigniß werde das ganze Land früher oder später zum „Evangelium“ bekehren. Schon zählt man in Turin „zweitausend Protestanten“, und zahlreiche Bekehrungen stehen noch in Aussicht. Seit längerer Zeit becomplimentiren die englischen Blätter, besonders Morning-Chronicle, Spektator, Daily-News, Morning-Herald und Times, die piemontesischen Minister auf das zärtlichste, weil, wie der Spektator sagte, „wenn auch Piemont sich nicht formell zum Protestantismus bekennt, seine Politik deßhalb nichts destoweniger ebenso von demselben durchdrungen ist, als sein Verfahren in Sachen der Religion.“ Die protestantische Politik des Kabinets Cavour-Ratazzi zeigte sich in der That immer augenfälliger nicht nur in ihren Maßnahmen gegen den Katholicismus, sondern auch in dem unverhüllten Liebäugeln mit den Bestrebungen der englischen und helvetischen Propaganda. Daß es in den meisten Gesetzen der drei letzten Jahre nicht etwa bloß darauf abgesehen war,

den „tolerirten Culten" die „gebührende" Gewissensfreiheit zu sichern, sondern ihnen die ungehinderte Freiheit eines sonst überall verpönten Proselytismus der schimpflichsten Art zu verschaffen, davon haben die Bischöfe Savoiens in ihrer Adresse an den Senat, d. d. Chambery 28. März 1854, aus einer Reihe von Thatsachen den evidenten Beweis geliefert. Ja, Palmerston's gelehrige Schüler auf den Ministerstühlen in Turin haben in ihrer aufgeklärten innern Politik noch selbst das in Albion gewünschte Maß überschritten, und wurden noch von dort aus zu langsamerem und bedächtigerem Vorschreiten ermahnt.

Erfolglos blieben alle die zahlreichen und nachdrücklichen Vorstellungen des Episkopates, alle Bitten um Schutz für die erklärte Staatsreligion gegen den immer sich steigernden Uebermuth und die Dreistigkeit der protestantischen Propaganda. „Auf öffentlichen Plätzen, nicht bloß in ihren Cultus-Lokalen" — so klagten die Bischöfe und Vikare der Kirchen-Provinz Turin in ihrer Eingabe an den König (Ami de la religion 13. Mai 1854) — „verhöhnen die Protestanten ungeahndet die heiligsten Dogmen der Kirche; kein Mittel lassen sie unversucht, neue Anhänger zu werben, selbst nicht die Verführung durch Geldspenden; sie drucken Bücher in großer Zahl mit anscheinend ganz katholischen Titeln" *). Einen energischen Hirtenbrief veröffentlichte darüber der Bischof von Biella am 15. März v. Js., worin das Treiben der evangelischen Missionäre treffend geschildert ist. „Bisher vertheilte man unentgeldlich verfälschte Bibeln und viele der Moral und dem Cultus der Kirche feindseligen Schriften. Jetzt

*) Z. B. „Andachtsübungen für die heil. Communion" — „Tägliche Speise der Seelen" — „Familienandachten" — „das wahre Kreuz" — „Leben des heil. Apostels Petrus" — „auserlesene Psalmen" — „die Dogmen der heil. Kirche" — „die Eucharistie" — „populäre Homilien" — „Hymnen und geistliche Lieder" u. s. f.

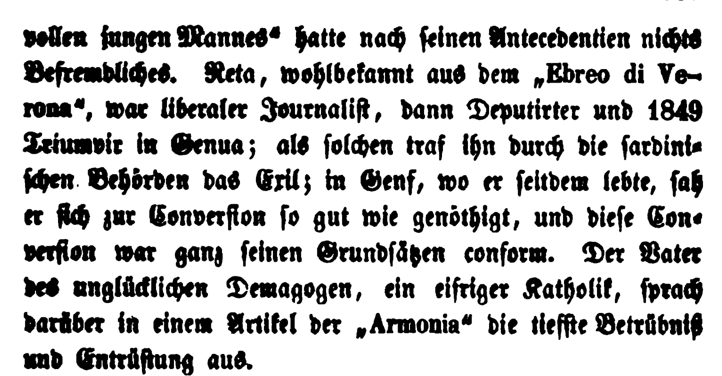


wählt man ein anderes Verfahren, bei dem perfide List dem Sacrilegium die Hand reicht. Hier, wie in andern Provinzen des Staates streifen bezahlte gottlose Subjekte umher, schleichen sich unter dem Vorwande des Handels oder sonst eines Geschäftes in die Häuser ein, halten auf den Straßen die Vorübergehenden an, um ihnen zu sehr niedrigen Preisen oder auch ganz umsonst schlechte Traktätlein (libricciattoli) in die Hände zu spielen, die unter anlockenden und verführerischen Aufschriften Häresie und Gotteslästerung verbergen, um die Unvorsichtigen zu täuschen und ein, je weniger vorgesehenes, desto verderblicheres Gift in den Schooß der Familien zu verpflanzen." Die übrigen trefflichen Mittel dieser Propaganda gibt in bündiger Zusammenstellung ein sehr instruktives neueres Schriftchen an: Quadro genuino della Propaganda Protestante. Torino, tipogr. Reviglio. 1854.

In der That, was wir früher von diesen Evangelisirungsversuchen berichteten, findet von allen Seiten eine immer neue Bestätigung. „Die Engländer" — berichtete im März v. Js. ein Turiner Correspondent der Allgemeinen Zeitung (3. April) — „schreiben ihre Fortschritte einem Wunder zu; allein der Hunger spielt die größte Rolle dabei. Viel bedenklicher sind die Uebertritte der politischen Flüchtlinge; sie kehren der katholischen Religion nur den Rücken, weil sie in der Gewalt des Papstes das vermeintliche Haupthinderniß der sogenannten Wiedererweckung Italiens sehen." Das sind die zwei wesentlichsten Motive, die zum Abfall der Kirche verleiten; die katholischen Blätter haben davon zahlreiche Beispiele einregistrirt. Viele der Convertiten der ersten Classe, die durch Geld erweckten „Protestanten aus Hunger" kehren aber oft bei dem Aufhören der pekuniären Subsidien wieder zu der verlassenen katholischen Gemeinschaft zurück, wie jüngst ein gewisser Giovanni Lagomarsini, der öffentlich bekannte, nur das Geld habe ihn zum Anschluß an die Waldensergemeinde bewogen (Civiltà catt. 19. Aug. 1854). Diese Prose-

kyten sind und bleiben unzuverläßig; ein Theil wird von Gewissensangst wieder zur Umkehr bewogen, ein anderer erklärt sich bereit, für ein Paar Franken sich dem Teufel zu verschreiben und Jedem zu dienen, der ihm den Magen und die Börse füllt. Weit zuverläßiger dagegen ist die zweite Classe, die „Protestanten aus Politik“, aber freilich auch „bedenklicher“; die besten Protestanten sind die Revolutionäre, die freilich anerkannt schlechte Christen sind, gleichwohl immer noch der Propaganda willkommene Brüder und Genossen *). Zu diesen hochgefeierten, „glaubenseifrigen“ Convertiten gehört auch Constantino Reta, der bereits in sardinischen Blättern (Diritto 1854, Num. 140) sich als Mitglied der Genfer Communità evangelica italiana präsentirte und „Zeugniß ablegte von der Gnade des Evangeliums“, zugleich auch seine Landsleute in einer durch Mazzini's Organ „Italia e Popolo“ (Num. 264) veröffentlichten Proklamation dringend ermahnte, den „alten Aussatz Italiens, den Papismus“ endlich einmal abzuschütteln. Der weithin ausposaunte Uebertritt des „geist-

*) Ein gut freimaurerischer Correspondent der Indépendance Belge begrüßt die Einweihung der protestantischen Kirche zu Turin mit großem Jubel, bemerkt jedoch: „daß man sich außerordentlich täuschen würde, wollte man dieser Begebenheit eine Wichtigkeit für die protestantische Propaganda beilegen.“ „Diese Propaganda würde in Italien unwirksam seyn; wer dieses Land hier nur ein wenig kennt, wird nicht daran zweifeln, und die vernünftigen Protestanten selbst theilen diese Meinung. Die wenigen Bekehrungen, die man hat machen können, haben einen politischen Widerspruchsgrund gegen den römischen Hof und sind, was die Religion betrifft, von keiner Bedeutung. Wenn dieser römische Hof sich gebehrdet, als ob er sich über die Fortschritte des Protestantismus in Piemont tief bekümmere, so gibt er dadurch den Beweis von Unredlichkeit; denn er weiß wohl, was er davon zu halten hat.“ Die Darmst. K.-Z. vom 4. März 1854 druckt getreulich nach, schwört aber dazu, freilich ohne Beweis: „die häufigen Uebertritte zur protestantischen Kirche sind nicht die Früchte politischer Opposition, sondern des heiligen Geistes, der seinen Hauch über ganz Italien wehen läßt.“



vollen jungen Mannes" hatte nach seinen Antecedentien nichts Befremdliches. Reta, wohlbekannt aus dem „Ebreo di Verona", war liberaler Journalist, dann Deputirter und 1849 Triumvir in Genua; als solchen traf ihn durch die sardinischen Behörden das Exil; in Genf, wo er seitdem lebte, sah er sich zur Conversion so gut wie genöthigt, und diese Conversion war ganz seinen Grundsätzen conform. Der Vater des unglücklichen Demagogen, ein eifriger Katholik, sprach darüber in einem Artikel der „Armonia" die tiefste Betrübniß und Entrüstung aus.

Aber immer schlagender sollte der Zusammenhang zwischen „italienischen Protestanten" und den revolutionären Italianissimi sich herausstellen. Der Apostel der italienischen Revolution ward zugleich einer der eifrigsten Apostel des Protestantismus. Am 21. Sept. v. Js. feierte er in Gegenwart der Gläubigen, deren Zahl sich auf hundert belief, und in Gegenwart des mit stürmischem Jubel begrüßten Diktators Mazzini in Genf mit einer großartigen Rede das Einweihungsfest der dortigen evangelisch-italienischen Kapelle, von dem auch mehrere Blätter, namentlich die „deutsche Volkshalle", viel Erbauliches berichtet haben. Der Vorsitzende Reta wandte mit der Demuth eines gelehrigen Schülers die ganze Ehre des Tages seinem Meister Mazzini zu, dem er den Tribut seiner Ehrfurcht und Bewunderung reichlich zollte, und sprach von den Pflichten des Italieners gegen sein Vaterland ganz nach der Auffassung des Diktators und seiner Humanitätsreligion, welche in der Erhebung Italiens gegen seine „Zwingherrn" und den „Despoten im Vatikan" ihr erstes und letztes Gebot proklamirt. Der Rede Reta's folgte eine Art von kurzem Gebet, natürlich um vom Himmel die Erfüllung so gerechter Desiderien und Muth und Ausdauer für die Parteigenossen zu erflehen. Dann ergriff Mazzini selbst, der eigentliche Held des Tages, das Wort, um noch mehr für die heilige „italienische Sache" zu begeistern, und

seine Grundsätze rückhaltslos den versammelten Patrioten zu enthüllen. Seine große Idee und die Universaldemokratie, erklärte er, könnten nur durch eine möglichst große Apostasie der Italiener vom Katholicismus zum Triumphe gelangen, und ohne die religiöse Revolution lasse sich die politische nie vollständig verwirklichen. Deßhalb solle man kein Mittel sparen, dem Katholicismus so viele seiner Anhänger als nur immer möglich zu entreißen, die italienischen Protestanten sollten mit denen der Schweiz sich auf das Engste verbinden; ihre Hoffnungen und Geschicke wolle er zu einem einzigen Bündel vereinigen, die gleichen Gefahren sollten beide noch fester einigen und zu einer compakten Masse gestalten. Tröstlich und erhebend sei es für ihn, daß in Genf so viele Italiener dem Papismus den Rücken gewendet; das sei eine für sich sprechende Protestation gegen den römischen Hof, das sei ein herrliches Mittel, der „italienischen Idee" den völligen Sieg zu verschaffen. Darauf versprach Reta dem Meister, im Namen seiner Freunde in Genf, den innigen Anschluß und die feste Einigung der Genfer Protestanten mit der nationalen Partei in Italien, und äußerte seine Hoffnung, daß der religiösen und politischen Bewegung der Halbinsel das Gold der englisch-evangelischen Propaganda zum mächtigen Hebel dienen werde. Mazzini schloß die Feier mit einer donnernden Strafrede gegen alle Tyrannen, deren Throne nahe daran seien, in Trümmer zu zerfallen und zur Unterlage zu dienen für den künftigen Altar der neuen völkerbeglückenden Welt-Religion.

Daß die Verheißungen des Beistandes von Seite der evangelischen Allianz keine leeren Worte geblieben sind, hat sich durch die That bereits sattsam gezeigt. Genf bildet dazu den geeignetsten und sichersten Mittelpunkt für die Revolutionirung und die Evangelisirung Italiens. Dort besteht die **Association des interêts protestants**, die nicht nur den armen Katholiken jeden Verdienst entzieht, bis sie zum Abfall sich

gedrängt sehen, sondern in jeder Weise die Intoleranz bis zum barbarischen Fanatismus treibt, unterstützt und begünstigt von der Regierung, die überall den protestantischen Prädikanten ihren Arm leiht, und die der katholischen Kirche treuen Gemeinden auf das Härteste bedrängt. Von hier aus dringt die Propaganda in Savoien ein; seit mehr als zwei Jahren sind ein Herr und eine Frau Picot, Momiers von Genf, in der katholischen Pfarrei Chouler und im Schlosse des gleichnamigen Grafen für die Evangelisation von Savoien, namentlich durch Geldmittel, sehr thätig; in Gex predigt ein Herr Termain von Vaudoeuvre den schweizerischen und savoiischen Neophyten; ebenso ist es in Vernier, Onex, Chevrans und an andern Orten *). Man geht in die Häuser der Armen, gibt ihnen unentgeldlich Bücher und Journale, und sagt ihnen reichliche Unterstützung unter der Bedingung der Apostasie von ihrem Glauben zu. Genf, das schon eine Masse solcher Apostaten zählt, sinnt noch auf größere Erfolge; für ihre im August des gegenwärtigen Jahres in Genf abzuhaltende Versammlung hat die schweizerische Predigergesellschaft die Frage ausgeschrieben, welches die besten „direkten und indirekten Mittel des Proselytismus" seien, „namentlich dem römischen Katholicismus gegenüber". Auch der Gustav-Adolphs-Verein verspricht den evangelischen Christen Italiens seine ausgedehnte Fürsorge noch zuzuwenden, wie er denn auch die Waldenser in Savoien bereits unterstützt hat **).

In Turin selbst rühmt sich der Protestantismus großer Eroberungen; neben der „Buona Novella" schuf er sich ein zweites Organ in der Presse: „La luce evangelica". In die-

---

*) Vgl. Ami de la religion 24. Juni 1854.

**) Vgl. K. Zimmermann, der Gustav-Adolph-Verein. Ein Wort von ihm und für ihn. Darmstadt 1854. K. Matthes, Allgem. kirchliche Chronik. Leipzig 1855. S. 29.

sem „evangelischen Lichte“ läßt der Apostat Vincenz Albarella, längst als fanatischer Republikaner bekannt, das Licht Mazzini's erstrahlen. Bald kam es zu Fehden zwischen beiden Journalen, in denen die vom Protestantismus unzertrennliche innere Spaltung, die auch in der Turiner-Gemeinde in dem Gegensatze zwischen „waldensischen“ und „evangelischen“ Protestanten sich entwickelt hatte, ihren Ausdruck fand. Die erstgenannte Partei wird von der „Buona Novella“ vertreten, die zweite von ihrer jüngeren Schwester. Diese letztere Fraktion, die der „Evangelici“, von erklärten Revolutionären geleitet, verkündigte in einem eigenen Circulare, sie werde sich als „unabhängige italienisch-evangelische Gesellschaft“ constituiren und von den Waldensern gänzlich lossagen. Dagegen denuncirte die „Buona Novella“ die „Evangelici“ als eine gefährliche politische Partei; es folgte ein heftiger Streit, in dem die „Evangelischen“ den Prediger Meille als romanisirend verdächtigten. Das Skandal ward immer größer; die Reputation beider Theile litt darunter nicht wenig, namentlich wurden die Prediger dabei am wenigsten geschont. Der Waldenser-Prediger Bert ward durch das Gerücht beschuldigt, er habe den savoiischen Abgeordneten Chenal auf Pistolen gefordert, und so eine neue Probe seines ächt evangelischen Geistes abgelegt*). Der Prädikant de Sanktis ward wegen seines Hinneigens zu den „Evangelici“ von den Waldensern entlassen und seines Amtes entsetzt. Warm nahm sich nun die „Luce evangelica“ des entsetzten Predigers an und erinnerte, wie derselbe ein zweifaches Examen bestanden und eine feierliche „consecrazione“ erhalten, wie grausam es sei, ihm ein Amt zu nehmen, das man ihm übertragen, um ihm Brod zu verschaffen, und ihn nun mit seiner Familie darben zu lassen. Ebenso war aber unter den Waldensern selbst eine Spaltung ausgebrochen; die Partei der „Diaconi“ bekämpfte die Partei der

*) So schreibt auch der Correspondent „vom Po“ im Staatsanz. f. Würtemberg am 12. Juli 1854.

„Tavola Valdese" wegen der Administration der Gemeinde-Güter, welche die „Diakonen", gestützt auf Akt. 6, 1 ff., für sich allein beanspruchten. Die „Tafel" ließ das biblische Argument nicht gelten und behauptete, das sei keine evangelische Norm; sie drohte mit Aufhebung der gegenwärtigen Diakonie und Einsetzung neuer Diakonen, worauf die Diakonie einen „energischen Protest" erließ. Um jedoch den Familien-Vater *) de Sanktis dem Elende zu entreißen, bot man ihm im Waldenserthale ein theologisches Lehramt an, „bloß aus Rücksicht auf seine Familie." Der arme Mann konnte sich nicht sogleich entscheiden; Einige meinen, er werde jetzt völlig in's Lager der „Evangelici" übergehen, Andere äußern, er werde den Ausgang des Güterstreites abwarten, und falls die Diakonen hierin den Sieg erlangten und das Vermögen ganz in ihre Hand brächten, so werde er am liebsten der Diakonatspartei sich anschließen (Civiltà catt. 16. Dec. 1854).

Diese kleinen Reibungen hindern natürlich den gemeinsamen Kampf gegen den Papismus nicht; das Hauptgeschäft der noch von verschiedenen Flugblättern sekundirten Journale bleibt die Verhöhnung der katholischen Institutionen und des Klerus; ihre Hauptstütze sind die dominirenden Radikalen und das ruhige Zusehen der Minister, für die der erste Artikel der Constitution von der herrschenden Religion des Staates schon lange nicht mehr existirt. In Cagliari verkündigten die demokratische „Gazzetta popolare" und das höchst ministerielle „Statuto" gleich angelegentlich, daß dort bereits ein Depot von Bibeln der Londoner Gesellschaft sich finde, wo die heilige Schrift um einen höchst geringen Preis zu haben sei, und luden alle Bewohner zu zahlreichem Ankauf

*) Desanktis, ein apostasirter Mönch, hatte gegen jene Katholiken, die seinen Abfall aus der Neigung zur „Beweibung" erklärten, schroff das Gegentheil behauptet, und auf seine fortwährende Ehelosigkeit sich noch vor zwei Jahren berufen. In dem Entlassungsdekret der Waldensergemeinde wird er aber als „Familienvater" bezeichnet.

ein. Man hat schon seit längerer Zeit bemerkt, daß gerade Turin und Cagliari, zwei ihrer Hirten beraubte Diöcesen, am meisten von der protestantischen Propaganda heimgesucht sind. In Cagliari erließ der Generalvikar am 20. Sept. v. Js. ein ausführliches Circulare gegen die verfälschten Bibeln (Civiltà catt. 21. Oct.); aber das Colportiren derselben dauert unter dem Schutze der Behörden allenthalben, auch auf dem Lande, fort. Die „Times" meldeten schon vor einiger Zeit, daß die Waldenser in Turin bald eine neue Kirche in Genua haben würden, und zwar eine zu diesem Zwecke angekaufte katholische Kapelle; der Bekehrungen seien daselbst unzählige; zur Deckung der Kosten im Betrag zu 75,000 Liren habe man bereits in London eine Subscription eröffnet. Das „Univers" meinte mit Recht, wenn doch der Protestantismus so reißende Fortschritte mache und die Conversionen nicht zu zählen seien, so sei schwer zu begreifen, warum man denn in dem so wohlhabenden Genua für einen neuen Tempel einer Subscription in London bedürfe. Indessen erlangten doch die Katholiken von Genua ihre Muttergotteskirche zurück; die Waldenser kauften ein neues Terrain in der Via nuova di S. Bartolommeo degli Armeni. Hier, wie in Pinerolo, hat ihnen die Regierung bereits den Bau einer neuen Kirche gestattet. Auch in Oneglia soll bald ein neues Bet-Haus nöthig werden, wo ein mit der Evangelisation von Ligurien betrauter Prädikant schon seit zwei Jahren seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Merkwürdig ist es, aber aus sehr nahe liegenden Gründen erklärlich, daß während der Cholerazeit in Genua und Turin die protestantische Propaganda sich ganz still und äußerst zurückgezogen verhielt. In Genua hörte man von ihr keine Sylbe, in Turin sehr wenig. Aber das katholische Volk, tief empört über das Gebahren der neuen Apostel und ihres Anhangs, macht sich bisweilen in derben Verwünschungen und selbst Thätlichkeiten Luft; in Genua gibt die Bevölke-



rung, besonders der niedern Schichten, den wenigen Apostatenfamilien in jeder Weise ihre Verachtung kund. In Nizza kam es am 25. Sept. v. Js. zu einem großen Skandal. Ein sehr schlimm beleumundetes Individuum, ein notorischer Ehebrecher, war gefährlich erkrankt; der herbeigerufene katholische Geistliche verweigerte ihm, seiner Pflicht gemäß, die Absolution, wenn er seiner schlechten Gewohnheit nicht entsage. Der Kranke wollte davon nichts hören; er sandte nach dem protestantischen Prediger und fand, daß dieser leichter zu befriedigen war. Derselbe starb bald, nachdem er die Tröstungen des Prädikanten erhalten; die Leichenfeier benützten die Protestanten, um mit dieser großen Acquisition Demonstration zu machen. Das Volk, das den ganzen Lebenswandel des Verstorbenen kannte, zischte in voller Entrüstung den Leichenconduct aus. Nun nahm sich die radikale Journalistik auf das wärmste der verhöhnten Protestanten an, man schmähte, das „Parlamento" von Turin an der Spitze, in der derbsten Weise über das sonst hochgepriesene souveraine Volk; das „Avenir" von Nizza erhob sich (Num. 1053) gegen die Behörden, weil sie das empörende Spektakel nicht verhindert; aber zwei Waldenser-Pastoren, A. Gay und Léon Pilate, rechtfertigten in einem an die Redaktion gerichteten Schreiben vom 27. Sept. die angegriffene Polizeibehörde mit der Erklärung, daß sie Alles, was sie vermocht, zur Erhaltung der Ordnung aufgeboten. Hätte man nur, bemerkte die katholische Presse bei dieser Gelegenheit, der sardinischen Polizei dasselbe Zeugniß geben können, als der Erzbischof von Turin und so viele Religiosen vom Pöbel der Hauptstadt in noch viel roherer Weise ausgezischt und insultirt wurden. Die Protestanten in Nizza erhielten auch bald die gewünschte Genugthuung; am 8. Nov. wurden von der dortigen Camera correzzionale zwei der Inkulpaten zu zehntägigem Gefängniß verurtheilt.

Wegen des Begräbnisses der Protestanten drohten be-

reits an mehreren Orten ernste Conflikte. In Trino gewannen die Protestanten eine Frau, die bald nach ihrer Bekehrung zur „reinen und einfachen Religion der italienischen Apostel", wie die „Gazzetta del popolo" sich ausdrückte, an der Cholera starb. Das kirchliche Begräbniß ward, wie sich von selbst verstand, verweigert; die Protestanten daselbst hatten keinen eigenen Kirchhof. Der Syndikus war in großer Verlegenheit; um sich aus der Sache zu ziehen, beschloß er ohne weiteres den Cadaver zur Beerdigung nach Turin zu senden. In der That wurde auch hier die Leiche auf dem protestantischen Kirchhofe bestattet. Ueber dieses Faktum gerieth die liberale Presse in den heftigsten Zorn; sie erklärte, der Kirchhof gehöre dem Volke, und es müßten in demselben auch die Protestanten beerdigt werden. Die „Gazzetta del popolo" forderte, in derartigen Fällen müsse der Syndikus unter militärischer Bedeckung die Beerdigung auf dem katholischen Friedhofe erzwingen, und schmeichelte sich bereits, ihr Antrag werde bald bei dem Ministerium geeignete Berücksichtigung finden. So warm die Journalistik der außer der kirchlichen Gemeinschaft Verstorbenen sich annimmt, so sehr eifert sie gegen diejenigen, die in ihr auf erbauliche Weise sterben. Mit der plattesten Rohheit begeiferte die „Voce della libertà" (Nr. 293) den Marschall Saint-Arnaud, nicht nur weil er zum Staats-Streich vom 2. Dec. 1852 beigetragen, sondern vorzüglich, weil er als katholischer Christ aus diesem Leben schied. Hinter ihr blieb auch das „Parlamento" (Nr. 553) nicht zurück, das sich bei dieser Gelegenheit die stärksten Ausfälle auf den französischen Kaiser erlaubte.

Bald kamen die Postulate der liberalen und protestantischen Presse zur Ausführung. Am 25. Okt. 1854 starb in Novarra ein Waldenser Namens Zanoia, den der dortige Syndikus de Medici auf Antrag der protestantischen Gemeinde und nach vorgängiger Anfrage bei dem Ministerium durch den von Turin herbeigerufenen Prediger Bert auf dem katho-



lischen Campo santo beerdigen ließ. Damit waren nicht nur die bisher noch strenge beobachteten kanonischen Gesetze, sondern auch die noch keineswegs aufgehobenen früheren königlichen Verordnungen verletzt. Die normative Instruktion für die Gemeindeverwaltungen vom 1. April 1838 besagt ausdrücklich: „die Sorge für die Friedhöfe liegt cumulativ den Pfarrern und den Gemeindeverwaltungen ob, letzteren jedoch nur im Betreff der Sanitätspolizei, sowie der materiellen Unterhaltung des Leichenackers und der dazu gehörigen Gebäulichkeiten. Alles Andere steht ausschließlich den Pfarrern zu.“ Die geistliche Behörde fand sich daher in ihrem Rechte über die Kirchhöfe, das noch durch viele andere Bestimmungen garantirt ist, beeinträchtigt. Hierauf sich berufend, protestirte der Bischof von Novarra auch entschieden gegen den Gewalt-Akt der weltlichen Behörden, ließ das Grab des Häretikers durch eine Mauer von dem übrigen Kirchhof trennen und dessen Reconciliation nach Vorschrift der Canones vornehmen. Davon gab er seinem Klerus in einem Circulare vom 6. Nov. Nachricht. Die „Buona Novella“ und die gesammte demokratische Presse triumphirten laut über das feierliche Begräbniß sowie darüber, daß der Bischof die Exhumation des Cadavers nicht hatte durchsetzen können, und das unter den rohesten Ausfällen auf den katholischen Cultus (Civiltà catt. 2. Dec. 1854). Man spottet über die Ceremonien und Benediktionen der Kirche, den Weihrauch und das Weihwasser in demselben Athemzuge, in dem man mit unbändigem Geschrei das Begräbniß an einem Orte fordert, der mit eben diesen Ceremonien von katholischen Priestern benedicirt, mit Weihwasser besprengt und eingeweiht worden ist. Das kam zuletzt dem eben nicht religiösen „Corriere mercantile“ (14. Nov.) selbst lächerlich vor; aber der Masse der Journale ist Alles willkommen, was als Agitationsmittel gegen die Kirche nur irgendwie sich gebrauchen läßt.

Auch die Angelegenheiten der Juden liegen den sardini-

schen Ministern sehr am Herzen; von einer Beeinträchtigung ihrer Freiheit ist natürlich keine Rede; man wendet ihnen sogar die zärtlichste Sorgfalt zu. Am 24. Nov. 1853 wandte sich die Specialcommission des israelitischen Cultus an den Minister des Innern, um seine Fürsorge für die Bekenner des mosaischen Glaubens anzurufen. Im Namen des Ministers antwortete der General-Intendant von Turin, daß der betreffende Gesetzvorschlag bereits ausgearbeitet und nächstens dem Parlamente vorgelegt werde. Am 7. Jan. 1854 legte der Minister des Innern auch in der That der Deputirtenkammer einen Entwurf mit dem Titel: „Costitutione delle università israelitiche" vor, wornach die israelitische Bevölkerung des Staates in zwanzig Wahlbezirke eingetheilt wurde, wovon jeder einen Repräsentanten zu der alle drei Jahre regelmäßig, und außerdem so oft es der Minister des Innern für gut findet, abzuhaltenden Generalversammlung in Turin zu stellen hat. Letztere hat die Autorität der Rabbinen zu regeln, die Beiträge für Cultus- und Unterrichtsbedürfnisse festzusetzen, die Rechnungen zu revidiren, die inneren religiösen Verhältnisse frei und selbstständig anzuordnen. Ihren Beschlüssen wird der Schutz des Staats gewährt und ihrer Thätigkeit volle Freiheit unbedenklich zugestanden, die man allein der katholischen Kirche verweigert. Nebstdem ist die Zulassung der Israeliten zu allen Staatsämtern in nahe Aussicht gestellt. Das Organ der sardinischen Juden, der von vielen hohen Staatsmännern protegirte „Educatore Israelita", berichtete bereits am 1. Jan. 1854 von zwei Anstellungen jüdischer Beamten und rühmte sich, daß ihm nicht bloß bei seinen Brüdern im Glauben (fratelli de fede), sondern auch bei seinen Brüdern der Nation nach (fratelli di patria) bedeutende Gunst und Unterstützung, sowie vielfache Ermunterung zu Theil geworden sei. Aber in der gesammten Journalistik haben die Hebräer bereits ihre Thätigkeit entfaltet; mit aller Kühnheit mischen sie sich in die religiösen Fragen

des Landes ein; der Jude Jakob Dina forderte in der „Opinione" bereits stürmisch die Aufhebung der Klöster und die Einziehung des Kirchenguts. Die Zahl der „aufgeklärten" Juden ist im Steigen; sie unterstützen bereitwillig die protestantische Propaganda mit ihrem Einfluß, und diese wie jene fördern die große Idee des Mazzini, der mehr als je auf seinen Anhang in Sardinien rechnen kann, und geräuschvoll von Zeit zu Zeit das Fortbestehen desselben in der bedrohlichsten Weise bekundet. Die Wächter des Thrones und der Ordnung aber scheinen zu schlafen.

XXV.

Literatur.

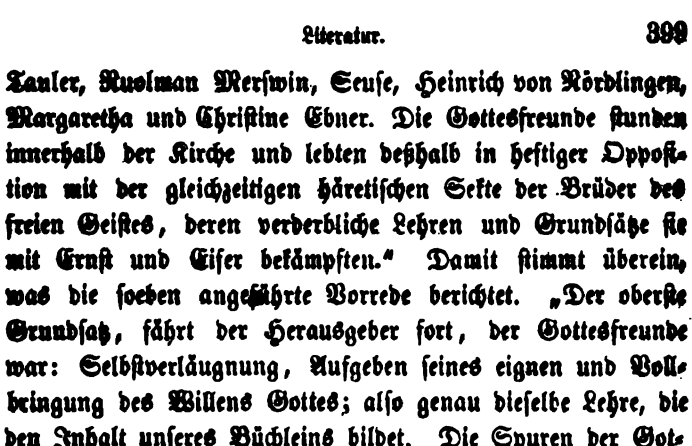
I.

Theologia deutsch: Die leret gar manchen lieblichen underscheit gotlicher warheit und seit gar hohe und gar schone ding von einem volkomen leben. Nach der einzigen bis jetzt bekannten Handschrift herausgegeben von Dr. Franz Pfeiffer. Zweite verbesserte und mit einer neudeutschen Uebersetzung vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag von Samuel Gottlieb Liesching 1855.

Wir haben es da mit jenem berühmten Büchlein zu thun, das, obwohl geraume Zeit vor der Kirchenspaltung schon entstanden, doch erst zur Zeit derselben weiter bekannt wurde, indem Luther es zuerst durch den Druck bekannt gemacht (anfänglich [1516] bloß theilweise, ein paar Jahre später aber in vollständiger Ausgabe) und hoch angerühmt hat. Seitdem ist es unter dem Titel, den ihm Luther gab

„Eyn deutsch Theologia," in vielen deutschen Ausgaben und in vielen Uebersetzungen in andere Sprachen verbreitet worden; allein alle gründen sich nur entweder mittelbar oder unmittelbar auf Luthers Originalausgabe. Vor einigen Jahren ward aber in der Bibliothek der ehemaligen Cistercienser-Abtei in Bronnbach bei Wertheim am Main eine Handschrift aufgefunden, die unter dem Titel „der Franckforter" den Text des genannten Büchleins in ursprünglicherer Form wiedergibt, als die von und nach Luther veranstalteten Ausgaben. Nach dieser Handschrift nun, die der letzten Zeit des 15ten Jahrhunderts, dem Jahre 1497, angehört, hat Herr Bibliothekar Dr. Franz Pfeiffer in Stuttgart die neue Ausgabe des mystischen Tractates 1851 veranstaltet und in der zweiten Auflage mit einer neudeutschen Uebersetzung vermehrt.

Ueber den Autor ist nichts weiter bekannt, als was die „Vorrede über den Franckforter" in der genannten Handschrift darüber aussagt: „Dis Buchlin hat der almechtig ewig got uß gesprochen durch einen wisen, verstenden, warhaftigen, gerechten Menschen sinen frunt, der da vor ziten gewest ist ein dutscher herre, ein priester und ein custos in der dutschen herren hus zu Franckfurt, und leret gar manchen lieblichen underscheit götlicher wahrheit, und besunder, wie und wa mit man erkennen muge die warhaftigen gerechten gotesfrunde und auch die ungerechten valschen frien geiste, die der heiligen kirchen gar schedlich sint." Demnach war also der Verfasser ein Priester und Custos in dem Deutschherrenhause zu Frankfurt am Main „und gehörte, bemerkt der Hr. Herausgeber, was man bisher gar nicht beachtet hat, ausgesprochenermaßen dem Vereine der mystischen Gottesfreunde an, jener geheimen religiösen Gesellschaft von Geistlichen und Laien aller Stände, deren Zweige während den zwei letzten Dritteln des 14ten Jahrhunderts dem Rhein entlang von Basel bis Köln und östlich bis nach Schwaben, Bayern, Franken reichten. Die Häupter derselben waren namentlich Nikolaus von Basel,



Tauler, Ruolman Merswin, Seuse, Heinrich von Nördlingen, Margaretha und Christine Ebner. Die Gottesfreunde stunden innerhalb der Kirche und lebten deßhalb in heftiger Opposition mit der gleichzeitigen häretischen Sekte der Brüder des freien Geistes, deren verderbliche Lehren und Grundsätze sie mit Ernst und Eifer bekämpften." Damit stimmt überein, was die soeben angeführte Vorrede berichtet. „Der oberste Grundsatz, fährt der Herausgeber fort, der Gottesfreunde war: Selbstverläugnung, Aufgeben seines eignen und Vollbringung des Willens Gottes; also genau dieselbe Lehre, die den Inhalt unseres Büchleins bildet. Die Spuren der Gottesfreunde reichen nicht über das 14te Jahrhundert hinab: die Entstehung der Theologia darf daher nach Allem mit ziemlicher Sicherheit in den Schluß dieses Jahrhunderts gesetzt werden. An Ausdrücken, die bereits das Gepräge einer spätern Zeit an sich tragen und also zu widersprechen scheinen, z. B. liebe, liebhaben, häufig auch etwas u. s. w., muß man sich nicht stoßen, indem ursprünglich ganz gewiß minne, minnen, icht dafür gestanden hat."

Den Namen des Verfassers auszumitteln ist den Bemühungen des Herrn Pfeiffer nicht gelungen, und dürfte auch schwerlich jemals gelingen, da die Verfasser solcher Schriften absichtlich unbekannt bleiben wollten, den Worten Tauler's gemäß: „Das heißen Gottesfreunde, die sich vor allen Creaturen so verbergen, daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses." In Betreff des Titels bemerkt der Herausgeber: „Er rührt von Luther selbst her, der in der ersten Vorrede sagt: denn dißmall ist das Büchleyn an titell vnd namen funden. Doch will seine Benennung „Ein deutsch Theologia," sowie diejenigen der älteren Nachdrücke „Theologia teutsch" offenbar nichts weiteres sagen, als: ein deutsches Büchlein theologischen Inhalts, und insofern dürfte wenig daran auszusetzen seyn. Dagegen klingt der späterhin bis in die neueste Zeit durchgedrungene Titel:

die deutsche Theologie viel zu stolz und anmaßend, und mit Recht haben schon Poiret in der Vorrede zu seiner Uebersetzung, und Andere Anstoß daran genommen. Ich habe den Mittelweg gewählt und, da es unter diesem Titel einmal bekannt ist, das Büchlein „Theologia deutsch“ genannt, mit Hinzufügung der in der Ueberschrift und Vorrede selbst vorgezeichneten Erläuterung. „Den Franckfurter,“ wie es nichtssagender Weise in der Hs. heißt, konnte und wollte ich es nicht benennen.“

Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so ist er, wie bereits bemerkt wurde, mystischer und ascetischer Art, und der Grundgedanke, der sich durch das Ganze von einem Ende bis zum andern hindurchzieht, ist Selbstentsagung, und Zweck desselben ist Aufforderung zur gänzlichen Selbstentsagung und Belehrung darüber. Dabei stellen sich denn alsbald auch die Eigenthümlichkeiten der mystischen Rede und die Ueberschwänglichkeiten ihrer Ausdrucksweise ein, daher denn Mißdeutung sehr leicht möglich ist, die auch in der That dem Buche nicht erspart geblieben. Außer dem Anspruche, den der Protestantismus an dasselbe erhebt, wurde in neuerer Zeit auch noch Pantheismus und Antinomismus darin gefunden. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf diese Behauptungen einzugehen und die Berechtigung oder Grundlosigkeit derselben zu prüfen; nur in einigen Bemerkungen soll der wahre Sachverhalt angedeutet werden.

Was zuerst die Behauptung betrifft: das Buch sei ein wesentlich protestantisches, es wehe protestantischer Geist in demselben und es sei daher als ein Vorläufer der protestantischen Reformation anzusehen, die in neuerer Zeit namentlich Ullmann aufgestellt hat: so dürfte die Grundlosigkeit derselben nicht schwer zu erweisen seyn. Man muß zugestehen, und thut es auch, daß das Büchlein nirgends einen direkten Widerspruch gegen die katholische Kirche enthält, nirgends gegen ihre Ordnung und Auctorität sich auflehnt, im Gegentheil

sehr bestimmt diejenigen tadelt, welche sich in falscher Freiheit über Ordnungen und Gesetze der Kirche und die Sakramente erheben. Was dann die Aufforderung zum innern Leben, zum „Innenbleiben," zu gänzlichem Selbstentsagen und gänzlicher Hingabe an Gott, zum Verzichten auf alles eigene Verdienst, die so oft wiederkehrt, betrifft, so enthält auch sie nichts, was mit der katholischen Lehre in Widerspruch stünde; denn wenn die katholische Kirche auch auf das Aeußere, auf kirchliche Ordnung und Gesetz, ein Gewicht legt, so verbietet sie doch damit noch nicht das Innerliche oder erklärt es wenigstens für werthlos, sondern sie fordert allenthalben auf das Bestimmteste zum Aeußern auch das Innere, will durch jenes gerade dieses fördern oder erreichen; sie will allerdings den Wein nicht ohne Weinstock hervorbringen, das Innerliche nicht ohne das Aeußerliche, aber sie will auch nicht bloß Weinstock seyn, ohne Wein hervorzubringen. Wenn also das Buch weder einen direkten Widerspruch gegen die Kirche enthält, noch etwas lehrt, was mit der kirchlichen Lehre unvereinbar wäre, wie sollte denn dasselbe als ein dem Wesen nach protestantisches oder reformatorisches bezeichnet werden können? Man müßte höchstens das Wesentliche des Katholicismus als die bloße Aeußerlichkeit und Gesetzlichkeit bezeichnen und jegliches Innerliche als Widerspruch gegen dasselbe und als unvereinbar damit; man müßte also den Katholicismus erst zu einem Zerrbild verunstalten, um dann den Geist dieses Büchleins unvereinbar mit seinem Wesen zu finden! So ist es aber nicht mit dem Katholicismus, wie Jedermann weiß oder wissen sollte. Allerdings wird in der Theologia deutsch das Innerliche, Subjective, das unmittelbare Verhalten des Menschen zu Gott und Christus besonders betont und besprochen; allein dafür ist das Buch eben auch nicht ein kirchenrechtliches oder auch nur ethisches oder dogmatisches, sondern ein mystisches und ascetisches, das mit dieser Seite des christlichen Lebens es zu thun hat, ohne darum die andere zu verwer-

fen, oder diese von jener loszureißen. Wenn daher der Verfasser auch hie und da extreme Ausdrücke gebraucht, so stellen ihn diese noch nicht als einen innerlich vom Katholicismus Abgefallenen hin, eben weil sie nach seiner ganzen Stellung zur Kirche zu deuten sind, die er als solche auch ihrer objectiven Seite nach in ihrer Berechtigung zur Heilsvermittlung für das Subject anerkennt, und innerlich anerkennt, wenn wir diesen Mann nicht als einen Heuchler bezeichnen wollen! Wenn aber Einer dieselben Ausdrücke gebraucht, der mit der Kirche selbst gebrochen hat, so haben sie bei ihm eine ganz andere Bedeutung, als bei dem Verfasser, weil dann nur mehr Eine Seite des christlichen Lebens anerkannt wird; es gilt hier das Wort: wenn zwei dasselbe thun, so ist es darum noch nicht dasselbe. Wie das menschliche Herz, aus dem Leibe gerissen, etwas ganz Anders geworden ist, als es zuvor war, so wird der Inhalt eines Buches, namentlich eines Buches dieser Art, etwas ganz Anderes, wenn dasselbe losgerissen ist von der geistigen Gemeinschaft, in welcher es entstanden ist. Freilich ist es richtig, daß bei dem vorwiegenden Geltendmachen der subjectiven Seite des religiösen Lebens nur ein Schritt ist bis zum alleinigen Geltendmachen des Subjectes überhaupt, des Subjectes entweder mit seinem Glauben allein, wie bei Luther es geschah, oder mit seinen Werken allein, wie bei den Pelagianern und Rationalisten es der Fall ist. Aber es ist dieß auch ein Schritt über eine Grenze und ein Abfall vom kirchlichen Organismus, in dem die fraglichen beiden Momente des Aeußern und Innern in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung stehen.

Auch die Anklage auf Pantheismus, die man in neuerer Zeit gegen unser Büchlein erhoben, dürfte sich bei näherer Betrachtung keineswegs als gerechtfertigt erweisen. Es ist richtig, daß Stellen vorkommen, die, für sich betrachtet, pantheistisch lauten. Es ist davon die Rede, daß Alles aus Gott ausgeflossen, daß Alles in Gott sein Wesen habe, daß also

Gott das Ein und Alles sei; es ist von einer Vergottung des Menschen die Rede, und man will sogar Stellen finden, die dahin lauten, daß Gott zu seinem Seyn, zu seiner Verwirklichung der Welt bedürfe. Allein betrachtet man die Grundanschauung des Verfassers genauer, so wird alsbald klar, daß dieses Alles keineswegs pantheistisch gemeint sei. Das Ausfließen aus Gott ist ihm nichts anders als das Geschaffenwerden von Gott, denn zur Zeit der Scholastik hatte der Ausdruck Emanation noch nicht diese bestimmte, pantheistische Bedeutung, die ihm jetzt eigenthümlich geworden ist; Thomas von Aquin selbst bedient sich ja hie und da, wenn er von der Schöpfung spricht, dieses Ausdruckes. Freilich wird darum auch Thomas des Pantheismus beschuldigt; nun, wenn dieser Pantheist ist, dann auch unser Autor! Daß Alles in Gott sein Wesen habe, heißt nur, daß nichts Geschöpfliches von sich selber sei, sondern sein Daseyn und seine Vollkommenheit Gott verdanke. Daß Jegliches um so vollkommener sei, je mehr es an Gott theilnehme, will nichts anders sagen als: Jegliches ist um so vollkommener, je mehr oder je vollkommener göttlicher Gedanke oder göttliche Idee oder göttlicher Wille sich in ihm realisirt. Daß Gott selbst in der Welt sich realisire oder verwirkliche, ist dem Verfasser ein ganz fremder Gedanke, der in den Zusammenhang des ganzen Büchleins gar nicht hineinpaßt. Wenn ferner von einem Aufgeben des Selbst in Gott die Rede ist, von einer gänzlichen Hingabe des eignen Willens an den göttlichen Willen, von einem Verzichten auf alles Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, auf alles „Ich, Mein, Mir, Mich," von einer Vergottung endlich des vollkommenen Menschen, so ist auch damit kein Pantheismus gelehrt, kein sogenannter sittlicher Pantheismus. Diese Hingabe, dieses Verzichten, dieses Aufgeben des eignen Selbst ist keine Vernichtung desselben, ist nicht ein, so zu sagen, metaphysischer, sondern ein ethischer Act. Der persönliche Wille gibt sich nicht auf in dieser gänz-

lichen Hingabe an Gott, er bethätigt sich vielmehr, denn die Hingabe ist eine freie, und er vervollkommnet sich, denn er nimmt Gottes Gesetz und Willen in sich auf, wird Eins mit demselben. Für einen so vollkommenen Menschen besteht dann in der That das äußerliche Gesetz nicht mehr, es ist ja für ihn innerlich geworden; er bedarf daher des befehlenden und drohenden äußern nicht weiter, in ähnlicher Weise wie etwa die Vollendeten des Himmels den Willen Gottes nicht mehr als äußerliches Gesetz vor sich haben, sondern ihn gleichsam als zweite Natur in sich tragen. Dadurch erledigt sich auch der Vorwurf des Antinomismus, den man unserm Autor gemacht hat, darum weil er sich äußert: für den vollkommenen, vergotteten Menschen bestehe das Gesetz nicht mehr; er meint das im angegebenen Sinne, nicht aber im Sinne von Zügellosigkeit wie die falschen freien Geister, gegen die er eifert. Genau erwogen findet sich im Buche keine Stelle in Betreff der Vereinigung mit Gott, der Vollkommenheit, der Vergottung u. s. w., die nicht eine ähnliche Stelle der heil. Schrift selbst für sich zur Rechtfertigung anführen könnte. Um kurz zu seyn, möge es genügen, nur Eine Stelle hier anzuführen, die, wie mir scheint, die Beschuldigung auf Pantheismus und Antinomismus zugleich zu Boden schlägt. Kap. 16 S. 59 heißt es: „Wäre es denn möglich, daß ein Mensch sich selbst und alle Dinge aufgäbe und so ganz und lauterlich lebte in wahrem Gehorsam, als Christi Menschheit war, der Mensch wäre ganz ohne Sünde und wäre Eins mit Christo, und dasselbe von Gnaden, was da Christus war von Natur. Aber man spricht, es möge nicht seyn. Darum spricht man auch, es sei Niemand ohne Sünde. Aber wie das sei, also sei es. Doch ist das wahr: so man dem wahren Gehorsam je näher ist, desto minder Sünde, und so man ihm je ferner ist, desto mehr Sünde. Kurz: ob der Mensch gut, besser oder allerbest sei, böse, böser oder allerbösest, sündig oder selig vor Gott, das liegt alles an diesem

Gehorsam oder Ungehorsam. (Were es dan müglich, das ein mensche sich sin selbes und aller dinge verzäge und also gar und luterlich lebete in warer gehorsam als dan Kristi menscheit was, der mensche were ganz ane sunde und wer auch ein dink mit Kristo, und das selbig von gnaden, das da Kristus was von natur. Aber man spricht, es müge nicht gesin. Darumb spricht man auch, es si niemant ane sunde. Aber wie das si, also si es. Doch ist das war: so man der waren gehorsam ie neher ist, so ie minder sunde, und so man ir ie verrer ist, so ie mer sunde. Kurzlich: ob der mensche gut, besser oder aller beste si, boese, boeser oder aller boeste si, sundig oder selig vor got, das lit alles an diser gehorsam und ungehorsam)." Wer so schreibt, der kann nicht pantheistisch gesinnt seyn oder denken, und wenn zweideutige Stellen vorkommen, so sind sie, den Regeln gesunder Auslegung gemäß, nach seiner ganzen Grundanschauung und nach den unzweideutigen einzelnen Stellen zu erklären. Solcher erklärungsbedürftiger pantheistisch lautenden Stellen kommen aber bei unserm Autor nicht mehr und nicht stärkere vor als auch bei andern Mystikern, z. B. bei Tauler.

Uebrigens ist es nicht zu verwundern, daß in der katholischen Kirche sich ein Mißtrauen gegen dieses Büchlein gebildet hat, ja daß es sogar — wenigstens die lateinische Uebersetzung desselben — am Anfange des 17ten Jahrhunderts in den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde, wenn man die Geschichte desselben in's Auge faßt. Es wurde zuerst der Welt gegeben und bekannt zur Zeit der Kirchenspaltung und zwar durch den Urheber derselben, und ward sogleich für seine Zwecke verwendet. Es kam also der Kirche selbst erst zu durch die Hand ihres Feindes, von diesem gerühmt und gebraucht — kein Wunder also, daß man kein Zutrauen haben konnte zu diesem Werke, das sich, wie man eingestehen muß, um seines Inhaltes und seiner Ausdrucksweise willen, so leicht mißverstehen und mißbrauchen ließ,

und daher in jenen Zeiten in der That gefährlich werden konnte. Durch die Auffindung der fraglichen Handschrift ändern sich diese Verhältnisse in vieler Beziehung. Wir empfangen das Büchlein jetzt nicht mehr aus der Hand des Protestantismus, sondern es ist nun aus dem Schatze der Kirche selbst hervorgeholt und als Produkt anerkannt, das innerhalb der Kirche selbst entstanden ist, und das nach dem echten und vollständigen Texte manche Schroffheit gar nicht enthält, die sich in den Ausgaben Luther's findet. Man kann daher wohl sagen: wer das Buch in dem Geiste liest, in dem es geschrieben — und nicht in dem, in welchem es zuerst herausgegeben wurde, der wird keinen Schaden nehmen, sondern im Gegentheil durch das viele Vortreffliche, das das Buch enthält, sich religiös angeregt und erbaut fühlen. Wie der Liebe überhaupt, so ist es besonders der gottinnigen Liebe eigen, überschwänglich, ja maßlos zu seyn in ihrer Hingebung, und sich leicht in ihrem Ausdrucke zu vergreifen. Das ist denn auch mehr oder weniger in unserm Büchlein der Fall, und wir dürfen da nicht gar zu krittlich seyn, und nicht eine Sprache fordern wie in Lehrbüchern und Glaubensbekenntnissen. Wenn wir vollends unsere Zeit und ihre ganze selbstsüchtige Richtung und Strebung in's Auge fassen, das Geltendmachen des Ich in jeder Beziehung, dann dürfen wir wohl sagen, daß ein warmer Hauch, der aus der heißen Zone tiefreligiöser Stimmung kommt, erwünscht ist, um die Kälte des Egoismus in allen Gebieten des Lebens zu mildern, zu mäßigen. Nicht bloß unschädlich dürften Bücher dieser Art seyn, sondern sogar ein förderndes Gegengewicht bilden gegen den egoistischen Pantheismus, gegen die Erhebung des Ich zum „Ein und All." Das müssen wir indeß noch beifügen, daß dieses mystisch-ascetische Büchlein sich allerdings für das Volk nicht so eignet, wie etwa die Nachfolge Christi von Thomas von Kempis. Es ist in vielen Theilen viel zu speculativ, erfordert zu viel theologische und philosophische Bil-

bung zum richtigen Verständniß, als daß es ein religiöses, ein christliches Volksbuch im eigentlichen Sinne werden könnte. Für Gebildete aber hat es in Deutschland außer dem Inhalte und außer seiner geschichtlichen Bedeutung auch noch in sprachlicher Beziehung einen Werth als ein Denkmal unserer Sprache aus der Zeit des Mittelalters, und mit Recht macht der Hr. Herausgeber auch darauf aufmerksam und rühmt die Einfachheit und Klarheit, die Lebendigkeit und selbst Grazie des Ausdrucks in jener Zeit, im Vergleich mit der Verunstaltung, die die deutsche Sprache im 16ten und noch mehr im 17ten Jahrhundert erfahren hat. Die neudeutsche Uebersetzung ist getreu und fließend; die Ausstattung einfach und geschmackvoll.

F.

II.

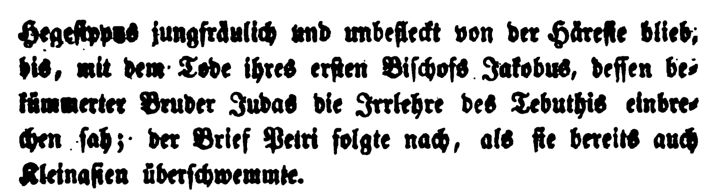
Der Brief Judä des Apostels und Bruders des Herrn. Historisch, kritisch und exegetisch betrachtet von M. F. Rampf, Dr. der Theologie und Repetitor im erzbischöflichen Clerikalseminar zu Freising. Sulzbach 1854.

Nachdem erst in der jüngsten Zeit dem Briefe des Apostels Judas vier protestantische Bearbeitungen zumal zu Theil geworden, hat Hr. Rampf auch die exegetische Literatur der Kirche in dankenswerther Weise mit dem genannten Buche bereichert. Der erste, literär-historische Theil desselben beschäftigt sich zunächst mit dem Verfasser des so lange vernachlässigten Briefes. Als solcher erweist sich der Apostel Judas Thaddäus, und hier war vor Allem die für zweckdienlich erachtete Manipulation zu würdigen, mit der man jenseits, um die jungfräuliche Ehre der Gottesgebährerin aus dem Wege zu räumen, die sogenannten „Brüder des Herrn“

zu leiblichen Geschwistern Christi zu machen pflegt. Der Verfasser vervollständigt die Beweise für die Thatsache, daß Judas, Jakobus d. J. und Symeon Söhne des Alphäus und der Schwester der heil. Jungfrau, Maria Alphäi, waren.

Uebergehend auf die von Judas bekämpften Gegner entrollt er ein geistreich aufgefaßtes, sprechendes Bild der Apostelzeit: wie die pharisäisch-orthodoxe Richtung aus dem Judaism und die falsche Geistesfreiheit aus dem Heidenthum die beiden Hauptfeinde waren, welche das Kirchlein Christi gleichmäßig bedrängten; wie Paulus vor Allem im Galater- und Römer-Brief, dann aber auch in denen an die Colosser und Hebräer jene, an die Epheser, an Titus und besonders an Timotheus diese bekämpfte; wie Johannes allein die vom Weltapostel verkündete noch schreckenvollere Zukunft erlebte, und in der vollen Entfaltung des dämonischen Spiritualismus der gnostischen Systeme bereits das leibhafte Antichristenthum bestritt. Zwischen Paulus und Johannes mitteninne stehen Petrus und Judas sowohl gegen die jüdische Ueberwucherung, als gegen die Anhänger der heidnischen Gnosis. Schön zeigt der Verfasser, wie in diesen Phänomenen des apostolischen Zeitalters typisch bereits die ganze Geschichte der streitenden Kirche vorliege, und darum auch schon die „letzten Zeiten" und die „Wiederkunft des Herrn" so nahe geglaubt wurden.

So ergibt sich die Antithese des Briefes Judä, die in sittlicher Ausschweifung und in Läugnung Jesu Christi als unseres alleinigen Herrschers und Herren bestand; ihre Quelle war antinomische Auffassung der durch Christi Gnade errungenen Freiheit vom Gesetze; ihre Träger waren Tebuthis und in seinem Gefolge Simon, Menander, Dositheus d. J. und Nikolaus, und diese bekämpfte der Apostel. Interessante Resultate gibt die Vergleichung seines Schreibens mit dem zweiten Briefe Petri, in dem bekanntlich der Brief Judä aufgenommen ist. Dieser ward an die palästinensischen Gemeinden gerichtet, zunächst wohl an die von Jerusalem, welche nach



Hegesippus jungfräulich und unbefleckt von der Häresie blieb, bis, mit dem Tode ihres ersten Bischofs Jakobus, dessen bekümmerter Bruder Judas die Irrlehre des Tebuthis einbrechen sah; der Brief Petri folgte nach, als sie bereits auch Kleinasien überschwemmte.

In der zweiten Abtheilung behandelt der Verfasser das Verhältniß des Briefes zum Kanon. Hier zeigt derselbe an der Hand der Väter, wie die schon uranfänglich fast allgemeine Autorität des Briefes im Fortschritt der Zeit zu einer ausschließlich allgemeinen wurde, und die Widersprechenden immer mehr verschwanden. Es galt aber nicht nur, auf dem historischen Wege die kanonische Autorität des apostolischen Schreibens zu erhärten, sondern auch die Ursachen des Widerspruchs zu beleuchten. Sie liegen in den mehrfachen Beziehungen, die in dem Briefe auf alttestamentliche Apokryphen genommen seyn sollen, worauf Hieronymus schon aufmerksam gemacht. Man weist auf Vers 9, wo der Streit der Engel über Mosis Leichnam erwähnt, auf Vers 14 und 15, wo Henoch's Weissagung vom Gericht citirt ist, und auf die Lehre Judä vom Sturze der Engel. Die Erklärungsweise, daß hiebei Judas entweder, den Gegnern sich accomodirend, aus einer ihrer Lieblingsschriften geschöpft, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, oder daß er irrthümlich selber an solche Apokryphen geglaubt, weist der Verfasser als eines Apostels, wie eines Auslegers unwürdig zurück. Die Entwicklung seiner eigenen Ansichten darüber, wobei auch die Frage von der Materialität oder Immaterialität der Engel, wie die um den Ort der Strafe der bösen Geister erörtert, und namentlich auch das neuerdings wieder aufgewärmte Mährchen von einer Vermischung der Engel mit den Töchtern der Erde nach Verdienst widerlegt wird, zählt zu den interessantesten Partien des Buches. Er erinnert, daß neben dem alttestamentlichen Kanon auch eine Tradition bestanden, für deren historisch-dogmatische Berechtigung schon

der Umstand zeuge, daß die Apostel überhaupt aus ihr geschöpft; in diesem Lichte gewinnt namentlich der Streit über Mosis Leichnam die sinnigste Bedeutung. Ueber das Buch Henoch läßt die Hypothese, daß vielleicht gerade aus Anlaß des Briefes Judä ein Judenchrist im Angesicht seines dem Untergang zueilenden Volkes dessen apokalyptischen Bruchstücke aus der Makkabäerzeit gesammelt, mit jener ächten Prophezie aus der alttestamentlichen Tradition an der Spitze, sich recht wohl hören, um so mehr, als die Rabbinen das Buch in der That nicht recipirt haben. Immerhin bleibt das Resultat, daß jene vermeintlich apokryphen und daher der Authenticität des Briefes selber detrahiren sollenden Stellen vielmehr gerade sehr kostbare Reste göttlicher Offenbarung enthalten.

In der dritten Abtheilung endlich folgt die eigentliche Exegese des Briefes, in welcher der Verfasser nicht bloß Schärfe der Kritik in Bezug auf den Text, sondern auch jene seltene Kunst, den Inhalt nach allen Seiten hin auszulegen, beurkundet. Daß Außen eine solche Arbeit Anstoß erregt, darf nicht befremden, ja gerade die Wuth, mit der z. B. Zarncke über dieses Buch hergefallen, zeigt, daß Hr. Rampf den rechten Weg eingeschlagen. Er hat durch die Bearbeitung des zwar kleinen aber inhaltreichen Briefes der katholischen Exegese unbestreitbar Ehre gemacht.

XXVI.

Der Religionsunterricht auf den Gymnasien.

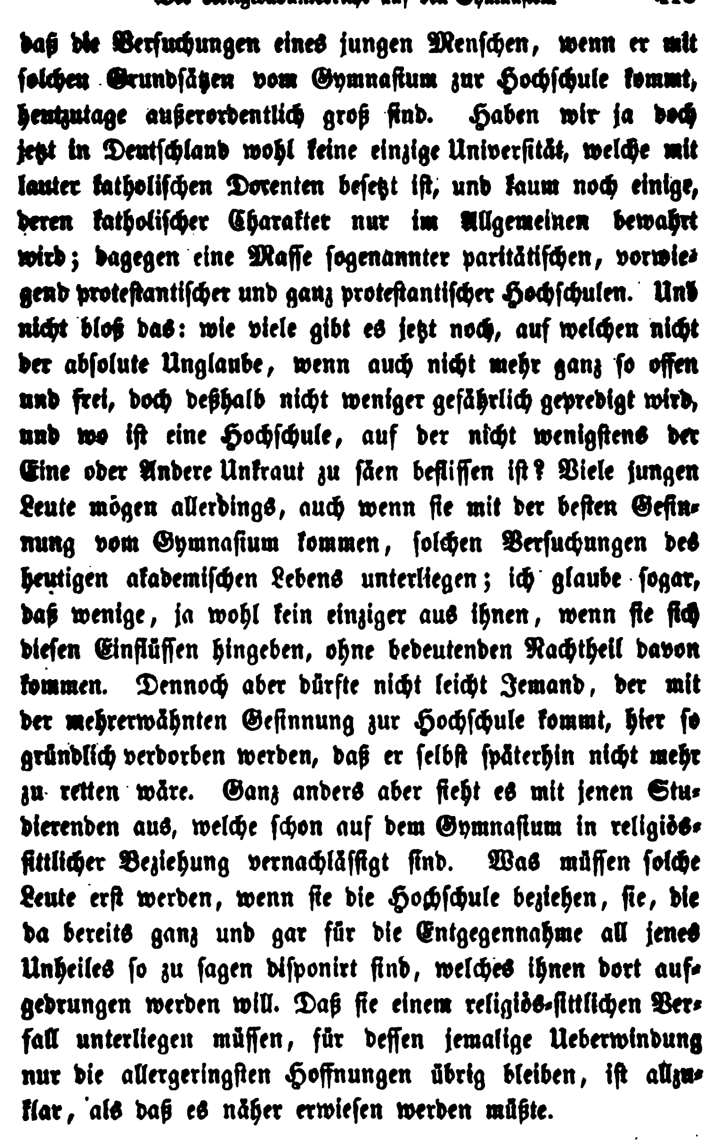
I.

Die kirchlich-politische Lage, in welcher wir uns dermalen befinden, ist so sehr außerordentlicher Art, es liegt in derselben so viel Schreckenerregendes, und zeigt sich auf der andern Seite in derselben auch wieder so viel Erfreuliches und Hoffnungsreiches, daß es in einer so kritischen Zeit gewiß eines Jeden, dem Gott Beruf und Kraft dazu gegeben hat, heiligste Pflicht ist, sie nach Möglichkeit aufzubieten. Der katholischen Presse liegt es dabei ob, auf die vorhandenen Schäden aufmerksam zu machen, und die zur Abhülfe führenden Mittel an die Hand zu geben. Darnach dürfte es auch der Tendenz dieser Blätter nur durchaus entsprechend seyn, wenn ich in denselben auf einen Punkt hinweise, der, wie er meiner innigsten Ueberzeugung nach für die gute Sache von ganz außerordentlicher Bedeutung ist, so doch in der katholischen Presse noch nicht diejenige Würdigung erfahren hat, welche er verdient. Ich meine den Religionsunterricht auf den Gymnasien.

Darüber waltet wohl bei den Gesinnungsgenossen der historisch-politischen Blätter kaum ein Zweifel, daß der religiös-sittliche Verfall der Heutzeit bei uns zu einem großen

Theile vermittelt ist durch die höheren, die gebildeten Stände. Der Indifferentismus, und zuletzt der Abfall von aller positiven Religion, hat zuerst unter den gelehrten Ständen Platz gegriffen und ist erst durch sie als Medium unter die niedern Schichten des Volks gedrungen, und dringt noch fortwährend um so leichter in dieselben ein, als der inzwischen eingetretene schreiende Pauperismus nach dem von den sogenannten Gebildeten gepredigten Communismus und Socialismus lüstern macht. Es dürfte wohl nicht sehr schwer fallen, in manchen Gegenden ganz im Einzelnen nachzuweisen, wie im Laufe von 30 bis 40 Jahren durch das Gepöbel verbildeter Beamten und Dergleichen, an die sich zunächst die vornehm seyn Wollenden aus dem Volke geschmeidig anklammerten, jener Geist des Unglaubens und das, was damit verbunden ist, in die niederen Regionen übersiedelte, und auch sie zu einem so großen Theil dem religiös-sittlichen Bankerott überliefert worden.

Steht es also wohl fest, daß der religiös-sittliche Verfall des Volks in unsrer Zeit großen Theils auf Rechnung der sogenannten gebildeten Stände zu stehen kommt und daß demnach, soll es anders werden, vor allen Dingen auf eine Neugeburt dieser Stände hingearbeitet werden muß, so läßt es sich auch nicht läugnen, daß es dann zu allernächst wieder auf die Beschaffenheit unsrer Gymnasien, auf die Bildung, welche hier die Aspiranten der höhern Aemter in Staat und Kirche empfangen, ankommt. Auf dem Gymnasium verlebt der studierende Jüngling die Lebensperiode, in die so recht die eigentliche Entscheidung für die künftige Lebensrichtung fällt. Wird hier dem Jüngling die Ueberzeugung beigebracht und tief eingeprägt, daß es nur in Christus und seiner Kirche für ihn und die Menschheit überhaupt Wahrheit und Heil gibt, geht er, sie im Herzen, als ein Mensch von 18 bis 20 Jahren von dem Gymnasium weg: selten wird er dann in der Folgezeit an seinem Glauben Schiffbruch leiden. Zwar weiß ich wohl,

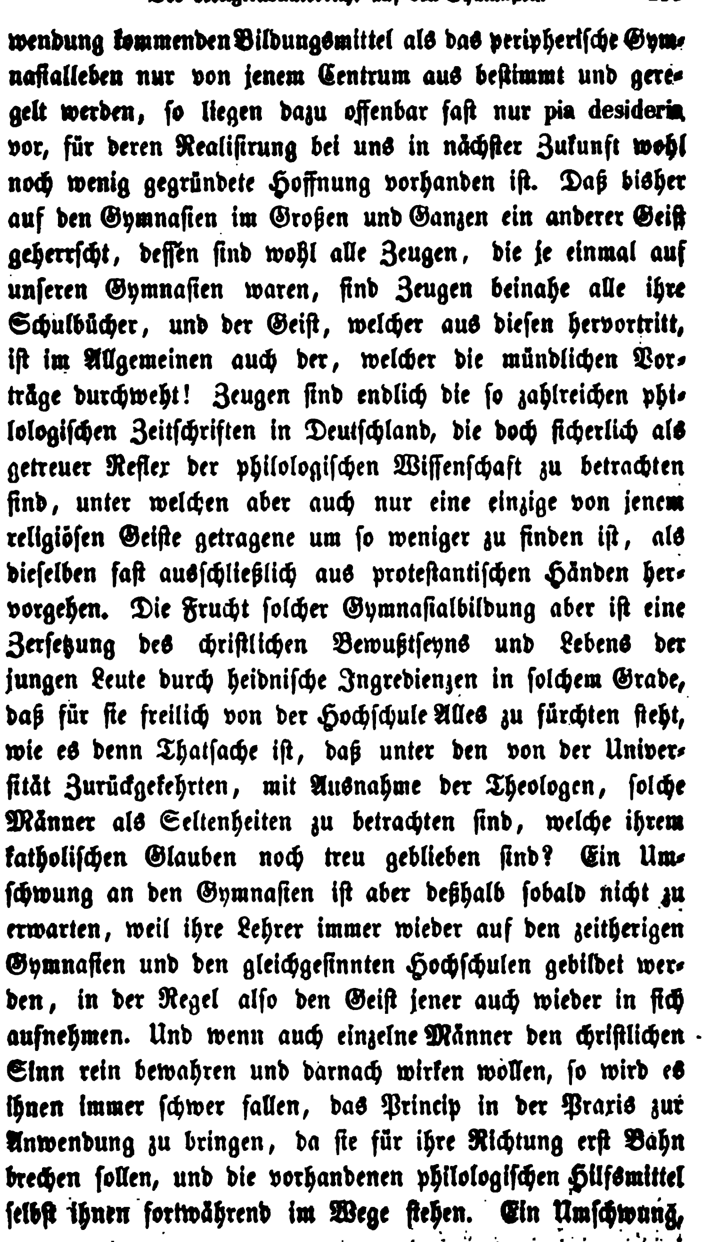


daß die Versuchungen eines jungen Menschen, wenn er mit solchen Grundsätzen vom Gymnasium zur Hochschule kommt, heutzutage außerordentlich groß sind. Haben wir ja doch jetzt in Deutschland wohl keine einzige Universität, welche mit lauter katholischen Docenten besetzt ist, und kaum noch einige, deren katholischer Charakter nur im Allgemeinen bewahrt wird; dagegen eine Masse sogenannter paritätischen, vorwiegend protestantischer und ganz protestantischer Hochschulen. Und nicht bloß das: wie viele gibt es jetzt noch, auf welchen nicht der absolute Unglaube, wenn auch nicht mehr ganz so offen und frei, doch deßhalb nicht weniger gefährlich gepredigt wird, und wo ist eine Hochschule, auf der nicht wenigstens der Eine oder Andere Unkraut zu säen beflissen ist? Viele jungen Leute mögen allerdings, auch wenn sie mit der besten Gesinnung vom Gymnasium kommen, solchen Versuchungen des heutigen akademischen Lebens unterliegen; ich glaube sogar, daß wenige, ja wohl kein einziger aus ihnen, wenn sie sich diesen Einflüssen hingeben, ohne bedeutenden Nachtheil davon kommen. Dennoch aber dürfte nicht leicht Jemand, der mit der mehrerwähnten Gesinnung zur Hochschule kommt, hier so gründlich verdorben werden, daß er selbst späterhin nicht mehr zu retten wäre. Ganz anders aber sieht es mit jenen Studierenden aus, welche schon auf dem Gymnasium in religiös-sittlicher Beziehung vernachlässigt sind. Was müssen solche Leute erst werden, wenn sie die Hochschule beziehen, sie, die da bereits ganz und gar für die Entgegennahme all jenes Unheiles so zu sagen disponirt sind, welches ihnen dort aufgedrungen werden will. Daß sie einem religiös-sittlichen Verfall unterliegen müssen, für dessen jemalige Ueberwindung nur die allergeringsten Hoffnungen übrig bleiben, ist allzuklar, als daß es näher erwiesen werden müßte.

Darnach kommt es also, bei der hohen Wichtigkeit des gesammten höhern Schulwesens, doch besonders wieder auf den Geist an, welcher in den Gymnasien zu Grunde gelegt

wird. Es ist dieß in der neuesten Zeit katholischer Seits auch auf manigfache Weise entschieden anerkannt und ausgesprochen worden. Nicht umsonst sind die Oberhirten der Kirche überall bemüht, durch Knabenseminare, welche sie nach der Vorschrift des Tridentiner Concils errichten und mit den Gymnasien verbinden, vorzusorgen. Nicht umsonst sieht man, wie in der letzten Zeit einzelne Gymnasien wieder an Ordensleute zurückgegeben werden; und insbesondere zeigte der große, selbst von Bischöfen getheilte Streit über die Zweckmäßigkeit der alten Classiker für die Gymnasialbildung, wie sehr man endlich zur Einsicht gekommen ist, daß christliches Denken und christlicher Sinn besonders in diesen Schulen zu erzielen sei. Auch die namhaften katholischen Stimmen, welche sich in dem Classiker-Streite gegen die von der andern Seite erstrebte gänzliche Verwerfung der bisherigen Praxis aussprachen und mit Recht für Beibehaltung sich entschieden, gingen dabei doch immer von der Voraussetzung aus, daß die Classiker keineswegs zu indifferentistisch-humanistischer, sondern zu christlicher Bildung dienen sollten, und darnach die Auswahl, der Text und die Behandlung zu regeln seien, daß endlich auch wenigstens einige der christlichen Schriftsteller, deren Werke in den classischen Sprachen vorliegen, neben den heidnischen gelesen werden möchten. Wir können kaum glauben, daß die jüngsten katholischen Apologeten der alten Classiker dieser Meinung nicht seyn sollten, auch wenn sie sich nicht förmlich darüber ausließen. Viele übrigens haben sich wirklich dahin ausgesprochen, und weisen wir Beispiels halber, um von den französischen Prälaten ganz abzusehen, nur auf das Ausschreiben des Cardinal-Primas von Ungarn, und vor Allem auf die herrliche Encyclica Pius IX., die den Bischöfen Frankreichs eine Beilegung des Streites nach denselben Grundsätzen nahelegte.

Muß aber religiöser Geist als Lehre und Gnade das Centrum des Gymnasiallebens bilden, so daß alle zur An-



wendung kommenden Bildungsmittel als das peripherische Gymnasialleben nur von jenem Centrum aus bestimmt und geregelt werden, so liegen dazu offenbar fast nur pia desideria vor, für deren Realisirung bei uns in nächster Zukunft wohl noch wenig gegründete Hoffnung vorhanden ist. Daß bisher auf den Gymnasien im Großen und Ganzen ein anderer Geist geherrscht, dessen sind wohl alle Zeugen, die je einmal auf unseren Gymnasien waren, sind Zeugen beinahe alle ihre Schulbücher, und der Geist, welcher aus diesen hervortritt, ist im Allgemeinen auch der, welcher die mündlichen Vorträge durchweht! Zeugen sind endlich die so zahlreichen philologischen Zeitschriften in Deutschland, die doch sicherlich als getreuer Reflex der philologischen Wissenschaft zu betrachten sind, unter welchen aber auch nur eine einzige von jenem religiösen Geiste getragene um so weniger zu finden ist, als dieselben fast ausschließlich aus protestantischen Händen hervorgehen. Die Frucht solcher Gymnasialbildung aber ist eine Zersetzung des christlichen Bewußtseyns und Lebens der jungen Leute durch heidnische Ingredienzen in solchem Grade, daß für sie freilich von der Hochschule Alles zu fürchten steht, wie es denn Thatsache ist, daß unter den von der Universität Zurückgekehrten, mit Ausnahme der Theologen, solche Männer als Seltenheiten zu betrachten sind, welche ihrem katholischen Glauben noch treu geblieben sind? Ein Umschwung an den Gymnasien ist aber deßhalb sobald nicht zu erwarten, weil ihre Lehrer immer wieder auf den zeitherigen Gymnasien und den gleichgesinnten Hochschulen gebildet werden, in der Regel also den Geist jener auch wieder in sich aufnehmen. Und wenn auch einzelne Männer den christlichen Sinn rein bewahren und darnach wirken wollen, so wird es ihnen immer schwer fallen, das Princip in der Praxis zur Anwendung zu bringen, da sie für ihre Richtung erst Bahn brechen sollen, und die vorhandenen philologischen Hilfsmittel selbst ihnen fortwährend im Wege stehen. Ein Umschwung,

wie wir ihn meinen, ist so lange unmöglich, als nicht die Schulen im Großen und Ganzen wieder mehr Domäne der Kirche geworden, und eine durch ihren Geist geeinte Männerschaar ihre gemeinsame Kraft eingesetzt hat.

Um so klarer ergibt sich aber daraus, von welcher ganz besonderen Wichtigkeit der Religionsunterricht auf unsern Gymnasien ist. Repräsentirt er ja an ihnen das letzte christliche Element, und hat er den Beruf, zu sorgen, daß das nicht zuletzt auf dem Gymnasium noch gänzlich verloren gehe, was eigentlich ihr Hauptzweck seyn sollte. Ist, wie nicht geläugnet werden kann, die Aufgabe des Religionslehrers unter solchen Umständen allerdings eine außerordentlich schwierige, ja fast in demselben Grade unausführbare, als das von ihm geltend zu machende Princip von den übrigen Lehrern nicht nur nicht als Grundlage ihrer Lehrvorträge anerkannt, sondern geradezu als falsch ignorirt oder ausdrücklich verworfen wird; ist der Religionslehrer am Gymnasium mit seiner Aufgabe heutzutage in der That häufig den alten Propheten zu vergleichen, indem er nicht bloß mit den entgegenstrebenden Leidenschaften des menschlichen Herzens, sondern auch noch mit den falschen Propheten zu kämpfen hat, welche die Zöglinge umstricken und für sich gefangen nehmen: so darf die Kirche doch keinen Posten aufgeben, den sie noch besitzt, auch wenn er ein noch so schwieriger ist, muß vielmehr nur um so entschiedener ihre Kräfte aufbieten.

Daß es bei der geschilderten Beschaffenheit unserer heutigen Gymnasien vor allen Dingen darauf ankommt, ihnen die tüchtigsten Männer aus dem Klerus zu Religionslehrern zu geben, versteht sich von selbst: Männer, welche nach der einen Seite hin ganz Priester sind, ganz vom Geist der Kirche erfüllt, nach der andern Seite auch so wissenschaftlich tüchtig sind, daß sie die kirchliche Lehre sowohl auf eine dem Standpunkte der Gymnasialschüler angemessene Weise vorzutragen, als auch alle direkten und indirekten Angriffe der



Afterwissenschaft niederzuwerfen vermögen. Ein Weiteres darüber bedarf es um so weniger, als der ausgezeichnete Eifer unserer Oberhirten sicherlich besorgt ist, das wichtige Amt mit Männern zu besetzen, die ihm gewachsen sind, in soweit wenigstens dem Episcopat dieß möglich und ihm dabei freie Hand gelassen ist.

Hinsichtlich der Wirkungs-Sphäre des Religionslehrers aber, so sollen die Schulen, darüber sind die Leser dieser Blätter wohl einig, nicht bloß Unterrichts- oder Lehranstalten im engern Sinne des Wortes seyn. Sie sollen vielmehr den ganzen Menschen bilden, erziehen, die Lehrer insgesammt also Erzieher seyn — ein Satz, der freilich von den modernen Schulen manchmal schlecht festgehalten wird. Soll dieß aber jeder Lehrer seyn, so insbesondere der Religionslehrer. Während er den Verstand seiner Schüler mit der Christus-Lehre erfüllt, muß er ihr Herz und ihren Willen zugleich für Christus erziehen, und insbesondere das Letztere um so mehr zu thun bemüht seyn, je weniger die Gesammtgymnasial-Schule es thut.

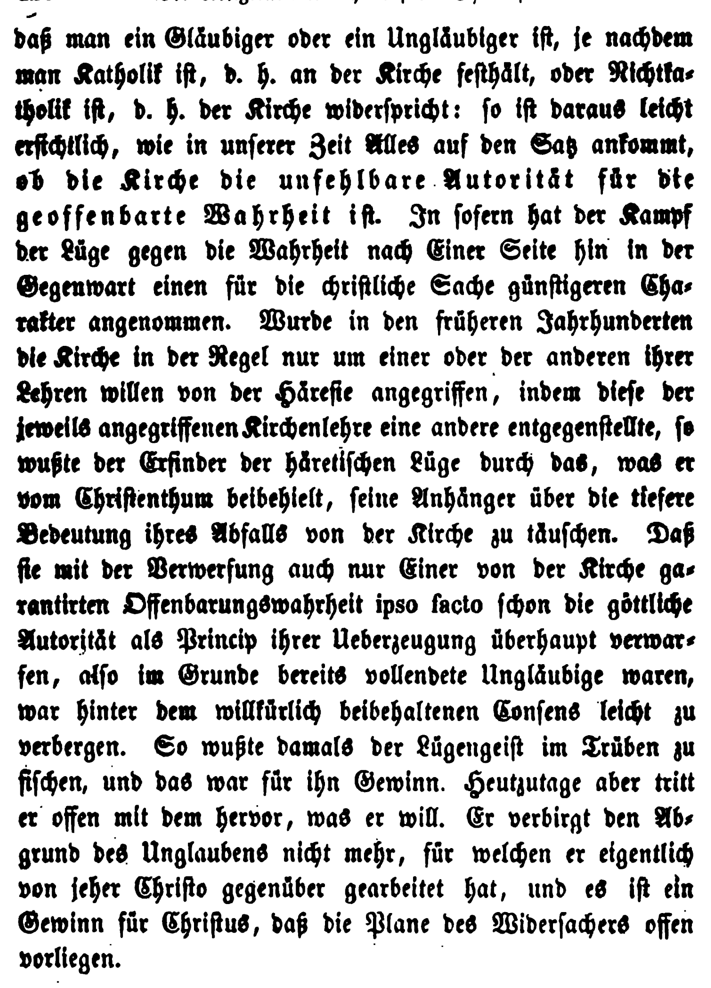
Was nun seine Lehrthätigkeit oder den Religionsunterricht im engern Sinne angeht, so setze ich ein Gymnasium voraus, das in Unter- (Progymnasium, Pädagogium) und Obergymnasium zerfällt, wenn ich sage, daß den Unterklassen ein Religionsunterricht zu Theil werden müsse, der ziemlich viel weiter gehe, als der in den obersten Elementarschulen, aber ein Unterricht nach Maßgabe der speciellen Befähigung und des speciellen Bedürfnisses. Für die Oberclassen ferner kommt es nach meiner Ueberzeugung vor allen Dingen darauf an, daß der Religionslehrer ein geeignetes Lehrbuch zur Unterlage für seine Vorträge den Zöglingen in die Hände zu geben habe. Sonst läßt er entweder die Schüler bloß seine Vorträge anhören, ohne ihnen etwas schriftlich mitzutheilen, in welchem Falle ein Nachstudium nicht möglich ist, das Dahingesprochene häufig nicht einmal recht verstanden, geschweige

denn geistiges Eigenthum für die Dauer wird, und in der Regel für die nachfolgenden Vorträge das Fundament aus den vorhergehenden fehlt; kurz: der Religionsunterricht verfliegt wie der Rauch in der Luft, ohne im Geiste Ersprießliches zurückzulassen. Oder der Religionslehrer läßt, während er vorträgt, die Schüler das Vorgetragene nachnotiren: in diesem Falle geschieht's, daß die Schüler, ganz vom Schreiben in Anspruch genommen, dem Vortrage die zum Verständniß gehörige Aufmerksamkeit nicht schenken können, und ihn dennoch nur halb und halb, vermengt mit unzähligen Verkehrtheiten, auf dem Papier mit nach Haus nehmen. Statt dessen dürfte man demnach leichter das Vorzutragende gleich selbst schreiben, drucken lassen und den Schülern dann ohne Weiters zum Lernen vorlegen; diese hätten dann ihr Pensum doch wenigstens ohne Fehler, wenn auch ohne die Vortheile des mündlichen Vortrags. Aehnliche Mißstände aber treten ein, wenn der Religionslehrer seinen Vortrag geradezu diktirt.

Es fragt sich nun aber, wie das für die oberen Classen postulirte Religionslehrbuch wohl beschaffen seyn müsse. Darüber spreche ich mich um so lieber aus, als eines Theils die Sache von außerordentlichem Belange ist, andern Theils die uns zu Gebot stehenden Religionslehrbücher für Gymnasien wohl noch lange nicht alle gerechten Wünsche befriedigen, und endlich ebendamit ein Anknüpfungspunkt gegeben ist, die an den Religionsunterricht auf dem Gymnasium zu stellenden Forderungen zur Sprache zu bringen. Dem zu Herbst 1852 ausgegebenen Programm des Gymnasiums zu Münster in Westphalen ist eine Abhandlung beigegeben, in welcher der dortige Oberlehrer Hesker die Meinung ausspricht, in Betreff dieses Unterrichts solle man den ganzen in Preußen neun Jahre dauernden Gymnasialschulcursus in drei Untercurse von je drei Jahren so zerlegen, daß in jedem die zwei ersten Jahre immer auf den Vortrag der Glaubenslehre und der daran sich knüpfenden sittlichen Folgerungen, das dritte Jahr

aber immer auf den geordneten Vortrag der Sittenlehre verwendet werde, und zwar also, daß der Vortrag in den zwei letztern Cursen je ein nach den gesteigerten Fassungskräften der Schüler tiefer gehender und umfangreicherer werde. Durch solche Methode müsse das in der Kirche niedergelegte depositum fidei morumque dem jugendlichen Geiste für das ganze Leben tief eingeprägt werden. So wohlgemeint und von unverkennbarer Pietät nun aber auch dieser Vorschlag ist, so muß ich doch offen gestehen, daß der allerdings anzustrebende Zweck, nach meinem Dafürhalten, auf dem von Hesker vorgezeichneten Wege in Gymnasien unserer Zeit nicht wohl erreicht werden wird. Gern gebe ich zu, daß dieser Weg, wenn irgendwo, so noch am ehesten auf einem Gymnasium zu Münster, mit seinen westphälischen Zöglingen, Erfolg haben könne, bei einem so kernhaft gläubigen katholischen Volke, das nicht so leicht Zweifeln über den Satz erliegt, welcher für den Katholiken das Fundament aller übernatürlichen Wahrheit ist, und ohne den das Festhalten an der Offenbarung überhaupt für die Dauer schlechthin unmöglich ist — ich meine den Satz von der Autorität der Kirche.

Es ist bekannt, wie in der Periode der christlichen Geschichte, wo man sich noch kindlich an die göttliche Autorität der Kirche anschloß, im Mittelalter nämlich, eben diese Methode auch wirklich vorzugsweise zur Anwendung gekommen ist. Aber unter unseren Verhältnissen ist es anders. Muß es nachgerade den Protestanten selbst immer klarer werden, daß irgend etwas zu glauben oder nichts zu glauben von der Annahme oder Nichtannahme einer unfehlbaren Kirche bedingt sei, müssen zugleich in ähnlicher Weise die Katholiken, welche jetzt zum Abfall versucht werden — und deren Zahl ist Legion — deßhalb, weil sie selten noch zum Uebertritt zu einem anderen christlichen Bekenntnisse mit positivem Gehalte, sondern fast nur noch zum nackten Unglauben, dem förmlichen Antichristenthum, versucht werden, zur Einsicht gelangen,



daß man ein Gläubiger oder ein Ungläubiger ist, je nachdem man Katholik ist, d. h. an der Kirche festhält, oder Nichtkatholik ist, d. h. der Kirche widerspricht: so ist daraus leicht ersichtlich, wie in unserer Zeit Alles auf den Satz ankommt, ob die Kirche die unfehlbare Autorität für die geoffenbarte Wahrheit ist. In sofern hat der Kampf der Lüge gegen die Wahrheit nach Einer Seite hin in der Gegenwart einen für die christliche Sache günstigeren Charakter angenommen. Wurde in den früheren Jahrhunderten die Kirche in der Regel nur um einer oder der anderen ihrer Lehren willen von der Häresie angegriffen, indem diese der jeweils angegriffenen Kirchenlehre eine andere entgegenstellte, so wußte der Erfinder der häretischen Lüge durch das, was er vom Christenthum beibehielt, seine Anhänger über die tiefere Bedeutung ihres Abfalls von der Kirche zu täuschen. Daß sie mit der Verwerfung auch nur Einer von der Kirche garantirten Offenbarungswahrheit ipso facto schon die göttliche Autorität als Princip ihrer Ueberzeugung überhaupt verworfen, also im Grunde bereits vollendete Ungläubige waren, war hinter dem willkürlich beibehaltenen Consens leicht zu verbergen. So wußte damals der Lügengeist im Trüben zu fischen, und das war für ihn Gewinn. Heutzutage aber tritt er offen mit dem hervor, was er will. Er verbirgt den Abgrund des Unglaubens nicht mehr, für welchen er eigentlich von jeher Christo gegenüber gearbeitet hat, und es ist ein Gewinn für Christus, daß die Plane des Widersachers offen vorliegen.

Ist demnach heutzutage in allem Religionsunterrichte, besonders an den Gymnasien, jenes Princip vor allen Dingen und mit der größten Sorgfalt als das wahre zu begründen, und fragen wir, wie das geschehen könne und müsse, so ist die Antwort nicht schwer. Die Kirche erweist sich in ihrer Wahrhaftigkeit aus ihrer Thatsächlichkeit, welche sie in der Geschichte gewonnen hat.

Die Kirche in ihrer Geschichte vorzuführen, das ist deßhalb die erste Aufgabe unserer Religionslehrer. Wie auch schon in der Elementarschule in entsprechender Weise zuerst die heilige Geschichte vorzutragen ist, um auf diesem Grunde das Gebäude der einzelnen Glaubens- und Sittenlehren der Kirche zu errichten, so hat auch der Religionslehrer in den oberen Classen des Gymnasiums für den höhern Religionsunterricht die Geschichte der Kirche als Unterlage zu erwählen. Er hat zu zeigen, wie die dem Menschen von Gott eingepflanzten Anlagen zur Religion, auf daß sie zur wirklich ausgebildeten Religion gelangen können, durch Gottes Gnade und Offenbarung unterstützt werden müssen, was dem ersten Menschen-Paar wirklich geschehen; wie die ersten Menschen aus ihrem ursprünglichen Zustande herausgefallen; wie Gott deßhalb die Bestimmung der Menschen, nicht bloß in dem ursprünglichen Zustand sich zu erhalten, sondern auch noch in innigere Verbindung mit Gott sich zu setzen, nicht aufgegeben; wie Gott durch Christus dieser Bestimmung zu Hülfe kommen wollte, und darum seine gesammte Thätigkeit den Menschen gegenüber nach dem Falle darauf hin zielte, die Menschen für Christus und zur Entgegennahme des Heiles in ihm zu erziehen, und zwar auf einem doppelten Wege, nämlich auf einem andern Wege die Mehrzahl der Völker, die Heiden, und wieder auf einem andern das auserwählte Volk der Juden; wie endlich Christus erschienen und die Aufgabe gelöst; wie Christus zugleich einen für alle Zeiten dauernden Apostolat eingesetzt, und diesem die von ihm erworbenen Mittel zur Versöhnung und Verbindung der Menschen mit Gott übergeben hat, auf daß dieser Apostolat, vom heiligen Geiste bei aller Wahrheit erhalten, das Werk Christi bis zum Ende der Welt fortsetze und vollende; wie er wirklich bis zum heutigen Tage, trotz aller anbrandenden Stürme der Welt, weil auf dem Felsen Christus fußend, nicht vernichtet werden konnte, vielmehr die ihm von Christus übertragene Aufgabe

meisterhaft gelöst hat, indem die über den ganzen Erdkreis jetzt ausgebreitete heilige katholische Kirche sein Resultat ist.

Hat der Gymnasial-Religionslehrer nur einmal diese, in ihren allgemeinsten Umrissen hier angedeutete geschichtliche Grundlage den Zöglingen, ihrer Bildungsstufe gemäß, beigebracht, so wie die wahrhaftige Geschichte sie ergibt: wahrlich, dann ist gar nicht anders möglich, ein Schüler, der unbefangen, unterstützt von der gnadenvollen Erleuchtung Gottes in seinem Innern, gefolgt ist, er muß dabei zur Anerkenntniß der göttlichen Autorität der Kirche gelangt seyn, und damit ist natürlich die aller einzelnen katholischen Glaubens- und Sittenlehren schon mitgesetzt. Auf dem sicheren Fundamente der unfehlbaren Kirche jene Lehren im Systeme, d. i. nach Ordnung und im Zusammenhange darzustellen, wird fortan um so leichter seyn, als die Grundideen schon bei der Darstellung der geschichtlichen Unterlage der Religion sämmtlich zur Sprache hatten kommen müssen.

Demgemäß stimme ich also in Betreff des bei dem Religionsunterrichte am Gymnasium einzuschlagenden Weges ganz dem Plane Martin's („Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Lehranstalten, zunächst für die obern Classen der Gymnasien") in sofern bei, als dieser den auf dem Gymnasium zu ertheilenden Religionsunterricht in zwei Haupttheile scheidet, von welchen der erstere die geschichtliche Begründung der katholischen Religion, der andere ihre einzelnen Lehren behandelt. Einige weiteren Bemerkungen über das Verfahren des Religionslehrers beim Unterrichte (beziehungsweise der Anfertigung eines zweckmäßigen Lehrbuches) dürften noch folgen, und auf die Pflichten eines Religionslehrers, in sofern er Erzieher ist, überleiten.



XXVII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XI.

Die Stellung der protestantischen Parteien in Bayern zu einander; Leben und Meinungen der drei positiven Richtungen: der evangelischen, der evangelisch-lutherischen und der lutherischen; W. Löhe und der deutsche Puseyismus.

In bitterer Stimmung über die vage officielle Benennung der akatholischen Gesammtgemeinde in Bayern haben die neulutherischen Stimmführer in derselben einmal den treffenden Ausspruch gethan: „der Protestantismus ist ein großer und weiter Sack, darein wird Alles gesteckt, was unter den Christen nicht römisch ist; lutherisch, reformirt, unirt, das ist in der Meisten Augen ganz einerlei; kein Wunder"*). Greifen wir, was speciell Bayern betrifft, in den Sack, um nach den großen Parteien der Gegenwart zu suchen, so finden wir, zu unserem Erstaunen, gerade Eine, sonst fast allenthalben sehr zahlreiche und in Preußen z. B. übermächtige, immer aber dem annähernd rechten Kirchenbegriff gefährlichste, hier nicht

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. März 1851.

vertreten — die Richtung der absorptiven Lehrunion nämlich oder den „positiven Unionismus." Dieses interessante Mittelstück zwischen den Abstufungen des Positivismus und dem reinen Subjektivismus, für dessen Fiskus es übrigens als Altweibermühle gilt, scheint von dießseits ganz nach der Pfalz hinüber ausgewandert zu seyn, und man dürfte wohl nicht irren, wenn man darin ein Zeugniß von der erfolgreichen Arbeit der Erlanger Schule erblickt, die ihre Erfolge selbst hinwiederum dem allseitigen Zusammenleben ihrer Gläubigen mit den Katholiken verdankt.

Der reinen Subjektivisten von der „sich selbst auslegenden Schrift" mag es ein ziemliches Gewicht geben, wägen läßt es sich bei politisch so energisch beruhigten Zuständen wie gegenwärtig natürlich nicht; daß ihre Adresse von 1849 ihrer Richtung die weitaus unzweifelhafte Majorität vindicirte, ist bereits erwähnt. In ungünstigeren Zeiten sprechen diese Kinder der in infinitum fortschreitenden Reformation ohne allen Anstand auch vom „wirklichen Christus," vom „heiligen Geist," sogar von „Autorität" und „Kirche," aber Alles — „in uns." Anderwärts setzt diese Phraseologie sich in den „positiven Unionisten" noch fort; in Bayern aber gibt es deren, wie gesagt, nicht, folgen vielmehr in Einem Sprung „Evangelische" von der strengern Observanz. Den Namen „evangelisch" sprechen zwar eben jene Unionisten mit Grund als ihr altes Monopol an; seit dem Jahre 1848 aber hat bekanntlich die große Kirchentags-Partei es ihnen entrissen, und diese Partei existirt unter dem Namen „evangelisch" auch in Bayern. Pastor Tretzel hat in ihrem Namen und „in besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Bayerns" den Kirchentag zu Berlin für 1854 nach Nürnberg geladen, „ohne indessen eine Garantie für die Aufnahme zu bieten." Ihren Hauptsitz hat die Partei in Unterfranken, die „kirchlichen Conferenzen" daselbst gehören ihr an und Schunck's „Puckenhofer Blätter für das Volk" vertreten ihre Sache.



Es ist dieß die der kirchenbildenden Innern Mission, der Standpunkt der Partei also der der Conföderation im Kirchentag. Trotz aller „hämischen Verdächtigungen“ kämpfen auch diese Evangelischen, wie sie versichern, für festere Ausprägung des lutherischen Charakters der Landeskirche, nur nicht „in exclusiver Weise,“ nur so, daß sie auch fortan „die wahrhafte innere Union zunächst unter den evangelischen Sonderbekenntnissen im Herzen tragen, um den natürlichen Verband mit der evangelischen Gesammtkirche aufrecht erhalten zu sehen.“ Zerstreute Spuren der Partei finden sich da und dort im Lande; „wo immer die Arbeiten der Innern Mission gepflegt werden, da stützen sie sich fast ausnahmslos auf Anhänger dieser freiern evangelischen Richtung, während alle specifischen Lutheraner sie mehr oder minder desavouiren.“ Denn das Conföderations-Princip, sagen diese, sei der leibliche Bruder der Union, nur „Union in einem neuen Rocke,“ und „ohne Darangabe des eigenthümlich lutherischen Gepräges“ gar nicht denkbar; dafür werden die zwei strengen Richtungen dieses Gepräges hinwiederum von den „Evangelischen,“ nach dem Vorgange Nägelsbach's — „das Judenthum in der lutherischen Kirche“ gescholten*).

Immer nur mit den „äußerlich lutherischen Institutionen“ plage sich dieses lutherische Judenthum ab, anstatt die Hauptfrage zu behandeln, wie es mit dem christlichen Gemeindeleben selber stehe. So lautet die Muttersprache der kirchenbildenden Innern Mission bei den „Evangelischen“ Bayerns. Gleichmäßige Verpflichtung auf die lutherischen Symbole bei der Ordination, sagen sie, sei in Bayern bereits eingeführt, und damit sei jenen Institutionen hinlänglich genügt. Allerdings, was darüber hinausläuft, gefährdet das

*) So beschreibt die Verhältnisse ein bayerischer „Evangelischer“ in Hengstenberg's K.-Z. vom 4. u. 7. Jan. 1854.

Princip der Conföderation zwischen Lutheranern, Reformirten und Unirten, und verunmöglicht im Verlauf die deutsche evangelische Gesammtkirche. Die Conföderations-Partei steht daher in heftiger Opposition gegen die zwei andern Parteien auch bezüglich des Namens, nach welchem die „protestantische Kirche" in Bayern officiell umgetauft werden soll. Die Benennung „protestantisch" ist überall nur noch den Subjektivisten genehm, alle andern Parteien verbitten sich dieselbe als den leidigen bloß negativen Begriff des obengenannten „großen und weiten Sacks." Die Männer von der Innern Mission in Bayern wollen ihn daher vertauschen mit „evangelisch," ohne allen specielleren Beisatz; die Männer des „lutherischen Judenthums" dagegen spalten sich folgerichtig auch in dieser Frage. Die Erlanger oder Nürnberger Mittelpartei will natürlich von beidem etwas, und also den theilweise bereits eingeführten Namen „evangelisch=lutherisch" haben; das Neulutherthum aber erblickt auch schon in solcher Modificirung des „lutherisch" durch das vorgesetzte „evangelisch" eine höchst gefährliche Concession an die „Allerweltskirche" der Conföderation und Union, und läßt durchaus nur „lutherisch" glattweg zu. Nicht als wenn nicht auch die Mittelpartei auf dem „lutherisch" mit unbeugsamster Strenge beharrte. Als die „Evangelischen" einmal geradeheraus sagten: wo nicht besonderer Nachdruck auf den confessionellen Unterschied zu legen sei, dürfte die Bezeichnung „evangelisch" auch im amtlichen Gebrauch vollkommen genügen ohne „lutherisch" — da erwiderte jene Partei voll zorniger Verachtung: „in dem Augenblicke, wo mit dem Namen evangelisch von den Unionisten ein so trübes Spiel getrieben werde, wo die lutherische Kirche der auch auf den Namen evangelisch sich stützenden unionistischen Umarmung sich erwehren möchte, wo man namentlich in Bayern verlange, daß jene Kirche auch ihren Namen tragen dürfe, in diesem Augenblicke den Vorschlag hören, daß die protestantische Kirche ihren Namen ändere und sich

evangelisch nenne — das sei doch fast gar zu naiv" *). Aber ihre „Noth- und Ausnahmsfälle" der Abendmahls- und anderer kirchlichen Gemeinschaft mit Reformirten und Unirten, oder im tiefern Grunde ihr Kirchenbegriff, fordern bei der Mittelpartei doch auch wieder als drängende Consequenz für die Bezeichnung „lutherisch" die Modifikation durch „evangelisch."

Man sieht, das kirchliche „Judenthum" der Evangelisch-lutherischen gehört eben zur laxeren Sorte im Vergleich mit dem Neuluthertum, bildet nicht nur das erste Reactions-Stadium im Vergleich zu diesem zweiten, sondern muß auch noch an dem, was beiden gemeinsam ist, Modifikationen zulassen, die dann wieder rein willkürlich streng begränzt werden. „Unzweifelhaft," sagt ein Kriegsmann der preußischen Union, „kommt im letzten Endpunkte die ganze Frage nach der Berechtigung der Union darauf hinaus, ob es auf dem Lehrgebiet der Kirche ein Wesentliches und Minderwesentliches, ein Fundamentales und Nichtfundamentales gebe" **)? Darum handelt es sich in der That auch zwischen den beiden lutherischen Parteien in Bayern; obwohl sie soweit vollkommen einstimmig sind, daß die Abendmahlslehre wesentlich und fundamental sei, also beide jede Union für unzuläßig erklären, und darin consentiren, daß man aus der bayerischen Landeskirche austreten müßte, wenn sie eine Union wäre: zeigt sich doch eine wichtige Verschiedenheit der Ansichten über jene Grundfrage gerade in der Verschiedenheit der beiderseitigen Antworten auf die Frage: ob in Bayern faktische Union sei oder nicht? Die Evangelisch-lutherischen sagen nein, die Lutherischen sagen ja. Die letztern können, wie wir noch sehen werden, zwar selber nicht behaupten, daß ihre Kirche die volle christliche Wahrheit schon habe, wohl aber behaup-

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. (in Erwiderung auf die „drei Briefe aus Bayern" in der Berliner evang. K.-Z.) vom 26. Jan. 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 26. Jan. 1854.

ten sie, Alles, was ihre Kirche fertig und ausgebildet habe, sei absolut nothwendig nur wie sie es hat, und wahr nur weil sie es hat, und allein in ihr sowohl an sich, als bloß für ihre Angehörigen vorhanden. Jene dagegen vermögen nicht einmal so viel zu behaupten. Eben deßhalb steht ihnen aber die unter obwaltenden Umständen schätzenswerthe Wohlthat zu Gebot, daß ihre kirchliche Gemeinschaft praktikable Hinterthüren hat; ein Begriff von kirchlicher Gemeinschaft, wie die Lutherischen ihn in ihrem Wahlspruch „Union am Altar Union über alle Union" ausdrücken*), hätte sie mit der halsbrechenden Nothwendigkeit belastet, dem unionistischen Zeitgeist überhaupt und insbesondere einzelnen sehr berücksichtigungswerthen Personen definitiv den Fußtritt zu versetzen.

Die Evangelisch-lutherischen ertheilen daher die kirchlichen Wohlthaten ohne Anstand auch außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft. Die weiland zur unirten Abendmahlsspende verordnete Formel, von welcher der Agendarius selber sagte: „Jesu Worte haben doch eine besondere Autorität und einen vielumfassenden Sinn, jeder Communikant kann dabei das denken, was seiner subjektiven Ueberzeugung gemäß ist" — haben sie allerdings abgeschafft; auch läßt das Kirchenregiment nicht mehr seine Prediger die Communion nach beiderlei Abendmahlslehre, den Reformirten reformirt, den Lutherischen lutherisch austheilen. Dafür aber geben sie nun selber ihr lutherisches Abendmahl an Nichtmitglieder ihrer Kirche unter ihrer eigenen rein subjektiven Voraussetzung: „wer zum lutherischen Abendmahl kommt, beweist, daß er keine fremde Lehre führt und bringt, daß er am lutherischen Abendmahl kein Grauen (!) hat, es wünscht und will"**). Von den Lutherischen (Neulutheranern) gedrängt, reden sie sich dann wohl wieder damit aus: „wenn irgendwo in Bayern in einem abgelegenen Win-

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 15. Oct. 1851.
**) A. a. O.

kel ein Reformirter zum lutherischen Abendmahl geht, so macht ihr ein Geschrei davon, als wäre das ganze Land angesteckt." Haben aber die Andern nicht volles Recht zu fragen: kommt es auf die Zahl an, „wo die falsche Praxis eine grundsätzlich geduldete ist" *)? Und diese „grundsätzliche" Duldung, wie tief alterirt sie das Princip! Haben die Lutherischen Unrecht, wenn sie z. B. gegen die der evangelischen Partei angehörige Culmbacher Conferenz behaupteten, daß solche Praxis hinreiche, den Bau der christlichen Oekonomie bis auf die nackten vier Mauern niederzureißen? „Wenn man in der Lehre von der Kirche irrt, wenn nicht mehr wie 1530 Einigkeit in Wort und Sakrament zur Kirche nothwendig erachtet wird, wenn anno 1851 der Leib Christi aus widerwärtigen Gliedern bestehen kann, je nun, dann beginnt eine neue Zeit, die alte geht zu Grabe, eine Allerweltskirche, die ungeheure Lüge, zieht dann in die Pforten unsrer Kirchen ein, wir aber ziehen aus" **).

So wird denn alsbald klar, daß die, drüben überhaupt so verhängnißvolle, Lehre von der Kirche es ist, was in Bayern die Evangelisch-lutherischen und die Lutherischen auseinanderhält, die Bekenner derselben Concordienformel bis auf den Grund unter sich spaltet. Beide Parteien anerkennen über der sichtbaren Kirche Christi auf Erden eine unsichtbare Kirche Gottes, wie die Katholiken auch; während aber die Letzteren und die oft genannte lutherische Partei sich über die Zugehörigkeit zu dieser unsichtbaren Kirche keinen Eingriff in das dem Richter der Herzen allein zustehende Urtheil anmaßen, thun es die Evangelisch-lutherischen allerdings, indem sie dieser oder jener handlichen Praxis zu Lieb die Schranken ohne Weiteres niederreißen, welche die sichtbare Kirche von der unsichtbaren und umgekehrt scheiden. Hinwiederum könn-

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. April 1852.

**) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 15. Oct. 1851.

ten sie solches sich nicht beikommen lassen, wenn ihr Begriff von der sichtbaren Kirche, als bloßer auf Einerleiheit des Herzensbekenntnisses erbauter, fast zufälliger Gemeinschaft, nicht das gerade Gegentheil von der objektiv gegebenen Stiftung Christi auf Erden wäre, welche die Lutherischen wie die Katholiken mit dem Namen Kirche bezeichnen. Als daher auf der Generalsynode von 1853 die Gemüther über die wenn auch nur in „Noth- und Ausnahmsfällen" zugelassene unionistische Communion denn doch sich beunruhigt fanden, konnte Dr. Harleß sie einfach mit der Versicherung beruhigen: jeder Reformirte oder Unirte müsse, ehe er lutherisch gespeist werde, befragt werden, „ob er wisse, daß er zum lutherischen Abendmahl gehe, und damit einen Bekenntnißact thue?" Natürlich sagen die Lutherischen: auch eine solche Bejahung mache noch nicht zum Mitglied der Kirche; für die Evangelisch-lutherischen aber, deren sichtbare Kirche nur Bekenntnißkirche ist, reicht sie allerdings aus, den Bejahenden für einen vorliegenden Fall in ihren Gedanken sofort aus der unsichtbaren in die sichtbare Kirche zu versetzen. Dieser weite Unterschied im beiderseitigen Kirchenbegriff ist auf jener Generalsynode, bei der Debatte über den betreffenden Punkt der lutherischen Petition, auch ganz offen und ausdrücklich hervorgetreten. Der Abg. Prof. Thomasius von Erlangen legte Namens der Landesuniversität, wie er auch schon bei der Culmbacher Conferenz von 1851 gethan, „mit männlichem Ernst" Protest gegen die Thesis ein: „daß den wenigen unter den Lutheranern zerstreut wohnenden Reformirten und Unirten der Liebesdienst der Sakramentsspendung verweigert werden solle" *). Hr. Thomasius erklärte dabei einerseits ganz entschieden: „das Abendmahl ist der höchste Bekenntnißact und principielle Abendmahlsgemeinschaft ist daher gleich Union, die wir Alle nicht wollen;" andererseits aber rechnete er Ausnahmen des Lie-

*) Darmst. K.-Z. vom 12. Jan. 1854.

besdienstes unumwunden der unsichtbaren Kirche zu gut, welche der sichtbaren vorangehe (auch hier auf Erden nämlich). Dem Abg. Kirchenrath Bomhard besonders war dieß aus der Seele gesprochen; „es gebe," sagte er, „confessionelle Kirchen, aber es gebe Gott sei Dank! auch eine allgemeine christliche Kirche, in welcher alle confessionellen Kirchen enthalten seien"*). Es scheint demnach, daß der Name der officiellen Partei: „evangelisch-lutherisch" auch seine bedeutsame Beziehung auf das von ihr gedachte Verhältniß des Begriffs von der Kirche hat: d. i. „evangelisch" für die so gefaßte unsichtbare, „lutherisch" für die so gefaßte sichtbare Kirche.

Die auswärtigen Unionisten und die bayerischen „Evangelischen" fanden sich sehr getröstet darüber, daß Erlangen selber solche Aussprüche thue; befremdlich aber kam es ihnen vor, daß die Fakultät bei sothaner Anschauung sich doch wieder in dem bekannten Protest gegen den Kirchentags-Beschluß von 1853**) den „exclusiven Lutheranern" von Leipzig und Rostock habe anschließen können. Den Neulutherischen — hätten sie aber sagen sollen, denn „exclusiv" lutherisch blieben die Erlanger trotz jenes Auftretens gegen die Löhe'sche Petition nach wie vor, und eben als „exclusive" nicht als „neue" Lutheraner unterzeichneten auch sie jenen Protest. Wohl äußerten damals beide Parteien aus Einem Munde: der Aufrechthaltung nicht nur des lutherischen Kirchenwesens, sondern auch der lutherischen Kirche müssen wir versichert seyn, um so mehr, „je klarer wir in ihr die geradlinige und in sich einige rechtmäßige Fortpflanzung der alten Kirche erkennen;" unter der Union dagegen macht man die lutherische Lehre zu einer Privatsache, welche nirgends in ihrer „Alleinberechtigung" sich geltend machen und am allerwenigsten eine

*) Darmst. K.-Z. vom 29. Dec. 1853.

**) Histor.-polit. Blätter Bd. XXXIII. S. 156.

reine und unvermischte lutherische Kirche, welche „man vielmehr Separation nennt," bilden darf; dabei behauptet man dennoch, das Lutherthum verbiete man nicht, nur solle es nicht „exclusiv" seyn, und die lutherische Kirche sei ja innerhalb der Landeskirche vorhanden*). Aber, wie man leicht herausfühlt, die Einen legen den Ton auf die Kirche, die Andern auf die Exclusivität. Denn „exclusiv" kann auch die bloße Bekenntniß-Kirche seyn wollen, wenn sie schon nach Willkür ihrer Theologen ihre Gnaden auch an die Außenstehenden vergibt. Solche willkürliche Gnaden-Uebung heißt noch nicht die lutherische Confession auf Eine Linie stellen mit der reformirten und unirten, d. h. zu der Gleichmacherei des Conföderations-Princips der „Evangelischen" sich bekennen. Die Erlanger vermögen selbst sogar zuzugeben: ein Theologe könne von der lutherischen Wahrheit innigst durchdrungen und dennoch nicht geneigt seyn, die Zulässigkeit kirchlicher Bande mit den Reformirten zu verneinen oder einen bleibenden kirchlichen Trennungsgrund in der calvinischen Lehrdifferenz zu erblicken; ja sie haben schon zugegeben: der Lehrconsens beider Kirchen sei vielleicht stark genug, um ihre Vereinigung unter Einem Kirchenregiment zu tragen; und nur aus der Zweckmäßigkeitsrücksicht, um ja die vorausgesetzte volle lutherische Selbstständigkeit nicht zu gefährden, sei es besser, „auf diese künstliche Einheit einer Landeskirche, die doch keine einige Kirche seyn könnte, ganz zu verzichten"**). Man sieht also, die Concessionen der „Evangelisch-lutherischen" gehen weit; aber das heißt immer noch nicht die Abendmahlslehre für eine offene Frage erklären, ist immer noch nicht Aufgeben der „Exclusivität," nicht Conföderation und noch weniger Union. Was es aber heißt, das ist: keinen adäquaten Be-

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 22. Dec. 1853.

**) Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche". Juli 1854. S. 49 ff.

griff von einer objektiv gegebenen anstaltlichen Kirche haben. Zu einem solchen Begriffe, der die Exclusivität nicht nur einschließt, sondern auch vernünftig motivirt, bekennen sich nur die glattweg Lutherischen. „Wir läugnen nicht,“ sagen sie, „daß wir unter allen den Kirchengemeinschaften, welche durch öffentlich ausgesprochene Bekenntnisse erkennbar und sichtbar geworden, keiner den Namen einer Kirche zuerkennen als der lutherischen, die ihren Glauben in den Bekenntnissen des Concordienbuchs ausgesprochen hat. Die lutherische Kirche ist uns die Eine allgemeine apostolische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt. Wir behaupten nicht, daß die lutherische Kirche die ganze Gott bekannte Schaar der Gläubigen in ihren sichtbaren Grenzen einschließe, daß aber nach des Herrn J. Chr. Willen die Kirche eine sichtbare Grenze habe, durch welche die Wahrheit des schriftmäßigen Bekenntnisses gewahrt, aller noch so scheinbare Irrthum aber ausgeschlossen werde“ *).

Abgesehen also von der Fundamentallehre über die Kirche, und was zunächst daran hängt, unterscheidet das Bekenntniß der Evangelisch-lutherischen und der Lutherischen sich nicht. Beide Parteien verehren die Concordienformel als ihren Lehrcodex, und jene unterschreiben bereitwillig den Satz dieser: „Die Concordienformel ist gegenüber den Reformirten und neutris ein nicht minderes Bollwerk, als die Augsb. Conf. gegenüber den Römischen; sie widersteht jedem Unionsgelüsten mit ihrer milden aber reinlichen und unverkennbaren Begrenzung der schwebenden Fragen, besonders gilt das vom heiligen Abendmahle“ **). Was die heilige Schrift als die reformatorische einzige Glaubens-Norm betrifft, so behaupten auch die Erlanger nur etwa den Katholiken gegenüber deren Perspicuität und Sufficienz; unter sich

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Jan. u. 1. Febr. 1851.

**) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 15. Oct. 1851.

dagegen wissen sie, daß es nichts damit ist, und sind förmlich verpflichtet, die Schrift auszulegen nach Vorschrift der Symbole, zuvörderst der Concordienformel. Dieses dogmatische Statut des reinen Lutherthums, im J. 1580 mitten in dem langen und mitunter selbst blutigen Kampfe gegen den Calvinismus und andere Abweichungen unter höchst unerbaulichen Vorgängen aufgerichtet, ist die eigentliche Autorität für beide Parteien, und zwar in ihren gedruckten Lettern nicht nur zu hören für gelernte Theologen, sondern auch für den gemeinen Mann. Daß gerade dieses literarische Produkt der herabgekommenen Scholastik des 16ten Jahrhunderts exclusive Glaubensnorm seyn soll, und nicht mit dem nämlichen Rechte z. B. das von der Berlinergeneralsynode 1846 reformirte apostolische Symbolum oder der nächste beste rationalistische Katechismus, ist der stete Angriffspunkt Seitens der Unionisten und beziehungsweise der „Evangelischen“ gegen die „Evangelisch-lutherischen“ und die „Lutherischen“ in Bayern und anderwärts. „Meint man“, sagen sie z. B., „in Erlangen oder Breslau, dem Herrn Christo und seinem Reiche besser zu dienen, wenn man in ruhige und friedliche Gemeinden, unter einfache Bauern und Handwerker die Streit-Fragen der Concordienformel hineinwirft, und sie gegen gläubige Prediger fanatisirt, weil sie den badischen Katechismus nicht gerade für ein Teufelswerk halten, sondern nur für ein Menschenwerk“ *), d. i. für ein Produkt der momentanen Zeitrichtung, dergleichen am Ende auch die Concordienformel selber ist?

Die Unionisten und „Evangelischen“ wollen nämlich nicht die Schrift nach solchen Bekenntnissen interpretirt wissen, sondern umgekehrt, weil eben nur der Bibel die Autorität der Inspiration zukomme. Die Erlanger haben sich indeß bis jetzt so wenig als die „Lutherischen“ an der Concordienformel irre

---

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Juli 1853.

machen lassen. Nur scheint es, daß die „Evangelisch-lutherischen" in der Praxis auch hierin, und vielleicht abermals im Recurs von der sichtbaren auf die unsichtbare Kirche, sich „Ausnahmsfälle" vorbehalten, nicht zwar für die gemeinen Pastoren oder gar den großen Haufen, wohl aber für die Schule, welche ihnen gehört. Die Schule nämlich kann wohl mit einer allzeit lebendigen Autorität stets sich verständigen; mit einer erst durch Guttenberg's edle Kunst vervielfältigten aber und zugleich für ewige Zeiten auf todtem Papier fixirten Autorität sind Conflikte für die forschende Schule fast unvermeidlich. Diese Erfahrung scheinen auch die Männer der Erlanger Fakultät mit der Concordienformel zu machen, wenigstens behauptet es ihr ehemaliger reformirter College Dr. Ebrard. „Im eigenen Schooße der Erlanger", sagt er, „findet ein Latitudinarismus statt, der sich mit der Strenge nach Außen so schlecht verträgt, als ein Balken im eigenen Auge mit dem Herausziehen des Splitters aus einem fremden. In der nämlichen Fakultät, welche jedem Doktoranden der Theologie einen Eid auferlegt, nicht allein, daß er nach den fünf symbolischen Büchern der lutherischen Kirche lehren, sondern auch, daß er keine Schriftstelle anders erklären wolle, als sie dort erklärt sei — befindet sich ein Mitglied (Dr. Hofmann), welches nicht bloß vom lutherischen Dogma abweicht, sondern sogar von denjenigen Lehrsätzen, in welchen alle christlichen Confessionen einig sind, mehrere läugnet und das Gegentheil lehrt" (z. B. behauptet er: „Gott sei dreieinig, um der Gott des Menschen zu seyn"; „Christus hat aufgehört, Gott zu seyn, um Mensch zu werden" u. A. m.). „Die Erlanger Fakultät beeidigt ihre Doctores, keine Schriftstelle anders zu erklären, als sie in den symbolischen Büchern erklärt ist, und ein Mitglied dieser Fakultät erklärt die wichtigsten dicta probantia (z. B. Joh. 1, 1 ff.) völlig anders, als sie in den symbolischen Büchern erklärt sind!" „So ist man also", sagt Hr. Ebrard, „lax und weitherzig im eigenen

Hause, und zeigt die eisernste Strenge und Scrupulosität gegen fremde Kirchen, läßt daheim das Trinitäts-Dogma alterirt werden, und erklärt es draußen für einen Abfall vom Religionsfrieden, wenn eine unirte Kirche bei ihrer Union ein paar scholastische Distinktionen aus dem kirchlichen Bekenntniß wegstrich" *)!

Von der gemeinsamen Grundlage der „Exclusivität" aus verhalten sich nun die zwei Parteien der Evangelisch-lutherischen und der Lutherischen in praxi auch ganz gleichmäßig bezüglich ihrer außerbayerischen Sympathien. Nicht nur Hr. Hömmel hat seine letzte Schrift vier Predigern der norddeutschen Separatisten, d. i. der aus den dortigen Landeskirchen ausgeschiedenen Lutheraner gewidmet, mit welchen allen seine Partei im eifrigsten Verkehr steht: sondern auch die officielle Partei der Erlanger wendet alle ihre Handreichung diesen Separatisten, nicht ihren wie immer gearteten Landeskirchen zu, und wird dafür von jenen auch wie eine Art Mutter-Kirche und die Fakultät für eine der eigentlichen und für die im Range erste Separatistenschule angesehen. Dieses Verhältniß ist besonders den strengen Landeskirchen-Lutheranern Preußens schon sehr schwer gefallen. Sie meinten, es liege im Interesse des Lutherthums überhaupt, nicht die preußische Separation zu stärken, deren Rückwirkung auf die Landes-Kirche die Erlanger selbst als die zerstörendste schilderten, sondern vielmehr die Lutheraner in der Landeskirche gegen dieselbe zu unterstützen. Behaupteten ja die Erlanger selbst: auch zur Zeit des tiefsten Verfalls der bayerischen Landes-Kirche wäre die Separation von ihr Unrecht, Unglück und sicherster Weg zu förmlicher Union à la Pfalz gewesen; die Kirchen seien noch keine falschen Kirchen, in denen manche Abweichung vom Bekenntniß zeitweise unerkannt bleibe (sic!); kurz, so lange die rechtliche Geltung des

---

*) Darmst. K.-Z. vom 14. März 1854.

lutherischen Bekenntnisses in einer Landeskirche feststehe, sei jeder gute Lutheraner verpflichtet, in ihr zu bleiben und zu ihrer rechtmäßigen Umgestaltung mit Geduld mitzuwirken *). Eben deßhalb nun, erwidern die Lutheraner der preußischen Kirche, müßt ihr entschieden gegen alle Separation von uns auftreten; mögen allerdings unsere früheren Separatisten vor Gott und Welt recht gethan haben, aus einer Landeskirche auszuscheiden, wo sie nur unter Annahme der den lutherischen Glauben verläugnenden Agende bleiben konnten, wo also die lutherische Kirche in der Landeskirche untergegangen war: so ist es jetzt doch anders geworden: die anfänglichen Lehrunionspläne sind in Preußen seit 1834 verläugnet, und seit dem 6. März 1852 sind die Lutheraner in Preußen sogar besser daran, als die in Bayern, denn nicht nur hat man hier „mit einer viel größeren Verwüstung des lutherischen Cultus und alter Ordnung desselben zu ringen", sondern es ist in Preußen nun auch confessionelle Sonderung im Kirchenregiment eingerichtet, die in Bayern noch fehlt. So glauben die preußischen Landeskirchen-Lutheraner den bayerischen „Exclusiven" sehr überzeugend dargethan zu haben, daß ihre Separatisten-Sympathie ganz unbillig sei. Die „Lutherischen" gestehen auch ohne Weiteres zu: die bayerische Landeskirche sei allerdings faktisch so gut unirt, wie die preußische, ja das Lutherthum sei hier viel günstiger gestellt, und in Bayern nur viel bequemer, ohne Kampf und Streit, eben dahin herabgedrückt worden, wie in der Landeskirche Preußens **). Die „Evangelisch-lutherischen" dagegen, und in ihrem Namen besonders von Scheurl (in der Schrift „über die lutherische Kirche in Bayern" 1853) weisen auf bayerisch lutherische Fortschritte, deren Preußen sich nicht rüh-

*) S. z. B. Erlanger „Zeitschrift" rc. Juni 1854. S. 25 ff.

**) Hommel: wahre Gestalt rc. S. 9; vgl. Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 31. Dec. 1853.

men könne; sie betonen, daß selbst das alte „sonst heillose" Gesangbuch die lutherische Abendmahlslehre noch habe mitgehen lassen, „welche die preußische Agende, die sonst so viel christlicher ist, als das bisherige bayerische Gesangbuch, nicht zu dulden vermochte" — kurz sie erklären, die Alleinberechtigung der lutherischen Kirche Bayerns sei durch gesetzlich und kirchenrechtlich gültige Verordnungen nicht aufgehoben *)! Wie sollte man also von seiner, wenn auch nur auf dem Papiere begründeten Alleinberechtigung herabsteigen wollen auf das Niveau der Conföderation, zu dem die preußischen Lutheraner der Landeskirche sich eben erst mühsamst und vielleicht nur auf vorübergehende Momente erschwungen haben? Es bleibt demnach dabei, nicht sie, sondern die preußischen Separatisten sind der bayerischen Landeskirche glaubensverwandt.

Die officiellen „Evangelisch-lutherischen" Bayerns eifern daher für die Separation in Preußen, gegen die Separation daheim. Sie erkennen an, daß das Beispiel der preußischen Separation noch gefährlicher gewesen, als das der dortigen Union, „in sofern als es die treuesten und hingebendsten Lutheraner der bayerischen Landeskirche fast unwiderstehlich anlockte, gleichfalls Separation zu machen" **). Sie sind aber auch unablässig bemüht, solche Separation bei denen zu hintertreiben, deren Ueberzeugung sie eigentlich doch selbst nicht widerlegen können, daß die lutherische Kirche hierorts wohl im geschriebenen und nichtgeschriebenen Recht existire, aber in realer That nur Union und wieder Union, oder wenigstens concordienformelwidrige Conföderation zu erblicken sei. Diese ihre Stellung nennen die „Evangelisch-lutherischen" die rechte Mitte. Ihr erstes Organ, das der Erlanger Fakultät, im

*) A. a. O. — Vgl. Erlanger „Zeitschrift" rc. März 1854. S. 185 ff.; Juli 1854. S. 22.

**) Erlanger „Zeitschrift" rc. Juli 1854. S. 26 ff.

gelehrtern Style gehalten, gibt selbst als seine Tendenz an, „seinem Charakter gemäß die rechte kirchliche Mitte gegen alle Extreme zu wahren“ *), d. h. gegen die „Evangelischen“ einerseits, gegen die „Lutherischen“ andererseits. Genau entspricht also dem der Name der Partei: „evangelisch-lutherisch“. Ihr zweites neugegründetes Blatt, das der Pastoren für das Volk, die „evangel.-luther. Kirchenzeitung in Bayern“ (zu Nürnberg erscheinend), nimmt mit den nürnbergischen Führern der Partei gleichfalls eine Stellung „zwischen den extremen Parteien“ ein, in „herzlichem Consensus“ mit der Erlanger Fakultät, mit den Beschlüssen der letzten Generalsynode, „mit der ganzen Landeskirche“; „wir vertreten eigentlich die Landeskirche“, und zwar „mit der hoffenden Geduld, welche nicht über Nacht die Beseitigung langjähriger Uebelstände und Anomalien fordert“ **). Seit der Generalsynode von 1853 ist denn auch wirklich sowohl dieses Blatt für die schwebende Frage nahezu taubstumm geworden, als auch das entgegengesetzte, das „Correspondenzblatt der Gesellschaft für innere Mission nach dem Sinne der lutherischen Kirche“ (gedruckt in Nördlingen), welches die glattweg „Lutherischen“ zunächst als Anzeiger für ihre Specialvereine seit fünf Jahren erscheinen lassen. Auch ihre Hauptmacht sitzt im obern Franken, namentlich im ehemals Nürnbergischen.

Diese dritte Partei der bayerischen Positiven, die „Lutherischen,“ haben sich also wirklich von der anfänglich beschlossenen Separation zurückhalten lassen. Von dem Standpunkte der „Exclusivität“ richtiger Mitte aus ergäbe sich die Erklärung solcher Selbstverläugnung sehr leicht; nicht so aber von dem Kirchen-Begriff der „Lutherischen“ aus. Dieser

*) Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ (so heißt das erstere Organ) a. a. O.

**) S. die Protestation der Nürnberger in Hengstenberg's evang.-luther. K.-Z. vom 25. Febr. 1854.

scheint, wie er denn bei ihnen gleichfalls erst seit einigen Jahren und nur allmählig sich entwickelt hat, seine volle Wirkung auf die schwebende Frage noch nicht geäußert zu haben; sonst müßte es mit der „Geduld“ in der bayerischen Landeskirche bald am Ende seyn. Wir glauben auch nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die anfängliche Opposition der „Lutherischen“ nicht schon von dem Gedanken der realen anstaltlichen Kirche, sondern erst noch von der strengsten Idee der altprotestantischen Bekenntniß-Kirche ausging, und daß dieselben demnach im Verlaufe sich als ebenso inconsequent in der Consequenz, wie die bloß „Exclusiven“ consequent in der Inconsequenz darstellen. Man betrachte nur ihre ursprünglichen Thesen, die auch aus allgemeinen Rücksichten der neuesten protestantischen Kirchengeschichte schon an sich höchst instruktiv sind!

Noch im Jahre 1851 erklärten sie der Culmbacher Conferenz der „Evangelischen“ gegenüber: „Wir haben es, da wir einschliefen nicht gewußt, daß uns im Schlaf (1818) das kirchliche Bestehen abhanden gekommen, und nun wir erwachen, wollen wir uns nicht gestehen, daß wir etwas verloren haben. Man kann seit dem westphälischen Frieden den Namen protestantisch auch den Reformirten vindiciren, und die bayerische Verfassung hat es gethan, indem sie von einer protestantischen Gesammtgemeinde spricht. Unser Amtssiegel und unsere pfarramtliche Unterschrift beweisen uns, so oft wir sie sehen und brauchen, daß wir eigentlich doch nicht lutherisch sind“ *). Die „Evangelisch-lutherischen,“ welche an dieser amtlichen Benennung gleichfalls den höchsten Anstoß nahmen, wurden damit geschweigt, daß man am 3. März 1853, zum nicht geringen Schrecken und Verdruß der „Evangelischen,“ oberkirchenregimentlich verfügte: für liturgische Handlungen sei in Zukunft die Bezeichnung

---

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 15. Oct. 1851.

„evangelisch-lutherisch“ zu gebrauchen, aber nicht glattweg „lutherisch.“ Natürlich! denn „lutherische Kirche“ glattweg wäre eine Concession von unberechenbarer Tragweite gewesen; die „Lutherischen“ selbst hatten nur erst die allernächsten und äußerlichsten Bedingungen formulirt. Allerdings, sagten sie z. B., ist „unsere Last etwas leichter geworden,“ seitdem die Pfalz von uns ausgeschieden, dennoch ist Abendmahlsgemeinschaft zwischen den Pfälzern und uns; unsere Soldaten nehmen das Sakrament in den unirten pfälzischen Kirchen, weil sie dazu commandirt sind, und umgekehrt thun es die unirten Pfälzer bei uns, weßhalb man z. B. die Collekte für die Kirche im Garnisonsorte Amberg auch auf die Pfalz ausgedehnt hat; von der Diaspora gar nicht zu reden, ohne nachherigen „Uebertritt zur lutherischen Kirche, ohne Sündenbekenntniß für ihren Abfall“ wechseln die Candidaten zwischen dießseits und der Pfalz und auch den preußischen Enclaven im Norden Bayerns; ist der Pfalz um Candidaten bange, so suche sie in ihrer Nachbarschaft, in Baden, Nassau, Preußen, was sie braucht; gibt's für reformirte Gemeinden keine Candidaten, so kann die Schweiz aushelfen*). Man sollte, meinen die „Lutherischen“ weiter, dem Volke die kirchliche Lehre eben praktisch angewendet zeigen. Die meisten aus der Pfalz zurückkehrenden Soldaten z. B., die dort in unirten Kirchen zum Abendmahl gegangen, werden in ihrer Heimath wohl ohne Weiteres wieder zum Abendmahle zugelassen, anstatt daß man ihnen öffentlich erklärte, „weil sie dadurch öffentlich zu einer andern Kirchengemeinschaft sich gewendet, so hätten sie sich durch ihr Verhalten des Rechts auf das Sakrament in der lutherischen Kirche insolange selber verlustig gemacht, bis sie unter Bereuung ihrer Sünde und dem Verspruch künftiger größerer Treue ihren Rücktritt förmlich erklärt hätten“**). Eine Kirche nun mit solcher wesenhaften

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 15. Oct. 1851.

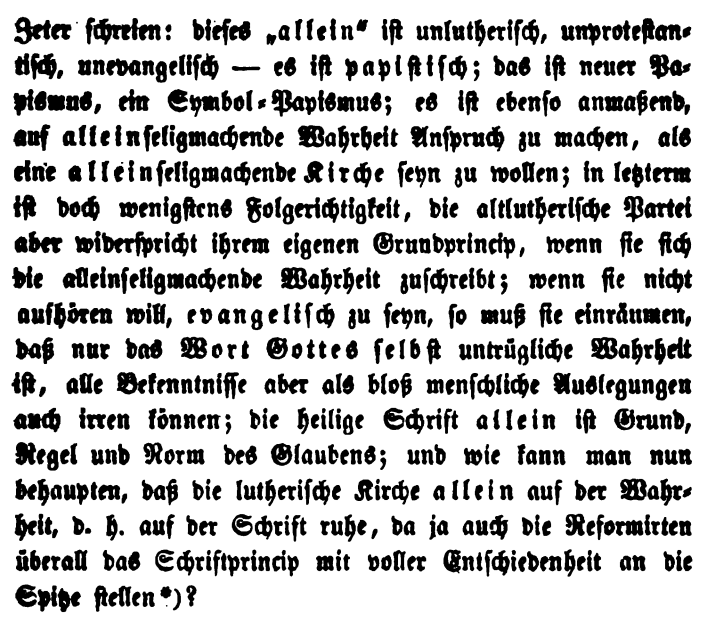
**) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. März 1851.

Praxis glaubten die „Lutherischen“ in Bayern erobern zu müssen um jeden Preis, und zwar ohne allen Verzug. Weile, proklamirten sie, die Landeskirche sich nicht selbst, sofort ächt lutherisch zu werden: so müßten die getreuen Lutheraner sie eben ihrem Schicksal und dem völligen Versinken in förmliche Union überlassen, selber aber ausscheiden und in der Separation die reine lutherische Kirche auf eigene Faust sich erbauen. „Die bayerischen Lutheraner werden Erhörung finden, wenn sie wollen, mag ihnen auch vielleicht zur Strafe eine unirte Kirche zur Seite entstehen und bleiben“*).

Man betrachte diese Sätze genau, und man wird finden, daß ihnen noch immer nicht nothwendig eine andere Fundamental-Anschauung zu Grunde liegen muß, als die streng altprotestantische von der Bekenntnißkirche. Hätte die Erlanger Mittelpartei auch nur deren Idee consequent festgehalten, so wäre ein Dissens derselben mit den „Lutherischen“ bezüglich des Verhaltens ihrer Kirche gegen andere Confessionen gar nicht möglich. Es müßte Ein und dasselbe „lutherische Judenthum“ geblieben seyn. Die auswärtigen Unionisten und einheimischen „Evangelischen“ haben die Sache auch nie anders angesehen; ihre ungeheure Entrüstung traf die Erlanger so gut wie die „Lutherischen,“ als Hrn. Hommels zweite Schrift den Kriegsruf „von den Altären des altlutherischen Zions“ her ertönen ließ. In der That ist es ja auch gleichmäßig oberster Satz der Erlanger, was Herr Hommel an die Spitze seines Buches stellt. „Das sei der Preis der lutherischen Kirche vor allen andern, daß sie allein auf der Wahrheit ruhe, und von einer Wahrheit in die andere sich leiten lasse“**). Sind also jene Bibel-Christen nicht in ihrem Rechte, wenn sie ohne Unterschied gegen Harleß wie gegen Löhe

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 15. Oct. 1851.

**) Recht der Kirche, Union und die bayerische protestantische Landes-Kirche. S. 9.



Zeter schreien: dieses „allein“ ist unlutherisch, unprotestantisch, unevangelisch — es ist papistisch; das ist neuer Papismus, ein Symbol-Papismus; es ist ebenso anmaßend, auf alleinseligmachende Wahrheit Anspruch zu machen, als eine alleinseligmachende Kirche seyn zu wollen; in letzterm ist doch wenigstens Folgerichtigkeit, die altlutherische Partei aber widerspricht ihrem eigenen Grundprincip, wenn sie sich die alleinseligmachende Wahrheit zuschreibt; wenn sie nicht aufhören will, evangelisch zu seyn, so muß sie einräumen, daß nur das Wort Gottes selbst untrügliche Wahrheit ist, alle Bekenntnisse aber als bloß menschliche Auslegungen auch irren können; die heilige Schrift allein ist Grund, Regel und Norm des Glaubens; und wie kann man nun behaupten, daß die lutherische Kirche allein auf der Wahrheit, d. h. auf der Schrift ruhe, da ja auch die Reformirten überall das Schriftprincip mit voller Entschiedenheit an die Spitze stellen*)?

Das ist aber eben die tiefe Kluft zwischen allen „Evangelischen“ und allen „exclusiv“ Lutherischen, daß diese das Bibel-Princip durchaus der schroffsten Botmäßigkeit des Symbol-Formalismus unterworfen haben, daß bei ihnen von einer Sufficienz und Perspicuität der Schrift überall keine Rede mehr seyn kann, also auch von keiner Bibel als Glaubensnorm, von keiner „freien Forschung.“ Die Generalsynode von 1853 selbst hatte besondere Gelegenheit zu principiellen Auseinandersetzungen darüber in dem Antrag auf numerische Gleichstellung der laiischen Synodalen mit den geistlichen. Durch den vielfach geäußerten tiefen Schmerz über die entgegengesetzte Richtung der neuesten Wahlordnung klang allenthalben die Ueberzeugung durch: es sei nicht ächtlutherische, sondern katholische Ansicht, „daß dem Lehrelement in allen kirchlichen Fragen ein entscheidendes Uebergewicht eingeräumt

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Juli 1853.

werden müsse;“ soweit dürfe die „Reaction“ nicht gehen! Vergebens suchte Kraußold aus Nürnberg die Frage dadurch auf dem richtigen Standpunkt festzuhalten, daß „er bedenklich fand, von Reaction zu sprechen, da die neue Wahlordnung von allerhöchster Stelle ausgegangen“; Prof. Thomasius ging dennoch auf principielle Beurtheilung ein und erklärte: gewiß seien die Prediger „die vorzugsweise befähigten Vertreter, insofern die letzte Entscheidung in diesen Fragen in der heiligen Schrift liege, deren Verständniß (natürlich nach Anweisung der gelehrten Symbole) den Geistlichen am ersten zugetraut werden müsse.“ Allerdings machte die Synode als solche noch einen Versuch, das allgemeine Priesterthum gegen ein drohendes Bibel-Monopol zu verwahren*), im Uebrigen aber können die „Lutherischen“ selbst sich in dieser Beziehung nicht wohl schärfer ausdrücken, als die „Evangelisch-lutherischen“ thun. Dieselben brauchten z. B. von letztern keine Zurechtweisung zu besorgen, als sie bei Gelegenheit der bayerischen Wahlen für das neue Institut der Kirchenvorstände diesen etliche Verhaltungsregeln gaben, wie folgt: „Von vornherein versteht sich's, daß kein Kirchenvorstand in der lutherischen Kirche erst darüber verhandeln kann, welche Glaubenslehren in seiner Gemeinde gelten und gelehrt werden sollen, und welche nicht. Und welches die reine evangelische Schriftlehre sei zum Unterschied von falscher menschlicher Deutung, steht ebenfalls für die lutherische Kirche schon fest, und findet sich dargelegt in den lutherischen Bekenntnißschriften. Bei dem ihm aufgetragenen treuen Wachen kann es wieder nicht Sache des Kirchenvorstandes seyn, über die Lehrvorträge des Pfarrers oder Lehrers zu richten, ob derselbe recht oder falsch predigt und lehrt. Auch das Urtheil und die Entscheidung darüber, wie weit ein Buch in der Lehre rein oder unrein, tauglich oder untauglich ist, wird

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z.“ vom 13. Oct. 1853.

wiederum nicht dem Kirchenvorstand sondern dem Predigtamt zustehen." Uebrigens werde es von großem Segen seyn, „wenn sie das lutherische Concordienbuch selbst fleißig lesen, um rechten Unterschied zu lernen, was reine und was falsche Lehre ist;" diese treuen Bekenntnisse der Väter kennen zu lernen, werde überhaupt „jedem christlichen Hausvater wohl anstehen" *).

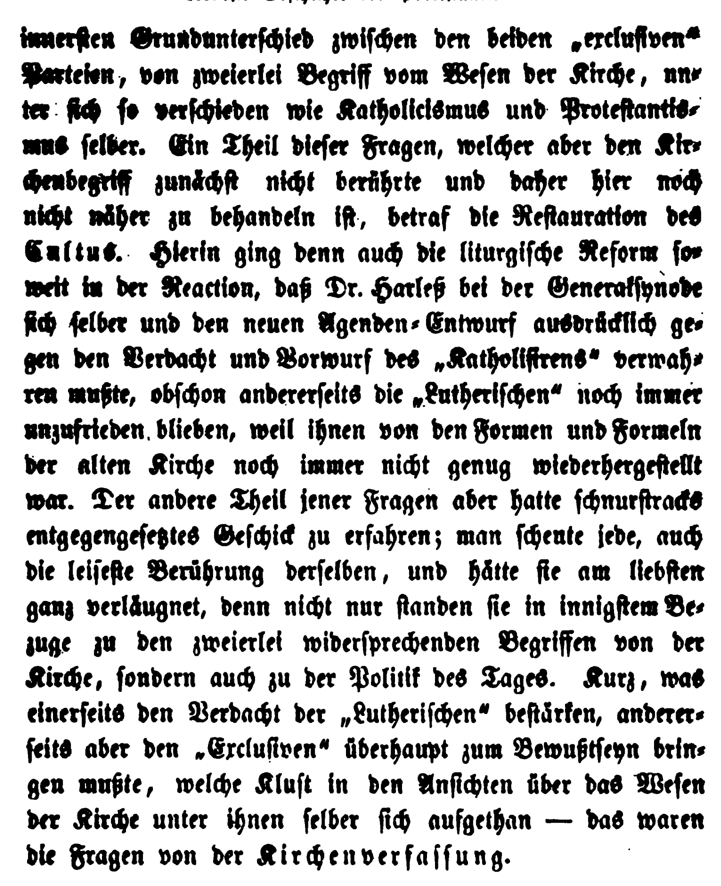
Im Princip also ist die strengste „Exclusivität" der Bekenntnißkirche auf Grund der Concordienformel beiden Parteien gemeinsam. Die Eine aber denkt demselben nicht consequent; die theoretisch consequenten „Lutherischen" dagegen unterwarfen sich in Praxi aus Rücksichten der übermächtigen Inconsequenz. Bringen jedoch die Letztern einmal ihre über das Niveau der Bekenntnißkirche weit hinausgehende Anschauung vom Wesen der Kirche zur Geltung, dann können jene Rücksichten sofort nicht mehr existiren. So denken wir uns das merkwürdige Verhältniß der beiden „exclusiven" Parteien. Lange haben die „Lutherischen," seit der Generalsynode von 1853, über ihre Stellung ganz geschwiegen; daß sie aber derselben mehr und mehr im vollen Umfange sich bewußt werden, beweist die düstere, ja verzweifelte Stimmung, in der sie in diesem Augenblicke wieder ihre ersten Worte äußern. Es ist dieß in dem Jahresberichte der „Gesellschaft für innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche," deren Mittel eher ab- als zunehmen, gerade wegen des Verhältnisses ihrer Führer zur Landeskirche, wie diese selber vermuthen. Sie erklären daher: wohl bestehe ein Theil der Gesellschaft aus Leuten, die „überwogen von den jammervollen Zuständen der bayerischen Landeskirche" seiner Zeit schon zum Austritt entschlossen gewesen, um nicht „irgendwie an den confessionellen Sünden Theil zu nehmen," daneben stünden aber auch Männer von ganz anderen Ansichten; und

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Mai 1851.

dennoch habe man „bis in die neueste Zeit herein das ganze Wirken der Gesellschaft hie und da so darzustellen gesucht, als gelte es nur mit dem Köder der innern Mission möglichst viele Menschen für den Austritt zu gewinnen.“ Allerdings, fahren sie fort, „können wir uns nicht zu der Ansicht erheben, daß die breite lutherische Strömung, welche den Boden der Landeskirche bedeckt, im Allgemeinen wahr und tief sei; es ist gar zu schnell gegangen mit dieser Bekehrung zum Lutherthum, als daß sie gründlich seyn könnte. Indeß ist es nun doch einmal so, daß die protestantische Kirche Bayerns lutherisch seyn und als eine Anhängerin und Bekennerin des lutherischen Concordienbuchs angesehen seyn will. Das wird nun so oft gesagt und vorausgesetzt, daß wir es wohl gelten lassen und die Hoffnung der nahenden Erfüllung aller confessionellen Wünsche bei der eigenthümlichen Flauheit der Zeit zu einem größern Maße von Geduld anweisen müssen“ *).

Man fühlt wohl, wie marternd der Gedanke diese armen Pastoren verfolgt: es sei um den ganzen im Sinne der „Evangelisch-lutherischen“ sich vollziehenden Aufschwung der bayerischen Landeskirche zur lutherischen „Exclusivität“ doch nur ein vorübergehendes Produkt momentaner Tagesmeinung und wandelbarer Zeitverhältnisse. Es sind auch, abgesehen von dem Verhalten dieser lutherischen Kirche zu Reformirten und Unirten, noch andere tief in das kirchliche Leben eingreifenden Fragen, deren Schicksal seit 1849 den Verdacht nothwendig stärken muß. Noch dazu sind diese Fragen gerade von der Art, daß sie über den Horizont der Bekenntnißkirche schon an sich hinausragen, und wo sie principiell und consequent erhoben werden, nur vom Standpunkte der objektiv gegebenen anstaltlichen Kirche aus erhoben seyn können. Sie waren es denn auch, welche zuerst, und bereits im J. 1849, die ersten Spuren an das helle Licht hervorlockten von dem

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1855.



innersten Grundunterschied zwischen den beiden „exclusiven" Parteien, von zweierlei Begriff vom Wesen der Kirche, unter sich so verschieden wie Katholicismus und Protestantismus selber. Ein Theil dieser Fragen, welcher aber den Kirchenbegriff zunächst nicht berührte und daher hier noch nicht näher zu behandeln ist, betraf die Restauration des Cultus. Hierin ging denn auch die liturgische Reform soweit in der Reaction, daß Dr. Harleß bei der Generalsynode sich selber und den neuen Agenden-Entwurf ausdrücklich gegen den Verdacht und Vorwurf des „Katholisirens" verwahren mußte, obschon andererseits die „Lutherischen" noch immer unzufrieden blieben, weil ihnen von den Formen und Formeln der alten Kirche noch immer nicht genug wiederhergestellt war. Der andere Theil jener Fragen aber hatte schnurstracks entgegengesetztes Geschick zu erfahren; man scheute jede, auch die leiseste Berührung derselben, und hätte sie am liebsten ganz verläugnet, denn nicht nur standen sie in innigstem Bezuge zu den zweierlei widersprechenden Begriffen von der Kirche, sondern auch zu der Politik des Tages. Kurz, was einerseits den Verdacht der „Lutherischen" bestärken, andererseits aber den „Exclusiven" überhaupt zum Bewußtseyn bringen mußte, welche Kluft in den Ansichten über das Wesen der Kirche unter ihnen selber sich aufgethan — das waren die Fragen von der Kirchenverfassung.

Wie man nämlich protestantischerseits nicht viel minder, als auf Seite der Katholiken, über drückende Einengung der kirchlichen Bewegung durch die Polypenarme des bureaukratischen Mechanismus zu klagen hatte, so thaten sich denn auch auf jener Seite seit 1848 Sympathien und Strebnisse nach kirchlicher Freiheit kund. Besonders war es die „evangelische" Partei, welche den günstigen Zeitpunkt für gekommen erachtete, die kirchliche Oberbehörde von einem System zu befreien, dem gemäß bei der geringsten, wenn auch rein innerlich kirchlichen Verfügung von dem Oberconsistorium

dem Cultusministerium Bericht erstattet, und durch dieses allerhöchste Genehmigung eingeholt werden muß. Als nun vollends mit der nahenden Generalsynode die katholischen Kirchenfragen am Oberrhein aufleuchteten, mehrten sich die herzzerreißendsten Klagen über die „kaum glaublich beengte und unselbstständige Stellung der obersten evangelischen Kirchen-Behörde in Bayern“ und die dringendsten Mahnungen, wie „jede Entlassung des katholischen Episcopats aus bisherigen staatlichen Beschränkungen, die nicht gleichzeitig eine freiere und selbstständigere Bewegung der evangelischen Kirche im Gefolge hat, eine Gefahr ist in Deutschland.“ Zu jeder andern Zeit hätten diese Ausrufe, wie billig und recht, vollsten Anklang bei allen Parteien gefunden, und die sonst von Landtag zu Landtag wiederholten bayerisch „protestantischen Beschwerden“ in hundertfachem, und zwar principiell rectificirtem Maßstabe herbeigetrieben. Jetzt aber zeigte sich, daß kirchliche Freiheit drüben keinen absoluten, sondern immer nur instrumentalen Werth hat. Gunst in der Unfreiheit, zumal wo sie auf Kosten der Katholiken geübt wird, wog schwerer, als Recht in der Freiheit. Die „Evangelischen“ warnten freilich: die Zeiten könnten sich rasch ändern in einem Staate, „wo schon Jahre lang entschieden ultramontane Minister am Ruder gewesen“ *). Allein andere Zeiten, andere Grundsätze; dann ist die Freiheit absolut nothwendig und göttlichen Rechtes, jetzt die Knechtschaft des Staats-Kirchenregiments. Die Generalsynode ließ sich das befürchtete „Versäumniß“ wirklich zu Schulden kommen, und verlangte eine „unabhängigere Stellung“ mit keiner Sylbe. Der kgl. Commissär hatte richtig vorausgesetzt: „alle Synodalen stimmen ja gewiß mit mir überein, daß es das Wesen unserer protestantischen Kirche erfordere, mit dem Staate enge ver-

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 7. Jan. 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 7. Oct. 1853.

bunden zu seyn und in dem Könige, in dessen Namen das oberste Episcopat unserer heiligen Kirche ausgeübt wird, den Schirmherrn derselben zu erkennen, wie sie auch eines festern und segensreichern Schutzes sich nie erfreut, als unter diesem ebenso kräftigen als gerechten Schirmherrn, der sie nach Außen bewahrt, und ihr die freie innere Gestaltung ungehindert zuläßt." Diese Generalversammlung und ein katholischer Bischofsconvent glichen sich demnach in der Physiognomie wie Hahn im Korb und Aschenbrödel; hier verlangte man eben stets Recht, dort vergnügt man sich mit Gnade. Sogar von erhöhter Cultus-Dotation war dießmal weniger die Rede, und nur Ein „Evangelischer" platzte heraus: „der Kirche gebühre vollständige eigene Verwaltung ihres Vermögens, und es bleibe Aufgabe jeder Generalsynode dahin zu wirken"; der Unvorsichtige bedachte nicht, daß jetzt von Allem das Gegentheil einträglicher sei. Kurz, es „walte jetzt in ihr nur Zufriedenheit und Freude", sagte die Synode schließlich und versprach für die „in dem Verhalten der Staatsregierung eingetretene glückliche Veränderung" das Gebet der Diener ihrer Kirche, das, wie in sehr „exclusiver" Betonung beigefügt ward, „ein Gebet im Geiste und in der Wahrheit ist" *).

Mitten in diese Stimmung der Synode nun fielen die „Lutherischen" in ihrem unbedacht treuherzigen Eifer nicht etwa nur mit dem Antrage auf vollständige Trennung der Lutheraner und Reformirten am Kirchenregiment, was nach Dr. Harleß' Aussage die letzteren auch selbst schon beantragten **) — sondern geradeaus mit dem Verlangen einer ganz selbstständigen lutherischen Kirchenregierung, d. i. Aufkündung des königlichen Summepiscopats. Sie erinnerten, wie man die Unzulässigkeit eines katholischen Oberbischofs für die lu-

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 3. Nov. u. 24. Nov. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 29. Dec. 1853.

therische Kirche einst, wahrscheinlich zur Zeit der „ultramontanen Minister,“ klar erkannt und jetzt den längst festgestellten Grundsätzen über solche Verkehrtheit auch nachleben möge. Man hat sonst gemeinschaftlich auch wohl zu betonen verstanden, wie solche Summepiscopate natürlich jede enge Einigung aller lutherischen Specialkirchen, alle Einheit des lutherischen Episcopates, also das große Ziel der Einen lutherischen Kirche, geradezu verunmöglichten. Es ist aber auch leicht zu ermessen, nach welcher Eigenschaft, vor den Kopf zu stoßen, zu verletzen, selbstgefällige Gunst zu verscherzen, und am Ende gar noch die katholischen Bestrebungen weißzuwaschen, solche unbedachten Erinnerungen der „Lutherischen“ jetzt, nachdem es zur Zeit mit den „ultramontanen Ministern“ sein Bewenden hat, aufgenommen werden mußten. Der Streit an sich hat übrigens kein besonderes Interesse, außer etwa daß er stark für den Verdacht der „Lutherischen“ spricht, der ganze evangelisch-lutherische Aufschwung dürfte keine andere Stütze haben, als augenblickliches Belieben und eminent hinfällige Menschengunst. Ohnehin hat die officielle Partei, entsprechend ihrem Gedankending von einer Bekenntnißkirche, ganz einfach auf den Satz sich zurückgezogen: wie jedes gemischte Kirchenregiment so sei auch der katholische summus episcopus nur „ein Adiaphoron,“ und schade dem lutherischen Charakter der Gemeinden gar nicht, da dieser wesentlich nur auf der Reinheit der Gnadenmittel beruhe, und man, soweit sie dadurch nicht beeinträchtigt werde, gegen unangemessene Einrichtung des Kirchenregiments gleichgültig seyn könne*).

Interessant aber wird der Streit, wenn man solcher für das katholische Gefühl haarsträubenden Anschauung von der Kirche die Anschauung der „Lutherischen“ entgegenhält. Ein „Evangelischer“ war es, der aus letzterer alsbald ganz richtig herausfand: „sie mache das Kirchenregiment schlechthin

*) Von Scheurl's Erklärung im Corresp.-Blatt vom 1. Febr. 1854.

zum Haupt der Kirche als des Leibes und bürde ihm die Stellvertretung Jesu Christi auf Erden auf"*). Ja, dieß ist zuletzt der Unterschied zwischen der Bekenntniß-Kirche jener und der realen anstaltlichen Kirche dieser „Exclusiven;" und diesen Unterschied überhaupt meinten wir, wenn wir sagten: bei den Kirchenverfassungs-Fragen habe der specifische Kirchenbegriff der „Lutherischen" zuerst in offene und officielle Anwendung kommen müssen. Ob er im J. 1849 schon vollständig in ihnen ausgebildet war, steht dahin; aber soviel ist gewiß, daß sie jenes schreiende Mißverhältniß selbst bereits damals entschieden verwarfen, und, auf die Grundrechte gestützt, schon die Synode von 1849 befragten: ob denn nicht die Bischofsgewalt des katholischen Landesherrn aufzuheben sei? Die Synode aber, zürnt Hr. Hommel, hat trotz der zum Gegentheil überaus gelegenen Zeit „einen römisch-katholischen Fürsten zum Oberbischof gewählt," d. h. auf's zärtlichste und als an einem „Liebesdienst" festgehalten an dem „bischöflichen Recht des Landesherrn," dieser „Schmach der lutherischen Kirche," diesem „Afterregiment," dieser „Anmaßung des göttlichen Amts der Bischöfe," welche „mit einem Scheine des Rechts zu umgeben Juristen und Theologen nahe an 300 Jahre sich vergeblich zermartert haben"**)! Die Generalsynode von 1853, obwohl weit überwiegend „exclusiv," hat ebendasselbe noch einmal gethan. Man sieht daran abermals, wie tief die Verschiedenheit des Begriffs von der Kirche in alle Verhältnisse einschneidet.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die unwiederbringliche Spaltung innerhalb der „Exclusiven" selbst oder des „lutherischen Judenthums," wie Nägelsbach sagt, hiemit genügend beleuchtet sei. Es erübrigt nur noch, in einem anderen Abschnitte die Praxis beider Parteien den Nichtluthe-

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 19. Nov. 1853.
**) Hommel: wahre Gestalt &c. S. 24 ff.

ranern gegenüber etwas näher und auch außerhalb der Grenzen Bayerns zu betrachten. Sofort aber ist es dann unsere Hauptaufgabe, die „Lutherischen“ für sich, d. h. nach der unberechenbaren Tragweite ihres Begriffs von Kirche und Amt, zu behandeln und von diesem Gesichtspunkte aus ihre Stellung zu den großen principiellen Parteien im protestantischen Deutschland überhaupt in's Auge zu fassen. Auf dem Gebiet der bayerischen Landeskirche verweilend haben wir die Partei der „Exclusiven“ wieder eingetheilt in „Lutherische“ und „Evangelisch-lutherische,“ entsprechend ihren besondern Verhältnissen daselbst. Indem wir uns aber fortan über Deutschland im Allgemeinen verbreiten, werden wir zu der Bezeichnung „Neulutheraner“ für jene zurückkehren, und diese auch ferner wieder als „Altlutheraner“ in Rechnung bringen. Man theilt die „Exclusiven“ drüben allerdings gewöhnlich in drei Fraktionen: in die streng- und überlutherische (namentlich in Norddeutschland heimisch), in die aber- und widerlutherische (zunächst die Lutherischen in Franken betreffend) und in die gnesio-lutherische (womit man die evangelisch-lutherische Erlanger-Schule meint)*). Abgesehen aber davon, daß wir ohnehin fürchten müssen, unsere Leser mit dem ungeheuren, in der Sache selbst liegenden Wust von Parteinamen fast zu ersticken, unterliegt auch jener Dreitheilung nicht einmal ein durchschneidender Eintheilungsgrund. Einen solchen bietet allein der Begriff von der Kirche. „Exclusivität“ auf Grund der altprotestantischen Bekenntniß-Kirche macht Altlutheraner, die dann nur, wie wir an ihrer laxesten Fraktion, der Erlanger-Schule bereits sahen, entweder mehr oder weniger consequent ihrem Princip nachleben. „Exclusivität“ auf Grund des Begriffs von der Kirchr als realer,

*) So Dr. Merz: „die innere Mission in ihrem Verhältniß zu den wissenschaftl. und kirchl. Richtungen der Gegenwart.“ Ullmann's und Umbreit's theol. Studien und Kritiken. 1854. II, 395.

historisch in bestimmten Umrissen gegebener Anstalt, mit andern Worten: auf Grund der alleinseligmachenden Kirche, macht Neulutheraner. Die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Landeskirche entscheidet gar nichts, weder bei diesen noch bei jenen. Wohl sind die meisten Altlutheraner Separatisten, die bayerischen dagegen sind eifrig landeskirchlich; ebenso weilen die Neulutheraner in Mecklenburg z. B. ohne Anstand in der Landeskirche, während diese bei den bayerischen fast principiell dem Anathem zu unterliegen scheint *). Das Wahre daran ist, daß selbst die letzteren in dieser Frage noch keineswegs mit sich im Reinen sind, und das thatsächliche Verhalten zu den resp. Landeskirchen bei beiden Parteien durchaus erst noch von den Umständen abhängt. Kurz, der Kirchenbegriff an sich ist es allein, was eine sichere Eintheilung der „Exclusiven" ermöglicht.

Aus dem Bisherigen ist wohl ersichtlich, daß wir auf die Neulutheraner oder „Lutherischen" in Bayern vielmehr Gewicht legen, als auf die mächtige officiell „exclusive" Partei, und dieß ist in der That so sehr der Fall, daß wir

---

*) Die „Evangelisch-lutherischen" empfehlen die Separation unter Umständen oder bedingungsweise, die „Lutherischen" sehen sie im Princip und absolute als ein „wahres Glück" an. Denn erstens erwarten sie nur von solchen „freien Gemeinden" einen „Lebens-Hauch" für die Landeskirchen selbst, und erachten die Wiederherstellung christlicher Kirchenzucht unter einem Landeskirchenregiment für platterdings unmöglich, wie später des Weiteren auszuführen ist. Zweitens glauben sie, „man könne sich immerhin freuen, wenn es auch freie Gemeinden gibt, damit nicht das herkömmliche lutherische Kirchenregiment wider alle lutherischen Grundsätze sich als das einzig berechtigte ansehe, und mit protestantisch päpstischem Uebermuthe jede gleichberechtigte Regung niedertrete." Wenn daher, sagen sie, z. B. die Hamburgische Staatskirche heute streng lutherisch würde, so wäre die separirte Zions-Gemeinde daselbst „doch keineswegs genöthigt, sich den Verfassungsformen der erstern zu unterwerfen." Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. 1855.

keinen Schritt weiter machen wollen, ohne erst eine nähere Beschreibung des bayerischen Neuluthertums zu geben. Man könnte sich wundern über solche Hervorhebung einer Partei, hinter deren 7 bis 9 Pastoren höchstens etwa 300 Anhänger stehen. Dennoch ist ihr Gewicht groß dieß- und jenseits des Oceans; sie dürfen sich rühmen, mit materiellen Mitteln und Predigern aus ihrer Mitte den Gemeinden der Separatisten in Baden, Nassau, Rheinpreußen bis Hamburg beigesprungen zu seyn, namentlich „fast allen an den Ufern des Rheins aus der Sündfluth der Union neuerstandenen Gemeinden“ *). Ihr Hauptarbeitsfeld aber ist Nordamerika, ihr Hauptwaffenplatz das Dorf Neuendettelsau unweit Nürnberg. Hier befand sich bereits eine Missionsschule für die Lutheraner in Nordamerika und eine Rettungs-Anstalt für blödsinnige Kinder; den 12. Okt. v. Js. sind nun auch noch die Diakonissinen in ihr neues palastartiges Haus eingezogen; bei der Einweihungs-Feier ward „etwas dargeboten, das wir aus der apostolischen Zeit nur noch dem Namen nach kennen, es ist das Liebesmahl,“ bestehend im ersten gemeinschaftlichen Mahl der neuen Haus-Bewohner mit ihren Gästen „unter heiligen Gesängen und gottseligen Gesprächen“ **). Alles dieß aber wird getragen, zusammengehalten und geleitet hauptsächlich durch den wahrhaft gottergebenen Geist und die bewundernswerthe Thätigkeit Eines Mannes, den Tausende in der alten und neuen Welt als ihren heiligmäßigen Lehrer verehren, des Pastors Wilhelm Löhe in besagtem Neuendettelsau.

Löhe's geistiges Leben nahm dieselbe allmählige Entwicklung, wie die religiöse Reaction selber. In seiner Agende von 1844 z. B. verglich er den Gottesdienst noch mit einem zweigipfeligen Berge, obgleich ihm Predigt und Abendmahl bereits als ungleiche Höhepunkte erschienen; in der zweiten

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Jan. 1855.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 19. Oct. 1854.

Auflage von 1853 erscheint das Abendmahl bereits als einziges Ziel und Centrum des christlichen Cults, die Predigt ohne eucharistische Feier als haupt- und herzlos. Seine wachsende Einsicht in den Unterschied von „Kirche" und „Gemeinde" datirt er selbst nur von einigen Jahren vor 1849 her; und zum Durchbruch kam sein Kirchenbegriff sicher erst mit dem J. 1848 und dem gleichzeitigen Auftreten der „Innern Mission" Wicherns, d. i. in Opposition gegen diese. Das gegenwärtige Stadium seiner Entwicklung ist denn freilich mit Zügen markirt, die ihm in protestantischen Augen ein höchst fremdartiges Ansehen geben müssen. Ueber die Eucharistie spricht er fast im Sinne der Transsubstantiation; er vertheidigt die Selbstcommunion der Geistlichen, „nur daß sie sich für einen Beichtvater sorgen, von dem sie öfter die Absolution empfangen." Aus dem Meßritual nimmt er auf, soviel das „Evangelium" nur immer leiden will, wozu freilich gerade das Offertorium als „dem Verdienste Christi abbrechend" nicht gehört. Daß Missale und Brevier noch nicht lutheranisirt sind, bedauert er sehr. Auch den Heiligen möchte er einen passenden Platz in der Heilsöconomie angewiesen wissen, wie denn sein Organ, das „Correspondenzblatt", soeben die heil. Herluca, „eine schwäbische Diaconissin im 11ten Jahrhundert", als ein Muster „im Dienste der innern Mission" aufführt, und am 1. Dec. die 9te Lektion von jenem Einweihungsfeste der Diaconissinen zu Neuendettelsau abdruckt, welche die heil. Walburgis betrachtet, wie sie unangebellt durch einen Rudel wilder Hunde Nachts vor ein Schloß kam und das todtkranke Burgfräulein gesund machte ꝛc. Dieß mögen die Anfänge seyn zu der von Löhe längst projektirten Bereicherung der lutherischen Kirche mit den katholischen Horen, der Matutin, Laudes, Prim, Vesper, Complet. In seinem Büchlein „von der weiblichen Einfalt" verspürte man mit Entsetzen sogar „Hervorhebung der Jungfräulichkeit als eines heiligen Standes und starken Marienkultus, der

nur ein Haar breit vom römischen Katholisiren entfernt sei." Auch beginnen er und sein Anhang ihre Schriften stets mit dem Zeichen „J. N. J.", genau wie die Jesuiten pflegen *). Und über Allem, wenn er von seiner Kirche redet, kann man unmöglich anders verstehen, als daß er eine alleinseligmachende Kirche meine.

Der oftgenannte „Evangelische" in Hengstenberg's K.-Z. behauptet: die bezaubernde christliche Milde von früher sei bei Löhe einem herben, absprechenden, schroffen Wesen gewichen, und an den jüngern Anhängern desselben sei von seinen Vorzügen wenig zu spüren, dagegen aber ein Feuereifer, dessen Flammenspiel gar oft ein unheimlich loderndes sei. Nun ist aber Ersteres ein Vorwurf, den frühere Parteigenossen immer auf den consequent Fortschreitenden werfen werden; und die Letzteren mögen von den schleichenden Treibern der Kirchentags-Mission allerdings bedeutend abstechen, denn es gibt keine entschiedenern Gegner des zweideutigen methodistisch-pietistischen Wesens als diese Neulutheraner. Aus Hrn. Löhe's Schriften selbst spricht eine tiefe Frömmigkeit und fast kindlich unbefangene Ehrlichkeit; einfach, treu und herzlich, ohne jede Spur der sonst so allgemein zur Mode gewordenen gespreizten und gleißenden, widerlich verzerrten, augenverdrehenden pietistischen Salbaderei bewegt seine Diktion sich gelehrt, männlich, würdig. Doch sind es nicht trockene Worte, wenn er nachweist, daß es sich in dem Streit der Reformirten und Lutheraner nicht um ein Kleines handle, sondern um das Allerheiligste des neuen Testaments und seiner Kirche; daß es in ihrer Lehre Kleines überhaupt nicht gebe, und ohne Lehreinigkeit keine Gemeinschaft der Heiligen und keine sichtbare Kirche existire; daß durch Lehreinigkeit viele tausend Zweifel der Gläubigen in der Geburt erstickt, viele tausend Seelen leichter zur Wahrheit, zum Glauben, zur Heiligung

---

*) Vgl. Dr. Merz a. a. O. S. 429 ff.

gelangen würden; daß diese Einigkeit, die man sonst das Maximum nenne, nichts mehr sei als das „Minimum kirchlicher Eintracht“ *). Und nachdem Löhe nun erst eingesehen, und mit seiner ganzen Begabung verkündete, daß zum „Minimum“ der Autorität und Einheit das ganze „Maximum“ unumgänglich nöthig sei, mußten nicht seine Anhänger schwärmen für den Mann und sein großes Ziel! „Donatistische Richtung“ nannten die Gegner das, was doch nur ächt apostolischer und katholischer Kirchenbegriff ist. „Wie diese donatistische Richtung,“ klagen sie, „leider im norddeutschen theologischen Nachwuchs fortwuchert, beweisen die Studenten, welche von Erlangen nach dem zehn Stunden entfernten Neuendettelsau gingen, um von Löhe rechtes Abendmahl zu erhalten, und welche zu erklären im Stande sind: lieber katholisch als reformirt; diese jungen Fanatiker heißen sich Philadelphen, weil sie wohl mit Offenb. 3, 9 alle Andern aus Satans Schule datiren“ **). Was sie treibt, ist eben der Begriff der alleinseligmachenden Kirche, und insofern beklagen alle Abstufungen der „Evangelischen“ mit Recht: daß dieses Neuluthertbum „besonders mit seiner Lehre von Kirche und Amt die Kluft zwischen Protestantismus und Katholicismus in dem Maße aufhebe, als es den Riß zwischen Lutheranern und Reformirten mit unevangelischem Eifer zu erweitern strebe“ ***).

Nun hat allerdings Merle d'Aubigné, der rabiate Genfer, am Kirchentage von 1853 ganz richtig gesagt: „so man Traditionelles, Ceremonielles, Architektonisches will, so findet man das besser in Rom, und wie durch ein Gravitations-

---

*) Löhe: unsere kirchl. Lage im protest. Bayern und die Bestrebungen einiger bayer. luther. Pfarrer in den J. 1848 und 1849. Nördlingen 1850 S. 19 ff.

**) Bei Dr. Merz a. a. O. S. 434.

***) Darmst. K.-Z. vom 12. Jan. 1854.

Gesetz fällt man in den Vatikan"*). Allein Löhe hat bis jetzt sein „Maximum" erst noch gewollt, es am rechten Orte zu suchen, ist ihm nicht eingefallen; seine Ansichten über den Vatikan sind daher immerhin noch diejenigen, welche drüben die correktesten sind. Seine Zukunft steht freilich in Gottes Hand; inzwischen weiß man, wie Gesinnungsgenossen von ihm sich benahmen, als Pastor Hasert zu Bunzlau im Herbst 1852 von den separatistischen Lutheranern zur Kirche zurücktrat. Dr. Huschke, Prof. jur. zu Breslau und oberster Vorstand der schlesischen Altlutheraner, erließ ein Sendschreiben mit der Aufforderung an seine Gemeinden, inbrünstig zu beten, daß „Gott den Verirrten aus den Stricken des Teufels befreie," und gegen die „Erbfeindin" überhaupt Luthers herrliches Kirchenlied wieder häufiger zu gebrauchen:

> Erhalt uns Herr, bei deinem Wort
> Und steu'r des Papsts und Türken Mord rc.

Hr. Löhe wäre schwerlich angestanden, solchen Hirtenbrief zu unterschreiben, wenigstens setzt er in den eigenen Schriften sehr gründlich auseinander: alles, was Luther über den Papst sage, daß er sei ein rechter Endechrist oder Widerchrist, sein Reich pars regni antichristi — sei „schriftgemäß und man kann Alles mit quia unterschreiben"**), wie das symbolische Ansehen der Schmalkald. Artikel auch fordert.

Wir erwähnen dieß, um unsere Neulutheraner gegen den schlimmsten Verdacht im Voraus zu rechtfertigen, wenn wir sofort daran gehen, ihren endlich errungenen Begriff von alleinseligmachender Kirche und den göttlichen Aemtern derselben zu beschreiben. Ueber den Zeitpunkt dieser Errungenschaft kann, nach dem früher Gesagten, kein Zweifel bestehen. Vollständig errungen wurde der Begriff auch in Bayern in Folge des Jahres 1848 und zwar hier recht eigentlich im Kampfe mit der Idee der großen Wichern'schen „Innern Mission." Als sie auftrat unter Leitung der Kirchentags-

*) Verhandlungen des Berliner-Kirchentags. S. 48.

**) Löhe: unsere kirchliche Lage rc. S. 61.

Conföderation mit der ungeheuren Prätension: kraft des allgemeinen Priesterthums und der außeramtlichen Gewalt der Evangelisation oder helfenden Liebe der Diakonie die bis jetzt mangelnde Kirche und zwar deutsche Gesammtkirche erst zu bilden — da verhielten sich die drei positiven Parteien in Bayern sehr verschieden gegen sie. Ihr Verhalten läßt sich aber aus ihrer bisher entworfenen Charakteristik in der That zum vorhinein errathen. Soviel setzte auch die Partei der „Evangelischen“ voraus, daß die J. M. stets im Geiste der Kirche wirken müsse, welche die Kirche des Landes ist, also in Bayern nicht unionistisch; und so reichten sie der kirchenläglichen Conföderation ohne Weiteres die Hand. Die „Evangelisch-lutherischen“ ihrerseits mußten noch eine andere Exception machen; sie haben bereits eine sichtbare, wenn auch nur eine Bekenntnißkirche, mußten sich also auch die „kirchenbildende“ Seite der J. M. verbitten; über die Frage dagegen wegen Beeinträchtigung und Insolvenzerklärung des officiellen kirchlichen Amts kamen sie glücklich hinüber. Ihre Kirche ist mit der „freien Seydung“ neben dem festen Institut des Amts und mit dem altprotestantisch begriffenen „allgemeinen Priesterthum“ wohl verträglich, und der Haupttheologe der Erlanger (Höfling) erwies: „der Unterschied zwischen Klerus und Laien sei kein der göttlichen Heilsordnung, sondern nur ein, wenn auch mit innerer Nothwendigkeit, der menschlichen Kirchen- und Gottesdienstordnung angehöriger, und um so mehr sei jeder Gläubige berechtigt und verpflichtet, überall da selbst zuzugreifen, wo das von der Gemeinschaft bestellte Amt nicht hinreicht oder nicht hinreichen kann“; die Erlanger verlangten daher als officielle Partei nur noch, daß die J. M. von derselben Behörde überwacht sei, wie das kirchliche Amt selber. Ganz anders die Neulutheraner. Alle diese J. M.s-Fragen waren ebenso viele Herausforderungen an sie, ihren Kirchenbegriff zu prüfen. Löhe an ihrer Spitze entschied auch alsbald: diese J. M. sei preußisch-unionistisch und unlutherisch, kirchenmengerisch und weltförmig,

endlich auch werktreiberisch und vielthuerisch, kurz ein „frevelhafter Eingriff in das heilige Kirchenamt." So schleuderten denn die Neulutheraner ihr Anathem gegen jenes ganze „kirchenbildende" Treiben, gründeten dafür aber selbst einen eigenen „Innern Missions"-Verein im engsten Anschlusse an das Amt der Kirche. Sie haben also treu gehandelt nach ihrem endlich glücklich gefundenen Grundsatze: „Der Herr will seine Kirche auf Erden sichtbar haben als einen Leib, darauf erst wird die unsichtbare gebaut" *).

Das war die Idee der alleinseligmachenden Kirche; die Neulutheraner verfolgten sie fortan mit Ernst und Eifer; die übrigen Parteien sahen in sprachlosem Erstaunen zu. Sie begriffen die Consequenzen. Erst vor Kurzem noch hat ein Evangelisch-lutherischer in dem populären Organ der Mittelpartei erklärt: es sei in unserer Zeit allerdings einiger Grund zum Argwohn des Katholisirens vorhanden, und „Vorsicht könne hier nicht schaden" — „wenn man in der Zugehörigkeit zu einer sichtbaren Kirche, wie zur lutherischen, das, was selig macht, sieht, nicht in dem rechtfertigenden Glauben an Christi Person und Verdienst; wenn man in der Polemik gegen die reformirte Kirche das mit ihr gemeinschaftliche Princip verläßt; wenn man in der Lehre vom Amt einen neuen Priester-Stand hervorruft, und damit das allgemeine Priesterthum in Schatten stellt; wenn man die Tradition, diesen der Verunreinigung durch menschlichen Unrath ausgesetzten Strom der Ueberlieferung, neben die lautere und klare Quelle des göttlichen Wortes setzt, und damit einen die Entwicklung und Fortbildung der Kirche mit ihrer Verderbung durch Menschensatzungen verwechselnden Puseyismus begünstigt" **).

Es ist aber zu achten, daß wir uns nicht hier schon zu tief auf die Behandlung der zweierlei Arten von Kirchen-Begriff einlassen!

*) Vgl. Dr. Merz a. a. O. S. 395. 416 ff. 427. 435.

**) Nürnberger evangel.-luther. K.-Z. vom 23. Nov. 1854.

XXVIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Spanien.

Wir haben seit dem 30. Nov. v. Js. von den spanischen Dingen geschwiegen. Man konnte damals noch sehr zweifelhaft seyn, ob Altspanien früher oder später sich über den jetzt herrschenden Auswurf der edlen Nation, den progressistischen Freimaurer-Bund, erheben werde. Nur daß Altspanien plötzlich einmal ein furchtbares Halt gebieten werde, war gewiß. Sonst konnte man sogar für möglich halten, daß noch für ein letztes Mal die Moderados-Halbmenschen als die Sieger aus der „liberalen Union" hervorgehen würden, welche als das große Resultat der Juli-Revolution ausgeschrieen ward. Seitdem aber die constituirenden Cortes versammelt sind, haben alle Zweifel ein Ende. Wenn sie, deren ungeheure Majorität rein progressistisch ist, sich erst Wort und Eid gegeben hätten, allen Fleiß aufzubieten, um der Welt endlich einmal die Spottgeburt des repräsentativen Constituantenthums in einer Nacktheit vorzuführen, die jedem Vernünftigen den Magen umkehren müsse: wahrlich, sie hätten ihre Sache nicht besser machen können. Selbst der halbblödsinnige alte Geck Espartero mit seinem ewigen „Willen der Nation" ist mitunter nicht mehr stolz auf dessen Vertreter. So sitzen sie, verhöhnt von den Royalisten wie von den Republikanern, kurz verachtet von Jedermann, nur sie selber ausgenommen, seit drei Monaten unter unfruchtbarstem Hin- und Herreden; machen der Regierung, die ihrer übrigens ganz würdig ist, systematische Opposition, bis der Herzog, der jetzt von steter Niederlage wie früher vom Sieg den Titel tragen sollte, jedesmal

wieder die Ruthe zeigt, d. h. den Rücktritt in corpore androht. So sind sie endlich zu der Einzelberathung der neuen Constitution gelangt, die, sammt ihren zahl- und endlosen Amendements, nichts Anderes ist, als ein sinnloses Gemengsel aus den Charten von 1812, 1837 und 1845, indem die freisinnigen Vordersätze regelmäßig durch die reactionären Nachsätze wieder aufgehoben sind, wie die Debatte über die Beschränkung der „Nationalsouverainetät" durch die kgl. Sanktion der Cortesgesetze bewies. Und so hat Gott die Freimaurer verblendet, daß sie Rächers Hand an ihrem Kragen gar nicht bemerken, obwohl Espartero selber Tag und Nacht in einer Todesangst vor den Verschwörungen aller Parteifarben liegt, die sich in hunderten von Verhaftungen und Ausweisungen tagtäglich Luft macht. Dennoch lebt man herrlich und in Freuden bei der Anarchie, dem Hunger, Banquerott und Elend im ganzen Lande, bei den täglichen Hiobsposten über Unruhen in den Provinzen, republikanischen da und dort und noch mehr carlistischen, bei den bekannten Rüstungen der Carlisten im Ausland. Dazu eine Armee von 18,000 Mann, und diese noch unter der nationalgardistischen Mißhandlung auf's höchste unzufrieden. Finanzen, denen gerade noch die dem Proletariat zugestandene Abschaffung der Verbrauchssteuer ohne Ersatz abging, um den Staat in die Lage des vollendetsten Gantirers zu bringen, wie er denn die Anleihen bereits sozusagen Guldenweise macht. Und was wird man, wenn man Frist hat, nicht noch Alles „abschaffen", auch außer der „Blutsteuer" der Conscription, nachdem bereits ein Abgeordneter beantragen durfte, damit die Armen Arbeit hätten, müsse der Staat die Besitzenden zwingen, Häuser zu bauen? Was verschlüge es demnach, wenn die Social-Demokraten wirklich, wie sie anstreben, selber noch ein letztes Ministerium Isabellens bilden sollten? Man weiß in Madrid wohl, woran man ist: man duldet öffentliche Trink-Sprüche auf die Republik, aber nicht auf Don Carlos!

Ja, die Carlisten, die Legitimen kommen und sie kommen bald. Altspanien steht zu ihnen, und zu Altspanien zählt in den Provinzen so ziemlich Jedermann; wie will das repräsentative Banquerott-Regiment widerstehen, nachdem auch England schachmatt und mit schwersten Fesseln belastet zu Boden liegt? Daß dann nur auch sie zu Altspanien stehen! Es wäre das dreifache Wehe der letzten fünfzig Jahre von Neuem, wenn sie abermals kämen entweder mit einer liberalen Charte oder mit dem bloßen Absolutismus. Altspanien hat nur für Eine Verfassung Boden, für die absolut wahre: vollständige Freiheit der Theile als solcher, unumschränkte Gewalt des Ganzen im Könige. Ob es einen Bourbon geben kann ohne centralisirende Bureaukratie und despotischen Josephinismus, das ist die große Frage spanischer Zukunft.

Altspanien ist das katholische Volk, und wie mächtig dieses ist und hell erwacht, beweisen nicht nur seine unerschrockene wachsende Presse, nicht nur die schallenden Proteste seiner in Gott tapfern Bischöfe, sondern noch mehr und absolut die schonende Rücksicht, die sich, wie wir richtig geahnt, auch dem jetzigen entarteten Regiment noch befiehlt. Die berüchtigten neuesten Vorgänge sind daher im Grunde sehr tröstlicher Natur. Wohl proclamirte Herr Madoz, dritter Finanzminister seit drei Monaten, den 24. Jän. von der Tribune herab: „lang genug hat es geheißen, die Progressisten verstehen das Regieren nicht, ich will Ihnen beweisen, daß es ein schwerer Irrthum ist:" durch den Verkauf nämlich aller Gemeinde- und Spital- und geistlichen Güter, und zwar letzterer, des ärmlichen Restes der Räuberei von 1841, „ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen." Allein — für's Erste ist solcher Regierungsverstand nicht neu, der Großmakler Salamanca hatte ihn als Hofminister schon im J. 1847. Dann sind die Motive jetzt in der That sehr klar: keinen Credit, 800 Mill. schwebende Schuld und alle Kassen leer. Ferner ward aus dem „Nichtfragen" nichts; der Majorität der Regierung fiel nämlich bei, daß jetzt ein äußerster Schritt des Papstes einem Waffenruf an alles Volk gleich käme, und Hr. Pacheco geht nach Rom; einstweilen behilft man sich anders. Während endlich Salamanca 1847 noch sämmtliche eingezogenen Güter mit dreiprocentigen Staatspapieren vergüten wollte, glaubte Hr. Madoz jetzt nur noch den geistlichen solche Rücksicht schuldig zu seyn, was einerseits die Opposition der Municipalitäten steigerte, andererseits die nichtregierenden Progressisten arg verdrießt. Sie sehen, daß Sardinien hier unerreicht bleiben soll; sie wollen für solche Nachsicht sich nicht mehr mit den üblichen kleinen Chikanen abspeisen lassen, und als jüngst der Catolico wegen Publikation der Bulle de immac. concept. ohne Exequatur sofort processirt ward, hielt selbst das Organ der Juristen-Schule, der Faro, Hrn. Aguirre von der Justiz vor, wie er in einem Werke von 1845 noch selber erwiesen, daß dogmatische Bullen der k. Prüfung nicht unterlägen. Schließlich aber weiß man, was Isabellens Staatspapiere werth sind, und ist von der eingetretenen Verzögerung zu hoffen, daß die Rächer kommen, noch ehe die Gantirer den letzten Nagel aus der Wand verkaufen und das Gut der Armuth plündern können.

In derselben Weise hat die Hauptfrage für Altspanien, die Toleranz-Frage, eine sehr tröstliche Wendung genommen. Allerdings haben die Herrscher von Heute nicht mehr die moralische Kraft, sich auszusprechen, wie sogar noch die berufene Cadixer-Constitution von 1812 gethan: „die Religion der spanischen Nation ist die katholische, apostolische, römische Religion, die allein wahre;

die Nation wird sie schützen durch weise und gerechte Gesetze und sie verbietet jedes andere Religionsexercitium." Was hätten auch Lord Howden und Rothschild dazu gesagt! Die Commission hat daher unter der Last zahlloser Amendements eine höchst zweideutige Fassung des zweiten Constitutions-Artikels eingerührt: „Die Nation verpflichtet sich den Cult und die Diener der katholischen Religion zu erhalten und zu schützen, zu welcher die Spanier sich bekennen," dazu der Nachsatz: „Meinungen" dürften nicht verfolgt werden, wenn sie sich nicht „offenbarten durch der Religion widrige öffentlichen Acte." Offenbar kann hier je nach gefälliger Auslegung die ganze Propaganda der evangelischen Allianz noch durchschlüpfen. Auch ist über Isabellens Wort: „entweder die Juden und die Jesuiten oder weder diese noch jene" — keineswegs schon beschlossen; ein Anlehen von Rothschild, wie man sagt auf Grund des Memorandums der Magdeburger Juden unterhandelt, scheint noch schwerer zu wiegen, als die 8000 Unterschriften der Basken. Endlich machten die Minister zwar aus der Frage der k. Sanction eine Kabinetsfrage, nicht aber aus der der „religiösen Einheit," obwohl ein Abgeordneter ihnen mit Recht sagte: sie verneinen, hieße eine neue sociale Constitution für Spanien machen wollen. Indeß ist doch die mächtig protegirte „Freiheit der Culte" principiell verworfen worden; der wurmende Ingrimm der evangelischen Propaganda über ein so „trauriges Armuthszeugniß" ist z. B. in der Allg. Ztg. vom 25. Febr. zu ersehen. In Spanien aber? — als der Minister des Innern jene „Freiheit" mit bloß 132 gegen 118 Stimmen fallen sah, protestirte er, nach Bericht desselben Blattes, voll gerechter Entrüstung: „Freigebung des Cultus sei offenbar nicht der Wunsch der spanischen Nation; wenn die Deputirten das bezweifelten, möchten sie nur daheim Gattinen, Kinder und Gesinde fragen und sie würden finden, daß Niemand eine solche Freiheit wolle; soweit sei es mit dem religiösen Indifferentismus in dem altkatholischen Spanien gottlob noch nicht gekommen."

So ist denn Altspanien mit seinem unschätzbaren und einzigen Gute, der religiösen Einheit, noch immer übermächtig, und was noch mehr ist — man weiß es!



XXIX.

Ein Blick auf das religiöse Leben in Frankreich.

Paris im Februar.

Sie haben ohnstreitig aus den hiesigen Zeitungen, und aus denen zumal, welche die kirchlichen Angelegenheiten besonders in's Auge fassen, ersehen, mit welchem Aufwand außerordentlichen Gepränges und welchem ungewöhnlichen Menschenzudrang, der für die Hauptfeier in großen Massen sich darstellte, aber vom Morgen bis zum Abend der hier nicht als Festtag streng gebotenen Lichtmeß, und den ganzen folgenden Tag hindurch, in dem Hin- und Herkommen vereinzelter Ankömmlinge aus allen Ständen sich äußerte, der Gottesdienst zum Danke für die glückliche Bestimmung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau in der Hauptstadt Frankreichs begangen wurde. Nun bringen uns auch die Tages-, Wochen- und Halbwochenblätter der Provinz eines nach dem andern Nachrichten über die religiösen Jubelentfaltungen in den verschiedenen Gemeinden, und namentlich in den bedeutenden Städten des Landes bei Gelegenheit der von der Kirche angeordneten Empfängnißandacht. Nicht bloß aus dem Westen, aus der

unveränderlichen Bretagne, wo selbst die geschworensten Gegner des kirchlich-geregelten Christenthums die Fortdauer der frommen Ueberlieferungen schwerlich in Abrede stellen werden; nicht bloß aus Lyon, das in einem Momente, als der Held und Tyrann des Jahrhunderts seines beispiellosen Ruhmes, wie seines ungeheuren Besitzes für die Ewigkeit sicher schien, dem gefangenen Papst die verwegensten Huldigungen darbrachte; aus Avignon, Alby und Marseille, den heißesten Essen des religiösen Eifers in der großen Heimath von St. Bernard und St. Vincenz von Paula, aus allen Gegenden, aus allen Provinzen, aus der Normandie so gut, als aus der Auvergne, aus dem Daufiné wie aus Flandern laufen dieselben Berichte ein, und nur aus den flacheren Gauen des nördlichen Mittelfrankreichs kommt spärlichere Kunde. Die besondere Ergebenheit, welche das französische Volk, mit Ausnahme einiger traurigen Momente seiner Geschichte, von jeher der heiligen Jungfrau gezeigt hat, mag diesen so beflissenen Antheil der meisten Bevölkerungen an den hier in Rede stehenden Festen zum großen Theile hervorgerufen haben. Schon dieser Umstand, der in einigen Zonen, den südlichen zumal, selbst von sonst nicht sehr geordneten Seelen gilt, beweist, daß die Mittheilungen, die wir über die Sache aus der Provinz erhalten, nur in verhältnißmäßig geringem Maße übertrieben sind, wiewohl ich nicht läugnen will, daß auch hier das dem französischen Journalisten vom Anfang seiner Laufbahn an eingepflanzte und oft eingeborne Pathos einige Vergrößerungen zur Folge haben mochte. Wenn nun die zugleich fromme und ritterliche Sympathie für die Mutter-Jungfrau, die sie nicht bloß als die erste Fürstin der Kirche, sondern ächt französisch auch als Schützerin, als Führerin ihrer Heere, als Patronin ihres Ruhmes betrachten, so daß von den Ardennen bis zu den schwarzen Bergen, den Nachbarn Spaniens, die Kirche „Notre Dame des Victoires" in Paris, vielleicht durch Mißverständniß des dem Aus-

druck eigenen Sinnes, die volksthümlichste Kirche von ganz Frankreich ist — zu dem Erfolge der Feierlichkeiten, die ihr zu Ehren kürzlich statt hatten, bedeutend beigetragen, so stellt noch ein anderer für die Kenntniß der Religionszustände in Frankreich äußerst wichtiger Punkt bei diesem Anlaß sich heraus. Es wird in den gelehrten Regionen des kirchlich wie des freigeistig gesinnten Frankreichs schon seit Jahrhunderten darüber gestritten, ob der Papst ohne Antrieb und Beistand einer allgemeinen Kirchenversammlung, daß dieser oder jener Glaubenssatz von Alters her in dem Schooße der Kirche bestanden und, wenn auch nicht als Dogma amtlich ausgesprochen, doch für die Mehrheit der Gläubigen und Gemeinden die Kraft einer göttlichen Wahrheit besitze, feierlich bezeugen, auf dieses Zeugniß gestützt, das Vorhandenseyn der hierauf bezüglichen Lehre als unfehlbarer Stellvertreter Christi verkünden, und die daraus entspringenden Verordnungen erlassen könne. Je nachdem man diese Frage verneinte oder bejahte, gehörte man zu den Gallikanern, oder hieß ein Ultramontaner. Diese Namen, die ursprünglich allerdings einen sehr bestimmten Sinn einschloßen, verloren nach und nach ihre genau begränzte, durch eine Menge von Einzelheiten gesicherte Bedeutung, wurden allmählich Parteibezeichnungen, denen man keinen andern Begriff zuschrieb, als die Betheiligung für oder gegen den Papst an den Zerwürfnissen, die von Zeit zu Zeit zwischen dem Hofe von Rom und dem Hofe von Versailles oft aus ziemlich untergeordneten Ursachen entsprangen. So tief sank am Ende, nachdem die Revolution und ihre Folgen das Gepräge alles Herkommens verwischt oder verfälscht hatten, in dem Wörterbuche der Parteien das Ansehen der hier erwähnten Namen, daß die Menge der gedankenlosen Privatpolitiker sie in der täglichen Kaffee- und Casinopolemik ganz geläufig für liberal und nichtliberal gebrauchte. Man hat Ausdrücke des Ersatzes dafür, deren Anwendung ein Beweis mehr ist für die völlige Unkennt-

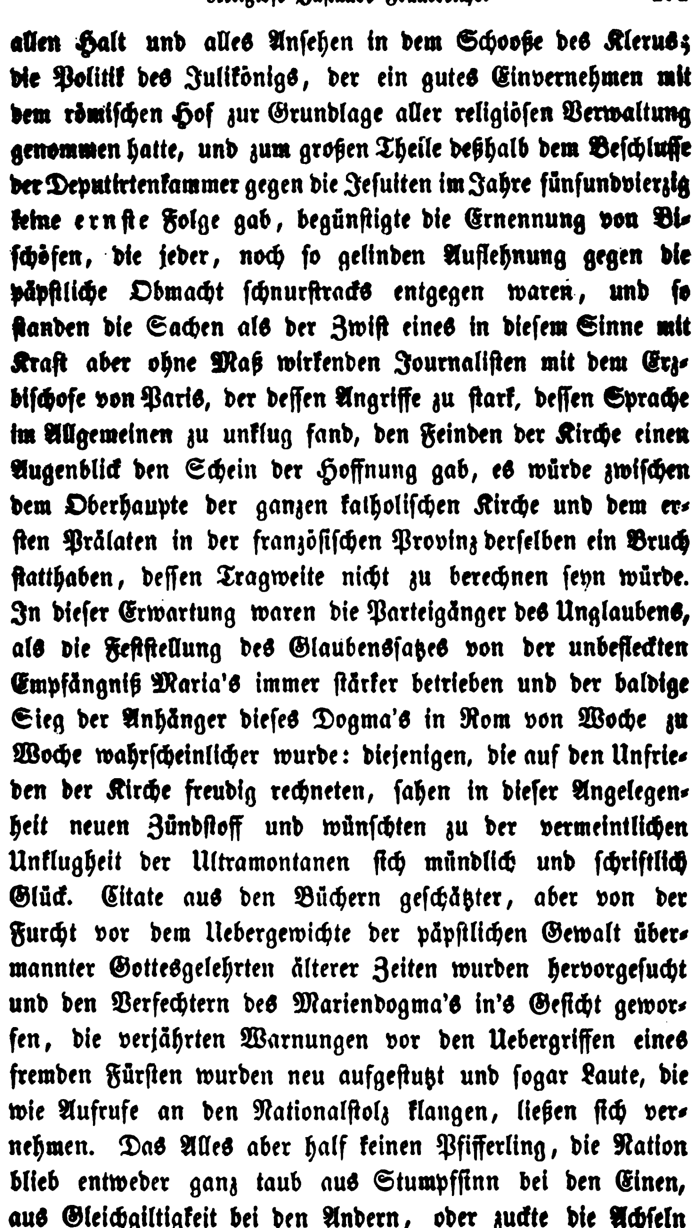
niß der geschichtlichen Elemente, die zum Entstehen dieser Namen beigetragen. So ist in dem Munde vieler fanatisch-aufgeklärten Mittelbürger Ultramontaner, Aristokrat, Jesuit, Reactionär Ein und dasselbe, sowie in einem andern Idiome, das in dieser Beziehung wie sonst in manchen Bereichen, über ein weit größeres Vermögen als die französische Zunge gebietet, Römlinge, Finsterlinge und ähnliche Sprachjuwelen mit Jesuiten und Ultramontanen auf Einer Linie stehen. Auf der andern Seite werden von ehrenwerthen, gründlich religiösen, aber außerdem nicht sehr gründlichen Gutsherrn, die aus ihren abgelegenen Behausungen hie und da nach Paris sich wagen, Gallikaner und Jansenisten in Einen Sack gethan, was, wie Ihnen bekannt, eine unfreiwillige Kühnheit erster Größe ist.

Aber je mehr man sich von dem Scheidepunkte des ehemaligen und jetzigen Frankreichs entfernt, in um so größere Vergessenheit geriethen die Streitigkeiten, welche den Verstand und die Galle der Jansenisten, die sophistische Rechts-Gelehrsamkeit der Gallikaner und die halb wissenschaftliche, halb diplomatische Thätigkeit von beiden Widersachern so lange in Bewegung erhalten hatten. Die Masse sah als etwas Hergebrachtes, ganz Natürliches, Unveränderliches die religiöse Verbindung Frankreichs mit dem römischen Stuhle an; die Politiker, wenn sie auch, wie Thiers, für die geistliche Bedeutung der Sache keinen Sinn hatten, sahen in diesem kirchlichen Zusammenhange ein Werkzeug staatsmännischer Pläne und selbst einem großen Theile der nicht- oder kaum-gebildeten Menge schwebte wie ein duftiges Ideal der patriotische Nutzen einer innigen Verkettung mit Italien vor. So mächtig trugen all diese Faktoren zur Empfehlung eines engen Kirchenverbandes mit dem Papste bei, daß die entgegengesetzten Stimmen, die von Zeit zu Zeit, alle Monate etwa, gellend laut wurden, höchstens die üble Wirkung eines falschen Flötentons in einem sonst tadellos geleiteten und zu-



sammengreifenden Orchester zu thun vermochten. Daß diejenigen, die mit Rom aus rein rationalistischen Gründen brechen wollten, in ihren schlimmsten Tagen eine noch immer ansehnliche Schaar vorstellten, davon behaupte ich nicht das Gegentheil; damit, daß einige Hugenotten das Martyrthum ihrer Vorfahren, um ein antirömisches Christenthum in Schwung zu bringen, ausscharren, hat es gleichfalls seine Richtigkeit; aber das Steckenpferd der gallikanischen Freiheiten ward von Jahr zu Jahr lahmer und jeder Art von Ort und Stelle zu kommen unfähiger. Nur einige Anwälte und Justizbeamte, die mit der Ueberlieferung ihres Standes zu prangen für guten Ton halten, und einige unbedingten Legitimisten, die alles Alte ohne Ausnahme als göttlich ansehen, steiften sich noch in den letzten Zeiten auf die Manie des Gallikanismus. Auch die Jansenisten, die man, mit Hinblick auf die Stellung und das Treiben dieser Sekte im siebenzehnten Jahrhundert, wo sie einerseits mit dem französischen andererseits dem römischen Hof um Kleinigkeiten ein viertel Jahrhundert hindurch, nicht ohne verdächtige Zugeständnisse, haderte und dann unter ihren hervorragendsten Anhängern die erbittertsten Treiber zur Verfolgung der Calvinisten aufwies, unter Louis Philipp die äußerste dynastische Linke der römischen Kirche hieß, besitzen in einer Ecke von Paris eine kleine Gruppe von Getreuen. Die gefällige Kirche St. Severin diente bis zu dem Tode des letzten Pfarrers zum Schauplatze dieser nachtüpferischen Andacht und bildete durch die freundliche Anmuth ihrer Formen einen tröstlichen Gegensatz mit der systematischen Strenge der jansenistischen Ceremonien. In dem Pitié genannten, am äußersten Ende von Paris, in der Nähe des Gartens der ausländischen Pflanzen, gelegenen Spitale haben sie zur Pflege der Kranken eine Gesellschaft religiöser Schwestern, die Schwestern der heiligen Martha genannt, und jedes Jahr feiern sie noch in St. Medard die jansenistische Heiligkeit des Diakonus Paris, den Voltaire so unbarmherzig aus-

gehöhnt hat. Neben diesen Kindereien eines greisen, abgelebten Daseyns besitzen die Jansenisten noch eine andere viel achtungswerthere Macht über die besten Geister Frankreichs, unter denen viele von dem Sektengeiste dieser Fanatiker einer fast calvinistischen Gnadenlehre nicht das Mindeste hören wollen. Ich meine die literarische Macht, die sie durch ihre wahrhaft großen Schriftsteller bei den allerdings immer mehr abnehmenden Freunden einer einfachen, edlen und gehaltvollen Schreibart sich bewahrt haben. Es läßt sich in der That durch die ganze französische Literatur hindurch, selbst Bossuet nicht ausgenommen, keine kernigere, gedankenvollere und tonreichere Prosa finden, als in den sogenannten „Gedanken" Paskals, dessen Provinzialen ich selbst als literarisches Meisterstück so hoch zu stellen Anstand nehme, als es in Frankreich häufig geschieht. Höchstens bei dem jesuitischen Prediger Père Cheminais tritt eben so viel Erfahrung des inneren Menschen als in den Briefen von le Maistre de Sacy uns entgegen, und die schwierigsten Fragen der Glaubenslehre wie des christlichen Lebens würden von einem St. Francois de Sales gewiß mit weit größerer Anmuth und viel reicherem Segen, aber schwerlich mit tieferer Erforschung der geheimsten Regungen und Widersprüche in dem menschlichen Gemüthe noch mit schärferer Dialektik als in dem ausgewählten Nachlasse von Abbé Duguet behandelt und gelöst. Die Studien dieser klassischen Werke und die daraus erwachsenden Genüsse hatten und haben Nichts mit der Polemik über die Grenzen der päpstlichen Gewalt zu thun; sie waren und sind ein geistiger Nachtisch literarischer Dilettanten, meist Laien und nicht immer gläubiger Laien; die Geistlichkeit hielt sich, mit wenigen Ausnahmen, ferne von dieser Lektüre und mied von Tag zu Tag mehr alle Elemente der Belehrung und Kurzweil, aus denen der Drang zu größerer oder geringerer Unabhängigkeit von dem Mittelpunkte der Kirche Nahrung ziehen konnte. Gallikanischer Trotz und Argwohn verloren allmälig



allen Halt und alles Ansehen in dem Schooße des Klerus; die Politik des Julikönigs, der ein gutes Einvernehmen mit dem römischen Hof zur Grundlage aller religiösen Verwaltung genommen hatte, und zum großen Theile deßhalb dem Beschlusse der Deputirtenkammer gegen die Jesuiten im Jahre fünfundvierzig keine ernste Folge gab, begünstigte die Ernennung von Bischöfen, die jeder, noch so gelinden Auflehnung gegen die päpstliche Obmacht schnurstracks entgegen waren, und so standen die Sachen als der Zwist eines in diesem Sinne mit Kraft aber ohne Maß wirkenden Journalisten mit dem Erzbischofe von Paris, der dessen Angriffe zu stark, dessen Sprache im Allgemeinen zu unklug fand, den Feinden der Kirche einen Augenblick den Schein der Hoffnung gab, es würde zwischen dem Oberhaupte der ganzen katholischen Kirche und dem ersten Prälaten in der französischen Provinz derselben ein Bruch statthaben, dessen Tragweite nicht zu berechnen seyn würde. In dieser Erwartung waren die Parteigänger des Unglaubens, als die Feststellung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängniß Maria's immer stärker betrieben und der baldige Sieg der Anhänger dieses Dogma's in Rom von Woche zu Woche wahrscheinlicher wurde: diejenigen, die auf den Unfrieden der Kirche freudig rechneten, sahen in dieser Angelegenheit neuen Zündstoff und wünschten zu der vermeintlichen Unklugheit der Ultramontanen sich mündlich und schriftlich Glück. Citate aus den Büchern geschätzter, aber von der Furcht vor dem Uebergewichte der päpstlichen Gewalt übermannter Gottesgelehrten älterer Zeiten wurden hervorgesucht und den Verfechtern des Mariendogma's in's Gesicht geworfen, die verjährten Warnungen vor den Uebergriffen eines fremden Fürsten wurden neu aufgestutzt und sogar Laute, die wie Aufrufe an den Nationalstolz klangen, ließen sich vernehmen. Das Alles aber half keinen Pfifferling, die Nation blieb entweder ganz taub aus Stumpfsinn bei den Einen, aus Gleichgiltigkeit bei den Andern, oder zuckte die Achseln

über die nutzlosen Anmaßungen einer so geringfügigen Minderheit. Der durch die halblauten Hoffnungen der Freigeister gleichsam verläumdete Erzbischof von Paris benützte seinen Fastenbrief, um seinen Gehorsam freudig zu offenbaren. An vielen Orten, wo ihm von der Sache und seiner Sprache kundigen Leuten etwas Vernünftiges über den Gegenstand des Zankes der Federhelden beigebracht wurde und einging, freute sich das untere Volk auf das neue Fest, denn an kirchlichen Festen ist kein solcher Ueberfluß in Frankreich, als daß man über eine kleine Vermehrung derselben sich beschweren sollte. Wer ihnen darthun wollte, den guten Leuten, der Papst habe Unrecht, der würde nicht verstanden, wie ein Fremder, vielleicht für eine böse Natur (un homme à mauvais coups), sagte mir ein Bauer der Freigrafschaft, oder im besten Falle für einen Engländer gehalten werden. Sie sehen, dieses Volk klammert sich heute noch, wie zur Zeit, als jene furchtbare Italienerin, die leibliche Mutter der Valois, die geistige Mutter Richelieu's, mit der Religion auch die Einheit Frankreichs rettete, an das Band mit Rom, und ich gestehe frei, daß diese religiöse Selbstverläugnung einer Nation, die sonst in Allem so viel angestammtes Selbstgefühl, so viele nationale Eigenliebe bekundet, einen großen Theil hat an der Sympathie, die ich diesem als gottlos verschrieenen Franzosenvolke nicht versagen kann.



XXX.

Die Auswanderung der Salzburger-Bauern in den Jahren 1731 ff.

Kaum gibt es in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ein Ereigniß, das so viele Aufregung in Deutschland hervorrief, und von Anfang an so falsch beurtheilt worden ist, als die erwähnte Emigration. Seit den Zeiten der Hussiten, d. h. seit dem 15ten Jahrhundert, lebten im Erzstifte Salzburg viele geheimen Anhänger der sogenannten böhmischen Lehre, welche sich, als die lutherische Reformation ausbrach, dieser zuwandten. Das Jahr 1525 fand kaum ein deutsches Territorium, das furchtbarer unterwühlt gewesen wäre, als dieses Erzstift; fast zwei Jahre lang war es der Zufluchtsort der versprengten Neuerer aus vieler Herren Ländern. Am Anfange des nächsten Jahrhunderts stand Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau selber auf dem Sprung, lutherisch oder calvinisch zu werden; nach manchen noch sehr im Dunkeln liegenden Vorgängen, welche aufzuhellen hier nicht der Ort ist, kam im J. 1609 bereits ein kurzpfälzischer Rath nach Salzburg, um über die Säkularisirung des Erzstifts und seine Einverleibung in die protestantische Union mit dem Landesherrn zu unterhandeln. So begreift sich, daß

die Neuerung dort starke Wurzeln haben mußte. Vergeblich wurden ihre Anhänger von Zeit zu Zeit verfolgt, sie beharrten bei ihren Meinungen, obgleich sie sich äußerlich zur katholischen Kirche hielten, deren Gebräuche mitzumachen sie mit mehr oder minderm Aufwand von strengen Mitteln genöthigt wurden. Die wohlwollenden Erzbischöfe, welche von 1648 an der Salzburger Kirche vorstanden, begnügten sich zuletzt mit dem politischen Gehorsam ihrer Unterthanen, ohne deren Dogmen genau zu untersuchen, obgleich ihnen wohlbekannt war, daß letztere in wesentlichen Punkten von der katholischen Lehre abwichen.

Allein im Jahre 1727 wurde Leopold Anton Freiherr von Firmian auf den erledigten Stuhl von Salzburg erhoben, und dieser schlug sogleich eine Bahn ein, die von der seiner Vorgänger abstach. Er wollte seine Unterthanen zwingen, daß sie sich zum gleichen Glauben bekannten, wie er, und weil dieß nicht in Gutem ging, erlaubte er sich harte Maßregeln, welche ihm Haß zuzogen und von der Gegenpartei als schneidende Waffe gegen die katholische Kirche gebraucht worden sind.

Fassen wir erst die Rechtsfrage in's Auge. Der westphälische Friede hatte verfügt, daß für die kirchlichen Verhältnisse in Zukunft das Jahr 1624 als Normale gelten solle. Unterthanen, die in jenem Jahre Protestanten gewesen, sollten es auch fürder bleiben, und umgekehrt. Weiter bestimmte die Urkunde, daß solche Lutheraner, die zwar im Jahre 1624 katholisch gewesen, aber nachher protestantisch geworden seien, von ihren katholischen Gebietern nicht gehindert werden dürften, auszuwandern. Letzteres Recht hat Firmian, wie ich unten zeigen werde, den Salzburger Unzufriedenen gewährt. Nun hatte im Jahre 1624 erweislich im Erzstifte Salzburg nur das katholische Bekenntniß geherrscht, folglich war vermöge des bestehenden Staatsrechts, das die Verträge von 1648 dem Reiche gegeben, der Erzbischof Firmian allerdings

befugt, seine andersgläubigen Unterthanen auszutreiben. Hiezu kommt noch ein anderer Punkt. Wenn man gerecht urtheilen und sich nicht vom Parteigeiste blenden lassen will, wird man zugestehen müssen, daß ein hochstehender Prälat wenig davon erbaut seyn konnte, unter seinen Unterthanen solche zu haben, welche den Papst für den Antichrist erklärten. Auch war es erweislich nicht Selbstsucht, was den Erzbischof bei Austreibung seiner armen Unterthanen leitete, im Gegentheil haben seine Kammereinkünfte durch die Opfer, die er strengen klerikalischen Pflichten bringen zu müssen glaubte, empfindlich gelitten. Man kann daher weder von Seiten des Rechts, noch der Ehre den Salzburger-Prälaten angreifen, während der deutsche Fürst, welcher die falschen Schritte Firmians zu seinem Vortheile ausbeutete, hier wie sonst einer durchaus eigennützigen Berechnung folgte.

Gleich nach seiner Erwählung erneuerte Firmian das schon von seinen Vorfahren erlassene, aber bisher nicht aufrecht gehaltene Verbot des Lesens lutherischer Bücher, rief Jesuiten zu seinem Beistande in's Land und ertheilte ihnen Auftrag nachzuforschen, wo Anhänger des lutherischen Glaubens wären, um diese räudigen Schafe zu heilen. Die Jesuiten verfuhren mit gewohntem Eifer. Um die guten Katholiken leichter von den Angesteckten zu unterscheiden, verlangten sie, die Bauern sollten den im katholischen Deutschland üblichen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ gebrauchen, auch Scapuliere tragen, sodann durchsuchten sie die Häuser, um lutherische Bücher ausfindig zu machen und untersagten alle Zusammenkünfte. Die Bauern weigerten sich, den Gruß zu sagen und das Scapulier zu tragen, verspotteten die Kirchengebräuche, setzten ihre Zusammenkünfte fort und theilten einander lutherische Bücher mit. Nun ließ der Erzbischof einen der Widerspenstigsten Namens Joh. Lerchner wegen des Gebrauchs lutherischer Bücher einthürmen, dann ohne weitere Untersuchung des Landes verweisen. Mit ihm wanderte noch

ein anderer Bauer, bei dem man gleichfalls lutherische Bücher gefunden, aus und wohin gingen beide? Nach Regensburg zum preußischen Gesandten von Dankelmann. Die Ausweisung der Bauern erfolgte Ausgangs des Jahres 1729, Anfangs Januar 1730 erschienen sie zu Regensburg, und überreichten den Gesandten der evangelischen Stände ein Gesuch um Verwendung bei dem Erzbischof, sammt Beschwerden über das gegen sie eingeleitete Verfahren. Letzteres geschah den 7. Januar 1730.

Ich muß hier den Faden der Erzählung unterbrechen, um einige Fragen zu beantworten, die sich von selbst aufdrängen. Woher wußten die zwei Salzburger Bauern, daß es in Regensburg einen preußischen Gesandten gebe, der ihre Beschwerden wider den Erzbischof entgegennehmen, ihren Klagen eine mächtige Verwendung leihen werde? und wenn sie es wußten, wer gab diesen Söhnen des Gebirgs den Muth, sich so vertrauensvoll an den ihnen wildfremden Herrn zu wenden? Idealisten ist es leicht, hierauf zu antworten, die Bauern seien eben ohne Zweifel gescheidte, unterrichtete Männer gewesen. Aber wer die Welt kennt, weiß, daß Bauern abgelegener Gebirgsgegenden, die ohne Verkehr mit großen Städten sind, solche Schritte nicht thun, wenn man es ihnen nicht eingeblasen hat. Die Ereignisse, über die ich sogleich berichten werde, nöthigen zu der Annahme, daß fremde Agenten von Anfang an die falschen Schritte des Erzbischofs belauerten, das Feuer im Gebirge schürten, und die Bauern auf ein Ziel hintrieben, das ihnen selbst später bittere Reue gekostet hat, aber dem Könige von Preußen großen Vortheil brachte.

Ich will sogleich den wahren Zusammenhang aufdecken. Als Friedrich Wilhelm I., König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, 1713 die Regierung antrat, waren seine preußischen Lande theils durch den nordischen Krieg, theils durch die Pest verheert. Unzählige Orte, Höfe und Dörfer

lagen wüste da, in den Straßen der Städte wuchs Gras; die Gewerbe stockten oder siechten. Der kluge Landesherr berechnete nun, daß wenn Alles hübsch angebaut wäre, ihm diese öden Strecken viel Geld einbringen und Mittel zu Anwerbung von drei bis vier Regimentern liefern könnten. Allein woher die nöthigen Leute nehmen? Der preußische Finanzdruck war in Deutschland bekannt. Wer hätte die Heimath verlassen mögen, um ein brandenburgischer Steuerbauer zu werden. Doch gelang es dem Könige Anfangs Anbauer aus der Schweiz und aus Polen durch gute Worte und einige Thaten anzulocken. Er bewilligte ihnen liegende Gründe, Materialien zum Häuserbau, eine Reihe von Freijahren, während deren sie keine Steuern zu zahlen, keine Rekruten zu stellen hätten, sowie kleine Vorschüsse von Geld. Bald jedoch machte er die Erfahrung, daß die Colonisten nach Ablauf der Freijahre mit Hab und Gut davon liefen und nach dem benachbarten Polen hinüberwanderten. Dieß erregte des Königs Zorn, unter dem 26. Febr. 1717 erließ er Befehl, die Flüchtigen wieder einzufangen und als Meineidige und Diebe aufzuknüpfen. Ein solches Verfahren war freilich wenig geeignet, neue Ansiedler herbeizuziehen. Nachdem die Hitze verflogen, sah dieß Friedrich Wilhelm I. ein, zog andere Saiten auf, versprach Einwanderern große Vortheile und griff auch in die Tasche. Durch Patent vom 19. November 1718 machte er bekannt, daß jeder fremde Landwirth, der sich in Preußen niederlassen wolle und wenigstens zwei Hufen Landes anbaue, zur Anschaffung des nöthigen Viehs, des Saatkorns und der für die erste Zeit erforderlichen Lebensmittel 147 Thaler 20 Groschen baaren Zuschuß erhalten werde. Die Colonisten, verhieß er weiter, sollten gegen Leibeigenschaft gesichert seyn, auch sollten weder sie selbst noch ihre Kinder und Gesinde zu Soldaten gepreßt werden. Mehrere Tausend Colonisten fanden sich ein. Allein weil ihrer Wenigere waren, als der König wünschte und nöthig hatte, zwang er sie

mehr Land anzubauen, als in den Verträgen stand, und forderte andere harten Dienste. Deßhalb liefen wieder viele davon und flohen nach Polen. Zum zweiten Male kehrte Friedrich Wilhelm die harte Seite heraus. Durch Befehl vom Jahre 1721 untersagte er die Auswanderung bei Todesstrafe, versprach jedem, der einen ausgewanderten Colonisten beim Kopf nehme, 200 Thaler Fanggeld, und gebot die Eingefangenen am nächsten Baume aufzuknüpfen.

Zum Glück für ihn wurde diese Maßregel nicht sogleich außen im Reiche bekannt. Durch das Patent vom 19. November 1718 gelockt, erschienen im Jahre 1722 mehrere Tausend Colonisten aus Schwaben, Franken, der Wetterau und Niedersachsen. Der König reiste in eigener Person nach Preußen, um sie möglichst gut unterzubringen. Da die Sache gelang, lud er im folgenden Jahre (1723) Handwerker aller Art, vorzüglich Tuch-, Sammt-, Zeug-, Fries- und Strumpfwirker, Hutmacher, Lohgerber, Zimmerleute, Tischler, Maurer zur Ansiedlung in preußischen Städten ein. Durch neue Patente (aus den Jahren 1723 und 1724) verhieß er allen Ansiedlern, welche sich in Preußen niederlassen würden, die Erbauung lutherischer und reformirter Kirchen, den Handwerkern unentgeldliche Meisterrechte in den Städten, Befreiung von bürgerlichen Lasten, sowie Vorschüsse, ja er setzte jeder Familie für die Meile 16 Groschen Reisekosten aus. Friedrich Wilhelm soll seit dem Jahre 1721 (bis 1740) fünf Millionen Thaler auf Ansiedlung solcher Colonisten verwendet haben und die Zahl derselben war im Jahre 1728 in allen Städten und Dörfern Preußens auf 26,000 Familien gestiegen. Dennoch standen noch viele Plätze leer, Tausende von Morgen ehemals angebauten Landes lagen wüste und die auf die Ansiedelung verwendeten Summen trugen die erwarteten Zinsen nicht. Da kam die Nachricht, daß der Erzbischof von Salzburg seine halblutherischen Unterthanen katholisch machen wolle. Der König, der überall als Bannerführer des Pro-

testantismus auf der Warte stand, beschloß das Ereigniß zu benützen.

Kehren wir zu den beiden Bauern zurück, die im Jan. 1730 den preußischen Gesandten suchten und fanden. Sie wurden auf's zuvorkommendste aufgenommen. Im Verein mit dem preußischen Bevollmächtigten richteten mehrere Gesandten anderer evangelischen Stände in gemäßigten Ausdrücken an den Salzburger Geschäftsträger von Zillerberg ein Gesuch, daß den beiden Auswanderern ihr Vermögen und ihre zurückgelassenen Kinder ausgefolgt werden möchten. Zillerberg antwortete, der Erzbischof habe befohlen, in dieser Angelegenheit von den evangelischen Fürsten keine Eingaben anzunehmen, weil er nicht für nöthig finde, sich von Mitständen in Sachen seiner Unterthanen zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Die Gesandten wandten sich nun unter dem 22. April 1730 an den Erzbischof selbst, indem sie erklärten, als Theilnehmer und Bürgen des westphälischen Friedens hätten sie das Recht wider Ueberschreitungen desselben Einsprache zu erheben. Der Erzbischof würdigte sie keiner schriftlichen Antwort, sondern ließ ihnen durch seinen Gesandten mündlich sagen: wenn sie sich in ihren Rechten verletzt glaubten, möchten sie sich an Kaiser und Reich wenden.

Die strengen von dem Erzbischofe angeordneten Maßregeln dauerten indessen im Erzstifte fort, aber auch die Aufhetzungen von Außen, und bald traten die Früchte davon an das Tageslicht. Die Bauern hielten trotz des Verbotes Versammlungen, wählten Abgeordnete, versahen dieselben mit förmlichen Vollmachten und schickten sie nach Regensburg. Diese Gesandtschaft traf dort den 10. Juni 1731 ein und legte folgende Beschwerde vor: man zwinge sie das Abendmahl unter einerlei Gestalt zu genießen, Rosenkränze und Scapuliere umzuhängen, die Heiligen anzurufen und strafe das Versäumniß des katholischen Gottesdienstes mit zwei Gulden Buße. Weiter heißt es darin: die katholischen Geist-

lichen durchsuchen jedes Haus, bemühen sich alle zu ihrem Glauben zu bringen, verbieten das Fleischessen an Fasttagen und bestrafen Uebertreter mit zehn bis vierzig Gulden. Man zwinge sie unter Androhung des Bannes und der Einsperrung bei Wasser und Brod zum Abfalle vom Glauben. Die Beschwerde endigte mit der merkwürdigen Forderung: sie bäten, daß man den Erzbischof bewege, entweder ihnen die Anstellung evangelischer Prediger oder aber die Auswanderung mit Hab und Gut zu erlauben.

Drei der Abgeordneten gingen sofort nach Berlin. Gleichwie letzterer Schritt handgreiflich zeigte, woher der Wind blies, so war ihnen auch das Ansinnen am Ende der Beschwerde absichtlich eingegeben. Sie bekannten sich dadurch als Lutheraner und standen somit unter dem Schirme der Rechtswohlthaten des westphälischen Friedens. Unmöglich konnte der Erzbischof zugeben, daß in seinem eigenen Stift für seine eigenen Unterthanen lutherische Prediger angestellt würden. Also blieb ihm nichts übrig, als die Unzufriedenen auswandern zu lassen. Eben auf dieses Ziel steuerten die fremden Agenten los. Firmian durchschaute das feindliche Gewebe. Er ordnete Religionsgespräche einzelner Bauern mit gelehrten Theologen an; letztere mußten erstere über allerlei Stücke des Glaubens befragen. Die Bauern gaben in ihrer Weise verkehrte Antworten, aus welchen leicht abzunehmen war, daß ihr Glaube aus einem Mischmasch von mystischen Worten und dunkeln Begriffen, keineswegs aus der eigentlichen lutherischen oder auch calvinischen Dogmatik bestand. Die Absicht dieser Maßregel ging, wie leicht zu sehen, dahin den Beweis zu führen, daß die Salzburger Unzufriedenen weder Katholiken, noch Lutheraner, noch Reformirte seien, also keiner von den durch den westphälischen Frieden anerkannten Glaubensformen angehörten, folglich auch keine Ansprüche auf die in jenem Frieden den drei Bekenntnissen zugestandenen Rechtswohlthaten zu machen hätten.

Der Erzbischof griff noch zu einem andern Mittel, das seinem Herzen Ehre macht; er ging von der Strenge zur größten Milde über, verbot seinen Beamten jede fernere Bedrückung und ernannte unter dem 4. Juli 1731 Commissarien, um die Beschwerden der Bauern gegen die Beamten und Pfarrer anzuhören. Mit Freuden vernahmen die Bauern diese Nachricht, die alte Anhänglichkeit an den Landesfürsten flammte noch einmal auf, sie priesen die Weisheit und Gerechtigkeit des Erzbischofs und gelobten ihm treu und gehorsam zu seyn. Bei begonnener Untersuchung kam an den Tag, daß einzelne der Pfleger — so hießen in dortigen Landen die Amtleute — sich Erpressungen und Unterschleif erlaubt hatten. Auch gegen mehrere Pfarrer wurden Klagen erhoben; der und jener, hieß es, habe aufs Bitterste von der Kanzel herab über die Lutheraner geschmäht. Dieser Vorwurf beweist, wie man sieht, keine Schlechtigkeit, sondern nur übermäßigen Eifer. Nur Einem fielen stärkere Dinge zur Last: er katechisire, sagten die Bauern, mit Schlägen und Maulschellen, dabei sei er so geizig, daß er den Beichtkindern öffentlich verboten habe, mit leeren Händen vor den Altar zu kommen. Die Wahrheit der Aussage vorausgesetzt, war der angeklagte Pfarrer ein räudiges Schaf, aber die anderen waren es nicht, und die Untersuchung stellte im Ganzen heraus, daß die Mehrzahl des salzburg'schen Klerus ihre Pflicht erfüllte. Der Erzbischof erklärte sich bereit, jede finanzielle Beschwerde abzustellen, nur im Glauben sollten und müßten sich die Bauern fügen.

Seine Entschlossenheit in letzterem Punkte nicht nachzugeben, führte den Bruch herbei, wobei abermal sichtlich wurde, daß die Bauern unter dem Einfluß fremder Rathgeber handelten. Im Angesicht der Commissarien bekannten sich nicht weniger als 26,078 Personen für Lutheraner. Damit war jede Aussöhnung unmöglich. Der Erzbischof griff wieder zur Strenge. Die Geist-

lichen erhielten Befehl, den neugebornen Kindern der erklär- ten Lutheraner die Taufe, den Verstorbenen das Begräbniß in geweihter Erde zu verweigern. Ihrerseits mieden die Bauern jede katholische Kirche, Prediger traten unter ihnen auf und hielten Gottesdienst in abgelegenen Orten des Ge- birgs, die Väter tauften ihre Kinder selbst, mehr und mehr wuchs die religiöse Aufregung. Die Bauern hielten Bera- thungen, drohten Wankenden mit Gewalt, wenn sie sich nicht für Lutheraner erklären würden, und sprachen davon sich mit gewaffneter Hand Recht zu verschaffen; jeder Verheirathete und ledige Bursche hatte damals wie heute noch seinen Stu- tzen und die Meisten schoßen vortrefflich. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, würde es in der That das Beste gewesen seyn, die Bauern hätten den Handel mit der Büchse abgemacht; denn entweder siegten sie, dann mußte man ihnen eine Capitulation bewilligen, oder unterlagen sie, dann hätte man sie zum Tragen des Scapuliers und des Rosenkranzes genöthigt, was sowohl für sie selbst, als für das Reich ein wahres Glück gewesen wäre. In einem, wie in dem andern Fall würden sie in Salzburg geblieben, und nicht nach Lit- thauen ausgewandert seyn. Wirklich sah es eine Zeitlang sehr kriegerisch aus, und die Würfel standen nicht schlecht für die Bauern, denn auch im benachbarten Tirol entstand Lärm. Die Zillerthaler erklärten, wenn man Gewalt gegen die Salzburger brauche, würden sie sich in die Sache mischen und zum Gewehr für ihre Nachbarn greifen. Auch der Erz- bischof wünschte, daß es zur offenen Empörung komme, denn dann fiel der preußische Vorwand, in den Unzufriedenen Lu- theraner zu unterstützen, weg, und er hatte das durch die Reichs- Gesetzgebung genehmigte Recht seine Unterthanen als Empö- rer zu Paaren zu treiben. Firmian erweiterte die Befestigungs- Werke seiner Hauptstadt, besetzte mehrere Päße, warb Truppen und verlangte vom Wiener Hofe bewaffnete Hülfe, die ihm jedoch nur mit Widerstreben gewährt ward.

Der damalige Kaiser Carl VI. grollte darüber, daß Firmian durch unzeitigen Eifer das Feuer entzündet habe; er schickte im September 1731 eine Schaar von 3600 Mann, gebot aber zugleich dem Erzbischof, einen kaiserlichen Erlaß bekannt zu machen, in welchem Carl VI. die Bauern als politische Empörer zum Gehorsam gegen ihren Landesherrn aufforderte; glaubten sie jedoch, gegen den Erzbischof Religions- oder anderweitige rechtmäßigen Beschwerden zu haben, so erlaube und befehle er ihnen, diese bei ihm als Kaiser und oberstem Richter frei, sicher und ungehindert anzubringen. Offenbar wollte Carl VI. die Sache vor seinen Richter-Stuhl ziehen, und hätte er nur diesen Plan durchgeführt. Allein eine politische Berechnung kam dazwischen. Der Kaiser bot um jene Zeit Allem auf, das neue Hausgesetz, das die weibliche Linie zur Nachfolge befähigte — die sogenannte pragmatische Sanktion von allen deutschen Reichsfürsten anerkennen zu lassen. Weil der König von Preußen der mächtigste unter diesen Fürsten war, fand Carl VI. gerathen, ihn zu schonen, und so geschah es, daß Friedrich W. I. das Spiel gewann.

Der Erzbischof, erbittert über die aus Wien überschickte Pille, ließ das Patent nicht anschlagen, dagegen vertheilte er die Truppen auf passende Orte in seinem Lande, und traf Maßregeln, welche nach seiner Absicht die Bauern zu offener Empörung treiben sollten; er gab Befehl, die lautesten Schreier als Rädelsführer in ihren Wohnungen zu verhaften, allen erklärten Lutheranern die Gewehre wegzunehmen, und Zusammenkünfte mit Gewalt zu sprengen. Wer weiß es nicht, daß Gebirgsbewohner so etwas nur mit Widerwillen ertragen. Gleichwohl ließen sich die Salzburger Alles ruhig gefallen. Beweist dieß nicht, daß kluge Rathgeber ihre Schritte leiteten?

Das letzte Hilfsmittel des Erzbischofs war mißlungen, die Auswanderung zur unabweislichen Nothwendigkeit gewor-

den. Von denselben Rathgebern geleitet, unterließen die Bauern keine Gelegenheit, sich recht in die Augen fallend als Lutheraner zu gebärden. Sie richteten an den Erzbischof das Gesuch, im Fall das Vergehen der Gefangenen bloß die Religion anbetreffe, dieselben frei zu lassen, sollten aber letztere wegen wirklicher Verbrechen sitzen, so sei es durchaus ihre Absicht nicht, die Strafe von Missethätern zu hindern. Im Uebrigen hielten sie nunmehr öffentlich lutherischen Gottes-Dienst, welcher bis dahin im Geheimen betrieben worden war, predigten, tauften Kinder, begruben Leichen. In Ermangelung der Kirchenglocken, deren Gebrauch ihnen verweigert ward, riefen sie die Gläubigen mit der Trommel, oder mit vorgetragener Fahne zusammen, lästerten den Papst, die heilige Jungfrau Maria und die römische Kirche.

Nun, nachdem die Sache soweit gekommen, ließ Friedrich Wilhelm I. die letzte Mine springen. Unter dem 13. Oct. 1731 erhielt der preußische Gesandte Dankelmann den Auftrag, er solle dem salzburgischen Bevollmächtigten eröffnen: die evangelischen Stände und Fürsten hofften zwar, der Kaiser werde den heftigen Verfolgungen der Salzburger Evangelischen ohne Verzug steuern, wofern jedoch der Erzbischof von seinem gottlosen Thun nicht ablasse, dann würden die evangelischen Stände sich an ihren katholischen Unterthanen erholen und dieselben so lange drangsalen, bis der Erzbischof auf die Stimme der Gerechtigkeit höre. Der König von Preußen sei entschlossen, solches sogleich zu thun. Firmian mußte nun die Auswanderung gestatten. Er suchte wenigstens zu hindern, daß dieselbe nicht in zu großem Maßstab erfolge. Das Mittel, das er zu diesem Zwecke wählte, kann nicht gelobt werden: es war kleinlich und thöricht-verschmitzt. Unter dem 31. Oct. 1731 erließ er ein Patent: Da ein großer Theil seiner Unterthanen sich gegen ihn empört und zur augsburgischen Religion bekannt habe, er aber keinen andern, als den römisch-katholischen Glauben in seinen Landen dulden wolle und

könne, so sollten die erklärten Lutheraner sofort auswandern, auch bei schwerer Strafe an Gut, Leib und Leben das Gebiet des Erzstifts künftig meiden. Alle Unangesessenen müßten innerhalb acht Tagen mit dem Sack auf dem Rücken abziehen; angesessene Bauern sollten aus fürstlicher Gnade, nach Maßgabe ihres Vermögens, einen, zwei oder drei Monate Zeit haben, um ihr Eigenthum zu verwerthen. Wer das binnen der festgesetzten Frist nicht thue, der solle von den Beamten verhaftet, und mit bewaffneter Macht aus dem Lande geschafft werden. — Die Zeit war viel zu kurz, um das Eigenthum auf irgend genügende Weise zu verkaufen. Der Erzbischof rechnete, aus Furcht vor übergroßem Verlust an der Habe werde mancher Begüterte lieber zurückbleiben, auch ließ er, um den Schrecken zu vermehren, die Eigenthumslosen binnen der festgesetzten Frist über die Gränze schaffen.

Das Mittel hat nicht gefruchtet. Denn jetzt entstand im protestantischen Deutschland Lärm über die angebliche Ungerechtigkeit des Salzburger Priesters. Der westphälische Friede, hieß es, schreibe vor, daß Jedem, der um der Religion willen auswandere, drei Jahre Frist zum Verkauf seines Grundvermögens bewilligt werde. Heftige Vorstellungen liefen in diesem Sinne von Seiten der evangelischen Fürsten, sowie Schwedens, Dänemarks, Englands, der Generalstaaten beim Wiener Hofe ein, alle zusammen drohten, sich an ihren katholischen Unterthanen zu erholen, wenn der Salzburger nicht gewähre, was Rechtens sei. Der Kaiser gebot daher dem Erzbischofe, sich zu fügen, und dieser gehorchte.

Der König von Preußen seinerseits sorgte dafür, daß alle oder doch die meisten Auswanderer ihm zuliefen. Schon im October 1731 hatte er mit den Salzburger Abgeordneten, die, wie ich sagte, nach Berlin gekommen waren, einen Vertrag geschlossen, daß sie nach Preußen wandern sollten. Unter dem 2. Februar 1732 erließ er eine Bekanntmachung, daß er bereit sei, den wegen ihrer Treue gegen den wahren

lutherischen Glauben auf's Heftigste bedrängten und verfolgten evangelischen Christen Salzburgs aus Erbarmen hülfreiche Hand zu bieten, und sie in seinem Königreiche Preußen unterzubringen. Zugleich unterhandelte er mit den Ständen, die zwischen seinen Staaten und Salzburg lagen, wegen des freien Passes, und sicherte den Auswanderern täglich während der Reise für den erwachsenen Mann vier, für eine Frau oder Magd drei, für ein Kind zwei Groschen, ferner bei ihrer Niederlassung in Preußen alle Freiheiten und Rechte, welche dort die begünstigtsten Ansiedler genossen, endlich seinen kräftigsten Schutz gegen unrechtliche Vorenthaltung des in Salzburg zurückgelassenen Vermögens zu. Durch seinen Gesandten Dankelmann ließ er dem Erzbischof melden, daß alle Auswanderer als künftige preußischen Unterthanen betrachtet werden müßten, und daß er, der König, entschlossen sei, dieselben mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln vor Schaden zu wahren. Hiedurch gelang es ihm bei weitem die Meisten zu gewinnen. Wer sein Eigenthum geschützt sehen wollte, wer Reisegeld brauchte — und unter die eine oder andere Klasse fielen die Meisten — dem blieb nichts übrig, als die scheinbar mit so viel Großmuth dargebotene Königs-Hand zu fassen.

Die Auswanderung dauerte vom Spätherbst 1731 mehrere Jahre fort. Etwa 5000 bis 6000 zogen nach Nordamerika, und nahmen ihren Weg dem Rheine zu durch Schwaben und Würtemberg. Mit Liebe wurden sie empfangen, denn das Volk sah in ihnen nur Martyrer, und wußte nichts von dem Spiel, das mit ihnen getrieben worden. Diese Salzburger haben ihren Fleiß und ihre raube Tugend nach den Staaten New York und Pennsylvanien verpflanzt, dort leben ihre Söhne und Enkel im Wohlstand. Bei weitem die Mehrzahl, gegen 16,000, wandten sich nach Preußen, und erhielten Wohnsitze achtzehn Meilen hinter Königsberg, um Memel, Tilsit, Gumbinnen, Insterburg. Viele brachten hübsche Geld-

Summen mit und kauften sich Bauernhöfe; Arme wurden auf den königlichen Gütern untergebracht. Der König hatte die Leitung der ganzen Angelegenheit dem Minister von Görne übertragen. Dieser schrieb nach Berlin: das müsse er sagen, die eingewanderten Salzburger seien ganz andere Kerle, als die einheimischen preußischen. Mit Freundlichkeit wurden sie behandelt, bis sie sich auf preußischem Grund und Boden befanden. Jetzt zogen die königlichen Commissäre andere Saiten auf. Man wollte die Knechte und Mägde, die mit den Hofbauern auswanderten, von diesen trennen und auf den königlichen Vorwerken ansiedeln. Sie bedankten sich für die zugedachte Gnade und verlangten wieder zu ihren Meistern. Bald gingen auch manchem Hofbauern die Augen auf. In der That, welch ein Abstich zwischen den grünen Matten der Salzburger Berge und zwischen den Sümpfen oder eintönigen Ebenen Litthauens! Viele erkrankten am Heimweh, Andere beschlich der Gedanke, daß sie klüger gethan hätten, in Salzburg zu bleiben, und dem Erzbischof, ihrem Lehensherrn zu lieb, das Scapulier zu tragen und den Rosenkranz zu beten. Es war zu spät.

Gerüchte liefen um von gröblicher Mißhandlung einzelner Auswanderer, Gerüchte, die schwerlich allen Grundes ermangelten. König Friedrich Wilhelm I. befürchtete, daß hiedurch Mancher abgeschreckt werden könnte, den Vorausgegangenen zu folgen. Also erließ er unterm 4. Oct. 1732 eine Bekanntmachung folgenden Inhalts: alle wegen der Religion verfolgten Salzburger habe er in seinen Schutz genommen, und denselben freien Vorspann und Zehrungsgelder auf ihrer Reise bis nach Preußen, wo sie glücklich angelangt seien, bewilligt, auch gedenke er solchen Schutz noch länger zu gewähren, bis sie sämmtlich untergebracht würden. Auf ihrer Reise seien sie von Lutheranern und Reformirten freundlichst aufgenommen und mit mehr als 80,000 Gulden unterstützt worden. Durch das Polnische habe er sie mit starker

Bedeckung geleiten lassen, und für das Erste vier lutherische Prediger angestellt und werde noch mehrere nachschicken. Das bis jetzt etlichen Tausenden verliehene Land sei eben, fruchtbar, habe gute Aecker, Wiesen, Weiden, Fischereien und Wälder; man könne, weil dort Alles gar wohlfeil sei, schöne Güter in Menge kaufen, was auch schon mehrere Salzburger gethan hätten. Er lasse ihnen noch mehr Häuser und Kirchen, ja ganze Dörfer bauen. Familien und Verwandte blieben so viel als möglich beisammen, jeder behalte sein Handwerk, das er getrieben. Der König gebe, außer freier Wohnung, das nöthige Rind-, Schaf-, Schwein- und Feder-Vieh, auch Wagen, Ackergeräth unentgeldlich. Freijahre würden gewährt, und erst nach Ablauf derselben Lasten, und zwar erträgliche, gefordert. Alles, was die Auswanderer in ihrer Heimath besessen, lasse er aufzeichnen, und der König werde Jedem zu dem Seinigen verhelfen, deßhalb werde, was er für sie gethan, auch von Allen dankbarst erkannt, und die glücklichen Auswanderer wünschten Nichts mehr, als daß ihre in papistischer Finsterniß zurückgelassenen Brüder gleichfalls möchten erleuchtet und zur Erkenntniß gebracht werden.

Das Versprechen, Jedem der Auswanderer zu seinem in Salzburg gelassenen Eigenthum zu verhelfen, hat Friedrich Wilhelm I. pünktlich erfüllt. Nach den Aussagen der Auswanderer ließ er Alles verzeichnen, und überschickte durch einen preußischen Gesandtschaftsrath von Plotho dem Erzbischof die lange Liste, mit der Drohung, seine Regimenter in Bewegung zu setzen, wenn nicht Alles bei Kreuzer und Pfenning herausgegeben oder ersetzt würde. Obwohl durch den Verkauf von zweitausend Bauernhöfen in dem kleinen Salzburger Gebiet der Preis des Grundeigenthums tief herabsank, erhielten die Auswanderer gegen vier Millionen Gulden nachgesandt, und zwar nach Abzug der 700,000 bis 800,000 Gulden Nachsteuer, welche gesetzlich in die erzbischöfliche Kasse abgetragen werden mußte.

Meines Erachtens bildet die Salzburger Auswanderungs-

Geschichte einen Flecken in der Geschichte Friedrich Wilhelms I. Und doch, lese man alle im nördlichen Deutschland bis auf den heutigen Tag über dieses Ereigniß geschriebenen Bücher, so wird man finden, daß der Salzburger Erzbischof Firmian als ein Ungeheuer von Bosheit, Friedrich Wilhelm I. von Preußen dagegen als ein Ausbund von Redlichkeit, als ein deutscher Fürst von ächtem Schrot und Korn hingestellt wird. In welchem Sumpfe steckt unsere historische Literatur!

Die Entvölkerung des salzburgischen Erzstifts war so gut gelungen, daß Friedrich Wilhelm's I. Nachfolger, König Friedrich II., Aehnliches gegen den Kaiserstaat versuchte. Im J. 1752 brachen Unruhen unter den Bauern Oberösterreichs, Steiermarks, Kärnthens aus. Durch fremde Agenten aufgehetzt, wollten diese Leute lutherisch werden und den Salzburgern nachahmen. Aber die Kaiserin Maria Theresia ließ sich nicht täuschen. Sie gab Befehl, die unruhigen Köpfe nach Siebenbürgen und Ungarn abzuführen, wo sie ihnen die Freiheit gestattete, lutherisch zu singen und zu predigen, so viel sie Lust hätten. Nun schrie aber der preußische Gesandte zu Regensburg, von andern evangelischen Ständen unterstützt, über Verletzung des Münster'schen Friedens, welcher ja bestimme, daß Neulutherische aus den katholischen Landen wandern könnten, wohin sie wollten. Die Kaiserin erklärte jedoch: jene Beschwerden rühren von Landstreichern her. Als christliche Fürstin verabscheue sie den Naturalismus — unter welcher Larve auch derselbe auftreten möge, sie hoffe, wohldenkende protestantische Mitstände, welche keine gehässigen Nebenabsichten hätten, noch ihre eigenen Staaten durch Entvölkerung der kaiserlichen Erblande zu bereichern gedächten, werden sich nicht von unzeitigem Religionseifer blenden lassen. Bei dieser nämlichen Behauptung beharrte sie, der österreichische Gesandte zu Regensburg erhielt Befehl, keine weitern Beschwerden in dieser Sache anzunehmen. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges machte weiteren Umtrieben ein Ende.

XXXI.

Mittheilungen aus protestantischen Denk- und Lebens-Weisen.

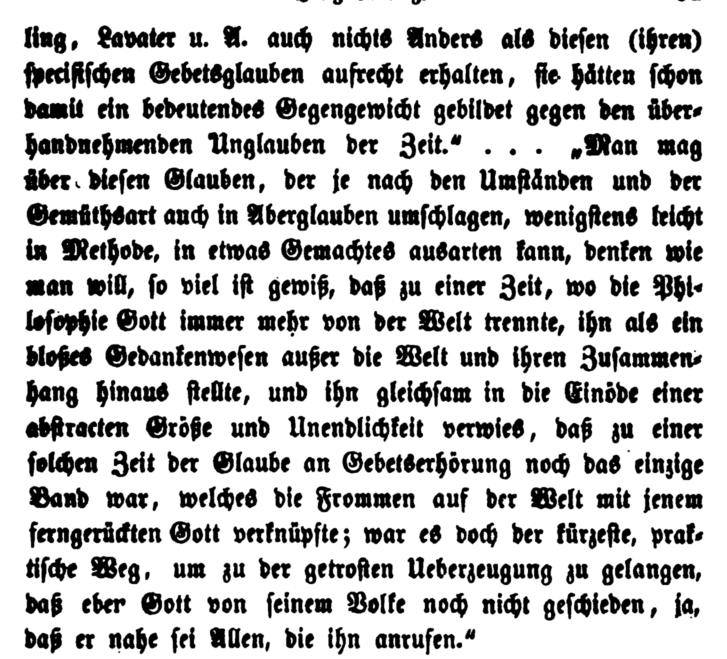
Jung-Stilling.

3.

Stilling's Richtung; Stellung in seiner Zeit; Aeußerungen Hagenbach's und von Eichendorf's; Ansichten besonders in Betreff der Geisterwelt, der Engel ꝛc.; Verhalten der Protestanten zur seligsten Jungfrau.

Jung-Stilling's große geschichtliche Bedeutung und Wirksamkeit beruht hauptsächlich auf seiner herrlichen Glaubens-Kraft. Die Wirksamkeit derselben in seiner mit raschen Schritten dem Unglauben zueilenden Zeit kann wohl nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. Hagenbach*) sagt in dieser Beziehung: „Die einfach kindliche Frömmigkeit, die sich besonders in dem einen „„unverwüstlichen Glauben an Gott und eine unmittelbar daher fließende Hülfe,““ äußert und auf Erfahrung sich gründete, wurde auch von solchen hochgeschätzt, die wir gewohnt sind als die entschiedensten Gegner aller Schwärmerei zu betrachten — so von Göthe.“ . . . „Hätten Stil-

*) Hagenbach's (protestantische) Kirchengeschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts. Leipzig 1842.



ling, Lavater u. A. auch nichts Anders als diesen (ihren) specifischen Gebetsglauben aufrecht erhalten, sie hätten schon damit ein bedeutendes Gegengewicht gebildet gegen den überhandnehmenden Unglauben der Zeit." . . . „Man mag über diesen Glauben, der je nach den Umständen und der Gemüthsart auch in Aberglauben umschlagen, wenigstens leicht in Methode, in etwas Gemachtes ausarten kann, denken wie man will, so viel ist gewiß, daß zu einer Zeit, wo die Philosophie Gott immer mehr von der Welt trennte, ihn als ein bloßes Gedankenwesen außer die Welt und ihren Zusammenhang hinaus stellte, und ihn gleichsam in die Einöde einer abstracten Größe und Unendlichkeit verwies, daß zu einer solchen Zeit der Glaube an Gebetserhörung noch das einzige Band war, welches die Frommen auf der Welt mit jenem ferngerückten Gott verknüpfte; war es doch der kürzeste, praktische Weg, um zu der getrosten Ueberzeugung zu gelangen, daß eber Gott von seinem Volke noch nicht geschieden, ja, daß er nahe sei Allen, die ihn anrufen."

Vor allem war es die Wirksamkeit des Glaubens in Jung-Stillings eignem Leben, in seiner innern sittlichen Haltung, wie in seinen äußern Erfolgen, welche sein Leben und Wirken so höchst bedeutsam macht. Ein Mann, der aus den untersten Verhältnissen zum Schullehrer, von da zum Arzte, dann zum Professor und Hofrath aufstieg und dieß Alles nicht sich, sondern einzig der göttlichen Gnade und Führung verdankte, der er sich hingegeben: ein solcher Mann mußte, zu äußerlich günstigen Verhältnissen gekommen, wo er den Blick der Menschen auf sich zog, durch sein bloßes Beispiel schon unendlich mehr wirken als Alles, was die Wissenschaft jener Zeit und Kreise dem einreißenden Unglauben entgegen zu setzen wußte.

Auf diese Bedeutung seines Lebens führt sich dann auch die seiner Schriften zurück, die aus seinem Leben geschöpft nicht so sehr ihren Werth in ihrer wissenschaftlichen und ästhe-

tischen Wichtigkeit und Vollkommenheit, als vielmehr darin haben, daß sie eben Zeugnisse eines christlichen Lebens und Strebens sind, welches sich in ihnen treu abspiegelte und wieder gab; darum ist unter Stilling's Schriften die Geschichte seines Lebens in Ansehung ihrer Wirkung wohl die wichtigste. In diesem Sinne bemerkt auch Vilmar*) von seinem Standpunkte aus über Stilling's Schriften: „Seine (Stilling's) im redlichsten Eifer, aber nicht in der klarsten Besonnenheit, ja nicht einmal mit festem religiösen, geschweige denn kirchlichem Bewußtseyn geschriebenen Bücher, sein Heimweh und seine Siegsgeschichte, mögen vergessen werden, wie seine Romane Florentin von Fahlendorn und Theodore von der Linden bereits längst vergessen sind; niemals aber werden vergessen werden Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft, in welchen eine Einfachheit der Darstellung, eine Wahrheit und Tiefe der Empfindung und, was mehr ist, eine Wahrheit und Tiefe der christlichen Erfahrung zu finden ist, wie kaum in irgend einem andern Werke unserer Literatur. Der poetisch vollendetste Theil dieser seiner Lebensgeschichte ist der erste, bei welchem ihm sein Freund Göthe die Hand geführt hatte . . . Aber auch die beiden nächstfolgenden Theile sind, zumal als Reinigungsgeschichte des inneren Lebens, von unschätzbarem Werthe. Mit dem vierten Theile (Heinrich Stilling's häusliches Leben) nimmt das Interesse ab ꝛc. ꝛc." Stilling's Jugendgeschichte zollt selbst auch ein Gervinus troß ihres Inhalts einige ästhetische Anerkennung. „Wenn Jung dem Werke ästhetischen Zuschnitt, Dichtung zur Wahrheit hätte geben können, so wäre es ein sentimentaler Roman geworden, der an Originalität seines Gleichen nicht hätte; auch jeßt wirft es den Siegwart und Alles, was wir Empfindsames besißen, in tiefen Schatten, und wer es nicht mit Antheil und Rührung liest, muß ganz unter die ärgsten ästhetischen Nicolaiten gehören."

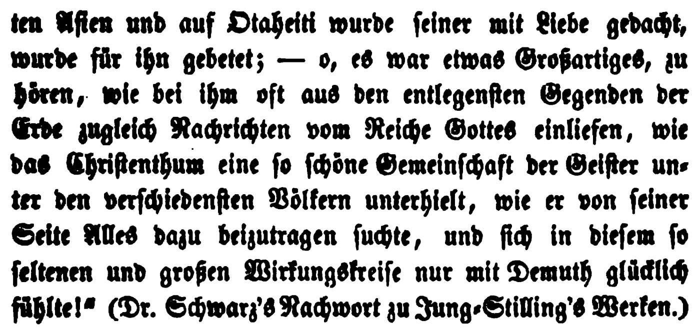
*) Vilmar Literatur-Geschichte zweiter Band, Seite 290.



Auch Freiherr von Eichendorf spricht in seinem neuesten Werke: „der deutsche Roman des 18ten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum," ein allgemein sehr günstiges Urtheil über Jung-Stilling aus: „Stilling ist recht das Bild eines glaubensbedürftigen und glaubensstarken Gemüths, wie es sich außerhalb der Kirche ausnimmt und jederzeit ausnehmen muß; mitten zwischen Trümmern das vereinsamte, lediglich auf sich selbst gewiesene Individuum mit der Bibel in der Hand. Diese protestantische Vereinsamung erklärt die ganze merkwürdige Erscheinung des Mannes. Es ist freilich das Christenthum, aber mehr oder minder ein Jung-Stilling'sches, durch diese besondere Persönlichkeit bedingtes Christenthum; die Persönlichkeit ist Alles. Daher sind auch fast alle seine Romane persönlich, eine mehr oder minder getreue Darstellung seiner eigenen innern Erlebnisse. Und wenn überhaupt der Zusammenstoß einer idealen Natur mit der Wirklichkeit das Wesen des modernen Romans bildet, so ist seine berühmte Selbstbiographie („Heinrichs Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft" 1778) recht eigentlich zu den Romanen zu zählen, man könnte sie die religiösen Flegeljahre eines frommen Gemüths nennen. Der Grundgedanke dieser Schrift aber, sowie bei allen seinen fingirten Romanhelden, ist eine unmittelbare göttliche Leitung, der Glaube, daß Gott sie persönlich durch willkürliche oder zufällige Hindernisse oder Förderungen einem oft kaum geahnten großen Ziele zuführe." Weiterhin findet Eichendorf vom katholischen Standpunkt mit Recht zwar Vieles an der religiösen und wissenschaftlichen Richtung Stilling's auszusetzen und ihm manche Incongruenzen und Inconsequenzen vorzuwerfen: erkennt jedoch auch an, daß kein Unbefangener einem solchen Manne bei allen seinen Um- und Irrwegen den innigsten Antheil versagen könne: „denn so irren konnte nur ein redlich Suchender."

Stilling blieb, eben weil er nicht zum Wahrheitsfelsen

der Kirche gelangte, sein Lebenlang ein Suchender und darum Irrender. In eben diesem Suchen aber und neben diesem Irren fand er sehr viele Goldkörner der Wahrheit wieder, die in seinen Kreisen abhanden gekommen, und hielt mit einer keineswegs confessionell beschränkten Fassung an wesentlichen Fundamenten des christlichen Glaubens fest, die in unzähligen Geistern seiner Zeit gänzlich umzustürzen drohten. Daß er mit seiner mächtigen Persönlichkeit für den Glauben an den persönlichen Gott und seine persönliche Herrschaft und Vorsehung über die Welt, über alle Natur-Gesetze hinaus und durch sie hindurch, für den Glauben an den Gottmenschen Christus, seine Erlösung und die ihm vom Vater übertragene Regierung, für die Lehre der Unsterblichkeit, das Leben nach dem Tode und für die Wirklichkeit der Geisterwelt, die mit ihrem Seyn und Wirken auch in das Diesseits hineinragt und mit der Menschheit in inniger Beziehung steht — daß Stilling für diese und andere Wahrheiten des Christenthums mit seinem Leben und Wirken als religiöser Schriftsteller in jenen Zeiten der Revolution und Aufklärung Zeugniß gibt, dieß halten wir für die Hauptsache in seinem geschichtlichen Beruf und Bedeutung; seine Schriften betrachten wir nur als das Mittel und Vehikel seiner Zeugenschaft. Die Wirkung dieser Zeugenschaft erstreckt sich aber nicht allein auf protestantische Kreise, sondern vielfach auch auf katholische, in denen es in jenen Tagen mitunter leider auch gar sehr an lebendigem Glauben fehlte. Wie weit Stilling's Einfluß in die russisch-griechische Kirche hineinreichte, haben die letzten Bände der Historisch-politischen Blätter in ihren Darstellungen russischer Zustände unter dem mehr negativen Gesichtspunkte der protestantisirenden Wirkung, die jedenfalls nicht in der Absicht Stilling's selbst lag, mehrfach angedeutet. Stilling's religiöse Verbindungen und Wirksamkeit erstreckte sich auf fast alle europäischen Länder; „auf dem Lande und in den Hauptstädten, in beiden Indien, in dem Hottentottenlande, im wei-



ten Asien und auf Otaheiti wurde seiner mit Liebe gedacht, wurde für ihn gebetet; — o, es war etwas Großartiges, zu hören, wie bei ihm oft aus den entlegensten Gegenden der Erde zugleich Nachrichten vom Reiche Gottes einliefen, wie das Christenthum eine so schöne Gemeinschaft der Geister unter den verschiedensten Völkern unterhielt, wie er von seiner Seite Alles dazu beizutragen suchte, und sich in diesem so seltenen und großen Wirkungskreise nur mit Demuth glücklich fühlte!" (Dr. Schwarz's Nachwort zu Jung-Stilling's Werken.)

Solche vielfache Wirksamkeit wäre nicht möglich gewesen, wenn Stilling protestantisch streng-orthodoxe oder pietistische Ueberzeugungen gehabt hätte. Er war kein streng philosophisch oder theologisch gebildeter Mann, und hatte seine Glaubensansichten, wie er selbst sagt, mehr allein durch das Leben, als durch zusammenhängendes Studium und Forschen. „Dieß ist mein beständiges wahres, durch viele Prüfungen, Erfahrungen und Läuterungen bewährtes Glaubens-, Lehr- und Lebenssystem, welches ich nicht durch Speculation und durch Bemühung des Kopfes, sondern während meines vieljährigen Ringens nach Licht und Wahrheit, aus Drang und Bedürfniß des Herzens, einzeln, nach und nach, wie seltene Goldkörner, an meinem mühseligen Pilgerwege aufgelesen, gesammelt und dann in ein vernünftiges Ganzes gebracht habe." Aus dem Mangel des streng wissenschaftlichen Elements in der Gestaltung von Stilling's religiösen Ueberzeugungen erklären sich zum Theil viele Zweifel und Schwankungen, die Stillingen aus Mangel an Selbstbewußtseyn über den Inhalt seiner dogmatischen Ansichten bis in's späte Alter hinein in mancherlei Versuchungen und Widersprüche brachten. Stilling hatte das Christenthum, wie es sich ihm in der Jugend bot, mehr von seiner pietistisch praktischen Seite in sich aufgenommen, arbeitete nun im Laufe der Zeit in einer gewissen Reaction seiner kräftigen Persönlichkeit gegen die hergebrachte pietistische Färbung sich praktisch diese-

nige Form und Fassung aus, welche seiner Individualität entsprach. Dieses individuelle Stilling's-Christenthum ist nun gar nicht protestantisch-orthodox, und namentlich im Punkte der Rechtfertigungslehre gar Vieles, was wir früher über die Richtung und Ansichten Tersteegen's, Arndt's und Zinzendorf's gesagt haben, auch auf Stilling anzuwenden, der so zu sagen auf allen Seiten seiner Schriften einen liebesthätigen Glauben predigt. Insbesondere thut dieß Stilling auch den Pietisten gegenüber, die er aus ihrer exclusiven Haltung heraus und auf eine gemeinnützliche Wirksamkeit hinweist. Es läßt sich nicht verkennen, daß Stilling in diesem Punkte dem Pietismus gegenüber zu weit ging, während er nach einer andern Seite hin ihn allerdings auch wieder vertheidigte, und sein bekanntes Werk, „Theobald oder die Schwärmer", welches eine wichtige Quelle für die Geschichte des Pietismus, und überhaupt des Protestantismus im vorigen Jahrhundert bildet, nach seiner ausdrücklichen Erklärung theils zwar zur Zurechtweisung, theils aber auch und vornehmlich zur Vertheidigung der rechtschaffenen wahren Pietisten schrieb. Bei einer gewissen unüberwundenen Weltlichkeit in Stilling's Natur war diese weit entfernt von dem ascetischen Sinn eines Tersteegen, und er tadelte daher Manches an den Pietisten, was zwar in der Weise, wie es von dem im Protestantismus sich selbst überlassenen Individuum betrieben wurde, aber nicht in der Sache selbst unrichtig war. Dahin gehört vor Allem die pietistische Anachoresis, Richtung zur Ehelosigkeit rc., von welchem Allem Stilling, der gar viel mit der Welt verkehrte, keinen rechten Begriff zu haben schien. Gegen die Weise allerdings, in der diese Ascese bei den Pietisten vielfach auftrat, mochte er mit Recht opponiren; wo die Religion ganz von den Individuen abhängig ist, wird ihre Darstellung und Uebung natürlich in Allem und überall von dem Zustand und der Bildung der einzelnen Geister bestimmt, und so kann es leicht kommen, daß eine Richtung,

die in reichbegabten und hochgebildeten Persönlichkeiten, wie die ersten Stifter des Pietismus waren, schön und erhaben erscheint, bei ihren nächsten Nachfolgern schon in's Triviale und fast in das niedrig Komische fällt; von solcher Verkommenheit der pietistischen Richtung urtheilte Stilling mit Recht, daß sie der Religion unendlich schade, weil sie dieselbe in den Augen der Menschen lächerlich und abstoßend mache.

Wenn er dagegen mit der kleinlichen und beschränkten Weise der Auffassung ascetischer Uebungen und Richtungen diese zugleich selbst verwirft, oder doch nicht genug anerkennt, und dagegen unverhältnißmäßig stark äußere gute Werke und „gemeinnützige Wirksamkeit" betont, so fällt er im Gegensatz gegen eine Einseitigkeit in die andere und in den Irrthum, daß das Beten, Fasten und Betrachten nicht eben auch, und zwar vermöge der Solidarität der Heiligung und des Verdienstes in noch viel höherem Grade, gemeinnützig seyn könne, als die Werke, welche ein Mensch dem andern äußerlich erzeigt. Auf diese Denkweise Stilling's scheint ihn zum Theil auch die einseitige Hervorhebung der Nützlichkeit geführt zu haben, welche allgemein im verweltlichten Geist seiner Zeit lag, von dem er überhaupt in vieler Hinsicht nicht unberührt blieb, während er gegen den Grund der Verweltlichung seiner Zeit im religiösen Unglauben den ehrenwerthesten Kampf führte. Von Stilling's Verhältniß zu dem Pietismus und den Pietisten hier um so mehr absehend, als wir diesen Gegenstand nächstens noch näher zu besprechen gedenken und dabei auf Stilling zurückkommen werden, wollen wir seinen Kampf mit dem Unglauben noch etwas specieller in's Auge fassen, und damit hauptsächlich die mystisch-magische Seite seiner Richtung und Ansichten von der Geisterwelt hervorheben.

Die Lehre von einem Jenseits, einer unsichtbaren Geisterwelt, gehört sehr wesentlich zur christlichen Religion, und wer sie läugnet, fällt in den Widerspruch mit Offenbarung

und Kirchenlehre, mit Schrift und Tradition, nicht allein deßwegen, weil er die allgemeine Basis wegnimmt, auf der die Lehre von der Unsterblichkeit beruht, sondern auch in sofern, als das Daseyn guter und böser Geister, die auf die sichtbare Welt einzuwirken vermögen, an sich selbst ein integrirendes Moment der christlichen Lehre bildet.

Vielleicht ist aber keine Lehre, keine Wahrheit im Laufe der Weltgeschichte so mannichfach verschiedener Verunstaltung unterworfen gewesen, als die Lehre von den Geistern; und dieß zum Theil wohl daher, weil dieselbe so sehr in der menschlichen Natur liegt, daß alle Völker und Zeiten Zeugniß für sie ablegen. Gerade weil in dieser Lehre, daß es Geister gebe, die in die sichtbare Welt hineinwirken, das Heidenthum mit dem Christenthum im Allgemeinsten übereinstimmte, schloß sich hier sehr leicht die heidnische Ausbildung und Fassung des Geisterglaubens in den verschiedensten und corrumpirtesten Ausgestaltungen an die Geister-, Engel- und Dämonen-Lehre des Christenthums an, und während auf Gebieten, wo die menschliche Natur ein weniger unmittelbares Zeugniß für die Lehren des Christenthums gab, diese mehr in ihrem objectiven Inhalt von den Völkern aufgenommen und reiner gehalten wurden, verhielt sich in diesem Stücke der Menschen-Geist mehr producirend und setzte aus seiner eigenen Natur im Volksglauben der Offenbarung viele Bestandtheile bei, die sich nicht innerlich, aber doch äußerlich und in sofern mit derselben vereinigen ließen, als sie auf der allgemeinen Wahrheit beruhten, daß es eine in das Diesseits hineinragende Geister-Welt gebe. So gestaltete sich aus der Verbindung heidnischer Denk- und Vorstellungsweisen mit christlichen Lehren jener zum Theil wahre zum Theil falsche Zauber-, Hexen- und Geisterglauben in der Christenheit, der bekanntlich zu den mannichfachsten Verirrungen geführt hat; ihn zu berichtigen, den Aberglauben mit Bewahrung des richtigen Glaubens zu bekämpfen, war um so schwerer gewesen, als auf diesem Ge-

biete die abergläubische Fassung der wahren Geister-Lehre keine bloß historische und vorübergehende Ursache, sondern einen bleibenden Grund in der menschlichen Natur, ihrer Beschränktheit, Endlichkeit, Versunkenheit in die Welt und der daher entspringenden Neigung hatte, das Geistige sinnlich, das Ueberirdische in den beschränkten Formen des an der Erde klebenden, in ihren beschränkten Verhältnissen fest gerannten, verweltlichten und verendlichten Verstandes aufzufassen. Die äußerliche beschränkte Auffassung der Geisterwelt, ihrer Gesetze und Verhältnisse gab im Laufe der Zeit Veranlassung zu einer Opposition und Revolution gegen dieselbe, von der, wie allerwärts, auch auf diesem Gebiete das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Die revolutionäre aufklärende Geistesrichtung, welche bis Ende des vorigen Jahrhunderts den Geisterglauben fast um allen Credit brachte, hatte sich auch auf diesem Gebiete nicht etwa nur, wie es recht gewesen, gegen die verkehrte und fälschliche menschliche Auffassung der Geisterwelt gewendet und den Aberglauben von der Wahrheit, die auch in ihm lag, unterscheidend, diese bewahrt und gerettet: sie hatte vielmehr mit dem Aberglauben zugleich auch die Wahrheit, den wahren christlichen Glauben an Geister, ihre Einwirkungen auf uns, unsere Verhältnisse zu ihnen angegriffen und über Bord geworfen, weil sie diese Dinge ebensowenig richtig zu fassen vermochte, als jener Aberglaube. Aberglauben und Unglauben gehen aus derselben Quelle der Verweltlichung und Verendlichung des Denkens hervor. Der Aberglaube verkehrt höhere Wahrheiten, an denen er positiv festhält, durch Hineintragen einer sinnlich beschränkten Vorstellungsweise; der Unglaube dagegen läugnet dieselben Wahrheiten, zunächst aus keinem andern Grunde, als weil er sie in derselben sinnlich beschränkten Auffassung nicht verstehen kann und den Widerspruch fühlt, der in der Natur dieser Objecte gegen seine Erkenntnißweise liegt. Dieses erkannte auch Stilling ziemlich klar; es sei unmöglich, sagte er, „daß

uns selbst die mathematisch richtigen Vernunftschlüsse in die Wahrheiten der übersinnlichen Welt führen können, wenn ihre Prämissen in den Denkformen für die Sinnenwelt gegründet sind. Es entstehen daher lauter gräuliche Widersprüche und gefährliche Irrthümer, und dieß ist gerade der Fall unserer heutigen Aufklärung in geistigen Dingen."

Liegt der nächste Grund des Aberglaubens wie des Unglaubens in dem Mißverhältniß unseres Erkennens zu seinen Gegenständen, d. h. also in der Beschaffenheit, dem Zustande der Verweltlichung und Verendlichung unseres Erkennens, so ist es ganz natürlich, daß Aberglauben und Unglauben gewöhnlich sich auch in einer gewissen äußern Verbindung darstellen. Im Reformations-Zeitalter war die Welt im Bewußtseyn der Menschen herrschend geworden, der Verstand in die äußern Dinge versunken. Wir haben schon früher bei Arndt im zwölften Hefte des zweiunddreißigsten Bandes der Historisch-politischen Blätter darauf aufmerksam gemacht, wie sehr namentlich Luther geneigt war, mit seinem in den äußerlichen Verhältnissen der Welt festgebannten Verstande das Verhältniß zwischen Gott und Mensch nach der Art von Beziehungen aufzufassen, wie das äußerliche Rechts-Leben sie voraussetzt, wie er diese Art irdischer, weltlich-endlicher Beziehungen auf das Verhältniß zwischen Gott und Mensch übertrug ꝛc. Bei dieser Richtung, das Himmlische und Geistige nach sehr menschlichen und sinnlichen Maßstäben zu messen, und in sehr menschliche und weltliche Begriffe zu fassen, konnte es jenem Zeitalter auch in Sachen der Geisterwelt weder an Aberglauben, noch an Unglauben fehlen. Von ersterem besaß Luther bekanntlich eine sehr starke Dosis; der letztere gewann bekanntlich allmählig unter seiner geistigen Nachkommenschaft so ziemlich die Ueberhand, und es dauerte gar nicht lange, so wurde in den Kämpfen um die Abschaffung des Exorcismus thatsächlich erklärt, daß das Verhältniß des natürlichen Menschen zum Teufel ein ganz anderes sei, als es die Christenheit bisher gefaßt habe.

Die Abschaffung der Verehrung der Heiligen und Engel, der Fürbitte für die Verstorbenen ꝛc. läuft im Grunde auch auf die Verläugnung des einheitlichen Zusammenhangs aus, in dem nach katholischem Lehrbegriff Geister- und Menschenwelt eine Einheit geistiger Wirklichkeit bilden, und die Trennung der sichtbaren und unsichtbaren, der irdischen und himmlischen Kirche beruht nach einer Seite hin, wenn man sie psychologisch erklären will, auf dem Mangel an Verständniß der innigen und dem bloßen Verstande unzugänglichen mystischen Einheit, in der von Natur aus auf ganz nothwendige Weise das Geistige mit dem Leiblichen, das Himmlische mit dem Irdischen steht. In der Verkennung dieses Verhältnisses, in der Verneinung der gegenseitigen Beziehung aller Dinge im Ineinander der einen Wirklichkeit ist die sogenannte Reformation nur die ältere Schwester der Aufklärung, und wer gegen diese zu Felde zieht, muß daher nothwendig auch mit der Anschauungsweise des Protestantismus, und mittelbar auch mit den Dogmen in Collision kommen, die sich auf jener Anschauungsweise gebildet haben. Dieß geschah denn auch bei Stilling; er wollte mit Wissen und Willen nur den Aberglauben und den Unglauben bekämpfen, kam aber in diesem Kampfe in wirkliche Gegensätze zu specifisch-protestantischen Lehren und zu einer bedeutenden Annäherung an das katholische Dogma. So lehrt er in seiner Theorie der Geisterkunde*) von den Schutzengeln:

„Jeder Mensch hat einen oder mehrere Schutzgeister um sich, diese sind gute Engel, vielleicht auch fromme abgeschie-

*) Die Theorie der Geisterkunde erschien 1808 und erregte bald vielseitiges Mißfallen; u. A. verbot sie der König von Würtemberg auf die ausdrücklichste Weise in seinem Staate. — Wir bemerken in Beziehung auf dieses Buch, daß wir seine Schwäche sehr wohl anerkennen, und nicht im Mindesten zur leichtgläubigen Annahme irgendwelcher nicht genugsam bewiesenen Geister-Geschichten und Theorien geneigt sind. Auf Stilling's unvollkommene Auffassungsweise von dergleichen Dingen kommen wir nachher noch zu sprechen.

bene Menschenseelen. Bei den Kindern sind lauter gute Geister geschäftig. Sowie sich der Mensch allmählig zum Bösen lenkt, nahen sich ihm auch böse Geister. Die guten verlassen ihn aber deßwegen noch nicht, bis sie endlich sehen, daß er sich in der Sünde verhärtet und vollends unverbesserlich wird; dann weichen sie von ihm, und überlassen ihn seinem schrecklichen Schicksal. Sowie sich ein Mensch vom Bösen zum Guten wendet, so nahen sich ihm die guten Geister mit hoher Freude; und je mehr er im Glauben und in der Heiligung wächst, desto wirksamer, hilfreicher werden sie. Die guten Geister haben Gewalt über die bösen, aber der Wille des Menschen ist frei; neigt er sich zu den bösen, so können ihm die guten nicht helfen."

Gegen solche Ansichten Stilling's von der Geisterwelt, seine Engellehre 2c. erklärte sich unter Anderm die gesammte protestantische Geistlichkeit von Basel in einem gedruckten Gutachten, und findet besonders die Meinung Stilling's bedenklich, daß Alles, was in der Sinnenwelt geschieht, im Geisterreich vorbereitet, und die ganze Menschheit durch gute Engel und Geister regiert werde: ein Lehrsatz, der leicht zur Anrufung der Engel und der abgestorbenen Heiligen führen könnte, und der mit der Stelle, Jes. 63, V. 16: „Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennt uns nicht", durchaus nicht bestehen könne.

Stilling antwortete hierauf: „Sonderbar und bedenklich soll dieser Satz seyn, und doch ist der Engel Geschäfte vom Cherub im Paradies an bis zu dem Engel, der dem Apostel Johannes die Offenbarung Jesu Christi mittheilte, immer wirksam; man wird das Alles doch nicht für morgenländische Sprachbilder erklären wollen? — Die zwei ersten Kapitel des Briefes an die Hebräer lassen in Ansehung der Engel keinen Zweifel mehr übrig; oder ist etwa das Wort „„vorbereiten"" anstößig? Mir deucht doch nicht, daß das möglich ist: denn Alles muß ja erst vorbereitet werden, ehe es ausgeführt wer-

den kann. Man lese nur die Offenbarung Johannes, da kann man sehen, wie thätig die Engel in der Vorbereitung zu großen Geschäften sind." „Nun ist nur noch die Frage übrig, ob auch die Geister oder die Seelen der verstorbenen Menschen dabei wirksam sind." „Die angeführte Stelle aus Jesaias 63, V. 16: Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennt uns nicht — beweist in dieser Beziehung ganz und gar nichts: denn gesetzt auch, diese Uebersetzung sei so richtig, so sage ich ja selbst in meiner Theorie der Geisterkunde, daß die abgeschiedenen Seelen die Sinnenwelt ganz und gar nicht empfinden, sondern sich bloß in der Geisterwelt bewußt sind; aber daß sie sich ihrer lieben Zurückgelassenen erinnern, an ihren Schicksalen, die sie von Neuankommenden erfahren, theilnehmen, und wo sie können, wirksam zu ihrem Glücke sind, das ist gewiß, dieß bezeugt Jesus Christus, der Mund der Wahrheit selbst, wenn er den reichen Mann in seiner Qual den Abraham bitten läßt, er möchte doch den Lazarus zu seinen noch lebenden Brüdern schicken und sie warnen lassen, damit sie nicht auch dahin kommen möchten, wo er sei, nämlich in den Qualort des Hades, St. Luc. 16, V. 23, im Griechischen — denn bei den Gottlosen fängt die Qual schon im Hades an, sowie bei den Frommen der Vorgeschmack der Seligkeit. — Abraham aber gibt ihm die bekannte Antwort, sie haben Mosen und die Propheten u. s. w., und vorher sagte er: Sohn du hast dein Gutes in deinem Leben empfangen, Lazarus aber Böses. Läßt sich nun noch mit einigem Schein behaupten, daß Abraham und Israel, nämlich Jakob, von ihren Nachkommen nichts gewußt, und sie nicht gekannt haben? — Dem zu Folge widerspräche also diese Aeußerung Christi dem Jesaias in oben angeführter Stelle? Keineswegs!" — Stilling gibt nun eine nähere Erklärung jener Stelle des Jesaias, bringt sie in Uebereinstimmung mit den Worten Christi und fährt dann fort:

„Kurz! daß sich unsere Lieben nach ihrem Tode gar nicht

unserer erinnern, und gar nicht mehr an uns denken, und an unsern Schicksalen nicht mehr thätigen Antheil nehmen sollten, ist eine Idee, die den Hoffnungen und Erwartungen des Christen und dem Geist der Bibel geradezu widerspricht" . . . „Diese Idee soll leicht zur Anrufung der Engel und der verstorbenen Heiligen führen. — Hierauf antworte ich: ich behaupte nichts mehr, als was in der heiligen Schrift steht, und warne selbst in meiner Geisterkunde mehr als einmal sehr ernstlich für dem Umgang mit den Schutzengeln und Geistern. Will man aber den Accent auf das Wort: Regieren, legen, nämlich, daß Engel und Geister die Welt oder die Menschheit regierten, so bedeutet das weiter nichts, als daß sie Gott zu Werkzeugen in seiner Regierung brauche, und dies habe ich soeben erwiesen."

Stilling war offenbar in seinen Ansichten von den Geistern in einen Widerspruch mit den Principien getreten, welche den protestantischen Lehren über das Verhältniß zu den Engeln und Heiligen und Abgeschiedenen zu Grunde liegen, indem er die große Wahrheit wieder erkannte und in ihren einzelnen Folgerungen aussprach: daß die Geisterwelt in einer wirklichen und wirksamen Gemeinschaft mit der Menschenwelt stehe. Aus der Gemeinschaft, in welcher die Geister von ihrer Seite mit den Menschen stehen, folgt principiell nothwendig ein entsprechendes wirkliches und thätiges Verhältniß der Menschen zu den Geistern, Engeln, Heiligen, Abgestorbenen. Stilling zog diese Folgerung für unser praktisches Verhalten zur Geisterwelt nicht, er will nicht allein keinen mystischmagischen Umgang mit den Geistern, sondern behauptet auch: „wir fänden nirgend auch nur den leisesten Wink, daß wir auf irgend eine Weise uns an sie wenden, oder Notiz von ihnen nehmen sollten." Wenn uns die heilige Schrift auch nur lehrte, was die Geister in Beziehung auf uns sind, so folgt daraus doch wohl von selbst, was und wie wir uns zu ihnen verhalten sollen, gerade so gut, wie auch aus dem

Verhältniß, in welchem Gott, Christus sich zu uns gestellt, Manches für unser Verhalten zu Christus folgt, was nicht gerade ausdrücklich in der heiligen Schrift geboten ist, wohl aber sich in der Lehre und Praxis der Kirche als eine Folgerung aus dem allgemeinen Verhältniß des Menschen zu Christus heraus entwickelt und dargestellt hat. Hatte Stilling nun aus der Schrift entwickelt, was die Geister für uns sind, daß sie in wirklicher Gemeinschaft mit uns stehen, daß sie an uns Theil nehmen und auf uns einwirken, so folgt daraus nach der Natur der Sache ganz von selbst, daß wir unsererseits dieses Verhältniß theoretisch und praktisch anzuerkennen, und uns demgemäß auch praktisch in die richtige Beziehung zur Geisterwelt zu setzen und uns entsprechend zu den Engeln und Heiligen zu verhalten, sie anzurufen und zu verehren haben. Diese sachgemäße Consequenz hatten die Baseler Prediger richtig aus Stillings Lehrsätzen herausgefühlt, sie fanden dieselben darum von ihrem Standpunkte aus „sonderbar und bedenklich, weil sie leicht zur Anrufung der Engel und der abgestorbenen Heiligen führen könnten;“ sie hätten wohl sagen dürfen „führen müßten“. Bei entschiedenem Festhalten an einer Wahrheit entwickelt sich ihr principieller Inhalt im gutgesinnten Menschen wie von selbst auch zu praktischen Consequenzen, und wir könnten auch aus Stillings eigenem Leben noch mehr als Einen Zug anführen, der deutlich bewiese, daß er, wenigstens in Gedanken und Gesinnung, die Heiligen, und besonders die Königin aller Heiligen, dadurch ehrte, daß er an sie dachte und auf eine liebevolle Beziehung zu ihnen im zukünftigen Leben hoffte. Dies erscheint aber schon als ein bedeutender Fortschritt im Vergleich mit dem Verhalten der Masse der Protestanten, deren größte Verachtung der Mutter Christi und der Heiligen eben darin besteht, daß sie dieselben völlig ignoriren.

XXXII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XII.

Die Alt- und Neulutheraner in ihrer „exclusiven" Praxis; das kirchliche Behaben der lutherischen Separation.

Wir werden später nicht mehr Gelegenheit haben, speciell auf die „Exclusiven" überhaupt zurückzukommen, als insofern wir ihre Principal-Anschauung näher und im Gegensatze zu den andern protestantischen Parteien betrachten müssen: das alleinseligmachende Bekenntniß nämlich bei den einen, die alleinseligmachende Kirche bei den andern. Wir haben bereits erklärt, wie das alleinseligmachende Bekenntniß hinreichend und ursprünglich auch faktisch ganz allein die lutherische „Exclusivität" begründete, die alleinseligmachende Kirche dagegen erst, man möchte sagen, zufällig dazu trat, und höchstens noch die da und dort schwankende Praxis fixirte. Kurz, um die Frage: ob ein alleinseligmachendes, d. i. ein allein wahres und göttlich garantirtes Bekenntniß existire oder nicht, drehte sich im Grunde der ganze welthistorische Streit der neuesten Zeit um „Union oder Confession"!

Bekenntniß und Symbol im engern Sinne der also genannten Bücher genommen! Denn auch die, welche die Existenz eines solchen Bekenntnisses läugnen, machen doch die Schrift selber zum alleinseligmachenden Bekenntniß. Da nun aber die Bibel als alleinige Glaubensnorm der verschiedensten Auslegung fähig ist, so ergibt sich von selbst, daß die Letzteren niemals „Exclusive“ oder Confessionalisten seyn können, sondern stets Unionisten seyn müssen. Doch sind immerhin noch gewisse Abstufungen zwischen beiden möglich und wirklich, je nachdem die Bibel nach dem Bekenntniß, oder aber das Bekenntniß nach der Bibel, oder die Bibel aus sich selbst verstanden werden soll. Die Frage um Union oder Confession fällt demnach völlig zusammen mit der Frage um „Bibel oder Symbol“; und nach dieser letztern Seite hin werden wir zunächst fortfahren, die große Hauptfrage der protestantischen Mitwelt zu beleuchten. Für jetzt aber genügt es, anzudeuten, welche praktische Anwendung der Principienstreit um „Bibel oder Symbol“ auf das protestantische Abendmahl gefunden. Denn bekanntlich mußte durch ein eigenthümliches aber erklärliches Geschick gerade der zarte Frohnleichnam, vor dem die alte Christenheit in stummer Anbetung ihre Kniee beugte, hier zum profansten Zankapfel werden; sie konnten eben wohl die Kirche verlassen, aber nicht deren Herz mit sich nehmen. So ist denn auch umgekehrt der Streit um „Union oder Confession“ wieder nichts Anderes, als ein Streit um das Abendmahl, weil darüber hauptsächlich der Dissensus oder Zwist zwischen den zu unirenden oder zu vereinigenden Bekenntnissen besteht, aus welchen zweien nun glücklich noch ein drittes abgesondertes Bekenntniß geworden ist, nämlich das unirte selber.

Für die aus sich selbst sich verstehende Bibel also ist das Abendmahl nichts Anderes, als das äußerliche Zeichen für den undefinirbaren innerlichen Punkt, in dem am Ende alle Ausleger einig seyn sollen. „Das Abendmahl ist eben selbst

ganz und gar der vom Herrn eingesetzte Unionsritus aller Christenheit auf Erden, unser Altar sollte sogar jedem Katholiken zugänglich offen stehen", sagt der Superintendent von Schkeuditz *). Diese Partei, zu der auch noch sogenannte „positive Unionisten" gehören, ist der Zahl nach die stärkste, und die Ausdehnung ihrer Union auch intensiv die größte. — Das Bekenntniß nach der Bibel verstanden, empfiehlt die Union aller Protestanten gleichfalls noch, und fordert jedenfalls, auf Grund der gemeinschaftlichen evangelischen Glaubensnorm, die Conföderation. Selbst Wichern z. B., der in praktischen Dingen ein Genie seyn mag, in der Dogmatik aber sicher ein ausgezeichneter Wirrkopf ist, vertheidigt von diesem Gesichtspunkte aus geradezu die Union; „als unbedingte allgemein christliche Wahrheit", sagt er, „wird im 10. Art. der Augsb. Conf. und im 15. der Marburger Artikel zusammengenommen dieß gelehrt, daß der Glaubende (!) in Brod und Wein den wahren und wesentlichen Leib des Herrn empfängt, und dazu würden die meisten unserer calvinischen Brüder heute mehr als je Ja und Amen sagen" **). Ob sich dieß aber ebenso „getrost behaupten" läßt von den Lutherischen, welche ihre Symbole nicht nach der Schrift normiren wollen, sondern umgekehrt, das ist eine andere Frage. Die übrigen Regulatoren des Bekenntnisses nach der Schrift verlangen daher wenigstens die Conföderation. „Andere", sagt die Göttinger „Denkschrift", „sehen in jener Abendmahls-Gemeinschaft und kirchenregimentlichen Verbindung einen bis auf Weiteres zu tragenden Uebelstand, während dagegen der fast allgemeine Rechtsbestand und Brauch der lutherischen Landeskirchen eine mannigfaltige Verbindung Beider sanktionirt, und die aushülfsweise Abendmahlsgemeinschaft als eine Bethätigung der kirchlichen Gastfreundschaft zuläßt." Diese Partei ist zur Zeit officiell die mächtigste, die „Evangelischen"

*) Ettler: unlutherische Thesen. S. 37.

**) Im Halle'schen Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

in Masse gehören ihr an. — Die Abendmahls- oder sonstige wesentlich kirchliche Gemeinschaft wollen aber schon die strengen Landeskirchen-Lutheraner Preußens, auch als „Uebelstand", nicht mehr dulden, und das gemeinsame Kirchenregiment lassen sie nur aus Rücksicht auf die Verhältnisse, zum Theil auch aus Speculation und dann deßhalb zu, weil sie darin doch bloß ein rein äußerliches Ding und Adiaphoron erblicken. Sie bilden den Uebergang zu den eigentlichen „Exclusiven", welche die Bibel nur nach den symbolischen Büchern verstehen, nicht umgekehrt. Hier ist also das Bekenntniß das alleinwahre, alleinseligmachende und nichts in ihm unwesentlich, am wenigsten die Abendmahlslehre; ihrer Bekenntniß-Kirche muß eine Alleinberechtigung zukommen, die sich nicht zu einer Gleichstellung mit andern Kirchen in Union oder Conföderation herabwürdigen kann, höchstens kann sie, wie wir jüngst gesehen, gnädige „Ausnahms"-Vergünstigungen an die außen Stehenden bewilligen.

Die Handhaber der Bibel über dem Bekenntniß wissen gegen die „Exclusiven" Vieles und Gewichtiges vorzubringen. Vollends haben sie die Zweckmäßigkeits-Rücksichten unläugbar ganz und gar für sich. Sie erinnern mit Recht: ob nicht die scharfblickendsten Männer einer vielgeprüften Zeit zum dritten Reformationsjubiläum ganz richtig erkannt, daß nur eine allgemeine Union der Evangelischen den ewigen Juden des Papstthums endlich unter ihrer Wucht erdrücken könne? ob man nicht jetzt ohnehin zu diesem Zwecke schon die Russen zu Hülfe gerufen habe? „Wird die Union gesprengt", sagt Hr. Schenkel, „so wird die römische Kirche die numerisch stärkste, sie wird dann die Kirche der Majorität, und wenn die beiden protestantischen Confessionstheile dann noch miteinander hadern, wenn der Fall wieder eintritt, daß die Lutheraner lieber mit den Katholiken als mit den Reformirten gehen wollten, dann ist unschwer vorauszusehen, wem der Siegespreis zufallen wird."

Jene unions-gesinnten Bibelchristen haben aber auch an dem obersten Artikel der specifisch-protestantischen Dogmatik selbst eine Waffe für sich, die in der Reaction seit 1848 an Furchtbarkeit nur gewonnen hat. Ich meine die Rechtfertigungslehre. Wie Luther voraussetzte, daß vor Allem die Hauptlehre vom Allein- oder Specialglauben jedem Leser der Bibel entgegenleuchten müsse, und deßhalb diese Lehre katechisch „das Evangelium" nannte: so hat auch die Reaction unserer Tage den fast vergessenen Specialglauben wieder hervorgezogen und ihn zu ihrem Fundament gemacht. Die lutherische Rechtfertigungslehre ward zunächst unter dem „reformatorischen Bekenntniß" verstanden, auf dessen Grund die Reaction sich vereinigte. Es kann demnach nicht bestritten werden, daß alle Positiven der zwei oder drei Confessionen „in jenem Grundprincipium wesentlich Eins sind", und „in der That", schließt Herr Schenkel, „hängt die Entscheidung des ganzen Unionsstreites zuletzt doch immer davon ab, ob die Confessionen im eigentlichen kirchlich-praktischen Herzpunkte wesentlich Eins sind oder nicht" *)? Und betrachten wir erst, in welch' einem „Herzpunkte"! Zunächst nicht an sein Symbol, sondern daran, daß Christus speciell für seine (des Glaubenden) Sünden, „für mich", genug gethan, muß der Lutheraner wie der Reformirte und Unirte glauben, um unmittelbar heiliges Kind Gottes und sicherster Erbe des Himmels zu werden. Zwei oder drei nun, die diesen Glauben bekennen und dadurch der Seligkeit unfehlbar gewiß sind, sollen dennoch einander vom Abendmahle ausschließen, von jeder kirchlichen Gemeinschaft? Heißt das nicht, den ohne Mittelung rechtfertigenden Specialglauben selber verwerfen, und die Seligkeit wieder an mannigfaltiges Kirchen-Beiwerk, als da ist Abendmahl 2c., fesseln? Heißt es nicht, wie Wichern richtig bemerkt, „Alles wieder an die Subjektivität bin-

*) Darmst. K.-Z. vom 2. Juni 1854.

den, und zwar keineswegs an den Glauben, sofern er ein Werk Gottes ist, sondern an dessen menschliche Frucht: das Verständniß der heiligen Dinge" *)? Kurz, es muß Jedem einleuchten, daß die Bekenntnißkirche, deren Herzpunkt der Specialglaube seyn soll, ein anderes alleinseligmachendes Bekenntniß als diesen Glauben nicht haben kann, daß sie folgerichtig unionistisch seyn muß, in sofern nie „exclusiv" seyn darf. Ja, wir werden im nächsten Abschnitt sehen, daß dieser Kirchenbegriff schon an sich ein absolut bindendes Symbol gar nicht zuläßt. Wie aber andererseits der Kirchenbegriff der Neulutheraner neben der alten Rechtfertigungslehre zu bestehen vermag, ist uns ohnehin unbegreiflich.

So kann denn die neuaufgebrachte Alleinberechtigung oder „Exclusivität" eines alleinseligmachenden Bekenntnisses, nach welchem die Auslegung der Bibel sich zu richten hat, neben dem gemeinsamen Specialglauben und schon nach dem Begriff der Bekenntnißkirche selber, uns nur als einfache Restauration der alten Inconsequenz und Gedankenverwirrung der Reformatoren erscheinen. Indeß haben wir den unionistischen Kern des Specialglaubens hauptsächlich deßhalb hier enthüllt, um auf dieser Folie die Praxis im rechten Lichte erscheinen zu lassen, nach welcher Gläubige, die durch Einen und denselben Specialglauben „ohn Mittel", wie die Alten sagten, heilig und selig sind, einander im kirchlichen Leben behandeln zu müssen glauben.

Die Betrachtung lutherischer „Exclusivität" nimmt wieder am besten von Bayern ihren Ausgang, weil hier die beiden „exclusiven" Parteien in besonders scharfer Sonderung auch unter sich auftreten. Natürlich machten sie ihr Princip lutherischer Alleinberechtigung zuerst und beharrlichst da geltend, wo nicht bindende landeskirchlichen Institutionen vorlagen, also bei den freien Vereinen. Als z. B. allenthal-

*) Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

den Vereine zur Unterstützung der vertriebenen Schleswig-Holsteiner zusammentraten, beschloßen die bayerisch Lutherischen, ihre Beiträge durch den Pastor Harms und zwar nur solchen Geistlichen zuzuwenden, „welche nicht bloß bisher ihrem lutherischen Bekenntniß treu waren, sondern auch jetzt in der Trübsal treu zu bleiben gedenken, nachdem schon manche ihrer Amts- und Leidensgenossen von dem Unionsstrom in Deutschland sich haben fortreißen lassen" *). Man erfuhr auch bald genug, daß diese ihren Abfall von der alten lutherischen Art in den Sündenschlamm der Union gar noch historisch zu rechtfertigen suchten **). Nach diesem Verfahren ist aber leicht zu ermessen, wie erst das lutherische Urtheil über den Gustav-Adolf-Verein lauten mußte, welcher eben damals (1850) in Bayern nicht nur wieder erlaubt wurde, sondern auch vom Kirchenregiment der „Evangelisch-Lutherischen" bis auf diesen Tag officiell eifrigst empfohlen wird. Man erinnert sich wohl, welcher Höllenlärm überall wegen des bayerischen Verbots gegen diese Verbindung losgegangen war, die sich jetzt auch dem blödesten Auge als Affiliation der Logen und pure Domäne der Subjektivisten erwiesen hat. In richtiger Würdigung dieses ihres Charakters sprachen die Lu-

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Sept. 1851.

**) Pastor Rendtorff nämlich, jetzt Sekretär am Berliner Centralausschuß der Innern Mission, erklärte sofort in der Berliner A. K.-Z.: „die Prediger seines Landes seien niemals auf ein anderes Bekenntniß verpflichtet worden, als auf die die rechte Union doch gewiß in keiner Weise erschwerende Augustana; die den Riß zwischen den Confessionen an ihrem Theil verewigende Concordienformel in Holstein einzuführen, war selbst bei Todesstrafe verboten." Gut! antwortete Pastor Stirner zu Fürth, aber mußten die holsteinischen Geistlichen nicht doch schwören, „der Sakramentsschwärmer, Zwinglianer, Calvinisten, Bezaiten gotteslästerliche Lehre vor unrecht, falsch, lügenhaft und verführerisch halten und bekennen, und daher mit wahrhaftigem Eifer hassen, verwerfen und verdammen zu wollen?" Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. März 1852.

therischen auch schon damals alsbald ihre Freude aus: daß der Verein trotz des immensen Agitirens in Bayern nicht die Theilnahme finde, „die man nach den frühern Klagen über das Verbot hätte erwarten sollen", und das sei ganz recht. Denn „nicht bloß Glieder lutherischer, reformirter und unirter Kirchen gehören zu ihm; es ist ihm auch ganz gleich, ob er einer lutherischen, reformirten oder unirten Gemeinde zu Gestaltung ihres kirchlichen Lebens hilft, wenn nur dadurch das Gebiet der römisch-katholischen Kirche eingeengt wird. Daß ihm die jedesmalige landeskirchliche Verfassung sowohl Band als Kennzeichen der wahren Kirche ist, geht daraus hervor, daß derselbe die Deutschkatholiken und die separirten lutherischen Gemeinden auf Eine Stufe stellt, und beide deßhalb nicht unterstützen will, weil sie sich von dem bestehenden Kirchenverband ausdrücklich losgetrennt haben. Wie verläugnet man da den Charakter der ganzen lutherischen Kirche, die von Anfang an im heißesten Kampf gegen das Papstthum doch nie die Augen gegen den Abgrund der Gottlosigkeit verschloß, an den sowohl die reformirte als die unirte Richtung die Seelen führt! Die bis zum Ueberdruß wiederholte rühmende Nennung des Namens Luthers macht das nimmermehr wieder gut. Wir achten es darum für eine Verführung lutherischer Gemeinden, wenn sie von der Kanzel herab und sonst aufgefordert werden, die Zwecke des Gustav-Adolf-Vereins zu ihrer Herzensangelegenheit zu machen." „An Zahl und Einheit des äußern Organismus wird uns die römische Kirche stets übertreffen, darin müssen wir es ihr nicht gleichthun wollen; gelingt es uns nicht, durch Einigkeit in schriftmäßiger Lehre und im rechten Brauch des Sakraments ihr entgegenzutreten, als mit der Schleuder Davids, so werden wir dieses Riesen uns nicht erwehren" *).

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Febr. 1852.

Gegen einen andern wichtigen Verein wüthete der Krieg der „Exclusiven“ schon einige Jahre lang. Unmittelbar nach der Generalsynode von 1849, wo die Lutheranisirung der Landeskirche mißlungen war, versuchte man es nämlich mit verdoppelter Gewalt vorerst bei dem eilf Jahre früher von Basel aus gestifteten und in Nürnberg tagenden „Protestantischen Centralmissions-Verein in Bayern.“ Alles, was mit der großen Missionsanstalt in Basel liirt ist, leidet von vornherein an dem Präjudiz des weitherzigsten Unionismus, und zudem behaupteten die Exclusiven: trotz der Einsprache der Gründer sei dem Verein, der ein allerhöchst sanktionirter, privilegirter und regierter ist, von oben her absichtlich eine widerkirchliche, offenbar unirte Gestalt gegeben worden, „ganz entsprechend der bayerischen Landeskirche, die nicht ausgesprochen unirt, aber eine Verkoppelung dreier verschiedenen Kirchengemeinschaften ist.“ Das heiße, sagten sie, durch Vereine „kirchlichen Indifferentismus“ predigen, und sofort widerhallten alle Nürnberger Jahresfeste des Vereins von dem Schlacht-Ruf: Reformirte und Unirte hinaus! In der Hitze der Gefechte verschwand der eigentliche Vereinszweck aus den Augen, mit den Gaben gerieth es in ein stetes Sinken, und als auch die Umtaufung des Vereins aus „protestantisch“ in „evangelisch-lutherisch“ nichts half, ging der Ausschuß, um nur die Rudera zu retten, daran, aus dem neuen Statuten-Entwurfe auch noch die zwei anstößigen Punkte: intercommunistische Zulassung Reformirter wie Unirter, und brüderliche Handreichung auch für alle auf nichtlutherische Zwecke gerichteten Gaben — hinauszuwerfen. Selbst einzelne Evangelisch-lutherischen schüttelten den Kopf dazu: daß man wirkliche Mitglieder (nach §. 3 der alten Statuten) also mit Verletzung aller und jeder Gesellschaftsrechte und rein nach dem Grundsatze: Gewalt geht vor Recht, vor die Thüre setze. Aber noch bedurften die neuen Statuten der kgl. Sanktion, und eben hier sollte der Hahn zum erstenmale über Dr. Harleß krähen.

Die Genehmigung erfolgte zwar, aber zugleich die kgl. Instruktion vom 15. März 1853, welche die von vorne hinausgeworfenen zwei Punkte von hinten wieder einführte. Alle staunten: „nach den wichtigen Veränderungen in den leitenden Organen der Kirche" eine solche Instruktion! Die „Evangelischen" spotteten: unter Harleß' Präsidium also habe das O.-C. eine derartige Glaubensverläugnung begutachtet, daß nun der Vereins-Ausschuß auch fortan mit ketzerischen Anstalten im Verkehr bleiben, durch Beförderung von Gaben eine ketzerische Sache unterstützen, und sogar einigen lutherischen Ketzerfreunden kirchliche Berechtigung zugestehen müsse*). Auch die „Evangelisch-lutherischen", welche in Sachen dieses freien Vereines gerne die volle Rigorosität des Princips entfaltet hätten, fanden sich betreten, daß sogar ein solcher Verein nicht lutherischer seyn solle, als die Landeskirche selbst, erklärten aber die Instruktion als bloßen Ausdruck des „Vertrauens, daß der Verein sich nicht zum Boden hergeben werde, auf dem man den Hebel einsetzen könne, um die Landeskirche aus den Fugen zu treiben." Die „Lutherischen" dagegen proklamirten ohne Weiteres: „ein lutherischer Verein, bei dem Reformirte und Unirte grundsätzlich nicht ausgeschlossen seyn dürfen, sei ein Widerspruch in sich selbst", und empfahlen statt eines solchen Vereins „mit königlicher Sanktion" einen Privat-Missionsverein, dem dann ohne Zweifel der allerhöchste Herr mit seinem allerhöchsten Wohlgefallen das Siegel aufdrücken würde **).

Das Princip selber will auch die erstere Partei der „Exclusiven" in der ganzen Schroffheit aufrecht erhalten wissen.

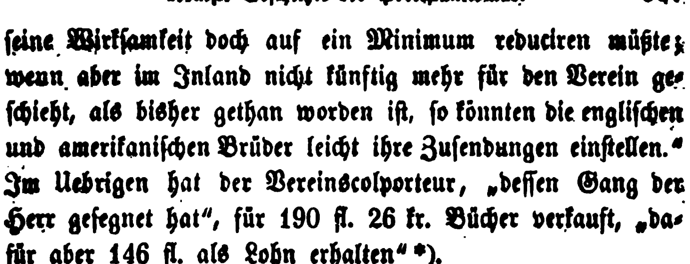
---

*) Vgl. Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 3. Dec. ff. 1853; Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 13. April 1854; Berliner Protestant. K.-Z. vom 6. Mai 1854.

**) Nürnberger evangel.-luther. K.-Z. vom 1. Mai 1854; Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Sept. 1851 und 1. Juni 1853.

Sie war daher sehr ungehalten, als die jüngste Conferenz zu Zellitzheim auf die Bitte eines Mitglieds um eine Ansprache an die Gemeinden „über die Gewissensscrupel, die von mancher Seite her mit einiger Energie hervorgerufen würden, als ob es sündlich sei, Missionsgaben nach Basel zu wenden" — bloß die vage Antwort gab, „jeder möge seinem Gewissen folgen" *). Die verschiedenen Vereine der „Exclusiven" meiden daher auf's ängstlichste jede Berührung mit den gemischten Vereinen, ganz besonders mit den Abzweigungen der riesigen englischen Propaganda. Der Apokryphenstreit hat nur Einen der speciellen Anlässe gegeben zur Bezeugung des gegenseitigen Hasses. Der „exclusive" Colporteur mit und der englische Colporteur ohne Apokryphen ihrer Bibel begegnen sich als ausgesprochene Todfeinde. Die Jahresberichte des Central-Bibelvereins in Bayern z. B. klagten schon bitterlich, daß seinen Hülfsvereinen „die Colportage der brittischen Bibelgesellschaft hindernd in den Weg trete", und berichteten wieder jubelnd, wie ihr Grundsatz: lieber keine Bibel im Hause, als eine ohne Apokryphen, da und dort praktischer Nachfolge sich erfreue. Wo demnach die Exclusiven herrschend sind, steht es schlimm um die Vereine aller toleranten Richtungen, trotz ihrer Deckung durch England. So existirt z. B., natürlich auf „evangelischer Basis" errichtet, der „Nürnberger evangelische Verein für innere Mission"; er hält alles ab, was „eine ausschließlich confessionelle Richtung verfolgt", und hat unter andern Reformirten den Dr. Ebrard an seiner Spitze. Weil er aber die Exclusivität verdammt, wird er wieder verdammt. In seinem vorjährigen Bericht führt er bezeichnende Klagen: „Es ist nicht zu verkennen, daß, wenn der Verein nicht so wohlwollend von Freunden aus England und Amerika mit Liebesgaben bedacht würde, er entweder gar sich auflösen, oder

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 24. Aug. 1861.



seine Wirksamkeit doch auf ein Minimum reduciren müßte; wenn aber im Inland nicht künftig mehr für den Verein geschieht, als bisher gethan worden ist, so könnten die englischen und amerikanischen Brüder leicht ihre Zusendungen einstellen." Im Uebrigen hat der Vereinscolporteur, „dessen Gang der Herr gesegnet hat", für 190 fl. 26 kr. Bücher verkauft, „dafür aber 146 fl. als Lohn erhalten" *).

Es sind in Vorstehendem nur einige Beispiele gegeben, wie die Exclusiven mit diesen freien Vereinen es überall treiben, wo sie die Oberhand über dieselben gewinnen, was namentlich in Sachsen, in Kurhessen und zum Theil in Preußen geschehen. Und wo sie ihnen auch nicht diese strengste Exclusivität octroyiren konnten, sind solche Vereine doch durch die Gunst der Zeitverhältnisse so völlig für die engste Bekenntnißkirche in Beschlag genommen worden, daß die Unionisten und Subjektivisten endlich in die äußerste Unruhe geriethen. Da die große Missions-Anstalt zu Basel eigentlich eine englische Filiale und daher hier nicht in Rechnung zu bringen ist, so war zu befürchten, daß von Deutschland aus schließlich gar kein „reines Evangelium" mehr an die armen blinden Heiden kommen würde, sondern eitel exclusive Verderbniß. So drängend gestaltete sich die Sorge, daß die gedachten Richtungen sogar den Widerwillen überwinden zu müssen glaubten, mit dem der Gedanke sie sonst gegen die ferne Heidenmission erfüllt, daß in deutschen Landen selbst auch unter den Protestanten, geschweige den Katholiken, nur allzu viel dicke Finsterniß noch aufzuklären und Licht aufzustecken sei. Der eigentliche Brennpunkt ihres missionirenden Strebens war daher stets der geborne Träger jener doppelten Aufklärungs-Arbeit — der Gustav-Adolf-Verein. Nun aber meinten die Unionisten und Subjektivisten endlich

---

*) Darmst. K.-Z. vom 25. und 26. Febr. 1854; vgl. Hengstenberg's Evang. K.-Z. a. a. O.

nicht mehr säumen zu dürfen, und haben erst vor wenigen Monaten selbst einen großen Verein für Heidenmission gegründet *).

Wenn die Exclusivität sich zu ihrer Realisirung vor Allem die freien Vereine ausersah, so scheint man in Bayern allerdings nicht ohne Grund geargwöhnt zu haben, daß hiemit nur die Operationsbasis gewonnen werden solle zur allmähligen Umgestaltung der resp. Landeskirchen selbst nach Norm der exclusiven Principien. Wie weit man damit in Bayern z. B. schon vorgeschritten, haben wir ausführlich gezeigt; es wäre hier aber auch dann, wenn die officielle Partei ihre „Ausnahmsfälle" aufgäbe, der Norm noch lange nicht genügt. Nicht nur am Abendmahlstisch, in der Kirche

*) Unter dem 4. Nov. erließ der „Unions-Verein" zu Berlin gemäß der Beschlüsse von Neustadt und Harzburg einen Aufruf zur Bildung einer selbstständigen unirten Missions-Thätigkeit, bis zu welcher man die Beiträge an die Missionsgesellschaft zu Basel schicken wolle, „die den alten evangelischen Sinn, aus dem sie geboren, bis auf den heutigen Tag sich bewahrt hat." Der Aufruf protestirt gegen die Annahme, als ob die „Männer freierer Richtung" nun einmal keinen Geschmack am Missionswesen hätten, weil sie dasselbe als „Sache pietistischer oder methodistischer Frömmigkeit" ansähen. Allerdings redeten gegenwärtig die Missions-Predigten, -Schriften, und -Berichte eine Sprache, „für die sie nun einmal schlechterdings kein Verständniß hätten." Aber ob denn die Mission immer Monopol des „spaltenden verketzernden Orthodoxismus" seyn müsse? „Noch neulich hat Gützlaff gesagt: prediget den Heiden das Evangelium und laßt eure Confession zu Hause! wenn wir nun aber alle Tage sehen müssen, daß statt des lebendigen freien Christenthums immer mehr dieß gesetzliche confessionelle Wesen in die Heidenwelt hinübergetragen wird, daß christliche Brüder nicht nur daheim, sondern auch draußen unter den Heiden einander beißen und fressen: ist es da nicht dringend geboten, daß von Andern Anstalt getroffen werde, das lebendige freie Christenthum des Apostels Paulus den Heiden zu bringen?" — Berliner Protestant. K.-Z. vom 4. Nov. 1854.

überhaupt sollen die protestantischen Confessionen völlig geschieden seyn, sondern im ganzen christlichen Leben. Ein Lutheraner soll sich zu Reformirten und Unirten kirchlich gar nicht näher und verwandter verhalten, als gegen Katholiken. Um gleich ein schlagendes Beispiel aufzustellen: Ehen von Lutheranern mit Reformirten und Unirten sind förmlich als — gemischte Ehen zu behandeln. Diese früher nur etlichen lutherischen Separatisten eigene Consequenz hat bereits die ganze Partei der Exclusiven mit sich fortzureißen begonnen. Die preußischen Altlutheraner erklären nicht nur die Ehen ihrer Gläubigen mit landeskirchlichen Lutheranern für gemischte, sie haben auch in ihrem Statut das Verbot, daß kein Geistlicher, ja nicht einmal ein weltlicher Gemeindevorsteher in solcher gemischten Ehe leben darf. So mußte denn erst kürzlich die Tochter des schlesischen General-Superintendenten Hahn förmlich zu den separirten Lutheranern übertreten, ehe sie öffentlich in der altlutherischen Elisabethen-Kirche zu Breslau mit dem separirten Prediger Rehm in Pommern getraut wurde *). Herr Hommel sieht einen grellen Beweis dafür, daß auch in rechtlich nichtunirten Landeskirchen doch die verderblichste faktische Union herrsche, gerade — in „dem Zusammenheirathen von Lutheranern und Reformirten oder Unirten", „was überall etwas sehr Gewöhnliches und Unanstößiges ist bei Geistlichen und Laien." „Daß man", sagt er, „hier eine Mischehe eingehe, wird kaum Jemand sich denken; wer erblickt in diesem Verhältniß eine Verbindung von Gliedern verschiedener Kirchen" **)? Ueberläßt man sich doch sogar ohne Bedenken der Gefahr geistlicher Gemeinschaft

*) Bei dieser Trauung übrigens erschien der Herr Papa selber — „der Oberhirt der unirten Landeskirche in dem Gotteshause der diese evangelische Landeskirche verdammenden Separatisten, feierlich in seiner Amtstracht und mit seinen Orden geschmückt." — Berliner Protestant. K.-Z. vom 11. Nov. 1854.

**) Hommel: Recht der Kirche rc. S. 72 ff.

mit jenen Angehörigen fremder Kirchen; „der Besuch reformirter oder unirter Gottesdienste wird auch von solchen für ganz unbedenklich gehalten, die für eifrige Lutheraner gelten." Hr. Hommel dagegen argumentirt ganz richtig wörtlich also: die grundstürzenden Irrthümer der reformirten Ketzerei und der ihr verwandten Sekten sind für alle wahrheitsliebenden Seelen längst unwiderleglich bewiesen; nun aber soll man einen ketzerischen Menschen meiden (Titus 3, 10) und mit den Samaritern keine Gemeinschaft haben (II. Chron. 19, 2); also ist jede Art kirchlicher Gemeinschaft mit Reformirten und Unirten Sünde und verwerflich. Nur aus dem Gesichtspunkte, daß die drei also gegeneinander zu stellenden Kirchen denn doch sämmtlich und unbestritten wieder auf dem gemeinsamen Fundamente „des Evangeliums", d. h. des ohne weiters rechtfertigenden und seligenden Specialglaubens ruhen, können wir als Katholiken das Entsetzen begreifen, das Hrn. Schenkel in Heidelberg bei dieser Theorie durchschauert, wornach die Reformirten unfehlbar noch, wie im Mittelalter die Juden von den Christen, durch Mauern und Thore mitten in den Städten von den Lutherischen abgeschlossen werden müßten *).

Hr. Schenkel hat auch richtig vorhergesehen, daß von diesen Exclusiven aus alsbald eine förmliche Propaganda gegen Reformirte und Unirte sich richten werde. „Ist einmal", sagte er, „die Ansicht festgestellt, daß die Kirche der reinen Lehre die wahre, ja die allein wahre sei, dann stellt sich auch der proselytenmacherische Eifer ein, der schon Gewissens halber nicht rasten und ruhen darf, bis er das Heil an möglichst Viele gebracht hat" **). Die bayerischen Neulutheraner hatten auch schon öffentlich erklärt: der sicherste Beweis, daß die rechte lutherische Kirche noch gar nicht bei ihnen existire, sei

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Juli 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 7. Juni 1853.

der Mangel jener Propaganda und die Thatsache, daß man noch immer nicht verstehe, jegliche Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche von förmlichem Uebertritte zu ihr abhängig zu machen. „Bekehrung, Uebertritt!", sagen sie, „diese Worte will ja die gegenwärtige lutherische Kirche selbst, den Reformirten gegenüber, kaum in den Mund nehmen. Gewiß sträubt sich kaum der Reformirte selbst mehr gegen Bekehrung, Uebertritt, Bekenntniß, als die meisten lutherischen Pfarrer, wenn sie aufgefordert werden, an ihre reformirten Bekannten und Pfleglinge diese Zumuthung zu stellen. Das eben ist das größte Uebel unserer Zeit, daß wir uns selbst so völlig aufgaben, daß wir allenthalben mehr oder weniger unirt geworden sind, selbst ohne Reformirte; gibt es doch Gegenden, wo kein Reformirter ist, und doch ist Union im Lande. Das könnte man von den Reformirten fordern, däucht mich: entweder Uebertritt zur, oder Rücktritt von der lutherischen Kirche." „So wenig wir das Abendmahl, weil es nicht das rechte ist, in der römischen Kirche empfangen dürfen, und so wenig wir einen Katholiken zum lutherischen Abendmahl zulassen ohne ehrlichen öffentlichen Uebertritt, so wenig dürfen wir das Abendmahl in der unirten und reformirten Kirche empfangen, weil sie auch den wahren Leib und das wahre Blut Christi in ihrem Abendmahle nicht hat" *).

Im Sinne der „Exclusiven" ist also für Reformirte und Unirte gar kein anderer Zugang zur allein wahren lutherischen Kirche, als wie für die Katholiken möglich, der durch förmlichen öffentlichen Uebertritt nämlich. Man hat zwar da und dort, wohl in Anbetracht der mit beiden ohnehin bereits gemeinsamen Grundlage „des Evangeliums", von Seite der Laxeren auch schon einfache Zustimmung in dem streitigen Punkte vom Abendmahl als genügend erachtet; allein die

---

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 1. Jan. u. 1. März 1852.

Strengern opponirten mit Grund *), und wo gerade nicht landeskirchliche Hindernisse entgegenstehen, machen die Mildern auch selber die volle Rigorosität des Princips geltend. So ward vor ein paar Jahren in Erlangen selbst „ein der unirten Kirche Badens angehöriger, geborner und von Herzen gläubiger Lutheraner von der Theilnahme am Abendmahl zurückgewiesen, und wollte nur unter der Bedingung zugelassen werden, daß er förmlich aus der unirten in die lutherische Kirche übertrete“ **). Sogar in Preußen, wo doch die Landeskirche verfassungsmäßig unirt, und die Abendmahlsgemeinschaft gesetzlich eingeführt ist, also, wie man glauben sollte, von Uebertritten zwischen den gleichwürdigen und in Eins geschlagenen Confessionen gar nicht die Rede seyn konnte; besteht die lutherische Proselytenmacherei gegen Reformirte und Unirte auch innerhalb der Landeskirche. Unter dem Jubel der Exclusiven über solche Anerkennung des Prin-

*) Momentane Zustimmung zur lutherischen Abendmahlslehre halten sie nicht für zulänglich zur Annahme an ihrem Altar. Zur Warnung erzählten sie jüngst eine merkwürdige Geschichte. Ein bayerisch landeskirchlicher Pastor lebte mit seiner reformirten Frau Jahre lang in lutherischer Abendmahls-Gemeinschaft, ohne, selber dem Confessionalismus abhold, ihre Conversion zum Lutherthum zu betreiben. An einen andern Ort versetzt, nahm er einen Amts-Nachbar, der alle reformirt bleiben Wollenden strengstens an den benachbarten reformirten Altar wies, zum Beichtvater für sein Haus. Da indeß die Pastorin auf seine Frage zu dem cum pane sich bekannte, behandelte er sie ohne Weiteres als lutherisch, und gestattete ihr das lutherische Abendmahl. Inzwischen kam die Kirchenvisitation in die Pfarrei, und auf die Frage des Visitators: ob Reformirte da seien, die sich zur lutherischen Gemeinde halten? gab der Pastor seine eigene Frau als solche Reformirte an. Die Pastorin hatte bei ihrem lutherischen Abendmahl nicht entfernt daran gedacht, aus der reformirten Kirche aus- und übertreten zu wollen! — Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Oct. 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 7. Juni 1853.

ch̃s, hat das Consistorium zu Münster erst noch im Sept. v. Js., auf „mehrfache Anzeigen“ über geschehene Uebertritte innerhalb des Protestantismus, eine Warnung vor „unlauteren Beweggründen“ erlassen *). Als dagegen kurz vorher im Lippe-Detmold die calvinische Suprematie durch Gleichstellung der Lutheraner und Katholiken mit den Reformirten aufgehoben ward, und der neue Seelen-Status der einzelnen Pfarreien herzustellen war, erließ das reformirte Pfarramt, in Furcht, daß mehrere seiner Angehörigen in die neue lutherische Pfarrei eintreten möchten, die Erklärung: die deutsch-reformirte Kirche habe mit der lutherischen Ein Grundsymbol und Einen Heilsgrund, und wenn sich auch Einzelne in ihr vielfach zu mehr lutherischer Anschauung neigten, so „seien doch Uebertritte von einer Confession zur andern höchst selten.“ Denn „das“, schließt die Ansprache, „wirst du gestehen müssen, daß der Uebertritt aus einer Confession zur andern, wenn er nicht um der Seelen Seligkeit willen geschieht, ein bedenklich Ding ist“ **).

Ob zwischen Lutheranern, Reformirten und Unirten ein Uebertritt um der Seelen Seligkeit willen nöthig seyn könne? darüber herrscht der Streit. Die Unions-Gesinnten verneinen die Frage, unserer Ansicht nach, in richtiger Consequenz der Grundlehre von „dem Evangelium“. Die Exclusiven bejahen sie, weil sie, der Idee vom Specialglauben zum Trotz, an einem alleinseligmachenden Bekenntniß festhalten. Wo immer nun dieses im landeskirchlichen Verbande sich nicht geltend machen läßt, wie stets bei gesetzlicher Union der Fall ist, z. B. also in Baden, in Nassau, in der Pfalz, vor wenigen Jahren auch noch in ganz Preußen: da gebietet die Pflicht des Gewissens den Exclusiven aus solchen Landeskirchen auszutreten, und in der Separation der alleinselig-

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 13. Dec. 1854.
**) Darmst. K.-Z. vom 16. Mai 1854.

machenden lutherischen Kirche anzuhängen. Doch erleidet diese Pflicht verschiedene Modifikationen. Vor Allem erlaubt sie in den Landeskirchen faktischer Union, wie in Bayern, Sachsen, Hannover, Hessen und unter der jetzigen Landeskirche Preußens, ein großes Maß von „Geduld“ und Zuwarten bis auf eine etwaige lutherische Umkehr der ganzen respektiven Landeskirchen selber. Dann aber ist auch da, wo gesetzlicher Unionszwang die Geltendmachung des exclusiven lutherischen Bekenntnisses verbietet, wohl zu bedenken, daß die exclusiv-gesinnten Pastoren mit ihren Frauen und vielen Kindern ihre Pfründen nicht verlassen können, um von der Luft zu leben. Für das letztere Verhältniß ist Baden ein wahres Musterland.

Die Exclusiven daselbst theilen sich in zwei Parteien: die Einen wollen auf „Geduld“, unter esoterischer Zulassung des alleinseligmachenden Bekenntnisses, innerhalb der in eine Art Conföderation verwandelten Landeskirche bleiben, obwohl auch sie alle Glieder derselben außer ihnen selbst für Rationalisten oder Calvinisten erklären *); den Andern ist schlechterdings jede Union Sünde, und aller angebliche Kampf für das Lutherthum innerhalb derselben nichts anderes als Täuschung und Untreue. Beide standen zwar einmüthig, als es 1852 plötzlich hieß, Baden werde den Riß in seine Union wagen, und den Altlutheranern ein eigenes Kirchenwesen concediren; alsbald berichteten die Zeitungen, „nicht wenige Prediger warteten nur des Augenblicks, wo sie, ohne Verlust ihres Amts zu befürchten, der Bewegung sich offen anschließen könnten“ **). Der Augenblick kam aber nicht, und von Allen wagte nur Einer den Versuch, „in offenem Widerstre-

*) Darauf replicirten diese: „ein ehrlicher Mann müßte schamroth werden, wenn er öffentlich als einer der Ihrigen genannt würde.“ Darmstädter K.-Z. vom 10. Juni 1854.

**) Allg. Ztg. vom 21. Aug. 1853.

den gegen die Landesgesetze und die von Gott geordnete Obrigkeit eine lutherische Kirche in Baden zu gründen", wie Dr. Schenkel sich ausdrückte *). Und zwar that dieser Eine solches von der ursprünglich reformirten Gemeinde Nußloch aus. Es ist der berühmte Pastor Eichhorn, den wir meinen, und sein Schicksal könnte ihn wohl lehren, mit dem Vorwurf der „Kreuzflüchtigkeit" gegen die Andern weniger schroff aufzutreten. Von den Argusaugen der Polizei auf allen Schritten und Tritten verfolgt, bereist er von Zeit zu Zeit das Ländchen, um die zerstreuten Separatisten zu pastoriren; „unterdessen wacht der treue Hüter Israels an den Krankenbetten seiner Kinder" **). Von der Regierung aber haben die aus der gesetzlichen Landeskirche Ausgeschiedenen noch immer eine so harte Behandlung zu erfahren, daß erst vor Kurzem noch, als der lutherische Verein zu Amsterdam den König von Preußen bat, in Karlsruhe nun doch auch wie einst in Florenz für die Madiai's intercediren zu wollen, das Organ der herrschenden Partei in Berlin dieses Beispiel der Niederländer allen lutherischen Kirchenregimenten Deutschlands anrecommandirte ***). So müssen denn also wohl die Pflichten des alleinseligmachenden Bekenntnisses Rücksichten zulassen. Als z. B. der Pastor Bingmann zu Höchst in Hessendarmstadt vom Dekan beauftragt ward, aushilfsweise in der verwaisten Pfarrei Bruchenbrücken zu predigen, gab er wohl die entrüstete Antwort: die Gemeinde sei unirt, bei Irr- und Fremdgläubigen könne er Gewissenshalber das Wort des Herrn nicht verkündigen; sobald aber das Ober-Consistorium bei strenger Strafe ihm zu predigen, und noch dazu jeden Ausfall auf die Union zu unterlassen befahl, was wollte er thun, als seine einträgliche Pfründe ansehen

*) Darmst. K.-Z. vom 7. Juni 1853.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 24. Febr. 1855.

***) Kreuzzeitung vom 30. Nov. 1854.

und ohne Widerrede gehorchen *)? Soviel versteht sich demnach unter solchen Umständen von selbst, daß die Zahl der Exclusiven niemals nach der Zahl der wirklich Separirten bemessen werden darf; denn abgesehen von den Vielen, welche auf „Geduld“ in ihren resp. Landeskirchen ausharren, können zahlreiche Andere von ihren officiellen Kirchen zwar keinerlei Hoffnung mehr hegen, andererseits aber auch nicht durch vereinzelten Austritt ihre ganze äußere Existenz vernichten.

Leichter macht sich die Separation in dem Falle, wo ganze Gemeinden mit dem Pastor aus der Landeskirche scheiden. In Preußen trat dieser Fall öfter ein, und dadurch bildete sich die altlutherische oder sogenannte „evangelisch-lutherische Kirche“ Preußens. An ihrer Spitze steht, mit dem Sitze in Breslau und unter oberster Direction eines weltlichen Justizraths, ein vom Staate ganz unabhängiges Kirchenregiment mit theils synodaler, theils consistorialer Verfassung, und von ihm aus werden nicht nur die preußischen, sondern auch die meisten im übrigen Deutschland da und dort zerstreuten separirten Gemeinden regiert. Das Bestreben der Exclusiven, von diesem obersten Collegium aus die lutherische Kirche des alleinseligmachenden Bekenntnisses unter einer strikten Einheit des Episcopats zu gründen, ist sehr durchsichtig; das Collegium heißt bei den Gegnern eben deßhalb der „Privat-Papat zu Breslau.“ Unter ihm standen vor zwei Jahren in Schlesien und ganz Preußen sieben Superintendenturen mit je fünf bis acht Pfarrbezirken, außerdem noch freie Pfarreien zu Erfurt, Köln und Rade vorm Wald, dann eine Gemeinde in Nassau und die Eichhorns in Baden; die Pfarrsprengel, im Ganzen 43,000 Seelen stark, bestehen meistens aus mehreren kleinen Gemeinden, und den fruchtbarsten Boden haben die Exclusiven in Schlesien und Pommern. Ihre Kirche ist übrigens gut organisirt, „hat warme

*) Berliner protestant. K.-Z. vom 18. März 1854.

Freunde in ganz Deutschland, und hofft auf eine baldige Auflösung der Union in Preußen und eine Rückkehr der preußischen Kirche zum ächten Lutherthum um so mehr, da auf mehreren protestantischen Universitäten die jungen Theologen ganz in ihrem Sinne gebildet werden" *). Bis auf einen solchen Umschwung im Großen kostet es die betreffenden Pastoren freilich meist ungeheure Anstrengungen, die noch dazu mit jedem Tage wachsen, um aus den über ein Menschenalter hindurch im indifferentistischen Unionsgeiste der Zeit versumpften Massen auch nur die kleinsten Häuflein Rekruten der exclusiven Kirche zuzuführen. So berichtet z. B. Pastor Eichhorn selbst aus Werthheim vom 23. August über seinen Besuch in dem benachbarten Orte Lindelbach, wo er „jene vier Männer um sich versammelte, welche die Succession und den Zusammenhang der alten antiunionistischen lutherischen Kirche Badens mit der neuerstandenen repräsentiren"; einst hatte die gesammte Gemeinde widerstanden, jetzt aber mußte Eichhorn auch an den wenigen Getreuen „die Folgen einer 32- bis 33jährigen Entbehrung des Sakraments wohl spüren, ein gewisses Ausgetrocknetseyn, ein mehr traditionelles Lutherthum war nicht zu verkennen, und das Verlangen nach dem Sakrament bei Vielen nicht mehr besonders lebendig" **). Und was noch schlimmer ist, als solche Indolenz: für die exclusive Kirche ist mitunter ein Geist systematischer Opposition thätig und wirksam, der auch außerhalb der Landeskirchen unmöglich gute Früchte tragen kann. Namentlich Hengstenberg's K.-Z. führt von Zeit zu Zeit solche Fälle auf. So ward im Sommer 1852 aus Rödinghausen mit Umgegend in Westphalen die Gemeinde Schwenningsdorf separirt und in den Breslau'schen Verband recipirt, deren Kern, seit 26 Jahren von der Pfarrkirche getrennt und unter sich im Geheimen Predigt und Sakramente verwaltend, einen durch notorischen

*) Allg. Ztg. vom 17. Jan. 1853.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 21. Sept. 1854.

doppelten Ehebruch berüchtigten Menschen zum Anführer hatte und jetzt als Haupt-Kirchenvorsteher beibehielt; kaum ward später von Breslau dessen Absetzung verfügt, so zerfiel die neue exclusive Gemeinde auch schon wieder in drei feindliche Parteien. Aus der Gemeinde Schnathorst entstand eine neue altlutherische Gemeinde unter noch merkwürdigerer Veranlassung; weil nämlich der Pastor anstatt des rationalistischen Mindener Gesangbuchs, eines der elendesten Produkte der Aufklärungszeit, ein neues positiv-christliches einführen wollte, und dabei von den kirchlichen Behörden geschützt ward, traten die Opponenten, unter Anleitung eines Herforder Demokraten und weiland Redacteurs des ultrarothen Blättchens „Hahn", aus der Landeskirche aus und zur exclusiven Kirche des alleinseligmachenden Bekenntnisses über *). Aus solchen und ähnlichen Initien erklärt sich auch sehr leicht der häufige Rücktritt der Prediger aus der separirt-exclusiven in die Landeskirche, wie denn im Frühjahr 1853 innerhalb sechs Wochen sechs derselben zumal ihr alleinseligmachendes Bekenntniß wieder aufgaben, und Unionsdienste nahmen **).

Die Auspicien stehen demnach nicht gut für Heranbildung des exclusiven Kerns der Breslauer Kirche zu der „großen gläubigen, von bureaukratischer Knechtschaft freien, und darum Rom und der Welt gewachsenen deutschen lutherisch-bischöflichen Kirche" ***), von der die Alt- und Neulutheraner das Heil der Menschheit erwarten. Die bayerischen Neulutheraner z. B. erklärten der Culmbacher-Conferenz geradezu, daß einzig und allein die exclusive Kirche des alleinseligmachenden Bekenntnisses die Welt wirklich wieder christlich zu erziehen vermöge. „Sittenzucht findet ohne Wahrung der Bekenntnißzucht und der reinen Lehre nicht einmal einen

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom Juni 1853. S. 430 ff.
**) Darmst. K.-Z. vom 4. Juni 1853.
***) Bei Hengstenberg a. a. O.

Boden. Es steht mit beiden in unserm deutschen Vaterlande schlimm; man hat nicht genug auf kirchliche Wahrheit gesehen, da ist's gekommen, wie geschrieben steht: wo die Weissagung aufhört, wird das Volk wüste. Zuchtgedanken und die deutschen Landeskirchen, wie können die mit einander Glück haben! So lange sich die Gemeinden der preußischen lutherischen Kirche von den Uebeln der Landeskirchen frei erhalten, wird es gehen. Wird aber das einmal wahr, was einer behauptete: die preußische lutherische Kirche ist eben auch eine Landeskirche — dann gute Nacht Zucht! Zucht setzt einen christlichen und kirchlichen Gemeindegeist voraus" *).

Freilich sagt man: diese Kirche sei noch zu jung und zu klein, als daß sie ihre Probe schon bestanden haben könnte. Aber eben deßhalb erschreckt uns das greisenhafte Ansehen, das sie bereits an sich trägt, der völlige Abgang jenes Feuereifers, den man bei einem solchen noch so jungen Gemeinwesen vor Allem sollte voraussetzen dürfen. Statt dessen bekannten die Abgeordneten ihrer vierten Generalsynode selber an öffentlicher Schuld: die Confession sei unter ihnen nur allzuoft ein Maul-Götze, der Ruhm, nicht unirt zu seyn, die ganze Herrlichkeit, ein „Richtgeist" voller Hoffahrt, wie denn auch wirklich ihr berühmter Theologe Dr. Guericke alsbald „um dieser unerträglichen Hoffahrt willen" seinen Austritt aus der exclusiven Kirche erklärte, und dafür förmlich excommunicirt wurde; es sei ein weltförmiges Wesen, Bauchsorge der Geistlichen, Polizeidienerart der Vorsteher, Herrschsucht der Superintendenten, Erschlaffung der Kirchenzucht, leere Kirchen, „so daß Gras wachsen kann auf dem Kirchensteige vieler Lutheraner" u. s. w. Und an demselben Tage erfuhr die Synode, daß Pastor Hafert zu Bunzlau in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt sei, nachdem sein Schwager Superintendent Wedemann, in Consequenz der Lehre über

*) Nördlinger Corresp.-Blatt vom 15. Oct. 1851.

das geistliche Amt, „von seiner Angst, er möchte vollends innerlich zum Uebertritt genöthigt werden, nur durch den Tod erlöst wurde“ *).

Wem immer Döllinger's großes Werk über die Wirkungen der ersten Predigt der lutherischen Rechtfertigungslehre nicht unbekannt ist, der wird bei solchen Klagen der Exclusiven auf das lebhafteste an den Satz erinnert werden, daß gleicher Same gleiche Früchte trägt. Wäre der exclusiven Kirche Gedeihen in's Große verliehen, so würden auch jene Wirkungen der ersten Reformation sich nothwendig noch einmal abspinnen. Es ist eine eigenthümliche Thatsache: daß die Unionsgesinnten das Verständniß des Specialglaubens, wenn sie ihn auch noch so oft im Munde führen, gänzlich verloren haben, die Exclusiven dagegen ihn in voller Schärfe festhalten: während einerseits jene ebenso beharrlich an dem Namen „evangelisch“ hängen, wie diese den Namen „evangelisch“, der eigentlich doch für sie allein die rechte Bedeutung hätte, mit aller Gewalt abwehren; und während andererseits gerade jene in dem Specialglauben ihre stärkste Waffe gegen die Exclusivität dieser hätten. Auch dieß ist eben ein Stück verkehrter Welt von drüben; aber es ist wirklich so, und Dr. Kahnis kann mit Grund erklären: er wisse auch nicht Einen Theologen in der Union zu nennen, welcher auf dem Boden der Rechtfertigung aus dem Glauben stünde, namentlich aber stehe die Rechtfertigungslehre Nitzsch's, dessen Dogmatik ein beinahe symbolisches Ansehen in der Union genieße, dem tridentinischen Dogma nahe **). Um so eifriger nun treiben die Exclusiven den Specialglauben, der seiner Natur nach das Leben erfahrungsmäßig stets unberührt ließ; und da sie schon ihrer oppositionellen Stellung wegen immer das Haupt-

---

*) Dr. Merz in den theol. Studien und Kritiken. 1854. II, 433 ff.

**) Nitzsch: Würdigung der von Dr. Kahnis gegen die evang. Union rc. gerichteten Angriffe. Berlin 1854. S. 27.

gewicht auf die Reinheit des Bekenntnisses überhaupt legen müssen: so ist es natürlich, daß ihnen das Leben nur noch um so tiefer in den Hintergrund tritt. Es ist geschichtlich erwiesene Wahrheit, wenn die Subjektivisten sagen: allerdings seien sie selber bislang über ihrer wissenschaftlichen Strebsamkeit noch nicht bis zur Einführung in's Leben gelangt, der strengen Orthodoxie gehe es aber ebenso; diese treibe als solche nicht zur christlichen Durchdringung des Lebens, wie das siebenzehnte Jahrhundert sehr wohl zeige; es habe dazu erst einer Vermischung mit dem Princip der thätigen Liebe im Pietismus bedurft. „Größere Orthodoxie", erinnern sie, „ist nie gewesen, als in jener Zeit, aber für eigenthümlich christliche Zwecke vielleicht nie weniger geschehen, und damit Etwas geschehe, mußte erst ein Spener kommen, und ein genug ob seiner Heterodoxie befeindeter Zinzendorf" *). Wohl klagten z. B. die bayerischen Neulutheraner auch: „solcher Leute gebe es viele in den Städten und auf dem Lande, ja es gebe ganze Gemeinden, welche trotz herrschenden Abfalls und grober Sünde dennoch ganz regelmäßig Mann für Mann sich zu Gottes Tisch drängten"; ihr „Antrag" an die Generalsynode verlangte daher unter Anderm Excommunikation der „offenbaren unbußfertigen Sünder und Ungläubigen"; er sprach aber gleich dazu auch aus: dieses Uebel sei „für den Augenblick nicht so hervortretend", wie das Unwesen faktischer Union. Die „Evangelischen" werfen darum dieser Richtung immer wieder vor: „daß die Bedingungen ihres Bleibens in der Landeskirche vielweniger auf Vorschläge einer innerlichen Reform im Sinne christlicher Heiligung zielten, als auf äußerliche Kirchlichkeit" **).

Ist letztere durch ihre Exclusivität bedingt, so drängt auf erstere

*) Dr. Rückert in der Berliner Protest. K.-Z. vom 25. Febr. 1854.

**) Löhe: unsere kirchl. Lage ꝛc. S. 11; — „Antrag" ꝛc. von 1853. Corresp.-Blatt vom 1. Nov. 1853; — Hengstenberg's K.-Z. vom 4. ff. Jan. 1854.

ihr Specialglaube nicht; beide Momente wirken zusammen, um die Exclusiven als die erbittertsten Pietisten- und Methodisten-Feinde hinzustellen. So haben wir an dem Breslauer Kirchen-Kern das direkte Widerspiel von dem kirchenbildenden Kern der „Innern Mission". Aber keiner der beiden Kerne braucht den andern um seine Aussichten zu beneiden. Nur daß der erstere eher fühlt, was ihm abgeht, und durch den Begriff der realen anstaltlichen Kirche das noch mangelnde Ferment sich beizulegen sucht. Darum werden aus Altlutheranern so häufig und leicht Neulutheraner. Hier ist auch unser Wiederanknüpfungspunkt, wenn wir vorher die Geschichte der Reaction ersten Stadiums oder der Bekenntnißkirche vollständig behandelt haben werden, gegeben.

XXXIII.

Aphoristische Zeitläufte.

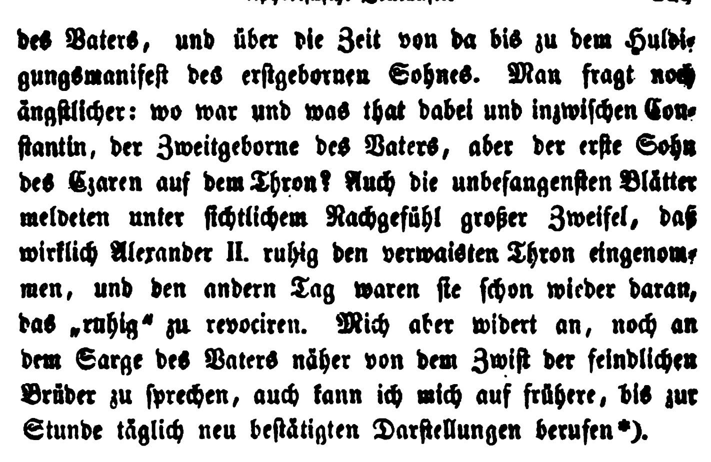
Czar Nikolaus ist todt! — kein Wunder, daß über einem so plötzlichen Schlage die Sammlung Vieler zerfloß, und die nicht Weniger für lange dahin ist. Sterbend in einem solchen Momente, wo ganz Europa's Zukunft von seinen allernächsten Entschlüssen abhing, wo die hundertjährige Politik seines Hauses zwischen Selbstmord und Todeskampf mit dem ganzen Welttheile nur noch Einen Ausweg hatte — den künstlichen Ausweg: sie so aufrecht zu halten, daß Europa vom Nachgeben, Rußland vom Nichtnachgeben des Czarthums überzeugt seyn konnte! Nach einem politisch-diplomatischen Glück ohne Gleichen während eines vollen Vierteljahrhun-

derts sah Nikolaus I. sich vor diese schwerste aller Aufgaben gestellt; er allein, wenn diese Lösung für den Augenblick je möglich ist, wäre der Mann dazu gewesen; und kaum hatte er sie mit der Fingerspitze berührt, so fuhr — die Sichel des Todesengels dazwischen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er die europäischen Machtstellungen wie am Schnürchen; aber die letzte Combination mit England schlug fehl, und als er auf's Todbette sank, sah er Rußlands politische Beziehungen im Vergleich zu der Zeit seiner Thronbesteigung direkte auf den Kopf gestellt. Oesterreichs hundertjährige Selbsterhaltungs-Politik war damals isolirt, und wie spielend hatte er sie 1828 in Fesseln geschlagen. Jetzt war Rußlands hundertjährige Eroberungs-Politik isolirt, und vor den letzten Blicken des Czaren stand nun riesengroß, was Oesterreich damals vergeblich betrieben: das europäische Gericht über die russisch-orthodoxen Prätensionen, die stets gefürchtete aber bisher auch immer glücklich vereitelte Coalition der drei Großmächte gegen die endlich völlig entlarvten Pläne der vierten. Wie sehnsüchtig hatte er geharrt bis zum letzten Hauche auf eine Explosion in der englisch-französischen Allianz, an die er immer noch kaum glauben konnte! Die Hoffnung aber erwies sich ihm mehr und mehr als der zweite große Rechenfehler, nicht weniger verderblich für ihn als der erste und principale: der von der lautlosen Unterwerfung eines widerstandsunfähigen Oesterreichs. Wenn jetzt seine brechenden Augen im Geiste noch über die Karte Europa's hinglitten, sah er nicht den schwächsten Anknüpfungspunkt mehr für eine diplomatische Action wie im J. 1828, von einem Meere zum andern. Nur auf deutschem Boden debutirte noch ein eingeschüchtertes und schwankendes Häuflein für ihn; aber selbst dieses Häuflein hatte schon Brief und Siegel gegeben gegen die hundertjährige russische Politik, und endlich hatte er sie von jeher nur als Schutzflehende, nie als Schutzbietende behandelt.

Wer hat bei der großen Todesbotschaft nicht zuerst derjenigen gedacht, die da ihr Auf und Nieder in der gewaltigen Krisis auf die zwei Augen gebaut? War das „conservativ"? Der Czar, sagten sie, ist der Hort des Conservatismus. Der Czar, sagten wir, ist vor Allem ein — Russe. Ob er nach Außen die Reaction oder die Revolution begünstigt, hängt allein von den Umständen oder Zweckmäßigkeits-Rücksichten der russischen Politik ab. Die Großmutter Katharina ersah ihren Vortheil bekanntlich in der Revolution, nachdem die altrussische Reaction den nominellen Vater ihrer Kinder durch Erdrosselung vom Throne geräumt. Der Enkel Nikolaus dagegen sah die Revolution schon Rußland selber bedrohen; der Straßenkampf mit einer finstern jungrussisch-revolutionären Verschwörung war seine erste Regierungshandlung. Der Bruder Alexander I. hatte noch die Mitte gehalten, indem die Sympathien seiner frühern Regierungszeit der Revolution, die späteren dem vermeintlichen Gegentheile gehörten. Dennoch hat man sogar das Schlagwort gewagt: Rußland die Felsenburg des Conservatismus, und darum sagt das Organ der in Berlin herrschenden Partei: „der Kaiser stirbt nicht"! Bei uns stirbt nur die Kirche nicht; was aber Rußland betrifft, so ist es bislang jedesmal das gewesen, was der unumschränkte Wille eines Einzigen will, und der Wille dieses Einzigen gilt als göttliches Gesetz. Das Wort „Recht" ist in Rußland ein Unsinn; „Gesetz" existirt für seine innere Politik nicht, noch weniger für seine äußere.

Schranken für diesen Willen gibt es nur in der Familie und im Palast des Einzigen; sie wirken in der Regel tödtlich. Die russische Geschichte predigt von diesem eigenthümlichen Constitutionalismus so laut, daß die Welt bei den letzten Ereignissen in der Felsenburg des Conservatismus eine Physiognomie, und zwar ganz unwillkürlich, gezeigt hat, die offenbar genug unter dem Einfluß jener Predigt stand. Man hascht heute noch begierig nach Einzelheiten über das Ende



des Vaters, und über die Zeit von da bis zu dem Huldigungsmanifest des erstgebornen Sohnes. Man fragt noch ängstlicher: wo war und was that dabei und inzwischen Constantin, der Zweitgeborne des Vaters, aber der erste Sohn des Czaren auf dem Thron? Auch die unbefangensten Blätter meldeten unter sichtlichem Nachgefühl großer Zweifel, daß wirklich Alexander II. ruhig den verwaisten Thron eingenommen, und den andern Tag waren sie schon wieder daran, das „ruhig“ zu revociren. Mich aber widert an, noch an dem Sarge des Vaters näher von dem Zwist der feindlichen Brüder zu sprechen, auch kann ich mich auf frühere, bis zur Stunde täglich neu bestätigten Darstellungen berufen*).

Soviel ist gewiß: es gehen zwei böse Geister in Rußland um, die byzantinisch-reactionäre oder altrussische Partei und die abendländisch-radikale oder jungrussische Partei. Czar Nikolaus wußte die beiden Geister zu bannen und zu bändigen. Er stand Anfangs sogar über beiden Parteien. Seit den blutigen Affairen vom Dec. 1825 schlug er dem jungen Rußland Kopf für Kopf ab; als er aber die Köpfe immer wieder zehnfach nachwachsen sah, fand er sich natürlich mehr und mehr der erstern Partei, der altrussisch-byzantinischen, zugedrängt. In der That stand er demnach in den letzten Jahren nicht mehr absolut über den Parteien, und man schreibt sicher nicht ohne Grund gerade diesem Umstand die unwillkürliche und handgreiflich unvorsichtige Verwicklung in den jetzigen orientalischen Handel zu. Was man so oft von einer „deutschen Partei“ in Rußland zu erzählen weiß, die dem altrussischen Einflusse entgegenarbeite, gehört ganz und gar in's Reich der zweckmäßig erfundenen Fabel. Es gibt viele Deutsch-Gebornen in den höchsten russischen Staatsäm-

---

*) Vergl. „Altrußland und Jungrußland; Großfürst Alexander und Großfürst Constantin“. Bd. XXXIII der hist.-pol. Bl. S. 607 ff.

tern, aber sie sind bisher überall die Gehorchenden und bloß Vollziehenden, nirgends maßgebend gewesen; es existirt in Rußland keine deutsche „Partei." Was dort der Parteiung fähig ist, theilt sich in Alt- und Jungrußland. Eines concedirte Nikolaus beiden: den ihnen gemeinsamen Panslavismus; ein Anderes concedirte er den Altrussen: den intolerantesten Byzantinismus. Aber er selber ging doch noch in keiner der beiden Parteien unter. Allerdings, wer weiß es, hat vielleicht nur der Tod ihn vor diesem herbsten Geschicke bewahrt. Wenigstens wagte er noch kurz vorher einen Schritt, der einer rückhaltlosen Verschreibung an den furchtbaren Geist des fanatischen Byzantinerthums mehr als ähnlich sah. Ich meine die Aufbietung der Miliz, d. h. des russischen Landsturms, nach dem Muster von 1812. Er that es — Friedensworte nach Wien telegraphirend, in dem Manifest aber an sein Volk neuerdings den russischen Monarchen als den gebornen obersten Schirmherrn der ganzen griechischen Kirche hinstellend. Jungrußland hat oft und seit langem wiederholt: nur noch Eine solche Aufregung der Massen wie im Jahre 1812*)! Czar Nikolaus hat sie aus freien Stücken herbeigeführt, dann hat er sich hingelegt und ist gestorben. Welches Verhängniß!

In dieser Situation hinterläßt er die beiden gegnerischen Brüder, zwischen denen nicht nur, wie hundert kundige Stimmen statt Einer versichern, die Thronfrage liegt, sondern auch die tiefste principielle Parteiung. Nikolaus selbst kämpfte einen schweren Kampf gegen diese Parteiung im Allgemeinen und in ihren manigfachen Ausgestaltungen, er kämpfte ihn zuletzt mit zweifelhaftem Erfolg. Die Söhne aber stehen vom Anfang an nicht über den Parteien; es sind vielmehr alle In-

---

*) Vgl. zum Ganzen die „Motivirten Gedanken über osteuropäische Thesen" im 33. und die „Russischen Pfingstrosen-Knospen" im 34. Bande der hist.-pol. Blätter, von letzteren besonders S. 2 ff.

dicien vorhanden, daß sie längst in denselben untergegangen, selber Parteimänner geworden sind. Alexander, der neue Czar, steht allgemein im Geruche des Liberalismus; ihm, dem milder und schwächer Gearteten, gegenüber ist zuverlässig, daß der harte und ungestüme Constantin vom Scheitel bis zur Zehe Altrusse ist. Was Wunder, wenn jeder Freund seines russischen Vaterlandes von wildem Schmerz und nagendem Kummer zerrissen an der Bahre des todten Czaren in Thränen zerfließt! Es war ein verständiger Kopf, ein beredter Mund, ein muthiges Herz, eine tapfere und gewandte Hand um den Mann. Er war Russe in Rußland und nur Russe überall. Er war wirklich ein Vater seines Volkes, und hätte auf jedem Throne der Welt dessen kindliche Liebe reichlich verdient. Größer noch erschien er dreiundzwanzig Jahre lang in seiner kleinen europäischen Umgebung. Hiermit aber ist meine Trauer-Rede zu Ende. Denn außerdem und ganz abgesehen von der angemaßten Schirmherrschaft über die Orthodoxen in der Türkei und zweiten Rangs in Oesterreich, ist auch noch der — erste Protektor des deutschen Bundes gestorben.

Der Autor der Note vom 6. Nov. 1854 ist todt! Wird man Alexander II., eventuell Constantin I., zur Succession in Deutschland einladen und die Huldigung anbieten? Denn auch Nikolaus hob hier nur auf, was man ihm zu Füßen legte. Wer könnte ihm also daraus einen Vorwurf machen? Im Gegentheile: dieses Protektorat in Deutschland hätte ohne Zweifel Glanz zu einer neuen Gloriole gegeben, wenn es nicht, ich sage, wenn es nicht in den letzten Jahren noch gar so keck und thatsächlich als integrirender Theil der großen russischen Politik sich manifestirt hätte.

Dieser traditionellen russischen Politik gab Nikolaus mehr nach, als die Moral erlaubte, im Verhältniß zu seiner Zeit that er es um keine Linie minder als Katharina und Alexander I.; besser gesagt: vor ihr galt auch ihm keine Moral.

Sobald diese Politik Recht und Gut des Nächsten begehrte, begehrte er es auch. Die Anfänge des bösen Spieles im serbischen und griechischen Aufstande fallen ihm noch nicht zur Last, aber er führte es fort, unter dem verrückten Enthusiasmus aller Liberalen und Revolutionäre Europa's, mit Hülfe der Kopflosigkeit aller Kabinette, das österreichische allein ausgenommen. Am Schlusse war er es, der dem armen Griechenland keine andere als die gegenwärtige verschrumpfte Mißgestalt vergönnte. Er war es, der Oesterreichs Plan einer europäischen Vermittlung vereitelte, mit Hülfe Preußens und des morschen Kabinets des französischen Bourbon, der wie alle Hinfälligkeiten an Rußland eine Stütze suchte, und er war es, der dann im Vertrag von Adrianopel dem geduldigen Europa sein oft und feierlich wiederholtes Wort, keine Eroberungen von der Türkei zu suchen, in Fetzen zerrissen in's Gesicht warf. Gleichermaßen gingen um ein Kleines später die europäisch garantirten Briefe der Polen in Stücke. Es folgte auf demselben Wege die gräuliche Behandlung der Katholiken Rußlands; das dem Papste gegebene Wort ging auch in Trümmer und das stipulirte Concordat desgleichen. Und damit nichts fehle an den Erweisungen der traditionellen Politik, kamen endlich noch die bekannten „Enthüllungen“ an's Licht.

Alexander I. hatte mit dem Fürsten der Revolution, mit Napoleon I., schon zu Tilsit paktirt: ein inniges und principielles Bündniß zwischen Rußland und dem napoleonischen Frankreich sollte unter die beiden die Herrschaft über Europa theilen. Nikolaus I. schmeichelte England mit demselben Pakt. Wie der Anschlag mißlang, ist bekannt; Nikolaus fand sich in einem Nu in den europäischen Beziehungen Rußlands um achtzig Jahre und mehr zurückgeworfen, das fünfundzwanzigjährige Gewebe seiner Diplomatie zerrissen, bis auf ein armseliges Stück des deutschen Zettels. An Oesterreich hatte das europäische Recht sich aufgerichtet. Der Greis sollte von vorne

anfangen — da gewann Gregor's XVI. Wort im Tode Leben: „ich bin alt und werde bald vor dem Throne Gottes stehen; aber auch Euer Majestät wird einst dort stehen!" O, in diesem Moment war es ein zehnfach bitterer Tod!

So ist es mit der traditionellen russischen Politik, der auch Nikolaus in religiöser Ehrfurcht wie einem göttlichen Gesetze nachlebte bis zum letzten Hauche. Sie ging nie über die Grenzen ohne tiefe Taschen, um sie gefüllt heimzubringen; von wem oder wie sie erhielt, Revolution oder Reaction war ihr stets gleichgültig; immer sind die Taschen für Constantinopel offen, und einmal, schwören sie, muß es hinein. Czar Nikolaus hat in den „Enthüllungen" gegen Lord Seymour behauptet: die „bis auf unsere Zeit vermachten Visionen und Absichten Katharina's II. seien nicht auf ihn vererbt:" sein Sohn proclamirt jetzt selber, das sei nicht wahr gewesen. Nur in soweit ist diese hundertjährige Politik noch ein historisches Problem, als etwa zu calculiren wäre, ob sie von jeher sich unmoralischer bethätigte oder die englische? Moral war nur in Einer europäischen Politik: in der Oesterreichs. Wer es anders haben will, muß auf neue Dokumente eine neue neueste Geschichte bauen.

Diese russische Politik nun feierlich zu bekennen, war die erste Regierungsthat Czar Alexander's II. Sein Manifest hat ihren stärksten Ausdruck gewählt. Gott möge, sagt er, „durch uns erfüllen die unablässigen Wünsche und Absichten Peter's I., der Kaiserin Katharina, des Kaisers Alexander und unseres in Gott ruhenden Vaters." Damit ist Alles gesagt, auch was der Vater meinte, wenn er zum Volk vom „Kreuz im Herzen" sprach. Die Friedensfrage reducirt sich auf die andere Frage: ob der neue Czar im Stande seyn wird, in Einem Athem Europa vom Nachgeben, Rußland vom Festhalten an dieser Politik zu überzeugen? Anderes erlaubte, wenn er auch wollte, die panslavistische Speculation

der einen Partei nicht, nicht der byzantinische Panslavismus der andern, und am allerwenigsten der von dem todten Czar bis auf den Grund und tiefer noch als 1812 aufgerührte schismatische Fanatismus der Massen. Aber, auch das civilisirte Europa hat gegen das Testament Peter's I. einen letzten Willen aufrecht zu erhalten — ein treffendes Wort! Und zu diesem Ende war Nikolaus' Tod entscheidend. Rußland ist am 2. März in Einer Stunde wenigstens um fünfzig Procent schwächer geworden.

So geschehen nicht ganz zwei Wochen vor Eröffnung der Conferenzen zu Wien!

Das europäische Friedens- oder Kriegsgericht tritt eben jetzt zusammen, um in conservativster und legitimster Weise über Fragen zu entscheiden, die seit achtzig Jahren der Schrecken und die Verzweiflung der Diplomaten waren, ja die seit achtzig Jahren der ganzen europäischen Ordnung den Umsturz drohten. Das ist Oesterreichs Verdienst und die Geschichte wird es ihm nachrühmen bis an den jüngsten Tag. Stelle man sich nur einmal hin vor die Treppe zum Wiener-Conferenzsaal, und bedenke, wie es hätte ganz anders gehen können! Erwäge man nur zwei Fälle, deren Möglichkeit ich vor zwei Jahren und von da abwärts mit zitternder Feder in diesen Blättern beschrieb. In beiden Fällen wäre der Czar, ob Alexander oder Constantin oder dann vielleicht noch Nikolaus, Herr von Siebenbürgens Grenze bis an die Dardanellen, vom Kaukasus bis an das adriatische Meer. Im zweiten dieser Fälle läge zur Dareingabe wohl jetzt schon die ganze europäische Rechtsordnung vor der Revolution in Ruinen.

Und welche sind die zwei Fälle? Man stelle sich erstens vor, die Verhandlungen des Czaren mit Lord Seymour wä-

ren geglückt, wie im J. 1828 die mit Frankreich; stelle sich vor, Nikolaus hätte die nordische Trippelallianz — denn Preußen verstand sich unter diesen Umständen jetzt wie damals von selbst — wirklich zu Stande gebracht, und demnach vermocht, wie Alexander einst zu Tilsit mit England vorgehabt, jetzt mit Frankreich um so leichter zu thun: d. h. innere Verwirrung und Lähmung anzurichten, Napoleon III. zu Gunsten einer kriechend gehorsamen Fortsetzung der Dynastie von 1828 zu verdrängen! Wäre dann nicht der orientalische Krieg unwidersprechlich in die gewünschte Rolle des heiligsten Kampfs gegen die Revolution hinein gezwungen worden? wäre Oesterreich nicht in, vor und nach demselben völlig isolirt und gebunden gewesen nach dem ganzen Osten hin, wie 1828 zu Metternich's Zeiten? hätte das Türkenreich nicht jetzt mehr wie damals dem absoluten Belieben des Czaren sich preisgegeben gefunden? Ist also die Geschichte der „Enthüllungen" nicht so unschätzbar, wie Europa's und vor Allem Deutschlands Freiheit selber!

Die Erwägung des zweiten Falles erregt eben jetzt in Frankreich Furore. Es lag in der Hand Napoleons III., ihn eintreten zu lassen oder nicht; die englische Allianz hätte derselbe befestigt, nicht gefährdet. Von Hand zu Hand wandert eine in Belgien ausgegangene Schrift, die Napoleon III. ein schweres Verbrechen an Frankreich und seinem eigenen Ursprung daraus macht, daß er diesen Fall nicht habe eintreten lassen, sondern das Widerspiel. Man hält allgemein den Prinzen Jerome, den verlorenen Erben des napoleonischen Thrones, für den Urheber des Actenstücks, und jedenfalls ist es in der Gesinnung er selber. Napoleon III., heißt es da, habe zu einer absolut verkehrten Politik sich hinreißen lassen, einmal durch sein Streben mit den alten Dynastien Europa's auf gleichem Fuße zu stehen, dann aber durch den unbegränzten Haß gegen alle Demokratie, „einen Haß, welcher von andern Gliedern der kaiserlichen Familie nicht getheilt

werde“; der Prinz und Persigny, der eigentliche Wächter der napoleonischen Ideen, hätten auch stets nicht die Coalition der Souveraine gegen den Czar, sondern die Coalition der Völker gegen den Despotismus gerathen; also nicht Anschluß an Oesterreich, nicht Zug nach der Krim, vielmehr Marsch an die Donau und an den Pruth, bis an die Gränze Ungarns, bis auf sechszig Lieues von Polen, hier die Tricolore wehen lassend nach Polen und Ungarn hinüber, andererseits über ganz Italien, so die Situation beherrschend, als Herr des Kriegs und der Diplomatie, das Gesetz dictirend in Wien und Berlin — das wäre die natürliche und sieghafte Politik der Napoleoniden gewesen, während jetzt Alles schief gehen müsse!

Sehr verständlich! Es lag auch nur Ein einziges Wenn dazwischen. Trat dieses Wenn ein, so hätte Napoleon III. zweifelsohne diese Politik zu der seinigen gemacht. Es bedurfte dazu nur einen Augenblick lang eines schwachen, unentschlossenen Oesterreichs, eines Aschenbrödels der sogenannten heiligen Allianz, und Prinz Jerome's Politik wäre officiell gewesen in London und Paris. Wäre Oesterreich in Wirklichkeit nicht ein anderes gewesen, als wie Czar Nikolaus es wünschte und dasselbe gegen Seymour bereits darzustellen beliebte, oder wie man es in Berlin nach Zoll und Linien, bei Kreuzer und Pfenning gemessen und geschätzt zu haben glaubte — dann wären offene westliche Revolution und verkappte östliche Revolution allein gegeneinander gestanden, das weiland heilige römische Reich als Prügeljunge in der Mitte. Aber alle czarischen Berechnungen sind zu Schanden geworden. Oesterreich erzog Frankreich in soweit zur conservativsten und legitimsten Politik, und England ward bis jetzt keine andere Wahl gelassen.

Wer begreift nicht, daß die Revolutionspartei außer sich ist vor Wuth? Es gibt nur Einen Staat, dem sie absolut feind ist und seyn muß, und dieser Staat ist jetzt die Seele

der europäischen Coalition gegen Rußland. Also war mit mathematischer Gewißheit vorauszusagen: die Revolution mußte sich für Rußland aufstellen. Es ist geschehen. Nur ein Kabinett hat eine nothgedrungene Ausnahme gemacht. Sardinien bedurfte durchaus des englischen Goldes und Wohlwollens, darum vermiethete es sich an England gegen Rußland. Azeglio empfiehlt jetzt die Allianz aus dem Gesichts-Punkte der Fortbildung der Armee, durch welche „Piemont berufen sei, sich den Primat in Italien zu erobern"; wäre der Gunst- und Geldpunkt nicht gar so gebieterisch, so hätte aus dem preußischen Gesichtspunkt das Gegentheil sich empfohlen: daß man nämlich die Andern in den Kampf hetzen, sich selber aber aufsparen müsse bis auf die für den Primat gelegensten Zeiten. Der Zorn der Rothen über Turin wegen seiner indirekten Allianz mit Oesterreich ist nun freilich groß, aber er ist nicht unversöhnlich, wie er es ja auch über Berlin nie war. Alle Feinde Oesterreichs sind ipso facto die Freunde der Rothen. Das Organ der herrschenden Berliner-Politik meldet am 7. März selber: der französische Flüchtling Delaroche habe von seiner Partei sich öffentlich losgesagt, „weil sie russisch sei." Eine ehrliche Haut dieser Delaroche, wie es scheint, aber ein arger — Blödkopf!

Ob die Politik Prinz Jerome's England anständig wäre? Gewiß, jeden Augenblick. Man muß das eine Gefühl wohl in's Auge fassen, das England täglich mehr niederdrückt. Die stolze Meeres-Königin erscheint offenbar in einer Inferiorität unter Frankreich, deren höchst gefährliche Wirkung für Albions Credit und die öffentliche Meinung von seiner Macht Niemanden mehr entgehen kann. Mag nun Napoleon III. wirklich seine Stellung auch noch übertreiben und in London mit diktatorischen Rathschlägen, die er sogar schon auf die

Einführung der Conscription ausgedehnt haben soll, lästig fallen, oder nicht: das Verhältniß sieht nun einmal sehr stark wie Abhängigkeit aus. England, sagte jüngst Daily News, „erscheint überall im zweiten Rang; nun aber ist seine ganze Herrschaft wesentlich durch die allenthalben verbreitete Ueberzeugung von der Stärke Englands bedingt.“

So bedenke man denn, ob diese machtspendende Ueberzeugung in Europa je grandioser herangewachsen war, als um das Jahr 1848? Muß also nicht jedem Engländer sonnenklar seyn, daß mit Prinz Jerome's Politik Albion ebenbürtig erschienen und geblieben wäre? Man hat Nordamerika im Rücken, das der entschiedensten Meinung ist, wo nun John Bull mit dem russischen Bär sich verbissen, sei für Bruder Jonathan Aerndtetag; man ist bedroht am Cap und wer weiß wo noch in den Kolonien, und bei Allem vermag man auf dem Kriegsschauplatz selbst auch mit den ungeheuersten Opfern nicht, nur einigermaßen würdig neben Frankreich zu erscheinen. Nachdem man durch die ehrenrührige Schmähsucht des Parlaments die Werbungen in Deutschland selbst verunmöglicht, bezahlt man Sardinien, wirbt Reiter in Macedonien, denkt an ein circassisches Hülfscorps, bildet durch Militärconvention mit der Pforte eine anglotürkische Armee: und kommt doch überall zu kurz und zu spät. Die Flottenmacht aber tritt gegen festes Land allerwärts in den tiefsten Hintergrund. Und man sollte nicht gewußt haben, daß 1848 halb Europa zu den englischen Patrioten und Freiwilligen gehörte? Daß man die Erinnerung nicht nutzbar machen konnte, war unmittelbar das Verdienst Napoleons III., mittelbar Oesterreichs. Diese Blätter haben über Napoleons III. Herrschaft oft genug ihre Meinung ausgesprochen, aber Ehre ihm, wo ihm Ehre gebührt.

Gerade deßhalb habe ich andererseits die westliche Allianz niemals für gesichert erachtet, nichteinmal für die Dauer des gegenwärtigen Streites. Seit der schlimmsten Wendung des Krimzuges aber fühlt England allzu schmerzlich seine allseitige

und flagrante Demüthigung. Prinz Jerome's Politik ist unmöglich geworden; aber man fängt sichtlich an, einen andern Ausweg zu überlegen. Die Tories sind es, die für England diesen Dienst leisten. Die Peeliten sind gefallen, die Wighs völlig derangirt; das Ruder scheint früher oder später, solange es überhaupt noch unter diesen Parteien umgeht, wieder der Torypartei zufallen zu müssen. Sonst spielten sie die eifrigsten Anhänger Napoleons III. und die loyalsten Freunde der französischen Allianz; jetzt aber hört man von ihnen Aeußerungen, die kaum anders gedeutet werden können, als auf Abwendung von Frankreich, gegen dessen Aufrichtigkeit sie im Parlamente selbst schon die überraschendsten Anspielungen wagten. Sie lassen merken, daß die gefährlichen Elemente dort neuerwacht seien und eine abermalige Umwälzung nicht ferne stehe, und sofort sind sie die eifrigsten Prediger der „unterdrückten Nationalitäten." Sie erinnern sich hinwieder, daß es jetzt eigentlich mit dem Innern auf ihrer Seite des Kanals schlimmer stehe, als auf der andern, und donnern gegen Revolution und Demagogie. Sie sehen endlich, daß die Aufregung gegen das oligarchische Regiment der schwindenden englischen Aristokratie in ungemeinen Dimensionen sich der öffentlichen Meinung bemächtigt, so daß z. B. jüngst bereits im Parlament selber von 272 Stimmen nur mehr 158 für den antidemokratischen Patenthandel aufzubringen waren; so empfehlen sie sich denn der Demagogie selbst als diejenigen, welche für die novi homines, für die Männer des Talents aus allen Schichten, stets die zugänglichsten gewesen und noch seien.

Kurz, die „conservative" Partei Englands ist in Verzweiflung! Seitdem Napoleon III. Oesterreich die Hand geboten, ist für Brittenland Prinz Jerome's Ausweg verschlossen. Also einen andern! Es sind zwei Augen, die in glühender Spannung und unter verständlichsten Winken den Tory verfolgen, wohin er sich wende. Diese zwei Augen wachen für sich und für Rußland über ihm Tag und Nacht. Sie gehö-

ten Preußen an und resp. Herrn von Usedom. Er sitzt jetzt im dritten Monat in London, um zu „beobachten;“ und von Zeit zu Zeit verlautet in dem Organ der zu Berlin herrschenden Partei (am 18. Jan. z. B.) von den erfreulichsten Beobachtungen. Man zweifelt nicht mehr an der endlichen Bekehrung der Tories zu Preußen und zu Rußland; sie haben sich auch schon besonders „adelich“ gegen den todten „hohen Rittersmann“ benommen. O, wie die paar Augen leuchten! Denn die Tories sind noch aus einem andern Grunde eine unberechenbar werthvolle Beute. Worauf sie nämlich seit dem Neuesten ihren Popularitäts-Calcul gestellt, das ist nichts Anderes, als der protestantische Fanatismus und Katholikenhaß der englischen Massen. Es ist Thatsache, daß sie für Aufhebung der — Katholiken-Emancipation agitiren! Und sie sollten zugleich in Allianz mit dem „papistischen Süden,“ mit Frankreich und Oesterreich, stehen können? Unmöglich! Alle Bedingungen also sind vorbereitet für die endliche Vereinigung der drei festverschlungenen Hände, der drei Herte im Norden!

Man erwäge nur die Eine Thatsache! Die toryistische „Preß“ nicht nur, auch jenes normgebende Berliner Organ (vom 18. Jan.) hat ausdrücklich und jubelnd seinen Consens constatirt zu dem Axiom des hochgelobten Macqueen: „seitdem England den großen Fehler der Katholiken-Emancipation begangen, seien die Protestanten des Festlandes gezwungen gewesen, sich anderswohin zu wenden.“ „Und da war keine Macht hinlänglich stark und der römischen Kirche innerlich gegnerisch genug als Rußland; dahin wandten sich nun die Hoffnungen!“ — Ecce! Kern und Ersatz für die mit dem todten Czaren begrabene „heilige Allianz!“

Dieß und nichts Anderes ist die Grundtendenz der gegenwärtigen preußischen Politik. Ihre Chancen dürften mit dem großen Todfall in Berlin nur als gewachsen erscheinen. In dieser Weise ließe vielleicht auch die andere große Partei

in Preußen das Testament Friedrich Wilhelms III. sich gefallen; denn in dem Einen Punkte sind die politischen Pietisten und die Freimaurer von der „evangelischen Allianz“ einig: Oesterreich hinab um jeden Preis! Ohnehin hat ja der sterbende Czar nicht nur jenes Testament, die einzig noch restirende größere Basis der russischen Politik in Deutschland, in Berlin dringendst empfohlen, sondern man rühmte sich auch in Berlin, wie er gebeten habe, daß Preußen an seinem Sohne Vaterstelle vertrete. Dachte man nicht sofort daran, den Pflegling in den Bund der drei Horte einzuweihen, so ist man eben noch zu thränenselig weichgestimmt. Das arme Waislein! Hat keinen Vater mehr und eine kranke Mutter; ist erst 37 Jahre alt, und bloß Autokrat über sechszig Millionen; will nicht mehr, als die Politik Peter's des Großen und die Visionen Katharina's im Leben durchführen, was Onkel und Vater noch nicht vermocht — und Preußen sollte es nicht als „Ehrensache“ ansehen, dazu seinen starken Schild über das arme Waislein zu halten?

Deutschland aber? Und Oesterreich? hat man gegen sie keine Pflichten? Antwort: immer nur secundäre, vielmehr tertiäre. Die speciell verbrieften und besiegelten aber hat man durch Circulare vom 17. Jan. verläugnet. Für den Bund ist nur mehr die Eine Pflicht übriggeblieben, das arme Waislein mit schützen zu helfen. So hat Preußen den deutschen Kriegsbereitschafts-Beschluß verstanden wissen wollen. Es hat wenigstens ausdrücklich erklärt, er solle Rußland nicht gelten, hat sogar Zurückziehung des österreichischen Contingents auf Bundesgebiet beantragt, gegen das kaiserliche Infanterie-Regiment in Rastatt protestirt, und überhaupt eine so beleidigende Haltung gegen Oesterreich angenommen, daß in der That nur noch Eines fehlte: die bereits prophezeite Klage Rußlands beim Bund wegen „Verletzung“ durch Oesterreich. Bayern und Mecklenburg im Gericht über den Kaiserstaat! Die Mittelstaaten wollten freilich nicht ganz soweit gehen; sie suchen sich eben stets ein Hinterthürchen offen zu halten. Ob man

sich schon nach demselben zurückzieht, wie eine Aeußerung des Ministers in der würtembergischen Kammer zu verstehen gab, steht dahin; aber soviel ist richtig, der Beschluß vom 8. Febr. sprach von einer noch nicht entschiedenen Richtung wohin Front zu machen, zog also auf den vertragsmäßig verlassenen neutralen Boden der Bundesacte zurück, und statuirte so die flagranteste Verläugnung der Traktate vom 20. April resp. 20. Juli, 26. Nov. resp. 9. Dec. Nachdem Oesterreich im Vollzug jenes Traktats die bereits bis Widdin Herr und Meister gewordenen Russen aus den Donauländern hinausgedrängt, garantirte ihm dieser Traktat seine Stellung in den Donauländern. Beides geschah unter ungeheuren Anstrengungen Oesterreichs und unter einer Kette hinterhaltiger Intriguen von Seite Preußens, die kein Deutscher je vergessen wird. Die Mittelstaaten aber scheinen Alles vergessen zu haben. Das oberste Organ der Berliner Politik darf ihnen ja am 6. März noch gratuliren: als das Soweit der Convention vom 9. Dec. noch nicht genügte, „da blickten die deutschen Regierungen noch einmal in ihren Vertrag von 1815 und lasen, daß dieser nur für die vormals zum deutschen Reiche gehörigen Lande gelte und das Gelöbniß der Bundesglieder nicht weiter gehe, als dieß Deutschland gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen.“

Dieß und nichts Anderes muß in der That der einstweilige Kern der Berliner Politik seyn. Und wer sie vergleicht mit der vierfach verbrieften Rechtsanschauung Preußens und des Bundes, sowie mit deren selbstgezogenen und wieder verbrieften Consequenzen, der wird den passenden Namen leicht für sie finden, es müßte denn nur die Moral des Christen auf die politischen Actionen absolut unanwendbar und von Deutschland nicht einmal mehr die Idee vom Wort des ehrlichen Mannes übriggeblieben seyn. Die genannten vier Verträge waren sämmtlich bereits gefeiert, als die Pariser Note vom 26. Jan. in Berlin bemerklich machte: eine Regierung, die sich in solchen Anschauungen bewege, müsse sich füglich

mit Rußland und nicht mit seinen Gegnern verbinden. Unläugbar ehrlich gesprochen! Denke ich mir die preußische Politik personificirt als den nächsten besten Mann von Ehre, so blieben ihr im orientalischen Handel nur drei Wege übrig: 1) Anschluß an Rußland, 2) aufrichtige und principielle Neutralität, 3) Anschluß an das europäische Spruchcollegium über die schwebende Weltfrage, d. i. Anschluß an Oesterreich.

Wäre ersterer erfolgt, so hätte man vom deutschen Standpunkte aus Zeter schreien können über den Verrath an Deutschland; aber Preußen wäre eine einfache und wahre Antwort zu Gebot gestanden. Es hätte offen erklären können, was doch Jeder weiß: „ich war nie deutsch, bin nicht deutsch und werde nie deutsch seyn, es sei denn, daß ich einst Deutschland werde verschlingen können.“ Ueber die praktische Ausführbarkeit des zweiten Weges kann man zweifeln, vom einmal angenommenen Standpunkte der „deutschen Interessen“ mußte man auch ihn verwerfen; aber man kann nicht läugnen: er wäre ein ehrlicher Weg gewesen! Allein — auch ihn wollte man nicht ergreifen, so wenig als den dritten. Man stellte vielmehr seine Rechtsanschauung feierlich gegen Rußland auf, stipulirte für gewisse Eventualitäten sogar Zwangsmaßregeln, verdammte also selber geradezu die Neutralität, und sprach sie doch wieder als stets festgehaltenen Standpunkt an, sobald die Consequenzen der einmal feierlich proklamirten preußischen Rechtsanschauung in St. Petersburg nicht augenblicklich Beifall fanden.

Ich habe solche Politik der Winkelzüge in diesen Blättern Schlich für Schlich beschrieben. Neben dem instinktiven Abscheu eines jeden Deutsch-Fühlenden vor Rußlands traditioneller Politik, war es diese preußische Politik, die auch die entschiedensten Liberalen und Demokraten der deutschen Kammern moralisch empörte und ihnen Oesterreich als einzige und letzte Zuflucht erscheinen ließ. Gottlob, sie haben noch etliche deutschen Blutstropfen im Herzen, sie sind noch lange nicht die Schlimmsten für's Vaterland. Jene preußische

Politik aber beantragte, jedesmal natürlich nach den üblichen Intriguen, in Petersburg alles Mögliche, sei es durch „Sommation“, „Ultimatum“ oder „moralische Unterstützung“. Aber wann? Man erlaube mir eine kurze Recapitulation. Rußland: weigert sich der einfachen Räumung der Donauländer, obwohl Preußen eventuell verpflichtet ist, sie erzwingen zu helfen. Preußen: man verlangt wirklich höchst Unbilliges vom Czaren. Rußland, unter scharfem Verweis an Preußen wegen der „moralischen“ Empfehlung der vier Punkte: „sie (die Punkte) wollen das Unmögliche von uns.“ Preußen: ganz richtig, absolut unmöglich! Rußland: macht die Punkte möglich, aber mit Clauseln. Preußen: bei allen Himmeln, das ist vom Aeußersten das Aeußerste! Rußland: macht die Punkte ganz möglich. Preußen: aber nur nicht in's Detail und nicht zwingen wollen! Rußland: will selbst in's Detail eingehen und acceptirt die Interpretation vom 28. Dec. Preußen: der Detaillirung muß ich Schranken setzen. Die drei Mächte: gut, so komme in unsere Conferenz! Preußen: ja freilich, ich will mich aber zu nichts verpflichten.

Unter dieser Bedingung suchte Preußen seinen Sitz als Großmacht in der Conferenz einzunehmen, und zwar mit Bewilligung Englands und Frankreichs. Die drei ehrlichen Wege habe ich verzeichnet, den vierten aber, den man eingeschlagen, kann man ihn anders charakterisiren, als: Oesterreich in den Weltkampf hetzen, selber auf der Lauer liegen bleiben?

Auch für die Mittelstaaten gab es mutatis mutandis nur jene drei ehrlichen Wege. Auch sie haben den zweiten, den der Neutralität, schon am Bamberger-Tage thatsächlich principiell verworfen. Sie stipulirten in Bamberg eine „unabhängige Politik“ für sich; eine „unabhängige Politik“ aber der Mittelstaaten war Preußen nicht genehm. Um sie zu ruiniren, half Preußen für den Augenblick Oesterreich bei, das ein in der Weltkrisis einiges Deutschland wollte. Eben das wollte Preußen nicht, und die Speculation war gut. [illegible]



Politik gewesen gegen Oesterreich. Was hat man ihnen dafür, im Namen Rußlands und Preußens, wohl versprochen?

Der „Protektor des deutschen Bundes" war eben hingeschieden, als das große Organ der in Berlin herrschenden Politik die Manifeste vom 3. und 6. März erließ. Sie proklamirten also: „Halten die deutschen Fürsten im engsten Anschlusse an Preußen an dieser Weisheit (daß die Conventionen vom 20. Apr. bis 9. Dec. 1854 der Bundesakte zuwider und ohnehin ungültig seien) fest, dann mögen sie vertrauen, daß der deutsche Bund werden wird, was er längst seyn sollte und wollte, eine europäische Macht; Eines thut noth, daß die deutschen Fürsten und Völker, Preußen vor allen, den deutschen Bund jetzt mehr als je allein und ganz wollen; seine Fundamente sind solche, die ein mächtiges und glückliches Deutschland tragen können; dazu muß aber darauf fernerhin deutsch gebaut werden, mit offenkundiger Rechtshandhabung und offenkundiger Fürsorge für Nationales und Gemeinnütziges am Bundestage."

Was hat man ihnen also versprochen? Erstens, was man selber nicht hat. Denn nach den hohen und drohenden Worten, mit denen man einen Sitz in der Conferenz als ipso facto inhärirendes und integrirendes Großmachtsrecht öffentlich gefordert, ist man jetzt — nicht ausgeschlossen, sondern man „verzichtet selbst".

Was hat man ihnen weiter versprochen? Zweitens das, was man seit sechs Jahren selber bei jeder Gelegenheit principiell verneint, verhöhnt, verworfen, verdammt!

Oder hat man in den Mittelstaaten das preußische System von der „negativen Bundespolitik" schon wieder vergessen? Darf ich erinnern an das Programm, welches dasselbe allerhöchst inspirirte Organ, dem die Verheißungen vom 3. und 6. März eingetragen sind, am 9. Juni 1853 publicirt hat? Man vergleiche! Darf ich nur folgende Hauptsätze etwa selbst wiederholen? Die Haltung des deutschen Bundes, sagt das Programm, muß seinen Principien gemäß

„in Zeiten des Friedens mehr negativ und abwartend seyn, und Preußen geht heute ganz auf diesen, dem Bundestage eigenthümlichen Charakter ein“; „gerade nur dieser losere Zusammenhang“ ermöglicht es Preußen, unter dem Präsidium Oesterreichs dort zu sitzen; „unser Staat, in der Lage, in den großen Fragen Europa's als ein Fünftel der entscheidenden Macht eine imponirende und selbstständige Stellung einzunehmen“, kann sich doch unmöglich den Entscheidungen des Bundestags fügen; Preußen ist dieß „sich, seiner Geschichte und Zukunft schuldig“, seine „ganze eigenthümliche Entwicklung“ hängt davon ab; „Preußen kann eben so wenig die Aufgabe haben, im Bundestage die Ausführung der Verbesserungen durchzusetzen, welche ihm für Deutschland nützlich und nothwendig erscheinen; es darf und muß dazu einen einfachern Weg wählen, den, zuerst in dem engern Kreise seiner Staaten das Neue einzuführen und dann zu erwarten, daß dasselbe, nachdem es sich bei uns bewährt — in der Fremde Nachahmung finde.“ „In der Fremde!“ — zu vergleichen wäre die Sprache vom 3. u. 6. März 1855 — aber meine Feder knickt unter dem Eindrucke der — — preußischen Politik! Ich hatte die Ehre, Band 32 S. 142 ff. das Programm der „negativen Bundespolitik“ ausführlich zu besprechen.

Als die Juden Barrabam losbaten und Jesum verurtheilten, riefen sie: sein Blut über uns und unsere Kinder! Das ist bald geschehen.

Die Conferenz zu Wien ist eröffnet, morgen vielleicht schon wieder geschlossen. Oesterreich im Bewußtseyn seiner Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigung — hofft. Den empfindlichsten Punkt soll Napoleon III. unter den Mauern Sebastopols selber interpretiren, eigentlich wohl Leichenschau halten wollen am goldenen Horn. Aber ob Krieg, ob je Friede — es wird für den Deutschen immer gut, ja geboten seyn, die vorstehenden Erinnerungen über die Schwelle der Entscheidung mit hinüberzunehmen!



XXXIV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XIII.

Wesen des ersten Stadiums der protestantischen Reaction; die Bibel und die Symbole; das geschriebene Bekenntniß unter oder neben oder über der Schrift?

Wir haben im Eingange der letzten Abtheilung bemerkt, daß und wie der Streit um Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit der Union im Grunde vollständig zusammenfalle mit der Haupt- und Principalfrage nach der Glaubensnorm des protestantischen Christen. Um diese Frage als ihren Angel-Punkt drehte sich die ganze Reformation seit dreihundert Jahren. Mit dem Jahre 1848 ist sie in eine neue Phase getreten, aus begreiflichen Gründen in einer Stärke wieder erwacht, wie kaum je zuvor. In demselben Maße mußte sich der Kampf erhitzen um die Alternative: ob Union oder alleinseligmachende Confession? Die Reformirten, welche die Bibel als Glaubensnorm für den Einzelnen stets mit besonderer Consequenz festgehalten hatten, konnten noch in ihrer Conferenz am Frankfurter Kirchentag sehr leicht beschließen: unbeschadet ihres confessionellen Besitzstandes „überall die Hand

zur Union zu bieten, wo eine Veranlassung dazu gegeben wird." Principiell eingehen auf den Kampf wollte eigentlich nur jene Eine Meinung nicht, die stets kalt und warm aus Einem Munde speit, überall Christus und Belial vereinigen, und nirgends über eine Frage sich klar werden will; ich meine jene Partei, deren geborner Spruchsprecher Stahl auch jetzt wieder sagte: Unionskirche, Confessionskirche ist beides ganz vortrefflich und göttlich, denn jene „hat den Glaubensinhalt von menschlicher Beimischung, insbesondere in theologisch-wissenschaftlicher Forschung, je mehr und mehr zu reinigen", „diese hat ihn selbst als Bollwerk zu wahren und zu befestigen, damit er sich unter jenen Bestrebungen nicht verflüchtige" *). Viele nahmen den Orakelspruch des gewandten Zwickmühlenmeisters in stummer Andacht hin. Zum Theil baute man gerade darauf den Kirchentagsbeschluß vom 20. Sept. 1853. Allein ein simpler Subjektivist, der nächste beste, konnte solider urtheilen über die christliche Idee; und so äußerte denn z. B. der Pfarrer Zittel in Heidelberg: schon mehr als ein halbes Jahrhundert lang rede man von einem „mehr oder weniger streng orthodoxen Standpunkte", aber in mehr als Einer Beziehung grundfalsch; denn „man kann nicht mehr oder weniger rechtgläubig seyn, sondern man ist es ganz oder gar nicht" **).

So ist es; und das Jahr 1848 hatte das Entweder-Oder gewaltsam vor die Thüre gerückt. Es war im tiefsten Grunde gefaßt die Frage nach der Glaubensnorm des protestantischen Christen. Es ist die Frage: ob der Einzelne den christlichen Glaubensinhalt aus der Bibel schöpfe, oder aber aus den vor dreihundert Jahren verfaßten symbolischen Büchern, kurzgesagt aus dem Bekenntniß? Die Zeitumstände warfen ein schweres Gewicht in die Wagschaale der Symbole; sie

*) Bei Dr. Merz in den Studien und Kritiken. 1854. II, 259.
**) Berliner Protest. K.-Z. vom 12. Aug. 1854.

zog hin, die Bibel als Glaubensnorm schnellte auf, und so machte sich das erste Stadium der protestantischen Reaction: Alle Bekenntnißlosen, Freigeister, Demokraten, Revolutionäre sah man auf Seite der Bibel als Glaubensnorm mit äußerster Wuth gegen die „veralteten“ Symbole streiten; sie stützten wohl auch ihre Ansichten selbst auf biblische Aphorismen; jedenfalls konnte man die mehrhundertjährige Erfahrung nicht mehr verläugnen, daß auf Grund der von jedem einzelnen Kopfe anders ausgelegten Bibel als Glaubensnorm das unmöglich zu erbauen sei, was die Trübsal der Zeit schreiend verlangte: christliche Zucht der Geister. Um zu dieser, zur „Einheit und Autorität“, zu gelangen, bedurfte man einer präcisen, in bestimmten Terminis, im Detail, unmißverstehbar sich verlautbarenden Glaubensnorm. Man gab also dem „Bekenntniß“, d. i. den gedruckten symbolischen Büchern, den Vorzug, und legte so Fundament und Anfang zur Reaction. Natürlich, daß demnach die das Bekenntniß ganz oder zum Theile aufhebende, jedenfalls dasselbe seines alleinwahren oder alleinseligmachenden Charakters beraubende Union zugleich mit der Bibel als Glaubensnorm in Mißcredit gerieth, als freigeistig und revolutionär, wie wir später an dem hervorragenden Beispiele der Union Preußens genauer nachweisen werden. Ebenso natürlich, daß das reformirte Wesen, welches in der festen Burg seiner Bibel als Glaubensnorm von Anbeginn aller Versuche zur Einfangung in enge Symbol-Schranken spottete, bald als die eigentliche Brutstätte des nihilisirenden demokratisch-revolutionären Geistes angesehen ward. Es dauerte nicht lange, so schrieb man ihm alle Uebel zu, welche in Folge der unseligen Glaubensspaltung seit dreihundert Jahren das Reich deutscher Nation geplagt haben*).

---

*) Um nur Ein Beispiel solcher lutherischen Expektorationen anzuführen! „Den Charakter einer rein kirchlichen friedlichen Reform, eines Kampfes mit Waffen einer geistlichen Ritterschaft, hat das Lutherthum durchgehends bewahrt; während es die Eigenschaft des

Mit solcher Entscheidung der Frage: ob der Einzelne den christlichen Glaubensinhalt aus der Bibel schöpfen müsse oder aus dem Bekenntniß als der Glaubensnorm? — zu Gunsten des letztern, ist der Protestantismus allerdings an einer Krise angekommen. Die Stimmführer aller Parteien, denen die Verdüsterung des politischen Pietismus nicht den letzten Funken gesunden Menschenverstandes ausgelöscht hat, sind darüber einig; manche, welche die Stimmung der protestantischen Massen kennen, besorgen eine Katastrophe. Wir könnten noch hundert Belege dafür zu den früheren anfügen, wollen aber nur Einen und zwar von der Partei hernehmen, welcher wenigstens der Vorzug einer deutschgedachten und verständlichen Sprache zukommt. „Möge", sagt Hr. Zittel, „sich doch Niemand verhehlen, in welcher verhängnißvollen Krisis sich gegenwärtig unsere evangelische Kirche befindet; es muß und wird für den Protestantismus zu einer Entscheidung kommen, ob er in das katholisch-orthodoxe Kirchenprincip zurückversinken, oder zur wirklichen evangelischen Freiheit durchdringen soll. Das System der gegenwärtig herrschenden Partei, welches auf dem Kirchentage das orthodoxe Kirchen-Princip acceptirt, während es sich thatsächlich überall mit

---

Zwinglianismus und Calvinismus vermöge des ihm einwohnenden Antheils von Radikalismus gewesen ist, überall bald das Schwert aus der Scheide zu rücken, und alle Länder, die er ergriff, auf Jahrhunderte hinaus in Bürgerkrieg zu entzünden." Selbst der dreißigjährige Krieg hat diesen Ursprung; „sein ursprünglich vorherrschender Charakter war der einer Bekämpfung der überall im Reiche Stänkerei anrichtenden Calvinisten, durch die vereinigten katholischen und lutherischen Reichsstände." „Religionskrieg" — sei selbst der siebenjährige Krieg noch viel eher gewesen, als der dreißigjährige; denn „zu jener Zeit waren die Gemüther durch den neuen Aufschwung des sogenannten Pietismus religiös empfänglicher als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges." — Halle'sches Volksblatt vom 7. Juni 1854.

demselben in Widerspruch befindet, welches nach beiden Seiten hin mit einer Hand gibt, um mit der andern wieder zu nehmen, hat gewiß keine Zukunft. Mag es auch noch eine Zeitlang von morschen politischen Zuständen getragen werden, ehe viele Jahre um sind, werden die Männer dieser Partei nach der einen und der andern Seite auseinander gegangen seyn"*).

Es besteht also gegen die Entscheidung: daß nicht die Bibel Glaubensnorm für den Einzelnen sei, sondern das Bekenntniß, eine Opposition, mächtig an sich und der Zahl nach ganz gewiß bei Weitem übermächtig. Zwischen den beiden Pfosten der Alternative aber bewegt sich eine unsichere Masse, von den schwersten Bedenken hin- und hergeworfen, weil sie wohl sieht, daß das Eine Glied der großen Frage in den Consequenzen eben so gefährlich ist als das andere: die Bibel als Glaubensnorm in praxi so hochbedenklich, wie andererseits das Bekenntniß als Glaubensnorm. Dort die Scylla der Freigeisterei und des revolutionären Geistes; hier die Charybdis des — Papismus, in Wahrheit nicht zwar des Katholicismus, wie er wirklich ist, wohl aber des Zerrbildes, das sie sich von ihm gemacht — eines Zerrbildes, das erst recht real und wesenhaft wird und sie verschlingt, sobald es dabei bleibt: daß dieses oder jenes vor dreihundert Jahren geschriebene Bekenntniß Glaubensnorm seyn müsse. Ehe wir jedoch dieses wogende Chaos in der Mitte betrachten, ist es nothwendig, die beiden Glieder der Alternative möglichst klar zu fixiren, zwischen welchen es sich bewegt.

Die Opposition also, weiland herrschende Partei in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, mit ihrer Bibel als Glaubensnorm, trägt „die sich selbst auslegende heilige Schrift" auf ihrer Fahne. „Wenn auch", ruft einer ihrer Stimmführer aus Schlesien, „wenn auch die Zeit Viele

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 12. Aug. 1854.

Mit solcher Entscheidung der Frage: ob der Einzelne den christlichen Glaubensinhalt aus der Bibel schöpfen müsse oder aus dem Bekenntniß als der Glaubensnorm? — zu Gunsten des letztern, ist der Protestantismus allerdings an einer Krise angekommen. Die Stimmführer aller Parteien, denen die Verdüsterung des politischen Pietismus nicht den letzten Funken gesunden Menschenverstandes ausgelöscht hat, sind darüber einig; manche, welche die Stimmung der protestantischen Massen kennen, besorgen eine Katastrophe. Wir könnten noch hundert Belege dafür zu den früheren anfügen, wollen aber nur Einen und zwar von der Partei hernehmen, welcher wenigstens der Vorzug einer deutschgedachten und verständlichen Sprache zukommt. „Möge", sagt Hr. Zittel, „sich doch Niemand verhehlen, in welcher verhängnißvollen Krisis sich gegenwärtig unsere evangelische Kirche befindet; es muß und wird für den Protestantismus zu einer Entscheidung kommen, ob er in das katholisch-orthodoxe Kirchenprincip zurückversinken, oder zur wirklichen evangelischen Freiheit durchdringen soll. Das System der gegenwärtig herrschenden Partei, welches auf dem Kirchentage das orthodoxe Kirchen-Princip acceptirt, während es sich thatsächlich überall mit

---

Zwinglianismus und Calvinismus vermöge des ihm einwohnenden Antheils von Radikalismus gewesen ist, überall bald das Schwert aus der Scheide zu rücken, und alle Länder, die er ergriff, auf Jahrhunderte hinaus in Bürgerkrieg zu entzünden." Selbst der dreißigjährige Krieg hat diesen Ursprung; „sein ursprünglich vorherrschender Charakter war der einer Bekämpfung der überall im Reiche Stänkerei anrichtenden Calvinisten, durch die vereinigten katholischen und lutherischen Reichsstände." „Religionskrieg" — sei selbst der siebenjährige Krieg noch viel eher gewesen, als der dreißigjährige; denn „zu jener Zeit waren die Gemüther durch den neuen Aufschwung des sogenannten Pietismus religiös empfänglicher als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges." — Halle'sches Volksblatt vom 7. Juni 1854.

demselben in Widerspruch befindet, welches nach beiden Seiten hin mit einer Hand gibt, um mit der andern wieder zu nehmen, hat gewiß keine Zukunft. Mag es auch noch eine Zeitlang von morschen politischen Zuständen getragen werden, ehe viele Jahre um sind, werden die Männer dieser Partei nach der einen und der andern Seite auseinander gegangen seyn" *).

Es besteht also gegen die Entscheidung: daß nicht die Bibel Glaubensnorm für den Einzelnen sei, sondern das Bekenntniß, eine Opposition, mächtig an sich und der Zahl nach ganz gewiß bei Weitem übermächtig. Zwischen den beiden Pfosten der Alternative aber bewegt sich eine mächtige Masse, von den schwersten Bedenken hin- und hergeworfen, weil sie wohl sieht, daß das Eine Glied der großen Frage in den Consequenzen eben so gefährlich ist als das andere: die Bibel als Glaubensnorm in praxi so hochbedenklich, wie andererseits das Bekenntniß als Glaubensnorm. Dort die Scylla der Freigeisterei und des revolutionären Geistes; hier die Charybdis des — Papismus, in Wahrheit nicht zwar des Katholicismus, wie er wirklich ist, wohl aber des Zerrbildes, das sie sich von ihm gemacht — eines Zerrbildes, das erst recht real und wesenhaft wird und sie verschlingt, sobald es dabei bleibt: daß dieses oder jenes vor dreihundert Jahren geschriebene Bekenntniß Glaubensnorm seyn müsse. Ehe wir jedoch dieses wogende Chaos in der Mitte betrachten, ist es nothwendig, die beiden Glieder der Alternative möglichst klar zu fixiren, zwischen welchen es sich bewegt.

Die Opposition also, weiland herrschende Partei in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, mit ihrer Bibel als Glaubensnorm, trägt „die sich selbst auslegende Schrift" auf ihrer Fahne. „Wenn auch", ruft [illegible] Stimmführer aus Schlesien, „wenn auch die [illegible]

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 12. Aug. 184[illegible].

schlaff, Andere zu Heuchlern gemacht hat, so ist doch der größere Theil der Union treu geblieben; die heilige Schrift ist unser Bekenntniß, und mit demselben Rechte, mit dem Luther aus der Bibel und nicht aus den Satzungen der Menschen Widerlegung verlangte, mit demselben Rechte erachten auch wir uns befugt, die Bibel als Norm unseres Glaubens, als unser alleiniges Bekenntniß zu erklären, und die freie Forschung in der heiligen Schrift zu beanspruchen" *).

Die selbstbewußte Reaction dagegen schreit: „nicht auszulegende, sondern ausgelegte Schrift!" D. h. sie hat das Bekenntniß als Glaubensnorm auf den Schild gehoben. Sehr treffend und praktisch gefaßt spricht Prof. Dr. Kahnis in Leipzig dieses Princip aus. „Ein junger Theologe", sagt er, „mit guten Kräften und kirchlichem Sinn kommt auf die Universität. Er sucht natürlich einen Leitstern für seine theologischen Studien. Die Bibel kann es nicht seyn, da in ihr alle Confessionen und Richtungen ihre Lehre suchen und finden. Nicht die auszulegende, sondern die ausgelegte Schrift muß das theologische Studium leiten. Unsere Väter reichten einem solchen Jüngling unser Bekenntniß: das ist die Summa der Schrift" **)!

Die Opposition könnte freilich gleich per argumentum ad hominem erwidern: wohl! und welche der verschiedenerlei Arten von „ausgelegter Schrift" ist nun die wahre „Summa der Schrift"? Hr. Kahnis würde erwidern: die von der „Kirche" ausgelegte Schrift! und so wäre die petitio principii, auf dem Boden der Bekenntnißkirche nämlich, vollendet. In

---

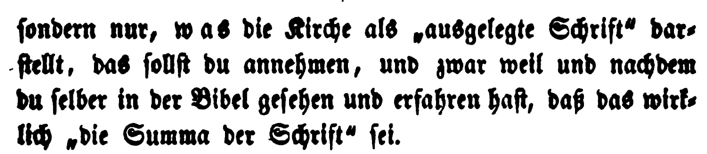
*) Widerlegung der Gelzer'schen Vorwürfe. Berliner „Protest. K.-Z." vom 29. April 1851.

**) Prof. Kahnis in Leipzig: die Sache der lutherischen Kirche gegenüber der Union, Sendschreiben an Dr. Nitzsch. Leipzig 1854. S. 54; — vergl. die Recension der Schrift in der Berliner Protest. K.-Z. vom 25. März 1854.

der Regel kommt es aber gar nicht zu solcher Disputation in Rede und Widerrede. Im Gegentheile: sobald Einer mit der „ausgelegten Schrift" als Glaubensnorm daherkommt, bleibt der Opposition alles Andere im Halse stecken bis auf den Feurio-Schrei: Papismus! Wohin, jammern sie, soll es mit dem evangelischen Princip der „Schriftforschung" kommen, wenn „das Facit für immer feststeht"? wenn man Schleiermachern oder jedem andern Bibelforscher vorwerfen darf, gegen Sätze zu verstoßen, „welche immer, überall und von Allen festgehalten worden"? wenn man demnach förmlich zu Vincentius Lirinensis und zu dem Wahlspruch der katholischen Kirche sich bekennt*)? Also, Feurio: Papismus, Papismus! Das entsetzte Publikum gibt Fersengeld und läßt den Reactionär, welcher dermaßen mit der Farbe herausgerückt, allein auf der Bühne stehen, wenn es ihn nicht lieber vorher noch aus dem Fenster wirft.

Offenbar wäre es unter so bewandten Umständen mit der Reactions-Mission bald vorbei, träte nicht sofort das Chaos in der Mitte, die beiden rauhen Gegensätze mild bespülend, versöhnend in's Mittel. Wenn man hier je weiß, was man will, so will man keine revolutionäre Freigeisterei, man will aber auch bei Leib und Leben keine christliche Demuth des Geistes, was unbestritten katholisch wäre; man will das Princip der sogenannten evangelischen Freiheit, man will aber auch Einheit und Autorität; man will also die Bibel als Glaubensnorm und will sie nicht als Glaubensnorm. In Kürze nennt man das — „Innere Mission." Das vermittelnde Chaos tritt demgemäß zu dem adamitischen Eigendünkel und spricht: Allerdings ist das Bekenntniß deine Glaubensnorm, allein beileibe nicht so, daß du seinen Inhalt etwa annehmen müßtest, weil die Kirche es sagt, denn das wäre freilich katholisch und der evangelischen Freiheit zuwider:

*) A. a. O.



sondern nur, was die Kirche als „ausgelegte Schrift" darstellt, das sollst du annehmen, und zwar weil und nachdem du selber in der Bibel gesehen und erfahren hast, daß das wirklich „die Summa der Schrift" sei.

Nicht nur daß man damit den hochnasigen alten Adam von Reactionswegen selber noch kitzelt, man verliert auch die herkömmliche Waffe gegen die Katholiken nicht, vor denen man nach wie vor mit der „Freiheit der Forschung," auch noch von Reactionswegen, großthun und prunken mag. Die Subjektivisten freilich sagen, wie wir noch des Näheren sehen werden: es sei damit eitel schmähliche Taschenspielerei, orthodoxes Kirchenprincip bleibe orthodoxes Kirchen- (oder Autoritäts-) Princip und die Katze falle immer wieder auf die alten Füße. Kurz, man wolle nur dem blöden Volke und namentlich den Katholiken eine Gaukelei vormachen mit sothaner „Freiheit der Forschung." Indeß ist es nöthig, genauer zuzusehen, unter welchen Drehungen und Wendungen man einerseits den Schein dieser Freiheit zu retten und andererseits doch das Bekenntniß als Glaubensnorm, als „ausgelegte Schrift" an Mann zu bringen sucht.

Zu dem Ende kehrt man vor Allem den Stiel um: man macht die seit achtzehnhundert Jahren in Fleisch und Blut auf Erden wandelnde katholische Autorität zu einer „todten mechanischen Macht," dagegen aber die vor dreihundert Jahren in Druck gegebenen symbolischen Bücher zur lebendigen Autorität. Und wie vermag man diese Hexerei in der Geschwindigkeit zu leisten? Ei, ganz einfach. Die Protestanten nehmen eben den Glauben auf „durch das eigene freie Zeugniß ihrer Gewissen." Das, sagt Dr. Leo, der große Historiker aber minder große theologische Dilettant der politischen Pietisten, das ist der weite Unterschied: „wenn keine freie Untersuchung und Aeußerung mehr gilt, wo ist dann noch eine freie Ueberzeugung möglich?" Damit solche möglich bleibe, darf die Kirche offenbar nicht sich an den Willen wenden:

du sollst so glauben, weil ich so sage; sie darf nur an den Verstand und an das Studium sich wenden: was ich sage, magst du glauben, wenn du es selber erst als richtig ausgelegte Schrift erkannt hast. Sonst, bemerkt Hr. Leo, „im Kern des Glaubens," sind wir gar nicht von Rom geschieden, dieser ist vielmehr beiden Theilen gemein, es wäre sogar „ein freies Aufnehmen als Wahrheit in Beziehung auf ein viel Mehreres von der alten Kirchenlehre protestantischerseits heute möglich, ja unserm Gewissen Bedürfniß" *). Bleibt also drüben immerhin das herrliche Plus der evangelischen Freiheit! Gelehrter noch spricht z. B. Prof. Ritschl in Bonn dieselben Gedanken aus, aber auch präciser, indem er die stillschweigende Voraussetzung bereits ziemlich offen ausdrückt: daß nämlich in der auszulegenden Schrift nichts Anderes gefunden werden dürfe, als in der ausgelegten gedruckt zu lesen steht. Das Symbol, sagt Hr. Ritschl, ist die Form der subjektiven Gewißheit des Evangeliums, die objektive Gewißheit muß die Kirche und der Einzelne stets aus dem biblischen Glaubensgrund schöpfen, doch ist das Bekenntniß die Bedingung der Ergreifung der objektiven Heilsgewißheit, nämlich der Schlüssel zum Schriftverständniß **). Noch deutlicher definirt Hr. Palmer, der ausgezeichnete Sprecher der unionsgesinnten „Mittelpartei" der großen Reaction. „Wir widersprechen," sagt er, „der unevangelischen katholischen Anschauung, welche erst das Bekenntniß und dann den Glauben verlangt, während wir nur dem Bekenntnisse Werth beilegen können, das aus dem innerlichsten Glauben hervorgeht, und nur die äußere Seite des inwendigen Menschen ist;" d. i. das Bekenntniß soll überhaupt nicht als „äußere Zumuthung" daseyn, sondern erst durch den individuellen Glauben wer-

*) S. die berühmt gewordenen Nummern des Halle'schen Volksblatts vom 8. Jan. ff. 1853.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 1. April 1854.

den. Und hier nun schließt sich der große Satz an, welchen die Reactions-Masse überall im Triumphe vor sich her trägt, weil in ihm die „Freiheit der Forschung" ganz unläugbar conservirt sich erweise, troß alles Bekenntnisses als Glaubensnorm. „Durch das Walten des heiligen Geistes in seiner Kirche," hofft Hr. Palmer, „werde es möglich seyn, immer noch tiefer in die Schätze des göttlichen Wortes zu dringen, den immer adäquatern Ausdruck für seine Lehren und Dogmen für die wissenschaftliche Darstellung zu finden, etwaige Irrthümer der gläubigen Vorzeit als solche zu erkennen, und Lücken, wo sie noch sind, erfüllen zu können"*). Einfacher spricht das genannter Hr. Ritschl aus: nie aber, „nie darf das Bekenntniß in objektive Normalität übergehen, sondern ist stets die Möglichkeit seiner Berichtigung durch tiefere Schriftforschung anzuerkennen!"

Nun sollte man doch meinen, Scylla sammt Charybdis wären meisterlich durchschifft: der Vortheil der Sache selbst für die Reaction gewonnen, ohne den Nachtheil des den alten Adam zur Demuth herausfordernden Autoritätsprincips der alten Kirche. Man hat ja nun das Bekenntniß als Glaubensnorm und doch auch die Bibel als Glaubensnorm; autoritativ ausgelegte Schrift und doch wieder freie Forschung; Autorität und Einheit, dennoch aber keine äußere, objektive Normalität; Bekenntnißzucht und doch ungeschwächte evangelische Freiheit. Wie herrlich! Man sollte meinen, selbst die Subjektivisten müßten dabei vollständig vergnügt seyn, denn die also desiderirte Autorität ist eigentlich doch rein innere Autorität. Aber das Thomas-Geschlecht der bösen Subjektivisten hat die glänzende Frucht entzwei geschnitten, und gefunden, daß sie nach den sterilen Küsten des todten Meeres geartet ist. Sie schimpfen aus vollem Halse über falsche Gaukelei und Taschenspieler-Stückchen, über Täuschung und

*) Darmst. K.-Z. vom 8. Oct. 1854.

Nasführung des Volkes; daß man durch die Hinterthüre mittelst der obengenannten „Voraussetzung“ Alles wieder einschwärze, was man von vorne als papistisch hinausgeworfen: das, sagen sie, und nichts Anderes sei diese ganze evangelische Freiheit. Sehen wir an einem Beispiele, wie die Subjektivisten solche ihre Entrüstung rechtfertigen. „Die Orthodoxie,“ sagt Hr. Zittel, einer ihrer ruhigsten und klarsten Köpfe, „die Orthodoxie als Kirchenprincip ist allerdings in der katholischen und protestantischen Kirche nicht ganz dasselbe. Die protestantische Orthodoxie hat es doch nie gewagt, die Kirche unmittelbar als höchste Glaubensautorität aufzustellen, sie hat es nie mit klaren und bestimmten Worten ausgesprochen, daß man glauben müsse, weil die Kirche es lehre, sondern immer nur, weil das, was die Kirche lehre, die allein richtig verstandene Lehre der heiligen Schrift sei. Sie hat nie eine Unfehlbarkeit der Kirche in Beziehung auf die Lehre an und für sich in Anspruch genommen; denn wenn sie auch schüchterne Versuche machte, das Zustandekommen der Symbole unter dem Einflusse einer besondern göttlichen Inspiration zu behaupten, so wagte sie doch nie diese der Eingebung der heiligen Schrift unbedingt gleichzustellen oder gar überzuordnen. Sie fordert daher allerdings nicht eine unbedingte Unterwerfung unter den kirchlichen Lehrbegriff, vielmehr läßt sie ein Urtheil darüber zu, daß der kirchliche Lehrbegriff der allein richtige Ausdruck der Offenbarung Gottes und der heiligen Schrift sei, wobei sie freilich als Bedingung voraussetzt, daß dieses Urtheil ein unbedingt bejahendes seyn müsse. Wenn darum das katholische von dem protestantischen orthodoxen Kirchenprincip auch in der Form verschieden ist, so kommen doch beide in ihrem Resultate auf das Gleiche hinaus. Ob ich glauben und lehren muß, weil die Kirche es lehrt, oder was die Kirche lehrt, ist für mich einerlei. Ob man mir ein Urtheil über das, was die Kirche lehrt, gar nicht zuläßt, oder mir ein solches unter der Bedingung zugesteht, daß es

so ausfallen müsse, wie man mir vorschreibt — hat für mich den vollkommen gleichen Erfolg; es ist von einem freien Urtheil und einer freien Ueberzeugung, sofern ich ein Glied oder Lehrer der Kirche seyn will, keine Rede mehr" *).

Mag nun allerdings die vermittelnde Combination der beiden Principien: Bibel als Glaubensnorm und Bekenntniß als Glaubensnorm, jedenfalls nur den Schein der Freiheit übriglassen; mag allerdings das Resultat das gleiche seyn, ob Einer glaubt, was die Kirche lehrt, oder weil die Kirche es lehrt: so ist dieß doch immer nur bei dem Gehorchenden der Fall, nur bei demjenigen, welcher die entscheidende Voraussetzung zuläßt, d. h. aus der Bibel gutwillig gerade den Inhalt dieses oder jenes Symbols herausfindet. Wenn aber die Prüfenden, wie bei einer sehr großen Zahl in der That geschieht, den Schein der Freiheit als wirkliche Freiheit verstehen, und in der auszulegenden Bibel Anderes finden, als in der „ausgelegten Bibel," wie dann? Sobald, zugestandenermaßen, „der Einzelne erst dann im rechten Sinn zu den kirchlichen Symbolen sich bekennt, wenn eigene gläubige Schriftforschung ihn von der gründlichen Schriftmäßigkeit ihres Inhalts überzeugt hat" — was thut inzwischen die Kirche? fragt der Superintendent von Schkeuditz. Und wenn der Einzelne dabei sich nicht von solchem Consens, sondern vom Gegentheile „überzeugt," was kann die Kirche darauf erwidern? Kann sie sagen: so seiest du wie ein Heide und Publikan? Allerdings treibt es die Reaction in solchen Verlegenheiten mitunter bis zu dem Satz: „nicht aus der Bibel beginnt unser Christenthum, sondern aus der Kirche." Allein — „Kirche, wie? wo?" lautet die furchtbare Frage, mit welcher der Schkeuditzer Bischof erwidert **). Von welcher „Kirche" soll das Christenthum beginnen: von der rationali-

---

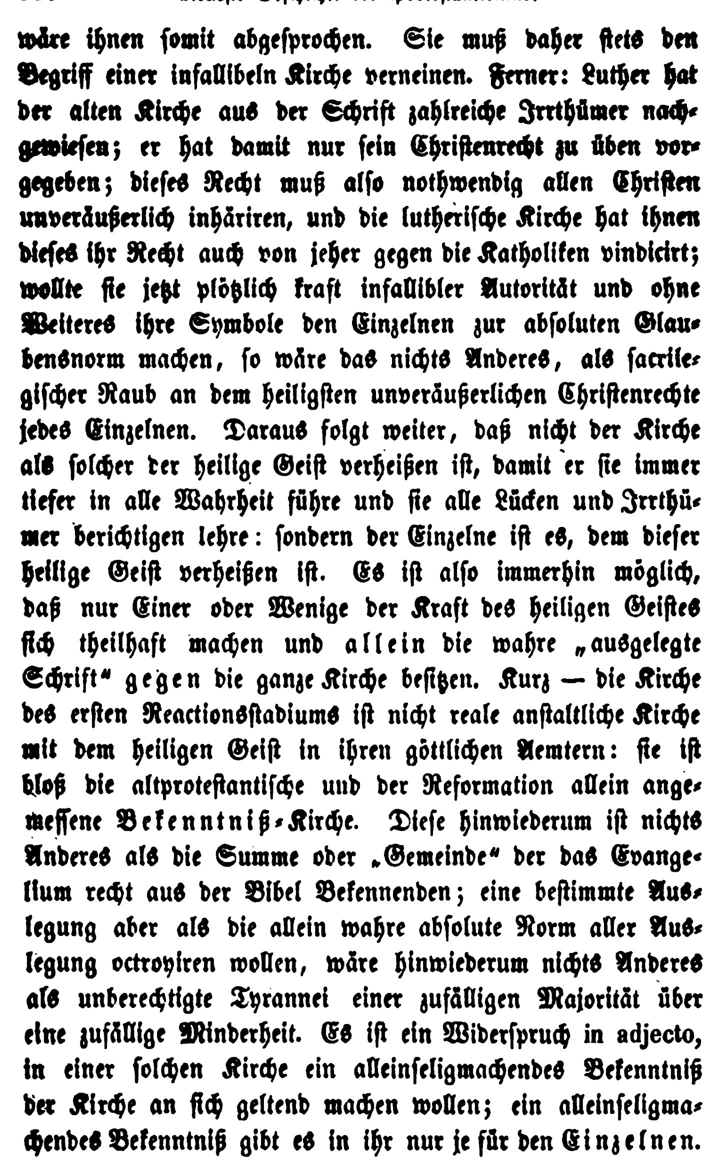
*) Berliner Protest. K.-Z. vom 12. August 1854.

**) Stier's unlutherische Thesen. S. 16.

stischen, von der irvingianischen, von der unirten, reformirten, oder lutherischen? Und was noch mehr ist: gibt es überhaupt eine solche protestantische Kirche, von der, statt von der Bibel, das Christenthum beginnen könnte? Dr. Schenkel wenigstens gesteht den vernichtenden Vorwurf, den die Katholiken dreihundert Jahre lang eingewendet haben, unumwunden zu, wenn er sagt: wir haben es freilich zu einer Kirche, die dieses Namens werth wäre, bis auf diesen Augenblick noch nicht gebracht, noch nicht einmal einen haltbaren Begriff derselben ermittelt*)!

Wollen wir aber diese zermalmenden Einwürfe gegen die Reaction des ersten Stadiums, d. h. gegen das Bestreben, unter dem Schein der evangelischen Freiheit oder der Bibel als eigentlicher Glaubensnorm, das Bekenntniß zur Glaubensnorm zu machen — wollen wir sie hier geradezu wie unbedeutende Nebensachen fallen lassen! Uns liegt vor Allem daran, zu zeigen, wie der jenseitigen Reaction bei jedem Schritte wieder der verkehrte Kirchen-Begriff an sich hindernd und verwirrend in den Wege tritt. Nehmen wir daher an, der ganze Protestantismus in seiner ungeheuren Mehrheit wäre in einer anerkannt Einen und einzigen lutherischen Kirche beschlossen! Fragen wir uns dann, ob denn nicht jedenfalls unter einer solchen Voraussetzung diese Kirche mit ihrer Autorität ihre Symbole als bindende Glaubensnorm für die Einzelnen garantiren könnte? Und die Antwort wird abermals lauten: nein, dreimal nein! Das heißt: sie würde nachher so wenig für sich Unfehlbarkeit ansprechen können, als sie nach Zittel's richtiger Bemerkung dieß jemals vorher zu thun gewagt hat. Thäte sie es je, so müßte sie sich damit selbst verdammen; denn es wäre ja alsdann jedenfalls die unfehlbare Kirche gewesen, gegen die Luther und im Verlauf sie selber sich aufgelehnt, und alle und jede Berechtigung

*) Reuter's Repertorium. Jan. 1855. S. 9.



wäre ihnen somit abgesprochen. Sie muß daher stets den Begriff einer infallibeln Kirche verneinen. Ferner: Luther hat der alten Kirche aus der Schrift zahlreiche Irrthümer nachgewiesen; er hat damit nur sein Christenrecht zu üben vorgegeben; dieses Recht muß also nothwendig allen Christen unveräußerlich inhäriren, und die lutherische Kirche hat ihnen dieses ihr Recht auch von jeher gegen die Katholiken vindicirt; wollte sie jetzt plötzlich kraft infallibler Autorität und ohne Weiteres ihre Symbole den Einzelnen zur absoluten Glaubensnorm machen, so wäre das nichts Anderes, als sacrilegischer Raub an dem heiligsten unveräußerlichen Christenrechte jedes Einzelnen. Daraus folgt weiter, daß nicht der Kirche als solcher der heilige Geist verheißen ist, damit er sie immer tiefer in alle Wahrheit führe und sie alle Lücken und Irrthümer berichtigen lehre: sondern der Einzelne ist es, dem dieser heilige Geist verheißen ist. Es ist also immerhin möglich, daß nur Einer oder Wenige der Kraft des heiligen Geistes sich theilhaft machen und allein die wahre „ausgelegte Schrift" gegen die ganze Kirche besitzen. Kurz — die Kirche des ersten Reactionsstadiums ist nicht reale anstaltliche Kirche mit dem heiligen Geist in ihren göttlichen Aemtern: sie ist bloß die altprotestantische und der Reformation allein angemessene Bekenntniß-Kirche. Diese hinwiederum ist nichts Anderes als die Summe oder „Gemeinde" der das Evangelium recht aus der Bibel Bekennenden; eine bestimmte Auslegung aber als die allein wahre absolute Norm aller Auslegung octroyiren wollen, wäre hinwiederum nichts Anderes als unberechtigte Tyrannei einer zufälligen Majorität über eine zufällige Minderheit. Es ist ein Widerspruch in adjecto, in einer solchen Kirche ein alleinseligmachendes Bekenntniß der Kirche an sich geltend machen wollen; ein alleinseligmachendes Bekenntniß gibt es in ihr nur je für den Einzelnen.

Als vor einiger Zeit die Mecklenburg'sche Landeskirche auf den Einfall kam, nach etwa fünfzigjährigem rationalisti-

schen Interregnum den Exorcismus und die strengste alte Tauflehre wieder als Glaubensnorm aufzustellen, der Prediger Bartholdi aber die also „ausgelegte Schrift“ in der auszulegenden Schrift nicht zu finden vermochte, vielmehr das Widerspiel, und als er deßhalb die Strafe der Amtsentsetzung erleiden mußte: da sprachen die Subjektivisten sich ganz richtig und klar über die folgerichtigen Grundsätze der ächten Bekenntnißkirche aus. „Das ist“, sagten sie, „das Eine große Princip, hier zum erstenmale im 19ten Jahrhundert von einer protestantischen Kirchenbehörde ganz nackt ausgesprochen: nicht seiner Schriftauslegung hat der evangelische Geistliche zu folgen, sondern lediglich der Schriftauslegung der Kirche, die in den symbolischen Büchern gegeben ist; was nach dem Urtheil der Kirchenbehörde von dieser symbolischen Kirchen-Lehre abweicht, ist ein dogmatischer Irrthum, ist eine Irrlehre, und wer eine solche abweichende Lehre vorträgt, muß als Irrlehrer seines Amtes entsetzt werden, wofern nicht die kirchliche Ordnung zu Grunde gehen soll. Wir wissen nicht anzugeben, worin die evangelische Kirche von der römischen Kirche sich dann unterschiede. Protestantisch ist allein das, daß jeder Christenmensch seiner Auffassung der evangelischen Wahrheit folge; der Kirchenlehre unbedingt zu folgen, ist römisch. Protestantisch ist allein das, daß in Sachen der Glaubensüberzeugung Befehl und Gehorsam überall nicht stattfinde; Glaubensvorschriften menschlicher Autoritäten gehorchen, das ist römisch.“ Nun ist das zwar nicht „römisch“, wie Jedermann weiß, dem einmal ein katholischer Katechismus zu Gesicht gekommen, sondern es ist das allein und specifisch reactionär-protestantisch; wohl aber rufen die Subjektivisten mit allem Rechte aus: „In Mecklenburg also sind die Männer, die dir aus dem untrüglichen Kanon sagen können, was Irrthum sei und was Irrlehre“ *)?

---

*) Berliner „Protest. K.-Z.“ vom 17. Juni 1854.

So ist denn sonnenklar, daß die Kirche drüben zwar allerdings Gutwilligen gegenüber, welche nichts Anderes als die ausgelegte Schrift der Kirche in der von ihnen auszulegenden Schrift ersehen wollen, den Schein der evangelischen Freiheit lassen, und doch ihr Bekenntniß als Glaubens-Norm aufstellen kann: daß aber diese Kirche mit dieser ihrer Glaubensnorm den aus der Bibel Renitirenden gegenüber völlig hülflos ist, weil sie sich als unfehlbare Autorität weder geltendmachen kann noch darf. In praxi greift die Reaction für solche Fälle kurzweg nach dem weltlichen Arm; in theoria aber bewegt sie sich auf diesem Punkt in einer unheilbaren Verwirrung und baaren Verzweiflung, deren Betrachtung dem Katholiken die Haut schaudern machen könnte. „Luther selbst" — sagen sie unumwunden — „Luther selbst hat die Autorität der Kirche durch Gottes Wort gebrochen, sollten wir die Autorität der Kirche wieder aufrichten? und wenn wir es wollten, könnten wir es?" „Die streng lutherische Partei behauptet freilich die Schriftmäßigkeit ihrer Bekenntnisse in allen einzelnen Theilen, und will davon nicht lassen, ehe sie nicht aus der Schrift vom Gegentheil überzeugt ist; aber ebenso zuversichtlich beruft sich die unirte Kirche auf ihre Schriftmäßigkeit in allen Fällen, wo sie von den Bekenntnissen abweicht, u. s. w. Wer soll diesen Streit schlichten? „„Die Kirche"", wie Professor Kahnis behauptet? Er vergißt, daß die Kirche nach der Definition ihres Bekenntnisses „„die Gemeinde der Gläubigen und Heiligen"" ist, und daß sich dazu auch die unirte (u. s. w.) Kirche rechnen darf, daß also auch sie ihre Schiedsrichter zu stellen hat. Man sieht leicht ein, daß hier der Friede nur kommen kann durch eine besondere Ausgießung des heiligen Geistes" *).

Dieß ist der regelmäßige Schluß der Debatte über die Combination der Bibel als Glaubensnorm mit dem Bekennt-

*) Darmst. K.-Z. vom 21. Mai 1854.

niß als Glaubensnorm. So muß das Ende vom Lied bei der ganzen Reaction des ersten Stadiums oder der Bekenntnißkirche lauten, bei allen Denen, welche zwischen den beiden Gliedern der Alternative hin- und herwogen: der Bibel als Glaubensnorm und dem Symbol als Glaubensnorm, oder zwischen den Subjektivisten und den exclusiven Lutheranern. Wenn diese sonst bunte Masse auf Kanzel und Katheder, in Journalen und Schriften an jenem Punkte die Welt mit Brettern vernagelt sieht, sich keinen Rath und keinen Ausweg mehr weiß, dann ächzen sie wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm: „Zukunftskirche, Zukunftskirche, neue Ausgießung des heiligen Geistes!" Bei der Innern Mission ist das ständig geworden. Da täglich mehr aller Welt klar wird, und zwar gerade in dem Maße ihrer vorschreitenden Reaction, daß die christliche Idee wie die Logik und das Leben mit ihrem Kirchen- und Bekenntniß-Begriff sich nicht vereinigen lassen: so glauben sie, der heilige Geist müsse für sie ein neues Pfingsten veranstalten, und sozusagen beim Schopfe sie herausreißen aus ihrer schauerlichen Situation zwischen den brüllenden Löwen des revolutionären Freigeistes, dessen Bemühungen um die Bibel als Glaubensnorm sie sehr wohl zu beurtheilen wissen*), und zwischen dem katholischen Kirchenprincip, das ihre mißbrauchte Bibel und ihr wurzelloses Bekenntniß mit einer unfehlbaren Autorität bedroht.

*) H. Heine äußerte jüngst in seinen Aveux sehr bedeutungsvoll: „Die Bibelpropaganda beschleunigt ohne ihr Wissen den Untergang aller der protestantischen Sekten, welche ohne Ausnahme von dem Leben der Bibel leben, welche aber ohne Ausnahme untergehen werden in einer biblischen Autokratie, ich möchte sagen in dem Universalreiche der Bibel; dieses Reich, welches die blinde Andacht ohne ihr Wissen näher rückt, ist gerade die große Demokratie der Zukunft, in welcher jeder Mensch Bischof und König in seinem eigenen Hause seyn wird, das zugleich seine Kirche und sein Schloß ist."

Habe ja, meinen sie, der heilige Geist in ähnlicher Situation auch schon einmal sich von Neuem ergossen, im Jahre 1517 nämlich zur Zeit Luthers und der Seinen. So sind sie in der That in ein ewiges Judenthum verrannt. Das Werk des Messias ist für sie eigentlich nicht vollbracht und wird nie vollbracht; denn so oft sie mit ihrer evangelischen Freiheit die Dinge wieder recht gründlich verwirrt, soll der heilige Geist wieder kommen wie anno 34 und mit ihnen seine Arbeit von vorne anfangen. Das ist die nothwendige Consequenz des Grundbegriffs der altprotestantischen Bekenntniß-Kirche; wer sich auf den Boden der christlichen Idee und der christlichen Geschichte stellt, wird den gottverlassenen Wahnsinn in derselben nicht verkennen. Darum sucht und findet an diesem Punkte der Irvingianismus und alle andere Schwärmerei bis zum Mormonismus unbestreitbare Berechtigung.

Die Neulutheraner haben denn auch in dem schweren Jahre 1848 eingesehen, daß man mit solcher Glaubensnorm der Bekenntnißkirche gegen die zuchtlosen Geister und zu ihrer Bändigung nichts vermöge, daß alle Reaction mit solchen Mitteln fruchtlos und eitel sei. Sie sahen, es bedürfe durchaus einer lehrenden, sich selbst als göttlich und darum ewig irrthumslos wissenden Autorität zum Kampfe mit der rebellischen Welt. Darum begannen sie die reale anstaltliche Kirche zu predigen gegen die Bekenntnißkirche. Aber auch sie konnten das Bekenntniß nicht als Glaubensnorm acceptiren ohne Recurs auf die Bibel; also auch sie konnten ihre bestehende Kirche nicht als unfehlbar declariren. „So wenig wir," sagen sie, „die lutherische Kirche für eine neue erst seit 300 Jahren bestehende Kirche achten, sondern für die einzig schriftgemäße Fortbildung der einen allgemeinen apostolischen Kirche, ebensowenig legen wir Luthern oder den Bekenntnissen unserer Kirche um ihrer selbstwillen das große Ansehen bei, das sie bei uns haben; ihre Uebereinstimmung mit Gottes

klarem Wort ist es, die uns in demselben überwältigt"*). Eine solche Aeußerung in ihrem Munde könnte überraschen, und doch ist sie sehr erklärlich. Die Erklärung ist auch interessant genug. Weil nämlich in den Symbolen der Bekenntnißkirche kein Wort von der realen anstaltlichen Kirche steht, sie vielmehr das schnurgerade Gegentheil derselben dogmatisch festsetzen, so müssen die Neulutheraner sich natürlich eine Revision der Symbole vorbehalten. Wenn sie die reale anstaltliche Kirche einmal auf dem Papiere hätten, ob sie dieselbe dann auch für infallibel erklären würden, steht dahin. Jedenfalls hat hier, wo man reale anstaltliche Kirche will, der Katholicismus ebenso unbestreitbare Berechtigung, wie dort, am Ende der Bekenntnißkirche, der Schwarmgeist. Das Princip muß vorwärts treiben. Hr. Nathusius sagt nicht umsonst: „es ist der Geist der Unbußfertigkeit, zu welcher die katholische Kirche sich leider, man muß sagen, principiell durch ihre Lehre von der Unfehlbarkeit ihrer Kirche verurtheilt hat," was uns von ihr trennt; und Dr. Leo meint dasselbe, wenn er sagt: „die Lehre von der Autorität ist auf der römischen Seite der wunde Punkt"**).

Ja wohl, die Infallibilität einer Kirche angenommen, und man hat drüben sich selber sammt Luther und allen Reformatoren aufgegeben, die Schranken zwischen uns und ihnen niedergerissen! Indeß sind die Neulutheraner, welche dieser äußersten Consequenz zutreiben, noch ein kleines Häuflein. Auch bilden sie, wie oft gesagt, das zweite Reactions-Stadium, während wir hier bloß noch vom ersten reden, d. i. nicht schon von der Richtung nach der realen Kirche, sondern erst noch von der Richtung nach dem Bekenntniß als Glaubensnorm. Wir mußten aber dennoch die darüber weit hinausgehenden Neulutheraner wenigstens obenhin anziehen, weil

*) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Jan. 1851.
**) Halle'sches Volksblatt vom 6. Nov. 1852; 8. Jan. 1853.

hier die Scheidelinie mitten durch die Exclusiven selber hindurchgeht.

Die Altlutheraner nämlich sind es, welche mit ihrem Bekenntniß als absoluter Glaubensnorm den Grenzposten des ersten und zweiten Reactions-Stadiums, im schneidenden Gegensatz zu den Subjektivisten am gegenüberliegenden Grenzposten, besetzt halten. Sie setzen geradezu voraus, daß Bibel und lutherisches Symbol einander völlig und unter allen Umständen decken; jede Prüfung des letztern an der Bibel durch den Einzelnen halten sie für überflüssig, wenn nicht frevelhaft; denn, sagen sie, „einen Unterschied machen zwischen biblischer Rechtgläubigkeit und symbolischer Rechtgläubigkeit in der lutherischen Kirche hieße die specifisch-lutherische Lehre nicht für die biblische halten" *). Sie bilden die eigentliche Partei für die Stabilität der Symbole; zwar sagen sie gerade nicht ausdrücklich, Luther und ihre übrigen Verfasser seien inspirirt gewesen, wohl aber sind sie diejenigen, welchen principiell „das Facit für immer feststeht," die „ausgelegte Schrift" unanzweifelbar vorliegt. Diese Ansichten behaupten sie ganz unumwunden und ohne der Bibel als Glaubensnorm irgend ein Hinterthürchen zu öffnen. Dieß aber thun sie immer noch auf Grundlage der — Bekenntnißkirche **)! Daraus ist die äußerst bloßgestellte Situation ihres Stabilitäts-Princips zwischen allen andern Parteien sehr leicht ersichtlich, und ohne Zweifel ist es das Bedürfniß, für ihre Symbole als Glaubensnorm eine haltbarere Unterlage zu finden, was da bewirkt, daß aus Altlutheranern da und dort unschwer Neulutheraner werden.

Der große Kampf gegen die Stabilität der Symbole als irgendwie gefaßter Glaubensnorm hat für uns zwei interessante Seiten. Erstens gewährt er einen neuen Einblick

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 28. Jan. 1854.

**) Vgl. letztes Heft der hist.-polit. Blätter S. 511.

in das Wesen der altprotestantischen Bekenntnißkirche, ihre „Autorität und Einheit.“ Zweitens zeigt er aus sich selbst, wie ganz fälschlich dieses Stabilitäts-Princip und die katholische Unveränderlichkeit in Eines geworfen werden, während sie doch zueinander sich gerade verhalten wie Tod und Leben. Es läßt sich eine Ahnung des richtigen Verhältnisses herausfühlen, wenn das Organ der Innern Mission für die höhern Stände sagt: „Das weiß ich, wenn die evangelische Kirchen-Zeitung die Dogmen, wie sie in nächster Folge der Reformation in Worten und Sätzen aufgestellt sind, als volle und alleinige christliche Grundwahrheit festsetzt, ohne deren buchstäbliche Annahme Niemand ein Christ seyn soll, so will ich lieber der heiligern Tradition und dem geistigern Papste der katholischen Kirche folgen, als diesen steinernen Tafeln, die nicht vom Sinai kommen“*).

Da man denn doch nirgends wagt, die symbolischen Bücher für inspirirtes Gotteswort auszugeben, so hat z. B. Hr. Schenkel Grund zu bemerken: heute noch ganz auf demselben theologisch-wissenschaftlichen Standpunkt stehen müssen, wie unsere Väter vor dreihundert Jahren, das hieße ein Armuthszeugniß für die evangelische Kirche ausstellen**). „Durch ihre symbolischen Bücher hat die evangelische Kirche sich dem Umsichgreifen des eitlen Subjektivismus in der Auffassung des Evangeliums widersetzt“***) — wohl! Auch ihre Berechtigung dazu zugegeben! aber ist diese Subjektivität jetzt nicht nothwendig eine anders gebildete als vor dreihundert Jahren? können die Sätze von damals noch auf sie passen? Die katholische Autorität ist eine stets lebendige, der Fluß ihrer Tradition ist nie eingefroren, mit ihr also steht es ganz anders; die Stabilitäts-Theorie drüben aber will allerdings Zustände

*) Gelzer's prot. Monatsblätter. Oct. 1854. S. 222.

**) Darmst. K.-Z. 1853. Jan. S. 29.

***) Freimüthige Sachsenzeitung vom 25. Oct. 1854.

der Theologie, die einmal fest geworden, für immer unverändert festhalten, die Schriftforschung einer alten Zeit für immer geltendmachen, alle Schritte vorwärts zurückthun; sie muß die freie Wissenschaft hassen und nicht weniger die sogenannte Orthodoxie der Gegenwart selber, denn mehr als eines der alten Dogmen des Concordienbuches, z. B. der Hauptartikel von der Rechtfertigung selbst, die Ubiquität &c., ist gefallen, „und was wir heute, um einen Namen zu haben, als Orthodoxie bezeichnen mögen, das würde in den Augen eines Calovius die allerstrafbarste Heterodoxie, wo nicht noch Aergeres gewesen seyn" *). Nun aber halte man die an sich unmögliche und naturwidrige Stabilität erst zusammen mit dem Princip der Reformation! „Die Kirche," sagt Hr. Zittel, „hat die Lehre festgestellt für immer und erklärt dieselbe nicht nur für die alleinberechtigte, sondern überhaupt für die alleinige und darum auch allein seligmachende Wahrheit. Es ist das katholische Princip, mit welchem der Protestantismus in seiner Lossagung von der alten Kirche nothwendig brechen mußte, welches er aber bei der Bildung einer neuen Kirche wieder in sich aufgenommen hat, zu seinem eigenen Verderben, und welches bisher als sein eigener Gegensatz, als das sündhafte Gesetz in seinen Gliedern, an seinem innersten Leben und Wesen nagt" **).

Allerdings! geschweige denn eine Stabilität der Dogmatik, nicht einmal ein alleinseligmachender Charakter des jedesmaligen Bekenntnisses der Kirche ist, wie wir bereits angedeutet, auf dem Boden der Bekenntnißkirche zulässig und möglich; und so drängend ist das ihr zu Grunde liegende Princip der Reformation, daß die große Mehrzahl der Männer, denen man das Prädikat der Rechtgläubigkeit immerhin

*) Prof. Rückert zu Jena in der Berliner Protestant. K.-Z. vom 25. Febr. 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 12. August 1854.

noch nicht absprechen darf, die symbolischen Bücher, die bestiderirte Glaubensnorm, als bloße Zeugnisse betrachtet. Das heißt, wie z. B. Nathusius sagt, „Glaubensbekenntnisse sind nichts als Zeugnisse von einer gerade mit neuer Lebendigkeit in's Bewußtseyn getretenen und eines bestimmten Zeugnisses eben bedürfenden Seite der christlichen Wahrheit, einzelne in hervorragenden Momenten unter Wirkung des heil. Geistes eintretende Bekenntnißthaten.“ „Ebensowenig,“ fährt er fort, „kann ich also auch glauben, daß für die Zukunft in diesen Urkunden Alles beschlossen sei, noch fühle ich mich gebunden, nicht freudig anzuerkennen, wo ich anderswo christliche Wahrheit wittere. Vor jedem Gedanken ängstlich zurückweichen, weil er nicht in einem Buche von 1580 steht, oder — denn darauf läuft es viel mehr und fast immer hinaus — weil er sich nicht in der und der Landeskirche von 1853 findet: das ist nicht evangelisch, das ist römisch“*). Hr. Wichern secundirt: „Zu einem guten Lutheraner kann unmöglich auch das gehören, daß er Luther's Lehre (geschweige die der Concordienformel) für die allein schriftgemäße in allen Punkten hält; wohl aber wird er sie für die schriftgemäßeste unter den vorhandenen halten; wer der Bibel und der biblischen Forschung gar nichts vorbehält, der ist schon eo ipso ein schlechter Lutheraner“**). „Bengel,“ der einflußreiche Theologe des vorigen Jahrhunderts, sagt das schöngeistig-gelehrte Organ des ersten Reactions-Stadiums, „Bengel wollte zwar im Allgemeinen an dem lutherischen Glaubensbekenntnisse festgehalten, aber dennoch dem Fortschreiten zu reinerer und verständigerer Erkenntniß der in der Bibel geoffenbarten Wahrheit keine Schranke gesetzt wissen, namentlich nicht für die Richtigkeit aller und jeder in den symbolischen Büchern niedergelegten Bibelerklärungen einstehen, und sich

*) Halle'sches Volksblatt vom 12. März 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

daneben das Recht vorbehalten, auch noch weitere Lehren seinem Glaubensbekenntniß beifügen zu dürfen, wenn er solche in der Schrift vorfinden sollte.“ „Der exclusiv-confessionelle Parteimann,“ fährt das Organ fort, „verneint freilich auch schon dieses Maß freier Bewegung in Erforschung der heiligen Schrift, aber mit ihm handeln wir auch nicht. Wir wenden uns an die, die jedem Papstthum, also auch einem papiernen abhold sind . . . Das gegenwärtige Zurückgehen (auf das ursprüngliche Bekenntniß) ist gut; aber sollte dieser erste Act der einzige bleiben, sollte man die religiöse Aufgabe der Gegenwart in einer unbedingten Repristination des reformatorischen Bekenntnißstandes erschöpft glauben, die bei dem Zerfall der damals noch unbestrittenen Autoritäten im Großen doch nur eine formelle werden könnte: so würde der Rückschlag ein viel gewaltigerer, rascherer und letalerer seyn, als er es auf die todte Orthodoxie des 17. Jahrhunderts im 18. und in diesem Säkulum war“ *).

Nichts ist in der That einleuchtender, als daß irgendwelche Stabilität der Symbole in der auf dem evangelischen Reformationsprincip erbauten Bekenntnißkirche platterdings unmöglich ist, sie selber im innersten Wesen aufhöbe. In ihr kann es absolute, endgültige, alleinseligmachende Wahrheit als äußere Glaubensnorm nie geben, sondern für sie als solche immer nur provisorische, bis auf Besserwissen, kurz: alleinseligmachende nur je für den Einzelnen. Die Neulutheraner haben das wohl eingesehen, und um der sich selber widersprechenden Stellung der Altlutheraner bei deren alleinseligmachendem Bekenntniß zu entfliehen, haben sie das einzige Mittel dazu ergriffen und sich einen andern Kirchenbegriff gesucht. Aber alle Welt hat geschrieen: das ist katholisch! Die Altlutheraner haben mit geschrieen, und das ganze

---

*) Gelzer's protest. Monatsblätter. 1853. Mai. S. 429. 436.

erste Reactions-Stadium klammerte sich nur um so fester an die altprotestantische Bekenntnißkirche an.

Nun betrachte man aber auch die Lage der großen Reactions-Masse auf diesem Stadium! Den zuchtlosen revolutionären Geist des auf die Bibel allein gestützten Subjektivismus soll sie dadurch bändigen, daß sie ihm „ausgelegte Schrift" in den Symbolen als Glaubensnorm vorhält, und in demselben Athem muß sie selber eingestehen: freilich erweist sich die also „ausgelegte Schrift" vielleicht morgen schon als unrichtig „ausgelegt". Denn nichts, gar nichts ist von dem faktisch festgehaltenen Standpunkt der Bekenntnißkirche dagegen aufzubringen, wenn der Superintendent von Schkeuditz ihr Wesen analysirt wie folgt. Es ist falsch, sagt er, daß in den reformatorischen Bekenntnissen die schriftgemäß entwickelte Lehre für gläubige Bekenner einstweilen vollendet und abgeschlossen sei; unsere Theologie widerlegt das täglich; nicht einmal die Lehre vom Sakrament (Kindertaufe z. B.) „ist ganz fertig geworden"; das Bekenntnißmachen findet eigentlich niemals ein Ende, wenn man ein solches nicht willkürlich decretirt; allen Respekt vor der Concordienformel als theologischem Exercitium für seine Zeit; aber eine von der Kirche normal ausgelegte Schrift will man uns bieten, Unterwerfung zumuthen unter diese abermalige Tradition; das geht nicht, wäre katholisch im Princip; evangelisch ist allein, den Regreß an die Schrift allezeit nicht bloß theoretisch offen halten, sondern praktisch auch jedem redlich Forschenden wirklich offen lassen; Gott soll reden, der Mensch hören und gehorchen; ein Bekenntniß, das von der weit überwiegenden Mehrzahl einer Kirche nicht mehr bekannt wird, hat insofern sein Recht verloren, ein neues lebendiges Bekenntniß wird sich seiner Zeit finden; wir haben indessen nur dem die Formulirung vorbereitenden Geiste nicht zu wehren; „der entgegengesetzte, völlig unkirchliche Weg ist der Weg der Juristen, welche nur vom überlieferten Rechtsbestand wissen, und ihn

ebenso gewaltsam behaupten wollen, wie wenn man die jetzigen widerstrebenden Massen im Namen einer nicht vorhandenen Kirche in Kirchenzucht nähme; man kann das wollen, aber es wird nichts daraus" *).

Dennoch und obgleich das Wesen der Bekenntnißkirche so und nicht anders will, haben bei einer bekannten Gelegenheit nicht etwa nur die Altlutheraner mit ihrer den eigenen Kirchenbegriff zerstörenden Stabilität, sondern es haben auch die entschiedensten Gegner aller symbolischen Stabilität, Leute wie der schlesische G.-Superintendent Hahn. den Cardinal Diepenbrock selig angekläfft: „Herr Fürstbischof! Sie müssen wissen und wissen es auch, daß die Protestanten es zu einer artikulirten Glaubenslehre bereits gebracht haben; und wenn der Fürstbischof es noch nicht weiß, so lese er die Augustana, und wenn von den Reformirten sonst nichts, nur den Heidelberger Katechismus, so muß er gestehen, daß hier bestimmter artikulirter Glaube sei" **).

Ja wohl! den Katholiken gegenüber kann man mit absoluter Glaubensnorm gloriren; innerhalb der eigenen Bekenntnißkirche aber läßt man es wohl bleiben. Weit entfernt, mit dem oftgenannten kleinen Häuflein eine endgültig in stabilen Symbolen „ausgelegte Schrift" zu behaupten, wirft man demselben vielmehr bei jedem zweiten Worte, und zwar mit Recht, Abfall vom Reformations-Princip und flagranten Widerspruch mit dem eigenen Kirchenbegriff vor. Seinerseits ist man ganz einig, daß eine zeitgemäße Revision der Symbole nicht nur zulässig und erlaubt, sondern jetzt auch dringendes Bedürfniß sei, kurz, daß die „Glaubensnorm" heute oder morgen nothwendig in ein neues Provisorium eintreten müsse. Wüßte man nur auch: wie, wann, durch wen und wieweit die Revision vor sich gehen solle? Hier aber steht

*) Stier's unlutherische Thesen. S. 10 ff.

**) Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus" rc. 1852. Dec. S. 357.

man abermals am Rande der Verzweiflung. Unwidersprechlich ist, daß die Kirche drüben Beruf und Pflicht hat, eine Revision der revisionsbedürftigen Symbole einzuleiten, „denn", sagt Dr. Palmer, „was haben die Reformatoren Anderes gethan, als daß sie, wenn auch nicht die geschriebenen, doch die in der Tradition und im Bewußtseyn der Christenheit lebenden Glaubensbekenntnisse revidirten?" Aber — „wenn die Kirche das Recht hat, zu revidiren, so fragt es sich weiter, wer soll dieß Recht zur Ausführung bringen" *)? Hic haeret aqua. Oder — wie der Schkeuditzer Bischof sagt, „zu meinen, es könnten keine neuen Bekenntnisse mehr entstehen, ist eine durch nichts zu beweisende wunderliche Meinung; aber auch das Abweisen jedes Ansatzes dazu durch den Ruf: nur die Kirche darf neu bekennen, dieselbe Kirche, die auf den alten Bekenntnissen steht! ist eben das Umdrehen im Zirkel, daß man immer wieder fragen muß: wer und wo ist denn jetzt diese Kirche" **).

Aber gesetzt auch, man wüßte: wer revidiren soll! Die Einzelnen nämlich, denen, und nicht einer „Kirche", ja auch der heilige Geist verheißen ist, oder vielmehr ihre gewählten Vertreter: also Prediger-Deputirte, dann aber besonders auch der „sittliche und geistliche Adel der Nation aus dem Laien-Stande", die Männer, aus denen schon die erste Revision, d. h. „die Reformation großentheils hervorgegangen", diese „rechten Träger des Protestantismus", wie das Reactions-Organ für die höheren Stände ihnen den alten Adam streichelt ***) — gesetzt also sie säßen, nach geprüften Wahlen, als anerkanntes Revisions-Parlament beisammen? Nun fragte sich aber erst: wie weit soll die Revision gehen? Welche Autorität ist vorhanden, um die Grenzen zu bestimmen, nach-

*) Darmst. K.-Z. vom 9. Nov. 1854.

**) Stier's unlutherische Thesen. S. 46.

***) Gelzer's prot. Monatsblätter 1853. Juli. S. 4.

dem man ja sich selber Autorität ist und eben gerade die Aufgabe hat, die niedergerissene Glaubensnorm neu und anders zu reconstruiren? Etwa die Bibel? Aber „in der Lehre vom Abendmahl und auf manchem andern Gebiete gibt es einen Punkt, wo uns die Schrift verläßt, wo die menschliche Deutung beginnt“ *). Etwa der den Einzelnen gegebene heilige Geist? Wohl sagt selbst der Subjektivist Schinkel: „die Kirche habe an ihrem Gründungstage, am Pfingsttage, nicht ein Concordienbuch, sondern einen lebendigen Geist empfangen“ **); allein dieser hat sich in allen Religionsdifferenzen drüben historisch nachweisbar immer nur als Geist der Wirrniß manifestirt. Noch bei der Berliner Generalsynode von 1846 ließ er die Versammlung nicht nur die Möglichkeit eines allgemein geltenden Symbols förmlich ablehnen, sondern sie bekanntlich bei dem Versuch einer Revision des Ordinations-Formulars auch noch so weit gehen, daß sogar das apostolische Symbolum der Correktur unterworfen, und namentlich das „empfangen vom heiligen Geist“ als nicht mehr zeitgemäß höchlich beanstandet wurde. Gewiß, in unsern reactionären Zeiten sind selbst die Krittlichsten nicht mehr ganz so krittlich ***); aber jeder Kundige weiß, daß eben deßhalb die Meinungen im Detail nur um so bunter und hartnäckiger sind und seyn werden. Zudem müßten die verschiedenen Confessionen des gemeinsamen Evangeliums natürlich jedenfalls

---

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Mai 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

***) Ueber Stier („unlutherische Thesen“) z. B. sagt das „Volks-Blatt“ vom 8. März v. Js.: „die bekenntnißlose und kirchenscheue Union spricht sich hier durch einen so geistreichen Mann aus, daß immerhin Einiges dabei zu lernen ist; das Ganze läuft nämlich auf eine Union hinaus, die jetzt zwar soweit gekommen ist, das apostolische Symbolum, an welchem auf der Generalsynode noch geflickt wurde, stehen und auch das nicänische „„noch so ziemlich““ gelten zu lassen, aber bereits das athanasische zu verwerfen.“

in dem Einen Revisions-Concil beisammen sitzen; „allein die heilige Schrift ist Kriterium im Streite, sola scriptura sacra norma, daraus folgt mit der größten Evidenz, daß sich auch die lutherische Fassung dieser Regel unterwerfen muß und nicht, wie Herr Kahnis jetzt sehr naiv schreibt, „„allein der Kirche““, die lutherische Kirche darf nicht Kläger und Richter in Einer Person seyn“ *). Die nöthige Einigkeit also? Wahrlich, wir gäben viel darum, noch mit eigenen Augen zu sehen, wie der prätendirte heilige Geist mit einem solchen allgemeinen Revisions-Concil zurechtkäme!

Leider machen selbst die Männer, welche am meisten in Sehnsucht nach der hochnöthigen Revision brennen, sich wegen des Zustandekommens eines solchen Concils so wenig Illusionen, daß sie vielmehr den alten, einst zu Jerusalem gegebenen heil. Geist abermals einer solchen Aufgabe gar nicht mehr für gewachsen erachten. Sie verzweifeln so sehr schon an den allerersten Bedingungen des Revisions-Concils, daß sie auch hier wieder zu einer „neuen Ausgießung des heiligen Geistes“ ihre Zuflucht nehmen, und bis dahin sich gedulden zu müssen erklären. Was daher die Reaction ersten Stadiums realiter betreibt, ist eigentlich bloß ein provisorischer modus vivendi. „Luther, Melanchthon, Calvin rc.,“ calculirt z. B. Dr. Palmer, „hatten das Recht zu revidiren, denn sie waren Stellvertreter und Repräsentanten der Kirche (!), freilich nicht durch Majoritätsbeschlüsse gewählt, aber daß sie Gott selbst zu Repräsentanten berufen, haben sie faktisch documentirt“ (oder, was die Hauptsache ist, „sie erhielten die Beistimmung der Vertreter des Laienstandes“). Jedenfalls sieht man jetzt keine solchen „von Gott selbst berufenen“ Revisoren. Wer soll also revidiren? Eine deutsche Landeskirche? alle deutschen Landeskirchen? alle deutschen Fakultäten? eine Commission aller deutschen Geistlichen und Laien? — das wäre

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Mai 1854.

immer noch zu klein! Und selbst wenn der „fast thörichte Traum“ einer großen Synode aller einzelnen protestantischen Landeskirchen der ganzen Erde zur „ersehnten Revision“ realisirbar wäre, wüßte man wieder nicht: „wer soll diese Synode bilden?“ Dieser Ausweg ist also verschlossen. Das Recht der Einzelnen, für sich zu revidiren, will man auch nicht zugestehen, noch will die Kirche den revisionsbedürftigen Symbolen entsagen und ein Interregnum eintreten lassen. „So bleibt denn nur die dritte Möglichkeit übrig, mit andern Worten: die bestehenden Bekenntnisse müssen solange in Gültigkeit bleiben, als nicht revidirte vorhanden und anerkannt sind, welche ihre Stelle einnehmen sollen“ *).

So bleibt es also dabei: daß das Symbol Glaubensnorm der großen Reactions-Mission ist, jedoch immer nur interimistisch — dieß noch zum Ueberflusse zu dem Zugeständniß an den alten Adam, daß er nur erst die von ihm „auszulegende Schrift“ mit der also „ausgelegten Schrift“ zusammenhalten und letztere an ersterer prüfen möge. Man setzt zwar, wie gesagt, die Uebereinstimmung beider bei dem Einzelnen stets voraus, fordert aber doch offenbar von Niemand die Tugend der christlichen Demuth; denn einerseits bleibt für Jedermann der Schein der evangelischen Freiheit belassen, zweitens ist Jeder fakultativ revisionsberechtigt. Trifft nun aber jene Voraussetzung im Detail oder in Masse nicht ein — nun so bleibt das Verfahren bei dem provisorischen Symbol ganz dasselbe wie bei dem endgültigen. Die „Kirche“ hat das stumme Nachsehen bis auf die neue Ausgießung des Geistes. In der Praxis jedoch macht die Reaction, weil sie nun einmal Reaction ist, einen bedeutsamen Unterschied. Hr. Palmer spricht selber den herrschenden Grundsatz aus, wenn er für die interimistischen Symbole als Glaubensnorm zwar

*) Wörtlich so setzt der gefeierte Theologe die Sache auseinander in der Darmstädter „Kirchen-Zeitung“ vom 9. Nov. 1854.

nicht den Glauben der Einzelnen erzwingen will, wohl aber behauptet, daß dieselben zwingende Norm für das kirchliche Lehramt seyn müßten*). Also Amtsentsetzung oder predigen nach der provisorisch „ausgelegten Schrift!“ Wir werden diese Praxis nächstens an faktischen Vorgängen erläutern. Die Subjektivisten sind freilich höchst unzufrieden damit; „Verfassung und Lehrordnung,“ sagen sie, „gehören beide zur vergänglichen irdischen Seite der Kirche, also zum Wandelbaren an ihr; die Lehrordnung ist nichts weniger als Lebensbedingung der Kirche; die Kirche kann oft lange Zeit ohne ihre feste und bestimmte Formulirung bestehen“ **). Sie wünschten also in der That, daß man offen und ehrlich ein symbolloses Interregnum eintreten lasse. Dagegen ersieht die Reaction gerade hierin die Wurzel des zuchtlosen revolutionären Freigeistes, den zu bekämpfen eben ihre Aufgabe ist; und solange die großen Herren consentiren, wird sie Recht behalten.

Es leuchtet von selber ein, daß gerade diese große, freilich vielfach schattirte, Mittelpartei der provisorischen Symbole als Glaubensnorm die eigentliche Trägerin der Union, oder wenigstens der Conföderation ist ***). Denn was die beiden andern Glieder der Alternative betrifft, so haben die Stabilitäts-Männer eben ihr alleinseligmachendes Bekenntniß, und die Neulutheraner fallen ganz außer diesem Kreise; für die Subjektivisten aber mit der Bibel als Glaubensnorm ist Union nichts Anderes als: aus der Bibel gleich wenig oder gemeinsam gar nichts glauben. Innerhalb jener Mittelpartei selber jedoch kommt es wieder viel darauf an, wie diese oder jene Schattirung derselben das Bekenntniß als Glaubensnorm zur Bibel als Glaubensnorm in ein mehr oder minder nothwendiges Verhältniß setzt. D. i. je weniger das Symbol, oder

*) A. a. O.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

***) Vgl. letztes Heft S. 506 — 509.

die ausgelegte Schrift für den Einzelnen als conditio sine qua non der auszulegenden Schrift erscheint, mit andern Worten: je kecker man die große Fundamental-Anschauung festhält, auf welche Luther seine Bekenntnißkirche gebaut hat, den Satz nämlich von der Perspicuität und Sufficienz der Bibel — desto gerechtfertigter, ja gebotener erscheint natürlich die Union. Sehr schön drückt ein bedeutendes Organ der Mittelpartei diese Consequenz aus: „Hoffentlich ist die Zeit bald vorüber, wo man die Vieldeutigkeit der heiligen Schrift überall wie ein Schreckgespenst vorzuhalten pflegte, um kirchenrechtliche Bestimmungen und eine Autorität neben der Schrift geltend zu machen. Die heilige Schrift ist in ihren Hauptlehren Gottlob so klar, daß wir keinen andern Richter außer ihr brauchen. Wo sie uns verläßt und vieldeutig wird, ist sie selbst wieder alleinige Richterin. Ihr Spruch lautet auf Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, und wo sie gesprochen hat, darf da ein Symbol oder eine menschliche Behörde anders sprechen? Die Kirche und ihre Organe dürfen in solchen Fällen nur auf Frieden erkennen. Der Herr der Kirche selbst will Mannigfaltigkeit. Er hat sie ja durch sein Wort gesetzt; hätte er sie nicht gewollt, so hätte er sich deutlicher ausgedrückt" *).

Man sieht aber wohl, daß gerade auch diese Anschauung selber wieder die Sufficienz der Bibel explicite läugnet und implicite ihre Perspicuität; dasselbe Organ sagt selber wieder, es gebe hochwichtige Punkte, „wo uns die Schrift verläßt"; und jedenfalls läßt die Sufficienz und Perspicuität sogar von diesem Standpunkte aus absolut nur unter der Voraussetzung sich festhalten, daß Einheit und Autorität in Glaubenssachen ebenso unnöthig wie unmöglich sei. Andererseits aber will ja die ganze Reaction wieder nichts Anderes, als gerade solche Einheit und Autorität. Hier hebt

*) Darmst. K.-Z. vom 21. Mai 1854.

also die Verzweiflung zum drittenmale an, vielmehr, die grundsätzliche Quelle dieser überall hervorbrechenden Verzweiflung ist gerade der Irrthum von der Perspicuität und Sufficienz der Bibel, auf den der Begriff der Bekenntnißkirche recht eigentlich gebaut ist. Dennoch darf man ihn ebendeßhalb sowenig verwerfen, als man zum Katholicismus übergehen will. Man redet sich daher abermals auf den heiligen Geist aus. „In einer äußerlich rein unfehlbaren Weise", sagt Hr. Nathusius, „läßt sich die Autorität nun einmal nicht festhalten, läßt sich die rechte Wahrheit nun einmal nicht ermitteln; wo der Geist der Demuth und Bußfertigkeit ist, da haben wir an der heiligen Schrift und an der der Kirche verheißenen höhern Leitung zusammengenommen einen vollgültigen Schutz wider den Irrthum. Allerdings sollte auch ein organischer Weg (Synoden und Concilien) zur Erhaltung und Fortbildung da seyn, und ich beklage es, daß diese bei uns fast nur dem — Buchhandel überlassen ist" *).

Aus dieser verzwickten Stelle geht aber deutlich hervor, daß man hier mit dem heiligen Geiste selber wieder in großer Verlegenheit ist. An den Einzelnen nämlich bewährt er sich erfahrungsmäßig durchaus nicht; wollte man aber für die Perspicuität und Sufficienz der Bibel gleichfalls wieder eine „neue Ausgießung des heiligen Geistes" in Anspruch nehmen, so hieße das geradezu betheuren, daß die Bibel die längste Zeit ein verschlossenes Buch gewesen und noch sei. Man wagt daher in dem entsetzlichen Gedränge einen Schritt, der nicht weniger selbstmörderisch ist, wenn er auch statt dem Sprung in's Wasser langsam schleichendes Gift zuläßt. Man bezieht sich nämlich statt auf den dem Einzelnen zu gebenden oder gegebenen Geist auf den heiligen Geist in der Kirche, statt auf den auszugießenden auf den ausgegossenen Geist — mit Einem Worte auf die Tradition. Unglaublich, aber

*) Halle'sches Volksblatt vom 16. März 1853.

wahr! In diesem Sinne kann man z. B. die große Richtung, der Dr. Leo angehört, tausendmal behaupten hören: „die Lehre von der Kirche und ihrer Tradition ist der wunde Punkt auf unserer Seite“ *). Ja, man hat sich bereits in die Vorstellung hineingearbeitet, dieses Verständniß von der Perspicuität und Sufficienz der Bibel vermittelst der Tradition sei recht eigentlich das deutsch-lutherische. Bei der Gnadauer Herbst-Conferenz von 1854 behandelte ein Prediger-Veteran die „Taufe“. „Es gehen“, sagte er, „durch unsere Zeit zwei gewaltige Strömungen, eine katholische und eine independentistische. Die erstere sehe in der Bibel einen Organismus, zusammenhangend mit dem Leben der ganzen Kirche; die andere behandle die Bibel mechanisch, wie einen von allen sonstigen Lebensäußerungen des heiligen Geistes losgerissenen Codex. Die zweite Strömung habe zur Zeit eine englische Quelle, und sei die letzte Consequenz der reformirten Richtung. Die erstere habe ihren Sitz in deutscher Art, und führe mit Nothwendigkeit zu einer Anerkennung der kirchlichen Tradition. Die Anabaptisten würden deßhalb da am meisten Propaganda machen, wo kirchliches Wesen und kirchliche Autorität entweder gar nicht vorhanden, oder auf ein Minimum herabgedrückt sei“ **).

Um so leichter erklärt sich, warum die zwei Glieder der Alternative: Symbol oder Bibel als Glaubensnorm, die große Entdeckung von der Perspicuität und Sufficienz der Schrift principiell verwerfen. Sie thun bloß offen und ehrlich auch in der Theorie, was die Andern thatsächlich in der Praxis thun. So sehr sind die Altlutheraner überzeugt, die Bibel sei für den Einzelnen weder klar noch zulänglich, daß sie nicht einmal der äußern Norm für die Schrift, ihren artikulirten Symbolen, die erstere Eigenschaft absolute zuzu-

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Jan. ff. 1853.

**) Halle'sches Volksblatt vom 22. Nov. 1854.

schreiben wagen. An der bayerischen Generalsynode von 1849 z. B. war davon die Rede, die Concordienformel sei „über das Verständniß der Laien erhaben", Löhe aber gibt die merkwürdige Antwort: „die Strömung lutherischer Tradition bringt auch dem Einfältigsten seinen Antheil am harmonischen Verständniß und Bekenntniß der ganzen Kirche zu, die ganze Kirche garantirt ihren geistig Armen die confessionelle Wahrheit" *). — Andererseits haben die Subjektivisten gleichfalls offen und ehrlich mit jenem reformatorischen Fundamentalsatze gebrochen. Credner z. B. läugnet ausdrücklich sowohl die Selbstverständlichkeit (perspicuitas), als die Sufficienz der Schrift; denn „der Theologie als fortschreitender Wissenschaft bleibt die richtigere Ausführung und innere Begründung des Ganzen vorbehalten" **). Statt der Bibel als solcher und des heiligen Geistes, statt der Tradition und der „vollen und ungestörten Glaubensentschiedenheit der deutschen Reformatoren des 16ten Jahrhunderts" erheben also sie die Schleiermacher'sche gelehrte Kritik auf Grund des ewigen Zweifels zur Glaubensnorm ***). Der Reactions-Partei machen sie daher gerade das zum Vorwurf: daß von ihr die Bibel nicht nur als höchste Richterin in Glaubenssachen, sondern auch als einzige Quelle theologischer Erkenntniß hingestellt werde, während doch sonnenklar sei, daß, um diese Bibel zu kennen, eine „Wissenschaft des Glaubens erforderlich sei, solche theologische Wissenschaft aber nicht anders gewonnen werden könne, und keine andere Quelle habe, als jede andere Wissenschaft, nämlich durch Denkthätigkeit und aus Erfahrung" †).

Die beiden äußersten Parteien treffen also darin überein,

*) Löhe: unsere kirchliche Lage 2c. S. 64.

**) Berliner „Evangel. K.-Z." vom 27. Sept. 1854.

***) Darmst. K.-Z. 1852. Dec. S. 1660.

†) Berliner Protest. K.-Z. vom 25. Febr. 1854.

daß sie gleichmäßig bekennen, mit der reformatorischen Perspicuität und Sufficienz der Bibel sei es nichts, gar nichts; die darauf gebauten Folgerungen aber sind grundverschieden. In dieser Grundverschiedenheit machen sie sich natürlich auch praktisch geltend in den Systemen der religiösen Erziehung des Volkes. Man kann sich davon z. B. in den seit der Reactionszeit überall beregten Katechismus-Fragen überzeugen. Selbstverständlich muß das System der Partei mit dem Symbol glattweg als Glaubensnorm ganz unprotestantische, weil von der lehrenden Kirche, nicht von der Bekenntnißkirche genommene, also katholisirende Färbung tragen. Dieß zeigte sich z. B. bei der bayerischen Generalsynode von 1853 in der Debatte vom 17. Oct. über die Einführung eines den Katechismus Luthers erläuternden katechetischen Lehrbuches sammt Spruchsammlung. Die Einen befürchteten davon, daß der Katechismus selbst sein Ansehen verliere, und „der Schüler mit der Spruchsammlung sich begnügend die heilige Schrift liegen lasse", jedenfalls müßten die Sprüche von den Kindern in der Bibel selbst gesucht und gelernt werden; die meisten Redner aber gaben offenbar herzlich wenig auf solche „Bekanntschaft mit der Schrift". „Das Volk", erklärten sie vielmehr, „müsse ein Buch haben, um sich über biblische Lehren zu unterrichten, so müsse auch der Katechismus formulas solennes enthalten, d. i. bestimmte, gleichlautende Antworten auf die wichtigsten Fragen, außerdem sei es nicht möglich, daß einer seines Glaubens gewiß werde" (Eheu!)*). Ist

*) „Wenn wir", sagte Decan Burger, „nicht eine Generation heranwachsen sehen wollen, die vom christlichen Glauben nichts weiß, die in fünf Jahren ihr Glaubensbekenntniß vergessen hat, so müssen wir ihr ein Hülfsmittel in die Hand geben. Ich bin durch traurige Erfahrungen der katholischen Kirche gegenüber gedrängt worden, dieß auszusprechen, und kann traurige Belege für meine Ansicht beibringen." „Die Hausväter und Hausmütter", fährt Pf. Dittmar fort, „wissen mit den Sprüchen nichts anzu-

dieß offenbar Lehrkirche in bester Form, so wissen dagegen die Subjektivisten ebenso natürlich von einer solchen nichts. Es gibt für sie überhaupt nur Lehrer, keine Lehre; jene berechtigten Lehrer aber sind diejenigen, welche der Bibel als Glaubensnorm mit mehr oder minder vollständigem Apparat einen gewissen Glaubensinhalt abgewonnen haben, und denselben nun an minder Gebildete und Befähigte mittheilen. Sie haben daher z. B. bezüglich der badischen Katechismus-Frage einfach und klar entschieden: „Wir halten überhaupt nichts auf das Katechismuslernen und das Katechismuschristenthum; es gehört einer vergangenen Zeit an; man lasse die Kinder in der Schule die fünf Hauptstücke ohne irgend welche Katechismuserklärung und eine Anzahl dazu gehöriger Bibelsprüche auswendig lernen, und überlasse das Uebrige dem Geistlichen. Wir hören den Schrei des Entsetzens über unsern Vorschlag, das thut aber Nichts; nach zehn Jahren, wenn man eingesehen hat, wie alle Katechismusmacherei unserer Zeit nirgends zur Einigung, sondern immer nur zu größerer Verwirrung und tiefer greifendem Hader führt, kommt man von selbst auf unsern Vorschlag zurück“ *).

Indessen steht zwischen diesen beiden offenen und ehrlichen Alternativen die große Reactions-Masse, steift sich in der Theorie auf den reformatorischen Fundamentalsatz von der Perspicuität und Sufficienz der Schrift, und verdammt denselben Satz durch jeden ihrer Schritte und Tritte in der

---

fangen, als sie wiederholen zu lassen, sie langweilen Eltern und Kinder; ältere Männer meiner Gemeinde wissen die präcisesten Antworten zu geben, weil sie in ihrer Jugend einen Katechismus gehabt haben, dagegen mache ich als Prüfungscommissär für Schullehrer jedesmal die betrübende Erfahrung, daß unsere Seminaristen keine Antworten zu geben wissen, während die katholischen Seminaristen bestimmte Antworten aus ihren Diöcesan-Katechismen geben.“ — Nürnberger evangel.-luther. K.-Z. vom 3. Nov. 1853.

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 10. Juni 1854.

Praxis. Namentlich den Katholiken gegenüber thut sie groß mit ihrem gerühmten evangelischen Princip; im eigenen Kreise gesteht sie faktisch und durch die That, daß mit demselben gar nichts anzufangen sei, am wenigsten zum Zwecke der — Einheit und Autorität, nach der hin man ja eben reagirt. Hr. Schinkel hat diese Doppelzüngigkeit vor wenigen Wochen treffend gebrandmarkt. „Entweder", sagt er, „die Schrift-Lehre ist in allen ihren wesentlichen Stücken so einfach und klar, daß gewissenhafte Ausleger sie nicht verschieden auffassen können; das ist die altprotestantische Lehre von der Klarheit und Zulänglichkeit der Schrift, das Hauptbollwerk des evangelischen Bekenntnisses gegen die angemaßte Kirchenautorität. Ist es so, dann ist zwischen ausgelegter Schrift und unausgelegter Schrift kein Unterschied, und das Dringen auf ausgelegte Schrift hat keinen Sinn. Oder die Schrift ist weder klar noch zulänglich, um die nothwendige Heilslehre aus ihr zu schöpfen; dann hat Rom recht; die Kirchenautorität muß der Schrift zu Hülfe kommen, muß die authentische Auslegung derselben geben. Dann haben die Reformatoren unrecht, welche von der Autorität der Kirche abgefallen sind. Wer hat ihnen ein Recht gegeben, ihre Autorität anstatt derjenigen der katholischen Kirche aufzurichten? trügliche Menschen sollen das von Gott gegebene Grundstatut seiner Kirche ergänzen und vervollständigen? . . . Gottes Wort ist der Codex der Kirche; hüten wir uns wohl, daß wir über die Deutlichkeit und Zulänglichkeit desselben nicht zweierlei Rede führen, indem wir sie den katholischen Gegnern gegenüber behaupten, und den evangelischen Gegnern gegenüber verläugnen" *)!

Und doch kann man nicht anders, wenn man, dem zuchtlosen Geist des revolutionären Subjektivismus gegenüber, nicht die Reaction nach dem Bekenntniß, aber auch, der un-

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

möglichen Stellung der Männer vom alleinseligmachenden Bekenntniß gegenüber, nicht das evangelische oder Reformationsprincip fallen lassen will! Diese wie jene Wahl führt zum Untergang, dort in der Freigeisterei, hier in der alten Kirche. Denn was die Neulutheraner thun, ist faktisch nichts Anderes als, aus jener unmöglichen Stellung die Rückkehr zu ihr, zur wahren Kirche vorbereiten. Wer aber die im ersten Reactions-Stadium maßgebenden Principien anatomisirt, und wem dabei der Verstand nicht stillegestanden, der darf wohl von Glück sagen und Gott danken. Die entsprechende Praxis ist, wie wir sofort sehen werden, viel einfacher und klarer.

XXXV.

Abermals einige Worte über Oesterreichs äußere und innere Politik.

Anfangs März.

Vor etlicher Zeit haben wir in diesen Blättern in einigen Worten uns über Oesterreichs äußere und innere Politik ausgesprochen, und bei letzterer insbesondere die neue Organisation der Landesverfassung hervorgehoben, welche unseres Erachtens auf eine ungemein glückliche Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden gewußt hat. Wir freuen uns über die jüngst kundgewordene Nachricht, daß mit ununterbrochener Thätigkeit daran gearbeitet werde, diese für Oesterreichs Völker unstreitig höchst heilsame Maßregel in Vollzug zu setzen. Unterdessen ist auch auf dem Gebiete des

öffentlichen Unterrichts durch die definitive Regelung der Gymnasialstudien ein sehr entscheidender Schritt geschehen, zugleich auch in Betreff der juridischen Studien an den Universitäten eine Aenderung vorgenommen worden, welche von großem Erfolge zu seyn verheißt.

Was zunächst den Gymnasialunterricht betrifft, so können wir nicht in die oft gehörte Klage einstimmen, die jungen Leute seien jetzt über die Gebühr angestrengt. Wir wagen nicht zu entscheiden, in wie weit jener Plan hinsichtlich der Lehrgegenstände und der Art und Weise der häuslichen Beschäftigung der Studenten nicht hin und wieder eine Verbesserung wünschen lasse; dem wird leicht entsprochen werden können, sobald es einmal gelungen ist, eine größere Zahl tüchtiger Gymnasiallehrer heranzubilden, und dadurch zugleich auch das wissenschaftliche Bedürfniß der Schüler selbst zu steigern. Auf keinen Fall ist die Zahl von höchstens vierundzwanzig wöchentlichen Lehrstunden zu groß, ja eher könnte sie für zu gering gelten, sobald die Schüler eben nur nicht mit gar zu vielem Auswendiglernen überladen werden. Eine tüchtige Geistesbildung muß allerdings mit einigem Opfer an Zeit erkauft werden, so weit dieses gebracht werden kann, ohne daß die körperliche Ausbildung darunter litte, oder die nothwendige und angemessene Erholung darum ausgeschlossen bliebe. Im späteren Leben des Mannes mag Manchem der Tag zu kurz und der Wunsch verzeihlich erscheinen, demselben noch vierundzwanzig Stunden hinzusetzen zu können, aber für den heranwachsenden Knaben und Jüngling hat der Tag eben seine vollgemessenen vierundzwanzig Stunden, und wenn jener davon auch ein ganzes Drittel verschläft, so bleiben noch sechszehn Stunden, und wenn von diesen fünf auf den Unterricht, drei ja selbst vier auf die häusliche Arbeit verwendet werden, so erübrigen jedenfalls noch sieben Stunden, welche für Malzeiten, körperliche Bewegung, Spiel u. s. w. dienen; ohnedieß ist außer dem Sonntag auch noch der Donnerstag

ganz frei. — Am meisten Widerspruch haben die Maturitäts-Prüfungen erfahren; darüber ist freilich nicht zu rechten. Nur auf dem Wege dieser Prüfungen ist den Mängeln und Gebrechen, an denen bisher die Universitätsstudien gelitten haben, abzuhelfen; der Universitätsprofessor muß in die Lage versetzt werden, daß er solche Leute vor sich habe, welchen er seine Disciplin auch in einer wissenschaftlichen Weise und Form vortragen kann. Diese Prüfungen sind das Mittel, um ihn vor der Fessel der jede wissenschaftliche Entwicklung hindernden Semestralexamina für alle Zukunft sicher zu stellen. Je besser der Gymnasialunterricht wird, wozu wir auch zählen, daß er der Kirche immer größere Garantien biete, je mehr die Maturitätsprüfungen in der erforderlichen Weise gehalten werden können, eine desto zuverläßigere, auf die Wissenschaft gerichtete Gesinnung wird den Studirenden zu Theil werden, desto mehr wird der Universitätslehrer seinem Berufe entsprechen sowohl können als müssen, und es wird das große Uebel, daß lediglich für das Examen gelernt wird, zwar nie ganz aufhören, aber doch um ein Bedeutendes vermindert werden.

Durch die nicht gar zu weit zu öffnende Pforte der Maturitätsprüfungen wollen wir zu den juridischen Studien insbesondere, und zwar zu der oben angedeuteten Maßregel übergehen. Diese schreibt vor: daß die Rechtsphilosophie bei den Staatsprüfungen entfallen, dafür sowohl römisches Recht, als auch deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte als Examinationsgegenstand in dieselben aufgenommen werden solle, daß sodann auch die Prüfung aus dem Kirchenrechte in einer mehr wissenschaftlichen Weise zu geschehen habe; damit ist natürlich auch eine Anweisung an die Studirenden verbunden worden, die auf Gang und Ordnung ihrer wissenschaftlichen Beschäftigungen einen bestimmenden Einfluß üben soll. Die große Bedeutung dieser Anordnungen kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man sich vergegenwärtigt,

wie die Rechtsstudien bisher, insbesondere bis zum Jahre 1848, beschaffen waren; seit dieser letzgenannten Zeit steht bereits eine große Zahl der Lehrer, von den Beschränkungen des frühern Systems befreit, auf einem ganz andern Boden.

Man würde der herrlichen Wissenschaft der Philosophie ein großes Unrecht thun, wollte man behaupten, daß das Rechtsstudium in Oesterreich bis zu dem gedachten Jahre hin, eine philosophische Richtung gehabt habe. Die Richtung desselben war nur eine antihistorische; auch war sie nur in sofern eine praktische, als sie sich die Geschäftsqualificirung zu ihrer höchsten Aufgabe gestellt hatte. Es würde uns zu weit von unserm Ziele ablenken, wollten wir hier auf eine ausführliche Erörterung des Verhältnisses der Philosophie zur Geschichte und der Nothwendigkeit eingehen, daß bei dem Rechtsstudium, unter dem steten Hinblicke auf das praktisch Geltende, die philosophische mit der historischen Methode verbunden werden müsse. Nur darauf möchten wir uns hinzuweisen erlauben, daß jede dieser Methoden für sich allein nicht bestehen kann: eine Philosophie, die sich nicht auf göttlich gegebene, traditionelle und somit in jeder Hinsicht objective Wahrheit stützt, sondern ihre nach der Subjectivität des Einzelnen selbstgewählte Principien als Ausgangspunkt nimmt, ist eine Pseudo-Philosophie; und eine Geschichte, welche von eben jener für alle Verhältnisse und so viele Zustände des Menschengeschlechts gegebenen Basis losläßt, ist keine wahre Geschichte. Das österreichische Rechtsstudium schloß aber die Geschichte ganz aus, und huldigte unter den verschiedenen falschen Philosophien vorzugsweise dem Kantianismus, wovon man sich aus jedem beliebigen Commentar zum österreichischen Gesetzbuche (namentlich zu §. 16 und §. 17) zur Genüge überzeugen kann. Damit hat sich nun diese Philosophie, wenn sie auch hin und wieder andere Gestaltungen annahm, von dem positiven Dogma getrennt, und wie sie von einem Irrthum in Betreff des Verhältnisses und der Aufgabe der

Vernunft in Beziehung auf das positive Recht ausging, und aus der Vernunft selbst ein Recht schaffen zu können wähnte, so hat sie auch nothwendig zu weiteren Irrthümern geführt. Dazu kam, daß, indem die Geschichte des Rechts ganz unbeachtet blieb, jene falsche Philosophie das einzige Material für die Beurtheilung der Gesetze lieferte, und dadurch eine große Unwissenschaftlichkeit gefördert wurde, welche weit gefährlicher ist, als sie auf den ersten Anblick erscheint.

Es ist demgemäß ein großer Fortschritt, wenn der Gang der Rechtsstudien in Oesterreich nunmehr die Umänderung erfahren hat, daß die Geschichte, welche als die „Metropole der Philosophie" schon von Dionysius von Halicarnassus bezeichnet wird, an den Anfang gestellt worden ist. Wenn daher die Rechtsphilosophie einstweilen aufgehört hat, Examinationsgegenstand der ersten allgemeinen Staatsprüfung zu seyn, so hat dieß — da ja ohnehin eine definitive Ordnung der juridischen Studien noch bevorsteht — jedenfalls nur die Bedeutung, daß ihr eine richtigere Stellung angewiesen wird; durch das den Rechtscandidaten zuvor gegebene historische und überhaupt positive Material wird nicht nur das Studium der Rechtsphilosophie außerordentlich erleichtert, sondern kann überhaupt lediglich durch die Geschichte wahrhaft ersprießlich und wissenschaftlich gemacht werden.

Die Beförderung der rechtshistorischen Studien, und namentlich in Beziehung auf das deutsche Recht, hat aber auch eine andere höchst wichtige Seite, die nämlich, daß dadurch dem österreichischen Rechte selbst erst seine richtige Stellung zu Theil wird. Seit dem Jahre 1811 hatte sich die Ansicht geltend gemacht, daß das österreichische Recht ein durchaus und allein auf sich selbst beruhendes sei; der Gedanke, daß dasselbe nur ein Zweig des auf gemeinsamen Principien beruhenden, im Umfange des ehemaligen deutschen Reiches geltenden Rechtes, und eben darum auch nur aus jenen Principien wissenschaftlich zu erläuterndes sei, hatte keinerlei

Stätte gefunden. Diese vermeintliche Sufficienz hat aber die österreichische Jurisprudenz bis zum Jahre 1848 so arm bleiben lassen, weil ihr eben die gesammte übrige deutsche Rechtswissenschaft, als völlig überflüssig mißachtet, verschlossen war. Es treten bereits jetzt Erscheinungen hervor, welche auf eine höchst erfreuliche Weise beurkunden, daß nunmehr eine bessere oder vielmehr die richtige Auffassung dieser Verhältnisse sich Bahn gebrochen hat, und es gereicht der Universität Prag zum besonderen Ruhm, daß an ihr zuerst, und zwar von einem nicht aus dem Auslande berufenen Professor, Vorlesungen über das gemeine deutsche Privatrecht gehalten worden sind.

Daß unter den vorhin angegebenen Umständen auch das römische Recht in Oesterreich durchaus nicht die Stelle einnehmen konnte, die ihm, ganz abgesehen davon, daß das Gesetzbuch vielfach daraus geschöpft hat, nothwendig gebührt, bedarf kaum erwähnt zu werden. Hatte man ja doch im Jahre 1811 die Vorlesungen über dasselbe nur aus dem Grunde noch einstweilen beibehalten, weil einzelne Prozesse, aus früherer Zeit stammend, dessen Kenntniß bei den Richtern erfordern könnten. Gab man zwar allmählig diesen höchst unwissenschaftlichen Grundsatz auf, so war es doch erst der Gegenwart aufbehalten, das römische Recht wieder zu Ehren zu bringen. Dieß ist dadurch geschehen, daß man es ebenfalls zum Prüfungsgegenstande erhoben hat; denn die bisherige Einrichtung, nach welcher dasselbe diese Eigenschaft nicht hatte, war die Veranlassung gewesen, daß es als unbrauchbar für die erste allgemeine Prüfung, in den ersten zwei Jahren des Facultätsstudiums von den angehenden Juristen nicht gehört wurde. So trat die merkwürdige Erscheinung ein, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl junger Leute zwei Jahre lang Jura studirte und von dem römischen Rechte nicht mehr erfuhr, als davon etwa in den encyklopädischen Vorlesungen erwähnt wurde. Mit um so lebhafterem Interesse haben sie

es denn freilich nach Ablauf dieser Zeit gehört, und es hat sich die Theilnahme dafür jetzt noch um ein Bedeutendes gesteigert. Aber aus dem früheren Entfallen eines Studiums des römischen Rechts während der ersten zwei Jahre kann man einen weiteren Schluß darauf machen, welchen außerordentlichen Spielraum die ohne alle positiven Rechtskenntnisse Seitens der Studirenden gehörte Rechtsphilosophie haben mußte.

Was sodann das canonische Recht angeht, so ist es eine allgemein bekannte, für denjenigen aber, der es etwa nicht wissen sollte, aus den ehedem gangbaren Compendien leicht erkennbare Sache, welch eine betrübte Rolle diese Wissenschaft in Oesterreich gespielt hat. Allerdings hat sich dieß in neuerer Zeit bedeutend geändert, aber dennoch war jene Bestimmung zu Gunsten desselben unumgänglich nothwendig. Sie wird die Rechtscandidaten immer mehr dazu veranlassen, ihre Studien nicht auf die in publico-ecclesiasticis erlassenen Verordnungen zu beschränken, sondern auch auf das gemeine canonische Recht auszudehnen.

Wir glauben jenen neuen Anordnungen indessen nicht bloß von dem rein wissenschaftlichen, sondern auch von dem politischen Standpunkte aus eine ganz besondere Wichtigkeit beilegen zu dürfen. Wir meinen hiemit nicht die allgemeine Wahrheit, daß es eine weise Regierungsmaßregel ist, für das Aufblühen der Wissenschaft zu sorgen, sondern wir fassen die Sache in ihrer speciellen Bedeutung für Oesterreich auf. Der Kaiserstaat hat im Jahre 1848 die bittersten Erfahrungen gemacht und kennen gelernt, wohin die irrthümlichen Ansichten über den Ursprung von Recht und Staat führen, und es erscheint daher um so dringender nothwendig, an die Stelle destructiver Principien, die von den Kathedern häufig optima fide seit vielen Jahrzehnten gelehrt worden sind, überall eine wahrhaft positive Rechtswissenschaft zu setzen, welche Geist

und Herz der Studirenden gleichmäßig in Anspruch nehmend, sie vor gefahrvollen Irrthümern bewahrt.

Aber auch noch in anderer Beziehung möchte in Betreff dieser neuen Gestaltung des Rechtsstudiums der politische Standpunkt, und zwar in Betracht der Zustände Deutschlands oder — wie wir lieber sagen wollen — des deutschen Bundes festzuhalten seyn. Welch ein Bild bietet jedem aufmerksamen Beobachter dieser Staatenbund dar? Berechtigen die vor aller Augen in Deutschland sich ereignenden Dinge zu der Hoffnung, daß die gemeinsame Gefahr auch den ganzen Bund einmüthig und gegen sie gerüstet antreffen wird? Wir wünschten diese Frage mit Ja beantworten zu können, allein die neuesten Vorgänge stellen die Richtigkeit einer solchen Antwort sehr in Zweifel. Oesterreich hat zwar sehr entschieden den Zweck der Rüstungen als gegen Rußland gerichtet ausgesprochen, die meisten der übrigen Regierungen wollen zwar auch Kriegsbereitschaft, allein sie nehmen Anstand, sich darüber zu erklären, nach welcher Seite hin Front gemacht werden soll, was freilich in einigen Ländern dazu geführt hat, daß man in einen eigenthümlichen Gegensatz mit den in den Kammern herrschenden Ansichten getreten ist. Indem nun Oesterreich mit Uneigennützigkeit eine wahrhaft deutsche Politik verfolgt, ist es in Deutschland mit derselben auf die größten Hindernisse gestoßen. Preußen mit seinem steten Annehmen und Nichtannehmen, Mobilisiren und Nichtmobilisiren, Beitreten und Nichtbeitreten, sowie mit seiner traditionellen Liebhaberei für Separatverträge, hat das undankbare Geschäft auf sich genommen, jedes großartige gemeinsame Auftreten des deutschen Bundes (welches, wenn es im entscheidenden Momente erfolgt wäre, der Weltlage eine andere Wendung hätte geben können) von vornherein deßhalb unmöglich zu machen, weil es eben nicht möglich ist, daß Preußen dabei allein an der Spitze steht. Die Nachwelt wird vielleicht mit Ueberblick der gesammten preußischen Geschichte

milder als die Gegenwart über diese Dinge urtheilen, da letztere zu schmerzlich von den nachtheiligen Folgen dieser Politik berührt wird. Sie könnte dermaleinst sagen: Preußen mußte den Principien gemäß, die ihm seinen Ursprung gegeben und an denen es groß geworden ist, gerade so handeln, wie es gehandelt hat. Im Zwiespalte Deutschlands geboren, mußte es aus Besorgniß, daß Oesterreich durch einheitliches Zusammenstehen noch mächtiger würde, instinktmäßig dem entgegen seyn; Preußen bestand durch den Dualismus, es mußte ihn so lange als möglich zu erhalten suchen; Preußen bedurfte daher stets des übrigen Deutschlands für seine Großmachtsstellung und mußte sich bemühen, das durch seine außerdeutschen Länder in dieser Bedeutung gesicherte Oesterreich, soviel nur möglich, von Deutschland auszuschließen.

Mit diesen Betrachtungen haben wir uns nur scheinbar von unserm Ziele entfernt. Der deutschen Politik Oesterreichs stehen nicht allein die so eben angedeuteten Hindernisse im Wege, oder um es anders und mit bestimmter Rücksicht auf unser Thema auszudrücken: die Neugestaltung der Rechtsstudien konnte wesentlich dazu dienen, die deutsche Politik Oesterreichs zu fördern. Um uns deutlicher zu erklären, sei uns ein flüchtiger Blick auf die Vergangenheit gestattet. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Vorgänge seit Anfang dieses Jahrhunderts, namentlich die Auflösung des deutschen Reichs, wo Oesterreich sich von dem ganzen übrigen Deutschland so schnöde verlassen sah, in vielen Gemüthern im Kaiserstaate den Gedanken wach gerufen und erhalten haben: Oesterreich braucht das übrige Deutschland oder — um noch specifischer zu sprechen — braucht Deutschland nicht. Die Folgen dieser sehr verzeihlichen Ansicht, der doch nur ein sehr geringer Wahrheitstheil beigemischt ist, haben sich ganz besonders auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft geltend gemacht und durch dieses wesentlich zur Isolirung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland mitgewirkt. Auf dem Gebiete an-

derer Disciplinen, wie z. B. der Naturwissenschaften, war ein solcher Particularismus, wie er dort eintrat, gar nicht möglich: die Bande des deutschen Reichsstaates waren zerrissen, mit der Vergangenheit wurde gebrochen und eben daraus zog auch jene durch pseudo-philosophische Systeme getragene Ansicht kräftige Nahrung, jene Ansicht, daß man das frühere Recht, welches nicht nur auf jenem Verbande, sondern auf der Gemeinsamkeit der Abstammung und der Schicksale beruht, nicht mehr brauchen könne. Unter diesen Umständen blieb die deutsche Rechtswissenschaft für Oesterreichs Juristen eine terra incognita und verlor insbesondere die deutsche Geschichte für sie alles Interesse. Je mehr nun die natürliche Verbindung wieder hergestellt wird — wozu eben mit den neuen Maßregeln ein großer Schritt gethan ist — desto mehr wird auch jenes dem Einflusse Oesterreichs in Deutschland so hinderliche Vorurtheil schwinden. Oesterreich will und braucht keine Eroberungen von Territorien, auf diesem Wege aber würde es eine große geistige Eroberung machen, die es braucht und — wir wünschen es — will.

So wären wir auf dem Wege dieser Betrachtungen schon auf dem Gebiete der äußeren Politik Oesterreichs angelangt; führte es nicht zu weit ab, so verweilten wir noch gern bei der Schilderung der unberechenbar großen politischen Vortheile, die es hätte, wenn in Oesterreich solche Bildungs-Anstalten erständen, welche, von den Fesseln des Particularismus befreit, die studirende Jugend Deutschlands auch hieher riefen, wie sie nach den preußischen Hochschulen zieht. Diese Vortheile würden selbst jenen weit übersteigen, daß stets noch Oesterreichs siegreiche Fahnen einen nicht unbedeutenden Theil des deutschen Adels um sich versammeln. Ja, wir glauben es aussprechen zu dürfen, daß damit einem Verlangen vieler Oesterreich wohlgesinnten Herzen in Deutschland entgegengekommen würde.

Doch verlieren wir nicht die Gegenwart aus dem Auge,

welche durch den Tod des Kaisers Nicolaus von Rußland eine so ganz unerwartete Gestalt angenommen hat. Was werden die Folgen dieses überraschenden Ereignisses seyn? bekommen wir nunmehr den gewünschten Frieden? bieten die jetzigen Verhältnisse Rußlands und die von diesem Staate seit Peter dem Großen verfolgte Bahn die Garantie eines dauerhaften Friedens? wird dieß, wird das geschehen? Alles ist so sehr Frage geworden, daß man zu fragen nicht aufhören möchte. Obwohl diese Blätter, wie bereits Mancher, der die früheren Bände wieder aufgeschlagen hat, bemerkte, ein gewisses Glück in ihrer politischen Voraussicht gehabt haben, so wäre es jetzt Vermessenheit, sich zur Beantwortung auch nur einer jener vielen Fragen anschicken zu wollen. Nur Eine scheinbar sehr triviale Antwort läßt sich auf die Frage: was wird geschehen? geben, die: der Wille Gottes! Diese Antwort, mit welcher die Responsabilität der Individuen nicht aufgehoben wird, theilt mit andern Wahrheiten das Schicksal, daß sie, weil sie so selbstverständlich ist, eben deßhalb so häufig ganz außer Betracht gelassen wird. Die jüngsten Ereignisse lassen dieselbe aber doch auf eine sehr auffallende Weise vor die Augen treten. Alle möglichen politischen Berechnungen, die man noch vor wenigen Tagen machte, sind auf einmal in Frage gestellt; Gott war es, der einen großen Strich durch das ganze Rechnungsconcept gemacht hat. Er hat den Mann, der, neben wenigen Andern, an der Spitze der Weltangelegenheiten stand und diese in gewisser Weise zu leiten schien, vor seinen Richterstuhl berufen, damit er Rechenschaft gebe über sein Wollen und sein Thun. In vollster Anerkennung der großen Eigenschaften, mit welchen der mächtige Herrscher geschmückt war, wünschen wir ihm aufrichtigen Herzens einen gnädigen Richter; für ihn sind jetzt alle Weltbegebenheiten Eine große Privatsache geworden. Der ihn auf den Thron Rußlands berief und wiederum von demselben abrief, hat aber eben damit der Welt gezeigt, daß Er der Weltregierer

sei, daß Er die Politik mache, die Menschen aber nur Werkzeuge in seiner Hand seien. So weit wir auch entfernt sind, den Weg zu billigen, welchen Kaiser Nikolaus gegangen war, so ehren wir doch um nichts weniger den Schmerz, welcher die Herzen des russischen Volkes bei dem Hinscheiden seines — wir dürfen wohl sagen — größten Herrschers, so wie derer, die ihm in irgend einer Weise nahe standen, durchschneidet.

Wenn wir nun auch nicht vermögen, in dem Dunkel, welches die Weltlage umgibt, irgend einen sichern Anhaltspunkt zu gewinnen, so scheint sich uns dennoch die Aussicht eröffnen zu wollen, daß durch das an sich tragische Ereigniß die Stellung Rußlands zu dem übrigen Europa klarer werden wird. Wir glauben, daß die große Persönlichkeit des dahingeschiedenen Kaisers Vieles Vielen verhüllt hat, was jetzt offenbar werden wird; es wird sich zeigen, was Kaiser Nikolaus war und was Rußland ist. Insbesondere scheint uns die Stellung Oesterreichs eine minder schwierige geworden zu seyn; es kann jetzt um so ruhiger den Weg seiner besonnenen Politik fortgehen, und die Fragen an alle Unentschiedenen bestimmter formuliren. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß Preußens Stellung eine schwierigere geworden ist, deßhalb nämlich, weil es, was es bisher so sorgfältig vermieden hat, thun muß, nämlich — sich entscheiden. Bisher hat seine Politik nicht sehr zur Entwirrung der bedenklichen Verhältnisse beigetragen, und selbst das neueste Beispiel von Frontmachen und Nichtfrontmachen gegen Frankreich läßt immer wieder dasselbe Spiel erkennen. Auf diesem Wege kann der Krieg vielleicht hinausgeschoben, ein wahrhafter Friede aber nicht erzielt werden. Frieden scheint zwar alle Welt zu wünschen, und wir glauben für den Augenblick Rußland am allermeisten, in der Hoffnung oder lieber Selbsttäuschung, daß die Coalition, welche der Krieg nur noch befestigen würde, im Frieden vielleicht durch geschickte diplomatische Manöver gelöst werden könnte.

XXXVI.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

VII.

Die Revolutionspartei und der Allianztraktat.

Wenn die Propaganda Mazzini's zunächst durch den Protestantismus, der ihr hilfreich den Arm leiht, ihr lang ersehntes Ziel zu erreichen sucht, so läßt sie es auf der andern Seite auch nicht an direktem Eingreifen und unmittelbaren Manifestationen fehlen, die bereits zu den vielfachsten Ruhestörungen geführt haben. Mazzini betrachtet die „evangelischen Missionäre" eben nur als untergeordnete Handlanger, die erst durch seine allordnende und dirigirende Thätigkeit ihre rechte Stellung erlangen müssen; er ist aber fortwährend bemüht, zu zeigen, daß er noch großen Einfluß, noch eine mächtige Partei hat, daß er als incarnirte Providenz noch wacht über die Geschicke Italiens, und nur den rechten Moment erharrt, seine große socialreformatorische Idee zu verwirklichen. Damit seine Anhänger nicht einschlafen, nicht ihre Energie verlieren, müssen sie in fortwährenden Aufstandsversuchen sich einüben, und ihre praktische Fertigkeit in den Kunst- und Dolchgriffen der Revolution zu steigern

bemüht seyn; dabei die Gegner entmuthigen und erschrecken, verwirren und ängstigen, und in jeder Art von Demonstrationen der Welt glaubhaft zu machen suchen, es sei wirklich die Mehrzahl der Italiener, die nur von Mazzini's Idealen das Heil und die Wohlfahrt Italiens erwartet. In der Schweiz hat der Diktator wenigstens für einen großen Theil des Jahres sein Hauptquartier aufgeschlagen; seine Vorposten haben in Sardinien festen Fuß gefaßt; seine Recognoscirungsmannschaft ist durch die ganze Halbinsel vertheilt; und bereits haben mehrere kleine Treffen — nach seiner Art den Krieg zu führen — stattgefunden, die seine Söldner ermuthigen, einüben und auf größere Thaten vorbereiten sollen.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die sardinischen Blätter vorzugsweise es sind, die am meisten Aufschlüsse über die strategischen Plane und Machinationen des großen Revolutionschefs enthalten, die ungehindert die Blut- und Brand-Proklamationen desselben veröffentlichen, commentiren und als „Ergüsse des hochherzigsten Patriotismus" verherrlichen. Insbesondere übt Mazzini's eigentliches Organ, „Italia e popolo", einen großen moralischen Einfluß auf die radikale und ministerielle Presse, und durch diese auf die Klubs in den Kaffees, deren Losungswort die „dritte Erhebung Italiens" seit den Niederlagen von 1849 verblieb. Unaufhörliche Aufstandsversuche in allen Theilen der Halbinsel, lehrte der ehemalige Republikpräsident von Venedig Manin, unter Beifallsruf der radikalen Journale, müssen zuletzt alle Tyrannen Italiens überzeugen, daß ihre Zeit vorüber und der Gedanke, der das „Volk" begeistert, durch keine Macht mehr zu unterdrücken ist. Gerade Sardinien ist aber der vorzüglichste Schauplatz dieser „präliminären Erhebungen", weil man hier ungestraft am meisten zu wagen im Stande ist, weil alle diese Bestrebungen hier vielfachen Anklang bei den zahlreichen Flüchtlingen finden, welche durch ihre erworbenen Aemter und Würden, durch die Kammer und durch die Presse gewaltigen

Einfluß errangen, und weil die Gewalthaber zur Schonung gegen eine Partei genöthigt sind, ohne deren Beistand sie ihre Posten schon längst hätten aufgeben müssen. So haben fast jedes Jahr seit 1850 solche Ruhestörungen statt gefunden; im März, April, Mai und Juli 1854 traten sie bereits nicht mehr vereinzelt, sondern gleichzeitig an verschiedenen Orten und nach getroffener Verabredung hervor.

Die Unruhen in Parma waren von mehreren theils gleichzeitigen, theils unmittelbar darauf folgenden Unordnungen in den sardinischen Staaten begleitet. Mehr und mehr stellte sich heraus, daß der Mordanfall auf den Herzog von Parma (27. März v. Js.) politischen Motiven und der Partei Mazzini's zuzuschreiben ist *); die radikale Presse in Piemont verbarg nur theilweise und mühsam ihren Jubel über diese neue Schandthat; die „Unione" und „Opinione" hatten nichts Eiligeres zu thun, als sie den Jesuiten zur Last zu legen; die „Gazzetta del popolo" frohlockte offen über den Mord, und spottete der im ersten Bulletin des deutschen Leibarztes ausgesprochenen Hoffnung auf Wiedergenesung des schwer verwundeten Fürsten. Der nachherige Mordanfall auf den Untersuchungsrichter Gabbi (14. Juni) ward allgemein der Rache der Mazzinisten beigelegt; Jener hatte schon vorher Drohbriefe erhalten, da er den Prozeß über die Ermordung des Herzogs sehr eifrig und gewissenhaft instruirte. Gleichzeitig mit dem Attentate auf den verhaßten Bourbonen kam man an mehreren Orten des subalpinischen Königreichs einer neuen mazzinistischen Conspiration auf die Spur; viele Verdächtigen wurden verhaftet, und zwar, wie man allgemein im Publikum glaubte, auf Andringen der französischen Gesandtschaft. Am 27. April 1854 berichtete die „Gazzetta uffiziale" von Verona, in der Provinz Brescia sei ein gewisser

*) Vergl. Staatsanzeiger f. Würtemb. „vom Po" 30. März und 2. April 1854.

Giuseppe Grioli aus Mantua, Agent der Revolutionspartei, mit eigenhändigen Briefen von Mazzini und Kossuth arretirt worden; in einem derselben sei die bevorstehende Ankunft Garibaldi's, des Feldherrn der ehemaligen römischen Republik, auf italienischem Boden gemeldet. Am 8. Mai traf nun wirklich das Schiff „Republik“ im Hafen von Genua ein, an dessen Bord sich Garibaldi befand, der sogleich von seinen dortigen Gesinnungsgenossen mit lautem Jubel begrüßt ward; auch die thätigen Revolutionshäupter Nic. Tommaseo und Antonio Manzoni fanden sich dazu ein; man behauptete sogar die Anwesenheit des Diktators Mazzini, der von der Schweiz hieher geeilt sei. Die Conservativen wurden darüber um so mehr in lebhafte Unruhe versetzt, als man schon seit vierzehn Tagen an der ligurischen Küste allgemein von einem bevorstehenden Handstreiche der Mazzinisten gesprochen; aber die Minister, die in nichts die herrliche Freiheit stören wollten, ließen den Exgeneral sammt seinen Begleitern ruhig an das Land steigen. Bald nach Garibaldi's Ankunft in Genua, am 13. Mai, erschien ein anderes, wie man sagte, von Malta angekommenes Schiff bei La Spezzia zwischen Santa Croce und Monte Corvo, und schiffte 300 theilweise geladene Gewehre, viele Bajonette, Pistolen und sonstige Waffen aus; auf den Kisten standen die Anfangsbuchstaben G. M. (Giuseppe Mazzini); auch 60 bis 70 bewaffnete Individuen waren bereits an das Land gestiegen, als Carabinieri und Soldaten erschienen, welche die Ausschiffung der übrigen „fazinorosi“ verhinderten. Das Schiff ward genöthigt, sich zu entfernen; an 150 Gewehre wurden sequestrirt, bei Sarzana und Lerici über 12 der Ausgestiegenen verhaftet, während die übrigen in die Gebirge entflohen. Niemand zweifelte, daß die Ausschiffung dieser Leute mit Garibaldi's Ankunft in Verbindung stand. Die Gelandeten sollten sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit einigen Flüchtlingen von La Spezzia vereinigen, die auf dem Landwege sich zu ihnen hätten begeben sollen, was aber

vereitelt ward. Die Nationalgarden der Umgegend verfolgten, in großer Entrüstung über die nie ruhenden Mazzinisten, die ausgeschifften Flüchtlinge; mehrere der Festgenommenen wurden sogleich als Theilnehmer an den Unruhen von Sarzana im Sept. 1853 erkannt; ein Kriegsdampfer lief aus dem Hafen von Genua mit drei Compagnien Scharfschützen aus; auch die anfangs müssige Polizei kam in Bewegung, in Genua, Turin und Chiavari wurden mehrere verdächtigen Emigranten verhaftet. Eine weitverzweigte Verschwörung schien glücklicherweise vereitelt; mehrere Kisten von Munition, die man auffing, waren auch für Parma und Modena bestimmt *).

Während so Garibaldi's Handlanger verfolgt wurden, feierte der Held selbst unangefochten neue Triumphe. In Genua ward eine Subscription eröffnet, um dem verdienstvollen General, dem „eroe di Velletri" eine Ehrenmedaille zu prägen, ihm, der schon 1849 von den Piemontesen mit einem Ehren-Degen ausgezeichnet worden war. Boshafte Gegner des Helden bemerkten, die Medaille müsse doch von der Größe seyn, daß man den ganzen Lobartikel der „Gazzetta Piemontese" vom 17. August 1848 auf den großen General darauf eingraviren könne. Dort ist die Rede von den 7000 Franken, die er in dem heute noch seiner mit Schrecken sich erinnernden Arona „gerettet", von der Großthat, mit der er drei Geißeln niederschießen ließ, von seinem zuchtlosen Commando, seinen vielfachen Räubereien, Vertragsverletzungen u. s. f. Nachdem aber Garibaldi in Genua die Ovationen der Italianissimi empfangen und mit seinen Freunden Rath gepflogen, begab er sich am 20. Mai nach Nizza, wo er ein bequemes Land-Haus bezog und wenig darüber bekümmert schien, daß die

*) Vgl. Staatsanzeiger f. Würtemb. vom Po 18. und 19. Mai; — Turiner Corresp. der Allg. Ztg. 17. Mai; — Civiltà cattol. 3. und 17. Juni 1854.

Behörden mit Arresten und Haussuchungen viele Freunde der italienischen Sache fortwährend belästigten, und gegen die Theilnehmer an dem verunglückten Unternehmen von La Spezzia den Prozeß einleiteten. Jener Versuch fiel gerade in die Zeit, in der man das Anniversarium der Constitution mit dreitägigen Festlichkeiten beging. Die Demagogie weiß nur zu gut, daß ihre Zeit herannaht und Alles zur Aerndte reif ist; die „Italia e Popolo" sah in jenem Attentate, sowie in dem gleichzeitigen Fortziehen so großer Heeresmassen aus dem Westen in den Orient die Anzeichen einer mit Riesenschritten herannahenden schöneren Aera. Die von Emigranten redigirten Journale tadelten weniger den tollen Versuch der Mazzinisten, als den Umstand, daß der brauseköpfische Exdictator sogar der constitutionellen Regierung Sardiniens neue Verlegenheiten bereiten zu wollen scheine. Das vorgenannte Organ Mazzini's, sowie der gleichgesinnte „Goffredo Mameli" suchten ihre Anhänger zu ermuthigen, und verkündigten, ein Hr. Saunders, „Generalkonsul der vereinigten Staaten in London", habe erst kürzlich für die italienischen Republikaner 150,000 Flinten und viele tausend Pistolen abgesandt u. s. f. Die Hoffnungen der Radikalen wurden im Juni immer kühner, und schon sprach man, wie der Allgemeinen Zeitung am 26. Juni aus Turin gemeldet ward, von der Entdeckung einer neuen mazzinistischen Verschwörung. In ganz Italien ward von den Radikalen eine sehr lebhafte Correspondenz gepflogen, und im Juli brach ein neuer Tumult in Parma aus.

Vor diesem Aufstandsversuche (21. Juli) hatten die Demagogen ihren Anhängern vorgespiegelt, Genua habe sich gegen die Regierung erhoben, Garibaldi komme mit 6000 Mann zu Hilfe, tausende von desertirten Ungarn seien von der Lombardei gegen Parma im Anzug; jetzt dürfe man nicht länger unthätig bleiben. Während man aber in Parma die Insurrektion der Genuesen und das Herannahen Garibaldi's als sichere Thatsache ausgab, schrieb die „Maga" von Genua,

daß die Parmesaner mit vollkommenem Erfolge nicht nur in der Hauptstadt, sondern im ganzen Herzogthume die Waffen ergriffen, Rom sich gegen die von der Cholera decimirten Franzosen erhoben habe, in der Lombardei ernsthafte Bewegungen bevorständen, und ein Hilfsheer von Parma aus gegen Genua vorrücke. Es fehlte hier und dort nicht ganz an exaltirten Schwindlern, die das Alles glaubten. Als aber der Aufruhr in Parma unterdrückt war, erklärte die „Unione" des Bianchi-Giovini denselben für unzeitig und ungelegen, ja für „ein Werk der — österreichischen Polizei"; sicher wäre er aber, falls die „Erhebung" gelungen, ein „Werk Italiens" gewesen; denn nur was mißlingt, hat die „österreichische Polizei" auf sich. Als dann am 5. August der Kriegs-Rath zu Parma fünf an dem Complott betheiligte Republikaner zum Tode verurtheilte, und das Urtheil nach der Begnadigung des Barilla an vier derselben vollzogen ward, fanden die sardinischen Wühlerblätter Anlaß zu neuen Agitationen und Drohungen gegen die Regierungen, deren volle Abolition die „Gazzetta del popolo" vom 24. August als nahe in Aussicht stehend verkündigte, da Oesterreichs Sturz sehr bald zu erwarten sei. In Genua suchte man auch, obschon vergebens, die Cholera zu Aufständen zu benützen; ein mazzinistisches Amulett mit der Inschrift: „Gott und das Volk", sollte das beste Präservativ gegen die gefürchtete Krankheit seyn. Der zornschnaubende „Goffredo Mameli" brauchte einen für die Patrioten sehr ehrenvollen, aber sicher mit allem Rechte angewandten Vergleich zwischen diesen und den Straßenräubern, und brachte (Num. 46) den Wunsch vor: „Möchten doch die Italiener endlich einmal den Muth der Banditen hegen, die dem Tode auf hohen Felsen und in Wäldern trotzen, flüchtig ohne Obdach leben — Alles für ein bischen Geld! Möchten sie doch ebenso viel thun für das Vaterland!"

Die Waffensendungen zwischen Sardinien und der Schweiz dauerten den Sommer und Herbst 1854 fort. Die „Voce

della libertà" berichtete am 18. October, der Senator Plezza habe in die Schweiz eine bedeutende Zahl von Flinten spedirt, die Schweizer-Polizei aber deren Sequestration in Arona veranlaßt, und zwar in der Besorgniß, sie möchten für eine Conspiration gegen Oesterreich bestimmt seyn; der Minister des Aeußeren Da Bormida habe daher in Bern über dieses Verfahren seine Beschwerde vorbringen lassen. Auch klagt man bitter, daß seit jener Zeit die schweizerischen Polizeibehörden viele dort mit sardinischen Pässen reisende Personen nach Piemont zurückschicken, daß namentlich der Advokat Romagnoli aus Alessandria von Soldaten an die sardinische Gränze geleitet ward, worüber die „Democrazia" (Nr. 161) berichtete. Das Fahnden auf Saffi und Mazzini aber war freilich nur bloßer Schein; ungehindert genoß der Diktator, wie in England, so auch einige Zeit in der Schweiz das Asyl *), und wenn seine Gehilfen von 1833, 1836 und 1849 einigemal die Velleität, ihn zu verrathen, durchblicken ließen, so wurden sie dafür in seinem piquanten Briefe derb gebrandmarkt. Mazzini hat von den schweizerischen Bundes-Räthen ebenso wenig zu fürchten, als von den sardinischen Ministern, die seiner Partei so Vieles zu danken haben und sie keinen Augenblick entbehren konnten, die auch lange sie heimlich begünstigt, ihr zu liebe selbst die Gerüchte von kriegerischen Vorbereitungen auf die „riscossa" verbreitet, und selbst da, wo sie unverweigerlich mußten, nur mit der zartesten Schonung ihr entgegentraten.

Am 18. Nov. 1854 ward der Prozeß gegen die Theilnehmer an dem Attentate von La Spezzia beendigt, als dessen Leiter man den vom Kriegsgerichte zu Modena früher schon verurtheilten Demagogen G. Ricci, dann Piva, Simoni, Orsini und mehrere Andere nannte. Das Obertribunal zu

*) Schweizer-Correspondenz der Civiltà cattolica vom 7. Oct. 1854; — Staatsanz. f. Würtemb. vom Po 23. Nov.

Genua verurtheilte neun der Angeklagten zu dreijährigem, den G. Ricci zu vierjährigem Gefängnisse — ein äußerst mildes Urtheil im Anbetrachte der vorhandenen Beweise und der aus dem Prozesse hervorgehenden Thatsachen, noch mehr in Rücksicht auf die ganz damit contrastirende Strenge, mit der man arme, von Noth getriebene Insurgenten des Landvolks vielfach behandelt hat! Unter den Prozeßakten befand sich auch eine von Mazzini selbst unterzeichnete „Istruzione del condottiero della banda nazionale Nr. 2“, die das Plündern und Rauben, besonders von öffentlichen Kassen gestattete, jedoch keinen allgemeinen Terrorismus für wünschenswerth erklärte; es ergab sich ein von Mazzini geleitetes, weitverzweigtes Complott, das die Sicherheit des Landes auf das stärkste bedroht, und noch lange nicht völlig desorganisirt ist. Gleichwohl suchten die Behörden die Sache als unbedeutend und keine Besorgnisse erregend darzustellen; in einem Augenblicke, wo man allgemein bitter über die unzureichenden Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, über das Ueberhandnehmen der Raubanfälle auf den Straßen und der Einbrüche in Wohnungen klagte, fand man in allen diesen Vorgängen keinen Anlaß, energisch für die Ruhe der Bürger und die Abwehr neuer anarchischen Tumulte Vorkehrungen zu treffen; man hatte ja am 8. Juli 1854 ein neues „Sicherheitsgesetz“ gegeben, seit 1848 bereits das vierte, das aber bald sich ebenso unzulänglich erwies, als die vorhergehenden, von denen Mellana am 24. Mai es selbst gestand*). Sogar die „Opinione“ meinte (Nr. 221), es sei nothwendiger, als Convente aufzuheben, daß man sich einmal auch in der That der öffentlichen Sicherheit annehme. Ratazzi selbst aber sagte in einem Circular an die Fiskaladvokaten**): „Die Attentate gegen das Eigenthum, besonders auf dem Lande, sind

*) Atti del Parlamento Nr. 222, p. 815.

**) Ami de la religion 26. Sept.; Civiltà cattol. 7. Oct. 1854.

in unserem Staate ein so ausgebreitetes und tiefeingewurzeltes Uebel geworden, und geben täglich soviel Grund zu Klagen, daß die Regierung ihren wesentlichsten Pflichten nicht nachkäme, wollte sie es vernachlässigen, ihren Beamten aller Grade jene Kraft und jene Energie des Handelns einzuschärfen, die in der That nöthig ist, um eine schnelle und heilsame Hilfe zu sichern." Natürlich kannte Ratazzi bei diesem für die jetzige Verwaltung so demüthigenden Geständnisse die Kraft seines eigenen Beispiels ebenso wenig, als die wahren Quellen, die intellektuellen Urheber und Beförderer der fortgesetzten Räubereien und die richtigen Mittel dagegen; von seinem Circular ließ sich auch nicht der geringste Erfolg verspüren. Die „Voce della libertà" schrieb am 16. September: „Es schmerzt uns sehr, der Regierung stets die alten Klagen bezüglich des öffentlichen Sicherheitsdienstes wiederholen zu müssen; aber das allgemeine Wohl erheischt es dringend, daß wir nicht eher zu rufen aufhören, bis die fortwährenden Diebstähle und die täglichen Aggressionen einmal aufhören." Von Turin meldeten die Blätter im November wiederum zahlreiche Einbrüche; der „Lomellino" von Vigevano und andere Blätter gaben ihre Klagen nicht auf. Eine königliche Verordnung setzte in Ausführung des obengenannten neuen Gesetzes die Errichtung einer neuen, überaus freigebig bezahlten Sicherheitswache fest, was die Bürger Turins zu der Aeußerung veranlaßte: „Wenn Geld und Papier ausreichen, die Sicherheit der Stadt zu verwirklichen, dann sind wir freilich bestens geborgen." Die zahlreichen Arbeitervereine, die offenbar mit den Revolutionscomités conspiriren, wie der Prozeß von La Spezzia ebenfalls herausstellte, erlitten nicht die mindeste Beschränkung.

Bei Durchführung des Grundsatzes, es sei besser den mazzinistischen Umtrieben den Anstrich des Lächerlichen und Irrelevanten zu geben, als der Freiheit Martyrer, befindet sich natürlich der Anhang des großen Revolutionscomités sehr

wohl, und läßt sich leicht zu immer neuen Wagestücken bewegen. Erst im December 1854 kam man wieder einer Conspiration auf die Spur, wozu die Aufklärungen, die man durch die Untersuchung des letzten Attentats gewann, Vieles beitrugen; aber man ließ ungehindert die Proklamationen Mazzini's verbreiten und seine Agenten das Land durchstreifen. Russische und mazzinistische Emissäre begegneten sich allenthalben; es erfolgten zwar mehrere Ausweisungen, aber meist, nachdem man lange dem Treiben zugesehen und nur weil die Rücksichten auf dadurch beunruhigte Nachbarn ein solches Einschreiten geboten. Sonst aber hat nirgends in Italien die Großmacht Revolution in dem Maße ihre Macht zeigen können, als es in Sardinien der Fall war.

Die russischen Sympathien, die der an Englands Uebergewicht gescheiterten Mission Orloff's entgegenkamen, sprachen längst bei den Radikalen sich offen aus. La Cecilia in der „Voce della libertà“ (5. Dec. v. Js.) wünschte den Russen einen glänzenden Sieg über die verhaßte Trias von Oesterreich, England und Frankreich, namentlich weil Napoleon III. der Beschützer des Papstes ist und Oesterreich der Erbfeind der italienischen Freiheit. Sogar im Parlamente sprach Brofferio am 2. Dec. seine Desiderien bezüglich einer völligen Niederlage der Alliirten unumwunden aus. Bei dem angekündigten Durchzug eines französischen Kavallerieregiments, dem man einen festlichen Empfang bereiten wollte, ergoß die „Gazzetta del popolo“ und die ihr verwandten Organe am 11. Dec. ein Meer von Schmähungen über die Schergen, die über die Leichen der italienischen Patrioten hinschritten, und forderte zu deren öffentlicher Verhöhnung auf; die Schmutzblätter wurden confiscirt, die Demonstration selbst ward wenigstens versucht *). Inzwischen kam der Allianz-

*) An mehreren Orten wurden die französischen Soldaten ausgezischt.

Traktat mit den Westmächten nach langen Verhandlungen wirklich am 26. Januar 1855 zu Stande; Piemont verpflichtete sich zur aktiven Theilnahme an dem Kriege im Orient, und England versprach ihm ein neues Anlehen von fünfzig Millionen zu verschaffen. Die gesammte Journalistik und das Tagsgespräch kritisirten den Vertrag in der verschiedensten Weise; Niemand war ganz davon befriedigt*). Die Conservativen hielten es für beklagenswerth, daß Piemont sich nicht direkt an Oesterreich angeschlossen, da seit den letzten Jahrhunderten alle Allianzen mit Oesterreich dem Lande vortheilhaft, die mit Frankreich in der Regel verderblich gewesen seien, während die Revolutionäre darin eben die Verbindung mit dem verhaßten Oesterreich verabscheuen, Andere absolute Neutralität verlangen. Ferner fürchten die Conservativen, das jetzige Kabinet wolle durch den Vertrag sich inamovibel machen, und andere tüchtige Staatsmänner würden völlig abgeschreckt, die Erbschaft desselben zu übernehmen. Dem Ministerium, sagte man weiter, sei eben nur das neue Anlehen die Hauptsache, das bei seiner heillosen Finanzwirthschaft, welche die Budgetverhandlungen im letzten December neuerdings in ihrer Blöße gezeigt**), ihm unentbehrlich scheine; dafür opfere man seine Soldaten, dafür rui-

---

die Mauern und Bäume auf dem Wege paradirten mit revolutionären Inschriften. Unter die Soldaten schleuderte man gedruckte Manifeste in französischer Sprache voll der rohesten Schmähungen. Civ. catt. 17. Febr.

*) Civiltà cattol. 20. Jan. und 3. Febr. 1855. Staatsanz. f. Würtemb. vom Po 25. Jan.

**) Der Marschall della Torre sagte am 19. Dec. 1854 im Senate: que en égard de la population respective de chacun des états d'Europe notre pays est un de ceux, qui supportent la plus lourde dette et qu'en même temps il doit faire face aux plus fortes impôts.



nire man die commerciellen Interessen des Landes. In der That haben auch die genuesischen Kaufleute, sowie die anderer Städte eine Denkschrift gegen das Offensiv- und Defensiv-Bündniß eingereicht. Es sei lächerlich, wenn das von einem Ausländer (Farini) redigirte „Piemonte" den Mund voll nehme mit der Phrase, auch Sardinien werde jetzt in dem zu erwartenden Friedensconseil seinen ruhmvollen Platz einnehmen, die gesammte Bevölkerung sei voll Jubel über dieses glückliche Ereigniß, und die nach dem Orient abgehenden 15,000 Piemontesen unter dem General La Marmora würden neuen Glanz und neuen Ruhm dem Lande erwerben.

Am rührigsten agitirte die Partei Mazzini's gegen den „antinationalen Vertrag" mit den Westmächten; sie verbreitete zahlreiche Brandschriften und Proklamationen an Offiziere und Soldaten des Inhalts, sie sollten sich weigern, für eine solche vaterlandsverrätherische Sache zu kämpfen. Auch an die Kammermitglieder wandte sich die Partei, und verlangte entschiedene Verwerfung dieses Bündnisses *). Die Behörden traten seit dem December entschiedener gegen die Revolutionäre auf, zahlreiche Verhaftungen erfolgten; auch der Herausgeber des mazzinistischen Blattes „Goffredo Mameli", das seitdem zu erscheinen aufhörte, ward festgenommen. Mazzini und seine Freunde sahen nur zu gut, was der Vertrag zu bedeuten habe, welche Rolle dabei ihr Hauptfeind Napoleon III. gespielt, welche veränderte Stellung demnach die jetzigen Gewalthaber ihnen gegenüber einzunehmen genöthigt seien. Mazzini's Erklärung in der „Italia e Popolo" spricht sich dahin aus, nun sei das Band zwischen ihm und Cavour völlig zerrissen, er wisse nun, woran er sei. Neue, auf ganz Oberitalien sich erstreckende Agitationen der Revo-

*) Vgl. die Turiner Correspondenz vom 23. Jan. in der Allg. Ztg.

lutionspartei knüpften sich an seine Erklärung; Vorbereitungen zu entscheidenderen Schlägen wurden allenthalben getroffen; sind nur einmal die 15,000 Mann, sagte man, in der Krim angelangt, so werden diese bald Verstärkungen brauchen; das Land wird von Truppen entblößt und der Sieg ist unzweifelhaft unser.

Beim Abschlusse des Allianztraktates nahm der Minister des Aeußern, Da Bormida, seine Entlassung, nachdem er noch zuvor von der Kälte und Zurückhaltung gegen Oesterreich gesprochen. Valerio's Interpellation über dessen Rücktritt bezeichnete Cavour in der Deputirtenkammer als unzeitig; im Senate erklärte Da Bormida selbst, es habe ihn durchaus keine Divergenz in politischen Grundsätzen von seinen Collegen getrennt, was der Premier bestätigte. Im Publikum ward allgemein und mit Hinweis auf nicht inconcludente Thatsachen behauptet, das Bündniß mit den Westmächten sei der Grund seines Ausscheidens, er habe die Aufhebung des österreichischen Sequesters über die Güter der Emigranten, sowie einige andere mit Hilfe der Westmächte von Oesterreich zu erlangenden Bewilligungen zur Bedingung seines Bleibens gemacht, wovon begreiflicherweise nichts hatte durchgesetzt werden können. Das Gerücht sprach noch von weiteren Modifikationen im Kabinet, und selbst die Freunde des Ministeriums schienen daran zu glauben; Bianchi-Giovini hatte schon am 19. Dec. v. Js. dem „an Kleinmuth hinsterbenden" Kabinet Cavour-Ratazzi eine Grabschrift gesetzt. Aber im Gegentheile glaubte Cavour nur eine festere Stellung erlangt zu haben und diese behaupten zu können, nöthigenfalls mit Aufopferung seines Freundes Ratazzi und seiner Partei, aber erst im äußersten Nothfall. Die halben Maßregeln sollten dem Unentbehrlichen wieder aufhelfen, und im Innern hat er noch freie Hand; einige englischen Staatsmänner sind seine Stütze — eine Stütze freilich, die jetzt unsicherer ist als je; kurz er will sich um jeden Preis und

mit allen Mitteln behaupten — das allein scheint von ihm klar und fest im Auge behalten zu werden *).

Im Parlamente ward der Vertrag von dem größeren Theile der Rechten, wie von der Majorität der Linken heftig bekämpft. Viele Italianissimi zeigten sich indignirt über die Entfernung der Truppen aus dem Lande, die man bei dem neuen „Befreiungskriege“ so sehr vonnöthen hätte, über den indirekten Anschluß an Oesterreich, und die wenig ehrenvollen Bedingungen des Vertrags; Brofferio donnerte dagegen in einer energischen Rede. Viele Mitglieder der Rechten bemerkten, das Ministerium ärndte jetzt die schlechten Früchte seiner Politik, und müsse auf schmähliche Weise den West-Mächten sich preisgeben, ohne auch nur für die materielle Ordnung hinreichende Garantien zu erhalten. Der Artikel 4, welcher bestimmt, daß durch successive Verstärkungen die Zahl von 15,000 Mann stets vollständig erhalten werden soll, sagt man, sei eine der schwersten Auflagen von Blut und Geld ohne gehörige Entschädigung. Das Anlehen in England sei noch demüthigender, man erhalte eben nur Geld gegen eine Hypotheke von 15,000 Soldaten, der Cours sei ganz in Englands Händen. Die wärmsten Anhänger des Ministeriums, besonders Torelli und J. Durando, sprachen entschieden für den Vertrag, und endlich ward im Februar derselbe mit 101 gegen 60 Stimmen adoptirt. Bei dieser Gelegenheit sprach sich Cavour sehr dreist und derb gegen die conservativen Opponenten aus, namentlich gegen seinen früheren Collegen, den Grafen Revel, der darüber den Saal verließ und seine Entlassung einreichte, die er jedoch, vom Premier selbst, wie von der Kammermajorität gebeten, wieder zurücknahm. Cavour's ganzes Benehmen zeigte zum Erstaunen Vieler eine

*) Vgl. Courrier des Alpes 7. Jan. — Deutsche Volkshalle 14. Jan. — Ami de la religion 27. Jan. 1855.

große Mißachtung aller parlamentarischen Formen *). Vielen Gegnern des Kabinets war die russische Censur in der Note des Grafen Nesselrode vom 17. Februar sehr willkommen und wurde zu mannigfaltigen Commentaren benützt. Nachdem auch die Majorität des Senates den Allianzvertrag angenommen und dieser am 4. März ratificirt war, veröffentlichte sogleich die „Gazzetta Piemontese" (4. März) die Kriegs-Erklärung an Rußland, die mit dem Schutze der allgemein europäischen Interessen motivirt wird, und den Vorwurf des Undanks entschieden zurückweist.

Hat aber das anglofranzösische Bündniß die Partei Mazzini's höchlich beleidigt, so hat das Verfahren gegen die katholische Kirche sie wieder einigermaßen versöhnt und beschwichtigt; aus jenem hoffen sie doch noch Vortheil zu ziehen, in diesem haben sie ihn klar vor Augen, und auch die steigende Erbitterung des Landvolks dient ganz in ihre Berechnung. Das, was die Gewalthaber am wenigsten beachten, das hat die Revolution bereits viel besser gewürdigt. Beide aber, die Ministeriellen und gleißnerischen Liberalen, sowie die Mazzinisten und die Vertreter der Einen italienischen Republik, werden sich täuschen; noch wacht ein höheres Auge über die Geschicke der Völker und noch lebt das Volk, das jene geringschätzig außerhalb ihrer Berechnungen stehen lassen, diese vergeblich auf ihre Seite zu ziehen bemüht sind.

*) Ami de la religion 6. und 20. Febr. 1855.



XXXVII.

In den Fasten aus Paris.

Wenn einerseits unsere Kirche, gerade in diesen Zeiten geräuschvollen Strebens nach selbstständiger Erkenntniß der höchsten Dinge, den Kreis ihrer Dogmen enger und enger zieht, sowie deren Natur schärfer und schärfer bestimmt und so dem stolzen Menschengeiste die Bürde der Unterwerfung von Tag zu Tag schwerer macht, gewährt sie dagegen denen, die sich in Demuth ihr hingeben und vertrauen, mit weiser Güte stets mehr Leichtigkeit und Nachsicht. In Frankreich wenigstens hat sie seit bald einem Decennium, ohne sich im geringsten zu verweltlichen, allen Gewohnheiten der Zeit, die mit dem Genius der katholischen Lehre und Kirche nur einigermaßen sich vertragen, die billigste, ja die wohlwollendste Rechnung getragen.

So haben sich die harten Verordnungen, die vor Zeiten den darstellenden Künstlern nach ihrem Tode die Gotteshäuser ganz verschlossen, und während ihres Lebens, wie unbescholten auch ihr Wandel seyn mochte, den Altar zum Genuß der heiligen Sakramente untersagten, nach und nach abgeschleift und dann ganz verloren. Die Leichen der Schauspieler, welche in ihren letzten Augenblicken kein Zeichen störriger Abneigung gegen die Religion sich anmaßten und wenigstens die äußeren Zeichen der Unterwerfung dem sie besuchenden Priester nicht versagten, wurden schon lange,

dem in Frankreich allgemeinen Herkommen gemäß, ehe sie zur letzten Stätte gingen, in den betreffenden Pfarrkirchen vorgestellt, sowie mit dem Segen, den die Kirche bei diesen Gelegenheiten zu spenden pflegt, versehen. Seit einigen Jahren ist es sogar ein in kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Fest für Theaterfreunde, welche diese Art ästhetischer Genüsse mit der Uebung ihrer religiösen Pflichten nicht unvereinbar halten, der Communion beizuwohnen, die in der Kirche Notredame de Bonne Nouvelle die vorzüglichste Künstlerin des mehr der Tugend beflissenen, als in der Poesie glänzenden, doch der Grazie stets huldigenden Gymnase, die Frau des Direktors dieser Bühne, Mad. Montigny, unter ihrem Mädchennamen Rosé Chéry der Welt bekannt, mit unbestrittener Andacht begeht. Die Mitwirkung der dramatischen Sänger und Sängerinnen bei den hier oft ergreifenden Tonmassen der kirchlichen Festlichkeiten, die noch vor kurzer Zeit beanstandet, wenn auch geduldet wurde, begegnet jetzt keinem Tadel mehr, und selbst die rechtgläubigsten Blätter kündigen mit Wohlgefallen die Theilnahme der weltlichen Künstler an den heiligen Ceremonien an.

Auch in diesem Momente, wo sonst die Kirche ihre ganze Strenge entfaltete und von dem weltlichen Arme in der Aufrechthaltung ihrer Edikte nachdrücklich unterstützt ward, zeigt sie, daß, unbeweglich, unerschütterlich in der Hauptsache, sie in den Nebendingen vor der Fahne des Fortschritts nicht zurückscheut. Die Enthaltsamkeitsregeln, wie sie von je bestanden, werden von Neuem verkündet, von Neuem eingeschärft, und der letzte Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris hält den Grundsatz der Entsagung auf manche Genüsse des Gaumens, manche Forderungen des Magens so fest als irgend einer von dessen Vorgängern aufrecht. Aber indem er dem Wesen der Sache unverbrüchlich treu bleibt, läßt er es an gehöriger Rücksicht auf die vorübergehenden Umstände ebenso wenig fehlen. Das ist eben der große Charakter unserer Kirche und ihre Weisheit, daß sie in Anwendung der unveränderlichen Gebote auf die Zeitverhältnisse eine unbeschränkte Oberherrlichkeit sich vorbehielt. Sie vergißt nie, daß sie berechtigt ist zu binden, aber auch befugt zu lösen, und man erkennt ihre Macht ebenso vollkommen durch die gläubige Annahme ihrer Vergünstigungen als durch das willige Tragen der Fasten, die sie auferlegt, an. Wenn

dieß klingt gleichwie Ironie, der hat sich in dem Inneren der Pariser Sitten schwerlich umgesehen; denn Nichts ist auf einer gewissen, eine gute Anzahl von Graden durchschreitenden Höhe der Gesellschaft häufiger, als Personen, welche um Nichts in der Welt die Uebertretung einer kirchlichen Vorschrift sich erlauben und lieber hungern und dürsten, als gegen ein päpstliches oder bischöfliches Wort essen oder trinken würden, aber jede Erleichterung der Abstinenzverfügungen zugleich mit Jubel und mit Demuth willkommen heißen. Diese verwöhnten, verzärtelten Katholiken, diese getauften und, im beschränktesten Wortlaute, gottesfürchtigen Epikuräer sind jedoch die geringste Sorge der Kirche bei den freiwilligen Zugeständnissen, die sie der menschlichen Schwäche und Nothdurft macht. Uebergroße Theuerungen oder vielverbreitete Seuchen sind dringendere Beweggründe zu Maßregeln, welche die Milderung der Kirchenzucht betreffen. So waren in dem Sprengel von Paris vor nicht langer Zeit, der Cholera wegen, während des ganzen Faschings bis zu dem ersten Tage der Fastenzeit die Abstinenzvorschriften zeitweilig aufgehoben und auch die hierauf bezüglichen Anordnungen während der Fasten selbst in einem Geiste auffallender Nachsicht den Bedrängnissen der Epoche angepaßt worden.

Auch in diesem Jahre haben die Pfarrer der Pariser Kirchen Anweisungen erhalten, welche folgsamen und fügsamen Söhnen oder Töchtern der Kirche die Fastenentbehrungen in dem häuslichen Verkehre minder unbequem, persönlich aber minder fühlbar machen. Das Recht auf diese Vortheile ist aber an Bedingnisse geknüpft, die den christlichen Armen sowohl als religiösen Anstalten zu gut kommen. Unter den Letzteren erfreut sich das jetzt den Dominikanern eingeräumte Carmelitenhaus (les Carmes) einer bedeutenden Volksthümlichkeit und selbst in den Theilen der Hauptstadt, die nicht eben im Rufe der Andacht stehen, sieht man mit Sympathie die weißen Gewänder der Predigermönche (frères prêcheurs) vorüberkommen.

Die anderen frommen Spenden, die eine Bedingung der theilweisen oder völligen Entbindung von der besonderen Diät der Fastenzeit sind, fließen den Armen zu, und es ist auch hier bestimmt, daß eine von den diesem Zweck gewidmeten Gaben den Armen der Pfarrei, die der Geber bewohnt, durch Vermittlung der geistlichen

Pfarrbehörde zufließe. Was man sonst noch thun will, ist der freien Verfügung eines Jeden überlassen, und man muß gestehen, daß die Pariser Nächstenliebe von dieser Befugniß den besten und ausgedehntesten Gebrauch macht. Was zur Linderung des Elends hier von den höheren Ständen, sei es durch persönlichen Beistand, sei es durch Unterstützung in Geld oder Natura, und dabei im Namen der Religion geschieht, stellt sich in wahrhaft großartigen Verhältnissen dar, und ist ohne Zweifel mit die schönste Seite des Pariser Lebens. Die studirende Jugend, die in dem Bewußtseyn fremder Völker, in Folge oberflächlicher Touristenberichte, als ausschließlich dem Grisettenunfug und sonstiger Verdorbenheit hingegeben dasteht, betheiligt sich mit einem ansehnlichen Contingente, und zwar unter geistlicher Leitung, an den Anstrengungen, welche hier zu Gunsten der nothleidenden Klassen gemacht werden, mit der größten Energie, und namentlich, so oft die Cholera sich einstellte, waren viele derselben mit unbestreitbarer Opferfreudigkeit, wo es am gefährlichsten aussah, bei der Hand. Ebenso thätig sind die Frauen, und obgleich hier die Heuchelei gar oft in's Handwerk greift und sich das Ansehen einer mildthätigen Dame zu geben Mode geworden ist, so kann doch das ächte und ernste Gute, das durch die Fürsorge des weiblichen Geschlechts zu Wege kommt, schwerlich überschätzt werden. Den Frauen liegen die Hausbesuche der Armen gewöhnlich ob, und Damen, die vor Ihresgleichen in prächtigem Staate einhergehen, die innerhalb des Gebietes ihrer Herrschaft mit aller Bequemlichkeit der heutigen Gesittung umgeben sind, dringen in die scheußlichsten, die widrigsten, ungesundesten Stätten des Elends ein, sei es um verschämte Entblößung aufzusuchen, sei es um die Verwendung der von zuvorkommender Mildthätigkeit gebotenen Mittel zu beaufsichtigen. Das Erstere ist bei dem stolzen Rückhalt, der vielen Individuen in den unteren Schichten der hiesigen Bevölkerung eigen ist, oft unumgänglich nöthig, das Andere wird durch die Verdorbenheit vieler Anderen, welche die unermüdete Sorgfalt wohlthätiger Menschen in mehr als Einem Fall eher fördert als vermindert, zur Nothwendigkeit. So widerfuhr es schon mehr als Einer der frommen, emsigen Armenpflegerinnen aus meiner Bekanntschaft, daß sie bei einer Haushaltung, mit deren Unterstützung sie beauftragt war, um nach den Bedürfnissen derselben zu sehen, einkehrte, und



da Vater, Mutter, wie die ganze Kinderschaar an speisenschwerer Tafel sitzend das Aufgetragene, worunter mancher Leckerbissen, wie Braten und Backwerk, mit genußreicher Miene verzehren sah. Daß einer solchen Vergeudung der zur Abhilfe der dringendsten Noth dargebotenen Almosen, deren Betrag allem Anschein nach durch die Erträgnisse von vereinzeltem Haus- und Straßenbettel bedeutend anschwoll, stets ein schleuniges Ende gemacht wird, das versteht sich von selbst. Man kann sich denken, daß die wohlthätigen Gesellschaften und Personen, die von dem christlichen Gebote der Nächstenliebe sich leiten lassen, häufig ihre milden Gaben an Bedingungen knüpfen, die in einem christlichen Wandel und in Zeichen christlicher Gesinnung bestehen. Ich will nicht untersuchen, wie richtig sie bei diesem Verfahren das Gesetz der christlichen Liebe auslegen, kann aber nicht unterlassen zu bemerken, daß die Sorge für das Seelenheil des Nächsten einer der Hauptzüge und Hauptpflichten der im Evangelium uns empfohlenen Nächstenliebe ist. Ganz natürlich erscheint es daher, daß man sich erkundigt, ob die Individuen oder die Familien, denen man angemessene Hilfe zudenkt, auch die sonntägliche Messe nicht versäumen, ob sie den Predigten, die gerade während der Fasten zu allen Tageszeiten stattfinden, nicht völlig fremd geblieben sind, sowie der Sakramente der Buße und des Altars von Zeit zu Zeit sich bedient haben. Das ist nun nicht immer der Fall und hier wiederum den in Rede stehenden Hilfsbedürftigen die Wahl gelassen, ob sie die genannten Handlungen verrichten und, zum irdischen Lohne dieser frommen Leistungen, die ihnen zugedachte Spende empfangen wollen, oder mit der Weigerung des ihnen Zugemutheten auch den Verzicht auf das im Falle der Bejahung ihnen Zugesagte vorzögen. Einige gibt es, die aus Stolz und Verstocktheit zu dem Letzteren sich entschließen, die Mehrheit aber nimmt Partei für die Grimasse, um das nur guten Christen gewidmete Gute auf diesem Wege sich anzueignen.

Es finden sich unter den hilflosen Bewohnern von Paris, die Ansprüche auf den Beistand christlicher Mildthätigkeit machen, verknöcherte Abkömmlinge aus den neunziger Jahren, die nie getauft wurden, nie eines der Heilmittel unserer Kirche gebrauchten und nicht nur ohne alle Religion bis in ihr hohes Alter blieben, sondern auch mit tiefgewurzeltem und in der Ausdrucksweise cynischem

Hasse gegen den Gott der Offenbarung wie gegen seine Diener aufwuchsen, in demselben bis zu den Tagen ihrer Gebrechlichkeit verharren, und weder von ihrem zunehmenden Siechthum noch von der immer näheren Nähe des sicheren Todes darin sich irren lassen. Nun kenne ich von solchen Götzendienern eines von Kindheit an eingepflanzten Unglaubens mehr als Einen, der sich nicht entblödet, an den Bissen und Brosamen des christlichen Barmherzigkeitstisches seinen Theil zu verlangen und zu verzehren. Da weiß ich unter Anderen Einen, der Pförtner in dem Hause, wo ich wohne, war, und in diesem Hause noch jetzt eine knappe, schmutzige Ecke inne hat. Er ist in einem Zustande völliger Gottlosigkeit im siebenten Decennium seines Lebens angelangt, hat bis auf die heutige Stunde einen eingefleischten Ingrimm nicht bloß gegen die Priester und die Lehren des Christenthums, sondern auch gegen den alleinigen Gott bewahrt. Das aber hinderte ihn nicht, daß er, um Brod und sonstige Nahrungsrationen von einer Gesellschaft liebreicher und dabei christlich gesinnter Laien zu erhalten, sich taufen ließ, beichtete und zum Tische des Herrn sich wagte. Dieß that er Alles in Gegenwart seiner Wohlthäter und der Geistlichen, die an seiner Bekehrung arbeiteten, mit einem vollkommenen Scheine des Anstands und der Erbauung; wenn er aber wieder in Mitte der Seinen und sonst bei Personen war, von denen er durch die Kundgebung seines wahren Inhalts Nichts zu fürchten hatte, so erging er sich in entsetzlichen Schmähungen gegen die heiligen Akte, denen er sich soeben um eines zeitlichen Vortheils willen unterzogen, und brach in den bittersten, unfläthigsten Hohn gegen sich selbst, wie auch gegen die, die er betrogen, aus. Es war ihm nicht bange, daß diese verruchten Aeußerungen an unrechtem Orte hinterbracht würden; das Mitleid der Einen bürgte ihm eben so gut, wie die seiner gleiche Gesinnung der Andern für strenge Verschwiegenheit, und so ließ er sich ohne Scham und ohne Angst in der Fülle seines Herzens gehen.

Zuweilen kommen die erfahrneren und wachsameren Vorsteher der mildthätigen Anstalten, oder die klügeren Aufseherinen der Armenzustände in den einzelnen Distriften derlei Abgefeimtheit auf die Spur; aber die Leichtigkeit, in einer so großen Stadt auch die Geschicktesten zu täuschen, einerseits, die Pflicht und das natürliche Bedürfniß, selbst die verstocktesten Bösewichter von der äußersten Noth

und wenigstens von dem Hungertode zu retten andererseits, lassen abschreckende Maßregeln gegen Spiele, wie ich Eines fast als Augen- und Ohrenzeuge erzählte, schwer und selten zu. Selbst die vielerfahrene, durch einen Verein zahlreicher Werkzeuge bestens bediente, von allen Vermittlern oder Vermittlerinnen, von Allen, die fürsprechen, von Allen, die darbringen, aufgesuchte, angesprochene Königin dieses Reiches, die Schwester Rosalia, ihrer amtlichen Stellung, ihrem Titel nach Vorsteherin der St. Vincenz-Congregation des zwölften Stadtbezirks, aber in Wirklichkeit der lebendige Mittelpunkt aller geistlichen Bestrebungen, das Elend von Paris zu mildern, und eine der einflußreichsten Personen in ganz Frankreich — wurde, trotz der Menge von leichten und sicheren Erkundigungsmitteln, die ihr zu Gebote stehen, über die Würdigkeit der Unterstützten mehr als einmal getäuscht und macht, wenn sie guter Laune ist, was ihr oft geschieht, nicht das mindeste Hehl daraus. Mit allen diesen Irrungen und einzelnen Mißbräuchen aber ist das Gute, das auf diesem Wege zu Stande kommt, ganz unberechenbar. Es ist eine der schönsten Blüthen dieser schönen Fastenzeit, in der alle, noch vor Kurzem so thätigen Dämonen der Natur gefesselt oder doch auf ihren Spuk verzichtet zu haben scheinen. Ich habe Ihnen von dieser etwas menschlichen Seite der strengen Bußwochen schon zu viel gesprochen, bin darüber schon zu lang geworden, als daß ich meine Aufzeichnungen über Beichtstuhl, Kanzel und den ernsten Pomp der Kirchen nicht meinem nächsten Berichte vorbehalten sollte, und bis dahin empfehle ich Jeden, der dieß liest, der Hut des ewigen Hüters.

XXXVIII.

Literatur.

Die Aechtheit des Evangeliums nach Johannes. Von Dr. Georg Karl Mayer. Schaffhausen. Verlag der Friedr. Hurter'schen Buchhandlung. 1854. S. XII 467.

Die biblische Kritik, oder vielmehr die Bekämpfung der Bibel, die bereits seit mehr als hundert Jahren in der mannigfaltigsten Weise ihr Werk betreibt, und nunmehr geradezu zu einer literarischen Industrie zu werden scheint, hat sich in neuester Zeit bekanntlich mit besonderer Anstrengung gegen das Evangelium nach Johannes gewendet, um wo möglich auch dieses kostbarste, und von jeher mit besonderer Liebe verehrte Besitzthum des christlichen Glaubens zu zerstören, und damit die Grundfeste insbesondere der Christologie zu erschüttern. Das kritische Bestreben geht besonders dahin, zu beweisen, daß das vierte Evangelium, das nach Johannes benannt ist, mit den drei andern Evangelien in unlösbarem Widerspruche stehe sowohl in geschichtlicher, als auch in dogmatischer Beziehung, und daß daher dieses Evangelium gar nicht vom Apostel Johannes verfaßt, sondern erst in der nachapostolischen Zeit irgendwie und irgendwo dunklen Ursprungs entstanden sei.

Nun ist es zwar richtig, daß auch bei den kritischen Bestrebungen in Betreff dieses Evangeliums dasselbe sich ereignet, was auch sonst allenthalben bei denselben geschieht:

daß sie sich nämlich selbst zerstören, einander widerstreiten, bekämpfen, aufheben; und es könnte daher scheinen, als hätte die christliche Wissenschaft hiebei nichts zu thun, als diesem sich selbst zerstörenden kritischen Spiele zuzusehen und zu erwarten, wie alle diese Hypothesen, Behauptungen, Vermuthungen und Gegenvermuthungen einander gleichsam selbst auffressen und vernichten. Dennoch wäre ein solch' unthätiges Verhalten der positiven Wissenschaft dieser Kritik gegenüber durchaus ungerechtfertigt und nicht zu entschuldigen. Denn wenn auch die kritischen Versuche mit einander selbst wiederum in Widerstreit sind, einander bekämpfen und unterwühlen, so sind sie doch einig in der Negation des historisch Ueberlieferten und im Kampfe gegen dasselbe; und wenn sie auch allerdings nichts bauen, nichts Neues an die Stelle des Zerstörten setzen können, so können sie doch zerstören; können sie also auch keinen neuen, nicht einmal einen falschen Glauben gründen, so vermögen sie doch den alten Glauben zu untergraben, zu erschüttern und den Zweifel in den Seelen der Menschen zu erregen durch ihre bloß negativen Resultate. Schon dieß ist Veranlassung und Grund genug für die positive, christliche Wissenschaft, dem kritischen Zerstörungswerke entgegenzutreten, und nicht bloß das Unberechtigte desselben zu zeigen, sondern auch die geschichtliche Wahrheit und Berechtigung des in Frage gestellten Positiven zu beweisen. Ohnehin wäre es sonderbar, wenn die Freunde des Christenthums da die Hände unthätig in den Schooß legen zu dürfen glaubten, wo die Feinde desselben sich so viel mit demselben beschäftigen, und es mit so viel Kraft und Scharfsinn und so unermüdlicher Anstrengung angreifen; es möchte dieß leicht den Verdacht erwecken, als sei die kirchliche Wissenschaft diesem geistigen Kampfe nicht gewachsen und ziehe sich darum scheu zurück, dem festen, kirchenrechtlichen Baue des positiven Christenthums es überlassend, sich gegen diese Stürme zu behaupten und sie zu überdauern, oder lediglich vom unsichtbaren göttlichen Beistande Hülfe und Rettung erwartend. Wie

das Christenthum sich nicht ausgebreitet hat bloß durch unsichtbares göttliches Wirken auf die Seelen der Menschen, sondern wie immer zugleich menschliche Thätigkeit und Anstrengung dazu nothwendig war, so wird es sich wohl auch nicht ohne alle menschliche Anstrengung und Thätigkeit erhalten können. Hat man doch von jeher, wo das Christenthum von der Gewalt materieller Waffen bedroht oder angegriffen ward, mit gleichen Waffen es zu schützen und zu vertheidigen gesucht, und nicht etwa unthätig sich verhalten, die Sache Gott allein überlassend. Und stets wurden diejenigen, die sich in dieser Weise der christlichen Religion angenommen haben, als solche hochgeehrt und gefeiert, die sich wohlverdient um dieselbe gemacht hätten. Eine mindestens ähnliche Bedeutung und Verdienstlichkeit kommt wohl auch den geistigen Anstrengungen zu, und den Kämpfen mit geistigen Waffen gegen die geistigen Angriffe auf das Christenthum, die wohl ebenso gefährlich, wenn auch nicht so in die Augen fallend sind, wie jene durch materielle Waffen. Und menschlich-nothwendig zur Erhaltung der christlichen Kirche sind sie wohl ebensosehr als jene oft so schweren und blutigen Kämpfe; und zum Wohle und zur Verherrlichung derselben können diese geistigen Anstrengungen in Vertheidigung ihrer Wahrheit, so weit sie siegreich sind, nicht minder gereichen, als die glorreichsten Kämpfe mit materiellen Waffen. Dieß besonders hervorzuheben, dürfte nicht ganz überflüssig seyn, denn es will uns bedünken, als ob von Seite derer, die auf dem Standpunkte des positiven Glaubens stehen, den wissenschaftlichen Anstrengungen und Leistungen zur Vertheidigung des positiven Christenthums nicht immer jenes Gewicht beigelegt wurde, das sie doch in der That haben, und nicht immer jene Anerkennung ihrer Verdienstlichkeit zu Theil wurde, die ihnen gebührt, was nicht ohne lähmenden Einfluß bleiben kann für wissenschaftliches Streben im Dienste der Kirche, und leicht ein Hinderniß werden dürfte, zu wahrhaft großen, imponirenden Erfolgen dabei zu gelangen.

Die katholische Wissenschaft der neueren Zeit hat der unermeßlich reichen kritischen Literatur über die heiligen Bücher verhältnißmäßig nur wenige Werke von Bedeutung entgegengestellt, und Vieles ist noch zu leisten übrig. Um so mehr müssen wir es dem Herrn Verfasser des oben genannten Werkes Dank wissen, daß er sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, gerade das Evangelium, das, wie bemerkt, in neuester Zeit insbesondere Gegenstand kritischer Angriffe geworden ist, gegen sie zu vertheidigen und den Beweis gerade für das zu führen, was man zumeist in Anspruch nimmt, für die Aechtheit nämlich. Wir müssen der Wahrheit gemäß anerkennen, daß der Hr. Verfasser seine Aufgabe mit ebenso viel Gelehrsamkeit, als Geist und Scharfsinn und in lebendiger Darstellung gelöst habe. Das Werk zerfällt in drei Theile. Im ersten wird die geschichtliche Bezeugung der Aechtheit des Evangeliums nach Johannes mit Sorgfalt und wünschenswerther Ausführlichkeit dargestellt; im zweiten wird aus inneren Merkmalen der fraglichen Schrift der Beweis geführt, daß der Apostel der Verfasser sei; im dritten endlich wird das vierte Evangelium in seiner Beziehung zu den drei älteren Evangelien betrachtet, und werden die Widersprüche erörtert, die das Johannes-Evangelium gegen die drei andern enthalten soll der neuern Kritik zufolge. Die Schwierigkeiten, die oft sehr groß zu seyn scheinen, und denen von den Kritikern so starkes Gewicht beigelegt wird, lösen sich oft in überraschend leichter Weise, und die in vielen Theilen scheinbar so große Disharmonie der vier Evangelien wird in scharfsinniger Weise zur schönen Harmonie und gegenseitigen Ergänzung vermittelt. Mag auch manches Einzelne nicht durchgängig stichhaltig sich erweisen, im Ganzen dürfte die richtige Lösung gefunden seyn, welche freilich schon Hug angebahnt hat. Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Einzelne einzugehen, noch auf den besondern theologischen Standpunkt des Hrn. Verfassers im Allgemeinen. Nur das wollen wir bemerken, daß in Betreff der Stellung der Evangelien zu

einander es zwar seine Richtigkeit hat, den äußeren Zeugnissen und inneren Gründen gemäß, daß sie in einem gegenseitig ergänzenden Verhältniß zu einander stehen; jedoch ist hiebei in Betreff des Einzelnen große Vorsicht nothwendig, nicht etwa einem zu engherzigen oder beschränkten Inspirationsbegriff zu lieb, sondern um den gesunden Begriff von Inspiration der einzelnen Evangelisten zu wahren, und weil hier die Gränze nahe liegt, über die hinausschreitend man zu etwas der Accomodationstheorie sehr Aehnlichem gelangen müßte, wenn man nicht bloß auf das Historische diese Ergänzung beziehen, sondern auch für den Inhalt sie unbedingt geltend machen wollte. Wir sagen nicht, daß der Hr. Verfasser zu weit gegangen sei, sondern wollen nur auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen, die bei Untersuchungen dieser Art sich dem entgegenstellen, der fest auf kirchlichem Standpunkt beharren, und doch auch allen Forderungen rein wissenschaftlicher Lösung Genüge leisten will.

Was die sprachliche Darstellung des Verfassers betrifft, so wurde schon oben bemerkt, daß sie sich durch Lebendigkeit auszeichne. Zwar wird dem ernsten Forscher, dem es nur um die Sache zu thun ist und um klare, gediegene Darstellung derselben, ein gewisses Hervorheben der Vortrefflichkeit des eigenen Werkes unangenehm auffallen; indeß dürfte dieß, und überhaupt die ganze Haltung und Art der Darstellung, aus der ausgesprochenen Absicht des Verfassers hervorgegangen seyn, nicht bloß für Fachgelehrte zu schreiben, sondern sein Buch für Gebildete überhaupt genießbar und möglichst anziehend zu machen; und da jeder Schriftsteller seine eigenthümliche Art hat, so wollen wir darüber nicht rechten.

Eines aber müssen wir schließlich entschieden mißbilligen: die deutschthümelnde Umsetzung der altehrwürdigen, längst eingebürgerten, dem christlichen Bewußtseyn zur zweiten Natur gewordenen Ausdrücke in strengdeutsche Worte. Der Hr. Verfasser schreibt nämlich beständig statt „Christus" „der Gesalbte"; statt „Apostel" „Sendbote"; statt „Bischof"

„Aufseher". Was in aller Welt soll denn dadurch erreicht werden! Soll die Sprache eine Reinigung erfahren, oder das christliche Bewußtseyn zu höherer Klarheit gebracht werden? Doch wohl keines von beiden! Wollte man auf diese Art eine Sprachreinigung beginnen, welch' eine umfassende, bis in's Komische gehende Umsetzung unzähliger Bezeichnungen wäre da nothwendig, z. B. vom „Minister" an bis zur Bezeichnung der untersten Diener des Staates, ebenso auf religiösem Gebiet von „Religion" an bis „Sacristei"! Und welch' schleppender und sonderbarer Umschreibungen bedürften wir z. B., um nur consequenter Weise „christliche Religion" in's ächt Deutsche zu übertragen! Doch die Sache hat noch eine andere Seite. Jedes Kind weiß, daß „Christus" verdeutscht der „Gesalbte" heißt; dennoch entspricht dieser deutsche Ausdruck keineswegs dem, was wir uns zu denken haben unter dem Namen „Christus"; er ist in Vergleich mit diesem geradezu leer und schaal, und könnte nur dazu dienen, die Intensität der Vorstellung, die der Name „Christus" in uns erweckt, zu schwächen, zu entleeren. Dasselbe gilt vom Ausdrucke „Bote" oder „Sendbote" statt „Apostel". Auch „Aufseher" statt „Bischof" zu sagen, ist, wie die Verhältnisse stehen, durchaus unstatthaft; was kann man sich darunter nicht alles denken! Selbst die Bezeichnung „kirchlicher Aufseher" wäre noch zu unbestimmt. Da nun durch diese Umdeutschung längst eingebürgerter, ursprünglich fremder Ausdrücke weder für die Sprache, noch für die Sache etwas gewonnen, im Gegentheile der letzteren eher geschadet als genützt wird, so ist nicht abzusehen, wozu sie vorgenommen werden soll?

Uebrigens ist das immerhin nur Nebensache, die wesentlich dem Werthe des Werkes keinen Eintrag thut und die uns keinen Augenblick hindern kann, dasselbe für eine wahrhafte Bereicherung der christlichen Literatur zu erklären, ihm verdiente Verbreitung und Anerkennung zu wünschen.

XXXIX.

Aphoristische Zeitläufte.

„Die deutsche Politik Preußens und das Berliner Central-Preßbureau" (Hildesheim bei Fincke 1855. S. 91). — Ueber Wien nach Constantinopel.

Zu guter Stunde ist aus dem Hannover'schen ein Büchlein ausgegangen, welches geeignet ist, überall auf deutschem Boden das ernsteste Nachdenken anzuregen, namentlich aber in den deutschen Mittelstaaten. Ich gäbe viel darum, wenn ich diesen oder jenen Minister-Repräsentanten der alten Darmstädter-Coalition und der neuen Bamberger-Politik das Büchlein durchblättern sehen, und in seinen Mienen lesen könnte, ob dabei nicht doch etwas wie Schamröthe über sie hinflöge. Preußen und Rußland werden aber ohne Zweifel nicht erachten, daß die Lesung des Hildesheimer Büchleins durch einen mittelstaatlichen Minister mit dem „deutschen Interesse" und mit dem Wohle der Völker des deutschen Bundes vereinbar sei. So empfehle ich es denn einem deutschen Publikum selber, soweit dasselbe nicht der russischen Agentur oder dem Berliner Central-Preßbureau pflichtig und hörig ist.

Die schwebende Krisis hat die deutsche Welt mit einer Sündfluth von politischen Broschüren überschwemmt; weitaus

die meisten dienen dem preußischen, respective russischen Interesse, die Minderzahl der österreichischen, resp. deutschen Anschauung. Die ersteren brachten und bringen nichts auf, was man nicht täglich ohnehin schockweise in allen preußischen und preußisch influenzirten Zeitungen lesen muß; sie wandern daher füglich den kürzesten Weg zur Bestattung im Papier-Korb. Doch wird aus ihrer oberflächlichsten Vergleichung mit den letztern Eine merkwürdige Thatsache sich herausstellen, daß diese auf die deutsche Geschichte bis in die neueste Zeit sich stützen und gründen, während jene die Geschichte überhaupt fürchten. Nun aber stellt die vorliegende Stimme aus Norddeutschland sich gerade auf den Boden der Geschichte. Und nicht nur daß sie der „deutschen Politik Preußens" ihren Stammbaum seit anno 1785 von Geschlecht zu Geschlecht aufweist, sie beschreibt auch die Geschichte jener Anstalt, die in Berlin officiell zu dem Zwecke besteht, ganz Deutschland über Wesen und Herkunft dieser preußischen Politik ex officio zu täuschen und zu berücken. Wer immer in den Mittelstaaten noch ein Herz, ich will nicht sagen für Deutschland, sondern nur für sein eigenes Vaterländchen hat, und daneben z. B. die „Allgemeine Zeitung" liest, sollte in der andern Hand stets das Hildesheimer Büchlein halten, um ja keinen Augenblick zu vergessen, wie man von Berlin aus die öffentliche Meinung im Volke zu betrügen unausgesetzt thätig ist, nachdem es mit der Berückung in den Höhen, Dank dem gleichen und darum beihelfenden russischen Streben, schon so gut gelungen ist, wie erst noch der preußische Besuch in Dresden bewiesen hat.

Wann und wo Oesterreich je einmal officiös in der deutschen Presse sich hören läßt, geschieht es mit einer ehrlichen Offenheit und ungekünstelten Einfachheit, daß Jedermann es für völlig überflüssig ansehen müßte, wenn heute noch allen diesen Artikeln das kaiserliche Wappen vorgedruckt würde. Oesterreich läßt die deutsche Presse überhaupt am lieb-

sten ihren freien und eigenen Weg gehen; denn es vertraut und darf vertrauen, daß jeder Unbefangene von selbst der Wahrheit und Gerechtigkeit zugänglich seyn müsse, mit der es umgeht. Die preußische Politik aber geht mit dem Gegentheile um, also muß auch ihr Verhalten zur Presse das entgegengesetzte seyn. Es gehören eigenthümlich gefärbte Brillen dazu, auf daß die öffentliche Meinung in einer Haltung, die auf nichts als deutsche Hegemonie, Erbkaiserthum und Verschlingung Deutschlands hinausläuft, das erblicke, was Preußen allein erblickt haben will. Was eitel raubgierige Selbstsucht ist, soll der Deutsche als zarte und uneigennützige Sorge für deutsches Interesse, deutsche Selbstständigkeit, deutschen Frieden, deutschen Bund, deutsches Recht, deutsch-europäische Machtstellung ansehen. Man fühlt ohngefähr, mit welchen Augen jeder Deutsche die wahre unverhüllte „deutsche Politik Preußens" betrachten würde; deßhalb fühlte man aber auch von jeher das Bedürfniß, sie in der öffentlichen Meinung in einen Engel des Lichts zu verkleiden, damit sie also maskirt dem Deutschen auf den Leib gerathe, was ihr in der wahren Gestalt nimmermehr gelänge. Nichts Anderes ist die Aufgabe des seit 1850 gegründeten Berliner Central-Preßbureau's, als: die „deutsche Politik Preußens", die 1785, 1806, 1850 in Spott und Schanden untergegangen, in neuer zeitgemäßen Vermummung der öffentlichen Meinung erträglich zu machen. In der großen schwebenden Krisis hatte das Bureau sein Meisterstück zu leisten und es ist geleistet.

Ganz richtig hat die preußische Regierung in der zweiten Kammer am 19. März d. Js., bei der Berathung des Extragenzpostens von 80,000 Thaler für die geheime Polizei, bemerkt: mehr als ein Drittel davon (in Wahrheit, wie man sagt, 50,000 Thlr. jährlich) würden verwendet, „damit Preußen der Presse des Auslands gegenüber nicht schutzlos stehe" — das Inland nämlich läuft von selbst nebenher. Der

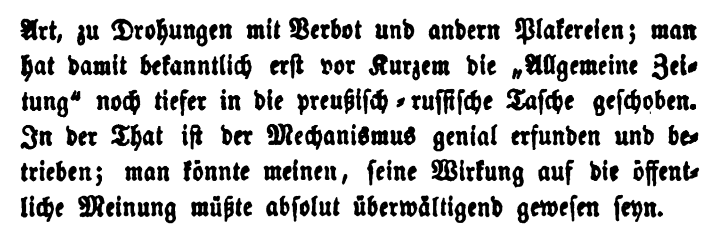
genannte „Schutz“ ist eben das vom Herrn Verfasser *) der vorliegenden Schrift geschilderte Bureau. Es war, wie es scheint, anfänglich hauptsächlich auf das Inland und darauf abgesehen, einen ausgiebigern Ersatz für die gewöhnlichen Regierungszeitungen zu schaffen, die man überall mit Mißtrauen und präjudiciellem Unglauben aufgenommen und darum ohne alle Wirkung bleiben sah und sieht. Jetzt ist das Bureau, zuerst unter dem Direktorium des umgewendeten Demokraten Quehl, 1848 Redakteur des rothen „Danziger Dampfboots“, begründet, eine in das geheimnißvolle Dunkel des Freimaurerbundes eingewickelte Schaar von grundsatzlosem Literaten-Gesindel, feilen Miethlingen, ausgeschämten Landsknechten von der Feder **), die gegen gutes Honorar stets schreibfertig stehen, täglich aus dem auswärtigen Amte ihre Instruktion erhalten und sofort in eine Thätigkeit treten, durch die sie immer weiter über ganz Deutschland hin auf Tausende und wieder Tausende, die meistens von ihr gar nichts ahnten, nach den vorgeschriebenen Tendenzen influirten, entweder durch ausgestreute Flugschriften, oder aber hauptsächlich, indem das Bureau die jedesmal vorgekauten Gedanken und Manöver in Form von Zeitungsartikeln auf das rascheste und gleichmäßigste in möglichst viele Blätter aller Art zu bringen wußte, auch in nichtpreußische, in gänzlich unabhängige, in Blätter der verschiedensten Farben und Richtungen. So, sagt der Verfasser, ist die deutsche Presse zum besten Theile unter preußische Influenz gerathen, auch Blätter, „von denen man es nimmermehr glauben sollte.“ Welcher unge-

---

*) Man nennt als solchen den in der Publicistik sehr angesehenen Namen des als höchst ehrenwerther Charakter vom Frankfurter Parlament her bekannten Hannover'schen Pastors Dr. Jürgens.

**) Der Hr. Verfasser führt davon wahrhaft ekelhafte Exemplare vor, und Eines derselben, ein jüdisches, hat man in München selber vor Augen.

heure Vorsprung für die „deutsche Politik Preußens“! Zehn- und hundertfach konnte man so sagen, was Regierungsblätter nur zwei- oder dreifach zu sagen vermochten; Alles viel dreister und ohne Scheu vor dem Gestanke des Selbstlobs, vor Indiscretion und Feindseligkeit gegen angeblich befreundete Regierungen; stets Dasselbe wenigstens scheinbar von sehr Vielen zumal, die anscheinend in gar keiner Verbindung miteinander standen, in so vielen und verschiedenartigen Organen, von so vielen und den entferntesten Orten, von so vielen unverdächtigen Seiten zugleich; und ohne Mißtrauen wurden die anonymen Zeitungsartikel ungeahnten Ursprungs gelesen, auch von Unzähligen, die niemals eine officiell preußische Zeitung zur Hand genommen hätten. Mußte man so nicht unfehlbar öffentliche Meinung für Preußen in Deutschland machen, ja insofern sie förmlich erzwingen, als man, wie in Sachen des Jahdebusens z. B. geschah, erst einen Jubel macht und sich dann darauf beruft, wie auf ein Zeugniß? Und welch' vortheilhafte Position gegen die Gegner! Nicht nur daß man so im Massenangriff ihre Stimmen kreuzte und abschwächte: wie konnte man nicht die handgreiflichen Tendenzen der eigenen Politik, was z. B. in den Verhandlungen wegen des österreichischen Zollanschlusses mit unerhörter Frechheit prakticirt ward, dreist verläugnen, und die Zeugen als politische Narren und Träumer, oder als Hasser Preußens und der deutschen Einigkeit ausschreien, alle Widerredenden ärgern, verdächtigen, einschüchtern, ja lebensgefährlich bedrohen, um sie ganz mundtodt zu machen, wie z. B. der Frankfurter Postzeitung widerfahren. Wird ein preußischer Angriff abgeschlagen, so schreit der ganze Chor Mordio, „man habe von jener Seite Streit angefangen gegen Preußen“; ähnlich ist das Verfahren, um die in's Auge gefaßten Zeitungen in das Netz der Bureau-Correspondenten einzufangen: hilft Zureden, Zudringlichkeit, Schmeichelei nicht, so schreitet man zu Einschüchterungen, zu Reclamationen aller



Art, zu Drohungen mit Verbot und andern Plakereien; man hat damit bekanntlich erst vor Kurzem die „Allgemeine Zeitung" noch tiefer in die preußisch-russische Tasche geschoben. In der That ist der Mechanismus genial erfunden und betrieben; man könnte meinen, seine Wirkung auf die öffentliche Meinung müßte absolut überwältigend gewesen seyn.

Und doch — was hat's geholfen? Was hat's geholfen, obwohl mit der preußischen Vergiftung der deutschen Presse die russische Vergiftung derselben Hand in Hand ging, wie ja auch die „deutsche Politik Preußens" und die traditionelle russische Politik in allen Dingen überhaupt als Kastor und Pollux das arme Deutschland unter die Hufe ihrer Pferde traten, seitdem Rußland eingesehen, daß die verschiedenen Anathema's gegen seine Politik vom 9. April und 20. April ff. 1854 von Preußen nur in unschuldigem Scherze unterschrieben und Europa gegenüber besiegelt worden. Doppelt vergiftete Kost wird gerade in den größten deutschen Preß-Schüsseln dem mittelstaatlichen Volke vorgesetzt. Dennoch — es hat ihm nicht im geringsten geschadet, eher das Gegentheil. Lasse man nur das Treiben des Berliner Preßbureau's erst recht bekannt werden, wozu der Herr Verfasser einen dankenswerthen Schritt gethan, und man wird sehen, wie richtig er bemerkt: „der Verdacht wittere schon das Preßbureau in vielen Produktionen und an vielen Orten, wo es auch nicht sei, und mit der von ihm inspirirten Presse verliere auch die neben ihr homogen freiwirkende Presse Ansehen und Einfluß!" Ohnehin hat schon das in seinen wahren Motiven und Zwecken noch nicht einmal in weitern Kreisen erkannte Zusammenspiel Preußens mit Rußland an sich die gute Meinung des deutschen Volkes in einem Maße gegen Berlin erbittert, wie alle die „traurigen Ausgänge" von 1785, 1806, 1850 zusammengenommen nicht.

Wenn nun erst einmal der Kern dieser Politik entlarvt

vorliegt — und dazu haben die Verhandlungen in der zweiten Berliner Kammer dieser Tage ein Namhaftes geleistet — wenn man einmal einsieht, daß die russenfreundliche Politik Preußens ihre Hauptwurzel gerade in dessen „deutscher Politik" habe: welche unfehlbare Wucht von Haß und Verachtung muß dann erst auf Berlin fallen! So gut weiß man ja hier selbst, wie die wahre „deutsche Politik Preußens" gleich einem schlangenumzischten Medusenhaupte auf diejenigen wirkt, auf welche gerade man es abgesehen hat — so gut, sage ich, weiß man dieß selber, daß das Preßbureau keine furchtbarere Waffe zu haben glaubt, um Oesterreich verdächtig und verhaßt zu machen, als die: ihm die eigenen Tendenzen der preußischen Politik zu unterschieben und anzulügen, als z. B.: Oesterreich verfolge heimliche „hegemonischen Tendenzen", Oesterreich gehe auf einen „Sonderbund" aus, Oesterreich unterhalte in Frankfurt ein — „heimliches Preßbureau zur Förderung dieser Tendenzen". Alles dieß, was man selber wirklich that und thut, hat man Oesterreich mit Unwahrheit zum Vorwurf gemacht, um seinen Credit in der öffentlichen Meinung zu ruiniren; gibt es eine grausigere Selbstverdammung des eigenen Treibens, ein entsetzlicheres Eingeständniß des grimmen Hasses, dem die wahre „deutsche Politik Preußens" vor allem deutschen Volke unterliegt? Und nun soll diese Politik nicht nur offenbar werden als der leitende Gedanke, der in Berlin noch immer maßgebend ist, sondern auch zugleich, daß, wie und warum man die Förderung dieser Politik von dem Erbfeinde Deutschlands, von der Tyrannei des russischen Czarpapstes, sucht. Wahrlich! es ist nicht abzusehen, auf welche schwindelnde und der mittelstaatlichen Freiheit gefährlichste Höhe Preußen in der deutschen öffentlichen Meinung gestiegen wäre, wenn es in der schwebenden Krisis ehrlich deutsch und einer Großmacht würdig sich benommen: wenn es die Politik ergriffen hätte, welche ich im Einklange mit allen Besten der Nation in diesen Blättern über Jahr und Tag, und solange

als nur noch der leiseste Schimmer schwacher Hoffnung dämmerte, vertreten habe. Ich meine: wenn es in treuem Anschlusse an Oesterreich gegen die flagranten Uebergriffe Rußlands ebensowohl wie gegen eventuelle Uebergriffe des Westens eine gebietende mitteleuropäische Coalition errichtet hätte. Der Beweis wäre damit geliefert gewesen, daß Gott wirklich Preußen groß haben wollte. Nachdem dieses aber von Allem das Gegentheil gethan, in einer lüsternen Verblendung, die ihres Gleichen sucht — will jetzt nur zu Vielen der Beweis ebenso einleuchtend vorliegen, daß das letzte Probestück seines gemeinschädlichen Bestehens geliefert sei.

„Oesterreich und dessen Haltung", sagt unsere norddeutsche Stimme, „hat nun weit überwiegend die Meinung und die Sympathien für sich; nie waren die Aussichten für den Gedanken der deutschen Politik Preußens, ein Deutschland ohne Oesterreich unter seiner Führung aufzubauen, geringer; die Schale Preußens ist hoch emporgeschnellt, die österreichische tief niedergegangen; das ist mit Händen zu greifen, wenn man die Leute reden hört, die Leser der officiellen, officiösen und inspirirten Zeitungen und Zeitungsartikel reden hört." Anders freilich die herrschende Hofpartei in Preußen. Sie rühmt laut, daß die „deutsche Politik Preußens" endlich, Hand in Hand mit Rußland, die zuvor stets unerreichbaren Früchte reif und reich in ihren Schoos geschüttelt erhalten habe. „Der wohlverdiente Lohn dieser besonnenen, ächtpreußischen Politik ist, daß Preußen jetzt wieder an der Spitze von Deutschland steht; diese Stelle hatte Preußen im März 1848 und durch den Gang nach Erfurt eingebüßt; in Olmütz begann die Umkehr auf den rechten Weg" — sagte Präs. von Gerlach ohne alles Besinnen in der Kammerdebatte vom 21. März. Aber dieses „Deutschland", an dessen „Spitze" russisch-Preußen jetzt stehen soll, wo ist es? Ich sehe nur etliche kleinern in Revolutionsangst und Russenverehrung rath-

losen Fürsten, schwankende und wankende Minister, die vielleicht für den Augenblick die allgemeine Stimme unterdrücken können, aber auch dieß nur, indem sie selber von Preußens „deutscher Politik" sich abläugnen und tergiversiren, ferner einen epicuräischen Theil des Adels, und was gemeinhin in baarster Gesinnungslosigkeit an alle drei sich anhängt. Und selbst an der „Spitze" dieses „Deutschlands" ist Preußen desselben keinen Augenblick sicher; vielmehr ist nichts gewisser, als daß es beim ersten Nahen einer Gefahr an — Niemands „Spitze" mehr stehen wird. Sie alle werden zurückweichen, sobald sie gegen irgend einen Andrang zu Preußen und Rußland stehen sollen; ja, in ganz Süddeutschland wird nicht Einer es wagen, jemals offen für dieses und jenes sich zu erklären.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Neun Zehntel in Preußen selbst sind äußerst erbittert über die russisch-„deutsche Politik" der herrschenden Partei, sie ersehen nichts als Verderben und Untergang von ihr. Anfangs freilich waren alle Parteien darin einig, daß der orientalische Handel eine überaus vortreffliche Gelegenheit sei, die „deutsche Politik Preußens" ausschließlich und zum Ruin Oesterreichs unter dem Deckmantel der Weltkrisis eifrigst spielen zu lassen; Neupreußen, Altpreußen, Demokraten, Gothaer, sie alle forderten: hinaus mit Oesterreich aus Deutschland, keine andere orientalische Politik Preußens als antiösterreichische! Sie alle wollten daher die Politik der „freien Hand" und des Lauerns! Aber als sie sahen, daß Neupreußen hinzog und Rußland es war, das die Rückwand des Lauernden bilden sollte, daß in Folge dessen die Großmachts-Reputation wie die deutschen Sympathien Preußens in gallopirende Schwindsucht verfielen, daß dagegen, um mit den Altpreußen zu sprechen, „Oesterreich mit seiner berechnenden Politik eine meisterhafte Position errang" — da rieben nur mehr die Demokraten sich vergnügt die Hände:

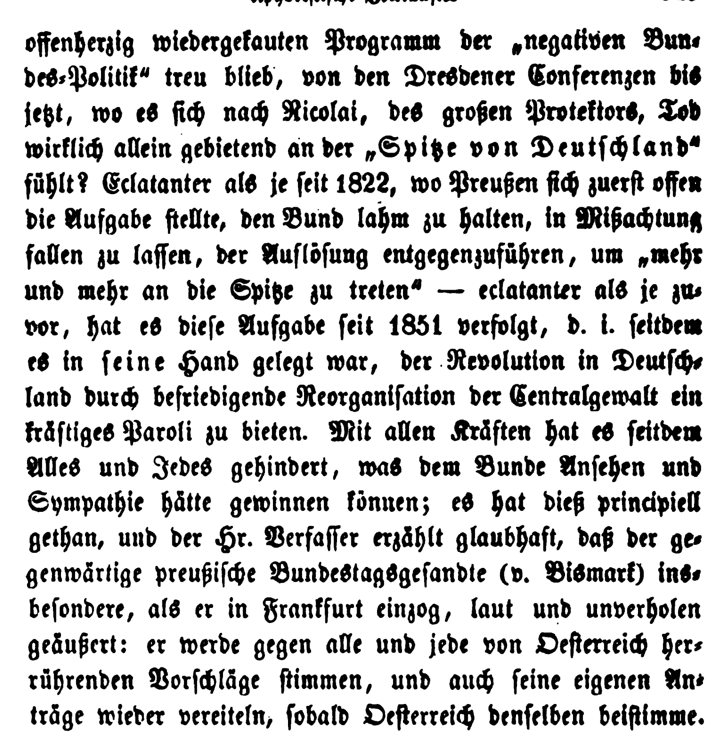
nur zu, nur zu! Die zwei andern Parteien aber klagen täglich und stündlich Gott und die Welt an, daß die von ihnen ursprünglich selbst gewollte Politik also zu Preußens Verderben ausgeschlagen, und stürmisch verlangen sie Rechenschaft von der herrschenden Hofpartei. Ihre Profite soll sie aufweisen! Und siehe da, Hr. von Gerlach behauptet, die „deutsche Politik Preußens" florire gerade unter Rußlands Schutz jetzt endlich einmal auf's glänzendste, und des andern Tags sagt der erste Sprecher der Hofpartei (Hr. Wagener) der Kammer noch eindringlicher: „Bei dem ersten Male, wo Oesterreich und Preußen beim deutschen Bunde auseinander gegangen sind, ist es Preußen gewesen, welches als Sieger aus diesem Gegensatz hervorgegangen. Es fällt dies, meine Herren! um so mehr in's Gewicht, als die kleinern deutschen Fürsten durch den Hintritt des russischen Kaisers sozusagen den Hort ihrer Selbstständigkeit und Souverainetät verloren haben. Preußen ist dadurch diese Aufgabe zugefallen, und ich bitte dieß nicht zu unterschätzen."

Beileibe nicht, beileibe nicht „unterschätzen"! Im Gegentheile allen Deutschen hinter die Ohren schreiben, wie die Hofpartei in Berlin von „Preußen und seinen Verbündeten" bereits zu sprechen wagen darf! Der Bock als Gärtner, der Fuchs als Missionsprediger der Enten! Es wird schon noch öfter und noch schöner so kommen, nachdem die Parteien dort einmal angefangen, Katz-aus-dem-Sack miteinander zu spielen. Und was werden denn die mittelstaatlichen Minister sagen zu diesem — eigentlichen Inhalt der „selbstständig vermittelnden", „friedlich zuwartenden", „rein deutschen" Politik von der „freien Hand"? Ohnehin, es ist zu lange her, als daß sie alle sich noch erinnern sollten, wie Preußen schon 1785 ein paar Mittelstaaten in Schutz nahm, um „diesen Bund an die Stelle des Reiches zu setzen, und

Deutschland unter preußischer Leitung neu zu constituiren", und wie dasselbe Preußen 1805 durch den Revolutionskaiser Napoleon sich die Kaiserwürde über einen norddeutschen Bund schenken ließ. Aber das sollte doch noch kein mittelstaatlicher Minister vergessen haben, was von 1848 bis 1850 Seitens der „deutschen Politik Preußens" geschehen ist. Oder sind dieß vielleicht auch alte vergessene Geschichten? Jedenfalls sind sie es in Berlin nicht. Als Hr. Dr. Quehl am 9. März 1851 die erste officielle Instruktion an die Zugewandten seiner Preßbureau-Centrale erließ, da versicherte er wörtlich, wie folgt:

„Die preußische Politik wird wie früher so auch jetzt von dem Bewußtseyn geleitet, daß Preußen zur Erfüllung seines Berufes darnach streben muß, immer mehr an die Spitze der deutschen Staaten zu treten. Von diesem Gedanken ist der jetzige Minister-Präsident auch da erfüllt gewesen, wo er scheinbar Deutschland den Rücken gedreht und zu einem Zurückziehen Preußens auf sich selbst gerathen hat. Man kann zugeben einerseits, daß zur schnellen Erreichung des Zieles sich in den letzten Jahren eine günstige Gelegenheit geboten hat — es ist hier nicht die Annahme der Kaiserkrone, sondern die Niederwerfung der Märzrevolution in Preußens Hauptstadt im März selbst und die Mediatisirung derjenigen Staaten gemeint, welche Preußen dann aus der Revolution gerettet hätte — und daß andererseits dieses Ziel auf Wegen zu erreichen versucht worden ist, welche zu demselben nicht führen konnten. Aber man wird bei allen Bestrebungen Preußens in dieser Beziehung anerkennen müssen, daß sie von dem Bewußtseyn dieses Berufes geleitet waren. Diesen Beruf hat es auch in diesem Augenblick nicht aus den Augen verloren. Er ist das Gesetz seines Handelns. Preußen wird daher in eine neue Gestaltung Deutschlands nur willigen, wenn dieselbe diesen Beruf nicht gefährdet."

Könnte Ein mittelstaatlicher Minister seyn, in welchem die Nachempfindungen von der strikten Consequenz nicht mehr lebten, mit der Preußen diesem zu hundertmalen und ganz



offenherzig wiedergekauten Programm der „negativen Bundes-Politik“ treu blieb, von den Dresdener Conferenzen bis jetzt, wo es sich nach Nicolai, des großen Protektors, Tod wirklich allein gebietend an der „Spitze von Deutschland“ fühlt? Eclatanter als je seit 1822, wo Preußen sich zuerst offen die Aufgabe stellte, den Bund lahm zu halten, in Mißachtung fallen zu lassen, der Auflösung entgegenzuführen, um „mehr und mehr an die Spitze zu treten“ — eclatanter als je zuvor, hat es diese Aufgabe seit 1851 verfolgt, d. i. seitdem es in seine Hand gelegt war, der Revolution in Deutschland durch befriedigende Reorganisation der Centralgewalt ein kräftiges Paroli zu bieten. Mit allen Kräften hat es seitdem Alles und Jedes gehindert, was dem Bunde Ansehen und Sympathie hätte gewinnen können; es hat dieß principiell gethan, und der Hr. Verfasser erzählt glaubhaft, daß der gegenwärtige preußische Bundestagsgesandte (v. Bismark) insbesondere, als er in Frankfurt einzog, laut und unverholen geäußert: er werde gegen alle und jede von Oesterreich herrührenden Vorschläge stimmen, und auch seine eigenen Anträge wieder vereiteln, sobald Oesterreich denselben beistimme.

Jedenfalls hat Preußen genau also gehandelt. Jetzt freilich, jetzt spricht es anders, jetzt lautet seine Bundespolitik: Alles in, durch, mit und für den Bund! Ich habe im letzten Hefte (S. 552) ein Beispiel dieser Sprache von gestern und heute angeführt. Was ist der Grund der merkwürdigen Veränderung? Was anderes, als daß Preußen sich schon am Ziele seines „Berufes“ wähnt: der Bund preußisch! Die gottverhängte Verblendung jubelt; für ein offenes Auge aber unter den Preußen-Freunden ist jetzt allerdings die Zeit des Jammerns und Wehklagens. Preußen wollte täuschen; es wird selber der bis zur Vernichtung Betrogene seyn. Dann wird auch endlich die Aera für positive Bundespolitik eintreten, aber nicht mehr auf Seite Preußens. Diesem Preußen ist

keine Umkehr mehr möglich; gerade so lange als eine traditionelle und für jeden einzelnen Throninhaber zwingende russische Politik anwuchs zur Geißel für das sündige Europa, gibt es auch eine traditionelle und für jeden einzelnen Throninhaber zwingende „deutsche Politik Preußens“ zur Geißel für das sündige Deutschland. Gott scheint uns endlich gnädig seyn zu wollen. Ich aber aus mir selbst hätte niemals auszusprechen gewagt, was ein mittelstaatlicher Minister damals aussprach, als die „deutsche Politik“ in Berlin gegen die Darmstädter-Coalition den „letzten Hauch von Mann und Roß“ aufbot. Der damals mit Berliner Gassenkoth vom Scheitel bis zur Zehe Decorirte empfängt jetzt seine Ansichten von der Newa via Berlin. Damals aber betheuerte er, wie es seine innerste Ueberzeugung sei: „es werde mit Deutschland nicht gut werden, ehe an der Spree ein Pfahl mit der Inschrift erscheine: hier stand die Stadt Berlin!“

In wenigen Tagen werden wir wissen: ob allgemeiner Krieg oder — für den Augenblick Friede. Preußens Politik ist für jeden Fall gewiß. „Es ist“, sagte Lord Clarendon im Oberhaus vom 20. März, „so scheint es mir, keine europäische, keine preußische, keine Kriegs- und ebenso wenig eine Friedenspolitik, sondern eine Politik mehr darauf berechnet, die Politik Oesterreichs zu durchkreuzen, als Rußland in Schach zu halten“ — d. h. es ist die „deutsche Politik Preußens“. Sie operirte bisher mit Rußland allein, aber eine große Metamorphose hat sie sich noch vorgenommen; ich habe sie wiederholt angedeutet, und es kommt nur darauf an, ob — England will und kann. Das wäre dann ein europäischer Religionskrieg. Diese Blätter haben stets vermieden, das confessionelle Moment in die schwebende Weltkrisis einzumischen; man konnte aber dennoch überzeugt seyn, daß die orientalische Frage früher oder später in einen förmlichen europäischen Religionskrieg übergehen werde. Gewiß ist: die

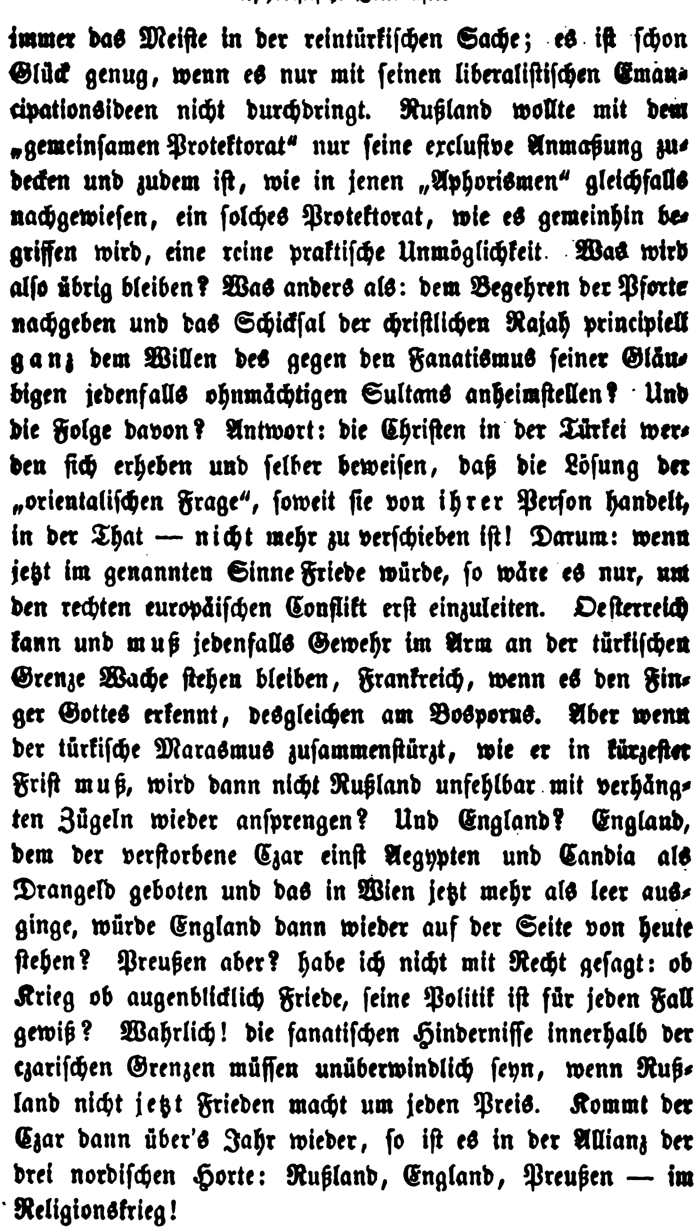
herrschende Berliner Hofpartei ruft ihn an. Dieß ist die letzte Consequenz der „deutschen Politik Preußens".

Unser Anonymus läßt über letztere die interessante Aeußerung fallen: „Es schwindet mehr und mehr die Ansicht, daß der Grund des Uebels in der Regierung und nur in dieser liege, deren System und Persönlichkeiten wechseln können; es wächst die Einsicht, daß er gleicherweise im preußischen Volke zu suchen, und daß daher Deutschland immerfort von den verirrten preußischen deutschen Bestrebungen zu leiden haben werde, bis die Wege sich finden, ihnen ein definitives Ende zu machen." Allerdings! aber dieses „preußische Volk" bedarf einer sehr gemessenen Determination, für welche hier nicht mehr Raum ist. Inzwischen nur soviel: es ist das „Volk", welches jetzt fast mehr als je, wenn auch in anderer Art, allen Fleiß und Dünkel aufwendet, um endlich die Interpretation jenes finster drohenden, räthselhaften Wörtleins an die Hand zu geben: des Lehnin'schen Wörtleins — „Israel"!

Blutige Thränen möchte man weinen, alsoviel gutes Papier gegen die „deutsche Politik Preußens" verschwenden zu müssen. Und doch kann man nicht laut genug über sie zeugen, daß sie die furchtbare Verantwortung auf sich lasten hat: wenn Europa nicht schon im vorigen Jahre Frieden erhielt, wenn es ihn jetzt in Wien nicht gewinnt, und wenn der Friede, kommt er in den Conferenzen je zu Stande — kein Jahr lang dauert. Ich weiß, man erwägt in der Regel die Folgen einer Stellung zu wenig, die an sich freilich miserabel genug ist, um in den Bundestags-Commissionen mit allerlei Anträgen Oesterreich höhnisch trotzen zu lassen, sobald

aber Frankreich anfragt, was dieß und das bedeute? die studirten Expektorationen des eigenen Bundestagsgesandten in Paris abzuläugnen, vor den deutschen „Verbündeten“ dagegen sie zu behaupten. Von Würde, Muth und Energie ist an dieser Stellung wohl überall bloß das Gegentheil zu verspüren. Aber dennoch! betrachten wir nur Eine Folge, welche diese Politik in der orientalischen Frage engsten Sinnes sicherlich noch haben wird, ohne im Geringsten zu wiederholen, welche blutbeladenen sie schon gehabt hat.

Mag in Wien nun werden, was da will, soviel ist jetzt schon ziemlich deutlich, daß das Eine dort nicht werden wird: ein befriedigender Anfang zu einer christlichen Reorganisation in der Türkei. Dazu, d. i. zugleich zur definitiven Abwehr der Russen vom türkischen Boden, gibt es nur Ein Mittel; es ist in den „Aphorismen zum Thema, was auf türkischem Boden endlich werden soll“, am Ende des vorigen Jahres in diesen Blättern ausführlich beschrieben worden. Bald wurde bekannt, daß Preußen auf dem Papier und in zierlichen Worten ganz dieselben Vorschläge zum Besten der türkischen Christen gemacht, und wie wird es in tugendhaft-andächtiger Scheinheiligkeit zur eigenen Glorie christlich-entrüstet über Oesterreich sich anstellen, wenn jetzt für die arme Rajah in den Conferenzen so gut wie — nichts geschieht! Hat es aber selber jemals zur Realisirung dieser eigenen Forderungen nur einen Finger gerührt? Eine christliche Verfassung für die Rajahstämme hätte erzwungen werden müssen: erzwungen von Rußland, von England und vom Sultanate. Einzig und allein die deutsche Mittelstellung, über Jahr und Tag unser erstes und letztes Wort, hätte sie erzwingen können: d. i. Oesterreich und Preußen, hier im Vereine mit Frankreich. Dagegen war Preußen es, das Deutschlands wahre Stellung in der Weltkrisis zwang ein schöner Traum zu bleiben. So gilt Englands Wort noch



immer das Meiste in der reintürkischen Sache; es ist schon Glück genug, wenn es nur mit seinen liberalistischen Emancipationsideen nicht durchdringt. Rußland wollte mit dem „gemeinsamen Protektorat“ nur seine exclusive Anmaßung zudecken und zudem ist, wie in jenen „Aphorismen“ gleichfalls nachgewiesen, ein solches Protektorat, wie es gemeinhin begriffen wird, eine reine praktische Unmöglichkeit. Was wird also übrig bleiben? Was anders als: dem Begehren der Pforte nachgeben und das Schicksal der christlichen Rajah principiell ganz dem Willen des gegen den Fanatismus seiner Gläubigen jedenfalls ohnmächtigen Sultans anheimstellen? Und die Folge davon? Antwort: die Christen in der Türkei werden sich erheben und selber beweisen, daß die Lösung der „orientalischen Frage“, soweit sie von ihrer Person handelt, in der That — nicht mehr zu verschieben ist! Darum: wenn jetzt im genannten Sinne Friede würde, so wäre es nur, um den rechten europäischen Conflikt erst einzuleiten. Oesterreich kann und muß jedenfalls Gewehr im Arm an der türkischen Grenze Wache stehen bleiben, Frankreich, wenn es den Finger Gottes erkennt, desgleichen am Bosporus. Aber wenn der türkische Marasmus zusammenstürzt, wie er in kürzester Frist muß, wird dann nicht Rußland unfehlbar mit verhängten Zügeln wieder ansprengen? Und England? England, dem der verstorbene Czar einst Aegypten und Candia als Drangeld geboten und das in Wien jetzt mehr als leer ausginge, würde England dann wieder auf der Seite von heute stehen? Preußen aber? habe ich nicht mit Recht gesagt: ob Krieg ob augenblicklich Friede, seine Politik ist für jeden Fall gewiß? Wahrlich! die fanatischen Hindernisse innerhalb der czarischen Grenzen müssen unüberwindlich seyn, wenn Rußland nicht jetzt Frieden macht um jeden Preis. Kommt der Czar dann über's Jahr wieder, so ist es in der Allianz der drei nordischen Horte: Rußland, England, Preußen — im Religionskrieg!

Es wird darum gut seyn, die Blicke bei Zeiten wieder auf die über dem Hader um sie fast vergessene Türkei zu richten. Selbst Napoleon III. hat in seiner jüngsten Thronrede über den Krieg im Osten vergessen, auch nur ihren Namen zu nennen; dennoch liegt die endgültige Entscheidung über die Kriegs- oder Friedensfrage recht eigentlich allein in der Türkei. Das Sultanat, in den letzten zwei Jahren schneller, als sonst in fünfzig Jahren möglich gewesen wäre, ruinirt in Allem und Jedem, im Rath, in der Finanz, im Glauben der Moslimen bis tief nach Asien hinein; umgeben von rebellischen Provinzen, von einer entmuthigten und entblößten Armee, dem letzten Reste seiner letzten Ermannung, trauernd über seiner bessern Hälfte, die vollzählig in's Grab gesunken; in der eigenen Residenz geknebelt von Ausländern, deren Schutz es doch wieder bedarf gegen die Verachtung der Rechtgläubigen selbst, gegen den mordbrennerischen Fanatismus der Levantiner — und es sollte ohne sicherste Vorbedeutung seyn, daß das Erdbeben jüngst in Brussa, von wo aus die Osmanen einst Byzanz eroberten, die Moschee Daud Monastir über dem Grabe Osmans, des Gründers der absterbenden Dynastie, zusammenwarf?

Man wird in den nächsten Tagen hören: ob Krieg, ob „Friede". Wer über diesen erschrecken, über jenen sich beruhigen würde, der weiß eben, daß die Constellation für Deutschland nicht ein zweitesmal so glücklich sich gestalten wird, wie noch in diesem Moment!

Den 27. März.



XL.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XIV.

Die Handhabung des ersten Reactions-Stadiums von Oben her; Beispiele und Fälle aus dem außerpreußischen Deutschland; die königlichen Landes-Kirchen in Sachsen und Hannover insbesondere; Mecklenburg.

Wenn man von der religiösen Reaction in und aus den politischen Höhen des Protestantismus herab reden will, so sollte sachgemäß das erste und letzte Wort Preußen heißen. Aber eben weil die neueste Geschichte der preußischen Union in mehr noch als bloß dieser Beziehung höchst instruktiv ist, verlangt sie ganz selbstständige Behandlung. Bezüglich der übrigen Landeskirchen Deutschlands können wir uns kürzer fassen.

„Anscheinend geht jetzt Alles recht gut von Statten, die Bekenntnißtreue ist wieder Mode geworden, weil man's von Obenher so will", sagt ein strenglutherisches Blatt *), und wir fügen bei: wo man's von Obenher so will. Es ist nämlich ein eigenthümliches Phänomen, daß da, wo man sich von Obenher um die kirchliche Restauration nicht küm-

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 15. Dec. 1853.

mert, die Richtung nach dem Bekenntniß nur in höchst vereinzelten Erscheinungen und äußerst mühsam sich erhebt, während da, wo der gegentheilige Fall von Obenher eintrat, die Reaction äußerlich alsbald überraschende Blüthe an sich trug. Wir haben die erstere Seite dieser Thatsache an Nassau z. B. früher schon nachgewiesen, deßgleichen auch an den faktisch-unirten Landeskirchlein des übrigen mitteldeutschen Südwestens, im schlagenden Gegensatz zu Kurhessen, wo man von Obenherab mit vielem Glück ganze reformirten Provinzen lutheranisirt *). Alle diese Ländlein liegen noch im tiefsten und ruhigsten rationalistischen Schlummer. Die herzoglichen Sachsen insbesondere haben sich über das auswärtige Gerede vom Gegentheil erst kürzlich noch nicht wenig lustig gemacht; zwei Punkte, sagten sie, habe die confessionalistische Polemik vor allen sich ausersehen, die theologische Fakultät zu Göttingen nämlich und die Kirche Thüringens, welche aber in solcher Leidensgesellschaft ganz ruhig über ihre Bekehrung dichten lassen könne **). Wirklich war die Meldung der Kreuzzeitung von einer officiellen Wendung in Weimar, und daß hier den Theologie Studierenden der Besuch Jena's verboten sei, ganz aus der Luft gegriffen. Nur für großherzoglich Hessen scheint man eben jetzt zu fürchten. Als aber im Frühling vorigen Jahres etliche Pastoren gegen die Lehren und Schriften des Professor Credner Protest einlegten, thaten die Subjektivisten noch ganz kühnlich selber, was sie sonst an der Reaction so entrüstet verdammen: sie forderten den weltlichen Arm heraus für die „kirchliche Ordnung" und gegen diese „lutherische Brut", die wider die freie wissenschaftliche Forschung, wider einen Professor der Theologie und Beamten der Kirche den Bann zu schleudern wage; „man verlange so viel und so dringend nach Kirchenzucht,

---

*) Band XXX. S. 390 ff.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 28. Oct. 1854.

hier sei ein Ort für Kirchenzucht" *). — Am tapfersten hat, obgleich eingekeilt zwischen die Reaction von Preußen und Hannover, Braunschweig sich rein erhalten. In der Haupt-Stadt selbst sind von fünf Predigern vier Anhänger „der höhern Auffassung des Christenthums", und als der fünfte jüngst die altlutherische Abendmahlsfeier sammt Kniebeugung und dem Liede: „Christe du Lamm Gottes" einführte, schrie Stadt und Land: dieser heimliche Jesuit ziehe die Leute mit Siebenmeilenstiefeln dem Papismus zu. „So frei", sagt ein Correspondent von der Reaction, „ist die Kirche daselbst, daß freie Gemeinden sich gar nicht zu bilden brauchten, und eben deßhalb ist Braunschweig auch von der Union nicht berührt." Doch empfangen die Deutschkatholiken keinen Zuschuß mehr aus der lutherischen Kirchenkasse, wie vor 1848; auch predigen die Pastoren nicht mehr von Robert Blum; endlich ward kürzlich ein Prediger pensionirt, der die Welt mit fünfzehn unehelichen Kindern bereichert hatte. Der Sonntagsgottesdienst kommt in der Hauptstadt selbst mitunter in bedeutenden Pfarreien gar nicht zu Stande, weil Niemand sich in der Kirche sehen läßt, trotz aller möglichen Reizmittel, als Chorgesänge, Zeitungsannoncen rc., und obwohl man sogar auch die Kirchen vermindert und die Pfarreien combinirt. Das Bekenntniß ist so frei, daß bei Taufen je nach Belieben das apostolische Symbolum ganz wegbleibt, oder nach eigener Redaktion vorgebracht wird **). — In ebenso löblicher Ferne von der Reaction haben die Obrigkeiten der norddeutschen Republiken sich gehalten, und auch hier richtet die Kirche sich darnach. Als der freche Socialdemokrat Pastor Dulon in Bremen nicht mehr zu stützen war, und selbst die Heidelberger Fakultät geurtheilt hatte: er habe geradezu eine dem Christenthum feindselige Stellung eingenommen,

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 22. April 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 17. Juni 1854 u. 15. Nov. 1854.

da reichten doch noch 5000 Männer und 5356 Frauen eine Suplik für ihn ein, ja in seiner eigenen Pfarrei stimmte eine Majorität für seine Erhaltung auf der Kanzel, und die Minderheit großentheils nicht wegen seines Unglaubens, sondern nur wegen ihres communismusscheuen Geldbeutels dagegen. Bald darauf verlangten die mehreren Prediger vom Senate strenge Handhabung der Symbole als Glaubensnorm, aber eine Minorität der Pastoren protestirte dawider. So ward nichts daraus. Dafür bestimmte die neue Gemeinde-Ordnung für Bremerhaven, damit die Pastoren ja ausgemachte Sklaven der Potentaten ihrer Gemeinden blieben: daß dieselben nur „mit sechsmonatlicher Kündigung" anzustellen seien; zugleich: sie hätten bei Strafe dieser Aufkündigung nach den „Grundsätzen der Kirche Bremens" zu predigen, die aber Niemand kennt. Es wäre auch schwierig, sie zu bestimmen; denn seitdem jene reformirten Prediger die Augustana als Symbol begehrten, wollen die Lutheraner Bremerhaven's ihre Prediger nicht mehr auf dieselbe verpflichten lassen. Gegen den Pastor Treviranus ward eine Calumnie-Klage eingeleitet, weil er am Kirchentage zu Berlin unter einer grauenvollen Schilderung der religiösen Zustände Bremens geäußert: seit vierzig Jahren sei im Dome daselbst das lautere Wort Gottes nicht gepredigt, seit vierzig Jahren der gekreuzigte Christus nicht verkündet worden. Kenner aber versichern, auch der in Bremen selbst abgehaltene Kirchentag habe der herrschenden kirchlichen Entfremdung keinen Schaden gethan. Bei den wenigen Gläubigen selber zeige sich ein „überreizter Geschmack", der „immer Schärferes" verlange, und daher viele den in der Stadt eingenisteten amerikanischen Methodisten- und andern Conventikeln zuführe *). — In der gesetzlich lutherischen Kirche Hamburg's

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. Jan. S. 13; — Kreuzzeitung vom 8. Febr. 1853; — Berliner Protest. K.-Z. vom 30. Dec.

ist keine Spur „gesunder Reaction", und die religiöse Versunkenheit wird als eine so ungemeine geschildert, daß redliche Christen wünschen, wenn doch zur Erweckung der Evangelischen nur eine Jesuitenmission nach Hamburg käme, und bedauern, daß die Demokratennoth von 1848 nicht länger angedauert. Denn damals, sagen sie, sei der vornehme Hamburger fromm und kirchlich geworden, habe die Innere Mission vortrefflich gefunden, jetzt aber gehe Alles wie zuvor. Der einzige damals eingerichtete Abendgottesdienst mußte schon vor zwei Jahren wieder aufhören, weil die Obrigkeit die fernere Benützung der Kirche verweigerte, und an Erstehung eines eigenen Lokals dazu in der großen und reichen Stadt nicht zu denken ist. Unter den Aerzten z. B. herrscht ein förmliches System unter dem Namen „Euthanasie", darauf zielend, es sei nicht abzusehen, warum Prediger die Sterbenden noch plagen sollten. Bei solchen officiell-kirchlichen Zuständen bildete sich in Hamburg, namentlich aus dem Mittelstande und seit 1848, eine separirt-lutherische Gemeinde, die sich „zum Kripplein Christi" nannte. Freilich entstand in ihr selbst bald wieder Streit über das ächte Wesen des Lutherthums, und sofort wurden aus dem Einen Kripplein Christi ihrer drei, deren jedes nicht nur für sich predigte, sondern auch taufte und communicirte. Indeß hatte jene Gemeinde, auf die Principien von 1848 bauend, sich einen Pastor aus Erlangen berufen; aber nicht nur ward ihm vom Hamburgischen Kirchenregiment nach langem Hinhalten die Anerkennung definitiv versagt, man verbot ihm auch jegliche Amtsfunktion, während dagegen die Deutschkatholiken vollständig anerkannt blieben, und im Hamburgischen Staatskalender einen Ehrenplatz neben der katholischen Kirche einnahmen *).

1854; — Darmst. K.-Z. vom 25. Jan. 1855, welche zwar den letzteren Bericht als „schief" tadelt, aber nicht Eine Thatsache zu berichtigen vermag.

*) Hengstenberg's evangel. K.-Z. vom 10. Dec. 1853 und 1853 Jan.

In diesen Landeskirchen also schläft die kirchliche Bewegung eher wieder ein, statt daß sie völlig munter geworden wäre. Ebenso scheint es in Würtemberg zu gehen, trotz aller Reizmittel, die man hier besonders auf dem Wege kirchlicher Verfassungs-Reformen anwandte; die Schwaben dortselbst sind großentheils Pietisten, und auch die Rationalisten neben ihnen haben sich zuvor, geschweige denn jetzt, nicht besonders laut gemacht. Dagegen gehen einige anderen Landeskirchen eben erst in die Reaction von Obenher ein; es ist, als wenn sie bisher selber gefürchtet hätten, was einer jener Hamburger sagt: „sobald Fürsten und Regierungen zur Besinnung gekommen, so heiße es, das geschehe nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern man wolle nur den gemeinen Mann zahm machen" *)! Unter diesen spät in die Reihen der Reaction eintretenden Landeskirchen wird vor Allem Baden glänzen. Auch die Gestalt der negativen badischen Union haben wir früher bereits geschildert **), und man hätte allerdings glauben sollen, sie wäre den Subjektivisten für ewige Zeiten sicher. Dennoch macht sich jetzt die Reaction von Obenher bestimmte Rechnung auf leichten Sieg, und die Heidelberger wagen nicht zu verneinen.

Baden scheint bei seiner negativen Union keine Ruhe mehr gehabt zu haben, seitdem die Pfalz mit so leichter Mühe aus dieser heraus und zu einer „dritten Kirche" gelangte, die nicht lutherisch, nicht reformirt, noch weniger preußisch-unirt und am wenigsten kirchentäglich-conföderirt ist, und doch ganz positiv aussieht. Es handelte sich in Baden vor Allem um einen neuen Landeskatechismus. Der bisher, d. h. seit acht Jahren eingeführte nämlich, zugleich „ein-

---

S. 13; — Allgem. Zeitung vom 5. Jan. 1853; — Kreuzzeitung vom 8. Jan. 1853.

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 10. Dec. 1853.

**) Histor.-polit. Blätter Bd. XXXIII. S. 384 ff.

zige Lehrnorm, einziges eigentliches symbolisches Buch der unirten Kirche in Baden, maßgebend und entscheidend für die von den Geistlichen einzuhaltende Grenze ihrer Lehrfreiheit", war als entschieden rationalistisch nicht nur die Ziel-Scheibe für die unausgesetzten Angriffe der auswärtigen Reaction, auch schon vom Kirchentag feierlich verdammt: sondern er litt als ungemein weitschichtiges Compendium noch dazu unter dem allgemeinen Haß des Volkes, der erst neuerlich zu explodiren Anlaß hatte *). Die Subjektivisten glaubten schon, man werde den unmöglichen Katechismus entweder einfach durch eine der „monströsen Mißgeburten" ersetzen, „welche gegenwärtig aus einer Zusammenknetung des lutherischen und des Heidelberger Katechismus dutzendweise zu Tage gefördert werden", oder aber nach Pfälzer Manier „selbst einen solchen untereinander kneten". „Ein wunderliches Kunststück"! sagen sie, „man schneidet dem Einen die Nase aus dem Gesicht, und setzt sie in das des andern, und so hat man einen Unionskatechismus auf dem Boden der Bekenntnisse." Indeß ist der Entwurf noch Geheimniß, bis zu der nahen Generalsynode, welche gesetzlich alle sieben Jahre statthaben sollte, nun aber bereits seit 1843 nicht mehr versammelt, und auch damals nur versammelt war, um ihre Beschlüsse von der Regierung sofort ad acta gelegt zu sehen.

---

*) Den Altlutheranern war nach langem Streit und scharfen Zwangs-Maßregeln gestattet worden, daß ihre Kinder in den Schulen nur mehr „zur passiven Anwohnung beim Religionsunterrichte" verbunden seyn sollten. Sonst ist den Predigern nicht gestattet, den Lutherkatechismus zum Auswendiglernen zu gebrauchen, oder auch bloße Extracte aus dem „dickleibigen Landeskatechismus, der eine wahre Landplage für Lehrer und Schüler ist." Die Folge jener Concession nun war verstärkter Oppositionskitzel, und daß auch in den unirten Gemeinden die große Mehrzahl ihre Kinder mit diesem Katechismus nicht mehr plagen lassen wollte. — Berliner Protest. K.-Z. vom 10. Juni 1854.

Die kommende Generalsynode dagegen soll nun sogar die Unions-Urkunde corrigiren und in §. 2 mit seinem quatenus, das den alten Symbolen überhaupt nur ein „bisheriges“ Ansehen zugesteht, eine Art von quia anbringen, so daß also „die badische Kirche nicht mehr auf die auszulegende, sondern auf die ausgelegte Schrift gestellt wird“, wie Hr. Zittel sagt. Und die Synode, meint er, wird das ohne Widerspruch thun; denn erstens hat die Regierung die Wahlen in der Hand, zweitens „trösten die Meisten sich damit, daß die Sache doch ohne praktische Folgen bleiben werde, und so könne man den Herren schon den Gefallen thun“ *).

Wie man sieht, sind die Subjektivisten allerdings sehr ärgerlich darüber, daß jetzt auch die so schöne negative Union Badens den Weg alles Fleisches wandeln soll; man kann aber nicht sagen, daß sie davor sich ernstlich fürchten. Die Aufregung ist wohl groß und die Presse tobt für und wider; man hat von gewisser Seite, da es sich natürlich zugleich um Bereicherung des Cultus ꝛc. handelt, auch schon den großen Wauwau aufgesteckt: „katholischmachen“; indeß scheint die ernste Sorge doch unter den streng Confessionellen, vor einer Unterdrückung ihrer Exclusivität in Pfälzer Manier, viel größer zu seyn **), als unter den Subjektivisten. Die Letzteren trösten sich leicht: diese momentane Mode in den politischen Höhen werde sehr schnell vorübergehen. Allerdings sei die Plattheit und Gehaltlosigkeit der badischen Religionsbücher kläglich, aber sie seien wenigstens frei von dem zur Zeit beliebten dogmatischen „Unsinn“, und wenn man jetzt einander auf allen Gassen zuschreie: ei, wie waren doch unsere Väter so dumm, „so sollten die Helden unserer Tage, bevor sie sich und ihre Produkte so bewundern, doch lieber abwarten, was man nach

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 3. März 1855.

**) In diesen Tagen hat denn auch Eichhorn an Pastor Ludwig zu Söllingen endlich einen Nachfolger in der Separation erhalten.

20 Jahren über diese sagen wird, wenn sie nämlich überhaupt ein solches Alter erreichen." Der neue Katechismus insbesondere werde „wahrscheinlich nur halb so alt werden", als der jetzt zu begrabende; denn, sagt Pastor Holtzmann in Heidelberg, „alle Katechismen und Agenden sind provisorisch, alles Menschliche ist wie des Grases Blume". Der einzige Erfolg der ganzen Reaction werde die endliche allgemeine Ueberzeugung seyn, „daß die Katechismenzeit überhaupt vorüber ist, daß die Kirche auch ohne Katechismus, allein mit dem Evangelium in der Hand des Lehrers, des Schülers, des Predigers, der Gemeinde bestehen kann." Diese Stellung sei denn auch die dem Katholicismus gegenüber einzig haltbare, nicht, wie man jetzt wähne, „eine erzwungene Uebereinstimmung der Bekenntnißformeln, d. i. ausgelegter Schrift." „Wahrlich, vor diesem Bischen katholischen Sauerteigs, der die protestantischen Kirchen jetzt so aufbläht, fürchtet sich der Katholicismus nicht; er freut sich vielmehr der innern Zerrüttung, die dadurch erzeugt wird, er sieht freudig zu, wie alle bedeutendern Talente sich mehr und mehr scheuen, sich dem Dienste der protestantischen Kirche zu widmen, weil sie die immer drückender werdende Geistesfessel nicht ertragen mögen" u. s. w.*).

Die badischen Subjektivisten hoffen also mit Zuversicht, daß nach kurzer Weile ein glänzender Sieg ihrer Sache das Ende der heutigen Reaction von Oben seyn werde; für jetzt dagegen erscheint ihnen jeder Widerstand gegen solche Reaction vergeblich. Anders gleichzeitig im Königreich Sachsen. Dr. Luthers Heimathland, hinkte nämlich der Reaction von Obenher unter den Letzten auch noch nach. Was man aber in der gesetzlich negativen und synodal verfaßten Union Badens nicht wagt, das wagte man, wenn auch nur schüchtern, in der rechtlich rein lutherischen und streng consistoriell, d. i. absolutistisch regierten Landeskirche Sachsens: man ver-

*) Zittel a. a. O.; vgl. Darmst. K.-Z. vom 24. Febr. 1855.

suchte Widerstand gegen die officielle Reaction für „ausgelegte Schrift", und zwar mittelst der Kammern, der indessen auch nur zum neuen Beweise ausschlug, daß für den Augenblick die Reaction von Obenherab alle Chancen für sich hat.

In Sachsen haben die Symbole der lutherischen Kirche nie aufgehört obligat zu seyn; dennoch, klagen ihre Anhänger, hat wohl in keinem deutschen Lande der Rationalismus den Boden der Kirche mehr verwüstet als in Sachsen, die lutherische Kirche, wenn gleich nicht abgeschafft, war doch Ecclesia pressa *). Der Eid des Summepiscopats, d. i. der „in evangelicis beauftragten Minister", lautete selbst noch von 1811 an auf die in den symbolischen Büchern ausgelegte Schrift; 1848 ward dafür gesetzt: „die in hiesigen Landen angenommene reine Lehre"; jetzt soll der Eid wieder zur frühern Form zurückkehren **). Trotz dieser eidlichen Verpflichtung des Summepiscopats aber, die Symbole als Glaubensnorm aufrecht zu erhalten, gehörte es noch vor Kurzem zu den Ausnahmen, wenn etwa ein Docent vom Katheder, ein Pfarrer von der Kanzel, ein Lehrer in der Schule seinen Vorträgen eine mehr positive Färbung gab; die negative, meinte man, sei dem gemäßigten, allen Extremen abholden sächsischen Temperament eben angemessen gewesen ***). Auch die Prediger waren eidlich auf die Symbole verpflichtet, aber man hatte sich gewöhnt, den Eid als eine bloße Form zu betrachten; nur in der Minderzahl der Kirchen war das apostolische Symbolum im Gebrauche, und bei Gelegenheit protestirten noch vor wenigen Jahren von 56 Leipziger Stadtverordneten 55 gegen dasselbe †). Als der Erzbischof von Freiburg den großen Ruf erhob: Freiheit für die Mission der Kirche oder

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 15. Dec. 1853.
**) Darmst. K.-Z. vom 11. Febr. 1855.
***) Darmst. K.-Z. vom 25. Febr. 1855.
†) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 11. Febr. 1854.

sie muß bei uns untergehen! da widerhallte es aus Sachsen: „ist es denn bei uns Protestanten nicht noch viel schlimmer, sind bei uns die gläubigen Prediger, die gläubigen Gemeindeglieder nicht förmlich verschrieen, während sie doch nur an ihrem Glauben festhalten?" *) Und ein Jahr vorher hatte eine andere Stimme bezeugt, so groß sei der Verfall der Kirche, daß man in der Hauptstadt des Landes kaum Gelegenheit habe, eine christliche Predigt zu hören **).

Zu den Ländern aber, welche der Sturm von 1848 am schwersten getroffen, gehörte auch Sachsen; die in evangelicis beauftragten Minister erinnerten sich ihres alten Eides. Klein war das Häuflein, welches ihnen von unten entgegenkam; aber bald drang dunkle Kunde aus Sachsen von der „mächtigen Partei", welche „über die Schrift hinaus wolle", nicht einsehend, „daß die Aufgabe unserer Zeit Rückkehr zum Schrift-Princip ist, nicht Vertauschung desselben mit einem andern, Ermittlung des reinen Gehalts der Schrift, nicht Rückkehr zu den Scholastikern" ***). Die bedrohten Subjektivisten warfen selber diesen neuen Scholastikern vor: sie seien ohne alle Vermittlung, sozusagen im Sprunge auf die andere Seite gelangt, und noch dazu erscheine ihre neue Kirche als eine „exotische Pflanze auch insofern, weil die Choragen meist Ausländer sind". „Jetzt plötzlich", sagt ein Anderer, „sehen wir, namentlich die jüngern Theologen, nicht wenige, die sich über Nacht zum Lutherthum bekehren." †) Dennoch hatte das Häuflein bald zwei tüchtige Organe, ein politisches und ein kirchliches, die „Freimüthige Sachsenzeitung" und das von Dr. Kahnis redigirte „Sächsische Kirchen- und Schulblatt"; die Unmasse der nicht mehr im Lichte von Oben sich sonnen-

---

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 27. Jan. 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom Jän. 1853. S. 12.

***) Darmst. K.-Z. vom 5. Jan. 1854.

†) Darmst. K.-Z. vom 25. Febr. 1855.

den Subjektivisten dagegen jammert vergeblich: „das Organ der Neulutheraner hält sich, das der Lichtfreunde hielt sich, und ein Organ für mindestens zwei Drittel der Landesgeistlichkeit sollte nicht aufkommen können?" Man sieht daraus die mächtige Einwirkung der Reaction von Obenher. Aber auch hier kann man nicht sagen, daß die Subjektivisten sie eigentlich fürchteten; sie finden nur ihr vorübergehendes Daseyn sehr unbequem, besorgen übrigens nicht im mindesten, daß sie tiefere Spuren im Volke zurücklassen könnte. In der That ist in Sachsen der bloße Begriff der lutherischen Symbole, an deren Rückführung die Reaction arbeitet, so gänzlich verschwunden, daß man bona fide meint: ihre Idee sei „auszulegende Schrift", nicht „ausgelegte Schrift"; so sehr ist die specifisch-lutherische Dogmatik abhanden gekommen, daß Einer in allem Ernste auszurufen vermag: „das kann unmöglich lutherisch seyn, wenn man den Glauben auf Kosten der Liebe hervorhebt und ihn zu einer neuen Species des Ablasses insofern potenzirt, als man auf ihn allein das ganze, auf den Wandel nur nebenbei ein Gewicht legt." *) Und von der allgemein christlichen Anschauung hat Sachsen so wenig gerettet, wie von der specifisch-lutherischen; die Subjektivisten haben allen Grund darauf zu pochen, wie ein neuerlicher Vorgang klar genug bewiesen hat.

Am 14. Jänner d. Js. predigte Kirchenrath und Hofprediger Langbein von der Versuchung Jesu. Er behauptete einen „für sich bestehenden Teufel", erklärte jede andere Interpretation der biblischen Erzählung für eine „Gotteslästerung, vor der ihm graue", und eiferte überhaupt gegen den „Unglauben, dem die Lehre von einem persönlichen Teufel verfallen sei". Dieß von einer Kanzel herab, wo ein Reinhard, ein Ammon, ein Franke gestanden, wo ein Käuffer noch steht! förmliche „restitutio eines leibhaftigen Teufels in integrum"

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Febr. 1855.

von einer Kanzel, auf der „selbst Harleß mit diesem Glaubens-Artikel nicht allzuschroff hervorgetreten seyn soll“! Ganz Sachsen erzitterte. Die Sächs. Const. Zeitung nahm den Handschuh auf. Niemals, donnerte es dem armen Langbein zu, werde das evangelische Sachsen für den antiquirten chaldäisch-manichäischen Teufel sich wieder einfangen lassen, so „tief auch in ihm die Hochachtung vor der Bibel wurzle“ und „die Kirchlichkeit im Sonnenschein vernunftgemäßer Glaubenspredigt“.*) Und Sachsen nickte Beifall!

Die Reaction in Sachsen theilt sich, wie aus diesen herrschenden Zuständen leicht erklärlich ist, in zweierlei Richtungen. Die officielle von Oben herab geht bloß im Allgemeinen auf positives Bekenntniß; die des Häufleins von Unten auf geht ziemlich einmüthig auf specifisch-lutherische Glaubensnorm oder vielmehr Kirche. Bei einem später näher zu beschreibenden Vorgang in der Kammer desavouirte das Ministerium selbst die letztere Richtung: „es beklage religiösen Parteizwist und habe nur Eine Richtung, die Richtung auf die — heilige Schrift“ **). Indeß war diese Richtung doch durch verschiedene Maßregeln schon genugsam als sehr stark positiv charakterisirt, und zudem bietet auch die Bibel allein als Glaubensnorm an sich noch gar keine Gewähr gegen die weitgehendste Reaction. Hat nicht auch Herr Langbein sich für seinen „Teufelsglauben“ auf die Bibel berufen, die so lehre, „und was die Bibel lehre, sei ohne Prüfung im Glauben anzunehmen?“ Der Umstand kam den Subjektivisten Sachsens sehr gelegen. „Hier“, sagen sie, „wird für, dort wird gegen den Glauben an den Teufel gekämpft (z. B. in Röhr's „Predigten“), hier aber wie dort mit der Waffe der Berufung auf die Bibel; hieraus ergibt sich die praktisch-wichtige Frage: ist der Buchstabe der Schrift geeignet, die

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 24. Febr. 1855.

**) Freimüthige Sachsenzeitung vom 31. Oct. 1854.

norma credendorum et docendorum für die lehrende und lernende Kirche zu seyn? Das Bedürfniß der Zeit, meinen wir, hat bereits entschieden." *)

Den in evangelicis beauftragten Ministern wird also von ihrer reservirten Stellung in der Reaction nichts Anderes erblühen, als die Nachtheile verzagter Halbheit und Tergiversation. Uebrigens ist leicht zu erklären, warum die Minister ein Streben nach der lutherischen Bekenntnißkirche ängstlich abläugnen. Es wäre dieß eine Kriegserklärung an die herrschende faktische Union; diese aber steht hoch in Ehren als „Weg nach dem Lager der politischen Union, welche Anhänger die Menge in Sachsen hat", und „namentlich findet in den Freimaurer-Logen dieser Doppelgedanke der Union einen mächtigen Rückhalt und immer neuen Impuls" **). Die kirchliche Union de facto ist also zugleich eine bei den sächsischen Verhältnissen höchst bedenkliche politische Frage, und wenn die Reaction von Unten in ihrer Consequenz so sehr gegen die „moderne Unionsdoctrin" eifert, kämpft sie zugleich gegen die reactionäre Halbheit des Summepiscopats selber. „Durch Abgehen von den kirchlichen Symbolen", sagt jene Partei, „hören wir auf eine Kirche zu bilden, sind Sektirer, die sich nach Gutdünken Glauben und Cultus machen, und daran mag auch der Staat nichts bessern, wenn unter seinem Zuthun verschiedene Bekenntnisse verschmolzen werden; die preußische Union als kirchliche Zwangsanstalt hat daher bis auf diesen Tag jedes wahren Christen Geist und Herz gegen sich gehabt, und der Bau der Unionskirche aus Luthers glaubensinnigem Geiste und den austrocknenden Abstraktionen des Calvinismus ist bis heute ohne Kitt geblieben" ***). Die Minister aber dürfen, bei ihrer erklärten Richtung „allein auf

*) Berliner Protestant. N.-Z. vom 24. Febr. 1855.

**) Freimüthige Sachsenzeitung vom 15. Dec. 1853.

***) Freimüthige Sachsenzeitung vom 31. Oct. 1855.

die heilige Schrift", nicht widerreden, wenn Haus Gotha, die Logen und die Subjektivisten überhaupt, höhnisch erwidern: allerdings! eine Union etwa gesetzlich zu machen brauchen wir nicht, denn „was sind 2000 Reformirte gegen 1,800,000 Lutheraner; heutzutage regieren die Majoritäten, die Minorität ist nur geduldet; man braucht keine Union, weil sie faktisch schon vorhanden ist." „Oder ist's etwa anders?" fahren sie fort; „man gehe in die Kirchen, die Versammlung ist gemischt, besteht aus Reformirten und Lutheranern; man gehe in die Schulen, da ist's ebenso; man gehe auf die Kirchhöfe, da liegen Todte beider Bekenntnisse untereinander; gar mancher geht in die reformirte Kirche und dabei fällt keinem ein, daß er nicht in die Kirche seiner Confession geht; seit Jahren versehen lutherische Candidaten in Dresden die Stelle eines Hülfspredigers an der reformirten Kirche und zwar mit Bewilligung der Behörde; und man sieht sie nicht als Abtrünnige an, hat ihnen vielmehr, nachdem sie ihr Amt wohl verwaltet, Stellen als lutherische Pfarrer übertragen, und die Gemeinde hat keinen Protest gegen sie erhoben. Das ist aber nicht Indifferentismus, sondern Toleranz im schönsten Sinne des Wortes" *). Ein neuestes Unterpfand dieser zwar „nicht ausgesprochenen, aber thatsächlich soweit als kirchenrechtlich möglich vollzogenen" Union hat man noch in der jüngsten Beisetzung des Königs durch den neuen Bischof in Dresden gesehen; die ganze lutherische Geistlichkeit nämlich war in der katholischen Hofkirche anwesend, mitten unter ihr nicht nur die reformirten Prediger Dresdens und Leipzigs, sondern auch der deutsch-katholische Prädikant der Residenz und der provisorische — Oberrabbiner. **)

Unter diesen Umständen muß man sich allerdings noch

---

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Jan. 1854.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 11. Nov. 1854.

wundern, daß die sächsische Reaction von Oben nur so weit sich vorgewagt; denn was sie in Worten abläugnete, betrieb sie doch in der That: die Richtung nämlich nach dem Bekenntniß, und erst noch am Schlusse des vergangenen Jahres erließ sie eine ganze Reihe von Verordnungen in diesem Sinne. Schon ihre Unterrichts-, Liturgie- ꝛc. Reformationen warfen bedeutend Staub auf. Mancher Cäsar seufzte: auch du mein Brutus! Eine Hamburger Zeitung jammerte bereits, daß der protestantische Gottesdienst in Sachsen nun eine „halbkatholische" Gestalt annehmen werde, indem die neue Gottesdienstordnung zeitweiliges Niederknien vorschreiben solle, und man bereits daran denke, in den Kirchenständen schräge Brettchen 9 Zoll hoch vom Boden anzubringen, damit „die neue Ceremonie ohne Nachtheil stattfinden könne". Gleichzeitig träumte die Berliner Vossische Zeitung schon von Verschwörungen zur Wiedereinführung der lateinischen Messe *). Da erschienen nun wirklich zwei Verordnungen (vom 4. und vom 7. März v. Js.), welche den Subjektivismus tödtlich verletzen mußten. Die eine dehnt eine Bautzener Stadtdirektions-Ordre vom 20. Juli 1852 auf das ganze Land aus; sie räumt die Lehrbücher von sieben altgewohnten Rationalisten-Fürsten aus den Volksschulen und empfiehlt dafür die „in der Lehre reinen Handbücher" dreier strengen Lutheraner. Die andere verbietet den Pastoren, wo sie sich beim Gottesdienste durch Predigtvorlesen der Schullehrer vertreten lassen, den Lehrern selbst die Auswahl der Predigten zu gestatten und verpönt namentlich die Sammlungen von Dinter, Röhr ꝛc., an deren statt Hofacker, Harleß ꝛc. eintreten sollen **). Dieses „Anathem" gegen die Schrif-

*) Halle'sches Volksblatt vom 10. Dec. 1853. — Uebrigens soll der nun nach Magdeburg berufene Prediger Görne zu Aspenstedt bei einer Pastoralconferenz zu Halberstadt wirklich auf Wiedereinführung der lateinischen Liturgie angetragen haben.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 11. Nov. 1854.

ten von Lehrern, „deren weitglänzende Namen zu den gefeiertsten nicht bloß in Sachsen, sondern in dem ganzen gebildeten protestantischen Deutschland gehören", machte gewaltiges Aufsehen. Abg. Rittner interpellirte darüber in der zweiten Kammer, insbesondere weil man dem Landesconsistorium die zwei Ordres (wohlweislich) gar nicht vorgelegt hatte; solche Uebergriffe, sagte er, führten „schließlich zu einem Papstthum in moderner Form". Man rühmte der Interpellation „durchdringenden Anklang" nach. Allein Rittner hatte auf die ministerielle Ausrede: es habe sich nicht um Befehl, sondern nur um Empfehlung gehandelt, richtig erwidert: solche Empfehlung sei immer Befehl; in der That zeigte sich bald, wie weit es schon mit der Einschüchterung gekommen. Die Presse agitirte zwar für Adressen an Rittner, den „Kämpfer für unsere heilige Glaubenssache", nach dem Ausdrucke des sonst gut ministeriellen Pirnaer Wochenblatts, und die Reaction gestand selber: der Rationalismus stehe in Sachsen wieder in vollster Blüthe, und so empfänglich habe die Provincial-Presse, mit nur etwa zwei Ausnahmen, ihr Publikum schon wieder für allen liberalen und rationalistischen Kohl gemacht, daß sie natürlich auch jetzt überall bei der Hand sei. Aber siehe, die Adressen von der großen Majorität kamen nur höchst vereinzelt, Prediger und Lehrer getrauten sich nicht ihre Unterschrift zu geben; die Adressen wider Rittner dagegen trafen in Masse ein und zwar an die Kammer selber, so daß jetzt die Subjektivisten es waren, welche die Minorität erinnerten: „politische Corporationen seien nun einmal keine Kirchenversammlungen." *)

Soweit es also um die Zurückdrängung des zuchtlosen subjektivistischen Geistes sich handelt, wird in Sachsen die Reaction von Oben und die von Unten Hand in Hand

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 23. Dec. 1854; — Freimüthige Sachsenzeitung vom 31. Oct. 1854; — Darmst. K.-Z. vom 11. Febr. 1855.

gehen; sobald es aber darauf ankommt, durchschneidend Positives kirchlich aufzubauen, wird sie eine tiefe Spaltung in sich selber offenbaren. Anlaß dazu gäbe die auch von den Kammern jetzt, nachdem sie erfahren, in welchem Geiste die zwei oder drei beauftragten Minister für sich allein das ganze Summepiscopat üben, beantragte Reform der Kirchenverfassung. Die Subjektivisten werden wie immer und überall die demokratisirende Synodalverfassung, entsprechend der protestantischen Idee, fordern; die Reaction von Oben wird den Mittelweg eines quasi-selbstständigen Oberkirchenraths einschlagen; die Reaction von Unten aber — was sie will, läuft in sehr bezeichnender Weise schnurgerade auf den neulutherischen Kirchenbegriff hinaus. Strengste Verpönung der auszulegenden Schrift, strikte Handhabung der ausgelegten Schrift — ist der Grundgedanke dieser Partei. „Jede Kirche", sagt das Eine ihrer Organe, „habe die Auslegung der Schrift nach ihrem bestimmten Glaubensbekenntnisse von dem Geistlichen zu fordern und Jeder, also auch der Geistliche, der sich der also ausgelegten Schrift nicht füge, habe auszuscheiden"; die Kirche allein sei berechtigt, über das, was Lehre der Kirche ist, zu entscheiden, „denn die Kirche stirbt nicht, sie wechselt nicht, sondern nur die Gemeinde." Ganz consequent will nun die Partei, daß die autoritative Berechtigung der Kirche einer von aller weltlichen Gewalt völlig unabhängigen Behörde anvertraut sei, und „daß dieselbe möglichst auf persönliche Einheit zurückgeführt werde, auf keinen Fall aber das Bild einer aus vielen gleichgestellten Köpfen bestehenden deliberirenden Versammlung bieten dürfe." *) Es ist klar, daß solche Vorstellung über den Horizont der Bekenntnißkirche weit hinausgeht, ja letztere in ihr geradezu für sterblich erklärt wird!

Weniger weit gehen die Richtungen der Reaction von Oben und der Reaction von Unten in der ursprünglich luthe-

*) Freimüthige Sachsenzeitung vom 4. März 1855.

rischen Landeskirche Hannovers auseinander; beide strecken sich zur Zeit noch nach der Decke der altprotestantischen Bekenntnißkirche. Offenbar hat der kernhafte hannover'sche Menschenschlag eine subjektivistische Versumpfung wie in Sachsen, wenigstens auf dem platten Lande, nicht zugelassen. Anders ist es in den Städten, und die Hauptstadt selbst hat davon einen Beweis geliefert, der die deutsche Reactionspartei seiner Zeit tief erschütterte. Man erinnert sich wohl noch des gewaltigen Rumors, den die protestantischen Journale im Jahre 1852 aufschlugen, als, wie kurz vorher den Revolutions-Prädikanten Kossuth in Prag, nun auch den Prediger Steinacker in Triest die Absetzung traf. „Ohne irgend einen stichhaltigen Grund"! schrie die große Masse der jenseitigen Presse; da sehe man neuerdings die in Oesterreich gegen die Protestanten systematisch geübte intolerante Tyrannei. Indeß kam Steinacker kaum nach Hannover, um sich zum Pastor an der Kreuzkirche daselbst wählen zu lassen, so schlugen nun die Reactionsorgane selber Lärm: Steinacker sei dem radikalsten Rationalismus ergeben und wäre sicher in einer Synagoge von Reformjuden oder im Saale einer freien Gemeinde weit eher an seiner Stelle als in einer christlichen Kirche, wie er sich denn auch ganz offen zu bekennen weigere, daß Christus in das Fleisch gekommen *). Dennoch wählte ihn die Kreuzgemeinde mit 144 gegen 60 Stimmen zu ihrem Pastor. Mitten in der lutherischen Landeskirche, jubelte die damals noch vegetirende Berliner Allg. K.-Z., hat es sich gezeigt, wie wenig die von Oben mit allen Mitteln begünstigte Richtung Anhang in den Gemeinden hat. Ein wahrer Sturm der öffentlichen Meinung erhob sich für Steinacker, „Jung und Alt, das ganze Volk aus allen Enden" **) — die Reaction selber mußte dieß gestehen, und sie fürchtete, die Verweigerung der

---

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. Jan. S. 13.

**) A. a. O.

königlichen Sanktion dürfte nicht gewagt werden. Indeß mußten doch die Subjektivisten endlich berichten: der „in Hannover wegen seiner mit der Consistorialtheologie im Widerspruch stehenden Richtung nicht zugelassene“ Steinacker habe am 4. Adventsonntag 1853 in Weimar „zu großer Erbauung der Gemeinde“ gepredigt und ein Amt erhalten *).

Das war aber nur Eine Aeußerung der überhaupt erstarkten hannoverischen Reaction von Oben. Die Lamento's über den confessionalistischen Rückfall der Kirchenbehörden hatten bereits principielle Veranlassungen. Zuvörderst hatte sich das Consistorium zu Osnabrück durch eine horrible That bemerklich gemacht. In Erwägung, „daß ein Kind durch nichts so sicher von der religiösen Wahrheit abgebracht wird, als durch Widersprüche seiner Lehrer“ — erließ es am 12. Febr. 1852 und 6. Okt. 1853 eine Verfügung über den Confirmanden-Unterricht, welche geradezu aussprach: „Das theure, in der Reformation so heiß erstrittene Kleinod unserer Kirche: die Glaubens- und Gewissens-Freiheit, soll auch bei Predigern und Lehrern von uns nicht angetastet werden; aber wir werden auch nie dulden, daß die Kinder durch Widersprüche in der Lehre in ihrem Glauben irre gemacht werden.“ „Glaubensfreiheit ist also mit Lehrfreiheit und Lehrwillkür nicht zu verwechseln. Der Prediger in der Gemeinde und der Lehrer in der Schule sind durch ihr Amt an den Lehrbegriff gebunden, welchen die Kirche in ihrem Bekenntniß nach dem Worte Gottes aufstellt und vorschreibt; wer in ihren Dienst eintritt, muß der Willkür des Einzelnen sich begeben, wozu er auch überdieß durch einen theuren Eid persönlich sich verpflichtet“ **). In gleichem Sinne wurden im Aug. 1853 für ganz Hannover die längst außer Gebrauch gekommenen Kirchen-Visitationen wieder eingeführt, unter besonderer Anweisung der Visitatoren, nach der Lehre des Pfar-

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 1. Jan. 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 1. Jan. 1854.

rers und deren Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntniß zu forschen*).

Man sieht, die hannoverische Reaction von Oben hält sich strikte auf dem Boden der Bekenntnißkirche; sie verräth nirgends einen Glauben an die Stabilität der Symbole oder an ein alleinseligmachendes Bekenntniß; sie zeugt im Gegentheile für den stets provisorischen Charakter der in den symbolischen Büchern „ausgelegten Schrift". Man sieht aber auch, daß es in der Praxis auf Eins hinausläuft, ob sie sich zur Revisions-Theorie bekennt oder zur Stabilität. Der herrschende Grundsatz aller Reaction von Oben lautet auch für die nur provisorischen Symbole und muß lauten: „wenn auch nicht für jeden Einzelnen, so müssen sie doch für die amtliche Lehrthätigkeit zwingende Norm seyn, und in Consequenz für alle officiell mit Kirchensachen Betrauten." Das Hannover'sche Kirchenregiment hatte bereits eine merkwürdige Gelegenheit, die unabweislichen Consequenzen des Grundsatzes faktisch zu documentiren. Dieß geschah im August v. Js. durch Nichtbestätigung der Wahl zum Kirchenjuraten, welche auf einen Hofbesitzer zu Otterndorf im Lande Hadeln gefallen war. Die Recusirung erfolgte, weil Herr Hinze den Kirchenbesuch meide und zu Dulon'schen Ideen hinneige. Vergebens hatte Hintze selbst auf sein durch kein Consistorium und kein Ministerium zu beschränkendes „evangelisches Recht" provocirt: „Alles zu prüfen und das Beste zu behalten", und „feierlich protestirt gegen Alles unevangelische hierarchische Bestreben, dieses Recht zu beschränken, und die evangelische Freiheit in blinde Unterwerfung zu verwandeln." Vergebens hatte die „Zeitung für Norddeutschland" sich einen Preßproceß zugezogen durch ihre Erläuterungen: „Hintze sei nicht der Einzige in Otterndorf, welcher zur Kirche hinausgepredigt worden; an dem religiösen Unbehagen, das sich jetzt so viel-

*) Allgem. Zeitung vom 17. August 1853.

fach zeige, an den leeren Kirchen sei das Kanzelschelten und Donnern schuld; es müsse die Zuhörer aus der Kirche treiben, wenn ihnen nur herbe Schmähungen, nur Verurtheilungen entgegenschallen, wenn sie statt Segnungen Verfluchungen hören." Man mußte sich endlich darein ergeben, daß „Staatsminister Bergmann sein Wächteramt noch weiter ausdehnen zu wollen, und nicht nur von Predigern und Lehrern, sondern von Allen, welche nur zu irgend einem kirchlichen Amte oder Dienste berufen werden, zu verlangen scheine, daß sie zuvor über ihre Rechtgläubigkeit sich ausweisen und ihre Uebereinstimmung mit demjenigen erklären, was die Männer vom Kirchenregiment für Glauben und Lehre der Kirche halten" *).

Immerhin ist dieß aber, wie gesagt, erst noch Reaction auf Grund einfacher Bekenntnißkirche oder provisorischer Symbole. Nur gegen sie war das Memorandum gerichtet, welches damals eine beträchtliche Anzahl von Predigern einreichte um Aufhebung der in den letzten Jahren verordneten Beschränkungen protestantischer Lehrfreiheit, als „das innerste Wesen des Protestantismus vernichtender arger Mißbräuche." Es steht jedoch hier wie in Sachsen neben der Reaction von Oben eine Reaction von Unten, welche weiter geht, weil sie, wenn auch nicht schon auf eine anstaltliche Kirche, doch jedenfalls auf ein alleinseligmachendes Bekenntniß, also auf Exclusivität gerichtet ist. Diese Reaction manifestirt sich auch in Hannover im Kampfe gegen die Union. Zwar existirt hier so wenig, wie in Sachsen, eine ausdrückliche gesetzliche Union; sie besteht aber faktisch und herkömmlich schon wegen des reformirten Summepiscopats. Sollte also die Union völlig weggeräumt werden, so müßte der König entweder das lutherische Kirchenregiment verlieren, oder er müßte die „reformirten Irrthümer", also seine eigene Confession, verdammen und

*) Berliner Protestant. N. 3. vom 26. August 1854.

lutherisch werden. Man hat der Prediger-Conferenz von Stade, als sie ihren Sturm auf die faktische Union und zunächst auf die Göttinger Fakultät unternahm, diese Consequenz scharf vorgehalten. Allerdings verlangten die Stader Anfangs nur: Aufhebung der Verbindung von lutherischen und reformirten Gemeinden der Herzogthümer Bremen und Verden, Abschaffung des Collectiv-Namens „evangelisch" für beide Kirchen, endlich Anstellung wenigstens Eines lutherischen Mitgliedes an der Göttinger theologischen Fakultät, da es denn doch ein „schreiendes Mißverhältniß" sei, daß alle Professoren derselben der Union angehörten. Allein in der Hitze des Kampfes zeigte sich bald, wie weit das Princip nothwendig führe. „Wir verdammen", erklärten die Stader endlich unumwunden, „mit unserer alten Kirche die Irrthümer der Reformirten nicht weniger, als die der Katholiken; wir verwerfen demnach mit ihr alle und jede Kirchengemeinschaft mit den Reformirten. Es ist gerade die Erfahrung unserer Zeit, daß die Union, statt Segen zu bringen, nur heillose Verwirrungen und Kämpfe erzeugt; es ist jetzt erfahrungsmäßig bewiesen, daß sich Lutheraner und Reformirte nun einmal in einem Hause nicht vertragen können. Wir wünschen allen Ernstes, wie sehr das auch Manchen ärgern mag, von den Reformirten ebenso klar und völlig geschieden zu seyn, wie wir es von den Katholiken sind" *). Man sieht wohl, wo die Wege der Reaction von Oben und der Reaction von Unten sich scheiden müssen!

Was die Aussichten der Reaction in Hannover betrifft, der einen wie der andern, so erscheint die Constellation leider auch hier nicht günstiger, als sonst aller Orten. Man entwickelt Muth und Eifer von Oben und von Unten. So ist in der Person des Hofpredigers Dr. Mertens jüngst der letzte

*) Hannover. Zeitung 1854. Nr. 11; — Darmst. K.-Z. vom 29. Jan. 1854; — Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Mai 1854.

Rest freierer Elemente aus der obersten Kirchenbehörde ausgeschieden. „Aber", sagen ihre Anhänger, „mit ihrem Ausscheiden aus den Kirchenbehörden wird der Gegensatz des kirchlichen Volkes, das sich in Hannover am wenigsten Orthodoxie und Lutherthum octroyiren zu lassen geneigt ist, immer größer, die Landeskirche innerlich immer mißtrauischer gegen die Behörden werden" *). Zu Hildesheim hat man wirklich schon ein artiges Specimen dieser Stimmung geliefert. Hildesheim hatte das Glück in der That, das die Stillen in Hamburg „zur Erweckung der Evangelischen" so sehr ersehnen: die Jesuiten hielten eine Mission in der Stadt. Bald hörte man auch, wie ungemein siegreich die Prediger Cordes und Reinecke von ihrer Kanzel herab den Jesuiten heimleuchteten. „Als der letztere am jüngsten Osterfeste predigte, war das colossale Gebäude so mit Zuhörern erfüllt, daß aus benachbarten Häusern Stühle herbeigetragen werden mußten." Aber ach! Gideon starb, sein Schildknappe wurde versetzt, und Hildesheim war mit zwei orthodoxen Nachfolgern bedroht. Der Jammer ist groß und bezeichnend: „Reinecke's Verlust ist für uns ein unersetzlicher; gegenwärtig ist es in den evangelischen Kirchen in demselben Grade leer, wie es vorher voll war. Prediger und viele Gemeindeglieder erkennen es, daß das Streben derjenigen Kirchenpartei, die, uns auf das Jahr 1580 zurückzuführen, die in irdischer Hinsicht nicht undankbar scheinende Mühe sich gibt, an manchen Orten nichts Anderes bewirken wird, als daß man schwache evangelische Christen mit Gewalt dem Papismus in die Arme treibt" **).

Vor Sachsen und Hannover zeichnet sich die Reaction in dem reinlutherischen Mecklenburg durch einen besondern Umstand aus. Hier nämlich trifft die Reaction von Oben

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 14. Oct. 1854.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 8. April 1854.

mit der von Unten auf etwa existirenden in Eins zusammen, und ist daher in ihrer Gesammtheit auf alleinseligmachendes Bekenntniß, auf strengste Exclusivität, ja theilweise bereits ganz offen auf eine anstaltliche Kirche gerichtet. Ebendeßhalb fällt die nähere Beschreibung der Reaction in Mecklenburg aus unserm gegenwärtigen Kreise, der nur das erste Stadium umfaßt, zum größeren Theile hinaus. Ihre Koryphäen sitzen selber im Oberkirchenrath, und um so strenger herrscht jetzt das Bekenntniß über Mecklenburg. Aber auch hier sticht die neue Praxis von der vor einigen Jahren noch allgemein geltenden, ja auch von den eigentlichen Grundsätzen der sie Handhabenden selbst, sonderbar und darum höchst unvortheilhaft ab. Es steht uns ein Fall zu Gebot, der im Stande ist, dieses Verhältniß grell genug zu beleuchten. Anfangs 1854 ward der Prediger Bartholdi zu Röbel abgesetzt, weil er die vom Oberkirchenrath neuverordnete Teufel-Entsagungsformel nicht buchstäblich brauchen wollte, und dabei theologische Anschauungen aussprach, die von dem Lehrbegriff der symbolischen Bücher mehrfach abwichen. Bartholdi, Schleiermacherianer, Anhänger der Meinungen, welche „Nitzsch, Neander, Lücke, Ullmann, Hase öffentlich als evangelische Wahrheit gelehrt", konnte mit dem 1852 wieder aufgewärmten „ganz veralteten" Taufformular von 1602 sich nicht befreunden. Das Formular selbst wollte er zwar auf etwaiges Verlangen der Eltern lesen, „selbst die Stelle, wo Christus das Kind in die Arme nimmt, und mit seinem Blute abwäscht", die Teufelsentsagung aber durchaus nicht aussprechen, statt dessen höchstens fragen: entsagst du dem Bösen 2c. Sofort setzte man ihn ab, ohne ihm Appellation zu gestatten, doch mit Pension. Interessant sind die Gründe Bartholdi's gegen dieses Verfahren. „Erstlich", sagt er, „das neue Taufformular ist gar nicht auf gesetzmäßigem Wege erlassen, denn es ist einseitig vom Oberkirchenrath vorgeschrieben ohne Genehmigung der — Stände", deren Consens in Mecklenburg

jede neue liturgische Anordnung verfassungsmäßig bedarf. Zweitens habe es noch gar keine Lutheraner und „Bekenntnißtreuen“ gegeben, als er (Bartholdi) in's Amt gekommen; „sie allesammt waren damals abgewichen, im ganzen Lande war unter den Geistlichen und den Männern der Kirchenbehörde nicht Einer, der sich nicht von der Lehre der symbolischen Bücher weit entfernte, denn kein Theologe war in seinem Gemüthe so verhärtet, daß er nicht von der großen Bewegung der Geister in der Theologie und Philosophie wäre ergriffen worden.“ Bartholdi selbst habe dem examinirenden, wie dem einführenden Superintendenten seine ganze theologische Richtung vorgelegt, und beide hätten erklärt, daß „diese seine Anstellung in keiner Weise hindere.“ Die Verpflichtungsformel sei entweder ganz gefallen oder ganz lax ausgelegt worden, und wolle man sie jetzt strenge geltend machen, so müsse der Oberkirchenrath „die große Mehrzahl der mecklenburgischen Geistlichen absetzen“, ja, er müßte „vor Allem — sich selbst absetzen.“ „Denn“, ruft Hr. Bartholdi aus, „ihr Herren, Dr. Kliefoth, Krabbe und Genossen, werdet doch nicht im Ernste behaupten wollen, daß Alles, was ihr gepredigt und zudem in öffentlichen Druckschriften vorgetragen habt, durchweg mit der Lehre der symbolischen Bücher zusammenstimme, ja, es sollte gar nicht so schwer fallen, selbst aus dem vorliegenden Absetzungsurtheil auch ein ganz hübsches Ketzereien-Verzeichniß anzufertigen“ *). — Hr. Bartholdi hat nicht unrecht. Die genannten Koryphäen sind, ganz abgesehen von ihren vorreactionären Ansichten, jetzt die Träger des neulutherischen Kirchen- und Amtsbegriffs; dieser aber erhebt sich in mehreren Punkten auf das Entschiedenste über und gegen dieselben Symbole, welche sie nach der andern Seite hin selber als zwingende Norm unter harten Strafen geltend machen.

---

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. Juni 1854.

Ehe wir aber in den Kreis des zweiten Reactions-Stadiums eintreten, müssen wir nothwendig noch eine der interessantesten Erscheinungen des ersten näher behandeln: die neueste Geschichte der preußischen Union nämlich. Hier wird uns auch das Bekenntniß als zwingende Norm in einer neuen eigenthümlichen Situation sich darstellen.

XLI.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

VIII.

Die Gährung im Volke. — Die sittlichen Zustände.

Ein großes Aufsehen erregten die Unruhen im Aostathal, die in der durch viele Unglücksfälle verursachten Theurung und Brodnoth, sowie in der Belastung des Volkes mit fast unerschwinglichen Abgaben ihren Grund hatten, aber von den Ministern geradezu dem Klerus zur Last gelegt worden sind, der gerade am eifrigsten von allen aufständischen Bewegungen abgemahnt und zuletzt fast allein die Ruhe wieder hergestellt hatte; man wollte eben irgend eine Bestätigung finden für die Verdächtigungen, die Ratazzi hatte laut werden lassen. Der ehemalige Minister Graf Eduard Crotti di Costigliole hat als Augenzeuge über diese Unruhen eine Schrift*) veröffentlicht, die großes Licht auf die piemontesi-

*) Notice historique sur les causes, du mouvement de la Vallée

schen Zustände überhaupt wirft, und deßhalb hier besondere Berücksichtigung verdient.

Am Weihnachtsfeste, den 25. Dez. 1853, ward der ausgehungerten und ganz verarmten, sonst äußerst friedfertigen und ihrer sanften Gemüthsart wegen im ganzen Lande vortheilhaft bekannten Bevölkerung der im Aostathale gelegenen Dörfer die neue Auflage auf die Mobilien bekannt gemacht, was das schon lange hart bedrängte Völkchen ganz in Verzweiflung brachte. In dieser Stimmung lieh ein beträchtlicher Theil der Bauern den ungestümen Aufforderungen einiger Wenigen zur allgemeinen Erhebung leicht sein Ohr; am 26. Dezember zeigte sich bereits die aufständische Bewegung in Champorcher. Die Geistlichen wußten theils nichts von den vor ihnen geheim gehaltenen Vorbereitungen zum Aufstand, theils boten sie Alles auf, sowohl in Privatgesprächen als auf der Kanzel, um die Gährung zu beschwichtigen. Dem Pfarrer von Champorcher, der nichts von der Sache wußte, den aber die ministeriellen Blätter sogar den Aufständischen eine feierliche Benediktion zu ihrem Vorhaben ertheilen ließen, wurde am Altare nach dem Evangelium von einem herbeigeeilten Individuum die Bitte vorgetragen, er möge heute nicht predigen, da man ausziehen und sich erheben wolle; Jener aber bestieg die Kanzel und predigte über die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit mit aller Kraft und Wärme, zugleich mit so viel Erfolg, daß der größte Theil seiner Gemeinde ruhig nach Hause ging. Darnach kamen aber hundert auswärtige Bauern mit einem Tambour und forderten die Gemeinde zum Anschlusse an ihren Zug auf. Man erzählte ihnen, was eben der Pfarrer gepredigt; das wiesen sie ab mit den Worten: „Der Pfarrer hat seine Schuldigkeit gethan, wir müssen aber auch die unserige thun und uns vor

---

d'Aoste dans les journées du 26. 27. et 28. Déc. 1853. Turin 1854.

dem Untergange retten." Sie wollten noch die Sturmglocke läuten, zogen aber sogleich wieder ab, wobei von den 1200 Bewohnern des Dorfes nur 36 junge Leute sich ihnen anschloßen.

Der Zug des erbitterten Landvolkes wuchs immer mehr an und so ging es auf Aosta zu mit dem Rufe: „Wir wollen handeln wie unsere Väter, herabsteigen von unsern Bergen und nach Aosta ziehen, um dort Gerechtigkeit zu erlangen. Nieder mit der Constitution und den Steuern! Es lebe der König!" Am 28. Dez. zog der Bauernhaufe schon in die Nähe der Stadt; diese war voll Bestürzung, da auch in andern Theilen der Provinz ähnliche Bewegungen auftauchten. Der Intendant zog ihnen bis Chatillon entgegen und suchte sie von weiterem Vordringen abzumahnen; es war vergeblich; unverrichteter Sache kehrte er nach Aosta zurück. Die Besorgnisse der Stadtbewohner stiegen immer höher; im Verein mit dem Platzkommandanten bat nun der Intendant den Bischof, mit seinem Ansehen das ihrige zu unterstützen. Der Bischof war dazu bereit, und lud noch den beim Volke sehr beliebten Grafen Crotti, jetzt Divisionalrath in Aosta, zur Theilnahme an ihren Bemühungen ein. Crotti selbst schildert uns die interessante Reise, die er mit dem Bischof, dem Generalvikar, dem Intendanten und dem Advokaten Desey am 28. Dez. Morgens um 9½ Uhr antrat.

Merkwürdig und das ächte katholische Volk charakterisirend sind die Erklärungen, welche hier die bewaffnete Bauernschaar abgab. „Wir wollen, sagten sie, Niemanden schaden, sondern nur unser gutes Recht erlangen. Wir wollen Aufhebung der Constitution und der neuen, vorher ganz bei uns unbekannten Auflagen; wir wollen Abhilfe gegen den Hungertod und Entfernung der Lombarden, die das Brod der Landeskinder verzehren. Wir wollen Gehör bei dem Könige, der, wenn er uns hört, uns gewiß Recht geben muß. Wir wollen Linderung unserer Leiden, Abschaffung der Natio-

nalgarde und der dreifarbigen Fahnen; wir wollen Achtung vor der Religion und Wiedereinführung der abgeschafften Feiertage." In den einfachen Worten dieser sonst so friedlichen Dorfbewohner zeigt sich ein richtiger Volksinstinkt; darin liegt aber auch eine große, leider ganz unbeachtete Lektion für die Gewalthaber in Turin. Was die neuerdings abgeschafften Feiertage betrifft, so fährt das Volk in vielen Gegenden, selbst in Turin, fort, sie zu beobachten. Beruft man sich auf die päpstliche Autorität, so sagen Viele, der Papst sei zu ihrer Abschaffung genöthigt worden; Andere wollen nicht glauben, daß die Maßregel von ihm herrühre; die Meisten wollen von ihren ihnen liebgewordenen Gewohnheiten nicht lassen.

Der Bischof und der Intendant gaben sich alle Mühe, diese Landleute zu beruhigen; sie ermahnten sie, eine Bittschrift an den König einzureichen und für jetzt sich ruhig zu verhalten. Aber viele Stimmen erhoben sich dagegen: man wolle nach Aosta ziehen und von da nach Turin, um mit dem Könige selbst zu reden; man habe sie oft genug getäuscht; dazu ihnen die Feiertage genommen, den Druck immerfort vermehrt u. s. f. Der Haufe wuchs immer mehr an und seine Haltung wurde drohender. Natürlich hatten auch mehrere Demagogen sich beigemischt, die dem Bischofe kein Gehör gaben. Als dessen Rede Eindruck zu machen schien, rief Einer aus der Masse: „Das ist eine Predigt; dafür haben wir jetzt keine Zeit; ziehen wir weiter!" Es entstand Tumult; der Prälat ward nicht mehr gehört. Nun suchte Graf Crotti der Masse die Gefahren ihres Beginnens darzustellen, ward aber ebenso gestört und vom Lärm übertäubt.

Da Alles nichts fruchtete, beschloß man, um größerem Uebel vorzubeugen, die bewaffneten Schaaren zu begleiten. Der Bischof rief: „Ein Vater verläßt seine Kinder in Mitte der Gefahr nicht; ich will mit euch gehen, und ich hoffe, daß ihr meine Stimme noch hören werdet." So stiegen der Bischof und die übrigen Herren in den Wagen und fuhren

weiter gegen die Stadt zu, ringsum von den Bauern umgeben. Eine Viertelstunde vor Aosta sprachen der Bischof und der Intendant abermals zu der Masse; ein Theil wollte sich fügen, der andere blieb hartnäckig. Endlich kam es noch vor der Stadt zu Unterhandlungen und die 500 Insurgenten legten die Waffen nieder, als sie eine vom Intendanten Racca unterzeichnete Schrift erhielten, die ihnen Abhilfe ihrer Beschwerden und völlige Straflosigkeit zusicherte. Darin war insbesondere versprochen, es sollten ihre Klagen und eine genaue Schilderung der traurigen Zustände des Thales nach Turin gesendet, die abgelieferten Waffen in der Kapelle des heiligen Rochus aufbewahrt und bei Ankunft der Antwort aus der Hauptstadt, nachdem sie ruhig in ihre Heimath zurückgekehrt, ihnen wieder ausgehändigt, für das Geschehene ihnen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt, sie selbst freundlich in Aosta aufgenommen und dort mit Lebensmitteln versehen werden. Anfangs zeigte sich noch mancher Widerstand; Einige riefen: „So schreibt der Herr Intendant jetzt; aber sind wir einmal entwaffnet, so wird man uns nichts bewilligen und uns einkerkern; wir lassen uns nicht verrathen.“ Allein als der Bischof — nicht ahnend, daß die Besorgnisse der Bauern nur zu sehr sich rechtfertigen würden — in feuriger Rede die Annahme der Vorschläge des Intendanten befürwortete und auf ausdrückliches Verlangen der Masse die Versicherung des Intendanten mitunterschrieb — als sie diese Unterschriften genau betrachtet, gaben sich dieselben ganz zufrieden, legten die Waffen in der Rochuskapelle ab und verhielten sich in der Stadt, wo man sie zuvorkommend bewirthete, die ganze Nacht über vollkommen ruhig.

Am folgenden Tage aber, als Nachrichten von aufrührerischen Bewegungen aus anderen Orten einliefen, wurden die in Aosta befindlichen Bauern eingekerkert und verfolgt mit Verletzung des ihnen gegebenen Versprechens. Natürlich mußte das sowohl die Regierungsbehörden als den Bischof

in den Augen des Volkes sehr compromittiren; Graf Crotti machte dem General-Intendanten Santi nachdrückliche Vorstellungen; dieser aber erklärte: jene Leute seien Staatsgefangene, jedenfalls habe der Intendant Racca seine Vollmachten überschritten. Crotti begab sich nun selbst nach Turin und verlangte von den Ministern die Aufrechthaltung des vom Intendanten gegebenen Wortes, die schon aus Rücksichten der Klugheit gegen die verirrten, von äußerster Noth getriebenen Landleute geboten gewesen wäre. Aber Alles blieb vergeblich. Er fand nichts als artige, glatte Worte, nicht die mindeste Rücksicht auf seine Eingabe. Laut murrte das Volk über die „Treulosigkeit" der Regierung. Crotti übergab darauf die ganze Sache der Oeffentlichkeit, zugleich auch um die mit schamloser Frechheit gegen den Klerus geschleuderte Anklage der Anstiftung des Aufruhrs zu widerlegen. Die ministeriellen und liberalen Blätter haben Crotti's Schrift fast gar nicht erwähnt; denn nur zu deutlich gibt sie die eigentlichen Ursachen der stattgehabten Unruhen an: die entfernteren seien die fortwährenden Angriffe auf das katholische Princip, welche die Gemüther schon lange in große Aufreung versetzt hätten, die näheren die schlechte Aernte, die Theuerung und dazu die Veröffentlichung der neuen Steuern. Am wenigsten habe nach den übereinstimmenden Aussagen aller Landleute die Geistlichkeit dazu mitgewirkt, vielmehr Alles zu Verhütung der Unordnungen aufgeboten; vor Allem habe der würdige Bischof das Meiste gethan, um Blutvergießen zu verhüten. Das beste Mittel, schließt der Graf, ähnliche Aufstände zu verhindern, wäre gerade, die geistliche Autorität zu befestigen und deren wirksamen Einfluß möglichst zu erhöhen suchen. In demselben Sinne schrieb Crotti am 21. Jan. 1854 an den Redakteur des „Independant d'Aoste", und als die ministerielle Presse ihm das Verdienst der Beschwichtigung des Aufruhrs zuschrieb, protestirte er gegen diese Ehre mit der Erklärung, das Verdienst gebühre nicht

ihm, sondern dem Bischofe, der hierin, wie auch die übrige Geistlichkeit, unstreitig das Meiste gethan.

Doch davon wollte man nichts hören. Trotz dieser wiederholten Versicherung des Grafen und der übrigen Augen- und Ohrenzeugen wurden fortwährend Geistliche als Anstifter des Tumults eingekerkert, die man zuletzt doch meistens bei völligem Mangel an Beweisen und Indicien, ja sogar an Prätexten wieder freilassen mußte, wie den Pfarrer von Saint-Marcel und den Arciprete von Nus, der mit aller Brutalität ohne Rücksicht auf seine Krankheit eingezogen ward, aber nach 8 Tagen seine Freiheit wieder erhielt. Die Pfarrer von Issogne, Dormas, Champ de Pra, Antey-Saint-André, Allemont, der Vikar von Gignod, der Procurator des Convents von Verres und einige andere Priester hatten nacheinander dasselbe Schicksal; es schien, sagte die „Armonia“, als wolle man die durch die Entlassung der Einen in den Gefängnissen frei gewordenen Plätze sogleich wieder an Andere vergeben. Diese fortwährende Verhaftung von Geistlichen mußte natürlich die Aufregung im Aostathal noch erhöhen, wie auch unter dem 21. Febr. eine Turiner Correspondenz der Allgemeinen Zeitung gemeldet hat; kaum vermochten die Geistlichen neue Aufstände zurückzuhalten, was ihnen bei dem zwar äußerst erbitterten, aber tief religiösen Volke nur mit der äußersten Anstrengung gelang. Das successive Einkerkern der edelsten Priester schwächte dessen Eindruck auf das Volk keineswegs, wie man beabsichtigt hatte *). Niemand zweifelte an der Unschuld der meisten detinirten Geistlichen und Laien, von denen auch vierzig bald wieder freigelassen wurden. Ein Gefängnißwächter sagte einem Bauern, dem er seine Freilassung ankündigte, in Zu-

*) On l'exécutera, sagte die Regierungspresse, peu à peu, pour ne pas augmenter l'irritation générale. C'est une mesure dictée par la prudence; car l'horizon est enflammé et la terre fait sentir ses frémissements.

kunft werde er wohl schwerlich seinem Pfarrer wieder gehorchen; dieser aber entgegnete, gerade weil er ihm nicht gehorcht, sei er ja eingekerkert worden. Endlich konnte man sich der officiellen Anerkennung der Leistungen des Klerus bei der Beschwichtigung des Aufstandes doch nicht mehr entschlagen. Der Großsiegelbewahrer schrieb vier Briefe an Geistliche, um ihnen für ihre aufopfernden Bemühungen zu danken.

Gleichwohl blieben vier Geistliche des Aostathales noch immer eingekerkert; sie wurden von der Festung Bard in die Kerker von Turin gebracht, weil man die Erbitterung des dortigen Volkes fürchtete; einer dieser Pfarrer wurde in der rohesten Weise nebst zwei liederlichen Dirnen vom Militär eskortirt. Am 5. Sept. ward auch der Pfarrprokurator von Malanghero freigelassen; wahrscheinlich zögerte man so lange, um den diensteifrigen Behörden die verdiente Beschämung zu ersparen. Der Riesenprozeß, bei dem der Anklageakt 24 Capitel umfaßte, dauerte noch fort; von 120 Angeklagten waren nur 76 anwesend, 16 wurden freigelassen. Unter den Inkulpaten fanden sich neben den vier Pfarrern zwei Gemeinderäthe, ein Syndikus und sieben Schullehrer; alle Uebrigen waren Bauern und Arbeiter (Civ. catt. 19. Aug. 1854). Man suchte mit ihnen aus leichtbegreiflichen Gründen in die Länge zu ziehen, lud 132 Zeugen vor, und schritt endlich im Jan. 1855 zur öffentlichen Verhandlung. So sehr man auch bemüht war, aus den Zeugenaussagen Anhaltspunkte für die gegen die Geistlichkeit vorgebrachten Beschuldigungen zu gewinnen, so wenig wollte es in dem nach und nach beträchtlich eingeschrumpften Monstre-Prozeß gelingen; die Mehrzahl der vorgeladenen Zeugen konnte den Eifer und die edlen Gesinnungen der angeschuldigten Geistlichen nicht genug erheben *). Hier war — im vollen Gegensatze zu dem Pro-

*) Civiltà cattol. 17. Febr. 1855. — Der Prozeß endete jüngst mit völliger Freisprechung aller jener Kleriker, und auch von den übri-

zeß gegen die anarchischen Unruhestifter bei la Spezzia — die Sache unbedeutend an sich, aber durch die erstaunliche Aktivität der Behörden hatte sie ein großes Gewicht erhalten; man hatte Alles aufgeboten, sie zu vergrößern, man sah hier mit ganz anderen Augen, als da, wo es sich um Mazzini's Genossen gehandelt hat.

Diese Unruhen im Aostathale waren nicht die einzigen, die man zu dämpfen hatte; kaum zu zählen sind die Theuerungskrawalle, Arbeiterdemonstrationen und Widersetzlichkeiten bei der Erhebung der Steuern. In den ersten Monaten des Jahres 1854 entstanden in Chambery, in Gelasko und Gropello Tumulte, die nur durch die aufgebotenen Truppen und eine theilweise Verringerung der Brodpreise beschwichtigt werden konnten. Im Juni und Juli wiederholten sich die Unruhen in Nizza, Oneglia, Cuneo, Bra, Barge, Fossano, Pinerolo; im December in Annecy und an andern Orten. Die Eintreibung der Steuern erzeugte allenthalben dieselbe Gährung und Aufregung. Hier ist es zunächst der Nothstand der niedern Klassen, welcher die Aufstandsversuche erzeugt; natürlich vermischen sich aber damit häufig auch andere Elemente und die Mazzinisten helfen gerne dazu, obschon ihre Freunde in der Magistratur in diesen Unruhen nichts als die Umtriebe der „schwarzen Partei" sehen. In Turin kehren die Straßenkrawalle und die Theaterskandale regelmäßig zu bestimmten Zeiten wieder, im Februar 1855 wurde derselbe Unfug im Theater reproducirt, wie im Februar 1854. Die verschiedenartigsten Anlässe werden von den republikanischen Agitatoren benützt, die in ihrem Denken und Wollen unklare und unbesonnene Menge zu Gewaltthaten zu reizen. So wurden am 3. März v. Js. die Bewohner Turins bei Gelegenheit der bevorstehenden Hinrichtung dreier Verbrecher durch

gen Angeklagten konnten nur wenige zu geringerer Strafe beigezogen werden.

Maueranschläge aufgefordert, sich zur Verhinderung des „legalen Mords“ zu einer großen Demonstration bei dem Könige zu erheben, da ja auch bereits in der Kammer Wünsche für die Abschaffung der Todesstrafe laut geworden seien. Die Polizei ließ die Plakate herabreißen und die Colporteurs arretiren. Darauf zog eine Deputation von Advokaten und Studenten vor die Deputirtenkammer und rief stürmisch den Abgeordneten Brofferio heraus, wie dieser in seiner „Voce della libertà“ (Num. 107) selbst berichtete, um ihm diese Gewaltmaßregeln anzuzeigen und seinen Beistand zu verlangen. Dieser kündigte auch den Ministern eine Interpellation an; nach heftigen Debatten billigte aber doch die Kammer die Arrestationen. Am Abend wurde ein Auflauf nur durch das Militär verhindert, und so erfolgte am Morgen des 4. März die Hinrichtung der drei Verbrecher. Auch diese Tumulte sollte wiederum die klerikale Partei, die niemals für die Abschaffung der Todesstrafe eine Sympathie gezeigt, angestiftet haben; sie war und ist in den Augen der Minister allein an allen Tumulten Schuld, so lange sie nicht gänzlich ihrem Willen folgt und ihren Projekten noch Schwierigkeiten bereitet. Die officielle „Gazzetta Piemontese“ schweigt in der Regel ganz über dergleichen Vorfälle, wohl deßwegen, damit man im Auslande nicht noch mehr „falsche Begriffe“ von Piemont erhalte.

Wie das Volk im Aostathal, so ist es fast allenthalben im Lande gesinnt; es ergibt sich gerne in Alles, wenn man nur seine Religion nicht antasten und seine Lasten verringern will. Das sind seine einzigen Wünsche und Forderungen. Im treuen Festhalten an der katholischen Religion zeichnet sich das arme Landvolk aus; in allen Klassen hat sie aber noch würdige Vertreter und der katholische Adel ist, mit wenigen Ausnahmen, sehr thätig für die Erhaltung des Glaubens und die Werke der christlichen Liebe. In Genua besteht eine fromme Association „per la conservazione ed incremento

della fede cattolica", die täglich neue Mitglieder gewinnt; die Definition der unbefleckten Empfängniß ward in dieser Stadt mit einer glänzenden Illumination gefeiert, bei der vor Allen der zur äußersten Linken gehörige Marchese Pareto sich auszeichnete; sehr festlich wurde die Promulgation dieses Dogma in Chambery, Saluzzo und an vielen anderen Orten begangen. In Turin kamen für die Wiederherstellung der geraubten Silberstatue der Madonna della Consolata in kurzer Zeit 8500 Franken zusammen, und die tiefe Entrüstung der Bürger hinderte den radikalen Stadtrath, die im Dec. 1854 von Bersezio angeregte Beschränkung und theilweise Abschaffung des Glockengeläutes in's Werk zu setzen. Die zahlreichen Vereine für Wohlthätigkeit entfalten ihre Thätigkeit nach allen Seiten; das Hospitium des Abate Cottolengo, das Werk des Abate Olivieri für Befreiung und Erziehung von Negerinen, und so viele andere ältere und neue Anstalten finden fortwährend Anklang und Unterstützung. Die Manifestationen der katholischen Gesinnung sind zahlreich und glänzend; sie treten in dem Maße entschiedener hervor, als man von Oben herab das Land zu dekatholisiren bemüht ist. Mit der äußersten Indignation sieht dieses Volk seine Religion verhöhnt, ihre Diener verfolgt und geplündert; es fühlt nur zu gut, wie die Armuth des Klerus nur seine Armuth erhöht; seine wärmsten Sympathien hat nur die Kirche, und von seinen Beamten sagt es laut: Sie sind keine Christen (non sono cristiani) — damit hat es Alles gesagt. Wer das Volk kennt und beachtet, der kann nur die herrschende Politik verabscheuen und muß mit dem Grafen Solaro della Margherita sagen: die innere Politik Sardiniens muß naturgemäß nicht exclusiv italienisch, aber sie muß exclusiv katholisch seyn*). Savoyen haßt die Italianissimi, die seine Nationalität mit Füßen treten, aber es stimmt mit dem Volke

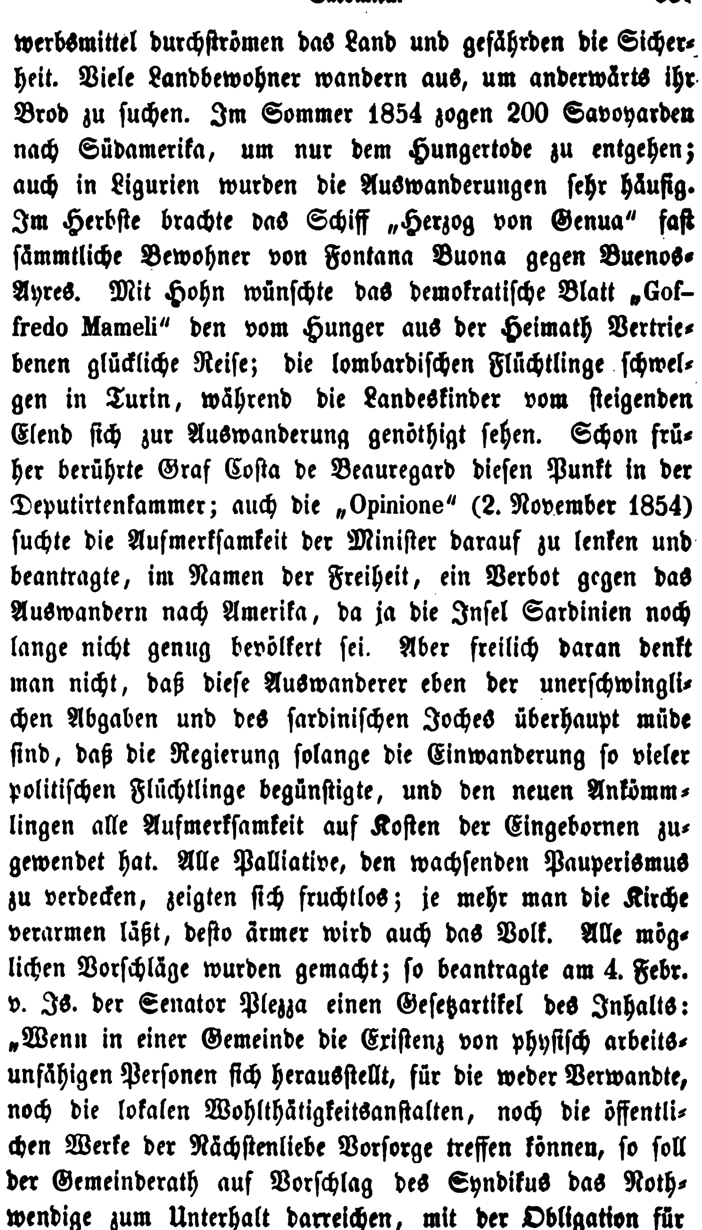
*) Quistioni di Stato, Torino 1854. p. I. et II.

aller anderen Provinzen überein in der Forderung, ein katholisches Land sei auch als katholisches zu regieren.

Zu dieser Mißstimmung, die aus der Verletzung des religiösen Gefühles stammt, kommt nun die Unzufriedenheit über die in's Unglaubliche gesteigerten Abgaben, die seit der Einführung der Constitution von Jahr zu Jahr zugenommen haben, ohne daß die Staatsfinanzen sich im Geringsten gebessert hätten; ja selbst der gemeine Mann sieht bereits die verderbliche, unfehlbar zum Ruin führende Wirthschaft im Haushalt des Staates ein. Unter diesen Umständen kann es an Aufstandsversuchen nicht fehlen; die allenthalben herrschende Gährung bricht von Zeit zu Zeit in Tumulten und Bauernerhebungen los, für jetzt noch leicht bezwingbar durch die bewaffnete Macht, aber für den Staat nur um so gefährlicher. Neben den fast unerschwinglichen Staatsabgaben sind in Sardinien auch die Provinzial- und Communallasten sehr erheblich. Den Divisional-Administrationen von Ivrea, Savona, Novarra, Cuneo und Vercelli gestattete die zweite Kammer (17. bis 22. März 1854) die Normalsumme der Auflagen um 300,000 bis 520,000 Liren zu überschreiten. Wie mit den Finanzen des Staates, so steht es auch mit denen der Provinzen und Municipien; auch sie weisen ein jährliches Deficit auf *). Dazu kommen nun noch die zahlreichen Unglücksfälle; die letzten Aernbten lieferten nur sehr geringen Ertrag; die Theurung wurde immer größer, die reichen Handelsherren ergaben sich unglücklichen Spekulationen, die Fallimente wurden häufiger; im vorigen Jahre zählte man deren binnen zwanzig Tagen acht mit einem Passivcapital von fast sechs Millionen Franken **). Zahllose Arbeiter ohne Er-

*) Einzelne Belege theilt die Civiltà cattol. 5. Jan. 1855 mit.

**) In Turin allein zählte man vom 1. Januar bis zum Juni 1854 48 Concurse von Kaufleuten, von denen die Meisten vorher entflohen waren. Civ. cattol. 17. Juni 1854.



werbsmittel durchströmen das Land und gefährden die Sicherheit. Viele Landbewohner wandern aus, um anderwärts ihr Brod zu suchen. Im Sommer 1854 zogen 200 Savoyarden nach Südamerika, um nur dem Hungertode zu entgehen; auch in Ligurien wurden die Auswanderungen sehr häufig. Im Herbste brachte das Schiff „Herzog von Genua" fast sämmtliche Bewohner von Fontana Buona gegen Buenos-Ayres. Mit Hohn wünschte das demokratische Blatt „Goffredo Mameli" den vom Hunger aus der Heimath Vertriebenen glückliche Reise; die lombardischen Flüchtlinge schwelgen in Turin, während die Landeskinder vom steigenden Elend sich zur Auswanderung genöthigt sehen. Schon früher berührte Graf Costa de Beauregard diesen Punkt in der Deputirtenkammer; auch die „Opinione" (2. November 1854) suchte die Aufmerksamkeit der Minister darauf zu lenken und beantragte, im Namen der Freiheit, ein Verbot gegen das Auswandern nach Amerika, da ja die Insel Sardinien noch lange nicht genug bevölkert sei. Aber freilich daran denkt man nicht, daß diese Auswanderer eben der unerschwinglichen Abgaben und des sardinischen Joches überhaupt müde sind, daß die Regierung solange die Einwanderung so vieler politischen Flüchtlinge begünstigte, und den neuen Ankömmlingen alle Aufmerksamkeit auf Kosten der Eingebornen zugewendet hat. Alle Palliative, den wachsenden Pauperismus zu verdecken, zeigten sich fruchtlos; je mehr man die Kirche verarmen läßt, desto ärmer wird auch das Volk. Alle möglichen Vorschläge wurden gemacht; so beantragte am 4. Febr. v. Js. der Senator Plezza einen Gesetzartikel des Inhalts: „Wenn in einer Gemeinde die Existenz von physisch arbeitsunfähigen Personen sich herausstellt, für die weder Verwandte, noch die lokalen Wohlthätigkeitsanstalten, noch die öffentlichen Werke der Nächstenliebe Vorsorge treffen können, so soll der Gemeinderath auf Vorschlag des Syndikus das Nothwendige zum Unterhalt darreichen, mit der Obligation für

den Empfänger, aus etwaigen nachherigen Einnahmen es wieder zu ersetzen", wogegen der Minister des Innern bemerkte, wofern ein Gesetz für alle möglichen Fälle ein Mittel der Unterstützung sichere, so werde der Pauperismus sogleich immense Proportionen annehmen, weßhalb der Vorschlag auch verworfen ward. Von gleicher Art und von gleichem Erfolge waren alle hierüber gemachten Propositionen.

Mit dem Pauperismus mehrt sich denn auch, wie wir bereits berührt, die Zahl der Selbstmorde und die Unsittlichkeit in den niederen und mittleren Ständen, besonders in Turin, Genua und Nizza. In Turin entdeckte man eine geheime Gesellschaft, La Cocca genannt, die nebst gewöhnlichen Diebstählen auch den Frauen- und Mädchenraub zu ihrem Geschäfte machte und bereits die größte Furcht erregte *). Zwei Turiner Aerzte hatten in der Cholerazeit weibliche Kranke genothzüchtigt, und doch ward Einer davon im „Parlamento" als „egregio" bezeichnet, von den Ministern mit officieller Sendung betraut, was sogar bei der „Gazzetta del popolo" Entrüstung erregte. Schamlose Gemälde, unsittliche Theaterproduktionen, Verführung auf öffentlichen Plätzen, Verhöhnung alles Heiligen sind alltäglich. Bei dem jüngsten Carneval verhöhnte man in öffentlichen Aufzügen die Bischöfe und die Sakramente der Kirche **). Die Statistik der Verbrechen gibt seit den letzten Jahren ein wahrhaft erschreckendes Resultat; alle Gefängnisse sind überfüllt; in den Bagni von Genua und Cagliari fanden sich im Jahre 1854 über 1300 zu Zwangs-Arbeiten verurtheilte Individuen; in Turin zählte man, wie Ratazzi selbst am 8. Juni vor den Kammern sagte und der Deputirte Potto nachwies, 952 Detinirte, während die Räumlichkeiten nur für 525 berechnet sind ***). Man müßte schon

*) Ami de la relig. 26. Sept. — Staatsanz. f. Würt. vom Po 8. Sept. 1854.

**) Ami de la relig. 1. März 1855.

***) Ein radikaler Literat behauptet in der Schrift: Considerazioni e

deßwegen, gestand die ministerielle Presse, mehrere Klöster aufheben, um neue Gefängnißlokalitäten zu erhalten. Bisher hatten sich die sardinischen Blätter nur mit Reform der Gefängnisse in Rom und Neapel beschäftigt, nicht mit dem eigenen Haushalt, wohl deßwegen, weil unter den dortigen politischen Gefangenen sich ihre ächten Compatrioten befinden, die bei ihnen mehr Mitgefühl erregen, als die detinirten Piemontesen. Nun klagte Ratazzi selbst über den beschränkten Raum der Gefängnisse, über die Sterblichkeit in denselben, über die Insufficienz der bisher dafür verwendeten Summe von ungefähr 3,275,700 Liren. Brofferio erklärte am 28. Dec. v. Js. in seinem Berichte über ein Gesetzprojekt Betreffs der Errichtung einer neuen Abtheilung für Criminaljustiz im Appelhof von Piemont: es seien bei dieser Behörde noch 1132 Prozesse seit mehr als einem Jahre anhängig, und mehr als 3000 Personen harrten in den ungesunden Gefängnissen auf ihr Urtheil *).

Wir wollen, so viele interessante Details uns auch noch vorliegen, diese Schilderungen nicht weiter verfolgen; das Gesagte reicht hin, die Lage des unglücklichen Landes zu charakterisiren; die große kirchliche Frage nimmt in der Gegenwart alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch.

---

progetto di legge sulla riduzione dei beni ecclesiastici p. 5, die Zahl der Gefangenen im ganzen Lande belaufe sich auf 40,453 Individuen.

*) Voce della libertà 2. Jan. 1855.

IX.

Der Gesetzentwurf vom 28. November 1854.

Diejenigen, die nach dem im Sommer 1854 verübten Klosterraub auf einen Stillstand der reformirenden und säkularisirenden Thätigkeit der sardinischen Minister, wenn auch nur in Folge von Intercessionen des Auslandes, gehofft hatten, fanden sich bei dem Wiederzusammentritt der Kammern am 18. Nov. v. Js. sehr getäuscht. Sogleich brachte Ratazzi ein sichtlich mit großer Eilfertigkeit ausgearbeitetes Gesetzprojekt über die Aufhebung mehrerer Klöster und religiösen Corporationen ein, verbunden mit einem Regulativ über die zukünftige Besoldung der Pfarrer. An diesen Entwurf knüpft sich eine Reihe der wichtigsten Vorgänge, die ihren definitiven Abschluß bis jetzt noch nicht gefunden haben, aber schon jetzt für das Land höchst folgenreich geworden sind.

Das neue Spoliations-Gesetz setzt dem die Krone auf, was bereits durch das Gesetz Pinelli vom 25. August 1848 begonnen, und bezüglich des Jesuitenordens in das Werk gesetzt ward. Anstatt ehrlich und offen die beabsichtigte Unterdrückung aller geistlichen Orden direkt auszusprechen, hat man zum Schein einigen noch die Existenz vergönnt, die aber ganz vom Belieben der Gewalthaber abhängig gemacht ward. Der 1. Artikel besagt: „Mit Ausnahme der barmherzigen Schwestern, so wie der vom heiligen Joseph und jenen Communitäten beiderlei Geschlechts, die für den öffentlichen Unterricht, das Predigtamt und die Krankenpflege thätig sind und die ein besonderes königliches Dekret namentlich bezeichnen wird, sind alle anderen Communitäten und Etablissements dieser Corporationen im Staate supprimirt, und können nur kraft

eines besonderen Gesetzes wieder hergestellt werden.“ Der Artikel 2 spricht der Regierung die Befugniß zu, die Anzahl der Glieder, die jeder Communität gestattet ist, sowie die Normen und Bedingungen ihres Fortbestehens vorzuschreiben, ohne deren Beobachtung sie nicht im Staate geduldet werden können; Art. 6 stellt alle Güter und Rechte der abgeschafften Communitäten ohne Unterschied unter die Administration des Staates, der sie in Besitz nehmen und ein Inventar darüber anfertigen lassen wird; nach Art. 17 kann die Regierung dieselben zu öffentlichen Zwecken verwenden und beliebig veräußern. Die eingezogenen Güter sollen sodann theilweise zu Aufbesserung der geringeren Pfarreien und zu Pensionen für die betreffenden Regularen verwendet werden. Die Professen und eingekleideten Priester, die 70 Jahre alt sind, sollen eine Pension von 800 Liren, die in den Sechszigen Stehenden eine solche von 700 Liren erhalten, und so herab bis auf 240 Liren für die Jüngeren (Art. 13); die nur durch einfache Gelübde gebundenen Brüder und Schwestern, die zehn Jahre im Hause gedient, erhalten 240 bis 300 Liren (Art. 11); und selbst dieses ärmliche Almosen ist noch (Art. 12) restringirt, indem davon alle diejenigen ausgeschlossen werden, die im In- oder Auslande in ein anderes noch bestehendes Kloster treten, oder im Auslande geboren sind (diese erhalten ein- für allemal nur 300 Liren zur Reise in die Heimath), sowie endlich die den nach Maßgabe von Art. 2 conservirten Communitäten angehören, und die am Tage der Einbringung des Gesetzentwurfs ihre Gelübde noch nicht abgelegt haben.

Der andere Theil des Entwurfs ist gegen den Säkular-Klerus gerichtet. Nach Art. 4 sind alle einfachen Beneficien und alle Capitel der Kollegiatkirchen geradezu aufgehoben, und nach Art. 15 alle kirchlichen Pfründen und Anstalten einer neuen schweren Auflage unterworfen, und zwar die Pfarreien, Abteien und Kuratbeneficien einer Auflage von 5 bis 20 Procent,

die Seminarien einer solchen von 5 Procent, wenn ihre Einkünfte 10 bis 15,000 L. überschreiten, und von 15 Procent, wenn sie über 25,000 L. betragen; die Bisthümer aber einer noch viel stärkeren, im Betrage zu einem Drittheile für Summen über 18,000 L. bei Erzbisthümern, und 12,000 L. bei Bisthümern. Von den durch adelige und reiche Familien gestifteten Kanonikaten und Beneficien, die nach Art. 4 aufgehoben werden sollen, ist die Hälfte der Revenuen der für den Klerus bestimmten Kasse, die Hälfte den Patronen derselben zugedacht. Bei dieser Bestimmung hat der große Finanz-Mann Graf Cavour sein eigenes Interesse nicht vergessen, da seine Familie viele Beneficien gestiftet und daher ein sehr reiches Patronat hat, so daß der „Gazzetta delle Alpi" zufolge deren Gesammterträgniß sich auf jährlich 40,000 Fr. belaufen soll.

Unglaublich war die Sensation, die das Gesetzprojekt im ganzen Lande hervorrief. Die ministerielle Presse suchte es mit dem kläglichen Zustand des Finanzhaushaltes, dann, obschon etwas schüchterner, mit der in Aussicht stehenden Aufbesserung der Einkünfte ärmerer Seelsorgsstellen und der Linderung der Nothstände des Volkes zu motiviren. Doch wurden auch wärmere Vertreter des piemontesischen Constitutionalismus darüber in einige Verlegenheit gebracht*). Die katholische Presse bekämpfte das neue Gesetz entschieden; sie berechnete den verhältnißmäßig geringen Ertrag des Raubes, zählte die vielen Opfer dieser legalen Verfolgung auf, und ermunterte zur Anwendung aller Mittel eines energischen, aber innerhalb der gesetzlichen Schranken beharrenden Widerstands. Zahlreiche Adressen, nicht nur von religiösen Genossenschaften und Geistlichen, sondern auch von weltlichen Privaten und Gemeinden liefen gegen den Entwurf ein**). Zwei

*) So durch die Débats. Vgl. Ami de la religion 6. Jan. 1855.

**) Civiltà cattolica 3. Febr.

trefflich ausgearbeitete Petitionen des Episkopates kamen an die Kammern, die den Entwurf als ungerecht, illegal, antikatholisch und antisocial bezeichnen und ihn von allen Seiten beleuchten *). Schon am 9. Dec. 1854 sprach sich Pius IX. in seiner Allokution auf das Entschiedenste gegen diese Maßregel aus, „qua regularia et ecclesiastica instituta de medio tolluntur et Ecclesiae jura plane conculcantur, ac si fieri potest, delentur", und stellte noch eine entschiedenere Verwahrung des heiligen Stuhles in Aussicht. Bereits sprach die „Armonia" von dem Eintreffen eines mit Censuren drohenden päpstlichen Monitoriums, dessen Abschrift auch den beiden Königinen zugestellt worden. Das Volk gerieth in große Bewegung; das Gerücht verbreitete die Sage, es stehe über das ganze Land das Interdikt bevor, dem vertriebenen Erzbischof Fransoni aber die Erhebung zum Cardinalate.

Seinerseits hatte das Ministerium nichts versäumt, um die Annahme des Gesetzes in den Kammern zu sichern. Man ernannte, wie gewöhnlich vor der Diskussion solcher Projekte, die voraussichtlich eine starke Opposition zu gewärtigen hatten, eine Anzahl neuer, der Regierung ganz ergebener Senatoren, wie den lombardischen Emigranten Graf Franz Arese, den früheren Vicepräsidenten der zweiten Kammer, Benzo, den Giuseppe Imperiali, Christoph Mameli, Bartholomäus Bona, Mitglieder derselben Kammer, dann den Cavalier Elena, den Grafen Broglia di Casalborgone und den Advokaten Riva. Die für die Prüfung des Gesetzentwurfes in der zweiten Kammer ernannte Commission, bestehend aus dem von Novarra her bekannten Cadorna, dem lombardischen Emigranten Tecchio, dem römischen Flüchtling Farini, dem radikalen Mellana, dann Sappa, Buttini, Pescatore (sämmtlich notorische Feinde der Geistlichkeit), konnte für das Ministerium nicht besser gewählt seyn; von ihr wurden mehrere noch grellere

*) Ami de la religion 13. Januar.

Zusätze erwartet. Als sie ihre Berathungen begann, reichten die Deputirten Marongiu, Lachenal und Mameli, überzeugt, daß der Entwurf die Majorität der Kammer finden werde, ihre Entlassung ein. Doch machte man sich immer noch auf einen bedeutenden Sturm gefaßt.

Am 27. Dezember v. J. verlangte der Deputirte de Viry, man solle alle die Unterhandlungen mit Rom bezüglich des fraglichen Gesetzentwurfes betreffenden Dokumente der Kammer vorlegen. Cavour widersetzte sich, einmal weil das zur Veröffentlichung dieser Dokumente führe, sodann weil das Gesetz über die Klöster kein specielles Objekt jener Negociation gewesen sei, indem das Ministerium sich stets zu derartigen Maßnahmen berechtigt gehalten habe. Der Minister sprach hier wohlweislich nur von dem die Klöster betreffenden Theile des Gesetzes; denn über die Güter des Weltklerus hatten allerdings Unterhandlungen stattgefunden, wie die bald nachher bekannt gewordene päpstliche Staatsschrift ausweiset. Ferner forderte der Abgeordnete Revel andere Aufschlüsse und Dokumente, um über die financielle Seite des Projekts urtheilen zu können. Dagegen erhob sich Ratazzi, da die Commission ihre Arbeiten noch nicht beendigt und längere Zeit bedürfe, um den Etat des gesammten Kirchenvermögens zu bestimmen. Revel entgegnete: vor einem Jahre habe bereits der Finanzminister die Anfertigung dieser Nachweise angekündigt, deren Veröffentlichung in Bälde bevorstehe; er müsse darauf bestehen, daß dieses Versprechen erfüllt werde. Am 2. Jan. 1855 wiederholte er diesen Antrag, worauf das Ministerium einige, wiewohl unvollständige Dokumente vorlegte. Nach den späteren Erhebungen zählt der Säcularklerus Sardiniens 25,000 Glieder, sein Gesammtvermögen beträgt nur 16 Millionen L.; aber nach den in der Presse gegebenen statistischen Notizen sind beide Zahlen noch übertrieben und die Lasten der Pfründebesitzer dabei nicht in Abrechnung gebracht. Genauere Nachweise gab das Ministerium über die Klöster.

Nach der gedruckten unter die Deputirten vertheilten Uebersicht*) befinden sich auf der Insel Sardinien 99 Ordenshäuser mit 1552 Individuen, auf dem Festlande 505 Häuser mit 7011 Bewohnern, zusammen 604 Klöster und Convente mit 8563 Religiosen. Ihr Gesammtvermögen beträgt nach der ministeriellen Berechnung 2 Mill. 282,852 L. 26 Cent. Man hat aber bereits der officiellen Schrift eine Masse von Irrthümern und falschen Berechnungen nachgewiesen. Der Ertrag der den Kirchengütern zugedachten Auflage soll 451,613 L. betragen, die man aber noch auf 577,070 L. steigern zu können hofft.

Dem Ministerium war indessen bald nicht mehr wohl zu Muthe; es hatte die überall entstandene Aufregung sehr zu fürchten. Großes Aufsehen erregte es, daß der demokratische General-Intendant von Genua, Domeniko Buffa, seine Entlassung einreichte, und zwar, wie man allgemein sagte, aus Gewissensrücksichten; denn er sei — hieß es — Demokrat, aber nur „usque ad aras“. Vergebens forderte das „Parlamento“ den bisher als so gesinnungstüchtig gepriesenen Beamten zu einem feierlichen Dementi auf, „damit nicht die Retrograden seinen Rücktritt zu ihren Gunsten deuten möchten;“ Buffa gab keine Erklärung von sich, und zwei von ihm abhängige genuesische Blätter, „La Stampa“ und der „Corriere mercantile“, bestritten offen die ministeriellen Ideen; auch der „Constitutionnel“ bestätigte die im Publikum verbreitete Meinung von dem Grund seines Rücktritts. Diesem folgte bald die Demission des Intendanten Grafen Castilla, sowie die des Gesandten in Rom Pralormo sammt seinem ganzen Personal, und die des Gesandten am Wiener Hofe.

Am 4. Januar stand das neue Gesetz auf der Tages-

*) Stato delle communità monastiche e religiose e delle rendite, di cui sono proviste, non che del numero degli individui componenti ciascuna communità. Torino 1855.

Ordnung der zweiten Kammer; die Diskussion wurde aber auf den 9. verschoben; Alles kündigte sehr heftige Debatten an. Das Projekt wurde noch unpopulärer, als der von Cadorna verfaßte Commissionsbericht darüber bekannt ward. Seine Argumentation ist diese: die religiösen Communitäten sind eine Schöpfung der weltlichen Souverainetät, also modificirt sich oder cessirt ihre Existenz nach dem Willen der letzteren; der Staat ist aber Erbe jeder bürgerlichen Person, die keine Erbnachfolger hat, mithin alleiniger und absoluter Eigenthümer aller Klostergüter. Diese musterhafte logisch-juridische Deduktion hat allenthalben Staunen erregt. Am 9. Jan. beantragte Graf Revel gleich beim Beginne der Debatten die Verlesung der gegen das Gesetz eingelaufenen Adressen der Bischöfe; Michelini und Pescatore erhoben sich dagegen; Cavour meinte, man solle sie deßhalb verlesen, damit Alle sehen könnten, wie sehr die Bischöfe die Institutionen des Staats herabsetzen. Sogleich waren die gehorsamen Volksrepräsentanten, die vorher der Lesung sich widersetzt, für dieselbe gestimmt; sie erfolgte und so wurden die zwei Aktenstücke, die französisch verfaßte des savoyischen Episkopates und die italienische der übrigen Bischöfe, in das Kammer-Protokoll aufgenommen *). Auf Einige schien die Lesung doch Eindruck zu machen, namentlich der bündige Nachweis der Prälaten Savoyens, daß das neue Projekt der Verfassung total widerspreche, insbesondere der Anerkennung der katholischen Kirche mit allen ihren Rechten (Art. 1), der Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze (Art. 24) und in der Bezahlung der Abgaben (Art. 25), der Unverletzlichkeit jedweden Eigenthums ohne Ausnahme (Art. 29), sowie dem allen Unterthanen garantirten Vereinsrechte (Art. 32). Diesen Eindruck suchte die mehr an Unsinn, als an Sophismen reiche Rede des Kammerpräsidenten Boncompagni wieder zu

*) Rendiconto uffiziale — Atti del Parlamento n. 428 p. 1592 ss.

verwischen; er führte aus, die Kirche sei eine Wohlthätigkeitsanstalt, und die Güter der Geistlichen seien patrimonium pauperum; der Klerus sei daher nicht der Eigenthümer der Kirchengüter, der Staat aber sei Repräsentant der Armen und könne als solcher jene Güter an sich ziehen; zudem sei der Klerus verdächtig durch seine allzu servile Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Ihn widerlegte der Marchese Gustav Cavour, der ältere Bruder des Ministerpräsidenten, der den Entwurf als communistisch entschieden bestritt, und das Verfahren der Minister gegen den Klerus mit dem Benehmen des Wolfes gegen das Lamm verglich. Der radikale Brofferio sprach sich für das Gesetz aus, das er aber nur als eine halbe Maßregel bezeichnete, und benützte die Gelegenheit zu den rohesten Ausfällen gegen den Klerus, welcher sogar die Wissenschaft confiscirt haben sollte. De Viry bekämpfte den Entwurf als ungerecht, Despine bestritt ihn vom Standpunkte der Staatsöconomie aus*), Solaro della Margarita aus moralischen, religiösen und juridischen Gründen. Letzterer nannte das neue Gesetz geradezu „sacrilego latrocinio", was ihm von Seite des Präsidenten einen Ordnungsruf und von Seite des Galleriepöbels höhnisches Zischen zuzog. Dagegen vertheidigte Ratazzi sein Projekt mit allem Eifer; der radikale Asproni schmähte über die Sprache der Bischöfe in ihren Adressen, der lombardische Emigrant Pallavicini verlangte Ausrottung aller Mönche und Nonnen. Der Kammerpräsident meinte, man solle zwar die kirchliche Autorität erhöhen und befestigen, aber ihr kein nicht mehr zeitgemäßes Privilegium (!) angedeihen lassen. Die Debatten schienen immer heftiger zu werden, bis unvorhergesehene Ereignisse, die

---

*) Seine Rede wies trefflich nach, wie das Gesetz dem Staate keinen reellen Gewinn, den niederen Volksklassen den größten Nachtheil bringen werde. Ami de la relig. 20. Febr. 1855.

eine neue Krisis herbeiführen zu wollen schienen, sie auf einige Zeit unterbrachen.

Inzwischen hatte am 8. Januar im Senate die Diskussion über die Bilanz des Ministeriums der Gnaden und der Justiz stattgefunden, aus dem die Ausgaben für den Cultus ganz weggelassen waren. Der Senator Graf Castagnetto interpellirte hierüber die Minister, und bemerkte, jene Ausgaben für den Cultus seien nicht aus dem guten Willen der Regierung, sondern aus früher übernommenen Verpflichtungen hervorgegangen, insbesondere aus dem Concordate von 1828. Es sei ohne Beispiel, bemerkte der Redner, daß in einer constitutionellen Regierung, in einer gut organisirten Verwaltung die Fonds der Bilanz aufgehoben würden, wo die Ausgaben sicher vorhanden seien, und das sei nicht die Art, die Institutionen oder den Credit des Staates zu consolidiren *). Graf Cavour entgegnete, man habe eben die Bilanz dem vorgelegten Gesetze Ratazzi gemäß eingerichtet, in der Hoffnung, daß der Senat es approbiren werde; sollte das nicht der Fall seyn, so würde das Ministerium einen neuen Credit für Deckung dieser Ausgaben verlangen. Castagnetto bemerkte, die Unterdrückung dieser Ausgaben sei ein Weg zur Trennung des Staats von der Kirche, und analog dem Verfahren in Spanien; der Premier betheuerte, eine solche Trennung werde nicht angestrebt, sie sei gegen die Verfassung, deren erster Artikel das Princip der Staatsreligion ausspreche, sie sei eine verderbliche und verwerfliche Politik **). Sehr viel Aufsehen erregte aber, was die Bischöfe von Savoyen in ihrer Adresse über diesen Punkt erzählten: „Als der Erzbischof von Genua und die Bischöfe von Annecy und Aosta nach Rom abreisten, empfahl man ihnen inständig, wofern es ihnen möglich scheine, Verhandlungen mit dem

*) Rendiconto uffiziale n. 98. p. 341.

**) una politica dannosa e da condannarsi. Ibid. p. 342.

heiligen Stuhle zu erwirken. Aus ihren Briefen wissen wir, daß trotz alles Vorgefallenen der heilige Vater sich geneigt zeigte, den Staatsfinanzen zu Hülfe zu kommen, und diese Concessionen nur an höchst vernünftige Bedingungen knüpfte; statt aller Antwort sandte man nach Rom eine Copie des neuen Gesetzvorschlags — was einem offenbaren Abbruch der Verhandlungen für die Dauer der Regierung der gegenwärtigen Minister gleichzukommen schien." Die nachher vom heiligen Stuhle veröffentlichten Dokumente haben diese Angaben vollkommen bestätigt. Die Bischöfe hatten aber auch entschieden erklärt, im Falle daß das neue Gesetz durchgehe, würden sie sich zu der Anordnung veranlaßt sehen, die Collegiat-Kanoniker und Regularen anzuweisen, auf ihren Posten zu beharren und nur der Gewalt zu weichen, ferner dem gesammten Säkular- und Regularklerus, sowie allen Kirchen-Patronen die Acceptation der Anderen widerrechtlich entrissenen Güter zu verbieten, und mit Censuren gegen alle diejenigen einzuschreiten, die etwas von dem Kirchenvermögen an sich bringen, oder zu seiner Veräußerung in irgend einer Weise mitwirken würden.

Inzwischen mehrte sich die Unruhe im Volke immerfort; viele Besorgnisse wurden rege, neue Ereignisse unterbrachen die Kammerverhandlungen und brachten Alles in Consternation. Mehrere heftige Erderschütterungen am 20., 29. Dec. und 3. Januar brachten die äußerste Bestürzung über die Bevölkerung und vier Todesfälle, die das königliche Haus in ganz kurzer Zeit trafen, erfüllten das Land mit tiefer Trauer. Schon hatte Viktor Emmanuel II. einen Prinzen verloren; bereits am 12. Januar 1855 starb seine Mutter, die fromme Königin Maria Theresia, und kaum hatte man ihre Leiche zur Erde bestattet, so wurde auch (am 20. Jan.) die regierende Königin Maria Adelheid, Tochter des Erzherzogs Rainer, hinweggerafft, und an demselben Abende noch empfing der Herzog von Genua, der Bruder des Königs, die Sterb-

Sakramente; am 11. Februar verschied auch er. Das Volk, das beide Fürstinen, sowie den Herzog innig liebte und ehrte, sah in diesen Trauerfällen ein göttliches Strafgericht. Der Hof war in der größten Verwirrung und Trostlosigkeit; alle öffentlichen Vergnügungen wurden eingestellt, auch die Kammerverhandlungen suspendirt. Zahllose Beileidsadressen kamen dem Könige aus dem ganzen Lande zu, sein Schmerz war der des ganzen Volkes. Man sprach sogar, wie auch der „Allgemeinen Zeitung" geschrieben ward, von einer Prorogation des Parlaments, und von völliger Zurückziehung des Gesetzes über die Klöster und die geistlichen Güter. Verwirrung und Unruhe herrschte allenthalben, eine heilsame Krisis schien eintreten zu wollen. Die Minister selbst schienen schwankend; das Gewicht ihrer Antecedentien und der Eindruck der Ereignisse auf den König schienen im Kampfe. Die beiden verstorbenen Königinen hatten stets die gegen die Kirche verübten Unbilden tief bedauert und beklagt; sie hatten davon abgemahnt bis zum letzten Augenblicke*); das Volk wußte es; es hoffte die Wünsche der theuren Verblichenen erfüllt zu sehen. Die Pause der Kammerverhandlungen, die düstere Grabesruhe, welche Turin viele Tage zu umgeben schien, regten zu ernsten Betrachtungen an; es schien, als habe die Vorsehung noch eine Frist gewährt zur Umkehr, zur Besserung, als wäre eine letzte eindringliche Mahnung von Oben erfolgt, deren Beachtung oder Nichtbeachtung über das Schicksal der Nation zu entscheiden hätte.

*) Man erzählte im Publikum, die Königin-Mutter habe für den Fall der Sanktion des Ratazzi'schen Entwurfs mit der Rückkehr in den Schooß ihrer Familie gedroht, worauf Viktor Emmanuel geantwortet haben soll, „er habe die Constitution beschworen, und werde die zu Gunsten der Union abgeschlossenen Verträge nicht verletzen." Wir können dem zweiten Theile dieser Erwiederung keinen klaren Sinn abgewinnen.



XLII.

In den Fasten aus Paris.

Rationalistenrufe — Nachzügler von Voltaire.

Während die Kirche durch Gottes Gnade und menschliche Weisheit mehr und mehr Seelen zu sich hinzieht und der verwandte Klang von Festen und Fasten die Menge in allen Kirchen von Paris um die Kanzeln, wo berühmte und, merken Sie wohl, auch nicht berühmte Redner zu hören sind, versammelt, sind ihre nie schlummernden Feinde gleichfalls nicht unthätig; da sie kein Blut mehr vergießen können, verschwenden sie Ströme von Tinte und die Feder ersetzt ihnen das Fallbeil. Was aber eine mehr oder minder blasse Tinte gegen das lebendige Blut, das sind unsere heutigen Voltaire's gegen den Meister Voltaire, was eine schlecht geschnittene Feder gegen das Messer der Guillotine ist, das sind Rousseau's jetzige Nachbeter gegen ihren mürrischen Messias. Unter den Erzeugnissen, die aus den Werkstätten dieser matten Epigonen der genannten Chorführer des Unglaubens hervorgingen, hat ein „Philosophie und Kirche im achtzehnten Jahrhundert" überschriebenes, sehr beleibtes Buch von einem gewissen, mir bis zum Erscheinen seines Opus gänzlich unbekannten, Lanfray mehr Aufsehen, als gewöhnlich endlose Abhandlungen über derlei Gegenstände

hier zu machen pflegen, erregt. Er verdankt dieß offenbar mehr seiner Richtung als dem wissenschaftlichen Gehalt und dem ästhetischen Werthe seiner umfangreichen Spende, denn wenn man ihnen zu Gefallen redet, so werden auch die gebildeten Franzosen, die sonst noch immer mehr nach dem Ton der Rede und der Fassung des Gedankens fragen, als es die höheren Stände bei anderen Völkern thun, für die Vergehungen gegen das Ideenband und den guten Geschmack so ziemlich nachsichtig. Lanfrey verhehlt, sei es durch den Drang seiner Natur sei es aus Berechnung, seine Feindschaft gegen die Kirche keineswegs, und sein ganzes Buch ist gleichsam ein Manifest zu Ehren des Gottes der Encyclopädie und Voltaire's, seines Propheten. Darin ist er wohl nicht der Erste der Zeit nach, aber ich glaube eben so wenig, daß ihm ein anderer Nachfolger dieses Propheten in der Verehrung desselben den ersten Rang streitig zu machen im Stande seyn dürfte.

Daß Voltaire den großen Erfolg auf der Bahn des Bösen, das er theils versuchte, theils zu Weg brachte, den glänzendsten und beneidenswerthesten Eigenschaften, die je einem Sterblichen verliehen worden, dankt, das leugnen selbst seine entschiedensten Gegner nicht, und was de Maistre in diesem Sinn gesagt, das kennen alle Freunde des französischen Geistes. Was seine Schriften angeht, so findet man in den hundert Bänden auf grauem Papier, die noch in großen und alten Büchersammlungen nicht blos zu Paris, sondern auch vielfach auf dem Lande zu treffen sind, Proben von allem erdenklichen Guten und Bösen, von allen Schwenkungen des Verstands und allen Lagen der Seele; man wird in seinen Versen, wie in seiner Prosa, doch in jenen weniger als in dieser, von fließender, feuriger, Funken auf Funken sprühender Beredsamkeit fortgerissen, dafür begegnen uns auch bei ihm in der Prosa wie in den Versen, in den letzteren freilich öfter als in der ersteren, falsches Pathos und hohle Rhetorik. Wenn die Gemeinheit seiner Gesinnung (das Wort ist nicht zu stark) nur allzuhäufig tief wie Alpenschnee in seinen geschichtlichen Werken, wie in den Reimen des Höflings liegt, so strömt er auch launenweise Strahlen der Gerechtigkeit gegen die Feinde seiner Sache und Blitze des Freimuths gegen seine Gönner aus. Ist er gerade dazu aufgelegt, denn das Meiste was



er sagt, ist Trieb des Augenblicks, so wird er die Wahrheit treffend und einleuchtend verkünden; aber wenn er es gerade braucht, so schreckt er nicht vor den schreiendsten Lügen, vor den schwärzesten Verläumdungen zurück. Von ihm ersonnene Weisen gab er als Stellen aus Büchern in morgenländischen Idiomen, von denen er nicht das A B C verstand, von ihm eigenhändig übersetzt ohne Scham und Rückhalt aus, und sicher hat, seitdem der Mensch seine Gedanken durch das geschriebene Wort zu verbreiten lernte, kein Schreibekünstler je geflissentlich mehr Irrthümer in der Welt verbreitet, als dieser Voltaire. Die Griechen, das ward ihnen sogar römischerseits nachgesagt, hatten selbst noch in späteren Zeiten für die Wahrheit eine wesentlich ästhetische Vorliebe und von vielen Sachverständigen werden die griechischen Berichte über die Quiriten und ihre Verhältnisse für zuverläßiger als die allzu patriotischen Auffassungen der einheimischen Historiker angesehen. Voltaire ist das vollkommene Gegentheil dieser Griechen; er hatte Geschmack, das ist nicht zu leugnen, und wo die Wahrheit ihm diente, da spricht er sie gemeinhin mit Genie aus, auch überwältigt ihre Schönheit manchmal seine widerspenstige Natur und dann gibt sie ihm das Köstlichste ein, was seiner Feder je entfloß; aber wenn er bösgestimmt ist, wenn der Zorn bei ihm die Oberhand erhält, dann kostet ihn die grellste, die frechste Verdrehung der Dinge Nichts, und die Verläumdungen wimmeln hervor aus seiner Galle zahllos, wie das wirbellose Gewürm im wachsenden Frühling auf sumpfigem Erdreich. Es ist als ob er Hahnemann's Methode geahnt und im Voraus auf die Vermächtnisse der Vorzeit, die er in ihrem Zusammenhange einer bösartigen Krankheit vergleichen mochte, anzuwenden versucht hätte! Das ist Alles eine ungeheure Lüge, um sie zu verderben, gibt's kein anderes Mittel, als daß wir unsererseits gleichfalls nach Kräften lügen; und hat er das auch nicht gesagt — so hat er doch so gethan, und mit welchen Kräften, das weiß die Welt.

Von dieser Entartung scheint Lanfray nichts zu wissen und auch die anderen Laster Voltaire's deutet er, wohlwollend bedauernd, nur in mildernder Allgemeinheit an; er gibt im Fluge zu, daß sein Benehmen, zumal im Verkehre mit großen Herren und hohen

Damen, nicht allzeit seiner würdig war, und die Perspektive des Vorwurfs: er habe das Schlechte in Voltaire's Wesen und Thun bemäntelt und verdünnt, die besseren Seiten aber in maßloser Länge und Breite ausgemahlt, scheint ihn fort und fort zu ängstigen. Bei all diesen Befürchtungen aber hat er die Arglosigkeit begangen, uns Voltaire's Güte, Voltaire's Großmuth anzupreisen. - Unter Voltaire's Güte versteht er etwas ganz Anderes, als die Anflüge von Gemüthlichkeit in seinen Episteln, verliebten Stanzen und sonst flüchtigem Reimspiel, mit dem er sich die müßige Zeit vertrieb, denn auch Voltaire hatte seine Schäferstunden. Die Güte des gefeierten Zerstörers ist für Lanfray dessen Gluth für eine bessere Zukunft der Menschheit, dessen rastloses Streben allem Unrecht vorzubeugen oder abzuhelfen, und in diesem Zuge nimmt er alle Großthaten von Voltaire's Nächstenliebe, die dieser selbst mit besorgter Geschäftigkeit durch eigenhändige Briefe und den Styl guter Freunde unter die Leute brachte, diese Kunststücke der Eigenliebe und Kriegsmaschinen des Hasses, nimmt der gute Lanfray alle für baare Münze an.

Wie er aber Voltaire und Genossen so bereitwillig versicht und verklärt, wie er höchstens Rousseau's Lob mit einigen ernsten und verständigen Einwendungen beschränkt: ebenso rasch und leichtfertig gewährt er allen Verschwärzungen, Verdächtigungen und gehässigen Nachreden, welche die Kirche wie ihre Diener und Verbündeten zum Gegenstande haben, weitschweifige Aufnahme, und manchmal läßt sein von Feindschaft verfinsterter Geist auf diesen Irrgängen zu gewagten Schlüssen sich verlocken. So sieht er in der Inquisition die nothwendige, syllogistisch nothwendige Folge des Lehrsatzes der Unfehlbarkeit, als ob von dem Vorhandenseyn einer Idee auf eine nicht in der Idee ausdrücklich enthaltene, von ihr nicht unmittelbar geforderte Thatsache eine Folgerung möglich wäre, als ob Aristoteles unlogisch gehandelt hätte, weil er, der theoretische Vertheidiger der Sklaverei, seinen eigenen Sklaven aus persönlicher Hochherzigkeit die Freiheit schenken wollte.

Wenn nun Lanfray als vorsätzlicher und bewußter Rationalist der Kirche, ihrer Lehre und ihrer Geschichte mit hämischer Feindschaft entgegen tritt, so arbeiten andererseits katholische Publizisten,



mit dem besten katholischen Willen von der Welt dem bloßen Vernunftglauben, ohne es zu ahnen, in die Hände. Es haben zu dieser Verwirrung die Gazette de France und deren Leiter in ihren größeren Schriften das Ihrige beigetragen, indem sie auf den ziemlich flachen Gedanken geriethen, die Pantheisten und Atheisten durch die Deisten, die Deisten durch die Sozinianer, die Sozinianer durch die Calvinisten, die Calvinisten durch die Lutheraner, die Lutheraner durch die Katholiken zu widerlegen, ein Verfahren, das bei einem Anhänger von Foudre de Mahomet die Erwartung hervorrufen könnte, daß nun Einer kommen müsse, welcher die Katholiken vernichten würde. Wenn so gediegene Männer wie Genoude und seine Gehilfen zu solchen Mitteln der Beweisführung ihre Zuflucht nehmen und mit Stockwerken von Auszügen aus berühmten Autoren verschiedener Bekenntnisse, die wohl zur Bestärkung einiger von Gelehrsamkeit leicht geblendeten Menschen zu dienen vermögen, aber in einem wahrhaft strengen Geiste keine unerschütterliche Ueberzeugung zu gründen im Stande sind, ihr System zu befestigen streben, so geht hieraus die traurige Erkenntniß hervor, daß in dem Lande, wo Pascal und Huet die Nothwendigkeit des geoffenbarten Glaubens auf die Ohnmacht des menschlichen Denkens begründeten, in dem Lande, wo Bossuet seine Schwankungen der protestantischen Kirchen schrieb und Fenelon mit seiner Zergliederungsgabe in die schwierigsten Probleme der Gottesverehrung eindrang, alles philosophische Treiben entweder ein Organ vorgefaßter Meinungen und überkommener Leidenschaften oder eine bloße Mechanik der Begriffe geworden ist. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese wachsende Entleerung von allem, was irgend eine sei es bestätigende, sei es verneinende Gewißheit unbezweifelt verbürgt, in der heutigen Gymnastik der Franzosen über die Fragen, welche die Gesammtheit der sinnlichen Erscheinungen und die Grundlage der Sittlichkeit betreffen, mit einer beständig größeren Annäherung an die technischen Formeln und gelehrten Metaphern der deutschen Denkersprache zusammentrifft. Da hat sich in dem schulweisen Blatte „le Pays", wo La Guerroniere so lange sein Zwitterwesen, halb Lamartine, halb Emil de Girardin, vielleicht zur Erbauung einiger, doch sicher nicht zur Unterhaltung vieler Leser getrieben, ein Herr Barbey d'Aurevilly mit einem halb panegyrischen, halb bedächtig tadelnden

Aufsatze über Heinrich Heine aufgethan und dabei ungemein viel Philosophie an den Mann gebracht. Dieser Barbey d'Aurevilly ist ein Mensch von seltenen Gaben, von einer höchst eigenen aber innere Kraft beurkundenden Weltanschauung, und wie im Denken so auch im Schreiben zum Verlassen der betretenen Wege stark geneigt. Er hat früher das Feld des Romans bearbeitet und großes Aufsehen gemacht mit einem Werke, das den unübersetzbaren Titel: „Une vieille maitresse“, an der Stirne trägt, die gewaltsame Anziehungskraft einer verabschiedeten Buhlerin auf einen ihr früher unterworfenen dann trefflich verehelichten Mann in dem ersten Stadium der mittleren Jahre mit bewundernswerther Tiefe und Energie, aber in excentrischer Abfassung, schildert und, als Warnung angesehen, den Namen eines sittlichen Buches anzusprechen sich gestatten mag. Dieser günstigen Auffassung, die für einen zugleich aufmerksamen und unbefangenen Leser nicht schwer anzunehmen war, ungeachtet ward der Verfasser, der sich zur Rückkehr in die katholische Mutterkirche gestimmt fühlte, von bedenklichen und dabei Ehrfurcht einflößenden Rathgebern, wie um ihn her versichert wurde, dahin gebracht, daß er den Roman abschwor, von dem hier erwähnten Buche so viel Exemplare als möglich vernichten ließ und sich in strenge gottesfürchtige Einsamkeit zurückzog. Diese Reaction hatte aber nicht die Dauer, welche die geistlichen Lenker des Bekehrten erwarteten. Barbey hat, freilich mit weniger Saft und Kraft, sowie folglich auch mit geringerem Erfolg, dem Roman sich wieder zugewendet und in der Tagespresse ist seine Unterschrift eine keineswegs seltene Erscheinung geworden. Er thut es unter kirchlicher Firma, unter christlicher Fahne und mit rechtgläubiger Absicht, allein er hat die unglückselige Idee, aus der Religion eine Philosophie zu machen; das bringt ihn in Verworrenheit und er geht gewaltig in der Irre, wenn er die Windungen verfolgt, auf denen die Geister von der Wahrheit abkommen und wieder zu ihr zurückstreben.

So freut er in dem Aufsatze über Heinrich Heine sich gar sehr, daß dieser Dichter endlich ein höchstes Wesen eingesteht und Hegel's Atheismus mit dem Deismus vertauschte. Es sei von dem Hegel'schen Gotteslängner zu dem Vernunftglauben an Gott lange nicht

so weit, als von diesem zu dem erbarmungsvollen Gotte des Kreuzes. Das ist wieder jene mechanische, sinnliche Eisenbahnanschauung der geistigen Welt, die den Deismus für eine Station auf der Fahrt von dem Glauben an die Einheit des Seyns und Daseyns zur Schwelle von St. Peter hält. Wäre d'Aurevilly nicht einer von jenen in sich selbst vergrabenen Denkern, die alle Thätigkeit ihres Geistes in ein willkürliches Princip wie in ein Gefängnißzimmer einschließen, von der Außenwelt nur die allgemeinsten Begebenheiten wahrnehmen, keinen andern Nächsten haben als launenreiche Frauen und für die mannigfachen Triebfedern der menschlichen Ansichten ohne spähende Bosheit sind: wäre er anders zu Werk gegangen, hätte er sich an diesem oder jenem in drängendem Streite gerieben und seinen verborgensten Gedanken auf die Spur zu kommen keck versucht und beharrlich gestrebt — er würde schwerlich die Entdeckung gemacht haben, daß der Deismus auf dem Rückwege von dem atheistischen Substanzcultus zum katholischen Glauben liege. Er hätte in der großen Weltbürgerstadt an Hunderten, an Tausenden von Ungläubigen, namentlich von Deisten, die hier sehr verbreitet sind, Ungläubigen aus Nord und Süd, Ost und West den Gang des Geistes vom Guten zum Bösen ohne Mühe verfolgen können und die Erfahrung würde ihm sicher nicht entgangen seyn, daß so Mancher, der gut katholisch, gut christlich aufgewachsen, selbst sein Gefallen an dem Pomp der Kirche fand, sich in dem Besuche des Theaters, in dem Zutritte zu geistvollen, wenn nur streng ehrbaren Gesellschaften und in dem mäßigen Gebrauche erlaubter Vergnügungen von der milden Mutter Kirche nicht beschränkt, höchstens sanft gezügelt fühlte, aber gewisse Hochgenüsse des Fleisches sich untersagt — doch von dem diesem Mangel entsprungenen Unbehagen zu geistlichen Bedenken überging, das Eine Dogma für unvernünftig, das andere für unglaublich erklärte, an der Dreieinigkeit mäckelte, das Sakrament des Altars als der Menschenwürde zuwider, das der Buße als höchst unbequem verwarf und nach leicht überwundenem Widerstreben erst von der Beichte, dann von der Messe wegblieb, dafür um so mehr von dem Evangelium, wie von der Liebe und Brüderlichkeit, die es enthalte, überfloß und endlich ganz aus der Kirche ausscheidet, um in das Urchristenthum einzutreten. Nun ist er Urchrist, Genosse von Paul

und Peter, von Clemens und Linus; aber bald überzeugt er sich, daß ihn das Urchristenthum ebensowenig zu unregelmäßigem Umgang mit der Frau Nachbarin als das heutige römisch-katholische Christenthum ermächtigt, er denkt sich zuerst Bibelstellen, die seinem Gelüste und Beginnen wohlthun, aus eigener Machtvollkommenheit aus und werden ihm Zweifel an der Aechtheit derselben eingeworfen, erwiedert er, das müsse im Evangelium stehen, er hätte es ja aus dem Grunde seines Herzens und das Evangelium sei auch aus dem menschlichen Herzen hervorgegangen. Bedeutet man ihm dann, er sei ganz und gar kein Christ mehr, indem er das Evangelium als Menschenwerk behandle, da ergreift ihn die Ungeduld, er wirft, was sie den alten albernen Kram nennen, mit Einem Male über Bord und bekennt sich frischweg zum Deismus. Weiter will er nicht gehen, einen Gott haben verlangt ja der gute Ton; die Achtung vor der Welt (le respect humain) gebietet den Deismus, die philosophischen Häupter der Akademie, Cousin mit Remusat beschützen ihn, und so wird man Deist, ohne recht zu wissen, was man wird. Das ist keine Phantasie, das habe ich persönlich an Hunderten wahrgenommen und bin fest überzeugt, daß es in der weiten Welt mit den neun Zehntheilen aller Gebildeten und neunzehn Zwanzigsteln der Halbgebildeten also sich verhält; aber auch diese schließen eine Anzahl Auserwählter ein, die, an das Grübeln, an das Verneinen einmal gewohnt, an dem gemachten Gotte, wie sie es an dem von Mutter und Großmutter überkommenen thaten, zu rütteln beginnen, den Schritt zu Spinoza thun, da aber, von Schwindel ergriffen, von der Angst über die Zukunft des Ichs fieberisch geschüttelt, vor diesen Stürmen in den sichern Hafen der einst verlassenen, aber immer gastlichen, stets zum Verzeihen bereiten Kirche sich retten.



XLIII.

Mittheilungen aus protestantischen Denk- und Lebens-Weisen.

Jung-Stilling.

4. Stilling's Ansichten über das Leben nach dem Tode; Einwendungen des geistlichen Ministeriums in Basel gegen dieselben; Stilling's Antwort und Beweis für seine Ansichten aus der heiligen Schrift und der Vernunft; seine Ansichten über das Gebet für die Verstorbenen, die Auferstehung des Leibes 2c.; Stilling's fehlerhafte Auffassung der katholischen Lehre; sein Verhältniß und Kampf gegen den Unglauben; Zweck seiner Theorie der Geisterkunde; Zusammenhang der Geisterlehre mit den allgemeinen Principien der christlichen Weltanschauung; Stilling's Kampf gegen die mechanischen Vorstellungen der Philosophen; seine Meinung vom copernikanischen Weltsystem; der Magnetismus; Bedeutung der Erkenntniß desselben für die Religions-Philosophie.

Bekanntlich hat der ehemalige protestantische Prediger Lütkemüller kurz vor seiner Rückkehr zur Kirche ein sehr interessantes Buch über das Leben nach dem Tode herausgegeben, und in demselben die Unhaltbarkeit der protestantischen Lehren in diesem Gebiete in Erörterung gebracht. Auch Stilling schon hatte die Unhaltbarkeit des protestantischen Systems in diesem Stücke ziemlich eingesehen und Ansichten über das

Leben nach dem Tode aufgestellt, die denen Lütkemüller's in etwas verwandt sind; namentlich nimmt er einen Zwischenort zwischen Himmel und Hölle an, und obwohl seine Vorstellungen in dieser Sache noch vielfach mit Unrichtigem und Unklarem vermischt scheinen, so stellt sich doch in ihnen als gewisse und bestimmte Ueberzeugung auf sehr entschiedene Weise die allgemeine Wahrheit dar, daß es nach dem Tode nicht bloß Himmel und Hölle, sondern auch einen Reinigungsort gebe, in dem abgeschiedene Geister ihre Sünden zu büßen, und sich für den Himmel fortzuentwickeln und zu läutern haben.

„Der unermeßliche Aether im Raum unseres Weltsystems ist das Element der Geister, in dem sie auch leben und weben. Besonders ist der Dunstkreis um unsere Erde bis in den Mittelpunkt derselben, und vorzüglich die Nacht, der Aufenthalt der gefallenen Engel und solcher Menschenseelen, die unbekehrt sterben. Diesen ganzen Raum nennt die Bibel Scheol und Hades, das ist Todtenbehälter."

„Wenn ein Mensch stirbt, so entwickelt sich allmählig die Seele aus ihrem Körper, dann erwacht sie im Hades; von der Sinnenwelt empfindet sie nichts mehr, die Geisterwelt kommt ihr vor, wie ein unendlich weiter dämmernder Raum, in dem sie sich mit Gedanken-Schnelle bewegen kann; und da nun ihr Ahnungsorgan vollkommen entwickelt ist, so sieht sie auch die Geister, die im Hades sind."

„Alle Seelen solcher Menschen, die in diesem Leben zwar nicht lasterhaft, doch aber auch nicht wahre Christen waren, sondern nur ein ehrbares bürgerliches Leben geführt haben, müssen im wüsten leeren Hades, durch die Leiden der Entbehrung alles Dessen, was ihnen lieb ist, und jeden Genusses, und dann durch das traurigste Heimweh nach dem verschwundenen Erdenleben, lange geläutert und so allmählig zum geringsten Grade der Seligkeit zubereitet werden."

„Die Seelen wahrer Christen, die hier den Weg der Heiligung gewandelt haben, im wahren Glauben an Jesum Christum auf seine Versöhnungs-Gnade und mit gänzlicher Resignation auf alles Irdische gestorben sind, werden gleich bei dem Erwachen aus dem Todesschlummer von den Engeln in Empfang genommen, und ohne Aufenthalt aufwärts in die reinen Regionen des Lichts geführt, wo sie der Seligkeiten Fülle genießen."

„Die Seelen der Gottlosen werden bei dem Scheiden aus dem Körper von bösen Geistern umgeben, von denen sie auf mancherlei Weise gequält werden; je gottloser sie gewesen sind, desto tiefer sinken sie in den Abgrund hinab. Ihre Leiden sind schrecklich."

„Wenn Seelen mit einer unbefriedigten Sehnsucht aus diesem Leben scheiden, so empfinden sie schwere Leiden, wenn sie auch sonst der Seligkeit fähig sind. Um diese Leiden los zu werden, sehnen sie sich oft nach einem lebenden Menschen, der jene Sehnsucht befriedigen soll, und wenden die ihnen bekannten Mittel an, zu ihrem Zwecke zu gelangen; daher dann die Geistererscheinungen."

„Daher soll man sich frühzeitig, je eher je lieber, von aller Anhänglichkeit an's Irdische los machen; und sollte Einem in den letzten Lebensstunden noch etwas einfallen, das er noch thun oder ausrichten müßte, und er kann es nun nicht mehr, so empfehle er die Sache Dem, der Alles gut machen kann; bei diesem festen Vertrauen bleibe er auch nach dem Tode: denn seine Rückkehr und Erscheinung ist gegen die Ordnung Gottes. Indessen kann es auch Ausnahmen von der Regel geben. *Für denjenigen, dem ein Geist erscheint, ist es unnachläßliche Pflicht, ein solches Wesen mit Ernst und Liebe zu behandeln und zurechtzuweisen.*"

„Von den Geistern, die noch im Hades sind, können wir

nichts lernen, denn sie wissen nicht mehr als wir, ausgenommen, daß sie weiter in die Zukunft sehen, diese aber sollen wir nicht wissen. Zudem können sie auch irren und uns täuschen wollen. Wir müssen also ihren Umgang auf alle Weise zu vermeiden suchen. Vollendete Geister, nämlich Selige und wirklich Verdammte, erscheinen nie."

„Das Paradies ist der Theil im Hades, der zur Vorbereitung und zum Aufenthalt begnadigter Seelen bestimmt ist. Er gehört schon zum dritten Himmel. 2. Cor. 12. V. 2 u. 4. Nun sagt aber Christus zum Schächer, heute wirst du mit mir im Paradies seyn, Luc. 23. V. 43. Christus war aber zwischen seinem Tod und zwischen seiner Auferstehung im Hades, 1. Petri 3. V. 19, und nach Joh. 20. V. 17 war Er gleich nach seiner Auferstehung noch nicht zu seinem Vater aufgefahren; Er war also im Hades im Paradies gewesen, wo man das Anschauen Gottes noch nicht genießt."

Die Baseler Theologen bemerkten über die Ansichten Stilling's vom Leben nach dem Tode, wie er sich nicht im Einklang mit den Reformatoren befände, als welche den ganz deutlich in der Bibel geoffenbarten Grundsatz angenommen hätten, daß die (definitiven) Belohnungen der Guten, Bestrafungen der Bösen denselben gleich nach dem Tode zukämen; sie können sich nicht in die Aeußerung Stilling's finden, daß die Annahme eines Reinigungsortes beständige Lehre der allgemeinen Kirche von jeher gewesen, und daß erst seit der Reformation der protestantischen Kirche, „welche doch auch hoffentlich zur allgemeinen Kirche gehöre", durchaus kein Mittel- oder Reinigungsort geglaubt, sondern angenommen werde, daß die abgeschiedenen Seelen alle gleich an den Ort ihrer ewigen Bestimmung, in den Himmel oder in die Hölle übergingen ꝛc. ꝛc.

Stilling führt gegen diese Einwürfe der Baseler in seiner Apologie eine Menge Schriftbeweise für seine Ansichten an, bemerkt unter Anderm, wie Luther die Worte Scheol

und Hades unrichtig immer mit Hölle und Grab übersetze, was zu Mißverständnissen führe. In Besprechung der Stelle Math. 16. V. 18 sagt er: „Die Kirche, die Petrus zu Jerusalem am ersten Pfingsttag und in den folgenden Tagen gründete, soll von allen denen, die durch die Thore des Hades aus- und eingehen — und das sind doch wohl böse Engel und Menschenseelen — nicht bezwungen werden. Dieß ist ein unwiderlegbarer Beweis, daß von Seiten des Geister-Reichs gegen die wahren Christen gekämpft wird, wie auch aus Ephes. 6 klar und gewiß ist."

Weiterhin gibt Stilling eine Widerlegung der ihm entgegengehaltenen Erklärung der Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus, beweist, wie Luc. 16. V. 19 bis 31 gerade für seine Ansicht spreche, da gar nicht aus dieser Stelle folge, „daß die Verstorbenen gleich nach dem Tode an den endlichen Ort ihrer Bestimmung, in den Himmel oder in die Hölle kommen, denn beide waren im Hades, aber weit von einander entfernt". „Jetzt, nach der Himmelfahrt Christi, nachdem Er das Reich eingenommen und die Stätten für die Seinigen bereitet hat, sind alle Heiligen des alten Testaments bei ihm; die als erlöste und durch sein Blut Gereinigte sterben, kommen nicht in's Gericht, oder in den Hades, sondern sie gehen augenblicklich zu ihres Herren Freude über, wie ich dieses in allen meinen Schriften, wo von dieser Sache die Rede war, ausführlich gesagt habe. Daß die Strafen und Belohnungen gleich nach dem Tode ihren Anfang nehmen, das habe ich ja nie geläugnet. Hier ist nur von den Oertern Himmel, Hades und Hölle die Rede."

In Beziehung auf das Baseler Gutachten, es sei nicht zu begreifen, wie Seelen Jahrhunderte lang im Hades zubringen könnten, ohne weiter gefördert zu werden, erwidert Stilling: „Ist es begreiflicher, wenn man die große Menge bürgerlich guter, rechtschaffener Menschen, die sich aber in ihrem Leben wenig um Christus und seine Religion beküm-

mert, sondern nur die äußeren Ceremonien mitgemacht haben, sogleich nach dem Tode in die unendlichen Qualen der Hölle verdammt? — in den Himmel, in das Reich der Liebe und der Demuth, können sie doch auch unmöglich kommen. Wo sollen sie denn nun hin? Wie kann der Gott der Liebe, der unendlichen Liebe, die da gern alle Menschen selig machen will, zugeben, daß Menschen um der Versäumniß einer Hand voll Zeit willen, alle Ewigkeiten durch, unendlich lang gepeinigt werden sollen? Mit frechen, boshaften Sündern, die Laster auf Laster häufen, ist es schon etwas Anderes."

Die Baseler fanden die Ansicht Stilling's auch darum bedenklich, weil sie Viele zur leichtsinnigen Aufschiebung der Bekehrung bis in's andere Leben führen könne. Stilling verweist daher auf die schrecklichen Qualen vieler Seelen an dem Reinigungsort. Auf die Bemerkung, die heilige Schrift sage nichts von einem zweiten Prüfungs-Stande nach diesem Leben, nur die katholischen Ausleger beriefen sich auf Math. 12. V. 32, erwidert Stilling, auch die griechische Kirche behaupte die Lehre von der Reinigung nach dem Tode, und er kenne sehr viele fromme, gelehrte und erleuchtete Theologen in beiden protestantischen Kirchen, welche sich zu derselben bekennten 2c. Auf den Vorwurf, er habe die Fürbitte für die Verstorbenen empfohlen, erklärt Stilling: „ich sage weiter nichts, als daß eine fromme Person von abgeschiedenen Geistern sei ersucht worden, für sie zu beten. Indessen gestehe ich gern, daß ich nicht einsehe, warum man nicht für seine verstorbenen Lieben beten und ihnen Gutes wünschen soll? — Daß es die protestantische Kirche nicht billigt, kommt daher, weil sie die Reinigung nach dem Tode nicht anerkennt."

Die Baseler hatten auch gesagt: „Anstößig muß vielen Lesern die Stelle (Theorie der Geisterkunde) vorkommen, da der Verfasser der Lehre der ganzen protestantischen Kirche zuwider behauptet: die eigentliche Seligkeit fange erst nach der Auferstehung an, und das Paradies, zu welchem der gekreu-

zigte Erlöser dem bußfertigen Schächer den Eingang verhieß, für einen Theil des Hades erklärt, da doch unter dem Paradies kein Mittelort, sondern der Ort der Seligkeit zu verstehen ist" u. s. w.

„Wie ist es doch möglich", erwidert Stilling, „mir so etwas zur Last zu legen, da ich hin und wieder in der Geisterkunde klar und deutlich gesagt habe: der wahre begnadigte Christ komme nicht in den Hades, sondern er gehe gleich zur Seligkeit, zu seines Herren Freude über. Daß aber diese Seligkeit noch merklich erhöht, und dann erst vollkommen wird, wenn der verklärte Leib mit seiner Seele vereinigt nun auch den reinsten und heiligsten sinnlichen Genuß mit seiner bisherigen geistigen Seligkeit verbindet, das ist doch wohl keine Lehre, die den Lehren der ganzen protestantischen Kirche zuwider ist."

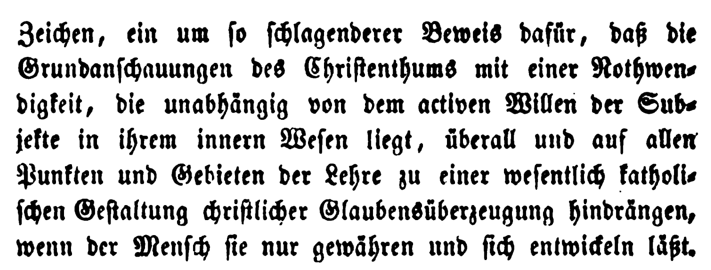
Wir unsererseits glauben allerdings, daß solcher Glaube an die wirkliche Auferstehung des Leibes dem Geist und den Principien des protestantischen Systems total zuwider ist, und erinnern in dieser Beziehung hier nur, wie die Hochhaltung der Leichen und der Reliquien insbesondere, welche in der Kirche mit dem Glauben an die Auferstehung des Leibes zusammenhängt, bei den Protestanten fehlt. Wenn überhaupt die Seligkeit in ihrer ganzen Vollkommenheit auch schon vor der Auferstehung des Leibes, nämlich unmittelbar nach dem Tode, der Trennung der Seele vom Körper, in dessen Abstreifung, nach manchen Aeußerungen der Protestanten, auch die Abstreifung der Sünden liegen soll, eintreten könnte, so wäre die Auferstehung des Leibes mindestens etwas sehr Ueberflüssiges in Beziehung auf unsern künftigen Zustand. Die Offenbarung aber, auch in der Schrift, behandelt unsere Auferstehung durchaus nicht als etwas Accidentielles, sondern betont sie als etwas sehr Wesentliches für das ewige Leben *).

*) In Beziehung auf den Zusammenhang, in welchem die Lehre von der

Stilling war sich keineswegs des innern Verhältnisses recht bewußt, in dem seine Ansichten zur katholischen Lehre standen; er faßte dieselben nicht in ihrem Geiste, in ihren allgemeinen Principien als eine ganze universelle Weltanschauung, sondern nur in ihren einzelnen Lehrsätzen, und diese Lehrsätze selbst wieder nicht so, wie sie die Kirche gibt, sondern bisweilen in einer wirklich etwas roh sinnlichen und äußerlichen Gestalt, wie er sie vielleicht im Munde einzelner Katholiken angetroffen haben mochte. Hieraus erklärt sich, warum Stilling in eben der Schrift, in welcher er die Nothwendigkeit eines Reinigungsortes aus Schrift, Vernunft, Erfahrung und Tradition beweist, doch auch wieder Ausfälle wider die katholische Lehre vom purgatorium etc. macht, indem er sie nämlich als eine andere voraussetzt, als sie wirklich ist; sein Zeugniß für die Bibel- und Vernunftmäßigkeit dieser Lehren wird jedenfalls durch solche Haltung um so unverdächtiger, und wenn Stilling so ganz gegen Willen und Absicht katholisirt, so ist das ein um so deutlicheres

---

Auferstehung mit der Lehre von den Sakramenten, die Auferstehung selbst mit dem Wesen und der Wirksamkeit des Sakraments aller Sakramente steht, erinnern wir an die Worte Christi, daß die, welche seinen Leib essen, das Leben haben. Besonders schön hat der selige Professor Windischmann in seinem Buche „über Etwas was der Heilkunst Noth thut, Leipzig 1824", das Verhältniß des heiligen Altarssakraments zu dem in der irdischen Hülle sich vorbereitenden und entwickelnden Leib der Auferstehung angedeutet. Windischmann läugnet keineswegs die reale Identität des künftigen verklärten Leibes mit dem gegenwärtigen irdischen; in und aus diesem entwickelt sich nach seiner Ansicht jener höhere Leib, als in Wirklichkeit derselbe bei anderer Beschaffenheit, schon während dieses irdischen Lebens. Aehnlich: „Daß sich der Geist des Menschen während dem hiesigen sinnlichen Erdenleben einen geistigen Licht-Körper bilde, mit dem er ewig vereint bleibe, und daß jeder Mensch einen seelischen Dunstkreis um sich her habe, ist eine unläugbare Erfahrung."



Zeichen, ein um so schlagenderer Beweis dafür, daß die Grundanschauungen des Christenthums mit einer Nothwendigkeit, die unabhängig von dem activen Willen der Subjekte in ihrem innern Wesen liegt, überall und auf allen Punkten und Gebieten der Lehre zu einer wesentlich katholischen Gestaltung christlicher Glaubensüberzeugung hindrängen, wenn der Mensch sie nur gewähren und sich entwickeln läßt.

Wichtiger noch als Stilling's Quasi-Zeugenschaft gegen den Protestantismus, ist uns sein Zeugniß und Kampf gegen den Unglauben. Kampf gegen den Unglauben seiner Zeit war die eigentliche Hauptaufgabe seines Lebens; auch die „Geisterkunde" hatte den Hauptzweck: „die Hauptwahrheiten der christlichen Religion, die Unsterblichkeit der Seele, und die Lehre von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben gegen die mechanische Aufklärungs-Philosophie zu vertheidigen."

Stilling suchte in der Geisterkunde diesen Zweck dadurch zu erstreben, daß er der frech dreisten Behauptung des Unglaubens, es gebe keine höhere geistige Welt, oder doch keine solche, die mit dieser sichtbaren in wirklicher Beziehung stehe und auf sie einwirke, aus Zeugnissen constatirte Thatsachen entgegenstellte. Er erkannte sehr wohl, daß es sich bei der Läugnung der Geisterwelt nicht allein um den Geisterglauben im engern Sinne, sondern um den christlichen Glauben überhaupt handele. Wenn der Unglaube Geister, Dämonen und Gespenster 2c. läugnet, so thut er dieß ja aus zum größten Theil solchen Gründen, die gleichmäßig auch dem Daseyn und der Wirksamkeit und Weltregierung Gottes widersprechen, sofern Gott ja auch ein Geist ist, und als Geist auf geistige Weise wirkt, die Welt erhält und regiert u. s. w. Stilling erkannte, daß die Gründe des Unglaubens gegen den Geisterglauben auf einer ganzen Weltauffassungsweise beruhen, die nothwendig zum Atheismus führe; gegen diese Weltauffassungsweise war vorzüglich sein Kampf gerichtet.

„Das neue mechanische Weltsystem hätte der menschlichen

Vernunft zum ferneren Forschen Thür und Thor geöffnet. Daher wagte sie es nun auch, mit diesen mechanischen Naturgesetzen in die Geisterwelt hinüberzugehen, und eben hier wurde nun die Quelle zum Glauben an die eiserne Nothwendigkeit des Schicksals, dieser ungeheuren Gebährerin alles Unglaubens, aller Freigeisterei, mit einem Wort des Abfalls von der ächten Christusreligion und des furchtbaren Antichristenthums eröffnet; man setzte nun ein- für allemal den Grundsatz fest, es existire nichts anderes in der ganzen erschaffenen Natur, als Materie und Kraft. — Die Materie untersuchte man in der Naturlehre durch Versuche aller Art, vorzüglich wurde die Chemie in diesem Fache sehr fruchtbar. Dadurch wurden nun die vortrefflichsten und im menschlichen Leben höchst nützlichen Entdeckungen gemacht, so daß die Männer, die sich damit beschäftigten, ewigen Dank verdienen. Da man aber nun bei diesen Untersuchungen keine anderen Kräfte entdeckte, als solche, die der Materie eigen sind, oder wenn man Wirkungen verborgener Kräfte bemerkte, alsofort schloß, sie seien auch materiell, nur nicht entdeckt, und man werde bei fernerem Fortschritt auch ihnen auf die Spur kommen, welches auch gewöhnlich geschah, so setzte man als unwiderruflich fest, es gebe durchaus keine andern, als materielle Kräfte. Diesen Grundsatz begründete nun noch vollends der Folgeschluß: alle Kräfte der Materie, mithin auch der Körper, wirken nach ewigen unveränderlichen Gesetzen, das ganze Weltall besteht aus Materie und ihren Kräften, folglich geschehen auch alle Wirkungen im Weltall nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen."

„Wenn alle Wirkungen im Weltall nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen geschehen, die in der Materie zu unendlich mannigfaltigen Zwecken gegründet sind, so ist die Welt eine Maschine, das ist: ihre ganze Einrichtung ist mechanisch; da aber nun jede fremde Einwirkung in eine Maschine eine Störung in ihrem bestimmten Gang zum Zweck

macht, so kann es keine Wesen geben, die Einfluß auf die Körperwelt haben; wenn solche Wesen zur Weltregierung und ihre Mitwirkung in die Natur nöthig wären, so wäre das ganze Weltall eine sehr unvollkommne Maschine, und eine solche konnte der höchstvollkommne Baumeister aller Welten nicht machen."

Es ist klar, daß die Freiheit des Menschen und auch die Herrschaft Gottes und seine Einwirkung in der Welt gar keinen Platz mehr hätten, wenn diese mechanische Vorstellungsweise mit ihren Gesetzen, die Gott beschränkend, Seine Macht aufhebend gedacht werden, auf Wahrheit beruhte! Diese Vorstellungsweise ist schlechterdings unvereinbar mit dem Christenthum; es bildet dieselbe in etwas veränderter Form und Fassung im Grunde auch heute noch die allgemeine Hinterlage des Unglaubens; im Kampfe gegen diesen ist daher besonders der Aberglaube an die von Gott unabhängigen Weltgesetze in's Auge zu fassen. Dieß erkannte schon Stilling, und er suchte diesem Aberglauben an die unabhängigen Weltgesetze und die Alleinherrschaft der Materie unter Anderm besonders auch dadurch zu begegnen, daß er aus der Erfahrung, aus Zeugnissen das Daseyn freier, persönlicher und körperlicher Wesen, die Wirklichkeit und Wirksamkeit reiner Geister nachwiese.

Hierbei war er aber beflissen, die falschen Vorstellungen von der Geisterwelt zu berichtigen, den Aberglauben vom Glauben zu scheiden. Er erkannte an und spricht es bei jeder Gelegenheit aus, daß auf allen Gebieten nichts so sehr dem Glauben schade, als der Aberglaube, der Aberglaube, der sich mit dem Glauben verknüpft; er erkannte es tief und aus Erfahrung, wie sehr jede Schwärmerei der Religion im Wege steht, wie sehr auch einseitige und bornirte Auffassungen der christlichen Wahrheit, oder unnatürliche und beschränkte Formen in der Darstellung christlichen Lebens, die Aufnahme und Verbreitung der Religion, die Achtung vor

ihr bei Andern hindern. Aus diesem Grunde bekämpft er ja auch den Pietismus und die Schwärmerei; im Gegensatz gegen diese war es sein eifriges Bemühen, „durch Aberglauben und Unglauben inmitten hindurch zu gehen“ und auch Andern diesen Weg zu zeigen. In diesem Sinne gab er seinem Werke „Theobald oder die Schwärmer“, das nur zu leicht mißverstehbare Motto: „Mittelmaß die beste Straß“; in diesem Sinne sucht er also auch in der Geisterkunde den Aberglauben an Geister von dem Glauben zu scheiden, und diesen auch zur möglichsten vernünftigen Erkenntniß zu bringen.

Aus dem Glauben setzte Stilling der sinnlich mechanischen Vorstellung von der Welt und ihren Gesetzen als „sein theokratisches System“ die christliche Wahrheit entgegen, daß die Welt keine Maschine sei, daß Gott in, über und durch alle Gesetze herrsche. Alles, was diesem Glauben widerspricht, war ihm eben darum nicht wahr; er gestand solchen widersprechenden Welterkenntnissen zwar die Möglichkeit einer gewissen sinnlichen Richtigkeit zu, sprach ihnen aber kühn jede eigentliche höhere Wahrheit ab, und zog von diesem Standpunkte selbst auch das copernikanische Weltsystem in Zweifel, dessen Aufkommen er großen Einfluß auf die Verbreitung des Unglaubens zuschrieb. „Daß dieses copernikanische Weltgebäude der christlichen Glaubenslehre nachtheilig werden könne, hatten vielleicht nur der Papst und sein Consistorium geahnet, aber nun zeigte sich allmählig, daß sie nicht geirrt hatten. Dem consequenten denkenden Kopf mußten nun folgende Gedanken nothwendig einfallen: Die Erde mit ihrer Menschheit kann unmöglich der Hauptgegenstand der Schöpfung seyn; sie ist nur ein unbedeutendes kleines Planetchen, ein Punkt im unermeßlichen Weltall — die andern prächtigen und weit größeren Himmelskörper müssen weit mehr Werth in den Augen des Schöpfers, und ihre Bewohner ebenfalls viele Vorzüge vor den Menschen haben — und doch soll der Sohn Gottes, der Logos, durch



den das ganze All geschaffen worden, in diesem abgelegenen unbedeutenden Winkel menschliche Natur angenommen, und diese auf den Thron aller Welten hinauf geadelt haben? — jetzt muß also die ganze Geisterwelt jährlich mit der Erde die Reise um die Sonne machen"? u. s. w. „Ich bitte meine Leser, sich durch diese scheinbaren Gründe nicht irre machen zu lassen!"

Stilling entwickelt dann im Zusammenhang mit kantischen Vorstellungen, wie man das copernikanische System als Hypothese immerhin für richtig halten könne, ohne ihm darum eine der Bibel widersprechende Wahrheitsbedeutung beizulegen: „Innerhalb dieser Sinnenwelt können und sollen wir nach den Gesetzen des Raums und der Zeit, und der Wechselwirkung der Dinge aufeinander, urtheilen und schließen, da kann und soll uns das copernikanische Weltsystem lieb und angenehm seyn; aber sobald wir es in die Welt der Wahrheit übertragen, und es mit den Einwirkungen Gottes auf die Sinnenwelt, und mit dem Geisterreich in Verbindung bringen wollen, so urtheilen wir, wie der Blinde von der Farbe, und gerathen in Absurditäten. Die Astronomen sollen es nur als ein mathematisches Axiom ruhig fort gebrauchen, und die Sinnenwelt durch ihre Erfindungen und Entdeckungen immer mehr erweitern; für uns ist die uralte Bibelvorstellung und der Begriff, den sich die Menschheit von jeher von der Welt machte, daß nämlich die Erde im Mittelpunkt stehe und sich das ganze Firmament um die Erde bewege, daß auch diese der wichtigste Theil der Schöpfung sei, wahr und beruhigend. Denn da doch alle Bewegung nur in Raum und Zeit geschehen kann, Raum und Zeit aber im Reich der Wahrheit nicht existiren, so existirt auch da keine Bewegung, sondern nur in unserer Vorstellung, und da kann sich ebenso gut das Firmament in 24 Stunden um die Erde bewegen, als die Erde um die Sonne. Das copernikanische System gründet sich auf die wirkliche

Existenz des Raumes, der Zeit und der Bewegung in beiden; da sich aber nun alle drei im Reich der Wahrheit nicht befinden, so ist auch das copernikanische System nichts weiter, als eine leichtere Methode, eine schwere Aufgabe zu lösen. Das alte Weltsystem, wo die Erde mit der Menschheit der Hauptgegenstand der Schöpfung ist und sich alles Andere um sie her bewegt, ist die natürlichste, allen Menschen sich aufdringendste Vorstellung; sie läßt sich auch am leichtesten mit den Vorstellungen der übersinnlichen Welt vereinigen, und ist also für uns das wahre System; das copernikanische hingegen ist durch Vernunftschlüsse entstanden, die sich auf die Wirklichkeit des Raums und der Zeit gründen, und also nicht wahr sind."

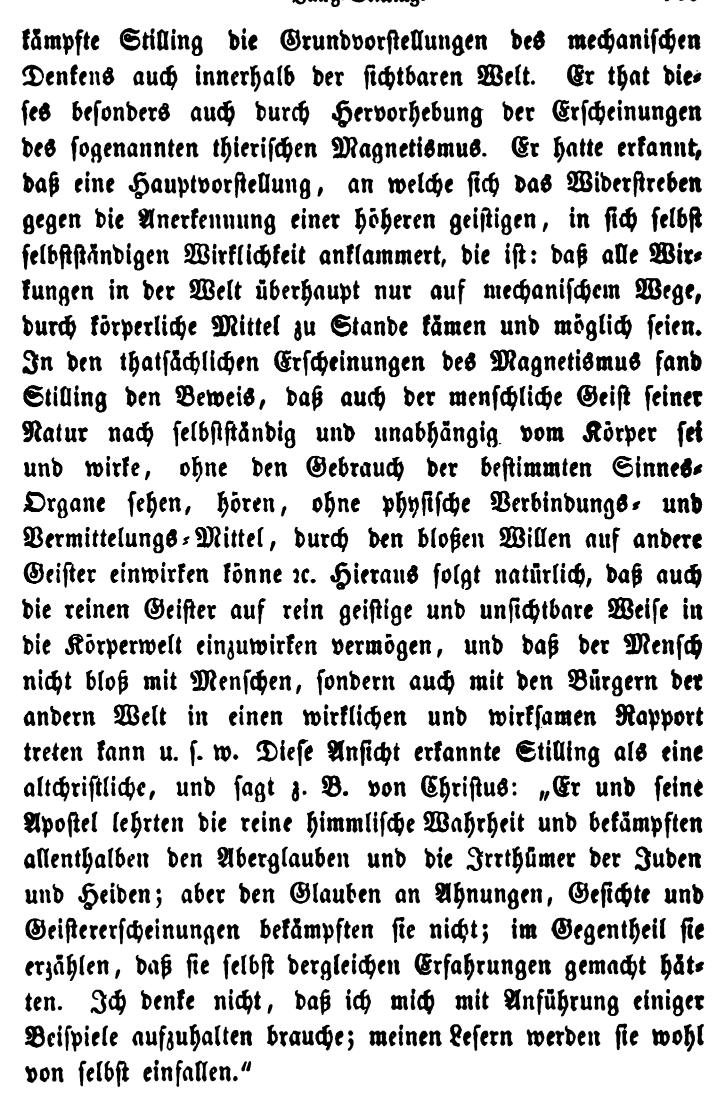
Diese Vorstellungen sind offenbar sehr unvollkommen, aber doch in soweit richtig, als die Verhältnisse und Gesetze auch der sinnlichen Welt jedenfalls in Wahrheit an und für sich etwas anderes sind, als das versinnlichte und einseitig verständige Denken der letzten Jahrhunderte sich dieselben vorgestellt hat. Das Bewußtseyn der neuern Zeit hatte eine ganz andere Stellung zur Objectivität, als das Mittelalter und Alterthum, und als hoffentlich die Jahrhunderten nach uns haben werden. Von dieser besondern Stellung des denkenden Geistes zur Objektivität hing wenigstens die Art und Weise ab, in der das moderne Bewußtseyn die Weltgesetze erfaßte, daß es sich dieselben als rein objektive, als an und für sich nicht eigenschaftlich in den Dingen, sondern außer und über ihnen existirende dachte u. s. w. Diese Stellung war selbst wieder hervorgegangen und bedingt von der allgemeinen auch im Reiche des Bewußtseyns herrschenden Verweltlichung der Menschheit im Abfall von Christenthum; dieser ist es im letzten Grunde, welcher in einem falschen Verhältniß des Subjekts zur Objektivität jene Art einseitig verständigen Denkens verursacht hat. Die Philosophie war es, welche zuerst in Kant aus der Natur der Sache die herr-



schenden falschen Vorstellungen über das Verhältniß des denkenden Geistes zu seinen Objekten angriff. Kant kam nicht weit auf dem Wege zu positiv richtigen Vorstellungen, er hat aber doch die alten falschen durchbrochen, und führte dadurch seine Nachfolger zu der richtigen Erkenntniß, daß es ebenso wenig ein reines Objekt, als ein reines Subjekt geben könne. Hieraus folgt, daß es auch keine rein objektive an und für sich bestehenden Gesetze in den Dingen geben kann, daß mithin alle Vorstellungen über die Weltgesetze, welche dieselben als rein objektiv existirende voraussetzen, in ihrer Form und Fassung nothwendig unrichtig sind. Von diesem Grundgedanken aus, daß die beiden bisher getrennt auseinander gehaltenen Hemisphären der subjektiven und objektiven Welt doch in Wirklichkeit identisch seien, eine Wirklichkeit bildend, kam die Hegel'sche Philosophie zu einer Art von Revolution gegen den bisherigen Inhalt des modernen Bewußtseyns und seine mechanische Weltvorstellungsweise; sie hob die Gedanken-Bestimmungen von Gesetzen und Kräften, Gründen und Ursachen 2c., in welche sich das gemeinverständige Bewußtseyn festgerannt hatte, als endliche und untergeordnete Kategorien im Höhern auf, und bereitete dadurch dem Denken einen Weg vor, auf welchem es sich von den Resultaten seiner bisherigen falschen Haltung zu seinen Objekten, und dieser selbst, befreien und durch eine höhere Erfassung der Wirklichkeit mit dem christlichen Glauben wieder in größere Uebereinstimmung kommen konnte. Diesen Weg, das Gegengift gleichsam gegen den Unglauben, welches derselbe selbst in der tiefern Schelling-Hegel'schen Philosophie, die alle früheren Standpunkte des ungläubigen Denkens begrifflich umstürzte, und den vulgären Rationalismus mit den ehrenrührigsten Prädikaten brandmarkte, gegen sich erzeugt hatte, fand Stilling noch nicht bereitet vor. Die Kant'sche Philosophie vermochte ihn nur anzuregen und ihn von den Anfechtungen des Determinismus zu befreien, denen auch er

bei all seinem Kampf für die Freiheit viele Jahre hindurch ausgesetzt gewesen, aber nie unterlegen war. Diese Philosophie vermochte ihn aber nicht in seinem Streben nach einer Vereinigung der Vernunft mit dem Glauben positiv zu unterstützen, und ihm zu dem zu verhelfen, was er suchte, eine christliche Religions-Philosophie. Es ist rührend, sagt Eichendorf, wie er in letzterer Beziehung sogar von der Kant'schen Philosophie sich Berechtigung und Erlaubniß holt, in religiösen Dingen dem Glauben allein folgen zu dürfen, weil Kant den Satz aufgestellt, daß die menschliche Vernunft außer der Sinnenwelt nichts wisse. Bei diesem Stande der philosophischen Bildung konnte Stilling natürlich nicht zu der Offensive gegen den Unglauben übergehen, die seine Widerlegung in dem wissenschaftlichen Begriff der Grundanschauungen und Formen des ungläubigen Bewußtseyns sucht, und in der Erkenntniß der Thatsache findet, daß der Unglaube rein vernünftig, an und in sich betrachtet seinen Grund und Wesen in nichts Anderm, als in der Verweltlichung und Verdorbenheit der sich selbst überlassenen Vernunft hat. Von diesem Begriff des Unglaubens, von der Erkenntniß seiner Grundvorstellungen und Voraussetzungen, als ebenso vieler Einbildungen und Selbsttäuschungen des in sich selbst verdorbenen Denkens war Stilling so weit entfernt, daß er in der Theorie eben jene falschen Grundvoraussetzungen für die Sinnenwelt als richtig gelten ließ, also dieselben nicht direkt an sich, sondern zunächst nur ihre Anwendung auf die übernatürliche Wirklichkeit als richtig bestritt, und mit der Einräumung, daß diese Vorstellungen von Gesetzen, Kräften rc. in Beziehung auf die Sinnenwelt unserm jetzigen Zustande angemessen seien, unnatürlichen und heillosen Widerspruch in unserm Bewußtseyn von der übernatürlichen Wirklichkeit einerseits, und unserm Denken von der natürlichen Welt andererseits statuirte, oder doch zuließ.

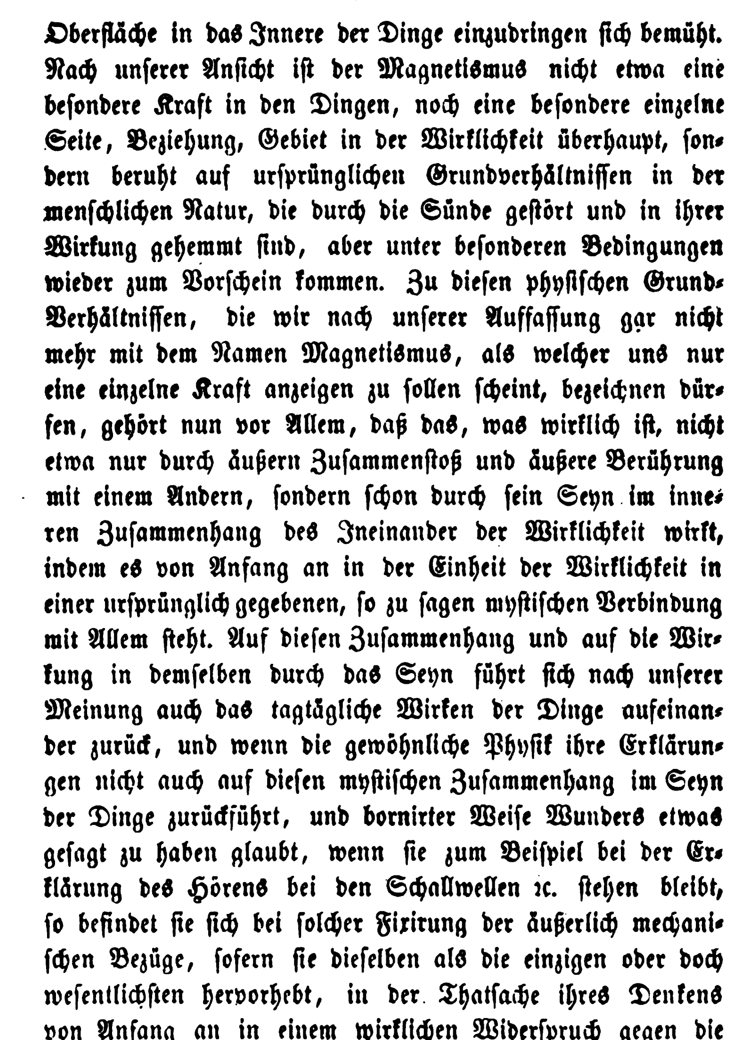
In seinem praktischen Denkverhalten dagegen be-



kämpfte Stilling die Grundvorstellungen des mechanischen Denkens auch innerhalb der sichtbaren Welt. Er that dieses besonders auch durch Hervorhebung der Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus. Er hatte erkannt, daß eine Hauptvorstellung, an welche sich das Widerstreben gegen die Anerkennung einer höheren geistigen, in sich selbst selbstständigen Wirklichkeit anklammert, die ist: daß alle Wirkungen in der Welt überhaupt nur auf mechanischem Wege, durch körperliche Mittel zu Stande kämen und möglich seien. In den thatsächlichen Erscheinungen des Magnetismus fand Stilling den Beweis, daß auch der menschliche Geist seiner Natur nach selbstständig und unabhängig vom Körper sei und wirke, ohne den Gebrauch der bestimmten Sinnes-Organe sehen, hören, ohne physische Verbindungs- und Vermittelungs-Mittel, durch den bloßen Willen auf andere Geister einwirken könne ꝛc. Hieraus folgt natürlich, daß auch die reinen Geister auf rein geistige und unsichtbare Weise in die Körperwelt einzuwirken vermögen, und daß der Mensch nicht bloß mit Menschen, sondern auch mit den Bürgern der andern Welt in einen wirklichen und wirksamen Rapport treten kann u. s. w. Diese Ansicht erkannte Stilling als eine altchristliche, und sagt z. B. von Christus: „Er und seine Apostel lehrten die reine himmlische Wahrheit und bekämpften allenthalben den Aberglauben und die Irrthümer der Juden und Heiden; aber den Glauben an Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen bekämpften sie nicht; im Gegentheil sie erzählen, daß sie selbst dergleichen Erfahrungen gemacht hätten. Ich denke nicht, daß ich mich mit Anführung einiger Beispiele aufzuhalten brauche; meinen Lesern werden sie wohl von selbst einfallen.“

Die Art, wie Stilling diese seine christliche Glaubens-Ansicht aus dem Magnetismus vernunftmäßig zu erklären suchte, mag immer sehr unvollkommen seyn, richtig ist und bleibt doch der Grundgedanke Stilling's, daß die Erschei-

nungen des Magnetismus in einem innern Zusammenhang mit dem stehen, was er sein theokratisches System nennt, und sehr geeignet sind, die mechanische Weltvorstellungsweise des Unglaubens zu durchbrechen. Aus diesem Grunde, müssen wir bekennen, haben wir in der vor einiger Zeit durch ganz Europa epidemisch gewordenen Sucht des Tischrückens noch etwas ganz Anderes, als ein bloßes Spiel erblickt. Das Factum glauben wir, ohne es selbst versucht zu haben, aus der Einwirkung des Willens auf die Körper erklären zu können. Ob eine solche Einwirkung in dem behaupteten Maße auf körperliche Gegenstände möglich ist, wissen wir nicht, daß aber eine solche Einwirkung durch den bloßen Willen von einem Geiste auf den andern geübt werden könne, glauben wir fest, und schließen also nach der Analogie auch auf die Möglichkeit derartiger Wirkungen auf Körper. Daß nun diese Versuche zuerst in Amerika gemacht wurden, scheint uns ebenso natürlich, wie der Umstand, daß der Magnetismus überhaupt in den besten Zeiten der französischen Aufklärung wieder entdeckt wurde. In beiden Fällen, in Frankreich damals und in Amerika jetzt, ist die endlich verständige Auffassung der Welt nach mechanischen Kategorien zum höchsten Extrem gediehen. Da nun die Welt und gesammte Wirklichkeit, also das Objekt der Betrachtung, keineswegs in sich nur mechanisch ist, sondern selbst auch in den Gebieten, in welchen die mechanischen Gesetze zu herrschen scheinen, doch höheren Beziehungen und innern Verhältnissen unterworfen bleibt, so kann es nach unserer Ansicht nicht fehlen, daß allemal da, wo die mechanische Betrachtungsweise ihre Gegenstände ganz zu umschließen meint, dieser Versuch dadurch mißglückt, daß sich an und in den Dingen nur noch die Beziehungen, welche nicht mechanischer Natur sind und sich der mechanischen Betrachtung entzogen haben, in einer Art von Reaction um so fester und bestimmter der mechanischen Auffassungsweise entgegenstellen, je entschiedener diese von der



Oberfläche in das Innere der Dinge einzudringen sich bemüht. Nach unserer Ansicht ist der Magnetismus nicht etwa eine besondere Kraft in den Dingen, noch eine besondere einzelne Seite, Beziehung, Gebiet in der Wirklichkeit überhaupt, sondern beruht auf ursprünglichen Grundverhältnissen in der menschlichen Natur, die durch die Sünde gestört und in ihrer Wirkung gehemmt sind, aber unter besonderen Bedingungen wieder zum Vorschein kommen. Zu diesen physischen Grund-Verhältnissen, die wir nach unserer Auffassung gar nicht mehr mit dem Namen Magnetismus, als welcher uns nur eine einzelne Kraft anzeigen zu sollen scheint, bezeichnen dürfen, gehört nun vor Allem, daß das, was wirklich ist, nicht etwa nur durch äußern Zusammenstoß und äußere Berührung mit einem Andern, sondern schon durch sein Seyn im inneren Zusammenhang des Ineinander der Wirklichkeit wirkt, indem es von Anfang an in der Einheit der Wirklichkeit in einer ursprünglich gegebenen, so zu sagen mystischen Verbindung mit Allem steht. Auf diesen Zusammenhang und auf die Wirkung in demselben durch das Seyn führt sich nach unserer Meinung auch das tagtägliche Wirken der Dinge aufeinander zurück, und wenn die gewöhnliche Physik ihre Erklärungen nicht auch auf diesen mystischen Zusammenhang im Seyn der Dinge zurückführt, und bornirter Weise Wunders etwas gesagt zu haben glaubt, wenn sie zum Beispiel bei der Erklärung des Hörens bei den Schallwellen ꝛc. stehen bleibt, so befindet sie sich bei solcher Fixirung der äußerlich mechanischen Bezüge, sofern sie dieselben als die einzigen oder doch wesentlichsten hervorhebt, in der Thatsache ihres Denkens von Anfang an in einem wirklichen Widerspruch gegen die Natur der Dinge. So lange sie nun diese mechanischen Theorien in abstracto ruhig fortspinnt und sich weniger um die Gegenstände als um ihre Begriffe kümmert, oder sich doch vorzugsweise an die Außenseite der Dinge hält, so lange offenbart sich nicht der Widerspruch des mechanischen Denkens

gegen die Natur der Dinge. Sobald dieses Denken aber kühn genug wird, in das innere Wesen des Wirklichen einbringen zu wollen, da stößt es auf die latenten Grundverhältnisse der Wirklichkeit, die keineswegs mechanischer Natur sind, sich auch nicht in mechanische Begriffe fassen lassen und die daher bei der Voraussetzung, daß die Verstandesformen der Physik ihrem Gegenstande adäquat und die rechten Grund-Begriffe für das Verständniß der Natur seien, als etwas Uebernatürliches oder als eine besondere extraordinäre Kraft in und an der Natur gefaßt werden. Als Beides ist nun auch der Magnetismus gedacht worden; die Einen brachten ihn und seine Wirkungen in unmittelbaren und naturnothwendigen Zusammenhang mit der Geisterwelt und hielten jedes magnetische Wirken für zauberisch; die Andern hielten ihn für eine besondere einzelne Naturkraft, und suchten diese auch wieder äußerst mechanisch zu begreifen, ihre Erklärung auf mechanische Gesetze zurückzuführen. Wir halten nach Obigem Beides für falsch. Die den sogenannten magnetischen Erscheinungen zu Grunde liegende Thatsache scheint uns keine einzelne Kraft, sondern ein allgemeines physisches Grundverhältniß in der Daseyns- und Wirkungsweise alles Wirklichen zu seyn; wir halten demnach auch den Magnetismus an sich für etwas durchaus Natürliches, wobei wir aber gern zugestehen, daß sich an den praktischen Gebrauch dieser Erkenntnisse, an das sogenannte magnetische Wirken sehr leicht geistige Einflüsse böser Art aus einer andern Welt anschließen können.

Die Erkenntniß der im Magnetismus zu Grunde liegenden Verhältnisse und der Erscheinungen, welche aus ihm hervorgehen, halten wir mit Stilling darum für sehr wichtig, weil sie geeignet sind, die ganze mechanische Vorstellungsweise zu durchbrechen und andererseits die Erkenntniß der Religion und Kirche nach Seiten ihrer natürlichen Voraussetzungen hin tiefer zu begründen.

Ein Beispiel von dem Gebrauch solcher Erkenntnisse auf religiösem Gebiet gab unter Andern Christian Brentano. — Angesichts des Vorwurfs der Protestanten gegen die Kirche und die Katholiken, daß diese die Wirkung der heiligen Sakramente, des Kultus, der Kirche überhaupt in magischer Weise faßten und darstellten, ist in dieser Beziehung eine Aeußerung des berühmten Magnetiseurs Grafen Szapary in seinem Buch „das Tischrücken" (1854) interessant. Szapary macht den Priestern der katholischen Kirche zum Vorwurf, sie übten täglich den Magnetismus im Gottesdienst, ohne ihn zu erkennen. Wir wollen mit dieser Bemerkung auf die Thatsache hinweisen, daß das kirchliche Leben und Wirken in jenen ursprünglichen natürlichen Grundverhältnissen der geistigen Wirklichkeit organisirt ist, deren vereinzeltes Vorkommen in der sinnlichen Welt mit dem Namen des Magnetismus bezeichnet wird*). Gerade das was die Protestanten das „Magische" im kirchlichen Kultus 2c. nennen und nicht begreifen können, ist die Wirksamkeit und Wirkung des Wirklichen als solchen durch sein Seyn im nexus metaphysicus der Innenwelt. Diesen nexus metaphysicus begreifen eben die Protestanten nicht, wenn sie den Katholiken den Glauben an ein sogenanntes magisches Wirken der Kirche, des Kultus und der Sakramente derselben zum Vorwurf machen; be-

*) Wir verwahren uns ausdrücklich gegen die Meinung, als ob wir uns so ausdrücken wollten, „das kirchliche Leben und Wirken sei in seiner Art und Weise ein magnetisches." Diese Ausdrucksweise würde darum falsch seyn, weil hiermit die Wirkungsweise der allgemeinen Grundverhältnisse in einem besondern Gebiet auf das kirchliche Leben und Wirken übertragen wäre. Unsere Meinung ist: die mit dem particulären Namen „Magnetismus" bezeichneten Erscheinungen sind besondere Ausdrücke derselben allgemeinen physischen Grundverhältnisse des Lebens und Wirkens, die in den natürlichen Voraussetzungen der Kirche auch ihrem höheren und übernatürlichen Leben zu Grunde liegen.

griffen sie das, wogegen ihr Vorwurf gerichtet ist, so würden sie einsehen, daß derselbe eben kein Vorwurf, sondern ein gewaltiges Zeugniß für die katholische Kirche gegen ihre eigene sei, als welche sich nicht in den wahren Grundverhältnissen der wahren Natur der Dinge, sondern in Behandlung der Lehre wie des Kultus nach den Vorstellungen des auf die geistige Welt übertragenen mechanischen Systems organisirt und auf den nexus externus im objektiven Auseinander gestellt hat.

Stilling begriff manches vom nexus internus in der Religion, und das Verhältniß des Menschen zu Christus faßt er in der Geister-Theorie auf der Grundlage und nach Analogie derselben natürlichen Grundverhältnisse, die sich im magnetischen Rapport offenbaren. Er blieb aber auch hier bei der halben Erkenntniß stehen und zog nicht die Consequenzen seiner Grundsätze in Beziehung auf die geschichtliche Verwirklichung des Christenthums in der Welt und seine Darstellung im Leben. In Beziehung auf kirchliches Leben und Wirken stellte er sich noch Alles so ziemlich in den Grundsätzen des mechanischen Systems vor; daher blieb ihm die Kirche ein Aeußeres, eine äußere Ordnung und Verband, eine bloß äußere Gemeinschaft, die ganz verschieden wäre von der innern Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche u. s. w. Er wollte zwar überall die äußere kirchliche Ordnung als solche geschätzt wissen, und war darum gegen das Sektenwesen, sonst aber ziemlich gleichgültig gegen die kirchlichen Verbände als solche und ihre Verschiedenheit, weil er „diesem Aeußern" keinen großen Einfluß auf das innere Leben und die Seligkeit zuschrieb und bei der Meinung stehen blieb, „der Herr habe in allen Confessionen die Seinigen." Hätte Stilling seine tieferen Erkenntnisse über das Verhältniß des Menschen zu Christo auch auf das kirchliche Gebiet als solches übertragen, so würde er erkannt haben, daß es sich bei den Gegensätzen der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften nicht

etwa nur um Confessionen, Bekenntnisse verschiedener Lehren, sondern um Wirklichkeiten, um die Wirklichkeit der Kirche als solcher und mithin um die Frage handelt, ob der Rapport des Menschen mit Christus auf bloßer individueller Grundlage hergestellt werden könne, oder aber zu seiner vollkommenen Entwickelung und Verwirklichung das Eingehen des Menschen in die thatsächliche Gemeinschaft voraussetze, welche nach dem Glauben des Katholiken die sozusagen naturnothwendige Basis ist für das Verhältniß des Einzelnen zu Christus, und nicht bloß durch ihre Lehre und ihren Kultus rc., sondern durch das Seyn ihrer ganzen Wirklichkeit auf geheimnißvolle Weise — im nexus internus — den Menschen mit Gott in Rapport setzt.

Stilling begriff wie gesagt auch in dieser Sphäre die Consequenzen seiner Ansichten nicht; hier wie überall sind weniger die wissenschaftlichen Resultate seiner Bestrebungen gegen den Unglauben, als vielmehr diese selbst, sein unablässiges Ringen und Streben als bedeutend anzuerkennen. Nicht sowohl das, was dieser merkwürdige Mann gesagt hat, ist das geschichtlich Merkwürdige an ihm, sondern das, was er in seinem Sagen gethan hat. Er legte Zeugniß ab für Christus gegen den Unglauben in einer Zeit, wo der Abfall vom Heiland der Welt in den allerweitesten Kreisen fast zur Regel, und der Unglaube einer dummfrechen Aufklärung zur Mode wurde. Er legte dieß Zeugniß ab mit großer Kraft und Entschiedenheit des Charakters, durch sein ganzes Leben! Er legte es ab auch in dem ernsten Bestreben, das, was er glaubte, sich und Andern zur selbstbewußten Erkenntniß zu bringen; brachte er es in diesem Stücke zu keiner großen Vollendung, so war hieran zum Theil auch die Ungunst der wissenschaftlichen Zustände seiner Zeit schuld; diese Unvollkommenheit seiner wissenschaftlichen Leistungen vermochte aber nicht zu hindern, daß Stilling doch in seinem Kampf für seinen obgleich unvollkommenen Glauben eine

praktische Wirksamkeit ausübte, die ihm unter den Streitern gegen den Unglauben einen ehrenvollen Platz im Gedächtniß der Nachwelt sichert.

XLIV.

Aphoristische Zeitläufte.

Israel über Israel. — Wiener Perspektiven.

In der Charwoche.

Dank der „deutschen Politik Preußens“ ist aus der orientalischen Frage auch noch eine nicht minder bedenkliche deutsche geworden. Seit achtzig Jahren zitterten die Diplomaten in Vorahnung der europäischen Erschütterungen, welche die letzten Züge des Mannes am Bosporus dereinst nothwendig begleiten müßten. Kaum traten sie ein, so verstand Preußen sie einzig und allein als einen Aufruf an seine heimlichen Privatzwecke, und stürzte Deutschland in eine Verwirrung, die unmöglich ohne ihre entsprechenden Früchte bleiben kann. Vorerst aber noch thut dem deutschen Publicisten die Wahl wehe, ob er sein christliches Mitleid zuerst der beweinenswerthen Rajah des Sultanats in der Türkei, oder der beweinenswerthen Rajah der „deutschen Politik Preußens“ zwischen Dresden und Hechingen widmen soll. Ganz gleich sind beide desselben würdig. Da aber Hesiod sagt: das Hemd liege Jedem näher als der Rock, so lasse ich's beim Nächsten.

Sehr gut hat die neueste Diagnose durch Dr. Jürgens ergeben, daß das Miasma jener „deutschen Politik“ nicht

etwa nur von den officiellen Höhen ausgehe, sondern „gleicherweise im preußischen Volke zu suchen sei." Ich hielt jedoch gleich für nöthig, daß dieses „Volk" näher und sehr genau bestimmt werde. Es gibt Angehörige Preußens von den verschiedensten Parteien in den alten wie in den neuen Provinzen, die doch durchaus nicht Träger einer solchen angestammten „deutschen Politik" sind. Dagegen stehen andererseits die mannigfachsten und unter sich verfeindetsten Schattirungen innerer Politik durch die verschiedensten Landestheile unter diesem Banner einträchtig beisammen. Woran also erkennt man eigentlich jenes „Volk"?

„Das Dogma von der deutschen Politik Preußens", sagt der genannte Verfasser, „und dessen Predigt schmeichelt dem preußischen Volke; alle Volksschmeichelei ist verführerisch; sie wird um so lieber vernommen, und fascinirt und infatuirt um so mehr, je mehr ein Volk von Eitelkeit und Großmannssucht, von Einbildungen und Prätensionen, welche sich hinter dem Scheine und Titel eines berechtigten nationalen Selbstbewußtseyns zu verstecken pflegen, erfüllt und beherrscht ist, und diese Schwachheit gehört zum unglücklichen Theile der Ergebnisse der preußischen Geschichte „„ohne Gleichen"" für das preußische Volk."

Ohne Zweifel gut charakterisirt; aber Eines scheint doch noch zu fehlen, und eben deßhalb dieses „Volk" noch immer zu unbestimmt gefaßt zu seyn. Dessen Mutter nämlich, die preußische Geschichte „ohne Gleichen", ward was sie ist, selbst nur durch die ihr inwohnende und sie ausgestaltende Idee. Die Frage wird also seyn nach dieser Idee. Man benennt sie unter dem Volke von der „deutschen Politik Preußens" gemeinhin als „preußischen Patriotismus", welcher Begriff der eigentlichen Idee allerdings schon näher führt. Es ist um ihn ein von andern deutschen Patriotismen wesentlich verschiedenes Ding, schon dadurch, daß er andere

deutschen Patriotismen neben sich für durchaus unstatthaft hält und für Sünden gegen den heiligen Geist, die weder in diesem noch in jenem Leben Vergebung finden. Er ist nämlich selbst, wenigstens soweit die deutschen Grenzen reichen, ein absolutes Wesen. Kein Gesetz oder Völkerrecht über ihm; in sich selber trägt er die Rechtstitel zu jeglichem, was er für sich zu bedürfen und erreichen zu können glaubt, und das ist unter Umständen, soweit die deutsche Zunge spricht — so ziemlich Alles. Man kann ihn in dieser Absolutheit, für die noch eigens der specielle Name „preußische Ehre“ recipirt ist, schon im täglichen Leben sich gebahren sehen. Beachte man z. B. in dem Organ der zu Berlin herrschenden Partei nur die Anzeigen über gewisse künstlerischen und über literarische Werke aller Art, über poetische, historische, namentlich über Volks- und Schulbücher. Man wird immer finden, daß „preußischer Patriotismus“ das erste oder einzige Requisit dabei ist; nach der Wahrheit ergeht die Frage stets erst in zweiter Reihe, am liebsten aber gar nicht.

Offenbar kann nur eine ganz specifische Grundidee diesen wesentlich heidnischen „Patriotismus“ ausgeboren haben. Man findet sie auch leicht heraus; sie ist eine eigenthümlich religiöse. Kaum mit Gewalt dem finstern Heidenthum entrissen, kaum warm geworden im Schooße der allgemeinen Kirche, noch nicht großgezogen mit der Muttermilch der universellen christlichen Civilisation, ward das eigentliche Preußen-Volk schon wieder hinausgeworfen in die häretische Sonderung der Wider-Kirche. In ihr bildete sich der Charakter jenes „Patriotismus“ ganz natürlich und begünstigt durch äußere Umstände aus, bis das „Volk“, welches der Träger der „deutschen Politik Preußens“ werden sollte, sich förmlich als ein Ausnahmsvolk fühlen lernte, als das in Deutschland, was die Juden einst waren unter den Völkern der Erde. Mit erhabenen Worten bezeichnet Hermann von Lehnin den folgenschweren Moment der Geburt dieses „Patriotismus“;



die Kurfürstin selber war die Wehemutter, der Sohn vollendete, unbeirrt durch den dem glaubenstreuen Vater geschworenen Eid, die Losreißung des Volkes von der allgemeinen Kirche:

> Inferet at tristem patriae tunc foemina pestem,
> Foemina serpentis tabe contacta recentis;
> Hoc et ad *undenum* durabit stemma venenum.

Dieses „eilfte Glied" hat jetzt den preußischen Thron inne. Auch ihm widmet der Seher drei Verse:

> Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit.
> *Israel* infandum scelus audet morte piandum;
> Et pastor gregem, recipit Germania regem.

Weit entfernt, hier eine Auslegung dieser weltberühmten Prophezie versuchen zu wollen, kann ich doch nicht vorbeigehen, ohne zu bemerken, wie auffallend und ganz unwillkürlich eine gewisse neueste Schwenkung des „preußischen Patriotismus" in Hermann's letztgenannte Verse hinüberspielt. Vielleicht daß die Aufdeckung dieses eigenthümlichen Spieles des, wenn man will, Zufalls am rechten Orte zur Warnung dienen könnte. Die Sache ist folgende. Bekanntlich hat bisher das Wörtchen „Israel" in jenen Versen den Auslegern unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt*). Die Einen konnten nicht davon loskommen, an die hebräischen Juden zu denken; Andere verfielen auf den legitimen Erben des alten Bundes, auf die katholische Kirche, und recipirten in Consequenz für das Wort audet die Lesart *„audit"*; im Jahre 1848 hat die Revolution in Berlin gar Gelegenheit ergriffen, statt „Israel" zu lesen: Is rex. Inzwischen aber hat der „preußische Patriotismus", oder das von

*) Ueber diese aus dem 13ten Jahrhundert datirte und im J. 1723 zum erstenmale durch den Druck bekannt gemachte Weissagung des Abts Hermann von Lehnin existirt nämlich schon eine ansehnliche Special-Literatur.

der „deutschen Politik Preußens“ beseelte „Volk“ eine höchst bedeutsame Wandlung erfahren. Es will, gewitzigt durch die Erfahrungen des unruhigen Jahres, seine dominirende Ausnahmsstellung zum großen Theile nicht mehr gegründet wissen auf seine ausschließlich deutsche „Intelligenz“, auf welche bekanntlich die zwei vorhergehenden Generationen das absolute Recht ihres Patriotismus fundamentirten, sondern auf seinen — Primat im positiven „lautern Evangelium“. Et princeps nescit, quod *nova potentia* crescit — sagt Hermann von Lehnin vom vorigen Könige Preußens, und so ist es wirklich ergangen. Die von diesem geduldete oder gehegte destructive Macht der himmelstürmenden „Intelligenz“ liegt jetzt elendiglich darnieder, seitdem sie vor sieben Jahren um Hofgunst und Zuneigung der hohen Polizei gekommen; eine neue Macht (nova potentia), die religiöse und beziehungsweise kirchliche Reaction, hat sich hoch aufgerichtet, sie herrscht jetzt, den Fuß auf den Nacken jener alten Macht gesetzt, in den preußischen und, soviel sie vermag, in den deutschen Grenzen. Die weitere Auseinandersetzung gehört an einen andern Ort dieser Blätter; für die vorliegende Betrachtung genügt die Thatsache, daß die jetzt herrschende nova potentia sich selber officiell den Charakter und Titel: Israel beilegt! Gibt es, dem alten Hermann von Lehnin gegenüber, ein wunderlicheres Spiel des — Zufalls?

Ja, Israel — so benennt die religiöse Reaction für Preußen oder, was in ihrem Sinne damit identisch ist, für Deutschland sich selber. Die Thatsache steht unangreifbar fest. Zum nicht geringen Erstaunen und Aerger der auf dem jüngsten Frankfurter Kirchentag anwesenden Engländer und Franzosen hat daselbst der märkische General-Superintendent Hoffmann aus Berlin, ein Liebling des Königs von Preußen, wiederholt erklärt: „das deutsche Volk sei das Israel Gottes;“ ebenso hat Wichern dort das Volk seiner Richtung für „Israel“ ausgerufen. Bald darauf ließ Prof. Kraft in



Bonn ein ganzes Buch ausgehen, um zu beweisen, daß diese Germanen das „Israel des neuen Bundes“ seien. Man kann kaum ein bedeutenderes Schriftstück der preußischen Reaction in evangelicis zur Hand nehmen, ohne auf dieselbe Idee vom neuen „Israel“ zu stoßen. Namentlich spukt sie im Berliner „Evangelischen Verein,“ der seine Wintervorlesungen in der Regel vor dem Könige selber hält, an allen Ecken und Enden. Auch Stahl, heutzutage der größte unter den Propheten an der Spree, hat sie in seinem jüngsten Vortrag nicht vorbeigelassen, und abermals waren dabei die Majestäten selbst zugegen. Was Stahl angedeutet, mag hier aus der eingehendern Auslassung des Consistorial-Präsidenten Göschl (Evang. K.-Z. vom 25. Nov. 1854) näher ermessen werden. Drei Hauptkirchen, sagt er, gibt es auf Erden: die römische, die griechische und die deutsche, und es fragt sich nur noch, wo ist das Centrum und das Herz des Leibes, also das Israel des neuen Bundes? „Wir unseres Orts,“ antwortet er, „suchen den eigensten Mittelpunkt der Kirche im Herzen Europa's; dem Land der Mitte in diesem kleinsten Erdtheile fehlt zwar nebst vielem Andern auch die Einheit, denn das Land ist auf das wunderlichste in viele Territorien zerstückelt; dennoch oder ebendeswegen ist die deutsche Kirche — die Kirche der Zukunft.“

Wenn die Männer vom neuen „Israel“ in solcher Weise das „deutsche Volk“ als Israel ausgeben, so rechnen sie natürlich die deutschen Katholiken von vornherein nicht dazu; was aber das evangelische Deutschland betrifft, so ist dieses in ihren Gedanken bereits völlig identisch mit dem evangelischen Preußen und im letztern aufgegangen. Eben dieser Sieg nach der religiösen Seite ist Vorzeichen, wie Bürgschaft und Entwicklungsstufe zum Siege auch nach der politischen Seite, zur deutschen Hegemonie und Mediatisirung. Um so leichter ward es ihnen denn auch in letzter Zeit, bereits ganz consequent die preußische Politik „deutsche Politik“ und „Bundes-

Politik" zu nennen, als wenn jene Hegemonie schon vollbrachte Thatsache wäre. Und aus demselben Grunde, d. i. weil „Israel" es ist, das der preußischen Politik den grandiosen politischen Sieg beschafft hat, trägt die Sprache der „deutschen Politik Preußens" auch den Anstrich gottseligster Stiftshütten-Andacht. Es geschieht unter frömmstem Augenverdrehen, wenn sie declariren will, wie jetzt „Preußen die Fahne der Selbstständigkeit Deutschlands in seine starke Hand genommen." Wer auch nur das Oberflächlichste von der „deutschen Politik Preußens" weiß, der möchte eiskalt wie von sacrilegischer Blasphemie berührt werden, wenn er also von dem Organ der herrschenden Hofpartei in Preußen oder von der Berliner Stiftshütte einer solchen Politik fort und fort die Ueberzeugung als Leitstern zugeschrieben sieht: „daß die Hand die stärkste ist, welche glaubensvoll festhält an dem Recht, das aus Gott kommt, und daß die Fahne gewiß zum Siege führt, deren Inschrift lautet: Gott allein die Ehre!"

Hermann von Lehnin dagegen, indem er das „Israel" (Vers 94) in eine höchst auffällige und augenfällige Beziehung setzt zum venenum serpentis (Vers 49), scheint andeuten zu wollen, daß dort die Heuchelei bis zu einem Grade der Vollendung getrieben seyn werde, wie vielleicht nie zuvor, seitdem das schillernde Gewürm am Baum der Erkenntniß hinaufgekrochen. Dem Seher scheint in der That die ganze Genesis dieses „Israel" in den Grundzügen vor Augen geschwebt zu haben: wie aus der Absonderung des kaum christianisirten Volkes von der allgemeinen Kirche und seiner Verwilderung in der Widerkirche (serpentis tabes recentis) der specifisch „preußische Patriotismus" erwuchs, mit seinem absoluten Recht auf alles Wünschbare und Erreichbare, welches absolute Recht gemeinhin „preußische Ehre" genannt wird, und wie dieser Patriotismus concrete Gestalt gewann einerseits im evangelischen Primat, andererseits in der „deutschen Politik Preußens." Beides zusammen nennen die Männer von der Re-

action in evangelicis jetzt selber das „Israel Gottes,“ und Hermann thut deßgleichen; auch er versteht beides unter dem Worte „Israel,“ wie er denn seine Weissagung mit dem herzerhebenden Verse schließt: et pastor gregem, recipit Germania regem.

Daß der mittelalterliche Mönch diesem „Israel“ und seiner „deutschen Politik“ den Untergang droht, und zwar den gründlichsten, die zeitweiligen Propheten an der Spree dagegen im „Evangelischen Verein“ und in der Kammer schon den Triumph derselben feierten: das ist im Grunde der einzige Unterschied zwischen den beiderseitigen Ansichten.

Damit man übrigens das „Israel,“ von dem der Seher redet, nicht etwa hinwiederum zu enge fasse, sind noch zwei besondere Thatsachen wohl im Auge zu behalten. Erstens daß das „Volk“ der „deutschen Politik Preußens“ nicht ganz in dem Volke aufgeht, welches sich jetzt dort das Israel Gottes nennt. Die Stiftshütte des neuen Bundes nämlich stand an der Spree vor der Reaction schon so gut wie nachher, nur daß damals der Hohepriester mit dem Urim und Thumim der Aufklärung es war, der in ihr fungirte. Noch zählt er viele theuren Häupter in Preußen, und sie alle, die Partei von der demokratischen „Nationalzeitung“ z. B., gehören mit zu den Trägern der „deutschen Politik Preußens“ und zu ihrem „Volke.“ Andererseits ist die nova potentia, welche jenen Hohenpriester verdrängt und sich selber mit den symbolischen Büchern in der Hand an seine Stelle gesetzt hat, allerdings auch in sich wieder gespalten; aber nur in Nebendingen. Sie ist einig im Kirchentag, im preußischen Patriotismus mit seinem absoluten Rechte, also in der preußischen Ehre und in der deutschen Politik Preußens, kurz es ist Ein Israel wie das andere; gespalten und sich verfeindet ist es nur über die Mittel zum Zweck, momentan über die politischen Allianzen zur Realisirung seiner deutschen Politik. Neupreußen schwört nicht höher als auf Rußland, Altpreußen

nicht höher als auf England. Prof. Hengstenberg hat jüngst seine Vorlesung im „Evangelischen Verein" über den Propheten Jesaias zu einer überraschenden Anspielung auf diesen Zwiespalt benützt; König Hiskias, sagte er, habe von den Juden damals auch gegen die Ermahnungen des Propheten zu einem Bündniß mit Aegypten gedrängt werden wollen, er aber sei der Versuchung widerstanden, und dafür vom Herrn mit Sieg gekrönt worden. So sprach er in Gegenwart des Königs. Das russische Prophetenthum nämlich ist jetzt an der Herrschaft, der nächste Thronwechsel aber würde jenen „Juden" bei Jesaias, den englischgesinnten Neupreußen, die dominirende Stellung räumen. Für die „deutsche Politik Preußens" jedoch wäre das, wie ein schwäbisches Sprüchwort sagt, nur „Teufel getauscht;" es bliebe dieselbe nova potentia, dasselbe — „Israel."

Nun aber sagt Hermann von Lehnin: in seiner letzten Zeit werde dieses Israel ein infandum scelus morte piandum wagen. Es fehlt nicht viel, so hätten die Altpreußen jüngst in offener Kammer dem neupreußischen Israel vorgeworfen, es habe diese verhängnißvolle Unthat bereits im Interesse Rußlands begangen! Eine Entscheidung zu fällen über das Ja oder Nein, ist hier nicht der Ort. Diese Blätter haben im Gegentheile über ein Jahr lang an der Hoffnung festgehalten, daß die „deutsche Politik Preußens" in den gemeingefährlichen Zeiten der russisch-türkisch-westmächtlichen Frage wenigstens ruhen werde, wenn sie nun einmal nicht 1850 begraben worden sei. Hatten ja so schöne allerhöchsten Worte in Berlin selber, sowie feierlich verbriefte Verträge mit dieser Hoffnung jedes deutsche Herz erfreut. Es war aber nur gewesen, um jedes grausam zu täuschen. Diese Blätter schrieben am 1. Nov. v. Js.: „trügt nicht Alles, so fängt in diesem Moment eine Verrätherei an sich abzuspinnen, die selbst auf Deutschlands schmachbeladenem Boden bisher noch unerhört seyn dürfte." Seitdem ist in dieser Art mehr geschehen,

als die raffinirtesten Kenner der „deutschen Politik Preußens“ je erwarten durften. Nicht nur hat man offen die Treue an Oesterreich gebrochen und nebst Rußland bei England sein Heil gesucht, man thut dieß auch zu Paris in der gebückten Stellung eines demüthigen Suplikanten, in einer Stellung überall vor der Thüre, die jedem Deutschen schmerzlich in's Herz brennen muß. Oder sind nicht drei eigenhändige Briefe des Königs von Preußen an den kaiserlichen „parvenu“ abgegangen, ehe endlich Eine lange verzögerte Antwort erfolgte, und als sie erfolgte, war sie Anderes als wenig verhüllter Spott auf die berüchtigten Großsprechereien der vorgeschützten „Vermittlungs-Politik?“ Und fährt man nicht dennoch fort, vor den Thüren Frankreichs und Englands zu supliciren?

Trotz Alldem urtheile ich nicht. Aber soviel ist gewiß: gehörte ich zu den gottseligen Trägern einer solchen „deutschen Politik,“ ich würde für sie um alles in der Welt das Wörtlein „Israel“ nicht in den Mund nehmen, denn es hängen — noch die fünf andern Wörtlein daran. Statt dessen aber ist die neupreußische Fraktion Israels, die jetzt herrschende, noch so verblendet vom jüdischen Dünkel, daß sie sogar die Natur des infandum scelus selber in ihrer eigenen innersten Intention nur allzu deutlich ahnen läßt: sie geht auf — Religionskrieg.

Zu Ostern.

Werfen wir einen Rückblick auf das Israel an der Spree und auf seine Genesis, richten wir dann den Blick über die Weichsel gen Osten: so werden wir dort in der russischen Tiefebene ganz dieselbe Erscheinung wieder finden. Denselben „Patriotismus“ und kein Gesetz über ihm, dasselbe absolute Recht in ihm, „russische Ehre“ geheißen, dieselbe europäische, wie hier deutsche Politik, denselben angemaßten orthodoxen

Primat als Mittel zum politischen Zwecke, kurz ganz dasselbe „Israel.“ Nur daß hier in den gewaltigen Millionen der uniformen russischen Nationalität wenigstens reeller Boden und entsprechende Macht für solche Prätensionen vorhanden ist. Das russische „Israel“ hat denn auch den Ursprung seiner gemeingefährlichen Idee mit dem preußischen gemein, wenn schon nicht alle Geschicke ihrer weitern Ausbildung. Auch das russische Volk ward, kaum aus dem Heidenthum zum Christenglauben bekehrt, von dem mütterlichen Schooße der allgemeinen Kirche weggeschleudert in eine schismatische Sonderung, die bis zur völligen Wider-Kirche sich verknöcherte. Nachdem diese Wider-Kirche bald sogar für die allein-christliche sich halten gelernt, ging sie noch dazu sammt dieser Idee gänzlich in dem Staate auf; so muß jetzt ihre Hand gegen Jedermann seyn, der die absolute Berechtigung der „russischen Ehre“ auf Alles, was zu wünschen ihrem „Patriotismus“ einfallen könnte, nicht anerkennen will.

Wahrscheinlich um die vielgerühmten czarischen Friedens-Neigungen dem Volke reichlicher einzuflößen, hat nun am 20. März der heilige Synod zu Petersburg ein Manifest erlassen, dem selbst das Organ der Berliner Hofpartei die Entschuldigung beifügen zu müssen glaubte: es sei eben ein „kirchliches Aktenstück“, also wohl nicht von besonderm politischen Gewichte. Als wenn man nicht wüßte, daß der Czar selber dem heiligen Synod präsidirt, und derjenige nur je seine Stelle auf dem Präsidentenstuhle vertritt, der auf den jüngst verstorbenen Husaren-General Protasoff dort folgte; als wenn der heilige Synod nur zu mucksen wagte, er sei denn von Oben beordert! Freilich erklärt sich auch Rußland in diesem Manifest so entschieden für das allein wahre und gottberechtigte Israel des neuen Bundes, daß man sich in Berlin mit der eigenen Israels-Würde etwas kalt begossen fühlen mochte. So predigt der Synod z. B.: „Wir glauben und vertrauen, daß der, welcher gesagt hat: ich will bauen meine Gemeinde

und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, auch jetzt selbst für seine heilige Kirche kämpfen wird"; „daß der, welcher die Grenzen des russischen Reiches zum Wohnsitz seiner heiligen Kirche ausgewählt hat, selbst seinen Urtheils-Spruch „„wider alle bösen Nachbarn, die sein Erbtheil antasten"", verkünden wird"; „stellet den ehrlosen Heeren die feste russische Brust entgegen"; „ihr Seelenhirten! lehret die Gläubigen, daß der gegenwärtige Kampf der alte Kampf des sich gegen die Herrschaft Christi auflehnenden Fürsten der Hölle ist."

Gegen Oesterreich und gegen Frankreich mag man an der Spree diese Sprache gewiß ganz vortrefflich finden. Aber der Gedanke dürfte in Berlin doch auch nahe liegen, daß man neben einem so entschiedenen und exclusiven Israel des neuen Bundes, und im Bereiche der wohlbekannten Begehrlichkeit und Willensmacht des „russischen Patriotismus" über kurz oder lang selber zu einem bloßen Filial- oder Vice-Israel herabsinken möchte, was offenbar ein Widerspruch in adjecto wäre. Auch aus dieser zarten Rücksicht empfiehlt sich daher der „deutschen Politik Preußens" das unabläßige Bestreben auf das dringendste, nicht Rußland allein sich hinzugeben, sondern auf jeden Fall England mit hinüberzuziehen. Dann, wenn dieser Meisterstreich gelänge, wäre man mit der eigenen deutschen Israels-Größe vollständig gesichert, und zudem wäre dann von der Coalition gegen den schismatischen Hort jede „evangelische" Faser abgelöst. Es wäre um dieselbe dann eitel „papistischer Süden", und nichts stünde dem großen Zwecke der „deutschen Politik" Israels entgegen: daß es die Fahne des Propheten entfalten und den Religions-Krieg erklären ließe. Darum läßt die Sorge um England der herrschenden Partei in Berlin Tag und Nacht keine Ruhe. Präsident von Gerlach hat ihr jüngst treffend Worte geliehen. In derselben Kammersitzung, wo er des verstorbenen Czaren als des „Vaters" der Preußen gedachte, wo er die

Preußen das „russisch-gesinnteste" Volk nannte — sagte er auch: „England ist das einzige Land, welches dem Despotismus nie verfallen war, das einzige reinprotestantische Land, es ist uns stammverwandt, sein Bündniß ist für Preußens Politik stets ein Kernpunkt gewesen, seine Allianz werden wir auch wieder erlangen, sobald es nur seinen jetzigen falschen Standpunkt verlassen hat."

Wir werden später sehen, ob diese Hoffnung auf Englands Bekehrung zu den nordischen Horten etwa Grund zum Steigen habe. Für jetzt bliebe hier noch Eine Hauptfrage zu entscheiden übrig, wenn Zweifel über sie nicht völlig überflüssig wären. Die Frage meine ich: welchen Lohn denn die „deutsche Politik Preußens" von der geschilderten, jedenfalls sehr gefährlich verwickelten, mitunter augenscheinlich demüthigenden und selbst in Freundesaugen entehrenden Combination seiner neuesten Haltung sich herausrechne?

Oder sollten die deutschen Klein- und Mittel-Staaten wirklich glauben, daß das Israel an der Spree sich nur um ihrer schönen Augen willen also abmühe? nur um ihrer willen den stechenden Schmerz vor der Thüre draußen bei der Wiener Conferenz, und so empfindliche Demüthigungen in Paris und London ertrage? Wenn aber Vergrößerung Preußens der Lohn seyn soll, wo kann es sich vergrößern, wenn nicht in Deutschland, durch die genannten Staaten selber? Man hat das bekannte österreichische Circulare furchtbar verlästert, in welchem jenen Staaten Antheil an den Vortheilen etwaiger Kriegsresultate und ihre volle Selbstständigkeit garantirt ward? Aber — können jene Staaten bei gesundem Verstande je glauben, daß sie von der „deutschen Politik Preußens" eine solche Garantie erhalten und, wäre sie hundertmal verbrieft, dieselbe behalten würden auf den Fall, daß Preußen einmal ein gewichtiges Wort über Europa zu sprechen hätte? Wo hinaus kann jene Politik über ihre Grenzen streben, sei es südwestlich der

alten Stammburg zu, sei es nordwestlich an's Meer, wo aus anders als über Bundesboden? Und wer glaubt im Ernste, daß hinter der schwach erheuchelten „Bundestreue" dieser „deutschen" Politik nicht schon die neue Karte Deutschlands entworfen liege?

Nicht mit einer realen Großmacht hat man es hier zu thun, die europäische Grenzen hätte; solche muß Israel sich erst suchen, und sie gehen nach allen Richtungen über den Leib der „deutschen Verbündeten". Oesterreichs Lage und Grenzen sind von Preußens Lage und Grenzen himmelweit verschieden. Jenes hat den kleinern Staaten fast mehr zugesichert, als in dieser Dampf- und Eisenbahn-Zeit menschenmöglich ist. Preußen — wäre es ihm einmal mit einer solchen Zusicherung Ernst, so müßte es damit ipso facto als dieses Preußen sich selbst aufgeben. Es will aber im Gegentheil das rechte deutsche Israel erst werden.

Von Oesterreich dagegen droht nur Eine Gefahr, nicht den deutschen Stämmen, aber den Regierungen jener Staaten, und sie herbeizuführen oder nicht, liegt jetzt noch an ihnen selbst. Derselbe Minister, welcher noch vor drei Jahren Berlin endlich einmal dem Erdboden gleich gemacht zu sehen hoffte, soll nach dem 2. Dec. 1854 geäußert haben: wenn doch nur die Russen schon in Wien wären! Das ist jene Eine Gefahr. Denn ein solcher Wunsch, unter mittelstaatlichem Zusehen nur halbwegs erfüllt, und nichts ist gewisser, als daß der Kaiser in — Frankfurt einzieht, wenn er auch nicht wollte. Ein entsprechendes Alelujah auf die hölzerne Mette der Kleinen!

Den 10. April.

England, soweit es officiell ist, zeigt täglich mehr zweierlei Gesichter: ein herzhaft trotziges zu Hause, ein verzagt nachgiebiges in Wien vor Rußlands Augen. Ueber Palmerston, den „Duckmäuser," der mit einem faulen Frieden umgehe, wüthen alle Liberalen des Landes; und doch hat Frankreich von ihm noch stimulirende Mittel geholt für Russel in den Conferenzen. Wäre die Volksstimmung in England nicht so ganz zwingender Natur, so käme die Berliner Stiftshütte mit dem dritten Horte sicher bald zum Ziele. Inzwischen aber muß sie sich noch begnügen mit der freilich immer lauter auftretenden Entschiedenheit eines Theils der Tories, derselben Leute, welche zugleich den confessionellen Fanatismus der Staatskirche repräsentiren, und alles Heil einzig und allein von der gesetzlichen Verhängung eines neuen Helotenthums über die Katholiken der drei Reiche erwarten, kurz, der englischen Schwärmer für den Religionskrieg. Diese Heroen sind die Hoffnung Israels an der Spree. D'Israeli, der bekannte jüdische Schöngeist und weiland torystischer Schatzkanzler, ist ihr Herold. Ihr ganzes Corps kroch einst auf allen Vieren vor dem aufgehenden Stern des napoleonischen Kaiserthums; sie brüsteten sich einst als die stolzen Taufpathen der Allianz mit Frankreich; ihr Disraeli war es, der zugleich den deutschen Mächten drohte, mit dieser Allianz werde der rothe Hahn der „unterdrückten Völker" über ganz Europa hinflattern. Wie schäumte das Organ der Berliner Hofpartei damals über den lästerlichen „Juden!" Jetzt aber, jetzt phantasirt zwar noch immer ein Theil dieser „Conservativen Englands" von der Anrufung des rothen Hahns; ihre bedeutendsten Namen aber kennen nur mehr Ein „unterdrücktes Volk": England unter Botmäßigkeit Frankreichs. Ihr Heiland heißt jetzt wieder — Rußland.

„Die Küsten Englands“ — argumentirte Graf Ellenborough jüngst im Oberhaus und Graf Malmesbury, der Tory-Minister für's Auswärtige und einst Napoleons glühendster Anbeter, gab dazu feierlich sein Placet — „die Küsten Englands laden ein zur Invasion, daher ja keine demüthigenden Forderungen an Rußland, England steht zu Rußland nicht wie einst Rom zu Carthago“ (im Gegentheile werden sie heute oder morgen sicher wieder gleiche Brüder im Unrecht seyn); „Englands Prästigium und Ansehen sei in den Augen Europa's geschwächt, aber die Erstürmung Sebastopol's würde Rußland nie vergeben“ (und doch bedarf man seiner Verzeihung vielleicht schon so bald)!

In dieser Weise ist die Zeitung des Hrn. Disraeli furchtlos beflissen, Englands „falschen Standpunkt“ zu verbessern, und es ist mit Worten nicht zu beschreiben, wie groß und brillant der Heiligenschein des lästerlichen Juden von damals in der Berliner Stiftshütte seitdem ist. Die gründliche Bekehrung Englands hat indeß doch ihre Bedenken. Wohl herrscht seit einiger Zeit die auffallendste Thätigkeit für Befestigung der Küsten von Sussex und Kent, die dem Franzmann drüben die Stirne zeigen; aber wer befestigt die Küsten nach Innen gegen die allgewaltige Meinung des eigenen Volkes? Armes England! Unehrenhafter Friede oder nicht, Allianzbruch oder nicht — immer wird es über kurz oder lang endlich auch eintreten in die Reihe der — continentalen Fragen, und diese westliche Frage wird vielleicht noch so viel Papier kosten, wie seit zwei Jahren die östliche. Wer hätte 1848 gedacht, daß man schon im März 1855 in England selber reden hören müßte, wie jüngst z. B. Hr. Laing, Direktor der Brightoner Eisenbahn, im Unterhause sprach: „Wahrhaftig, ich erschrecke über den allgemeinen Bankerott unserer Militär-Organisation; hätten wir es, statt mit Rußland, mit Frankreich zu thun gehabt, hätte sich das junge Kaiserreich gegen uns gewendet, was wäre aus uns geworden? Der Stolz

Altenglands ist auf's tiefste verwundet durch die Figur, die man uns in diesem Kriege spielen ließ. Ich kann das Haus versichern, daß in dem Lande eine Agitation gährt, mit der man nicht spielen darf; es wühlen da draußen fast revolutionäre Elemente, die man mit Besonnenheit noch beschwören kann, die aber, verharrt man in diesem System, das Land nur zu rasch zu äußersten Dingen führen werden, vor deren Anblick mir das Herz im Leibe zittert."

Am 11. April.

Politik ist doch nichts Anderes als: die Gelegenheit beim Schopfe fassen; und auch die gerechte Sache bedarf solcher Politik, seitdem Adam im Paradies die Gelegenheit zum Gegentheil nicht beim Schopfe gefaßt hat. Für Deutschlands wahre politische Aufgabe aber ist eine radikale Veränderung des Schauplatzes vor sich gegangen, nachdem einerseits Napoleon III. sich gezeigt hat, wie er ist, andererseits Nikolaus I. deßgleichen, und zwar letzterer nicht zu seinem Vortheil. Der politische Schwerpunkt hat sich seitdem radikal verlegt, er ist vom Westen ab nach dem tiefsten Osten gefallen. Darum ist Oesterreich, frisch und rüstig Gottlob, in den Vordergrund getreten und muß hier verharren, während die am Rheine hüben und drüben immer schläfriger und greisenhafter einander anblickten, und keine Lust mehr zu einander trugen. Der deutsche „Erbfeind" ist nicht mehr da zu suchen, wo er ehedem ruhelos lauerte; er ist jetzt auf der entgegengesetzten Seite hervorgetreten, und an der untern Donau hat Deutschland ihm zu begegnen. An der Donau und am Euxinus hat es dieselben Interessen gegen ihn, wie sie Frankreich im und am Mittelmeere gegen ihn hat. Und kein Grund zur Eifersucht ist zwischen beiden, wenn sie dem gemeinsamen Erbfeind begegnen; denn wollte der Eine Uebergriffe gegen den Andern sich erlauben, so sind sie doch nicht

durch ein breites Meer von einander geschieden, sondern nur durch eine lange Landgrenze, die hinlänglich laut gegenseitige Rücksichtnahme predigt. So ist allerdings Frankreich der natürliche Alliirte Deutschlands für seine Lebensaufgabe im Orient; und wird diese recht erfaßt, so könnte sie beiden noch ungleich höhern Gewinn, als den bloß materiellen bringen: eine erfrischende Gymnastik für die erschlafften Lebensgeister ihres höhern Daseyns.

Die günstigste Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, die je kommen könnte und sicher nimmer kommen wird: das war seit zwei Jahren in deutsche Hand gegeben. Sie ward versäumt — nebenbei gesagt ein furchtbares Zeugniß über die grundverderbliche Organisation dieses Deutschlands selber. Wäre es zu der großen deutschen Mittelstellung, der Sehnsucht aller Guten, wirklich gediehen, wer kann ermessen, wie ganz anders die Sachen jetzt stünden? Vielleicht kämen schon Deputationen von allen Rajah-Stämmen der Türkei mit den rührendsten Dankadressen nach Wien und Berlin und Frankfurt, während jetzt Ali Pascha in der Wiener-Conferenz verspricht: der Sultan werde schon selber für die Christen seines Reiches sorgen. Wer es war, der Deutschland jene dominirende Mittelstellung grausam verdarb, das weiß die Welt; Gott aber wird vielleicht wissen, daß er es mit dem armen deutschen Volke nur um so besser meinte. Die Hoffnung greift Platz in diesem Volke, daß der tückischen oder feigen Verräther letztes Verbrechen begangen sei. Mit um so wärmerer Sympathie schaut es auf Oesterreich hin, das die gottgegebene Gelegenheit ergriffen hat, Deutschlands Lebensaufgabe im Osten zu sichern, die ohne dieß lautlos hingeopfert worden wäre, das, wenn auch allein und von den sogenannten Brüdern, den betreßten nämlich, verlassen — dennoch Deutschland jetzt in seiner größten Noth und an seiner wahren Achillesverse vertritt und schützt und mit Gottes Hülfe rettet.

Die absolut beste Politik wäre die deutsche Mittelstellung

gewesen. Nachdem aber Verrath sie verunmöglicht, war die relativ beste deutsche Politik die Allianz mit Frankreich. So lange es eine deutsche Geschichte gibt, neben dem Berliner Central-Preßbureau, wird der 2. Dec. 1854 unter den rettenden deutschen Thaten prangen. Die zwei grimmigsten Feinde der europäischen Ordnung wissen das am besten: Rußland-Preußen und die rothen Republikaner. Rußland verschwendete fortwährend zehnmal mehr Complimente an — Frankreich, in neuester Zeit, wie es scheint, auch durch Vermittlung Preußens, als Nikolaus einst an England, da er diesem von dem frommen Raube an Europa Aegypten und Candia anbot; und andererseits soll auch nicht Ein Diplomat im Unterrock mehr zwischen dem weißen Meer und der Adria in Disponibilität stehen zur Umstimmung Oesterreichs. Nur diese Zwei — wenn wieder auseinander wären! Auf's Haar geradeso denken und thun die Rothen. Alles, alles vermögen sie zu ertragen, nur nicht eine Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich! Das Protokoll vom 2. Dec. 1854 lasen sie wie das Todesurtheil ihrer Aussichten. Wüthend schüttelten sie seitdem, namentlich in Frankreich selbst, ihre Ketten; von demselben Moment an trafen immer zahlreicher und bestimmter Nachrichten ein über die unglaublichen Anstrengungen, mit denen die geheimen Umsturz-Clubs der französischen Social-Demokraten plötzlich wie aus dem Grabe wieder erstünden, in heller Verzweiflung wie blind gegen die allgegenwärtigen Fänge der Polizei in Parade sich werfend, und wie sie in dieser Stimmung nun auch Mazzini's Assassinen-Eid unter sich eingeführt, und alle ihre Dolche auf Einen Punkt concentrirt seien. Ungleich dem deutschen Bund, wissen diese Dolche sehr wohl, „wohin Front machen:" für Rußland gegen das jetzt unschätzbare — Leben Napoleons III.

Wahrlich, die beste Gelegenheit hängt an einem dünnen Faden! Um so kräftiger ist sie festzuhalten. England ist sichtlich schon halb bereit abzuspringen, wäre es selbst um den Preis einer gefährlichen Revolution im eigenen Hause; denn

seine Lage neben Frankreich wird täglich unleidlicher von Madrid über Constantinopel bis Eupatoria. Es scheint sich auch in den Conferenzen ganz darnach zu geriren, und die vielbesprochene französische Reise nach London spricht dafür, nicht dawider. Als daher jüngst Gerüchte umgingen, daß Preußen nun um jeden Preis Mitglied der Conferenz zu werden trachte, durfte man von deren Gang wohl das Aergste besorgen: das Zustandekommen nämlich eines trügerischen Friedens. Denn Preußen hat schon früher selbst Rußlands Antrag auf Verwendung zurückgewiesen, weil man auf einen faulen Frieden nicht bestimmt rechnen konnte; es wird auf Rußlands Verlangen stets nur dann eintreten, wenn dieser faule Friede sicher ist und der Eintritt seine „freie Hand" nichts kostet. Diese Hand Israels könnte dann, wären nur die bestehenden Allianzen einmal gelöst, inzwischen den Knoten der drei nordischen Horte schürzen zum Religionskrieg; und hätte allerspätestens über ein Jahr solch ein Friede seinen Zweck erfüllt und erschallte die Trommette endlich zum letzten Tanz, dann wäre die preußische Politik auch keine — „zuwartende" mehr. Wenn das Schicksal will, daß die Conferenzen friedlich ausgehen, so müßten sie in einer kaum mehr zu erwartenden Weise friedlich ausgehen, oder jener Gang der Dinge ist für die nächsten Monate mit Zuversicht vorauszusehen.

Für Deutschland und die christliche Sache ist die Hauptfrage in den Conferenzen ohnehin bereits verloren. Im vierten Garantie-Punkt lag dieselbe, in keinem andern; mit ihm hätte man anfangen sollen, nicht mit dem ersten und zweiten; und — „christliche Reorganisation in der Türkei" hätte er lauten müssen. An dem so gefaßten vierten Punkte hätte man den einzigen aber auch absolut untrüglichen Probirstein für Rußlands wahre Absichten gehabt*); alle Welt hätte sehen müssen, was des Pudels Kern ist, wenn es seinen exclusiven Credit bei der Rajah zum gemeinen Besten scheinbar

*) Vgl. histor.-polit. Blätter Bd. 34, Heft vom 16. Dec. 1854, S. 1094, 1098, 1105 ff.

aufzugeben bereit seyn will. An demselben Punkte hängt auch Deutschlands Erfolg oder Nichterfolg. Nicht am ersten, nicht am zweiten Punkt; selbst wenn in der Donau- und der Donauländer-Frage ohne die Erbsünde czarischer Clauseln eine Einigung erzielt würde, wäre damit im Wesen nichts erzielt. Bedeutung gewännen diese Punkte erst durch christliche Ordnung der Dinge in Serbien und in den andern Hinterländern der Türkei. Die wahre Entscheidung hängt auch nichts weniger als am dritten Punkte, der noch dazu wirklich das Opfer russischer Souverainetätsrechte verlangt, wenn er irgend einen Coercitiv-Zweck haben soll. Denn gesetzt auch die maritime Macht Rußlands würde im Euxinus gebrochen, was Anderes könnte die Folge seyn, als daß Oesterreich und Deutschland es dann wären, welche an Rußland auf dem langen und breiten Landweg am Pruth nur einen um so gefährlichern und täglich furchtbarer anwachsenden Nachbarn zum Todfeinde hätten? Für den Westen allerdings mag der Euxinus und Sebastopol eine Frage eigener Macht und Weltstellung seyn; für Deutschland aber ist dieß nicht beim dritten, sondern beim vierten Punkte der Fall.

Kurz, seine Sache ist zugleich identisch mit der reinchristlichen. Mag man der letztern halber darauf weisen, wie Frankreichs Macht im Mittelmeere furchtbar anwachse, wie jedenfalls seine gewaltige Herresrüstung in der Krim nur um so sicherer und schwerer auf Constantinopel zurückfallen müsse, wie dieses — zum Entsetzen der Türken, zur äußersten Bestürzung der Engländer — bereits von französischen Lagern umzingelt, von französischen Kasernen durchzogen sei, wie soeben noch ein ganz Stambul beherrschendes befestigtes Lager und eine riesige Kasernen-Festung mitten in der Stadt Constantins aus der Erde zu wachsen beginne, wie also die türkischen Christen keinenfalls verlassen seyn würden! Sehr gut! antworte ich; aber Friede hin Friede her, nur um so bälder, und dann definitiv, wird Rußland — wieder kommen!



XLV.

Die neuesten Fortschritts-Bewegungen in Piemont.

IX.

Die päpstliche Staatsschrift. Deren nächste Wirkungen.

Bereits hatte der heilige Vater viermal in öffentlichen Ansprachen an die im Consistorium versammelten Cardinäle — am 20. Mai und 1. Nov. 1850, am 19. Dec. 1853 und am 9. Dec. 1854 — seine Stimme gegen die in Piemont verübten Gewaltthätigkeiten und Beeinträchtigungen der Rechte und der Freiheit der Kirche seine Stimme erhoben; alle seine Bemühungen, eine Vereinbarung mit der sardinischen Regierung zu Stande zu bringen, hatten sich als vergeblich gezeigt, seine Langmuth schien die Gegner der Kirche zu ermuthigen. Im Januar 1855, als das neue Spoliations-Gesetz, das dem bisherigen die Krone aufsetzen sollte, zur Discussion kam, als die allgemeine Trauer des Landes für bessere Eindrücke mehr Empfänglichkeit zu erregen schien, war auch der rechte Moment gekommen, in dem der heilige Stuhl die katholische Welt ohne Rückhalt über die seitherigen Verhältnisse zu Piemont völlig aufklären, und die letzte entschei-

bende Mahnung zum Einlenken in andere Bahnen in feierlichster Weise kundgeben konnte. Schon hatte Pius IX. an den König darüber geschrieben; in der Allocution vom 22. Januar d. Js. beklagte er nicht bloß diese Mißverhältnisse und belobte den Eifer des sardinischen Episkopates und vieler katholischen Laien, sondern er sprach auch die der Verhängung von Censuren vorausgehende kanonische Monition auf das Entschiedenste aus. Das am 28. Nov. v. Js. eingebrachte Gesetz bezeichnet der Papst als „lex vel ipsi naturali, divino et sociali juri omnino repugnans, et humanae societatis bono vel maxime adversa, ac perniciosissimis funestissimisque Socialismi et Communismi erroribus plane favens“; er verwirft dasselbe, sowie alle und jede früheren Dekrete zum Nachtheile der Religion, der Kirche und der Rechte des heiligen Stuhls, und erklärt sie für „irrita prorsus ac nulla“. Er ermahnt auf das nachdrücklichste Alle diejenigen, in deren Namen, Auftrag und Anlaß jene Dekrete erlassen wurden, Alle, die jenes neuere Gesetz zu begünstigen, zu billigen und zu sanktioniren keine Scheu tragen würden, wohl und ernstlich zu bedenken, welche Strafen und Censuren durch die apostolischen Constitutionen und die Canones der Concilien, besonders des von Trient (Sess. 22. Kap. 11), „adversus rerum sacrarum praedatores et profanatores, ecclesiasticae potestatis ac libertatis violatores et Ecclesiae, Sanctaeque Sedis jurium usurpatores“ festgestellt worden sind: damit sie sein väterliches Herz nicht in die harte Nothwendigkeit versetzen, von den ihm von Gott verliehenen geistlichen Waffen gegen sie Gebrauch zu machen.

Um aber der katholischen Welt kund zu geben, was der heilige Stuhl bisher für diese kirchlichen Verhältnisse gethan, und welches Verfahren die Regierung dieses Landes dabei eingehalten, hat der heilige Vater eine präcise Exposition hierüber abfassen und drucken lassen, auf die er in der Allocution verweiset. Diese päpstliche Staatsschrift, die eine kurze

Darlegung der Verhältnisse der piemontesischen Regierung zum apostolischen Stuhle seit der Einführung der Constitution bis zur Gegenwart in 44 Paragraphen nebst 68 sehr wichtigen Dokumenten als Beilagen enthält, zählt die lange Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen die Kirche auf, und zeigt die vielfache Perfidie und Heuchelei der sardinischen Machthaber im deutlichsten Lichte. In den nachdrücklichsten Worten legt sie dar, wie man die Rechte der Kirche und den diese garantirenden ersten Artikel der Verfassung unausgesetzt verletzt, und während der Unterhandlungen mit Rom immer neue Uebergriffe sich erlaubt hat, wie endlich und in welchem Geiste diese Unterhandlungen geführt worden sind. Was schon aus früheren ministeriellen Erklärungen, sowie aus den Aeußerungen des eingeweihten Theils der piemontesischen Presse hervorging, was wir im vorigen Jahre bereits mehrfach ausgesprochen haben *): wird als unzweifelhaft aus den nun vorliegenden Aktenstücken bestätigt. Nachdem die Regierung Piemonts die alten Concordate gebrochen, suchte sie wohl ein neues zu Stande zu bringen, aber sie wollte und wollte auch nicht; sie ging mala fide zu Werke und versagte theils faktisch, theils expresse dem Grundsatz der Unverletzlichkeit der Concordate ihre Anerkennung. Der Papst sollte mit einer Regierung einen Vertrag schließen, die alle früheren verletzt, und die keine oder nur sehr schwache Garantien bieten wollte, daß es dem neuen nicht ebenso ergehe; das hieß in der That ebenso mit dem Oberhaupte der Kirche als mit den Principien des Rechts sein Spiel treiben. Daß dieses wirklich der Fall war, erhellt zunächst aus den Depeschen des Ministers d'Azeglio an den sardinischen Gesandten Spinola vom 3. Juni und 24. Juli 1850. Die erstere sprach unverblümt aus, daß die Souveraine das Recht hätten, die mit dem heiligen Stuhle

---

*) Vgl. die „religiösen und politischen Zustände Sardiniens." Erster Artikel, Bd. XXXIII, Heft 1 dieser Blätter.

abgeschlossenen Conventionen ohne dessen Zustimmung zu annulliren, falls eine Aenderung der politischen Verhältnisse des Staates eintrete; die letztere adoptirte in gleicher Weise die Behauptung mehrerer akatholischen Publicisten, wofern die in der politischen Ordnung eingetretenen Umgestaltungen eine Derogation der Concordate verlangten, so sei dazu die Einwilligung des römischen Stuhles keineswegs erforderlich *). Den Inhalt der ersten Note widerlegte die Antwort des Cardinals Antonelli so ausführlich, daß eine Entgegnung auf die zweite überflüssig schien. Wie man aber kein Bedenken getragen hatte, dem heiligen Vater hier in's Angesicht zu erklären, wie wenig man sich durch die mit ihm abgeschlossenen Verträge gebunden erachte, und das in einem Augenblicke, wo man mit ihm wegen Abschluß einer neuen Convention noch in Unterhandlung war: so hielt man auch in der Folge daran fest, und der im August 1850 nach Rom gesandte Ritter P. L. Pinelli machte dieselben Grundsätze gegen die Unverletzlichkeit der Concordate geltend, so daß der heilige Stuhl sich außer Stand sah, auf eigentliche Verhandlungen einzugehen, und nur aus besonderen Rücksichten ihm einige Privatconferenzen gewährte **). Im Jahre 1851 verlangte Cardinal Antonelli vom sardinischen Gesandten Marchese Spinola mündlich, man solle vorerst den apostolischen Stuhl über die früher bezüglich der Giltigkeit der Concordate ausgesprochenen Maximen beruhigen; der Specialbevollmächtigte Msgr. Santucci wiederholte nachher denselben Antrag bei dem neuen sardinischen Gesandten Grafen Sambuy, der in der Restriktion seiner Vollmachten neue, aber mit der ministeriellen Ankündigung seiner Mission in Widerspruch stehenden Ausflüchte suchte. Der heilige Vater forderte mit allem Grund, daß in dem neuen Concordate das Princip der

*) Diese merkwürdigen Aktenstücke sind in der Sammlung Nr. XXIII und XXV.

**) St.-Schr. §§. 16, 18.

Unverletzlichkeit solcher Verträge ausgesprochen werde; er gab zu, daß dieses nicht in Form eines eigenen Artikels, sondern nur in der Einleitung des Vertrags, wenn nur in deutlicher und bestimmter Fassung, geschehe. Aber man erhob immer noch Schwierigkeiten, dem Entwurf des päpstlichen Bevollmächtigten beizustimmen; man nahm die anstößigen Aeußerungen gegen die Inviolabilität der Concordate nicht zurück, verschaffte darüber dem römischen Stuhle nicht die geringste Beruhigung *). Und nun machte man es Letzterem zum Vorwurf, daß er die Verhandlungen in die Länge ziehe und keine Ausgleichung zu Stande kommen lasse **).

Daß die Verzögerung, ja das Nichtzustandekommen einer Uebereinkunft einzig die Schuld der piemontesischen Regierung war, zeigt der Gang der Verhandlungen evident. Nicht nur zögerte man oft sehr lange mit der Beantwortung der päpstlichen Noten, wie denn z. B. die Note vom 28. Febr. 1852 sechs Monate, die vom 18. Sept. 1852 mehr als zwei Jahre ohne Antwort blieb ***), sondern man änderte öfter die Objekte der Negociation, ließ die früheren fallen und substituirte andere, man erfüllte nicht einmal die nöthigsten Vorbedingungen und that nicht einmal die Schritte, zu denen man sich vorher erboten und anheischig gemacht. Ein flüchtiger Blick in die beiderseits gewechselten Noten erhärtet das zur Genüge.

Am 16. Juni 1848 kündigte eine Note des damaligen sardinischen Gesandten Pareto dem Cardinal-Staatssekretär den Wunsch seiner Regierung an, über die Abschaffung des privilegium fori der Geistlichen in Civil- wie in Criminalsachen zu unterhandeln, um diese Verhältnisse mit der Entwicklung der übrigen Institutionen des Landes in Einklang

*) Das. §§. 24, 28, 29. **) Vgl. Dok. LXI. und „die polit. und relig. Zustände Sardiniens", Art. I. a. a. O. ***) St.-Schr. §§. 29, 34, 37.

zu bringen. Darauf antwortete Cardinal Soglia am 27. Juni, die Ordnung der kirchlichen Disciplin und der sie betreffenden Gesetze sei absolut unabhängig von den politischen Aenderungen im Inneren eines Staates; dazu seien in Bezug auf die kirchliche Immunität der piemontesischen Regierung schon viele ausgedehnten Zugeständnisse in den letzten Jahren gemacht worden; gleichwohl wolle Se. Heiligkeit auf Unterhandlungen hierüber eingehen, um zu sehen, was hierin noch weiter zugegeben werden könne, und habe deßhalb den Cardinal Antonelli zu seinem Bevollmächtigten bestimmt. Diesem eröffnete am 12. Sept. der sardinische Gesandte, daß er und Abbé Rosmini von seiner Regierung hiefür Vollmachten erhalten, und legte den Entwurf eines Concordates über jenen Punkt vor, mit dem eine gedrängte Darstellung des jetzigen Zustandes der geistlichen Gerichtsbarkeit in den alten Domänen des Königs auf dem Festlande verbunden war. Die Forderungen selbst waren aber so wenig annehmbar, so sehr den kirchlichen Principien entgegen, daß einerseits Rosmini sich ganz von der Negociation zurückzog, andererseits der heilige Stuhl darauf nicht eingehen zu können erklärte, jedoch die kurz vorher von der toskanischen Regierung angenommenen Artikel als Basis des künftigen Concordates in Vorschlag bringen ließ. Die bereits begonnenen Conferenzen wurden aber durch die folgenden Ereignisse und die Kriegsunruhen unterbrochen *).

Trotz der inzwischen in Sardinien gegen die Kirche verübten Gewaltthätigkeiten hörte die diplomatische Verbindung mit dem heiligen Stuhle nicht auf; Graf Balbo erschien 1849 als bevollmächtigter Minister in Gaeta, und bald folgte ihm Siccardi in außerordentlicher Sendung nach. Sie verlangten, der heilige Vater solle den Erzbischof von Turin und den Bischof von Asti einladen, ihre Bisthümer zu resigniren,

*) Das. §§. 4 bis 6.

und dann Vorsorge treffen für deren Verwaltung. Da dieser Wunsch bei gänzlichem Mangel aller kanonischen Gründe nicht befriedigt werden konnte, so verließen die beiden Abgeordneten Portici schon Ende November 1849, ohne weiter von dem abzuschließenden Concordate zu reden, als nur beim Beginne der Mission, wo sie mündlich versicherten, sie hätten Vollmachten zu unterhandeln. Pius IX. sandte den Erzbischof von Sebaste (jetzt von Genua), A. Charvaz, mit einem Schreiben an König Viktor Emmanuel II., um ihm seine wohlwollenden Gesinnungen für ihn und seine Unterthanen auszusprechen, und ihm die ernsten Pflichten seines Hirtenamtes darzulegen, die ihm vorschrieben, das bezüglich der zwei Prälaten gestellte Gesuch zu verwerfen *).

Nicht besser, ja noch bedeutend schlimmer, gestalteten sich die Verhältnisse im Jahre 1850. Zwar hatte der König in seiner Antwort vom 15. Jan. den heiligen Vater unter Anderem versichert, er werde die zwei Prälaten beschützen, die bischöflichen Klagen gegen das Unterrichtsgesetz berücksichtigen und zu einer gelegeneren Zeit die suspendirten Unterhandlungen über das Concordat wieder aufnehmen lassen; aber schon in dem folgenden Monat wurden durch die von Siccardi den Kammern vorgelegten Gesetze über das geistliche Forum, die Lokal-Immunität und die Beobachtung einiger Festtage ebenso die früheren Concordate als das ausdrücklich kurz vorher dem heiligen Stuhle gegebene Versprechen gebrochen, über die Immunität mit ihm zu unterhandeln. Zu derselben Stunde, in der jene Gesetze zur Diskussion kamen, ward davon durch den Minister des Aeußeren dem Nuntius Antonucci Mittheilung gemacht; am folgenden Tage erfolgte die officielle Kundgabe, sowie am 4. März die an den Cardinal Antonelli durch den sardinischen Geschäftsträger

*) Das. §§. 10, 11.

in Rom. In diesen beiden gleichlautenden Noten erklärte sich die piemontesische Regierung zur Einbringung dieses Gesetzes genöthigt, sei es wegen des unglücklichen Ausgangs der oft, aber stets vergeblich erneuerten Unterhandlungen mit Rom, sei es wegen des Vortheils, dem Parlamente durch die Ergreifung der Initiative zuvorzukommen und die Diskussion zu regeln; dazu ward bemerkt, nichts stehe entgegen, daß der heilige Stuhl mit der Regierung Sr. Majestät über eine Ausgleichung unterhandle, vorausgesetzt jedoch, daß man die Negociationen in Turin, und nicht anderswo, eröffne und die schon durch die Regierung getroffene Entscheidung, als von der Nothwendigkeit diktirt, für unabänderlich anerkenne. Auch in den Kammern wurde von Siccardi die Vorlage des Gesetzes durch die angebliche Weigerung der römischen Curie, auf eine billige Ausgleichung einzugehen, motivirt. Daher drückten sowohl der Cardinal Antonelli als der Nuntius in Turin bei ihren Namens Sr. Heiligkeit wider den Gesetzentwurf eingereichten Protestationen die tiefe Betrübniß des heiligen Vaters aus, erinnerten an die seit 1847 in Piemont der Kirche zugefügten Unbilden und an die dabei bewiesene Milde und Langmuth des apostolischen Stuhls, sowie daran, daß die Resultatlosigkeit der bisherigen Negociationen stets von den diplomatischen Vertretern Sardiniens verursacht ward. Diese päpstlichen Proteste wurden allen Repräsentanten des heiligen Stuhles bei den fremden Höfen mitgetheilt. Als inzwischen das fragliche Gesetz mit einigen Restriktionen von den Kammern angenommen und durch königliches Dekret vom 9. April 1850 sanktionirt worden war, da verließ der apostolische Nuntius Turin auf ausdrücklichen Befehl seines Souverains, und Pius IX. erhob in der Consistorial-Allokution vom 20. Mai über die vielen Kränkungen der kirchlichen Rechte seine klagende und warnende Stimme, während noch in besonderen Noten vom 14. Mai und 26. Juni Cardinal Antonelli gegen die an den Erzbi-

schöfen von Turin und Cagliari verübten Gewaltthätigkeiten protestirte*).

All das hatte bei den treuen Katholiken des Staates Indignation erregt; der Wiederhall davon ward laut auf der Tribune des Senates. Der Großsiegelbewahrer aber scheute sich nicht zu behaupten, die Regierung stehe mit Rom wegen Abschaffung der kirchlichen Immunität in Unterhandlung. Dieser öffentlichen ministeriellen Erklärung mußte das „Giornale di Roma" ein Dementi geben. Das Turiner Kabinet, das Bedürfniß fühlend, die Gemüther zu beruhigen, sandte im August 1850 in der Person des Cav. Pinelli einen neuen Vertreter nach Rom. Dieser machte einerseits die oben besprochenen Grundsätze über die Concordate geltend, andrerseits insistirte er auf der Nothwendigkeit, den Erzbischof von Turin von seinem Sprengel ferne zu halten, sowie auf der Anerkennung des bisher von der Regierung Verfügten und insbesondere des Gesetzes über die kirchliche Immunität; dazu äußerte er bei den ihm bewilligten Privatconferenzen Maximen und Prätensionen, die allen Rechten der Kirche zuwider waren. Zu Allem dem vervielfältigten sich gleichzeitig in den sardinischen Staaten die Attentate gegen die Kirche, deren Einstellung doch vor Allem nöthig war, sollten die Conferenzen irgend ein Resultat erzielen. Aus Anlaß der Anwesenheit Pinelli's in Rom hatte sich in Piemont das Gerücht gebildet, sehr wichtige Traktate mit dem heiligen Stuhle seien bereits abgeschlossen oder dem Abschluß nahe, so daß deßhalb die Bischöfe der Provinz Vercelli sich an den heiligen Vater wandten. Dieser legte ihnen in seiner Antwort vom 6. Sept. 1850 die Gründe dar, weßhalb auch Pinelli's Mission keinen Erfolg haben könne, und ebenso entwickelte der Staatssekretär in einem Circulare vom 24. Sept. an die Nuntien, denen er bereits am 30. August den Standpunkt Pinelli's darge-

*) §§. 11, 13, 14, 15, 16.

legt, ohne Rückhalt die Stellung des Turiner Kabinets zum heiligen Stuhle. Nachdem der außerordentliche Gesandte Rom verlassen, glaubte Pius IX. die Zeit gekommen, noch genauer sich über das Verfahren der sardinischen Regierung zu äußern und gegen die der Religion zugefügten Unbilden zu protestiren. Das geschah mittelst der Allokution vom 1. Nov. 1850*).

In den ersten Monaten des folgenden Jahres geschah von Turin aus keine weitere Annäherung. Als am 6. März 1851 der Minister des Innern im Senate erklärte, daß es gar keine Differenzen noch einen Bruch zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhle gebe, mußte am 18. das „Giornale di Roma" dagegen erklären, die Beziehungen des Turiner Kabinets zum apostolischen Stuhle seien unglücklicherweise noch keine anderen als die gewesen, welche die Allokution vom 1. Nov. 1850 veranlaßt. Zwar verbreitete die Ankunft des Advokaten Castelli in Rom im Monat März wiederum das Gerücht von obschwebenden Negociationen; aber Jener sprach davon kein Wort, noch stellte er sich irgend einem der päpstlichen Minister vor**). Erst im Mai kam es wieder zu Verhandlungen; diese betrafen jetzt aber ein anderes Objekt, und zwar die Kirchengüter, zunächst die Zehenten.

Schon beim Beginne des Jahres 1849 war eine Commission mit der Abfassung eines Gesetzes über die Abschaffung der geistlichen Zehenten auf der Insel Sardinien betraut worden, die das Recht haben sollte, sich von allen Behörden die für ihre Arbeiten nöthigen Dokumente zu verschaffen. Da der Erzbischof von Cagliari ihren Forderungen nachzukommen sich weigerte, waren am 2. Jan. 1850 die erzbischöflichen Tafelgüter sequestrirt worden. Ein Circular vom 11. Jan. gebot den Bischöfen, die Collation vakanter Beneficien auszusetzen, soweit es das Bedürfniß der Kirchen zulasse; die

*) §§. 17 bis 21. **) §. 23.

Regierung entschied über diese Besetzung und ihren Nutzen allein und hinderte sie in jeder Weise. Am 5. Juni 1850 beschränkte ein Gesetz die Freiheit der Kirche, titulo permanenti Güter zu erwerben *). Von da an schritt man stufenweise vorwärts mit der Verwirklichung des Planes, mit dem Gesammtbesitzthum der Kirche tabula rasa zu machen. Die obengenannte Commission hatte inzwischen ihre Arbeit beendigt und am 15. April 1851 wurde das von ihr ausgearbeitete Gesetz sanktionirt, dem am 23. Mai ein königliches Dekret folgte, das die geistlichen Güter als manus mortuae mit einer Taxe von vier Prozent belegte. Jenes Gesetz vom 15. April über die Abschaffung der Zehenten auf der Insel Sardinien ward aber erst am 12. Juni publicirt. In der Zwischenzeit von der königlichen Sanktion bis zur Promulgation, am 2. Mai 1851, legte der sardinische Geschäftsträger Spinola dem Cardinal Antonelli das Projekt eines Concordates über die kirchlichen Zehenten vor, mit dem Beifügen, das Gesetz sei bereits dekretirt, nur noch nicht publicirt. Also hielt man wieder dasselbe Verfahren ein, wie bei dem Gesetze über die Immunität; der Papst sollte nachträglich das fait accompli anerkennen; das bedeutete bei den Turiner Staatsmännern ein Concordat abschließen. Der Note Spinola's waren einige vertraulichen Mittheilungen ohne Unterschrift beigefügt, worin Bemerkungen über nothwendige Reformen der ökonomischen und bürgerlichen Gesetzgebung des Königreichs und über die Bedürfnisse der einzelnen Kirchen enthalten waren. Spinola's wie nachher des Grafen von Sambuy diplomatische Thätigkeit brachte kein Resultat zu Stande; der Cardinal Antonelli und der heilige Vater verlangten vor Allem, daß man das Princip der Inviolabilität der Concordate anerkenne; Graf Cavour sagte öffentlich vor der Kammer, Sambuy's Sendung

*) §§. 8, 12, 15.

werde in nichts von der durch Siccardi inaugurirten Politik sich entfernen, was auch dessen Benehmen bestätigte. Im Sept. 1851 versicherte Abate Sopranis, Hofkaplan des Königs, in einer Audienz dem heiligen Vater, sein Monarch wünsche dringend den Abschluß des Concordats; Pius IX. erklärte, mit Freuden darauf einzugehen, wofern man nur das der Kirche geschehene Unrecht wieder gut mache und von unannehmbaren Forderungen abstehe*). Neue Gewaltthaten nöthigten aber dem apostolischen Stuhle wieder neue Reklamationen ab**). Die vom Grafen Sambuy mit dem päpstlichen Specialbevollmächtigten Msgr. Santucci gepflogenen Unterhandlungen zerschlugen sich, da man sardinischerseits schon Schwierigkeiten machte, die Unverletzlichkeit der Concordate anzuerkennen, einen nicht annehmbaren Vertragsentwurf vorlegte und den päpstlichen Gegenentwurf nicht annahm ***).

Zu den Gegenständen der Negociation sollte nach dem Wunsche der piemontesischen Regierung die Reduktion der Festtage und das Gesetz über die Civilehe nicht gehören, da erstere durch ein besonderes Gesuch erbeten werden sollte, dem auch nachher der heilige Vater vollkommen entsprach, letzteres aber von der Art sei, daß der sakramentale Charakter der Ehe und die vom Tridentinum definirten Ehesachen nicht davon berührt würden. Von letzterer Erklärung nahm der päpstliche Bevollmächtigte Akt in seiner Note vom 28. Febr. 1852. Am 9. Juni aber ward den Kammern ein ganz anderes Ehegesetz vorgelegt, als man nach jener Erklärung zu erwarten berechtigt gewesen wäre; auf seine am 15. Juli gestellte Bitte um Aufschluß hierüber erhielt Msgr. Santucci keine officielle Antwort; nur ein confidentielles Schreiben zeigte an, der Gesandte habe die erhaltene Note seiner Regierung mitgetheilt, um zu deren gehöriger Beantwortung in

*) §. 24 bis 27. **) §§. 22, 31. Vgl. §§. 15, 19. ***) §§. 28, 29.

Stand gesetzt zu werden. Der heilige Vater wandte sich wegen des Ehegesetzes persönlich an den König*); dasselbe scheiterte später auch an dem Widerstande des Senats**).

Erst am 24. August wurden mit der Antwort auf die Note vom 28. Febr. die Verhandlungen wieder aufgenommen. Man äußerte sich dahin, die vorgeschlagene Fassung der Einleitung im Concordate könne man nicht annehmen, wolle aber durch diplomatische Noten die darin ausgesprochenen Principien acceptiren; die Frage über die Immunität der Bischöfe gegenüber den weltlichen Gerichten könne am besten erledigt werden, nachdem man das Uebrige vereinbart; behufs der erwünschten Vereinbarung ward die Einsetzung einer gemischten Commission, bestehend aus drei vom Papste zu erwählenden Bischöfen und drei vom Könige zu ernennenden Staatsbeamten beantragt. Diese Commission sollte die Mittel bestimmen, aus denen dem Klerus der Insel Sardinien der Abgang der Zehenten ersetzt werden könnte und für 1853 eine provisorische Anordnung treffen. Eine ähnliche Commission ward für die festländischen Provinzen beantragt. Dabei drang der Turiner Hof, der seinerseits solange mit der Antwort gezögert, auf eine schnelle Entscheidung. Der heilige Stuhl zeigte die größte Condescendenz; er nahm die Berufung der projektirten Commissionen an, er wollte sich mit den diplomatischen Noten begnügen, die das in der Einleitung des päpstlichen Entwurfs ausgesprochene Princip, wenn nur in derselben Fassung, enthalten sollten, und legte einen Entwurf von Artikeln vor (18. Sept. 1852). Aber man ließ diese Mittheilungen unbeantwortet, that keinen Schritt für die Einsetzung jener gemischten Commissionen, fuhr fort in der Exekution des Gesetzes über die Abschaffung der Zehenten, und legte am 27. Nov. 1852 der Deputirtenkammer

---

*) §§. 32, 33. **) S. „die religiösen und polit. Zustände Sardiniens" Art. I.

einen Entwurf für einen Supplementarkredit zu Gunsten des sardinischen Klerus vor, wornach sich nur eine äußerst geringe Compensation für den Verlust der Zehenten herausstellte. In einer Note vom 11. April 1853 protestirte Cardinal Antonelli dagegen, ermächtigte aber den Klerus zur Annahme der sehr unbedeutenden Gaben als eines Theiles der ihm gebührenden Schadloshaltung. Am 3. Juli und 14. August 1853 regulirte die Regierung einseitig und willkürlich die provisorischen Revenuen dieses Jahres; von der gemischten Commission war keine Rede mehr; neue Gewaltschritte folgten; Graf Sambuy ward abberufen, und Graf Pralormo folgte als einfacher Geschäftsträger ohne Vollmacht zu unterhandeln. Bei dieser Sachlage befragte am 1. Dec. 1853 der Cardinal-Staatssekretär die piemontesische Regierung über ihre Intentionen Betreffs der eingeleiteten, aber abgebrochenen Unterhandlungen, und am 19. Dec. erklärte der heilige Vater mit allem Grund im Consistorium, daß durch die Schuld der Regierung alle Unterhandlungen suspendirt seien*).

In Turin fuhr man beharrlich in der bisherigen Taktik fort; es zeigte sich immer mehr, daß man durch neue Plünderungen am Kirchengut die alten schlecht genug zu compensiren trachte; schon am 5. April 1854 hatte Cardinal Antonelli wiederum gegen neue Gewaltakte zu protestiren In der Antwort vom 8. Mai trug man kein Bedenken, die päpstlichen Minister der Verzögerung der Verhandlungen zu beschuldigen; darüber wurden am 12. und 28. Mai Noten gewechselt. Der heilige Vater bestätigte den zum Cardinal erhobenen Bevollmächtigten V. Santucci in seinen Vollmachten; Graf Pralormo ward zum außerordentlichen Gesandten befördert. Damals hofften die sardinischen Katholiken, die endliche Ausgleichung der Differenzen stehe bevor; aber es geschah nichts, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Die Note

*) §§. 34 bis 36, 37.

Pralormo's vom 2. Juni ließ wiederum die vom heiligen Stuhle erwartete Antwort auf die Depesche vom 18. Sept. 1852 bei Seite, und damit auch die Frage wegen der Errichtung der früher beantragten Commission und wegen der Güter des Klerus der Insel Sardinien, sondern erklärte, man wolle zu einer ökonomischen Reform der zeitlichen Güter des Klerus auf dem Festlande schreiten, legte eine Uebersicht von dessen Revenuen (jedoch ohne Abzug der Lasten) vor, und verlangte vom heiligen Stuhle geradezu die Erklärung, daß die Regierung von der Bezahlung der dem Klerus beider Landestheile schuldigen Allokationen entbunden sei. Cardinal Santucci glaubte aus dem Inhalt dieser Note zu ersehen, Graf Pralormo habe den Stand der unter seinem Vorgänger Sambuy gepflogenen Unterhandlungen nicht gegenwärtig, und rief daher in der Note vom 10. Juni seine Aufmerksamkeit darauf zurück; eine kategorische Antwort auf die am 18. Sept. 1852 gemachten Mittheilungen verlangend, beantragte er die Berufung der zwei gemischten Commissionen. Ohne darauf zu achten, wiederholte Graf Pralormo im Sept. 1854 sein früheres Begehren; mit allem Grunde insistirte aber der päpstliche Bevollmächtigte auf der Erledigung des Inhalts seiner früheren Noten, ohne das Geringste zu erlangen. Statt aller Antwort erschien der Gesetzentwurf vom 28. Okt. v. Js. In den Kammern klagte der Minister Ratazzi den römischen Stuhl an, daß er die zwei Principien nicht anerkennen wolle, daß man auf den Stand der Finanzen eines Landes Rücksicht nehmen müsse, um den Bedürfnissen des Klerus zu subveniren, und daß es nothwendig sei, die Lage der ärmeren Curaten aufzubessern, während doch einerseits das Eingehen des heiligen Stuhles auf die Errichtung der vorgeschlagenen zwei Commissionen eben aus deren Anerkennung hervorging und dieselbe ausdrücklich in der Note des Cardinals Santucci vom 3. Okt. 1854 sich ausgesprochen findet*).

---

*) §§. 37 bis 44.

Die klaren Thatsachen zeigen also, wie es sich mit der Behauptung der sardinischen Minister verhält, Rom habe hartnäckig jede Ausgleichung zurückgewiesen. Lächerlich ist dem gegenüber der Protest des früheren Ministers Massimo d'Azeglio, der auf jene ruhige und gemessene Sprache mit gemeinen und insultirenden Deklamationen antwortete, ohne eine einzige Thatsache zu entkräften, ohne ein einziges Falsum nachzuweisen, und sich nur hinter die revolutionäre „ragione di stato" zu flüchten vermochte *). Das piemontesische Ministerium seinerseits hatte nur zu sehr von der Einwirkung des wenn auch längst erwarteten Monitoriums auf die Stimmung des Volkes zu fürchten; zwar versicherten nach allen Richtungen hin obligate Correspondenzen, und auch der „Allgemeinen Zeitung" ward im Februar aus Turin gemeldet, dasselbe mache „nur sehr geringen Eindruck," aber die dominirende Flüchtlingspartei versichert eben in der Regel nur, was sie selber wünscht, und anderweitige Indicien zeugen eher für das Gegentheil. Die Minister deliberirten über die Applikation des appel d'abus und die Formulirung einer Nullitäts-Erklärung gegen die „beleidigenden Manifeste der Curie" und schärften den Beamten ein, die Sprache der Geistlichen genau zu überwachen und das Gesetz von 1854 wohl im Auge zu behalten**). Außerdem wurde das mit so vielem Pomp angekündigte Buch des Advokaten P. Carl Boggio „Staat und Kirche in Piemont" ***) in eben dieser Zeit vollendet, das allen päpstlichen und klerikalen Anmaßungen kurzweg und für immer ein Ende zu machen geeignet schien. Voll von schwülstigen Deklamationen über „Roms Usurpationen", über die „unerträglichen Mißbräuche und unziemli-

*) Vgl. Ami de la relig. 27. Febr.

**) S. oben Nr. III. die „Verfolgung des Klerus" Heft 3 d. Bl.

***) La Chiesa e lo Stato in Piemonte. Sposizione storico-critica dei rapporti fra la S. Sede e la Corte di Sardegna dal 1000 al 1854 compilata su documenti inediti. Vol. I. Torino 1854. Vol. II. Torino 1855.

chen Prätensionen der Curie", über die von dort ausgehende „Tyrannei der Geister", die „Intoleranz und Verfolgungs-Sucht der Klerokratie", im Tone des Gioberti und im Geiste der Revolutions-Propaganda sucht das dem Grafen Cavour in sehr obstensibler Weise dedicirte Buch den bekannten Grundsatz „Trennung der Kirche vom Staate", d. h. Reform der Kirche ohne Rom und gegen Rom, historisch aus den Verhältnissen des sardinischen Staates zum päpstlichen Stuhle als den einzig haltbaren und ersprießlichen mit vulgärer Advokatensophistik zu erweisen. Die „illegitimen Einflüsse und willkürlichen Einmischungen der Curie" machen jede Verbindung der zwei Gewalten schädlich, unheilvoll, ja unmöglich; zwar hat mehr als siebenhundert Jahre lang die schönste Eintracht zwischen beiden Gewalten geherrscht, und das Land fühlte sich dabei glücklich; aber vor den Augen des gelehrten Advokaten war es nur unglücklich wegen der herrschenden Finsterniß, wovon erst die neueste Zeit es befreite; aller Segen des Landes kam einzig von seinen tapferen Fürsten, alles Unheil aber von Rom. Sehr sorglich hat Boggio alle auch noch so unbedeutenden Differenzen und Zwistigkeiten zwischen den piemontesischen Fürsten und den Päpsten aufgespürt, aber bis zum achtzehnten Jahrhundert nur eine äußerst spärliche Ausbeute gefunden, wobei dasjenige, was an Gewicht den Thatsachen abging, durch rhetorische Ornamentik ersetzt werden mußte. Mit meisterhafter Logik wird gefolgert: wie die alten Rangstreitigkeiten und Courtoisiefragen, die Mißgriffe einzelner Nuntien, Bischöfe und Geistlichen zeigen, knüpfen sich an die freundschaftliche Verbindung von Kirche und Staat manche Inconvenienzen; folglich muß man diese Verbindung ganz aufheben und vernichten. Mit einer gänzlichen Verkennung der historischen Entwicklung, mit Vergötterung des Jansenismus und Josephinismus, mit einer Masse falscher Folgerungen aus Prämissen, die gerade für das Gegentheil zeugen, steuert der Verfasser dem vorausbestimmten

Ziele zu, findet alle Concordate unnütz und schädlich, vergessend, daß er einzelne vorher als Wohlthaten für das Volk, die es seinen Fürsten schulde, bezeichnet, und befürwortet den steten Krieg gegen die Kirche daraus, daß kein steter Friede zwischen ihr und dem Staate seyn könne, namentlich bei der Gefahr drohenden austrojesuitischen Allianz. Die Darstellung der neuesten Verhandlungen ist ein Extrakt aus den Kammer-Protokollen, der „Gazzetta Piemontese", dem „Parlamento" und anderen Journalen; hier hat Rom immer Unrecht, vereitelt alle Missionen der Turiner Diplomaten, erhebt unmäßige Forderungen, nimmt bloße Fragen der Etiquette zum Vorwand, sorgt nicht für den Unterhalt der Geistlichen, weil es nicht zugeben will, daß man den Einen nehme, um den Anderen zu geben. Das ist die Substanz des großartigen Werkes, das als Anticipation einer Antwort gegen alle Schritte des römischen Stuhles gelten sollte.

Seinerseits glaubte das Ministerium durch den Allianz-Vertrag sich gegen alle Angriffe von Seite der Kirchlichgesinnten und die Intercessionen der katholischen Mächte gesichert, und schon vielfach wurde, wie auch in den „Debats" (23. Februar), die Aeußerung vernommen, Frankreich und Oesterreich würden den Papst schon abhalten, seine Drohungen gegen das ihnen befreundete Piemont zu verwirklichen, und bereits sei das Nöthige dafür geschehen. Um das katholische Volk hat man sich nicht zu kümmern; man hat ja für sich die Kammern. Bereits am 2. März nahm die Deputirten-Kammer mit 116 gegen 36 Stimmen das Gesetz Ratazzi's an; vom Senate steht bei der vorher in's Werk gesetzten Vermehrung seiner Glieder dasselbe noch zu erhoffen. Sicher ist, daß die Majorität des Senates, wie sie noch 1852 bestand, den Entwurf verworfen haben würde; jetzt ist das äußerst zweifelhaft geworden, und Alles ist auf den Ausgang gespannt.

Wie dieser auch ausfallen möge, die Katholiken des Lan-

des wissen, woran sie sind, sie kennen jetzt vollkommen ihre Situation und die Tendenzen der Regierung. Die heuchlerische Larve ist weggefallen, die so lange den wahren Stand der mit Rom gepflogenen Verhandlungen umschleiert und verhüllt hat; die Nemesis rückt langsam, aber sicher vorwärts.

XLVI.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XV.

Die preußische Union; das erste Stadium der Reaction auf ihrem Gebiete.

Erste Abtheilung.

Die drei Perioden der Geschichte dieser Union.

Nirgends mehr als in Preußen erwies die Reaction von Obenher die tiefest gegründete Ueberzeugung, daß es zur Bändigung der zuchtlosen Geister des revolutionären Subjektivismus durchaus und unumgänglich einer äußern Glaubensnorm bedürfe, und daß die „Bibel allein" lange genug daran gewesen, alle kirchliche, und im Verlauf alle staatliche und sociale Ordnung zu zerstören.

Nirgends stellten sich aber auch größere und eigenthümlichere Hindernisse einer Realisirung jener Ueberzeugung entgegen, als in der preußischen Landeskirche. Diese ist nämlich gesetzlich und verfassungsmäßig unirt, und zwar bildet sie

eine Union von einem ganz specifischen Charakter, bei dem die Aufstellung einer gemeinsamen äußern Lehrnorm für jetzt zweifelsohne unmöglich ist.

Wir haben wiederholt ausgeführt und angedeutet, wie einfach und leicht die Manipulation ist, mittels deren die Reaction von Obenher die Union in der Pfalz mit einer positiven Glaubensnorm versehen hat, und die Union in Baden deßgleichen versehen wird. Beide Unionen waren negativer oder absorptiver Natur, und die confessionellen Elemente, welche einer solchen Operation hätten widerstehen können, in ihnen bis auf einen unbedeutenden Niederschlag verschwunden. Die preußische Union war, wenn auch nicht förmlich, in der praktischen Idee nach demselben negativen oder absorptiven Maßstabe angelegt; aber umgekehrt gewannen in ihr die confessionellen Elemente eine solche Stärke, daß von einer Positivirung derselben à la Pfalz nicht der leiseste Gedanke mehr aufkommen konnte. Diese Positivirung besteht bekanntlich darin, daß man die Punkte, in welchen die lutherischen und die reformirten Symbole zusammenstimmen, also den consensus, dadurch vervollständigt, daß man für die Punkte, in welchen genannte Symbole sich widersprechen, ein dritte zwischen beiden in der Mitte stehende Fassung sucht. Man kann es auch umgekehrt machen, wie denn z. B. in der Pfalz nicht der Dissens, sondern der Consens erst noch zu formuliren war. Immer ist das Resultat, daß man so allerdings eine bestimmte und artikulirte äußere Glaubens-Norm gewinnt für eine unirte „dritte Kirche", d. i. für eine Kirche, die nicht Lutherthum, nicht Calvinismus, sondern aus beiden zusammengeknetet ist. Bekanntlich hat die königlich preußische Agende von 1822 einen schwachen und verdeckten Versuch ähnlicher Art, vorerst auf dem Gebiete der Gottes-Dienst-Ordnung, wirklich schon gemacht; man weiß aber auch, welcher Sturm von Seite des Confessionalismus darüber losbrach, und nahezu die ganze Union in Trümmer

schlug. Jetzt vollends besteht die über allen Zweifel erhabene Gewißheit, daß nichts Anderes als augenblicklicher Ruin der preußischen Union die Folge wäre, wenn man je der Reaction von Oben die Richtung nach einer pfälzischen Positivirung oder Confessionalisirung derselben geben wollte.

Die preußische Union als solche muß also untergehen oder aber bleiben, was sie bisher war: eine kirchliche Vereinigung mit schwebendem, schwankendem, unbestimmtem Consensus der beiderseitigen Symbole, mit unformulirtem Dissensus derselben, demnach bekenntnißlos, d. i. ohne bindende äußere Glaubensnorm. Mit andern Worten: sie muß aufhören überhaupt eine Union zu seyn, oder sie muß das bleiben, was, nach der innersten Ueberzeugung der ganzen confessionellen Reaction, eben den rechten Tummelplatz bietet für den zügellosen Geist des revolutionären Subjektivismus.

Allerdings hat die Reaction in Preußen, welche ihre Hauptstütze an dem gegenwärtigen Thron-Inhaber selber besaß, einen Mittelweg versucht; allein gerade das piquante Schauspiel des unsichern Hin- und Hertaumelns auf diesem Wege beweist für die Richtigkeit der voranstehenden Alternative. Die Union oder ganze Landeskirche als solche mit einer gemeinsamen symbolischen oder äußern Glaubensnorm zu versehen, war unmöglich; so wollte man denn wenigstens die beiden Sonderbekenntnisse in ihr nach Thunlichkeit stärken und rehabilitiren. Aber auch hier stieß man auf die furchtbarsten Anstände. Einerseits schrieen die Unionsgesinnten mit Recht: diese Tendenz müsse im Verlauf nothwendig zur Auflösung der gesetz- und verfassungsmäßigen Union führen; andererseits war der Reaction im Großen damit auch nicht geholfen. Man sieht nämlich leicht, daß dabei immer noch die größte Masse ohne alle äußere Glaubensnorm bleiben konnte und blieb; denn wenn hier die Reaction eine solche Norm dem eigenwilligen Subjektivismus dieses oder jenes Predigers zumuthet, so braucht er sich nur unter den Mantel

der Union zu flüchten und zu erwidern: „ei was Lutherthum, was symbolischer Calvinismus, ich bekenne mich zur gesetz- und verfassungsmäßigen Union, der kirchenpolizeiwidrige bin nicht ich, sondern du bist es mit deinem Sonderbekenntniß.“

Gewiß gab es noch Ein Mittel für die preußische Reaction, diese Ausflucht abzuschneiden, und auch die Unionsgesinnten unter die Diktatur einer symbolischen Glaubensnorm zu stellen. Mit der ganzen Union als solcher diese Maßregel vorzunehmen, ist, wie gesagt, unmöglich; denn in dem Moment, wo die Union zu solchem Zwecke angefaßt würde, wäre sie auch schon auseinandergefallen. Aber man könnte ja eben dasjenige Stück oder die Abtheilung derselben, welche bisher noch bekenntnißlos und ohne äußere Glaubens-Norm ist, also die eigentlich unirten Gemeinden der Landes-Kirche, vornehmen und sie geradeso confessionalisiren oder in eine „dritte Kirche“ mit formulirtem Bekenntniß verwandeln, wie in der Pfalz bereits geschehen. Die zuchtlosen Geister von der „Bibel allein“ hätten dann auch in Preußen kein legales Refugium mehr. Die Lutheraner der Landeskirche haben bereits ihre symbolische Glaubensnorm, die Calvinisten verhältnißmäßig deßgleichen, man hat beiden seit 1848 ihre Sonderbekenntnisse innerhalb der Union nicht nur vollständig zugelassen, sondern auch noch dringend empfohlen, und so träte nun neben sie noch eine dritte Kirche, die unirte, gleichfalls mit bestimmter, und zwar specifisch-unirter, symbolischen Glaubensnorm. Alles in Preußen wäre dann mit „ausgelegter Schrift“ versehen statt der leidigen auszulegenden Schrift.

Es gab eine Periode der Reaction in Preußen, wo es wirklich schien, als wenn dieser Weg von Obenher eingeschlagen werden sollte. Die Confessionellen jubelten schon laut auf, aber sie jubelten zu früh. Ein consequentes Fortschreiten in dieser Richtung hätte nämlich offenbar gleichfalls thatsächliche Auflösung der Union zur Folge gehabt; man

betrat und benützte sie daher stets nur bis auf einen gewissen Punkt. Sie hätte sonst schließlich unfehlbar von Union ab und auf eine bloße Conföderation führen müssen, wie sie jetzt Aufgabe und Zweck des Kirchentages ist. Anders als in einem rein äußerlichen Bundes-Verhältniß zu gemeinsamen Unternehmungen und Leistungen, z. B. zur Bekämpfung und Verfolgung der katholischen Kirche, hätten die drei Kirchen oder Sonderbekenntnisse, das lutherische, das reformirte und das unirte, nichts miteinander gemein haben können. In sofern ist Conföderation das gerade Gegentheil von Union. Also auch dieser Ausweg, d. i. auch die Verarbeitung der unirten Elemente für sich in der preußischen Landeskirche zu einer dritten Kirche mit eigener äußern Glaubensnorm, hätte so nothwendig zur Auflösung der Union geführt, wie der Versuch, die ganze preußische Union zumal mit einer gemeinsamen äußern Glaubensnorm zu versehen. Man hat daher, wie vor 1848 den letztern, so nach 1848 den erstern Weg zwar wohl berührt, ist aber weder auf diesem, noch auf jenem Wege weiter gegangen, als der Bestand der ursprünglichen Union erlaubte.

Union nämlich will auch der jetzige königliche Oberst-Bischof um jeden Preis. Wenn sie auch unter seinem Reactionsdrang dann und wann gelitten und die Sonderbekenntnisse bevorzugt sah, so corrigirte er sich doch immer wieder, und zudem hat die preußische Union bestimmte Hoffnung, durch einen eventuellen Thronwechsel sich neuerdings zum oberstbischöflichen Schooßkind erhoben, die Sonderbekenntnisse wieder zu mißachteten Stiefkindern degradirt zu sehen. Auch Friedrich Wilhelm IV. ist ihr von ganzem Herzen zugethan; aber er ist zugleich der unabweisbarsten Ueberzeugung, daß eine äußere symbolische Glaubensnorm zur Zügelung der zuchtlosen Geister absolut nöthig sei. Da nun eine solche allgemeine oder auch dreifaltige Norm und jene Union einander in Preußen ausschließen, wie wir bewiesen haben, so

entsteht dadurch nothwendig ein so widerspruchsvolles Schwanken in der oberstbischöflichen Haltung, daß man nicht anders meint, als heute sei die mit der Union unverträgliche Glaubensnorm, morgen die mit der Glaubensnorm unverträgliche Union Programm des preußischen summus episcopus.

Zwei Vermächtnisse hat Friedrich Wilhelm III. testamentarisch seinen Nachfolgern hinterlassen: die kirchliche Union und die „heilige", resp. russische Allianz. In gutmüthiger Unklarheit und großartiger Ideen-Verwirrung alle Tage seines Lebens befangen, sah er nicht, daß beide Dinge je nach den Zeitumständen angemessen und vollziehbar, niemals aber absolute das Rechte seyn könnten. Sein Nachfolger nahm indeß die beiden Angebinde in derselben geistigen Qualifikation an, und jetzt, nachdem die Verhältnisse wirklich und zwar nach ganz ungeahntem Maßstabe alterirt sind, weiß er in Wahrheit mit der Union nicht mehr wo aus und wo ein. Es ist einerseits die hinsichtlich der Person des Königs mildeste Erklärung der preußischen Politik und ihrer russischen Allianz, daß er in religiöser Pietät an derselben festhalten wolle, doch aber ihren offenbaren Nachtheilen und grellen Unzukömmlichkeiten zu entschlüpfen hoffe. Genau in Parallele mit dieser Politik läuft die kirchliche Politik des Königs und sein Experimentiren mit der landeskirchlichen Union. Sie soll bestehen bleiben, aber sie soll kein Schlupfwinkel seyn für die Willkür des religiösen Subjektivismus; die Sonderbekenntnisse sollen bestehen, aber sie sollen nicht wirken gegen die Union, also hinwieder Sonderbekenntnisse nicht seyn; sie sollen Glaubensnorm seyn, aber nicht für die ganze Union; sie dürfen eine allgemeine Geltung nicht beanspruchen, weil diese die Union zerstörte; die Union kann und darf eine gemeinsame Norm nicht haben, und dennoch — soll in ihr „Autorität und Einheit" werden, wie die königlichen Worte lauten.

Kurz, zwei Dinge, die einander ausschließen und sich



aufheben, sollen nach dem königlichen Willen neben- und ineinander bestehen, sich entwickeln und eifrigst zusammen betrieben werden: die preußische Union und die Reaction auf eine äußere Glaubensnorm für alle Angehörigen derselben. Es ist unmöglich, die neueste Geschichte der preußischen Union zu begreifen und darzustellen, wenn man diesen Widerspruch im Princip der zeitweiligen Leitung und Regierung der ersten und präsidirenden Landeskirche im protestantischen Deutschland nicht scharf im Auge behält.

Die neueste Geschichte der preußischen Union datiren wir also von dem Momente an, wo in Folge der Stürme des Jahres 1848 die religiöse Reaction auftrat, und in ihrem confessionalistischen Kerne zum Angriff gegen die Union blies, deren Idee ganz identisch sei mit der Revolution. Denn die letztere, argumentirte man, wurzle in der religiösen Freigeisterei, welche hinwiederum aus dem Indifferentismus erwachse, dieser aber habe naturgemäß seine fruchtbarste Quelle in der „Union". Die mächtige Partei der Kreuzzeitung half damals bis auf einen gewissen Punkt wacker mit zu dem Geschrei der Halb- und Ganz-Exclusiven. Als man den früher so sehr gefürchteten „freien Gemeinden" zu Leibe ging, hieß es: der zweite Schritt müsse seyn, daß man nun auch die landeskirchliche Union auf eine andere Basis stelle. Unbestritten schmachtete die Union damals unter entschiedener allerhöchsten Ungnade. Noch im J. 1848 mußte sie einen eclatanten Beweis derselben erfahren; als nämlich der König die Landes-Kirche von dem Geschäftsressort des geistlichen Ministeriums emancipirte, und eine Art freier und selbstständiger Verwaltung derselben durch den heutigen „Oberkirchenrath" einrichtete: da ward für diese Behörde nur ein einziger Unionist, einer der positivsten, und zwar, wie wir sehen werden, auch dieser nicht als solcher, ernannt, und als die „Unionsfreunde" von ihrer jährlichen Conferenz zu Eberswalde aus um stärkere Vertretung im Oberkirchenrath supplicirten, ward

ihnen zu verstehen gegeben, daß man in ihrer Richtung die Mittel zur Hebung des „evangelischen Kirchenelements“ nicht ersehe. Man schlage nur die Jammerberichte der weiland „Berliner Allg. Kirchenzeitung“ aus jenen Tagen nach. In dem Maße der Ungnade von Oben wuchs der Muth der Reaction von Unten. Kaum war die von Preußen angestrebte politische Union, der Fürstentag rc., auseinandergegangen, und der blendende Traum von der Erfurter-Hegemonie zerflossen, so wußte z. B. der Superintendent Otto zu Naugardt nichts Eiligeres zu thun, als zu petitioniren, daß nun doch auch die preußische Kirchenunion aufgehoben werden möge, welche er dem Oberkirchenrathe unverholen als „revolutionäre Sünde“ bezeichnete *). Letzterer erwiderte zwar (27. Oct. 1851): dann müßte man auch Friedrich Wilhelm III. unter die Revolutionäre stellen; dennoch aber war die Stimmung der höchsten Kreise über die Union nur zu sehr publik. Hier bloß Eine Thatsache! Als die Unionsgesinnten Pommerns, nachdem ihre erste Petition nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden, im Juli 1853 mit der zweiten eine eigene Deputation von drei Predigern an den König abordneten, hielten die letztern für gerathen, von dem Bischof Ritschl sich erst schriftlich bezeugen zu lassen, „daß sie gläubige und orthodoxe Prediger und keine Demokraten, sondern auch in politischer Beziehung correkte und unbescholtene Männer seien.“ Ihre Petition beklagte unter Anderm: „alle Erscheinungen, welche das evangelisch christliche Leben in neuerer Zeit aus sich geboren, trügen den Charakter der Union, jetzt aber müsse man diese Union mit dem Ausdrucke Revolution gebrandmarkt sehen“ **).

Nun sind zwar allerdings die genannten „Erscheinungen“ sehr mannigfacher Art; die Unionisten selber stufen sich,

---

*) Darmst. K.-Z. vom 24. Sept. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 2. und 4. März 1854.

wie wir früher schon gezeigt*), auf das bunteste ab: von den streng Positiven, z. B. Nitzsch, bis zum plattesten Rationalismus. Kurz vor jener Deputation noch hatte z. B. der „im Auftrage des Unionsvereins“ zu Berlin herausgegebene „Protestant“ (Nr. 31) unumwunden erklärt: „es erhelle unwiderleglich, daß die Heidelberger Fakultät in wahrheitswidriger und gewissenloser Weise die Lehre Dulon's verdreht, und sich mit ihrem Gutachten über Dulon ein Denkmal der Schande gesetzt habe“**)! Gewiß ist diese einzige Aeußerung seines Organs hinreichend, die religiöse Denkweise des Unions-Vereins der Hauptstadt zu charakterisiren. Irrig aber wäre es, anzunehmen, daß die königliche Ungnade bloß solchen Ausschweifungen gegolten; sie traf damals vielmehr — die landeskirchliche Union selber nach ihrer bisherigen Entwicklung und ihrem faktischen Bestande.

Damit, und also seit dem Jahre 1848, trat die Geschichte der preußischen Union in ihre dritte Periode ein. Diese ist charakterisirt: erstens durch eine zwar determinirte aber bis zur äußersten Grenze der Thunlichkeit vorschreitende Reaction von Obenher für die feste Glaubensform, und also in soweit gegen die gesetzliche Union in ihrem faktischen Bestande, dessen Wesen andererseits doch wieder conservirt werden soll. Zweitens und hauptsächlich durch eine Spaltung der Reaction von Unten selber, die zu Einem Theile auf's heftigste gegen den Bestand der Union und für ihre Umwandlung in eine Conföderation ficht, zum andern Theile die Union als solche will, aber dieselbe so positiv gefaßt als möglich, wenn auch je nach Belieben der speciellen Richtung. Drittens durch ein von den Zeitverhältnissen begünstigtes thätliches und im ganzen kirchlichen Leben sich vollziehendes Vor-

---

*) Vgl. die „Streiflichter“ im Band 33 der histor.-polit. Blätter S. 230 ff.

**) Darmst. K.-Z. 1852. Dec. S. 1640.

gehen des erstern Theiles gegen die realen Grundlagen der Union. Viertens endlich und selbstverständlich durch die gedrückte Lage der früher herrschenden, nun aber den Zeitumständen unterlegenen großen Partei, welche von jeher bloß die negative und absorptive Seite der preußischen Union anerkannte und cultivirte. Man könnte sich kurz also ausdrücken: in ihrer dritten Periode ist diese Union auf dem Höhe-Punkt ihrer uranfänglichen Gedankenlosigkeit angekommen, und bei einer kirchlichen Verwirrung ohne Gleichen, welche auch die Schilderung der preußischen Reaction ersten Stadiums von Oben und von Unten zu einer schwierigern und complicirteren Aufgabe macht, als sie es in irgend einer andern Landeskirche ist. Die preußische ist so in der That nichts Anderes als, wie Scheurl sagt, „ein dem Oberkirchenrathe zur Oberleitung anbefohlenes Chaos protestantischer Parteien.“ Zugleich leuchtet aber auch ein, daß zum Verständniß der dritten Periode der preußischen Unionsgeschichte ein cursorischer Rückblick auf die zwei vorhergehenden Perioden unerläßlich ist.

In chronologischer Ordnung folgen die drei Perioden, nach meiner Eintheilung, also aufeinander, daß die erste vom 27. Sept. 1817 bis zum 28. Febr. 1834 reicht; die zweite von da bis zur Einsetzung des Oberkirchenraths im J. 1848, resp. bis zur Ordre vom 6. März 1852; die dritte vom Taumeljahre und der folgenden Reaktion bis auf diese Stunde.

Erste Periode. Die Geschichte straft die Lutheraner nicht Lüge, wenn sie behaupten, daß die kirchliche Politik der brandenburgischen Hohenzollern, deren Haus bekanntlich seit dem 17ten Jahrhundert dem Calvinismus angehörte, von jeher in doppelter Beziehung eine eigenthümliche gewesen sei. Für das Erste war ihnen die dem Lutherthum eigene Exclusivität stets unleidlich und ermüdeten sie nicht in Untergrabung derselben. Für's Zweite ward das System der Cäsa-

ropapie nirgends mehr auf die Spitze getrieben, als gerade von ihnen; anstatt doch wenigstens noch in der Theorie und im Princip Kirchen- und Staatsgewalt im summus episcopus oder im Fürsten auseinander zu halten, warfen sie beides so ineinander, daß förmlich der Fürst es war, der die Kirche nach persönlichem Belieben in einer Weise regierte, von der Luther einst gesagt: man solle eher sterben, als sie dulden*). Die Befriedigung ihres Hangs zur Union war demnach nicht eine Frage der Macht an sich, sondern nur der Umstände; d. h. sie konnten jeden Augenblick Verschmelzung zwischen Lutherthum und Calvinismus befehlen,' sobald ihnen die Umstände darnach angethan schienen. Dieser Fall trat unter Friedrich Wilhelm III. ein. Einerseits nämlich war die protestantische Welt so völlig in den plattesten Rationalismus versunken, daß später selbst die neue Schleiermacher'sche Theologie des ewigen Zweifels noch als ein Meerwunder von protestantischem Positivismus erscheinen konnte; andererseits stand der religiös verlüderlichten Masse fast nur noch der des Begriffs von exclusiver Kirche ebenso, wie von alleinseligmachendem Bekenntniß unfähige Pietismus gegenüber. Mit Recht bemerkt Leo auch von ihm, „ohne die organisch erhaltene kirchliche Autorität gebe es in solchen Dingen überhaupt keine Gewißheit als den subjektiven Glauben.“ Die Idee von jener Autorität aber lebte fast nur noch rein traditionell in zerstreuten Häuflein niedrigen und einfältigen Volkes fort; sonst waren auch die Frommen und Erleuchteten der Ansicht, daß die confessionelle Differenz, die dogmatischen Unterschiede bloß von den Gebrechen der unvollkommenen Theologie des 17ten Jahrhunderts herrührten und jetzt innerlich überwunden seien. Die beiden Faktoren zur Union waren also vorhanden: der ungläubige Indifferentismus und die subjektive Gläubigkeit des Pietismus. Es ist nämlich, wie früher schon

*) Scheurl in der Erlanger „Zeitschrift“ 1854. Mai. S. 268.

bemerkt, falsch, wenn man das neuere Unionswesen bloß dem ersten Faktor zur Last legt *); der zweite gehörte ebenso gut dazu, und namentlich ist die Geschichte der preußischen Union ohne ihn unerklärlich. So widersprechend an sich, in ihren Absichten und Hoffnungen von der Union die beiden Faktoren waren, so fanden sie sich doch leicht zu dem augenblicklichen Zwecke zusammen. Freilich, sagt Dr. Leo, „hätte der ungläubige Faktor entfernt nur eine Ahnung haben können von der nachfolgenden tiefen Bewegung, nimmermehr wäre die Union zu Stande gekommen" **). Niemand aber dachte damals daran, daß solche Dinge nicht für immer begraben seien und wieder auferstehen könnten. Der König proklamirte daher, zur Feier des Reformationsfestes, durch Kabinets-Ordre vom 27. Sept. 1817 die — Union für Preußen: als eine Vereinigung, „in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neu belebte evangelische Kirche werden, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt, und die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen Eins sind, festhält."

Von dem Augenblicke an datirt die Eine oder unirte preußische Landeskirche. Schon ihre Stiftungsurkunde aber zeigt, daß ihr Fundament sehr verschieden ist von dem Fundament, auf welchem eben damals die Unionen in Nassau, in Baden, in der Pfalz erbaut wurden. Am besten bezeichnet man jenes als positiv, dieses als negativ oder absorptiv. Dort blieben beide „Kirchen" und ihre alten Symbole innerhalb der Union in Geltung soweit, daß nur die beiderseitigen Differenzen nicht trennend eintreten durften; hier wurden sie verschmolzen, in der Union aufgehoben, und die alten Bekenntnisse behielten nur noch soweit Autorität, daß

*) Histor.-polit. Blätter Bd. XXXIII. S. 209 ff.
**) Kreuzzeitung vom 25. August 1853.

man sie „nicht verachten" sollte. Kurz, dort blieben die Symbole Glaubensnorm in der Union, weßhalb auch eine Reihe von Ordres erklärte: diese sei keineswegs als „Confessions-Veränderung" anzusehen; hier dagegen ward eine neue Unionskirche geschaffen mit der „Bibel allein" als Glaubens-Norm. Die letztere Tendenz oder Consequenz zeigte sich auch in Preußen bald als die von unten auf übermächtige; der König aber kämpfte noch aus Leibeskräften dagegen. Auf eine schlesische Petition: Se. Majestät mögen in der Union „nur die heilige Schrift als höchste und alleinige Glaubens-Norm gelten und beschwören lassen" — antwortete der König den 16. Sept. 1822 sehr energisch: „Aller Sekten Ursprung ist in dem individuellen Deuten der Schrift zu suchen, und es ist deßhalb für nothwendig erachtet, durch die Verpflichtung der Geistlichen auf das Evangelium und zugleich auf die symbolischen Bücher, als auf die seit drei Jahrhunderten geltenden Autoritäten, alle individuellen Auslegungen der heiligen Schrift zu beschränken, sofern von deren Verbreitung in den Gemeinden durch Lehren und Predigen die Rede ist" *). Deßgleichen erfolgte ein „höchst mißfälliger" Bescheid, als die Breslauer Synode vom October 1822 mit „völliger Einstimmigkeit" die Frage der dortigen Fakultät bejahte: „ob nicht die kirchliche Gemeinschaft selbst, nicht von der Annahme dieser oder jener Bekenntnißschriften, sondern lediglich von der Annahme des göttlichen Wortes als alleiniger Quelle der Lehre abhängig seyn dürfe" **)?

Man sieht, daß und warum der König die „Bibel allein" als Glaubensnorm für seine Union nicht acceptirte. Er wollte eben keine negative oder absorptive Union. Und weil er weder dieses noch jenes wollte, wollte er überhaupt keine Lehrunion; denn eine andere als negative Lehrunion

---

*) Darmst. K.-Z. vom 11. März 1855.

**) A. a. O.

hätte er in Anbetracht der Qualität ihrer beiden Faktoren nicht haben können. Als Lehrunion hätte die Union in Preußen so gut eine negative seyn müssen, wie sie es in Nassau, Baden und in der Pfalz war. Die vom König gegründete Union war daher eigentlich bloß eine Lebensunion, Gemeinschaft im kirchlichen Leben *). Allerdings schwebte ihm der Gedanke einer Lehrunion als Ideal vor: aber diese sollte positiv seyn, konnte also nicht sofort durch Ordres angeordnet werden, sondern mußte der Zukunft anheimgestellt bleiben. Aber hervorwachsen sollte sie und allmählig sich entwickeln gerade aus der Lebensunion von 1817. „Autorität und Einheit“ oder, wie Leo sagt, „der Gedanke der una sancta catholica“ schwebte Friedrich Wilhelm III. so glänzend vor der Seele wie seinem Nachfolger. Selbst mit einer Religiosität begabt, die innig aber rein subjektiv, mehr Gemüths-Sache und deßhalb ziemlich allgemein gehalten war, ermangelte er des rechten Verständnisses für die tiefen Unterschiede der Confessionen; eben deßhalb nahm er sich sein Unions-Werk sehr leicht und unverfänglich vor, und es ist faktisch richtig, daß er eine Zeitlang sogar mit dem Plane umging, auch die katholische Kirche seiner Lande in den Kreis seiner Unionsbestrebungen zu ziehen, und auch sie mit der Einen preußischen Landeskirche zu vereinigen. Weil er aber doch immer wieder von Furcht ergriffen ward vor dem zügellosen Geist der Verneinung, hütete er sich möglichst, den positiven innern Kern der zu unirenden Elemente anzutasten, und warf sich dafür mit verdoppelter Kraft auf Herstellung ihrer äußern Uniformität. Ueberhaupt legte er eben deßhalb, und weil er denn doch ein allgemeines Gefühl der innerlichen Widersprüche mit sich herumtrug, den größten Werth auf religiöse Aeußerlichkeiten, für Andere nämlich, nicht für sich; denn während er z. B. neben einer Masse kirchlicher Feste und

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Band XXXIII. S. 220 ff.

Ceremonien namentlich auch noch eine der russischen ganz ähnliche Liturgie für sein Militär einführte, war er selbst doch stets zuerst bereit, sich dabei zu langweilen, und solche Acte, sobald sie einmal in Scene gesetzt waren, immer hastig zu Ende zu treiben. Viel mag bei dieser singulären Richtung kirchlichen Reformirens — denn der König sah in seinem Unionswerk wirklich eine „Fortsetzung der Reformation" — neben dem soldatischen Gamaschengeist auch seine große Vorliebe für die russisch-griechische Kirche, in der er eine besondere Verwandtschaft mit der protestantischen erkannt hatte, mitgespielt haben*).

Friedrich Wilhelm's Union war also nicht eine Lehr- sondern eine Lebensunion, aus welcher erst die Zukunft eine positive Lehrunion gebären sollte. Um so eifriger betrieb er die Union im kirchlichen Leben. Für beide Kirchen Gemeinsamkeit des Namens, des Regiments, des Gottesdienstes, des Sakraments mit dem Gebrauche des Brodbrechens als „symbolischem Ausdruck der Union" bildete deren erste Grundlage; die Trennungsnamen „lutherisch" und „reformirt" wurden für die unirten Gemeinden schon im Febr. 1818 untersagt; 1822 folgte die bekannte neue Agende, für welche der König selber als Schriftsteller auftrat; sie sollte die äußere kirchliche Uniformität vollenden, und paßte in sofern ganz zur Union, als ihr Charakter recht eigentlich der eines liturgischen Communismus war. Bis zum April 1830 waren Union und Agende bereits Gesetz in Preußen, obgleich die Agende, zur Beschwichtigung der confessionellen Elemente, andererseits wieder als ein Ding für sich und unabhängig von der Union erklärt ward. Eben damals wurde auch durch neue Ordre verfügt: es sei dahin zu wirken, daß das Aufgeben der Unterscheidungsnamen „lutherisch" und „reformirt" gegen Annahme der Benennung „evangelisch" von Geistlichen und Gemeinden

*) Vgl. von d. Marwitz' nachgelassene Schriften I. S. 383. 462.

erfolge. Als inzwischen das confessionelle Bewußtseyn in kleinen Häuflein sich erhob, namentlich gegen die Agende, welche ja das Bekenntniß der Kirche aus der Kirche selbst und vom Altare verbanne, da traten zum erstenmale Zwangsmaßregeln ein zu Gunsten der Union. Es ist bekannt, wie man Dragonaden, Kerker und alle möglichen Plackereien gegen die altgläubigen Dissidenten gebrauchte, und mitunter über gemeine in ihren altkirchlichen Traditionen unbeweglichen Leute wahrhaft grausame Verfolgungen verhängte; die Evangelische Kirchenzeitung erzählte eben noch (Febr. 1855) Beispiele, wie man solchen armen Bekennern zu Aufbringung der Strafgelder die letzte Kuh aus dem Stall und das Hembd vom Leibe verkaufte. „Dieß" (d. i. das Princip des ganzen Verfahrens), sagen die Unionisten, „war im ächten Sinne der Union und nach einer großherzigen Anschauung ihres Begriffs, wonach nur die Union und die Landeskirche als eine evangelische zu Recht bestand, und von einer lutherischen und reformirten Kirche in Preußen nicht mehr die Rede seyn konnte"*). Sie verstehen also darunter eine förmliche absorptive und Lehr-Union, resp. Abschaffung der Sonderbekenntnisse. Friedrich Wilhelm IV. dagegen erklärt immer wieder (z. B. 10. Jan. 1846 und 6. März 1852): er wisse aus den sorgsam geprüften Ordres seines Vaters, sowie aus dessen eigenem Munde, daß er die Union „keineswegs auf Grundlage der Verwerfung jeglichen überlieferten kirchlichen Bekenntnisses erbaut", daß „die Union nach seinen Absichten nicht den Uebergang der einen Confession zur andern, und noch viel weniger die Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen sollte", sondern nur Aufhebung der „traurigen Schranken", die bisher Lutherischen und Reformirten „die Vereinigung am Tische des Herrn gegenseitig verboten" **).

*) Darmst. K.-Z. vom 29. Jan. 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 13. März 1855.

Der königliche Sohn hat ganz Recht. In der That galt Alles, was der Vater seit 1818 von Unionswegen in's Werk setzte, allein der Lebens-, nicht der Lehr-Union. Letzteres behaupten zwar die Unionisten; „jetzt", sagen sie, „piquirt man sich wieder, immer nur von den einst, vor fast vier Decennien, lutherisch oder reformirt gewesenen Gemeinden als von solchen auch im kirchenrechtlichen Sinne zu reden, obgleich das höchstens im historischen Sinne geschehen könnte" *). Dagegen äußerte der Minister von Thile am 28. Nov. 1833: „Wenn die Union mit gutem Grunde die rituelle Vereinigung der evangelischen Kirchen hat bewirken wollen, so will sie Gottlob nicht eine confessionelle Verschmelzung derselben, die allerdings nur unter Nichtachtung der Gewissen vollzogen werden könnte; ich kann mit voller Ueberzeugung versichern, daß ein solcher Gedanke unserm Könige gar nicht in den Sinn kommt, ich weiß aber sehr wohl, daß diese Meinung theils durch Irrthum erzeugt, theils durch Mißgriffe genährt ist" **). Kurz, Lebensunion wollte Friedrich Wilhelm III., nicht schon Lehrunion.

Wir haben dieses Verhältniß aus drei Gründen genauer auseinandergesetzt. Erstens begreift sich nur daraus die nächste Entwicklung der Union, namentlich die Bildung einer eigenen Unions-Partei mit der Richtung auf sofortige Lehrunion. Dagegen werden wir zweitens später sehen, daß die confessionelle Reaction jetzt auch jene ursprüngliche Lebensunion als unerträglich, weil bekenntnißwidrig, erachtet, nachdem sie die furchtbare Unnatur einer Trennung kirchlicher Lehre und kirchlichen Lebens begriffen. Endlich bietet nur eine getreue Applikation seiner Intention auf die Ordres des Königs den Leitfaden durch den wildverwirrten Unionshader in Preußen. Beide Parteien nämlich streiten mit königlichen Kabinetsbe-

*) Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1853.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. Jan. S. 33.

fehlen wider einander, wobei die Unionisten noch durch den besondern Kunstgriff das Wasser trüben, daß sie die bloß auf Lebensunion gerichteten Ordres im Sinne der Lehrunion erklären, und zur Unterdrückung der Sonderbekenntnisse ausbeuten.

Einen höchst bedeutenden Umstand aber, in dem der Keim zur ganzen weitern Geschichte der preußischen Union beschlossen lag, hatte der König völlig übersehen. Er wollte nicht sofort schon Lehrunion, weil er zur Zeit nur eine negative oder absorptive, niemals eine positive hätte haben können. Er vergaß aber, daß die Consequenz seiner Lebensunion selber dazu dränge. Den schreienden Widerspruch in der königlichen Unterscheidung und die Unnatur einer Trennung kirchlicher Lehre und kirchlichen Lebens fühlten die freieren Elemente der Union zuallererst, und ihr Bemühen mußte vom ersten Augenblicke an dafür aufgeboten seyn, eine zur Union im Leben passende Fassung der Lehre herauszufinden. So geschah es auch und mußte es geschehen. Der König selbst hatte wahre Nöthigungen dazu unwillkürlich statuirt. Als zum Beispiel! Die Prediger wurden fortwährend auf die alten Symbole verpflichtet, selbstverständlich aber nur auf den Consensus, nicht auch auf den Dissensus derselben, also nur in soweit als die Symbole einander nicht ausschließen *). Wie weit aber dieser Consensus auszudehnen, oder wie eng er einzuziehen sei, kurz wie er laute, wußte Niemand. Ferner: der Stiftungsbrief der Union sagte selbst: das „Außerwesentliche“ der beiderseitigen Symbole sei zu beseitigen und davon nur „die Hauptsache im Christenthum“ festzuhalten. Nirgends aber war gesagt: wo das Wesentliche aufhöre und das „Außerwesentliche“ anfange. Der König wollte, daß die Symbole auch fortan Glaubensnorm seien; aber konnten sie es seyn unter diesen Bedingungen? Der König wollte nicht, daß

*) Oberdomprediger Dr. Schröder zu Brandenburg in der Darmst. K.-Z. vom 28. Jan. 1854.

die Bibel allein Glaubensnorm sei; aber mußte sie es nicht unter diesen Umständen? Es trat noch von Außen eine neue Nöthigung hinzu. Allmählig nämlich arbeitete sich wieder eine confessionelle Partei aus dem Chaos heraus, welche täglich mehr ungebührliches Gewicht auf den „Dissensus" und auf das „Außerwesentliche" der Symbole legte. Mußte nicht ihr gegenüber die dringendste Nothwendigkeit einleuchten, über das „Wesentliche", über die „Hauptsache im Christenthum" und über den „Consensus" in's Reine zu kommen? Und mußte die Festsetzung darüber in der Opposition nicht möglichst den dünnen und magern Umfang vorziehen? Was Anderes konnte zur Norm dafür dienen als „die Bibel allein"? Und durch wen anders konnte die Aufgabe der Normirung füglicher übernommen werden als durch die theologische Schule?

Man sieht: der König mochte sich wohl einschränken auf die Lebensunion, außer ihm drängte doch Alles und Alles sofort nach der — Lehrunion, am meisten die Schule. Es lag wie ein Miasma in der Luft über allem Volke die Idee: es stehe nun tüchtiger systematischen Theologie zu, aus dem gemeinsamen Grundprincip der Reformation, d. i. aus der auszulegenden Schrift als Glaubensnorm, einen beide Kirchen berücksichtigenden und wahrhaft einigenden kirchlichen Lehrbegriff zu gestalten. Die politischen Antecedentien schärften noch die Aufgabe; denn die Union schien „nichts Anderes als der Trieb und die Forderung des deutschen Nationalgeistes selbst, und war es nicht möglich, den Drang der deutschen Nation nach Einheit ihres äußern und politischen Lebens zu befriedigen, so wollte sich der Nationalgeist wenigstens nach Innen wenden und das hier Erreichbare versuchen" *). Die Schule und alle Elemente der Bildung arbeiteten unablässig, der Strom der Lehrunion ergoß sich im-

*) A. a. O. den 26. Jan. 1854.

mer breiter aus der Lebensunion. Allerdings wehrten zwei starke Dämme, daß er nicht die ganze Union überfluthete. Denn einerseits blieb der König unerschütterlich bei der bloßen Lebensunion stehen und bei den alten Symbolen als Glaubensnorm innerhalb derselben; andererseits erstarkte die confessionelle Reaction von Unten. Dafür aber bildete sich nun zwischen den beiden Bekenntnissen wirklich ein „neues drittes Bekenntniß" aus — als gleichsam anticipirte allgemeine Lehrunion. Der Charakter dieses „dritten Bekenntnisses" konnte seiner Natur nach kein anderer, als ein mehr oder weniger negativer oder absorptiver seyn, ein Bekenntniß ohne Bekenntniß, jedenfalls mit der „Bibel allein" als Glaubensnorm. Heutzutage bildet es eine förmliche dritte Kirche innerhalb der preußischen Union, die „unirte" nämlich, mit dem sogenannten „Consensus" als Symbol, und ist als solche auch als Dritter im Bunde in die große Kirchentags-Conföderation recipirt *). Hätte diese Lehrunion damals die ganze preußische Landeskirche überfluthet, so wäre aus ihr eine negative Union geworden, wie z. B. in Baden, welche jetzt durch die Reaction leicht positivirt werden könnte à la Pfalz. So aber bildet sie unter den Unions-Ausgeburten die fünfte Spielart, als „unirt-unirte" Kirche nämlich neben der unirt-lutherischen und der unirt-reformirten in Einer und derselben Union.

Friedrich Wilhelm III. sah in Kummer und Sorgen dieses „dritte Bekenntniß" zwischen den beiden alten sich bilden und diesen, also auch seiner officiellen Lebensunion über den Kopf wachsen. Sein Schrecken stieg, als in der Julirevolution die zuchtlosen Geister aus dem Dunkel krochen und auch an die Thore deutscher Fürstenhäuser pochten. Auch die confessionelle Reaction von Unten machte sich täglich lauter. So

*) Vgl. die „Streiflichter" Nr. II. und III. im 33. Bde. der histor.-polit. Blätter.

nahm denn von Obenher die Reaction gegen die natürliche Entwicklung der Lebensunion zu einer solchen allgemeinen Lehrunion ihren Anfang. Von damals an, klagen die Unionisten, ward „die Union in ihrer Siegeslaufbahn gehemmt"; denn der alte lutherische Glaube, hieß es nun, sei der beste Damm gegen die Revolution; Union, Wissenschaft, Neologie seien rationalistisch und revolutionär. Seitdem wuchs die lutherische Strömung und der König selbst ward irre; „er gab den großartigen evangelischen Begriff von der Union als einer innern Durchdringung und Verschmelzung der Confessionen, einer Lehrgemeinschaft, einer Einigung auch im Glauben, wie sie bereits vorher schon stillschweigend im Volke, nicht aber unter den Geistlichen und Theologen durchgeführt war — auf." So die Unionisten *). In Wahrheit hatte sich der König vor diesem „großartigen Begriff" innerlich stets gehütet, und daß er sich jetzt öffentlich wieder für die bloße Lebensunion erklärte und sofort darnach handelte, ist die Bedeutung der Kabinets-Ordre vom 28. Febr. 1834. Mit ihr trat die preußische Union in ihre

zweite Periode ein. Diese ist charakterisirt durch ein unter dem vorigen Könige noch fortgesetztes Reagiren wider die Entwicklung zur Lehrunion von Unten; andererseits durch intensives und extensives, wenn auch sehr langsames Wachsthum der confessionellen Reaction von Unten; endlich aber durch ein in den Zeitverhältnissen begründetes sieghaftes Hinwegschreiten über die Köpfe beider von Seite der großen Partei der negativen Union oder des dritten Bekenntnisses.

Die bezeichnete Reaction von Oben hatte einen harten Stand, namentlich weil ihr leidigster Feind die Consequenz ihres eigenen Werkes selber war. In sofern benennen die Unionisten das Gebahren derselben nicht mit Unrecht als ein Diplomatisiren, Drehen und Wenden, ein Hinken auf beiden

*) Darmst. K.-Z. vom 28. Jan. 1854.

Seiten. „Nun sollte, sagen sie, die Rechtsbeständigkeit der Union und der evangelischen Landeskirche nicht aufgegeben, und doch auch dem historischen Recht nicht Eintrag gethan werden.“ So entstand die Kabinets-Ordre vom 28. Febr. 1834. Sie protestirte dagegen, daß die Union „ein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses“ oder der „bisherigen Autorität“ der Symbole bezwecke; kurz — sagen die Unionisten — durch sie ist das Innere und Ideale der Union zum äußern kirchenregimentlichen Rechtsbegriff einer bloß „äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft“ zusammengeschrumpft: man sank auf den alten Autoritäts- und Confessions-Standpunkt zurück, denn indem man die „bisherige Autorität“ der Symbole wahrte, sanktionirte man auch ihr „damnamus“, revocirte die früher allein belassene Geltung „nur in soweit sie übereinstimmen und sich nicht ausschließen“, so daß „also eine Lehrunion nicht mehr zu Stande kommen konnte.“ Diese eigentliche Lehr- und Kirchenvereinigung zog man vielmehr in das ganz Vage und Unbestimmte eines „Geistes der Mäßigung und Milde“, der „zwischen erleuchteten Katholiken und Protestanten sogut wie zwischen Lutheranern und Reformirten stattfinden kann“; „und so widerspruchsvoll ist dieser Standpunkt der diplomatischen Vermittlung, daß man dabei noch immer die Union behaupten will“ *). Aus solchen endlosen Widersprüchen datiren die Männer des dritten Bekenntnisses ganz richtig den heutigen Stand der Dinge: dieses „schwebende Wesen der Neuzeit, die Ja- und Nein-Union“, wie sie sich ausdrücken.

Heutzutage hätte die Reaction von Oben in ihrer Richtung gegen die absorptive Lehrunion wenigstens eine kräftige Stütze in der confessionellen Reaction von Unten. Im Jahre 1834 aber war dieß noch nicht der Fall. Die entschiedenen Elemente der letzteren waren aus der Landeskirche ganz aus-

*) Dr. Schröder a. a. O. vom 28. und 29. Jan. 1854.

getreten und verharrten in feindseligster Separation; und was immer davon innerhalb der Union noch übrigblieb, war nicht nur weniger bedeutend an Zahl und äußerer Stellung, sondern auch innerlich noch unentwickelt und unsicher schwankend. Auch nur von der Consequenz exclusiver Kirchenpolitik, wie sie heute zum Theil noch innerhalb der Landeskirche auftritt, konnte erst sehr allmählig die Rede seyn, und noch dazu bemerkt Dr. Palmer selbst über ihre heutige Haltung ganz richtig: „recht consequent können nur die Altlutheraner in Bayern, Baden, Nassau und Schlesien sich nennen, welche alle und jede Glaubensgemeinschaft mit denen für unrecht und sündhaft erklären, die auf ihrem streng confessionellen Standpunkte nicht stehen“ *). Selbst die für die Sache der confessionellen Reaction so hoch verdiente „Evangelische Kirchenzeitung“ in Berlin, ihre eigentliche Fahnenträgerin, war zwar bereits als „das größte Extrem der starrsten Orthodoxie“ unaussprechlich verhaßt, stand aber doch selber immer noch „durchaus auf dem Boden der Union“, der königlichen Lebensunion nämlich. „Wenn“, sagt Hr. Palmer, „die Theologen, welche ihr den ersten Anstoß und die erste Anregung verdanken, jetzt auf die frühern Jahrgänge zurücksehen wollten, so würden sie folgerichtig ihren Meister verläugnen, ja, Hengstenberg selbst möchte sich scheuen, Alles, was er damals gesagt hat, auch jetzt noch zu unterschreiben“ **). Erst im Laufe der vierziger Jahre arbeiteten die confessionellen Elemente innerhalb der preußischen Landeskirche zu der jetzigen vergleichsweisen Entschiedenheit sich empor, und zwar großentheils gerade an der hoffährtigen Ueberhebung der Gegenpartei von der negativen Lehrunion.

Die letztere, gehoben und getragen von ihrer innerlichen Consequenz, und noch mehr von der Allgewalt des Zeitgei-

---

*) Darmst. K.-Z. vom 2. April 1853.

**) Darmst. K.-Z. a. a. O.

stes und der Volksgunst, hatte auch die von einem König repräsentirte Reaction von Oben nicht zu fürchten, die sich ohnehin in steten innern Widersprüchen bewegte, noch weniger die ihrer selbst kaum bewußte Reaction von Unten. Beide konnten wenig mehr thun, als die Richtung nach der negativen Lehrunion unter Protest gewähren lassen. Als der Gründer der Union im Sommer 1840 starb und Friedrich Wilhelm IV. nachfolgte, hörte vollends auch der eigentliche Protest auf, und das bisherige dritte Bekenntniß oder die Lehrunion nahm immer stärkere Anläufe, ihren Strom über die ganze Union zu ergießen. „Den Unterschied von Religion und Theologie, von Kirche und Schule", sagt Hr. Leo, „hatte man protestantischerseits vergessen und man war bona fide der Ueberzeugung, die theologische Schule sei die Hauptsache." Sie ging auch rüstig daran, aus ihrer Bibel allein als Glaubensnorm allgemeine „ausgelegte Schrift" für die ganze Union zu destilliren. Der König selbst scheint mit Interesse zugesehen zu haben, wohl weil er dachte, irgend eine äußere Norm sei am Ende doch besser als gar keine, oder „Bibel allein". Zwar hatten schon im J. 1844 die Herren von der preußischen Generalsynode in den längsten Verhandlungen nicht einmal behufs eines allgemeinen Ordinations-Formulars eine Einigung zu erzielen vermocht, obwohl man sogar das „empfangen vom heiligen Geist" zu streichen, und die entgegengesetzte Irrlehre freizugeben bereit war*). Dennoch verlor der König offenbar die Hoffnung nicht, eine irgendwie positive allgemeine Lehrunion die große Bewegung nach dem Nichts krönen zu sehen. Man projektirte sogar auch eine solche Union für das ganze protestantische Deutschland, und versammelte im Winter 1846 eine deutsche „evangelische Conferenz" zu Berlin, welche ihre Einigung aber auch nicht über das Bibelprincip und über die alte Rechtfertigungslehre

*) Hengstenberg's evangel. K.-Z. vom 10. Jan. 1855.



hinausbrachte. Trotz Alldem eröffnete der König die General-Synode von 1846 wieder mit Bezeugung seiner Sehnsucht nach „Autorität und Einheit". Man ließ sich dieß Seitens der Synode gesagt seyn, und arbeitete mit solcher Macht an „Autorität und Einheit", daß die heutige Reaction in ihren Organen zur Stunde noch wenigstens alle Monat einmal mäniglichem als abscheuliches Exempel vorstellt: wie es erst so und so viele Jahre her sei, „daß eine Generalsynode der gesammten preußischen Landeskirche daran war, das apostolische Glaubensbekenntniß abzuschaffen, und ein neues an dessen Statt einzuführen" *).

Dr. Leo erzählt die Geschichte dieses Versuchs, die ganze Union mit einem dritten Bekenntniß zu überströmen, wie folgt. „Der Theologie, der Schule fiel die Ausführung der Union anheim, und sie übernahm den Auftrag, ohne die Gefahren zu ahnen. Die lutherischen Bestrebungen weckten aus dem unschuldigen Wahn. Auch der Union schmerzte endlich die gebrannte Wunde, zwar noch nicht eigentlich im Gewissen, aber im Bewußtseyn — die Wunde: daß sie eine Kirche seyn wolle und kein eigenes Bekenntniß habe. Ein Bekenntniß, auf welchem sie als besondere kirchliche Bildung stehen könnte, hatte sie — glücklicher Weise! — nicht. Die separatistischen Lutheraner machten ihr diesen Mangel als Vorwurf geltend, und die selbstselige Eitelkeit der Schule ist schwer von dem Brandmal gepeinigt worden, bis sie endlich im J. 1846 sogar vorübergehend den wahrhaft vermessenen Gedanken faßte, selbst für die Union ein Bekenntniß wissenschaftlich fabriciren zu wollen" **).

Weitere Zeit und Weile für derlei „vorübergehende Gedanken" war nicht gegönnt. Preußen hat seitdem keine Generalsynode der gesammten Landeskirche mehr gesehen; dafür

*) Z. B. Halle'sches Volksblatt vom 9. März 1853.

**) Kreuzzeitung vom 25. Aug. 1853.

kam das Jahr 1848 in's Land und mit ihm die dritte Periode der preußischen Union. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß erstens die Unionsdinge in ihr im Vergleich mit der vorhergehenden Periode im ersten Eifer gerade auf den Kopf gestellt wurden. Die Unionisten haben Friedrich Wilhelm III., dem Vater, Widerspruch mit sich selbst und Tergiversation vorgeworfen, aber ganz mit Unrecht; denn er hatte nie eine Lehrunion angestrebt. Anders aber ist es mit seinem Nachfolger, der allerdings seit 1848 von ausgeprägten Lehrunions-Plänen zur entschiedensten Reaction gegen diese, ja anfänglich sogar noch über diese hinaus, gegen die Lebensunion selbst und für die Sonderbekenntnisse, deren jetzt es drei sind statt zwei, übergesprungen war, freilich nur, um einen Theil des Weges alsbald wieder zurückzuspringen. Zweitens aber liegt die eben noch übermächtige Partei von der Lehr-Union oder dem dritten Bekenntnisse jetzt unter dem doppelten Kreuz. Denn drittens ist die confessionelle Reaction von Unten nicht nur, mit Hülfe der Zeitverhältnisse, ihr über den Kopf gewachsen, sondern sie geht auch, der Theorie zu geschweigen, sogar faktisch und ohne nur zu fragen auf Zerstörung der Lebensunion selber aus, ob es nun der Reaction von Oben lieb sei oder leid!

Zweite Abtheilung.

Der momentane Stand der Parteien in der Union.

Wenn mit dem Jahre 1848 auch die preußische Landes-Kirche in die allgemeine Reaction gegen den zuchtlosen Revolutions-Geist des Subjektivismus eingegangen ist: so bot hier die Reaction doch vom Anfang an die eigenthümliche Erscheinung dar, daß sie selber wieder nicht nur, wie auch in

andern Ländern, in eine Opposition zwischen officieller Halbheit und Bedächtigkeit einerseits, und privatem Feuereifer andererseits zerfiel, sondern förmlich in fünf sich mehr oder weniger bitter befehdende Parteien. Die zu bändigenden Subjektivisten schauen ihnen lachend und händereibend zu. Der Eris-Apfel aber, der unter die Reaction selber gefallen, ist selbstverständlich die preußische Unionsfrage. Was die genannten Parteien an sich betrifft, wie sie nun seit 1848 Reaction überhaupt und Reaction in der Union insbesondere treiben (denn von den separirten Lutheranern ist hier keine Rede), so lassen sie sich aus der bisherigen Geschichte der Union leicht erklären, ja errathen.

Die erste Partei bildet das Summepiscopat oder die Richtung des Königs selber. In der schweißtreibenden Angst vor dem revolutionären Geiste und seiner religiösen Quelle, im rastlosen Ringen nach einer äußern Glaubensnorm ist die officielle Reaction unläugbar nach 1848 eben soweit, eine Zeitlang sogar zum Nachtheil der bloßen Lebens-Union von 1817, zurückgeschritten, als man vor 1848 zu Gunsten einer allgemeinen Lehr-Union vorgegangen war. Der Wechsel bis zur Umkehr geschah eben so schnell und leicht als überraschend, wenn auch bei solchen Papaten, die unter jedem politischen Luftzug auch andere Ansicht von der Glaubensnorm gewinnen, nicht gerade verwunderlich. Man mußte eine Zeitlang wirklich meinen, die officielle Reaction sitze mit bereits angebrannten Lunten am Eingang der Minen unter der ganzen gesetzlichen Union, um sie je eher je lieber in die Luft zu sprengen, die Trümmer aber dann zu einer bloßen „Conföderation" zusammenzulesen. Die auch darauf wieder gefolgte Schwenkung bedarf einer besondern Zeichnung.

Daß von Oben her nicht nur nicht beharrliche Execution, sondern nach einiger Weile gerade wieder das Gegentheil von allem Dem geschah: das war und ist das schwere Leid der zweiten Partei in der preußischen Reaction: der

landeskirchlichen Exclusiven. Sie wollen nicht nur keinerlei Art von Lehrunion, auch kein drittes Bekenntniß innerhalb der Union, weil sie behaupten, deren Elemente könnten und dürften einzig und allein nur entweder lutherisch oder reformirt seyn: sondern sie verwerfen auch die Lebens-Union von 1817, denn sie haben die Unnatur solcher Trennung kirchlicher Lehre und kirchlichen Lebens wohl erkannt. Sie geben daher auch keine Cultus- und pflichtige Abend-Mahls-Gemeinschaft zu. Gerade das, erklären sie vielmehr, sei und bleibe der Hauptirrthum, daß man meine, der Cultus brauche dem Bekenntniß nur halb oder zu drei Vierteln zu entsprechen, er könne die Differenzlehren zweier Kirchen, Ja und Nein auf dieselbe Frage, zugleich in sich bergen und der Altar sei nicht der Ort, wo es sich zieme, eine feste Antwort auf confessionelle Fragen zu geben. Kurz, ihr Grundsatz ist: eine jede Cultus-Ordnung müsse der Lehrordnung unterworfen und nur eine Bethätigung derselben seyn. „Der objektive Thatbestand der Union", sagt daher Hr. Hengstenberg, „ist nur die Vereinigung im Kirchenregiment und eine mit derselben Hand in Hand gehende Geneigtheit zur gegenseitigen Zulassung zum Abendmahl, ohne daß für dieselbe gesetzlicher Zwang bestände, und ohne daß sie von den Umständen völlig unabhängig wäre" *). Außer dieser Zulassung von „Ausnahmsfällen" aus Gnade ist nur noch der Eine Unterschied zwischen den landeskirchlichen und den separirten Exclusiven Preußens, daß die letzteren jede „einheitliche Landeskirche" verdammen, die ersteren sie als eine Art Conföderation noch zulassen. Ihre „Einheit der Landeskirche" besteht aber auch nicht im Bekenntniß, nicht durch das Bekenntniß, sondern nur im Regiment; „die Gemeinsamkeit des Regiments fordert und schließt ein die Anerkennung der Verwandtschaft und der Brüderschaft, welche Anerkennung es ist,

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 19. Nov. 1853 u. 17. Jan. 1855.

die sich im Namen „Evangelische" Kirche ausspricht; sollte dieser Name mehr sagen als eben dieß, so würde er unwahr seyn, dem Recht der Kirche und der Geltung der Confessionen nicht entsprechen" *). Selbst die Gemeinsamkeit des Kirchenregiments wird noch dergestalt extenuirt, daß z. B. der „Lutheraner-Verein" in Pommern es den lutherischen Mitgliedern desselben bereits geradeaus „zur Sünde angerechnet hat: die Interessen der andern Confession zu fördern." Die festgehaltene „landeskirchliche Einheit" scheint sich so bei der Partei schließlich auf die Rettung des königlichen Summepiscopats über die drei Kirchen einer Conföderation: die lutherische, reformirte und unirte zu reduciren, und auch dieses äußerste Restlein von Einheit seine Bewahrung einer ebenso spitzfindig pfiffigen als erheiternden Distinktion danken zu müssen **). Die Unionisten lamentiren daher mit Grund über diese „altlutherisch-katholisirende Partei mit ihrer exclu-

*) A. a. O.

**) Das Specialvotum eines Superintendenten zur zweiten pommerschen Petition äußert sich darüber: „Jedes Mitglied des vereinigten evangelischen Kirchenregiments muß in Preußen dieselbe doppelte Qualität an sich tragen, wie der erlauchte Inhaber der Kirchengewalt selbst, die kirchliche als membrum ecclesiae, die staatliche als Staatsdiener. So dient das Mitglied des Kirchenregiments als membrum ecclesiae seiner Confession, als Staatsdiener ist es verpflichtet, die fremde Confession auch gegen Uebergriffe der eigenen Confession zu schützen und für deren Wohl zu sorgen." Sonst, sagt der Herr Superintendent, ergäbe sich die abscheuliche Consequenz, „daß wenn in Folge der beabsichtigten größeren Selbstständigkeit der Kirche es zugleich zu einer auf allen Stufen durchgeführten confessionellen kirchenregimentlichen Gliederung käme, des Königs Majestät thatsächlich als membrum ecclesiae nicht mehr die gesammte evangelische Kirche, sondern etwa allein die reformirte Kirche zu regieren habe, der lutherischen aber nur als Staatsoberhaupt durch das jus majestaticum zur Fürsorge verpflichtet bleibe." Darmst. K.-Z. vom 5. März 1854.

sive hierarchisch alleinseligmachenden Kirche", welche „zwar dem Namen nach die Union noch fortbestehen lasse, sie aber innerlich so filtriren, reinigen und läutern wolle, daß von ihrem Wesen nicht viel übrig bleibt" *). In der That können diese Exclusiven sich rühmen, daß sie die lutherische Kirche innerhalb der Einen Landeskirche so rein zu erhalten trachten, wie die Exclusiven außerhalb derselben: noch dazu, daß die wenigen Concessionen, welche sie jener Einheit nothgedrungen machen, auf der Speculation beruhen, die von ihnen getragene „lutherische Strömung" werde allmählig die ganze Landeskirche mit sich fortreißen, und also die rechte und wahre Union über kurz oder lang von selber sich herstellen, d. i. allgemeines Lutherthum **). Dennoch ist das Verhalten der beiden exclusiven Parteien zueinander ein höchst uncollegialisches: „Lutheraner in und Lutheraner außerhalb der preußischen Landeskirche beide stehen auf Einem und demselben Bekenntnisse, das sie Wort für Wort annehmen, aber ich möchte wissen, ob im ganzen preußischen Lande auch nur Ein Fall vorkäme, wo insbesondere benachbarte Geistliche in und außer der Landeskirche irgend einen befreundeten Verkehr unter einander hätten" ***).

Man sieht leicht, daß vor den landeskirchlichen Exclusiven auch nicht einmal die spärlichst gefaßte Lebensunion von 1817 bestehen kann. Dennoch waren sie es, welche in den ersten drei Jahren nach 1848 für das Summepiscopat selber den Ton anzugeben schienen, wenn auch die Nachfolge nicht so fast in Worten als in Thaten statthatte. Allerdings wollte der König niemals eine Umwandlung der Union im Sinne der Exclusiven, aber im hastigen Jagen nach einer festen äußern Glaubensnorm gerieth man, wie wir näher sehen

---

*) Darmst. K.=Z. vom 24. Sept. 1853.

**) Vgl. dieses Bandes S. 63 ff.

***) Halle'sches Volksblatt vom 9. März 1853.

werden, in ihre Bahn. Sie ist jetzt wieder verlassen, und die königliche Richtung für den Moment in Eins zusammengefallen mit der dritten Partei der großen Reaction: der Partei der unionsgesinnten Lutheraner oder, kurzgesagt, der Lebensunion von 1817, deren Untergang zu fürchten die Partei vor ein paar Jahren noch allen Grund hatte. In der That ist Vieles gegen die Lebensunion geschehen, und wenn diese auch jetzt die königlichen Strebnisse für sich hat, so kann doch nicht alles Geschehene sofort wieder rückgängig gemacht werden. Es ist der reine Standpunkt von 1817, zugleich der eigentliche Gegensatz zu den Exclusiven, wenn die dritte Partei in der Zeit ihrer größten Gefahr dem König zurief: „So lange von Union beider Confessionen die Rede seyn soll, muß als nothwendige Folge jener brüderlichen Anerkennung die Sakramentsgemeinschaft unter Lutheranern und Reformirten in der evangelischen Landeskirche als das Bekenntnißzeichen der Gemeinschaft aufrecht erhalten werden. Die Sakramentsgemeinschaft ist das wesentlichste Merkmal kirchlicher Union, und so fällt auch innerhalb derselben die Nothwendigkeit des Uebertritts von einer zur andern Confession fort. Aus dem Begriffe der in Preußen zu Recht bestehenden unio conservativa an sich folgt im Grunde lediglich die Sakramentsgemeinschaft als wesentliches Merkmal. In Folge des vor der Union reformirten Bekenntnisses des königlichen Hauses schließt jedoch die verwirklichte Union nothwendig die Gemeinschaft des Kirchenregiments in sich.“ *) Darnach richtet sich auch die Stellung der Sonderbekenntnisse bei dieser Partei, genau im Sinne von 1817. „Wir zählen,“ sagt die 2. Pommer'sche Petition, „treue Anhänger der Union, welche sich zu der lutherischen Lehre mit allen ihren Consequenzen eben so aufrichtig, vielleicht noch aufrichtiger

---

*) Specialvotum eines Superintendenten zur zweiten Pommer'schen Petition. Darmst. K.=Z. vom 5. März 1854.

bekennen, wie die Gegner der Union. Wir sind nicht Bekenntnißlose; aber nicht soweit soll dem Bekenntniß Raum gegeben werden, daß dadurch die Kirchengemeinschaft der beiden Confessionen wieder aufgehoben wird," nicht so, daß Se. Majestät selbst und der Minister der geistlichen Angelegenheiten „als Reformirte aus dem Kirchenregiment der lutherischen Kirche ausgeschieden seien." Die Petenten verlangen daher folgerichtig: „daß im Kirchenregiment der Landeskirche nur solche angestellt werden, welche die Bekenntnisse nicht in einer Weise geltend machen wollen, daß dadurch die Eine evangelische Landeskirche wieder in zwei Confessionskirchen zerrissen werde".*). Dieser Partei der unionsgesinnten Lutheraner nun, welche sich jetzt rühmen kann, daß ihre Ansichten die des Oberstbischofs der Landeskirche selber seien, gehört auch die Kreuzzeitungspartei in ihren Hauptsprechern an, nicht, wie man mitunter meint, den Exclusiven; **) ihre etwaigen Besonderheiten genauer zu besehen, werden wir später Gelegenheit haben. In Einem Punkte überbietet aber die neupreußische Fraktion fast noch die Exclusiven: in ihren Hoffnungen nämlich von der hinreißenden Gewalt der neuen „lutherischen Strömung" in dem Sinne, wie sie das „Lutherthum" verstehen.

Diese dritte Partei stößt sich also vorderhand nicht an der unnatürlichen Trennung von Lehre und Leben in der

---

*) Darmst. K.-Z. vom 4. März 1854.

**) „Exclusiv" nämlich in unserm bestimmt abgegrenzten Sinne verstanden. Denn sonst nennt man drüben allerlei „Exclusivität". Z. B. macht das Reactions-Organ für die höhern Stände sie dem Dr. Stahl zum Vorwurf wegen „tiefbetrübender Aeußerungen" in seiner bekannten neuesten Schrift, wo „er nur von zwei legitimen Fraktionen der evangelischen Kirche wissen, und wohl einem Augustin (!) und Fenelon, aber nicht einem Baptistenprediger die Hand reichen wolle, und dieß noch als weitherzige Gesinnung rühme". Gelzer's prot. Monatsblätter 1853. Oct. S. 267.

Union von 1817. Sie konnte aber nicht hindern, daß Andere sich daran stießen, was nach zwei Seiten hin in großem Maßstabe stattfand. Einerseits erhoben sich die Exclusiven auch über die Lebensunion und tilgten so den Widerspruch auf dem kürzesten Wege. Andererseits suchten die freieren Elemente der Union den Widerspruch dadurch zu lösen, daß sie zur Lebensunion sich auch noch eine Lehrunion erdachten. So sah, wie gesagt, schon Friedrich Wilhelm III. zu seinem Schmerze, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, aus den beiden alten Bekenntnissen ein „drittes Bekenntniß" sich herausbilden, das specifisch unirt-unirte, und die neueste Zeit mußte demselben förmlich kirchliche Berechtigung zugestehen.

Niemand kann verkennen, daß die preußische Union, wenn sie heute auseinanderfiele, nicht mehr die ursprünglich vereinigten zwei Theile aufwiese, sondern auch noch einen in der Vereinigung aus diesen hervorgewachsenen dritten. Daß inzwischen, oder bis auf Herstellung einer allgemeinen Lehrunion, die Partei vom dritten Bekenntnisse mit der von der bloßen Lebensunion unentwirrbar wild durcheinander läuft, versteht sich von selbst. So kam z. B. selbst der Text der 2. Pommer'schen Petition zwischen den beiden gemeinschaftlich zu Stande, wie an ihrem Ausschreiben an die Unionsfreunde deutlich zu vermerken ist, wo es heißt: „Die Unirten wollen das Recht einer Union im principiellen Sinne, im Glauben, im Bekenntniß des Glaubens, in der Kirchengemeinschaft entsprechend den reformatorischen Principien anerkannt wissen; sie wollen auch das lutherische und reformirte Bekenntniß, aber nicht in exclusiver Weise, und sie nehmen auch das Recht eines dritten Bekenntnißstandes in der evangelischen Kirche in Anspruch." *)

Nur die erste Hälfte dieses Satzes ist ächte Sprache der Lehrunion, die zweite gehört noch der Lebensunion an. Jene

*) Darmst. K.-Z. vom 4. März 1854.

kann nicht bloß etwa eine Abtheilung in der Union bilden, sie muß sich über die ganze Union erstrecken wollen, kurz muß fortschreiten, bis, wie die Exclusiven sagen, zur „Läugnung der lutherischen Kirche und zur Fiktion einer im Bekenntniß einigen Landeskirche". Dieß ist auch im Princip bei der ganzen Masse von der Lehrunion der Fall; Sonderbekenntniß und Sonderkirche in der preußischen Union ist ihr polizeiwidrige Usurpation; sie kann freilich nicht sagen, die Landeskirche sei einig im Bekenntniß, wohl aber sagt sie: dieselbe soll und muß es von Rechtswegen seyn. „Die Vertheidiger der absorptiven Union", klagt Dr. Hengstenberg, „haben sich in dem vergangenen Jahre viel rühriger gezeigt, als ihre Gegner; sie fahren fort, ihre Union für Union überhaupt auszugeben, wir dagegen behaupten, daß dieß eine Anmaßung ist." *) Auch ihren eigenen dritten Bekenntnißstand betrachten diese Unionisten nur als interimistisch, bestimmt, in allgemeine Lehrunion über- und unterzugehen. Wenn nämlich die Lebensunion sagt: die confessionellen Differenzen dürfen nur nicht exclusiv und trennend wirken, so sagt dagegen die Lehrunion: sie dürfen nicht existiren. „Daß man denselben volle Freiheit gewähre, solche Wünsche gehören für eine Landeskirche, in welcher die Lehrunion mit allem Recht besteht, in's Reich der Unmöglichkeit und könnten nur durch allerlei Sophismen und Trugschlüsse plausibel gemacht werden." **)

Indeß bietet die Physiognomie der großen, in der preußischen Landeskirche sich allein für berechtigt haltenden Partei von der Lehrunion einen sehr verschiedenen Anblick, je nachdem man sie vor oder nach dem J. 1848 betrachtet. Charakterisirte sie noch 1846 ein entschieden negativer Zug zur Abschwächung der Symbole und aller äußern Glaubensnorm, so ist seitdem ein nicht unbedeutender Theil auch von ihr in

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 17. Jan. 1855; vgl. 19. Nov. 1853.
**) Darmst. K.-Z. vom 25. Jan. 1855.

die allgemeine Reaction eingegangen. Je nach der verschiedenen Fassung, welche dieser Theil der Lehrunion zugedacht hat, zerfällt er wieder in zwei Parteien. Die eine derselben bildet die vierte Partei im preußischen Unionshandel und Reactionswesen zugleich; ich möchte sie die Partei von der symbolisch-positiven Lehrunion nennen, welcher dann als fünfte Partei die von der biblisch-positiven Lehrunion folgt. Jene vierte zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine streng artikulirte äußere Glaubensnorm für die ganze Union will. Die Differenzlehren läßt sie allerdings nicht mehr gelten; aber sie glaubt auch historisch nachgewiesen zu haben, daß dieselben eine tiefere kirchliche Bedeutung gar nicht haben könnten, indem die zwei oder drei deutsch-protestantischen Richtungen nichts anderes seien, als zu gegenseitiger Ausgleichung fortgeschrittene Entwicklungen des in der Augustana bezeugten gemeinsamen Glaubens, also von Anfang an Union. Die vierte Partei läßt sonach nur diesen angeblich historischen Consensus als berechtigte Glaubensnorm gelten, und ihn muthet sie der allgemeinen Lehrunion als Symbol oder Bekenntniß zu. Aber wie lautet dieser Consensus? Bekanntlich, höhnen die Exclusiven, ist es bis jetzt der Lehrunion nicht gelungen, ihn in's Wort zu fassen, war ja dazu der Berliner Generalsynode „selbst der einfache Inhalt des evangelischen Symbolums noch zu eng für ihre Weitschaft." Die vierte Partei ist jedoch gar nicht verlegen. Der Consensus, sagt sie, hat bereits die reichste symbolische Fassung und einer neuen bedarf es nicht; da sind die Marburger Artikel, die Augustana, die Wittenberger Concordie, die Confessio Marchica, das Colloquium Lipsiacum, die Thorner-Erklärung — sie alle läßt Dr. Nitzsch, der Prophet der vierten Partei, in einen dicken Band zusammendrucken und nennt ihn das — „Urkundenbuch der evangelischen Union", d. i. deren ausgelegte Schrift. Natürlich interessirt uns an dieser Manipulation einzig und allein die sehr positive Richtung der von dieser Partei für die Lehr-

union erfundenen Glaubensnorm; ihre historische (?) Grundlage dagegen kümmert uns so wenig als die Frage, ob man dieß denn auch wirklich eine symbolische Fassung des Consensus nennen könne? Hr. Nitzsch sagt auch selber: „das evangelische Ganze dieser Symbole verbessert und ergänzt in den meisten Fällen aus seinen eigenen Mitteln die Fehler des einzelnen.“*) Die also „ausgelegte Schrift“ scheint demnach wieder der Auslegung zu bedürfen, und zwar durch die gelehrte Schule. Letztere hat auch seit 1848 zum Theile bis zu dem vergleichsweise erhaben positiven Standpunkt der vierten Partei wirklich sich emportreiben lassen.**) Für gewöhnliche kirchlichen Verhältnisse genügt indeß, wie es scheint, auch ein bloßer Auszug aus dem „Urkundenbuch“ als Glaubensnorm der Lehrunion. Ein Beispiel liegt aus dem Kreise des dritten Bekenntnisses bereits vor. Die westphälische Synode und die rheinische Synode waren direkt entgegengesetzter Meinung über die Wirkungen der Union; jene behauptete: „das Sonderbekenntniß bleibt in Geltung und nur der trennende Name ist aufgegeben;“ diese: „mit der Annahme der Union habe man auch das Sonderbekenntniß aufgeben und allein den Consensus festhalten wollen.“ Letztere Ansicht behielt die Oberhand, und die westphälische Synode stellte endlich „die Augsb. Confession als gemeinsamen Bekenntnißgrund für alle Gemeinden der Provincialkirche“ auf. Wie dieß gemeint ist,

---

*) Vgl. Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“. 1853. Heft 3, S. 136 ff. 147 ff.

**) Die altlutherische Partei war längst „eifrigst bemüht, eine Reform in den theologischen Fakultäten im strengconfessionellen Sinne durchzusetzen, hier liegt indessen gerade die stärkste Schanze der unirten preußischen Kirche; denn es ist wohl nicht fraglich, daß die wissenschaftliche evangelische Theologie der Gegenwart, wie sie namentlich Nitzsch und seine Schule repräsentirt, durch keine Sektirerei verdrängt werden kann; auch mehren sich die Lebenszeichen von Tag zu Tag, die zuerst die Fakultäten von Halle, Bonn und Königsberg gegeben.“ Allgem. Zeitung vom 2. Dec. 1852.

zeigt der gleich darauf mit 33 gegen 27 Stimmen gefaßte Beschluß: bei künftiger Bildung von Consensus-Gemeinden habe die Augsb. Conf. von 1530 resp. 1540 als der Ausdruck des Gemeinsamen der verschiedenen Bekenntnisse zu gelten, „es versteht sich aber von selbst, daß bisher reformirte Gemeinden, welche dieser Voraussetzung folgen, dadurch nicht zum lutherischen Sonderbekenntnisse übertreten". *) So kann also in dieser Fassung das dritte Bekenntniß sich immerhin zur Verbreitung über die ganze Union empfehlen, da ja nach dem oberstbischöflichen Princip einerseits „die Union in ihrem vollen Umfange geschützt," andererseits „die Union nicht zum Nachtheile des rechtlich bestehenden Bekenntnißstandes angewendet werden soll." **)

Die fünfte Partei, die von der biblisch-positiven Lehrunion, hat auch den Consensus gesucht. Sie hat ihn aber weder in solchem „Reichthum" vorgefunden, wie die vierte, noch fand sie auf dem historischen Wege überhaupt etwas Anderes, als Dissensus. Was sie zu den Bücherlasten über die Frage von Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Union, in specie Lehrunion, beigetragen, bejaht daher dieselbe nicht aus dem Gesichtspunkt der Dogmengeschichte, sondern aus dem der altprotestantischen Bekenntnißkirche und Rechtfertigungslehre. Unzweifelhaft steht dabei sie allein verhältnißmäßig unanfechtbar da; es wird auch sichtlich allen andern Unionisten, ausgenommen natürlich die noch consequenteren rein negativen Unionsfreunde, schwer ihrer Consequenz sich zu erwehren. Sie hat, um den Consens aus den beiderseitigen Symbolen herauszufinden, getreulich verglichen; schließlich aber ist ihr weiter nichts „Gemeinsames" und „Wesentliches" übriggeblieben, als der lutherische Specialglaube und die Bibel allein als Grund und Norm des Glaubens. ***) Es ist dieß freilich

*) Kreuzzeitung vom 30. Oct. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 3. Juli 1853.

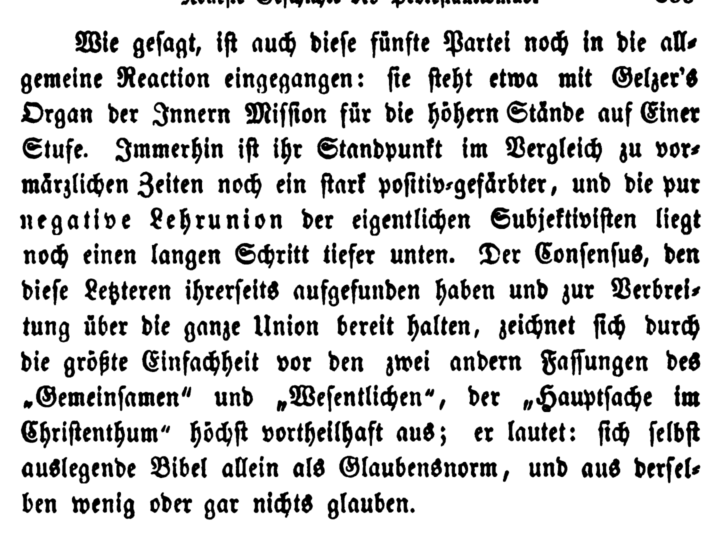
***) Vgl. dazu histor.-polit. Blätter Bd. 33, S. 231 ff.

nicht viel, aber doch unendlich mehr, als die Generalsynode von 1846 zu geben hatte. Und diesen Lehrinhalt nun empfehlen sie als allgemeines Bekenntniß für die preußische Lehrunion, nicht etwa nur als „drittes Bekenntniß" in ihr. Denn in diesem sehen sie noch entschiedener, als die vierte Partei, eine bloße Degradation der gesetzlichen Union durch die verbrecherischen Attentate des Lutherthums. „Es ist nicht wahr," sagen sie, „daß die geeinigte Landeskirche in Preußen aus drei Kirchen, einer lutherischen, reformirten und geeinigten, besteht, sondern es gibt, bei aller Schonung des einzelnen persönlichen Glaubens, nur Eine unirte Kirche Preußens, keine lutherische und keine reformirte. Und wie kann nun z. B. Dr. Stahl in einer unirten Kirche Oberkirchenrath seyn, dabei aber als seine Pflicht ansehen, das lutherische Kirchenwesen überall bis zur Verschlingung des reformirten zu fördern, also ganz das zu thun, was in der unirten Kirche als gerader Gegensatz verboten ist? Warum hat denn Dr. Stahl noch nicht erklärt, ob des Königs Majestät selbst lutherisch oder reformirt sei?"*) Für diese ihre Anschauungen beruft die fünfte Partei sich mit größter Zuversicht auf den preußisch-protestantischen sensus communis, und Niemand hat noch gewagt, sie Lügen zu strafen. „In Preußen", sagt sie, „ist die Union mit dem ganzen Volksleben bereits auf's innigste verwachsen, und alle nachträglichen Erklärungen, daß sie an dem Bekenntnißstande nichts habe ändern sollen, werden die Lebensanschauung nicht mehr ändern. Von vornherein ist die Union im entgegengesetzten Sinne verstanden und von den gesetzlichen Organen in's Leben gerufen, und noch heutigen Tages wird sie von dem ganzen Volke und dem größten Theile der gelehrten Welt im entgegengesetzten Sinne festgehalten." **)

---

*) Pischon, Prediger in Berlin: die Augsb. Conf. und der Berliner Kirchentag. Vgl. a. a. O.

**) Darmst. K.-Z. vom 21. Mai 1854.



Wie gesagt, ist auch diese fünfte Partei noch in die allgemeine Reaction eingegangen: sie steht etwa mit Gelzer's Organ der Innern Mission für die höhern Stände auf Einer Stufe. Immerhin ist ihr Standpunkt im Vergleich zu vormärzlichen Zeiten noch ein stark positiv-gefärbter, und die pur negative Lehrunion der eigentlichen Subjektivisten liegt noch einen langen Schritt tiefer unten. Der Consensus, den diese Letzteren ihrerseits aufgefunden haben und zur Verbreitung über die ganze Union bereit halten, zeichnet sich durch die größte Einfachheit vor den zwei andern Fassungen des „Gemeinsamen" und „Wesentlichen", der „Hauptsache im Christenthum" höchst vortheilhaft aus; er lautet: sich selbst auslegende Bibel allein als Glaubensnorm, und aus derselben wenig oder gar nichts glauben.

Dieß nun sind, mit Ausnahme der letztgenannten, die Parteien, welche in der preußischen Landeskirche einerseits aus der Reaction seit 1848 hervorgingen, andererseits aber, eben indem sie ihr folgten, über der Unionsfrage in Hader geriethen und bis zur Stunde auf das erbittertste sich herumzerren. Indem wir fortan betrachten, wie die Reaction von Obenher, also die erste der genannten Parteien oder die Richtung des Königs selber, aus dem Gesichtspunkte der hochnothwendigen Bändigung der zuchtlosen Geister des revolutionären Subjektivismus in Unionssachen verfahren zu müssen glaubte und verfuhr, und wie die übrigen Parteien je nach ihren Standpunkten sich dabei verhielten: beschreiben wir die dritte Periode der preußischen Unions-Geschichte, wie sie sich verlaufen bis auf diesen Tag.

XLVII.

Zu Ehren des Berliner Preßbureau's.

Berlin, im April 1855.

Das Berliner Preßbureau ist eine königl. preußische Staatsbehörde!!! Das fehlte ihm noch zum Ehrenkranze, und das Unvergleichliche ist erreicht. Sie wissen, was unlängst in einer eigenen Broschüre, die man hier so gut als möglich todtzuschweigen oder, wie die „Zeit" es versuchte, todtzuschmähen gewillt ist, über den Charakter und das Treiben dieses Bureaus enthüllt, und an den wohlverdienten Pranger gestellt worden ist. Eine politisch-literarische Strauchdieberei der unsaubersten Art war dadurch an's Tageslicht gezogen worden. Wollte die preußische Regierung ihre Ehre retten, so blieb ihr nichts übrig, als sich von jeder Gemeinschaft mit diesem Treiben loszusagen. Sie that das — Gegentheil! Ein Preßproceß half ihr zu diesem glücklichen Griffe.

Die „Ostdeutsche Post" hatte, unter Berlin 25. Jan., folgenden interessanten Artikel gebracht: „Wir gehen hier sehr ernsten Dingen entgegen. Seit zwei Tagen sind an einige vertraute Journale Abschriften einer geheimen Depesche Oesterreichs vertheilt worden, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und auch nicht für das preußische Cabinet, sondern zur Mittheilung an die übrigen deutschen Staaten gerichtet war. Durch eine

Indiscretion, über die man sich nicht wundern kann, ist dem hiesigen Cabinet eine Abschrift jener Circulardepesche von einer der ihm befreundeten Regierungen mitgetheilt worden; diese Abschrift wurde nun hier vervielfältigt, und dürfte wohl zwischen heute und morgen in jenen Zeitungen, welche von dem hiesigen Preßbureau mit Material versehen werden (wie die „Hamb. Börsenhalle", die „Ostsee", die „Düsseldorfer Zeitung" ɾc.) zur öffentlichen Kunde gebracht werden. Man schickt sich an, diese Note in einer sehr heftigen Weise gegen Oesterreich auszubeuten, und schon werden Sie Vorläufer in heutigen Blättern finden, die Ihrer Aufmerksamkeit gewiß nicht entgehen werden. . . . Hiesiger (Berliner) Seits bemüht man sich, einzelne Ausdrücke aus der Depesche als Schlagwort herauszureißen, und so zu stellen, als ob Oesterreich den sich anschließenden Regierungen Entschädigungen auf Kosten Anderer verspreche. Dieß ist aber für denjenigen, der das Aktenstück im Zusammenhange liest, ein so auffallender Parteikniff und rabbulistisches Manöver, daß es nur oberflächliche Kannegießer, nicht aber Politiker von Einsicht und Fach täuschen kann. Wenn ein Staat seine Militärmacht auf den Kriegsfuß setzt und erhalten soll, namentlich als Bundeshülfe, so hat er ein Recht zu fragen, wer wird die Lücke in dem Staatsschatze ausfüllen, welche diese Mobilisirung veranlaßt? und es ist natürlich, daß diese Entschädigung der Kriegskosten, namentlich bei Staaten, die ein knappes Budget haben, von vornherein sicher gestellt werden muß".

Die „Indiscretion" rührte zweifelsohne zunächst von Hrn. v. Beust her, und die Depesche erschien zuerst in der Düsseldorfer Zeitung, welche bekanntermaßen von dem hiesigen Preßbureau mit einem Redacteur versehen worden und überhaupt sehr auffallend bedient wird, aber unter den Rheinländern keine Leser finden kann. Offenbar ging die Veröffentlichung vom Preßbureau aus, und die in der „Ostd. Post" angekündigten „Manöver" begannen alsbald aus allen Winkeln und Ecken der vom Preßbureau inficirten Blätter unter den schmählichsten Grimassen; die „Zeit", das Hauptorgan des Preßbureaus, hatte sogar die Unverschämtheit, das österreichische Verfahren ein durchaus revolutionäres zu nennen, dem Wiener Cabinete unehrenhafte „Manöver" vorzuwerfen,

es der Sprengung des Bundes zu zeihen u. s. w. Kurz, das Preß-Bureau hat bei dieser Gelegenheit auf's Vollendetste seine Schuldigkeit in der Weise vollführt, wie sie in der citirten Schrift geschildert worden ist.

Die „Deutsche Volkshalle" zu Köln, das uns bekannte einzige größere Blatt in Preußen, dem das Preßbureau wohl auch die Ehre seiner Bedienung zugedacht hat, das aber nicht davon bedient wird, nahm nun jenen Artikel der „Ostd. Post" wörtlich in ihre Spalten auf — wurde confiscirt und vom Staatsprocurator belangt, weil sie durch jene Aufnahme „die Anordnungen der preußischen Staatsregierung dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt habe." Eine solche Anklage mußte freilich jedem Vernünftigen — nicht spanisch, sondern „ächt preußisch" vorkommen, und konnte höchstens dadurch haltbar scheinen, daß man aus dem Artikel etwa deduciren mochte, die Regierung habe die besagte „Abschrift" vervielfältigen und verbreiten lassen. Daß man die Anklage dadurch begründen werde, weil die „Volkshalle" das Preßbureau beleidigt, wäre Niemanden im Traume eingefallen.

Wohl ist es in Preußen bekannt, daß es, wie anderwärts, so auch bei uns eine königl. Centralstelle für Preßsachen gibt; aber insgemein unterschieden die Preußen, um der Ehre ihrer Regierung willen, diese Centralpreßstelle von dem Preßbureau, unter dem man nichts Anderes verstand, als eine von der Regierung aus den geheimen Fonds besoldete Clique von Literaten, welche die Aufgabe hatten, das Publikum im Sinne der jedesmaligen Regierungsansicht in den ihnen zugänglichen Blättern zu bearbeiten, und von dem man gerne annahm, daß es Manches that, was dem Ministerium selbst nicht ganz lieb war; am weitesten aber war man von dem Gedanken entfernt, das Ministerium wolle jener Thätigkeit irgend einen amtlichen oder behördlichen Charakter auch nur zugestehen, geschweige denn vindiciren. Das ist anders geworden, und wir sehen jetzt klarer.

Die Unterscheidung zwischen kgl. Centralpreßstelle und Preß-Bureau war so landläufig geworden, daß selbst der Untersuchungs-Richter gegen die Volkshalle, Groote in Köln, sich nicht getraute, beide zu identificirn, wenigstens in großer Ungewißheit darüber

schwebte, und sich zu seiner Belehrung an Hrn. v. Hinkeldey wandte, der seinerseits Hrn. v. Manteuffel in's Beileid zog. Und nun erging von diesem folgende Rückantwort:

„An den kgl Instructionsrichter Hrn. v. Groote in Köln.

Der General-Polizeidirektor v. Hinkeldey hat mir das von Ew. Hochwohlgeb. an ihn gerichtete Schreiben vom 16. d. in der Untersuchungssache wider den verantwortlichen Redacteur der deutschen Volkshalle, Hrn. Dr. Eickerling, übergeben, da das Preßbureau, über dessen Stellung eine amtliche Auskunft gewünscht wird, zu meinem Ressort gehört. Ich verfehle daher nicht, diese Auskunft dahin zu ertheilen, daß die Centralstelle für Preßangelegenheiten, welche mit der Bezeichnung als „Preßbureau" offenbar gemeint ist, eine kgl. Staatsbehörde und der Vorsteher derselben, welche Stelle gegenwärtig von dem kgl. geheimen expedirenden Sekretär Dr. Metzel versehen wird, ein unmittelbarer Staats-Beamter ist. Es findet sich deßhalb diese Behörde auch in dem Staatskalender (pro 1854, p. 84) und zwar bei den unter der oberen Leitung des Präsidenten des kgl. Staatsministeriums stehenden Centralbehörden aufgeführt. Die Aufgabe und Thätigkeit dieser Behörde besteht vornämlich darin, von den Erscheinungen der Presse Kenntniß zu nehmen, darüber mir Vortrag zu halten und Bericht zu erstatten, und auch den anderen Ministerien, in soweit deren Ressort betheiligt erscheint, die erforderlichen Mittheilungen zu machen, sowie andererseits für die Veröffentlichung der von der Regierung für angemessen erachteten Berichtigungen und sonstigen amtlichen Nachrichten durch die Presse Sorge zu tragen.

Berlin, 21. Febr. 1855.

Der Ministerpräsident
Manteuffel."

Das Preßbureau also, von dem in der Volkshalle, resp. in der Ostd. Post die Rede war, welches die verschiedenen Zeitungen „mit Material versieht", welches unbefugter Weise die österreichische Depesche veröffentlichte, welches auf die gemeinste Weise Oesterreich schmähte und verdächtigte, ist (man schämte sich nicht, es amtlich zu erklären) eine königl. preuß. Staatsbehörde! Noch mehr,

ein solches Verfahren gehört unter die „von der Regierung für angemessen erachteten Berichtigungen und sonstigen amtlichen Nachrichten"! So dachte ich mir kopfschüttelnd und meinen Augen kaum trauend. Wollte man seine Ehre retten, so mußte man, falls das Preßbureau für eine Staatsbehörde erklärt werden wollte, läugnen, daß dasselbe sich jene Veröffentlichung u. s. w. zu Schulden kommen ließ, und die Volkshalle der Verläumdung anklagen. Konnte man aber dieß nicht läugnen (und es ist in der That nirgends versucht worden), so durfte man das Preßbureau nicht als Staatsbehörde erklären, ohne sich in der ärgsten Weise zu compromittiren. Denn man mußte dann im Ministerium auch die Responsabilität für die Thätigkeit dieses Bureaus übernehmen, die Kammern hatten alle Ursache, nähere Kenntniß von diesen Staatsbeamten zu nehmen, und Oesterreich mehr als Einen Grund, sich die amtliche Schmähthätigkeit einer kgl. preuß. Staatsbehörde zu verbitten.

Der sonderbare Zufall, der mir das obige Schreiben des Ministerpräsidenten in die Hände brachte, vermochte mich natürlich auch, nun aufmerksamer zu verfolgen, wie die rheinischen Gerichte dasselbe in dem Processe gegen die „Volkshalle" auffassen würden. Wie ich vernahm, war man bei der öffentlichen Verhandlung im höchsten Grade durch jene Erklärung des Ministerpräsidenten überrascht und erstaunt.

Richtig aber hat das königl. Landgericht zu Köln den Erlaß des Hrn. v. Manteuffel ganz in dem Sinne verstanden, der dem Preßbureau nur höchst schmeichelhaft seyn kann, ihm fortan eine Indemnitätsbill für alle seine Stratageme gibt, und seine Mitglieder, welche gegen mäßiges Honorar an die Zeitungen ihr Licht versenden, künftig ganz unverletzlich in dieser ihrer amtlichen Thätigkeit macht.

Das Urtheil des Kölner Landgerichtes, gegen das übrigens, wie wir hören, die „Volkshalle" appellirt hat, ist zu interessant, als daß es nicht mitgetheilt werden sollte.

Das kgl. Landgericht zu Köln hat in seiner öffentlichen Sitzung der Correctionellkammer vom 30. März d. Js. nachstehendes Urtheil erlassen:

In Sachen des öffentlichen Ministeriums gegen Heinrich Eickerling, Dr. der Phil. und Redact. der „D. Volksh." — Die Sache kam in der öffentlichen Sitzung dieser Stelle vom 27. März d. Js. zur Verhandlung. Nachdem die Staatsbehörde den Gegenstand der Klage dargestellt hatte, wonach der Vorgenannte schuldig ist: „Durch Veröffentlichung des in Nr. 25 der „„D. V."" vom 1. Febr. d. Js. enthaltenen Artikels, „„Köln, 31. Jan."", beginnend mit den Worten: „„Wir gehen hier sehr ernsten Dingen entgegen"", die Anordnungen der preußischen Staatsregierung dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt, jedenfalls aber an diesem Vergehen Theil genommen und den Bestimmungen des §. 37 des Gesetzes über die Presse entgegengehandelt zu haben"; und nachdem der oben bezeichnete Artikel verlesen worden war, wurde zur Vernehmung des Beschuldigten geschritten, welcher erklärte, der fragliche Artikel sei aus der „Ostd. Post" in die Nr. 25 der „D. V." aufgenommen, der darin vorkommende Passus: „Man schickt sich an" u. s. w., beziehe sich auf das Preß-Bureau, worunter er jedoch nicht eine öffentliche Behörde, oder öffentliche Beamte, sondern Literaten verstehe, denen kein amtlicher Charakter beiwohne.

Nach Anhörung des Advocat-Anwaltes, Justizrath Correns, welcher die Vertheidigung des Beschuldigten vortrug: nach Anhörung des öffentlichen Ministeriums, welches nach summarischer Wiederholung der Verhandlung dahin antrug, „den Beschuldigten auf Grund des §. 101 des Strafgesetzbuches, der §§. 34, 37 und 50 des Gesetzes über die Presse zu einer Geldbuße von 30 Thalern, eventuell zu einer zehntägigen Gefängnißstrafe, sowie in die Kosten zu verurtheilen, und die Vernichtung aller vorfindlichen Exemplare des in Rede stehenden Artikels und der dazu bestimmten Platten und Formen auszusprechen" — vertagte das Gericht die Entscheidung in die heutige Audienz, wo folgendes Urtheil verkündet wurde:

Nach gepflogener Berathung.

In Erwägung, daß zwar der Thatbestand des dem Beschuldigten zur Last gelegten, im §. 101 des Strafgesetzbuches vorgesehenen Vergehens in dem incriminirten Artikel nicht gefunden

werden kann, da in demselben nirgendwo von den Einrichtungen des Staates oder von Anordnungen der Obrigkeit die Rede ist;

daß dagegen der Artikel, wie vom Beschuldigten auch nicht in Abrede gestellt wird, die literarische Thätigkeit des Berliner Preßbureaus in Beziehung auf eine geheime, an verschiedene deutsche Cabinete gerichtete österreichische Depesche vom 14. Jan. dieses Jahres zum Gegenstande der Besprechung macht, und dabei — namentlich durch die Behauptung, daß die von dem Preßbureau der österreichischen Depesche gegebene Auslegung „ein auffallender Parteikniff und rabbulistisches Manöver" sei — eine offenbare Beleidigung dieses Bureaus und der darin beschäftigten Literaten sich zu Schulden kommen läßt;

daß es ferner durch das bei den Acten befindliche Schreiben des kgl. Ministerpräsidenten vom 24. Febr. d. Js. feststeht, daß die in der Tagespresse und im Publikum allgemein mit der Benennung „Preßbureau" bezeichnete Centralstelle für Preßangelegenheiten eine kgl. Staatsbehörde ist, und die Behauptung des Beschuldigten, daß ihm diese Qualität des Preßbureaus nicht bekannt gewesen sei, um so weniger berücksichtigt werden kann, als im Staatskalender die Centralstelle für Preßangelegenheiten bei den unter der oberen Leitung des Präsidenten des Staatsministeriums stehenden Behörden ausdrücklich aufgeführt ist;

daß es demnach keinem Bedenken unterliegt, daß der Beschuldigte, indem er als Redacteur der „D. V." darin den incriminirten Artikel aufnahm und veröffentlichte, die kgl. Centralstelle für Preßangelegenheiten in Beziehung auf ihren Beruf beleidigt hat;

daß jedoch darin, daß die Beleidigung mehr gegen die einzelnen, bei jener Stelle beschäftigten Literaten und die Art und Weise, wie sie bei der Interpretation der geheimen österreichischen Depesche verfuhren, als gegen die Behörde und ihren Leiter selbst gerichtet ist, sowie darin, daß der Artikel einer andern, im preußischen Staate nicht verbotenen Zeitung entnommen worden, mildernde Umstände liegen;

aus diesen Gründen erklärt das kgl. Landgericht, Zuchtpolizeikammer, den Beschuldigten für überführt, „durch Veröffentli-

chung des in Nr. 25 der „„D. V."" enthaltenen Artikels ꝛc. die kgl. Centralstelle für Preßangelegenheiten in Berlin in Beziehung auf ihren Beruf beleidigt zu haben"; und mittelst Anwendung folgender Gesetzesstellen: des §. 101 des Strafsetzbuches, des § 50 des Gesetzes über die Presse vom 12. Mai 1850 verurtheilt das königl. Landgericht, indem es annimmt, daß mildernde Umstände vorliegen, den Beschuldigten zu einer Geldbuße von 10 Thalern, substituirt dieser Geldbuße für den Fall des Zahlungsunvermögens eine viertägige Gefängnißstrafe, verordnet die Vernichtung des oben bezeichneten Artikels in allen vorfindlichen Exemplaren, sowie die Vernichtung der dazu bestimmten Platten und Formen, und legt dem Beschuldigten die Kosten zur Last; spricht dagegen den Beschuldigten von der Anschuldigung, durch Veröffentlichung des bezeichneten Artikels die Anordnungen der preußischen Staatsregierung dem Hasse und der Verachtung ausgesetzt zu haben, frei.

Wir staunen dabei vor Allem, wie das kgl. Landgericht Hrn. Dr. E. von der Anklage wegen Beleidigung des öffentlichen Ministeriums freisprechen, denselben aber wegen eines andern Vergehens, dessen er von Niemand angeklagt war, wegen Beleidigung einer Staatsbehörde in Beziehung auf ihren Beruf, verurtheilen konnte. Das Gericht hat sich hier selbst zum Ankläger gemacht. Wir glauben kaum, daß sich dieß nach dem rheinischen Verfahren rechtfertigen läßt, und würden wir vor dem rheinischen Richterstande nicht eine außerordentlich hohe Achtung tragen, so würden wir in jenem Acte ein Indicium finden, daß dieses Mal, vielleicht auf höhere Inspiration, die „Volkshalle" um jeden Preis verurtheilt werden sollte. Jedenfalls kann eine Verurtheilung dieses Blattes in Berlin nur angenehm seyn.

Wir staunen ferner, wie das Gericht die Behauptung, Dr. E. habe die amtliche Eigenschaft des Preßbureaus nicht gekannt, keiner Berücksichtigung werth fand, da ja sogar der Instructions-Richter selbst erst Aufschluß hierüber in Berlin sich erholte, und dem Gerichte die Ueberraschung nicht unbekannt seyn konnte, welche jene Erklärung des Hrn. v. Manteuffel in der öffentlichen Verhandlung verursachte, wie mir von einem Augenzeugen geschrieben wurde.

Wir staunen für's Dritte über die sonderbare Consequenz in diesem Urtheile. Es unterliegt keinem Bedenken, heißt es, Dr. E. habe eine Staatsbehörde beleidigt; und unmittelbar darauf: die Beleidigung sei mehr gegen die einzelnen Literaten und ihre Interpretationsweise, als gegen die Behörde gerichtet. Wir glauben, der zweite Satz liefere mehr als Ein „diplomatisches Bedenken“ gegen die Unbedenklichkeit des ersten.

Am allermeisten aber staunen wir, daß Dr. E. das Preßbureau als amtliche Behörde in Beziehung auf ihren Beruf beleidigt haben soll. Laut dem Urtheile geschah dieß dadurch, daß die „Volkshalle“, resp. die „Ostd. Post“, es einen „auffallenden Parteikniff und ein rabbulistisches Manöver“ nannte, daß man von Seite des Preßbureaus sich bemühte, „einzelne Ausdrücke aus der Depesche als Schlagwort herauszureißen, und so zu stellen, als ob Oesterreich den sich anschließenden Regierungen Entschädigungen auf Kosten Anderer verspreche.“ Daß das Preßbureau dieses gethan, hat das Gericht nicht in Abrede gestellt, und kann nicht geläugnet werden, da alle inficirten Blätter laut schreiendes Zeugniß ablegen, sowie davon, daß eben dieselben Literaten, nachdem sie einige Tage aus voller Kehle über Oesterreich schändirt, dann sich selbst den Sieg in den gleichen Blättern auf die unverschämteste Weise zuschrieben, und Oesterreich als erwiesenen Ruhestörer und Rechtsfeind, und als moralisch todtgeschlagen durch ihre papiernen Keulen, erklärten. Nun aber sagt das Kölner Gericht: die „literarische Thätigkeit des Berliner Preßbureaus in Beziehung auf die geheime österreichische Depesche“ (vom 14. Jan d. Js.), die ihr von demselben „gegebene Auslegung“ und „Interpretation“ gehöre zum „Berufe“ der amtlichen Preßcentralstelle zu Berlin (!!), und es sei eine Beleidigung desselben in Bezug auf seine amtliche Thätigkeit, wenn man schwarz schwarz, schlecht schlecht nennt, das heißt, wenn man jene gehässige, unwahre und schmähliche „Interpretation“ einen Partei-Kniff und ein rabbulistisches Manöver nennt! Hoffentlich wird man nun auch gerichtlich entscheiden, daß die „Zeit“, welche zweifellos und notorisch das Organ des Preßbureaus, also eine hohe kgl. Staatsbehörde ist, Oesterreich beleidiget habe, als es ihm unlängst unredliche „Manöver“ vorwarf, und daß diese Beleidigung von einer königl. preuß. Staatsbehörde ausging, die in ihrem „Berufe“ thätig war.

So illustriren sich der Erlaß des Hrn. v. Manteuffel und das Kölner Urtheil auf die prachtvollste Weise, und man sieht, daß der „Beruf“ und die „Aufgabe“, welche hier dem Preßbureau vindicirt wird, in seinem moralischen Werthe ganz zu dem „Berufe“ und der „Aufgabe“ paßt, welche Hr. Quehl und seine Brodgeber dem preußischen Staate vindicirten.

Kein Wort weiter. Wir schämen uns fast, Preußen zu seyn, wenn das Berliner Preßbureau in dem präcisirten Sinne eine Staats-Behörde ist, und die literarische Thätigkeit der ihm angehörigen Sippe als amtliche Berufsthätigkeit qualificirt und gerichtlich geschützt wird. Wir sind neugierig, wie das Urtheil des Appellationsgerichtes ausfallen wird.

Einstweilen ist soviel gewiß, daß diese Actenstücke einen für Preußens Ehre sehr schlimmen Eindruck machen, der unter diesen Umständen der preußischen Circulardepesche vom 16. März einen furchtbaren Stoß gibt. Bekanntlich wird darin rundweg geläugnet, daß Hr. v. Bismark, sei es amtlich oder außeramtlich, erklärt habe, Preußen würde die volle Kriegsbereitschaft für die Bundesfestungen beantragen. Hr. v. Bismark habe „auf das Bestimmteste versichert, nichts gesagt zu haben, was auch nur mißverständlich in dem angegebenen Sinne hätte aufgefaßt werden können." Nun haben aber die Literaten des Berliner Preßbureaus in ihrer „staatsbehördlichen" Thätigkeit, in ihrem „Berufe", wiederholt in allen ihnen offenen Blättern erklärt, Hr. v. B. habe allerdings solche Aeußerungen gethan, aber sie seien nur vertraulicher Natur gewesen; noch mehr, er habe hiebei nur in richtiger Consequenz und Anwendung der Kriegsbereitschaft nach jeder Richtung hin sich ausgesprochen. Selbst die preußische Depesche vom 8. März enthält solche Andeutungen über „vertraulichen Gedankenaustausch". Welche amtliche Thätigkeit ist nun die richtige, die des Bureaus, oder die des Hrn. v. Manteuffel? Oder hat jede dieser „Staatsbehörden" geblasen, wie es ihnen für den Augenblick gut schien? Und wem soll man glauben? Man hat sich nicht entblödet, in der Depesche vom 16. März sogar ein ungünstiges Licht entweder auf die Wahrheitsliebe, oder auf die Urtheilsfähigkeit des Herrn von Prokesch-Osten zu werfen. Er hat das Recht, solche Verdächtigungen wider ihn mit Verachtung von sich zu weisen. Durch solche Angriffe hat Preußen in ganz Europa an Achtung nicht gewonnen; v. Prokesch bleibt fleckenlos. Aber das sind die Folgen einer unredlichen Politik und des Eifers, sie und ihre Träger und Werkzeuge a tout pris zu vertheidigen.

Unter diesen Umständen hat Preußen bloß zu wählen, welcher von den dreien gegenwärtig die Rolle Bunsen des Zweiten spielen soll: die „Staatsbehörde" genannt Preßbureau, Hr. v. Bismark, oder Hr. v. Manteuffel. Oder wollen vielleicht alle drei en compagnie die brüderliche Rolle übernehmen? Eligat benignissimus lector! — Doch die Kreuzzeitung sagt uns: Ehrlich währt am längsten. Ganz gewiß. Es ist dieß aber in ihrem Munde eine Kaiphasprophezie.

XLVIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Soviel ist den Wiener Conferenzen von Außen schon anzusehen, daß es den Diplomaten darin, auch die russischen nicht ausgenommen, hinderlich ergeht, und das, was sich nicht fügen will, ist im Grunde doch nichts Anderes als die — Türkei. Denn was mit ihr der natürliche Lauf der Dinge will, wollen die Diplomaten nicht, und was die Vorsehung nicht will, wollen sie alle. Wenn sie Recht behalten, so soll das hergebrachte Pfortenregiment nicht in den letzten Zügen liegen, und die Lösung der eigentlichen orientalischen Frage sich durchaus verschieben lassen. Freilich, wenn diese zwei Wünsche der Diplomaten möglich, ich will nicht sagen christlich, wären, dann hätten ihre Verhandlungen in Wien den rechten Gang genommen, dann wäre namentlich die Auslegung des dritten Punktes von entschiedenster Bedeutung; und nachdem sie nun einmal beide Unmöglichkeiten sogar als real und wirklich vorausgesetzt, thun sie dort bona fide, was sie thun, aber Alles als vergebliche Arbeit. Ich wiederhole: mit dem vierten Punkte, mit einer Neugestaltung der europäischen Türkei im christlichen Interesse, hätten die Conferenzen beginnen müssen, wenn jene zwei Grundirrthümer nicht die ganze Anschauung alterirt hätten, und wä-

ren dann dieselben geglückt, so hätte alles Uebrige viel geringere Anstände geboten, Rußland überhaupt sofort aufgehört, furchtbar zu seyn für die Türkei. Nachdem es aber ergangen, wie es unter den zwei irrthümlichen Voraussetzungen gehen mußte, war von den Conferenzen nichts mehr zu hoffen, nur mehr zu fürchten und zwar als das Schlimmste: ein friedlicher Erfolg.

In der That war jetzt das größte Unglück des Czarthums der selbsterregte Fanatismus seiner Russen, der es hinderte, in den Conferenzen Alles und Alles mit vollen Händen zuzugeben: Sebastopol in die Luft zu sprengen, den Rest der Flotte zu verbrennen und ihren Wiederaufbau abzuschwören, die Festungen an der Donau zu schleifen, die Moldau-Walachei am liebsten ganz wieder den Türken heimzugeben. Der Czar wäre des endlichen Triumphes immerhin sicher gewesen, solange der Inhalt des vierten Punktes lautet: für die Rajah wollen wir „gemeinschaftlich" nichts thun! Nur mußte der Czar sich schnell und eiligst zum Frieden beugen, damit nicht die Türkei zusammenfalle, ehe noch die Kriegsrüstung der drei Mächte reducirt und ihre Allianzacten in's Archiv überbracht wären. Statt dessen leidet er jetzt auch seinerseits Strafe für den himmelschreiend blutigen Mißbrauch, den er mit dem christlichen Namen getrieben. Durch kleinliche Künste suchte seine Diplomatie abermals mit der einen Hand zu gewähren, mit der andern wieder zu nehmen, glaubte mit solchen Mitteln Oesterreich zu dupiren, indem es bezüglich der zwei ersten Punkte einige Bereitwilligkeit verrieth, und trachtete schließlich gar noch, den dritten Punkt ganz zu seinem Vortheil auszubeuten: zu der langersehnten Oeffnung des Mittelmeers für seine Marine. So wird denn der Czar schließlich nichts Anderes haben als Krieg, Krieg mit der ganzen Coalition, den er eben vermeiden wollte um jeden ihm erschwinglichen Preis.

Für Deutschland dagegen kann nichts Glücklicheres begegnen als dieß; denn nie wieder würde es die Gehülfen

von heute zum Werke seiner Selbsterhaltung finden. England, das jetzt in eine Bahn gerathen und in ihr fortgeschoben wird, aus welcher es nur durch ein halsbrechendes Wagniß entspringen könnte, wird doch sicherlich ein zweites Mal diese Spuren nicht wieder betreten. Frankreich fühlt sich jetzt als Macht auf und am Mittelmeer durch Rußlands gemeingefährliche Politik bedroht und schärfer, als der Moniteur jüngst gethan, konnte die Wahrheit nicht mehr ausgesprochen werden, welche man nur in Berlin nicht bekennt, während sie sogar der Schah von Persien dem Dost Mohamed von Kabul zu bedenken gab: „der Moskowiterczar würde Herr von Europa seyn, wenn er sich der Türkei bemächtigte", oder auch nur, wie der Moniteur sagt, gegen die Dardanellen vordränge. Was stets die größte Gefahr bei der orientalischen Frage war: eine Allianz Rußlands mit Frankreich, ist, nicht durch die Schuld des Czaren, nicht nur nicht eingetreten, sie ist auch nicht mehr zu fürchten. Aber die Russen wissen wohl, warum sie die Franzosen, wie überall, so auch vor Sebastopol mit größter Artigkeit behandeln, die Engländer hingegen nach umgekehrtem Maßstabe; Frankreich fürchten sie, England nicht mehr, und in Paris könnten wieder andere Zeiten kommen, wie sie 1828 auch schon einmal da waren. Oesterreich aber — wie schwer würde es innerhalb kurzer Frist zum zweitenmale zu so furchtbarer Rüstung sich erheben, selbst in abermaliger Allianz mit Frankreich, geschweige denn von diesem verlassen, wie es 1828 war, und von den „deutschen Brüdern" verrathen wie heute.

Oder glaubt man etwa: wenn Rußland jetzt die Anmaßung seiner exclusiven res domestica mit der Türkei, laut Interpretation des vierten Punktes, einstweilen zurückzieht, wenn es jetzt wirklich Europa den Beruf zugesteht, „gemeinschaftlich mit Rußland diese Frage von allgemeinem Interesse für die gesammte Christenheit zu lösen" (Circulare vom 10. März d. Js.): glaubt man etwa, daß es diesem Gemeinsamkeitsprincip auch dann treu bleiben würde, freiwillig und

ungezwungen von der Schärfe des Schwertes auf seiner Brust, wenn die orientalische Frage einmal recht anhebt und die Pforte über Nacht zusammenstürzt? Wie nämlich der vierte Punkt jetzt verstanden wird, d. i. rein negativ, ist er dem Czarpapst nicht im mindesten hinderlich; hätte man ihm hingegen einen positiven Inhalt gegeben, die Reorganisation der Türkei im christlichen Interesse, so würde er für Rußland unannehmbarer gewesen seyn, als selbst der dritte. So aber, wie er jetzt lautet, kann es leicht seinen exclusiven Einfluß auf dem Papier verläugnen, in Wirklichkeit übt es ihn nur um so mehr: erhält Serbien in seiner trostlosen Lage, setzt ihm die Minister ab und ein, herrscht von da über Bulgarien und bis an die Adria, gebietet in Montenegro und von hier über die griechischen Provinzen, unterhält die gräco-slavische Propaganda bis Constantinopel, wie es auch jetzt inmitten des Kriegs alles Dieß mit größter Pünktlichkeit gethan. Und wenn nun einmal die Stunde des Zugreifens schlägt, dann sollte Oesterreich, möglicherweise nichts vor und nichts hinter ihm, mit dem Conferenz-Protokoll über den vierten Punkt in der Hand dem Czaren erklären: „hier steht, daß du uns sollst mitthun lassen und sollst nichts thun ohne uns"? Und so sollte es erhört werden?! Deutschland hat daher viel von den Conferenzen zu erwarten, nämlich: nur um Gotteswillen nicht ihren Frieden!

Für die Türkei aber wird vielleicht in Constantinopel geschehen, was in Wien nicht geschieht, schon weil England mit im Rathe sitzt. Dort stehen die Dinge, wie sie nicht besser könnten. Provinzen und Personen sagen sich vom sultanischen Imam los, weil sein freier Wille gefesselt sei; in den Höhen steigt wo möglich die allgemeine Corruption auf den alliirten Bajonetten noch höher; in den Tiefen sehnt man sich nach dem verlornen Paradies der Forderungen Mentschikoffs zurück, und nur die Furcht thut noch der verhaltenen Wuth des Islam gegen die Fremden Einhalt. Kurz, die ganze Türkei bebt, knarrt und kracht unter und über der Erde.

Es sind vierzehn Tage her, daß unter diesen Umständen Berichte kamen: die Pforte habe die zwei, von ihr sonst stets für unausführbar erklärten, großen „Reformen“ nun wirklich beschlossen: Aufhebung des Kopfgeldes und folgerichtig Wehrpflicht der Rajah, so daß künftig Giaur und Moslim unter Einer Fahne stehen, je nach Gelegenheit auch diese von jenen commandirt seyn sollten. Die Motive lägen auf der Hand; um ein türkisches Heer auf den Beinen zu halten, gibt es keinen andern Ausweg mehr als Beiziehung der Christen, denn was vor Allem der Türkei zu mangeln beginnt, das sind Türken. „Kein Zweifel, daß die Regeneration der Türkei jetzt wirklich anfängt,“ las man in den abendländischen Zeitungen; in der Türkei selbst aber sahen nur die anglomanischen Reformer nicht, daß dieß ein „Anfang“ wäre mit dem schleunigsten Untergang. Das halbofficielle Journal de Constantinople verkündete also zwar jene Beschlüsse, aber nach acht Tagen widerrief es sie wieder „als noch nicht reif“.

Das beweist, daß Lord Redcliffe mit seiner Reformpartei denn doch sogar mitten unter den alliirten Bajonetten schwach ist. „Lordobercommissär der Türkei“ nennen ihn die Moslims in bitterm Hohne auf sich selbst. An der Spitze ihres unbeschreiblichen Hasses speciell gegen den englischen Einfluß steht die Partei der Stock- oder Alttürken. Bei ihnen wächst die Sympathie für Frankreich, wenn auch nicht für die französischen Bajonette, ganz natürlich in dem Maße ihrer Opposition gegen die Reformer. Schon vor vier Monaten traf mehrere dieser Malcontenten das Exil, weil sie mit Petitionen gegen die englische Partei sogar an Prinz Jerome sich gewendet. Mehr als von der christlichen Diplomatie ist daher jetzt von den Stocktürken der rechte Anfang einer Reorganisation zu hoffen; in ihrer verzweifelten Lage dürfte ihr nationalstolzer Patriotismus denn doch endlich den einzigen Ausweg ihnen weisen: nicht liberale Emancipation, sondern Separation der türkischen Christen.*) Sturz des englischen Einflusses ist

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Band XXXIV. S. 1103 ff.

erste Bedingung eines jeden rechten Anfangs. Er zittert aber auch schon an der Themse und am Bosporus, und nicht umsonst. Denn Napoleon III. wird inmitten seiner gewaltigen Heersäulen in Constantinopel persönlich erscheinen. Und — welche Fügung! — nachdem er in London zugleich mit dem Oberbefehl über die englische Krim-Armee betraut worden, wird er als englischer Befehlshaber die diplomatischen Lorbeeren Redcliffe's zerreißen. Ueberhaupt — ein Napoleon Commandant der letzten englischen Armee, was dürfte man jetzt noch für unmöglich halten?!

Seit Jahresfrist ist das politisirende Europa gründlich entwöhnt, seine Augen vor Allem auf England geheftet zu halten, wie es fünfzig Jahre lang unverwandt gethan. Von ihm erwartet man keine Entscheidung, keinen Ausschlag mehr; dieses stolze England ist ein Anhängsel geworden, ob es nun bei der bisherigen Allianz ausharrt, oder die Gebete der Berliner-Stiftshütte erhört, vielmehr erhören darf, und dritter nordischer Hort wird. Das einst so übermüthige Inselreich verhüllt auch billig sein Angesicht aus Scham über die vergangene Schande, die fortwährende Impotenz und die künftigen Dinge, welche schon deutlich genug in seiner innern Lage selbst angedeutet sind. Geld thut es doch nicht ganz im Rathe der Völker; diese werden von nun an Eine Antwort haben für alle Prätensionen der englischen Politik: das Wörtlein „Krim". Sebastopol! gellt es in die englischen Ohren in Irland und am Bosporus, von Aegypten bis China. England unter Frankreichs Daumen! ächzt das Israel an der Spree. England mit dem total ruinirten militärischen Ruf! schallt es den englischen Werbern überall entgegen, selbst wenn sie unter den halbwilden Albanesen Menschen-Opferfleisch für ihre Generale kaufen wollen. Welche Ohnmacht unserer Herrscher! stutzen die Völker Ostindiens, während jene Herrscher einen Theil der türkischen Armee zu lei-

hen nehmen, und während sie alle Taschen ihrer Macht umkehren, um den Franzosen in Stambul noch ein Gegengewicht zu geben. Aber ihre politische Niederlage wird nur um so größer seyn, in ganz andern Dingen noch, als wegen des Kanals von Suez, den der von Lord Redcliffe in Constantinopel repräsentirte grüngelbe Neid Oesterreich und Frankreich nicht gönnen will. Ja, Englands verlorenes Prästigium ist schon eine reife Frucht des orientalischen Handels, wie er nach Gottes Erbarmung bisher sich verlief, das Prästigium ebendesselben Englands, dem weiland Czar Nikolaus nicht etwa nur ein Monopol auf Suez, sondern ganz Aegypten schenken wollte und Candia dazu. Welcher Wechsel der Dinge in kurzen zwei Jahren!

Demüthiger Verehrung voll beugte sich nahezu die ganze continentale Staatsweisheit fünfzig Jahre lang in den Staub vor dem Musterstaate constitutioneller Freiheit, der Hochschule innerer und äußerer Politik. Da hebt Napoleon III. das schnurstracks entgegengesetzte System in Frankreich, sage in Frankreich auf den Thron; an dem „ewig denkwürdigen 16. April", wie „Times" sich ausdrücken, kommt er, um persönlich in London den Zoll der Bewunderung von England zu holen, und er wird ihm gespendet in einem unerhörten, unglaublichen Maße und mit einem alle Grenzen übersteigenden Enthusiasmus, dem die sonst tonangebende Presse nur in stammelnder Consternation gegenüberstand. Sie fühlt wohl, was es ist, das den nüchternen Engländer also hingerissen hat. Der Mann, der in zwei oder drei Jahren seinem Lande für den Frieden wie für den Krieg mehr geleistet, als die Welt je erwarten konnte, trat persönlich an die Seite der frisch geoffenbarten allseitigen Ohnmacht des gepriesenen Selfgovernements, und von ihm hofft für den Augenblick England seine Rettung. Geschieht nicht bald etwas Rechtes, hatten die „Times" zwölf Tage vorher gedroht, „so wird die Volksungeduld gewiß auf irgend einer radikalen Veränderung in unserm gegenwärtigen Regierungssystem bestehen." Eben

diese Volksungeduld war es, was die Königin der Insel zu der verhängnißvollen Einladung zwang, die einen Napoleon als Englands Heiland im Triumphe aufführen sollte. St. Helena hätte furchtbarer nicht gerächt werden können!

Es ward aber zugleich noch viel mehr an England gerächt: die ganze conservative Ordnung Europa's. Der 16. April 1855 wird in der Geschichte Englands den Wendepunkt bezeichnen vom Uebermuth zum Siechthum des Kleinmuths. Je höher jener, desto tiefer dieser, wie man im alltäglichen Leben erfährt, sobald das Glück sich wendet. England stand auf dem Gipfel seines Uebermuthes, als es vor vier Jahren den hohlen Schwätzer Kossuth wie einen compatriotischen Triumphator empfing, und zwei Jahre lang nicht pausirte, ganz Europa mit der Revolution zu bedrohen. Es stand noch dort, aber schon war die Hand des Schicksals an den Fuß der Leiter gelegt, als seine allmächtige öffentliche Meinung über den napoleonischen Staatsstreich wie von der Tarantel gestochen sich gebehrdete, im Namen der als lebendige Leiche hingeopferten französischen Republik. Die Leiter wankte endlich, aber England merkte es nicht, als Czar Nikolaus Aegypten und Candia anbot und zurückgewiesen wurde. Jetzt, am 16. April, schrieb Viktor Hugo's Druckerei vive la republique an ihre Schaufenster, und bekam dafür vom Londoner Volke einen Steinhagel in's Haus; und als drei Chartisten Pasquille auf Napoleon III. austheilten, die doch nichts Anderes als eine Anthologie aus den drei vornehmsten Londoner Organen vom Dec. 1851 und Jänner 1852 enthielten, da brachte die Polizei sie in Haft. Kein Vernünftiger wird aus solchen Anzeichen schließen, daß Englands öffentliche Meinung sich bekehrt habe von den revolutionären Ideen für den Continent, wohl aber ist sie verkehrt worden zum Kleinmuth, ja zur Feigheit, in der sie nun im Alliirten den Beschützer erblickt.

So wenig ist an eine eigentliche Bekehrung zu denken, daß der Engländer in ihrem Gegentheil vielmehr noch den

einzigen Halt gegen die baare Verzweiflung verehrt. Ja, wollte der Gast nur die Ideen für die „unterdrückten Völker" zum Bunde zulassen, dann stiege auch das Gewicht Englands wieder, und nähme seine Inferiorität neben Frankreich ein Ende. Darum werden von der öffentlichen Meinung Englands diese revolutionären Ideen auch immer wieder angerufen, sobald sie etwas Luft zu spüren vermeint, wie man denn erst in diesen Tagen noch erprobte, als Gerüchte über eine Neigung Oesterreichs, neutral zu bleiben, in London spukten. Der Gast aber widersteht unbeweglich. Wohl muß er in der Berliner Stiftshütte z. B. förmlich als revolutionäre Vogelscheuche dienen gegen die wahrhaften deutsch-nationalen Gefühle; aber zwei Thatsachen bleiben dennoch wahr. Er hat im eigenen Lande vor der rothen Revolution nicht, wie sogar gebornen Königen soll begegnen können, die Pickelhaube grüßend gezogen, sondern er hat und hält sie besiegt. Und er suchte in dem Weltkampf nicht die Allianz der „unterdrückten Völker", sondern er suchte die einzige unwandelbar conservative Allianz: die Oesterreichs. So darf er seine Politik dem eigenen Volke und Europa offen darlegen, wie jüngst im Moniteur geschehen; und er kann ruhig abwarten, bis man in dem deutschen Hauptlande der „freisinnigen Institutionen" desgleichen zu thun wagen wird. So lange aber die Allianz mit Oesterreich, d. i. die einzig mögliche conservative Allianz des Westens, das Ziel Napoleons III. ist, wird freilich andererseits Englands Gewicht und Credit immer tiefer sinken. Daß er seinen Besuch in London mit feinem Takte benützt hat, um im Stadthaus an der Themse öffentlich das Verhältniß anders und gefälliger darzustellen, macht es für England um nichts besser; gelungen aber ist ihm die Darstellung vollkommen. Man wird fortan an der Spree wie an der Newa weniger sanguinisch auf einen „Umschwung" in der öffentlichen Meinung Englands sündigen.

Soviel ist allerdings richtig, daß die disraelitischen Tories seit dem 16. April nur um so mehr in ihrer Ansicht be-

stärkt seyn müssen: daß es vor einem völligen Herabsinken unter Frankreich für England keine andere Rettung mehr gebe, als schleunigen Bruch mit Napoleon III. und Oesterreich, schleunige Vereinigung mit Rußland und Preußen. Aber die Frage ist, ob seit dem 16. April die Actien dieser Partei nicht vielmehr völlig entwerthet sind. Die öffentliche Meinung Englands fühlt wohl, wie Muß ein bitteres Kraut, und die Lage aller Dinge, sowie der Küsten Albions insbesondere, jetzt eine andere ist, als dazumal, wo gerade die Tories es waren, welche die französische Allianz gründeten. Sie rechneten freilich ganz anders, als es nun wirklich ergangen. Hätte Napoleon nur, statt dem Bündniß mit Oesterreich, der Allianz mit der Revolution zugestrebt, dann dürfte England jetzt nicht über erdrückende Inferiorität sich grämen; die Offiziere der beiden Alliirten brauchten jetzt nicht vor Sebastopol sich zu hassen, in Constantinopel sich kaum zu grüßen, und die Mannen Disraeli's hätten nicht nach Berlin hinüber zu schielen. Vielmehr wären sie heute noch die andächtigsten Anbeter des napoleonischen Sternes, wie vor zwölf Monaten.

Aber nicht in Paris, sondern nur an der englischen Hoffnung Israels an der Spree ist zu sehen, wie „Conservatismus" und Revolution Hand in Hand zu gehen vermögen. Man erinnert sich vielleicht noch, wie im Jänner 1854 plötzlich das Gerücht auftauchte, der Graf von Chambord werde zur Besiegelung der Fusion zwischen Legitimisten und Orleanisten nach England kommen und Claremont, den Aufenthalt der verbannten Orleans, besuchen. Die Presse der Tories forderte damals nicht nur von der Königin, daß sie bei den Koburgern die Nichtaufnahme des Grafen in Claremont durchsetze, sie drohte dem „Prätendenten" auch noch mit dem englischen Gesetz, „welches verbiete, Verschwörungen auf englischem Boden gegen befreundete Regierungen zu organisiren, indem das bloße Hierseyn des verbannten Fürsten eine Verschwörung constituiren würde". So sprach der „Herald" wörtlich in der „denkbar ungezogensten Sprache", und „er that

das in demselben Blatte, in welchem er die Bewaffnung der polnisch-ungarischen Emigration für die Türkei gegen Rußland als Janitscharen predigte.“ Und was noch merkwürdiger ist, ich entnehme dieses Urtheil wörtlich der — Kreuzzeitung vom 22. Jan. 1854. Sie, die jetzt das Heil der Welt von der neuen Einsicht derselben Tories erwartet, variirte damals nach allen Tonarten über das Thema: „die Derbyiten, die jetzt ganz in den Vordergrund getreten sind, benehmen sich wie wahre Tollhäusler, die auf den Namen einer conservativen Partei auch nicht den geringsten Anspruch mehr haben;“ „ist das conservativ, so muß Disraeli dem gemüthlichen Herrn Kossuth Privatstunden ertheilen;“ „wenn England noch weiter begierig auf die Lehren horcht, die ihm von den Revolutionspredigern aller Völker verkündigt werden, so wird Albion bald herabtreten von dem Platz, den die Weltgeschichte ihm heute eingeräumt hat; denn die Todten reiten schnell“.

Sie sind allerdings „schnell geritten“, und seit dem 16. April ist Altengland völlig überrannt. In demselben Maße zwar rührt sich Jungengland, und dessen entschiedenste Fraktion haßt den „Despoten“ über dem Kanal so bitter, als man in Berlin nur immer wünschen kann. Aber leider ist die Fraktion politisch noch schwach, und auf auswärtige Allianzen weniger versessen. Sie will England von Innen heraus kuriren, wie die Tories es kuriren von Außen hinein. Es sind die englischen Republikaner, die ich meine; jene Partei, welche vor etlichen Jahren sich noch Chartisten nannte, darauf den Namen „Radikale“ sich beilegte, seit einigen Monaten aber den Schleier gelüftet hat, und sich jetzt keck den rechten Titel gibt. Machte zur Zeit nicht die große Masse des Bürgerthums in England immer noch die Faust im Sack, so wären diese „Republikaner“ gewiß ein sehr schätzenswerthes Element für die russisch-preußische Politik. Wie denn alles Rothe faktisch bereits thut, so stünden natürlich auch sie, mit der Aristokratie der Tories, auf dieser Seite gegen die conservative Allianz, zwischen

Frankreich und Oesterreich. Sie hoffen jetzt freilich zuversichtlichst auf eine förmliche Revolution in England, und haben jüngst wieder ihr erstes Lebenszeichen mit großem Eclat gegeben. Als sich nämlich in Folge der öffentlichen Untersuchung über die Krim-Expedition eine „National-Constitutional-Association" bildete zu dem Zwecke, „dem oligarchischen System ein Ende zu machen, durch welches einige wenige Adelsfamilien alle hohen Aemter des Staates monopolisirt haben," und am 15. März in London-Tavern ihr erstes dichtgedrängtes Meeting gehalten ward, verschafften die Chartisten, welche der Meinung sind, daß es noch andere als bloß aristokratische Monopole in England gebe, sich und ihrem Führer Ernst Jones mit Gewalt Eintritt und zuletzt auch den Sieg im Meeting, nachdem sie die Bourgeoisie zum großen Theile aus der Thüre geworfen hatten. Indeß ist der ganze Sieg doch immer noch eine Frage der Zeit, obwohl die Partei in ihrem „Charter" längst eine neue Verfassung für England fix und fertig hat *).

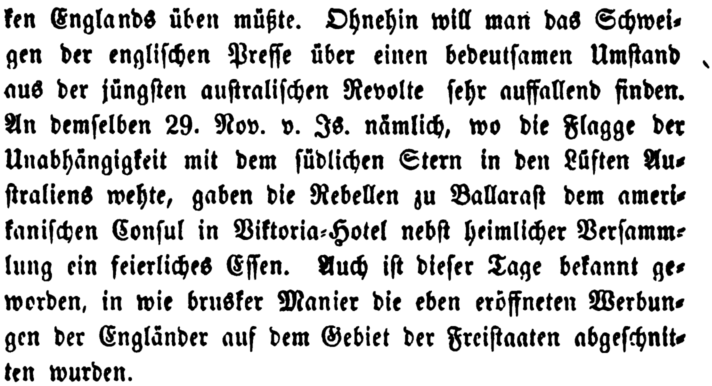
Gewiß gehört dieser Socialismus so gut wie jener Conservatismus zu Englands Geschichte der Zukunft; aber wer sich am 16. April auf den Boden des praktischen Englands stellte und umschaute, mußte sich gestehen, daß die Hoffnungen Spree-Israels von ihm zwar reizend seien, für den unumgänglichen Drang des Augenblicks aber krankend an hektischer Schwäche.

Man rechnete zu Berlin in den jüngsten Wochen wirklich eine Zeitlang auf England, daß es durch seinen Rücktritt die westliche Allianz sprengen und im Verlauf mit den nordischen Horten gegen Oesterreich und anderweitigen „papistischen Süden" sich wenden werde. Ebenso sicher ist, daß Frankreich Sieger blieb über derlei preußische Hoffnungen, und diese seit Mitte des Monats schwer darnieder liegen. Sie waren aber noch nicht die letzten. Es gibt über England

*) Kreuzzeitung vom 22. März 1855.

hinaus noch ein großes Land, das man von Anfang an nicht aus den Augen lassen durfte, das überdieß gleichfalls seine Israelswürde behauptet, so gut wie man dieß je nach Umständen an der Spree und an der Newa thut. Ich rede von den vereinigten Staaten Nordamerika's. Diese Blätter haben schon früher wiederholt angedeutet, daß im weiteren Verlauf der bevorstehenden Krisis zweifelsohne auch die nordamerikanische Union unter den großen Mächten auftreten werde, zum erstenmal europäischen Fragen gegenüber, und daß sie überhaupt bereits tiefen Schatten in die alte Welt hineinwerfe. Das Organ der herrschenden Partei in Berlin berichtete sonst und lange Zeit hindurch mit besonderer Vorliebe von den zweifellosen Sympathien der Union für Rußland; plötzlich aber verstummte es in auffallender Weise über diese erfreulichen Thatsachen jenseits des Oceans, obgleich dieselben wirklich immer festere Gestalt gewannen, und gerade jetzt machen sich in der Presse eigenthümliche, dem Berliner Centralbureau gleichsehende Manöver zur Beirrung des Publikums deßfalls bemerklich. Kaum schwanden nämlich die russischen Aussichten auf eine veränderte Machtstellung Englands, kaum neigten sich die Dinge wieder sichtlicher zum allgemeinen Krieg: so ging in tiefem Geheimniß die dunkle Sage um, Rußland verhandle mit der nordamerikanischen Union um ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die vereinigten Mächte Europa's.

Diese Allianz des Czarthums dürfte die deutsche Politik Preußens unbedenklich für einen zeitweiligen Ersatz der englischen ansehen, und zugleich als eine gerechte Strafe für die mißlungenen Schritte des Herrn von Usedom in London. Zwar ist die reguläre Kriegsmarine der Union zehnmal schwächer als die Englands; aber jene hat auf den Behelf der Kaperei nicht verzichtet, und da es bekanntlich ein Canada, ein Cuba, ein Australien mit verschiedenen englischen Interessen gibt, so ist leicht zu ermessen, welchen Druck ein kriegerisches Zusammenwirken der Unionsflotte mit Rußland im Rük-



ken Englands üben müßte. Ohnehin will man das Schweigen der englischen Presse über einen bedeutsamen Umstand aus der jüngsten australischen Revolte sehr auffallend finden. An demselben 29. Nov. v. Js. nämlich, wo die Flagge der Unabhängigkeit mit dem südlichen Stern in den Lüften Australiens wehte, gaben die Rebellen zu Ballarast dem amerikanischen Consul in Viktoria-Hotel nebst heimlicher Versammlung ein feierliches Essen. Auch ist dieser Tage bekannt geworden, in wie brusker Manier die eben eröffneten Werbungen der Engländer auf dem Gebiet der Freistaaten abgeschnitten wurden.

So viel ist richtig, daß eine russische Allianz an sich in der Union durchaus populär wäre, und der gegenwärtige Präsident mit seiner Friedenspolitik so völlig unpopulär ist, daß, im Falle eines europäischen Krieges, ein entsprechendes Programm bei den nächsten Wahlen die gewichtigste Empfehlung seyn dürfte. Die Sympathien der Yankee's für Rußland sind unbestritten und überwiegend, eine auf den ersten Blick vielleicht wunderliche, aber leicht erklärliche Thatsache. Vor wenigen Jahren wußte man in der Union von Rußland noch so viel wie vom Innern China's; seitdem aber erregte es die nordamerikanische Aufmerksamkeit in hohem Grade und gab sich auch alle Mühe, ihr im glänzendsten Lichte zu erscheinen. So imponirt denn nicht nur das materiell Kolossale am Reiche des Czarpapsts dem despotischen Staate des mehreren Volkswillens im Westen, sondern die gelesensten Blätter entblöden sich auch schon nicht mehr, Rußland als ein wahres Utopien weiser und volksfreundlicher Herrschaft anzustaunen. Die inneren Schäden sehen sie nicht; erfaßten sie aber auch dieselben, so ist doch die allgemeine Corruption in ihrem eigenen Haushalt so riesengroß, daß die im czarischen ihnen weder unbegreiflich noch abschreckend vorkommen könnte. Auch sonst gibt es zwischen beiden Mächten manche Aehnlichkeiten, Berührungspunkte und gemeinsame Interessen, z. B. das zwischen ihnen und Preußen vereinbarte neue See-

recht von der neutralen Flagge, während andererseits ein Widerstreit der beiderseitigen Interessen zwischen Rußland und der Union nie bestanden hat und sobald nicht bestehen wird. Dieser Umstand nähert und verknüpft sie einander sicher noch dauernder, als der gemeinsame Haß gegen England. Rußland kann mit aller Consequenz sein Streben nach der Weltherrschaft verfolgen, ohne die Wege der gleichfalls nach Weltherrschaft strebenden Union durchkreuzen zu müssen, und schließlich könnten die Beiden es auf eine brüderliche Theilung ankommen lassen.

Allerdings, wenn die Yankee's bloß ruhig für sich, für ihren bunten Populationswust und ihr ungeheures Gebiet an noch ödem Land leben wollten, würden sie jeder Einmischung in die europäischen Fragen sich enthalten. Aber man irrte, wenn man dieß von den Yankee's voraussetzen wollte. „Im Gegentheil," äußerte ein Augenzeuge ihres Treibens jüngst über Benton's Autobiographie, „sind sie allmählig der festen Ueberzeugung geworden, daß sie das erste Volk der Welt und zur Herrschaft über alle anderen berufen seien; es mag seyn, daß die Gebildeteren unter ihnen dieß anders ansehen, allein diese haben nicht den mindesten Einfluß auf die gerade hier allmächtige öffentliche Meinung." *)

Vollends ausgebildet hat sich übrigens dieser Zug im Charakter der Union erst im Laufe des vorigen Jahres durch eine neue, alle öffentlichen Verhältnisse alterirende und umkehrende Bewegung, die heute schon fast die ganze Union siegreich mit sich fortgerissen haben soll, und damit zugleich das Princip der gepriesenen nordamerikanischen „Freiheit". Kurz, die Union ist auch ein Israel geworden, kann heute oder morgen Manifeste erlassen troß denen des heiligen Synods an der Newa, gar nicht zu reden von der schüchternern und, abgesehen von den Sprachorganen, verzagteren Stifts-Hütte an der Spree. Seitdem, und namentlich nachdem England verstockten Herzens fortfährt, die Anmahnungen des Herrn

*) Allg. Ztg. vom 18. Nov. 1854.

von Usedom, seine Israels-Würde und seinen Hort-Beruf so schmählich zu mißachten, ist nichts möglicher und natürlicher, als eine Allianz der nordamerikanischen Union mit den Horten im Norden Europa's gegen den „papistischen Süden“. Trügt nicht Alles, so hat Czar Nikolaus selber schon daraufhin Einleitungen getroffen *).

Wie man es machen muß, um ein rechtes Israel und ein würdiger Hort zu werden, das haben die Yankee's vielleicht — wer weiß? — gerade von den disraelitischen Tories in England gelernt, so daß also diese möglicherweise noch unter selbstgebundener Ruthe Strafe leiden würden. Soviel ist gewiß, als Disraeli mit den Seinen eine Schwenkung der englischen Politik nach den nordischen Horten hin für nöthig zu halten anfing, warf er sich mit aller Macht auf die Erregung des religiösen Fanatismus, und bald waren die Umrisse auch für ein englisches Israel entworfen. Wilde Freude durchzuckte die Massen, als er die Losung austheilte wider den „papistischen Gottesdienst“. In Irland ist bekanntlich Belfast der Hauptsitz des Torysmus oder der „Oranienmänner“, von wo

*) Insbesondere gewisse Manöver auf religiösem Gebiete zeigen eine solche Richtung, sei es über den Kanal, sei es über den Ocean. Bekanntlich kam jüngst die Nachricht aus Polen, Czar Nikolaus habe in seinen letzten Lebenstagen das einzig noch übrige unirte Bisthum der Ruthenen aufzuheben und es seiner Cäsaropapie einzuverleiben befohlen. Dagegen berichtete ein paar Monate vorher in der Versammlung der Rochdaler Hülfs-Bibelgesellschaft der bekannte Russenfreund Quäker Bright: der Czar gewähre jetzt der englischen Hauptbibelgesellschaft eine jährliche Unterstützung von 3 bis 400 Pfund, „indem er seit Anknüpfung der Friedens-Unterhandlungen die Einfuhr von Bibeln zollfrei in seinem Reiche gestatte.“ Die Angabe beruhte auf Mittheilungen des Independentisten-Predigers Ellerby zu Petersburg; „es wird hinzugesetzt, daß in den letzten Monaten bereits starke Bibelsendungen von England aus in Rußland eingeführt und unter dem Volke verbreitet worden sind“ (Berliner Protestant. K.-Z. vom 20. Jan. 1855). — Allerdings wurde bald darauf die englische Juden-Mission in Polen ausgewiesen; die bestimmenden Gründe sind übrigens sehr erklärlich, und wirklich thut man sonst, in dieser neuesten Zeit, das Möglichste, um der Propaganda zu gefallen. So läuft in diesem Augenblicke der Bericht eines gewissen Missionärs Hahn durch die Journale, der, obwohl weiland kurländischer Deserteur, nicht nur in Petersburg selbst mit ausgesuchter Liebseligkeit aufgenommen wurde, sondern auch unter liberalster Förderung von Seite der Regierung das Reich bereiste.

sich die Fäden der Propaganda nach allen Seiten über das arme Erin spannen. Sie hielt im verflossenen November zu Belfast selbst eine große Versammlung, bei welcher der sehr vortreffliche Reverend Dr. Gregg sich erhob und sprach wie folgt: „Ich freue mich, daß Disraeli etwas in der Richtung gethan haben will; Viele sagen: wir trauen ihm nicht, aber organisiren wir uns so, daß wir im Stande sind, einen Führer, der uns einen Verrath spielen wollte wie Peel, in Stücke zu reißen. Disraeli bedeutet im Hebräischen Prinz Gottes. Er hat Peel *) vernichtet; eine größere Aufgabe wartet sein: den Geist Peel's aus der Verfassung auszurotten. Möge er den niederträchtigen Verrath (die Emancipation der Katholiken) zerstören, die subversive Politik stürzen! Möge er der Umkehr ein Ziel setzen, die jener notorische Verräther organisirt hat — denn Alles, was seit 1829 geschehen, ist Umkehr, Rückschritt!"

Geradeso galt es in Nordamerika, den Geist Washington's aus der Verfassung auszurotten, wenn auch der Yankee ein Israel seyn sollte, und diese Aufgabe ist es, welche der vielbesprochene und in der Union bereits allmächtige Geheimbund der „Nichtswisser" oder Know-Nothings auf sich genommen hat. Das nationale oder politische Moment daran, zufolge dessen der Bund die staatlich-bürgerlichen Rechte der Nicht-Eingebornen zu Gunsten der von diesen überwucherten Einheimischen beschränken oder aufheben soll, ist sichtlich erst Zweck in zweiter Reihe. Hauptzweck des Nichtswissers dagegen ist: daß „er keinen politischen, bürgerlichen oder religiösen Verkehr mit Katholiken haben darf, sondern alle Mittel anwenden muß, deren politische und religiöse Rechte aufzuheben." Man könnte meinen, dieses Programm sei frisch aus den Acten des heiligen Synods zu Petersburg mit amtlichem Vidimus versehen nach Nordamerika gekommen. Und wenn die „Nichtswisser" es auch noch officiell motiviren wollten durch die Sentenz der vorjährigen Presbyterianer-Synode

*) den Pflegevater der Katholiken-Emancipation. Selbst die Allg. Ztg. nahm am 18. Nov. 1854 von dieser Standrede des Meisters der Propaganda in Irland Notiz.

zu Philadelphia: „die römische Kirche sei keine Kirche, sondern eine Synagoge Satans, der Papst der Antichrist, die Priester ohne Autorität, die Sakramente zu spenden, und ihre Taufe keine Taufe“ — so wäre die Solidarität der beiden Israel im Osten und im Westen unverkennbar.

So hat uns denn die Rangirung in den Allianzen der nächsten Zukunft eine ganz außerordentliche und über die schwebende Frage als solche weit hinausreichende Bedeutung nach dreierlei Hinsicht: in religiöser nämlich, in politischer und in specifisch deutscher. Allerdings lauten die Proklamationen des deutschen Israels an der Spree viel schüchterner, aber es ist doch bekannt genug, daß man sich dort schon mit dem Gedanken eines „neuen dreißigjährigen Krieges“ vertraut gemacht hat. Wir können unsere Hände in Unschuld waschen. Wir fußten unverrückt auf dem nationalen Standpunkt, und freuten uns, thatsächlich wider den Vorwurf zeugen zu können, den man uns oft genug in's blutende Herz geschleudert, wider den Vorwurf: die Ultramontanen haben kein Vaterland. Es hat sich gezeigt, wer und wo die sind, welche wirklich kein deutsches Vaterland, sondern nur ihre fanatischen Begierden haben. Zwingen uns dieselben auch noch, einzugestehen, es bleibe wahr, was Viele von Anfang an sagten: die schwebende Frage sei eine religiöse Frage — so wird uns doch Niemand abläugnen, daß wir sie nicht dazu gemacht.

Bereits hat die nordamerikanische Union Einen Anknüpfungspunkt zum Streit in Europa und zwar einen sehr empfindlichen, indem er Dänemark angeht. Die in diesen Blättern öfter schon berührte Eventualität nämlich ist eingetreten: die Union hat den Sundzoll gekündet. Nun wird sie allerdings, wenn Dänemark auf seinem Recht besteht, nicht sofort den Krieg erklären, sie wird jedoch an dänischen Schiffen Repressalien nehmen. Der Sundzoll ist aber den Dänen von England garantirt, so daß jene einseitige Kündung im Grunde England den Handschuh hinwirft. Auch Rußland hat seine Garantie des Sundzolls erst noch am Anfange des

orientalischen Streites erneuert, und um so interessanter ist die Situation. Es muß sich zeigen, ob der Czar deßfalls freundlicher gegen Nordamerika sich halten wird, als gegen Preußen, für das jener Zoll eine ungleich größere Plage und ein eigentlicher Pfahl im Fleische ist, ohne daß seine Versuche, dieses Joch abzuschütteln, jemals von Rußland weniger Widerstand zu befahren gehabt hätten als von England. Oder ob nicht vielmehr überhaupt der Lohn für gewisse russischen Allianzen aus dem Leibe Dänemarks geschnitten werden soll, welches man in St. Petersburg seit dem Londoner Vertrage nicht ohne Grund bereits als russisches Kammergut betrachtet. Konnte man aus dem Nachlaß des kranken Mannes am Bosporus schon Aegypten und Candia verschenken, warum nicht Anderes an Andere aus dem Nachlaß des kranken Mannes am Kattegat?

Preußen verharrt also mit seinen schwer bedrängten Ostsee-Interessen in vielsagender Stille. Allerdings hat das Berliner Preßbureau Oesterreich von Zeit zu Zeit übel angelassen, daß es, in egoistischer Selbstsucht, nur immer von Donau-Interessen rede, jener norddeutschen aber in den Conferenzen mit keinem Worte gedenke; daß es also nicht thue, was zu thun man jetzt und früher selbst auf's Entschiedenste abgelehnt hatte, nicht ohne hinwiederum den frömmsten Schein von der Uneigennützigkeit der preußischen Politik weithin leuchten zu lassen. Indeß klingt durch jene schmähenden Vorwürfe selber schon stets ein Ton, der sagen zu wollen scheint: die „deutschen" Ostsee-Interessen seien dennoch, vielmehr gerade deßwegen bestens geborgen. Nur daß — wie Manteuffel am 17. April in der Kammer sich ausdrückte — die Sorge um sie „eher durch Schweigen eingeleitet wird als durch Worte." D. h. sie sind bestens geborgen, aber es ist dem Publikum noch nicht nützlich zu wissen, wie und durch wen sie bestens geborgen sind.

Als seiner Zeit Frankreich bei den Ostseestaaten anfragte: ob sie die Interessen ihrer Länder in dem schwebenden Streit gegen Rußland nicht für betheiligt erachteten, ließ, wie gesagt, na-

mentlich Preußen seine Uneigennützigkeit und die strenge Ascese seiner Politik erglänzen. Was wäre auch von Frankreich, selbst im Falle des Sieges, Bedeutendes zu erwarten gewesen, von ihm, dem alten Freund und Beschützer Dänemarks? Und wenn auch von ihm, was von England? Sprachen die „Times" im Oct. 1854 nicht ächt englisch, als sie sagten: „Eines der geläufigen Argumente jener deutschen Liberalen, die für den Krieg gegen Rußland sind, besteht darin, daß Preußen durch Betheiligung am Kriege die Macht gewänne, die Sundzölle abzuschaffen, die Herzogthümer (Schleswig und Holstein) zu emancipiren, und die Ostseeküste sich zuzueignen; um solchen Preis gelüstet uns aber gar nicht nach der Hülfe Preußens." Gut denn! Es war immer noch Einer, den um jeden Preis nach dieser Hülfe gelüsten mußte, warum also nicht um den Preis jener Punkte, von welchen „Times" richtig muthmaßten, daß ihre Bewältigung für die Ascese der deutschen Politik Preußens nach dem Norden hin ebenso zusagend wäre, wie andererseits die einiger ähnlichen Punkte in der Richtung nach der Stammburg im Süden? So vermag man denn jetzt den genannten „Liberalen" zu verstehen zu geben, was sie nie erreicht hätten von den Mächten des Westens, das sei erreicht bei, und werde erreicht werden durch jenen Einen im Osten. Nur reden darf man nicht viel und überhaupt nicht laut von solchem Erfolg, sonst könnte das deutsche Publikum leicht auf den Gedanken gerathen, die preußische Politik sei doch nicht ganz — uneigennützig.

Also — für Abschaffung des Sundzolls thätig zu seyn, „werde eher durch Schweigen eingeleitet, als durch Worte", sagte Herr von Manteuffel. Der Motivirung der Antragsteller selbst und in ihrem Wesen wollte er offenbar nicht widersprechen, erklärte die Frage vielmehr für „eine der schwersten Sorgen der Regierung". Mit scharfer Betonung hoben auch die Herren von Sänger und von Hennig hervor: „die Sundzollfrage sei im Norden Europa's viel wichtiger, als die freie Schifffahrt auf der Donau im Süden." „Wenn man", sagte der letztere, „Dänemark an Rußland annectirt, wenn

wir erst im Sund russische Zollschiffe haben, dann ist es Zeit, daß wir uns umsehen, wie wir uns selbst erhalten, dann wird für uns die Ostsee das schwarze Meer seyn, dann werden wir den kranken Mann abgeben." Die Commission ihrerseits hatte in ihrem Antrage bloß die Hoffnung ausgesprochen: die Staatsregierung werde nach Abschaffung des Sundzolls trachten, wenn sich einmal die Gelegenheit darbiete. Dazu bemerkte von Hennig: „Diese Gelegenheit ist jetzt da, jetzt, wenn die Regierung nur schleunig die Gelegenheit zu benutzen versteht. Wenn es wahr ist, daß die Westmächte bei Fortsetzung des Kampfes ohne Preußen nicht viel werden ausrichten können, und ich selbst bin dieser Meinung, dann wird es auch Preußens Aufgabe seyn, seine Mithülfe theuer zu verkaufen, denn jede Waare, die gesucht ist, hat auch einen hohen Preis."

Hierauf nun erwiderte der Ministerpräsident in der Sitzung vom 17. April: „was die Aufhebung des Sundzolls anlangt, so verlangt der Abgeordnete von der Regierung eine That: aber diese That läßt sich eher durch Schweigen als durch Worte einleiten." Er wollte sagen: die „Gelegenheit" ist schon benützt und „die Mithülfe theuer verkauft." Verstehen mußten sein „Schweigen" Alle, die von gewissen officiellen Eröffnungen vernommen hatten: wie Preußen sich bereits auf bedeutende Territorial-Vergrößerung versehen müsse. Auf Vergrößerung, hieß es, einerseits nach dem Norden hin, inclusive namentlich dem „Hafen von Kiel", andererseits gen Süden zur Herstellung der Verbindung zwischen dem Hauptland und der Stammburg auf sigmaringenschem Boden, im „schwäbischen Preußen", nach dem das Organ der herrschenden Partei schon so lockende Einladungen an die Berliner zu Lustreisen ergehen läßt, um nebenbei die künftige Ausdehnung des deutschen Israel von Czarthums Gnaden zu ermessen, vom „Kieler Hafen" südwärts. Auf dem Wege liegen gleichfalls mehrere Mittel- oder Kleinstaaten des deutschen Bundes; verstehen sie wohl auch, wenn Preußen redet und handelt „eher durch — Schweigen als durch Worte"?



XLIX.

Zur Reform der Philosophie.

I.

Der Materialismus und die neuere Philosophie.

Nicht blos ein Theil der Naturforscher huldigt in der Gegenwart dem Materialismus, sondern auch eine Anzahl Derer, die für Philosophen gelten, ist ihm zugethan, verficht seine Sache und sucht ihn zu verbreiten. Wie bei den Naturforschern so auch bei diesen Philosophen findet sich die materialistische Lebensanschauung je nach der Eigenthümlichkeit des Einzelnen verschieden modificirt. Der Eine verkündet sie mit größter Entschiedenheit und stellt sie mit cynischer Rohheit unverhüllt zur Schau; Andere suchen derselben eine gewisse ästhetische Verklärung zu geben und sie sogar mit einer Art moralischer Farbe zu überstreichen, bilden sie zu einer halt- und charakterlosen Zwittergestalt um, und wollen unter dem zweideutigen Namen „Naturalismus", oder „Realismus", oder auch „Anthropologismus" sie in Wissenschaft und Leben zur Geltung bringen. Sie suchen insgesammt mehr oder minder ihre Ansicht als die richtige Consequenz und als die eigentliche Wahrheit der großen philosophischen Richtungen und Systeme der Neuzeit, namentlich des Hegel'schen, darzustellen, und wollen als die ächten, wahren Nachfolger der

Urheber derselben gelten. Und in der That, kann man auch nicht Fichte, und selbst nicht Schelling in seiner früheren Richtung und Hegel geradezu als Materialisten bezeichnen, ja scheinen ihre Systeme sogar das gerade Gegentheil von Materialismus zu seyn, Idealismus nämlich, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß sie denselben durchaus nicht überwunden, sondern vielmehr, für die deutsche Philosophie wenigstens, erst recht angebahnt haben; denn wo einmal eine All-Einheit oder eine Identität von Geist und Natur behauptet wird, da kann sich eine wirkliche Unterscheidung von beiden nicht lange behaupten, sondern alsbald wird nur Eines von beiden für wesenhaft gelten, das Andere nur mehr als Schein, Form, Eigenschaft oder Thätigkeit dieses Einen, Wesenhaften. Welches von beiden aber als Wesen, und welches als unwesentlich sich darstellen wird, wenn nur die Wahl zwischen diesen beiden offen bleibt, das kann dem nicht lange zweifelhaft bleiben, der die Art der übertägigen Menschen kennt. Das Materielle, das sich sehen und greifen läßt, ist ihnen das Gewisseste, Unläugbarste; das also werden sie für das eigentlich Seyende, für das Wesen erklären, das sogenannte Geistige aber für Schein, d. h. für bloße Bethätigungsform des Materiellen. Das wird die Folge seyn, wenn die Behauptung für wahr gehalten wird, daß es nur Eine Substanz oder Wesenheit geben könne; denn das Geistige für das Substantielle zu halten, das Materielle aber für bloßen Schein, erfordert zu viel Ueberspannung und Raffinirtheit der Abstraction, ja führt zu leicht sogar in's Lächerliche; daher kann sich diese Meinung höchstens in der Theorie hie und da einige Geltung verschaffen, und wird zumeist nur als eine Wunderlichkeit angesehen. Nicht mit Unrecht also berufen sich die philosophischen Materialisten auf die genannten Meister der neueren Philosophie, auf die All-Eins-Lehrer, behauptend, daß sie nur klar und unverhüllt darstellen, was bei diesen in Dunkel und Unbestimmtheit gehüllt sei.

Indeß hat sich aus dem philosophischen Entwicklungsprozeß allerdings auch eine andere Richtung herausgebildet, die der Religion nicht feind ist, wie die materialistische, sondern sogar dem Christenthum zustrebt, und wo möglich ein Verständniß und eine Versöhnung zwischen diesem und der Philosophie herbeiführen möchte. Diese Richtung, die wir nebst jener, die von Anfang an bei philosophischer Forschung von christlicher Lebensanschauung ausging und sich vielfach mit ihr verbündete — als die eigentliche Trägerin des philosophischen Bewußtseyns in der Gegenwart betrachten dürfen, hat sich auch gegen den Materialismus gewendet und bekämpft ihn von dem Standpunkte aus, auf den sie sich gestellt. So sehr wir aber dieses Streben, jenen Feind der Religion, der Menschheit und ihrer höheren Natur und Gesittung zu überwinden, auch anerkennen, so stellen sich uns doch, wenn wir die Art und Weise in's Auge fassen, wie dieser Kampf gekämpft wird, Zweifel ein, ob der Sieg gelingen wird; ja bei näherer Betrachtung dürfte es zur Gewißheit werden, daß von dem Standpunkt aus, auf den sich diese Philosophie stellt, die materialistische Scheinwissenschaft nicht besiegt werden könne.

Wie man nämlich im Kampfe gegen den Skepticismus das menschliche Selbstbewußtseyn und die daraus hervorgehende Selbstgewißheit als das unbesiegbare Bollwerk betrachtet hat, von dem aus der Zweifel zu überwinden sei; so wird nunmehr auch gegen den Materialismus besonders das Daseyn und die Beschaffenheit des menschlichen Selbstbewußtseyns geltend gemacht, als eine von demselben uneinnehmbare Festung, an welcher sich seine Macht brechen müsse. Gewiß hat die Thatsache des menschlichen Selbstbewußtseyns auf philosophischem Gebiet große Bedeutung; das menschliche Selbst wenigstens ist das Centrum aller philosophischen Thätigkeit und Erkenntniß; das soll nicht in Abrede gestellt werden. Ob aber darum das Selbstbewußtseyn das Alles

leisten könne, was man von ihm erwartet, das ist dessenungeachtet noch sehr in Frage. Schon in Betreff des Skepticismus ließen sich manche Bedenken erheben. Allerdings ist durch das Selbstbewußtseyn die Gewißheit des eigenen Ich und seiner Thätigkeit, des Denkens, gesichert gegen den Zweifel; denn selbst das Läugnen oder Bezweifeln des Denkens setzt ja wieder dasselbe schon voraus, sonst wäre es selbst nicht einmal möglich, weil es auch ein Denken, eine bewußte Thätigkeit des Ich ist. Allein mit dieser Selbstgewißheit ist in der That noch nicht viel gewonnen; nur gegen den könnte damit argumentirt werden, der sich einfallen ließe, sein eigenes Daseyn, sein eigenes Ich zu läugnen oder zu bezweifeln — wenn man es der Mühe werth finden wollte, gegen einen Solchen ein Wort zu verlieren. Allein durch die Selbstgewißheit ist vorläufig doch nichts weiter gewiß, als das Ich und sein Denken; daß aber auch das Objektive, das Gedachte gewiß und wahr sei, ist damit noch keineswegs entschieden; die Gewißheit durch das Selbstbewußtseyn reicht über das Subject und seine Thätigkeit nicht hinaus, und in Bezug auf das Objektive bleibt immer noch der Zweifel, ob oder wenigstens was es sei. Das ist also klar, daß mit der Gewißheit, Thatsächlichkeit des geistigen Seyns und Denkens die Richtigkeit, die Wahrheit des Denkens und seines Inhalts noch nicht gegeben ist. Ja die gewonnene Selbstgewißheit dürfte sogar dem Zweifel neue Kraft geben; denn je energischer, sicherer die Gewißheit des Ich und seiner Thätigkeit, des Denkens, ist, um so stärker, energischer wird sich gerade auch die zweifelnde Denkthätigkeit des Ich geltend machen wollen. Doch sei dem wie immer, wir wollten nur im Vorübergehen diese Schwierigkeiten berühren; unsere eigentliche Aufgabe ist hier, zu untersuchen, ob man durch die wissenschaftliche Betrachtung des Daseyns und der Beschaffenheit des menschlichen Selbstbewußtseyns, als solchem, den Materialismus zu überwinden vermöge, wie die positive Philo-

sophie der neuesten Zeit fast allgemein behauptet. Wir untersuchen zu diesem Behufe die Einwendungen, die einer der bedeutendsten Vertreter der oben erwähnten, dem Christenthum zustrebenden philosophischen Richtung gegen die Seelenlehre des Materialismus vorbringt, wodurch er diesen zu überwinden glaubt.

H. Fichte faßt nach näherer Prüfung der Seelenlehre des Materialismus *) das Resultat in folgende Momente zusammen, die er als entscheidende und widerlegende gegen dieselbe geltend macht. Für's Erste zeuge gegen den Materialismus schon die continuirliche Identität des menschlichen Bewußtseyns. „Die Bestandtheile unseres Leibes, mithin auch unseres Nervensystems und Hirns, sind einem beständigen Wechsel und Austausch ihrer stofflichen Elemente unterworfen. Es ist physiologische Thatsache, daß der Organismus im Verlaufe eines bestimmten Zeitraumes und zwar mehrmals während einer gewöhnlichen Lebensdauer sich völlig erneuert. Die Hirnpartikeln, aus deren Einheit unser Bewußtseyn resultiren soll, wandeln sich unablässig; die Identität des Bewußtseyns könnte daher nur so lange sich behaupten, als jene Elemente dieselben bleiben. Wäre daher das Bewußtseyn und die Persönlichkeit blos die Folge von der Einheit des Nervensystems, so müßte mit deren vollständiger Erneuerung auch das Bewußtseyn und die Persönlichkeit eine völlig andere werden. Weder die Einheit unseres Ich während unseres ganzen Lebens könnten wir behaupten, noch bleibende Erinnerung haben, Erkenntnisse uns erwerben, in einem bestimmten Charakter verharren, wenn dieß Alles an die flüchtigen Bestandtheile jener Nerven-Einheit geknüpft wäre. Die Thatsache von der Identität unseres

*) Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik von H. Fichte, H. Ulrici und Wirth. Neue Folge 25. Bd. I. und II. H. 1854. „Die Seelenlehre des Materialismus."

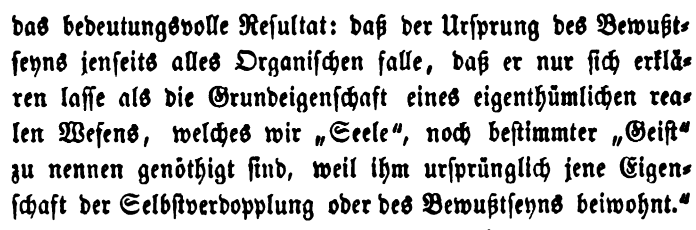
Bewußtseyns während der ganzen Dauer unseres Lebens hebt daher die materialistischen Hypothesen vollständig und unwiderlegbar auf. So bekannt jene Thatsache ist und so unabweislich die aus ihr zu ziehende Folgerung bleibt: so hat man sie doch bisher völlig übersehen; Beweises genug, daß man bei diesen Gegenständen immer noch weit mehr in der Region abstracter Begriffe und unbestimmter Möglichkeiten verweilt, als auf entscheidende Thatsachen geachtet hat. Nicht einmal die Thierseele, die es nur bis zum dumpfen Selbstgefühl bringt, die aber doch, wenigstens bei den höheren Thieren, einen bleibenden Grundtypus desselben während ihres Lebens zeigt, kann aus materialistischen Voraussetzungen erklärt werden."

Wer sollte nicht wünschen, daß es mit dieser Beweisführung gegen den Materialismus seine vollkommene Richtigkeit haben und daß sie bestehen möchte vor jeglicher Prüfung! Allein wollten auch wir sie für unwiderlegbar gelten lassen, leichthin sie als erwünschten neuen Gewinn annehmend: die materialistischen Gegner würden sie doch mit aller Schärfe prüfen und, wo möglich, ihre Schwäche und Unhaltbarkeit aufdecken — mit um so größerem Geschrei, je mehr wir Gewicht darauf gelegt hätten. Besser also, wir decken selber diese Schwäche auf, damit wir uns keiner falschen Beruhigung hingeben und den Gegnern keinen Triumph bereiten. Die beharrliche Identität des Bewußtseyns (und der Persönlichkeit) wird als Beweis genommen, daß dasselbe nicht blos die Folge von der Einheit des Nervensystems sei, also nicht organisches Product der materiellen, zusammenwirkenden Bestandtheile des Körpers seyn könne, weil diese beständig wechseln, also jene Identität des Bewußtseyns, als ihre Wirkung, nicht fortdauern könnte. Allein ist es denn in der That so, daß bei beständigem Wechsel der Bestandtheile das Ganze nie und nirgends in continuirlicher Identität fortdauern könne? Mit nichten ist dieß der Fall! Betrachten wir nur die Gestalt,

die Form des menschlichen Leibes mit all' ihren Grundzügen und Eigenthümlichkeiten; bleibt nicht der Grundtypus des Leibes derselbe das ganze Leben hindurch bei allem Wechsel der Elemente, und zwar derselbe mit allen, auch den kleinsten Eigenthümlichkeiten und Abnormitäten? So, daß wir hier mitten unter dem steten Wechsel und der unaufhörlichen Veränderung der Bestandtheile dennoch eine dauernde Gleichheit oder Identität der Form erblicken! Wenn nun das bei dem Aeußeren der Menschennatur geschieht, warum sollte es bei dem Inneren schlechterdings unmöglich seyn? Als allgemeines Gesetz wenigstens können wir es nicht anerkennen, daß schlechterdings keine Identität des Ganzen fortbestehen könne bei dem Wechsel der Theile, und darum kann in dieser Weise auch kein sicherer Beweis geführt werden. Die Materialisten würden dagegen sagen: Das Bewußtseyn ist bei der menschlichen Natur nach Innen zu das, was nach Außen hin bei derselben die Form oder Gestalt ist; Resultat des Zusammenwirkens der materiellen Bestandtheile könne das Bewußtseyn trotz der beharrlichen Identität desselben doch seyn, so gut unstreitig die äußere Gestalt Resultat dieses Zusammenwirkens ist und dennoch bei dem beständigen Wechsel des Zusammenwirkens dieselbe bleibt. Denn tritt auch einige Veränderung der körperlichen Form in den verschiedenen Altersstufen ein, so ist diese doch nicht größer, als etwa diejenige, die wir auch am Bewußtseyn, am geistigen Leben und Thun wahrnehmen können. Könnte auch die Art und Weise, wie sich die Identität des Innern der Menschennatur, des Bewußtseyns, bei dem Wechsel der Elemente zu erhalten vermag, nicht näher erklärt werden, so wäre dieß kein Grund, die Unmöglichkeit davon zu behaupten, denn wie viel geschieht thatsächlich, das wir nicht nach seinem nähern Verlaufe erklären können! Indeß könnte der Materialismus immerhin hiebei auch Einiges zur Erklärung beibringen und etwa sagen: die Identität des Bewußtseyns erhalte sich auf ähnliche Weise fort, wie auch

die Identität der leiblichen Gestalt, dadurch nämlich, daß nicht auf einmal alle elementaren Bestandtheile sich erneuern, sondern nur sehr allmählig, so daß die früheren stets die späteren in ihre Thätigkeit, in ihr Amt gleichsam einführen, und ihre Wirkungsweise nach Innen wie nach Außen ihnen anweisen in einer continuirlichen Tradition. Als wahrhaft triftigen oder unwiderlegbaren Beweis gegen den Materialismus können wir darum die „Thatsache von der Identität unseres Bewußtseyns während der ganzen Dauer unsers Lebens" nicht gelten lassen. Und wenn man behaupten würde, die Identität der äußeren Gestalt sei selber nur möglich durch die Identität des Lebensprincips, so hätte man doch für den Menschengeist keinen wesentlichen Vorzug und Unterschied von den andern Naturwesen gewonnen, da auch bei den Thieren eine Identität der äußern Form sich erhält, und wir somit über die Thierwelt mit dieser Identität jedenfalls nicht hinauskämen.

Fichte fährt in seiner Beweisführung gegen die materialistischen Behauptungen nach obiger Stelle also fort: „Die Vorstellungen, überhaupt sämmtliche Functionen des Bewußtseyns können nicht blos als „ein organisches Product der Hirnthätigkeit" betrachtet werden, denn alle organischen Producte sind nur von einfach-objectiver Natur und Beschaffenheit. Die subjectiv-objective Doppelheit des bewußten Vorstellungslebens ist specifisch davon verschieden: es läßt sich schlechterdings nicht aus einer Wirksamkeit erklären, die, wie alles Organische, blos objective Producte zu erzeugen vermag. Wie wir zeigten, besteht Alles, was der Materialismus näher darüber ausführt, um eine solche Annahme auch nur für den ungefährsten Anschein glaublich zu machen, in unbewiesenen Versicherungen, welche schärfer erwogen zu völlig undenkbaren Widersprüchen sich verflüchtigen. Auch in dieser Instanz ist er vollständig widerlegt. Vielmehr ergibt sich von einer neuen Seite davon



das bedeutungsvolle Resultat: daß der Ursprung des Bewußtseyns jenseits alles Organischen falle, daß er nur sich erklären lasse als die Grundeigenschaft eines eigenthümlichen realen Wesens, welches wir „Seele", noch bestimmter „Geist" zu nennen genöthigt sind, weil ihm ursprünglich jene Eigenschaft der Selbstverdopplung oder des Bewußtseyns beiwohnt."

Wir haben es hier nicht mit den Behauptungen der Materialisten selbst zu thun und mit ihrer Begründung derselben, sondern nur mit deren Widerlegung, die Fichte versucht, und können darum jene, obwohl im Angeführten darauf hingewiesen ist, auf sich beruhen lassen, indem wir nur diese zweite Instanz in's Auge fassen, die Fichte geltend macht. Auch durch sie, scheint es, kann der Materialismus nicht wahrhaft, nicht in jeder Beziehung überwunden werden. Das Bewußtseyn mit seinen Vorstellungen und sämmtlichen Funktionen könne nicht ein organisches Product der Hirnthätigkeit seyn, weil dasselbe nur durch eine Art Selbstverdopplung zu Stande komme, eine subjectiv-objective Doppelheit in sich fasse, während alle organischen Producte nur von einfach-objectiver Natur und Beschaffenheit seien: so lautet die Argumentation. Aber ist hier nicht Etwas als gewiß angenommen, das erst bewiesen werden sollte? treibt hier nicht eine petitio principii ihr Spiel? Wenn auch in allen andern Organismen keine Selbstverdopplung der Art, wie das menschliche Bewußtseyn sie darstellt, zu Stande kommt, so folgt daraus, meine ich, noch nicht, daß es in gar keinem Naturorganismus der Fall seyn könne, so wenig als aus der Gebundenheit der unzähligen Pflanzenorganismen die Unmöglichkeit der ganz anders gearteten Thierorganismen mit ihrer eigenthümlichen, viel freieren Innerlichkeit gefolgert werden kann. Aus dem, was in unvollkommneren Organismen geschieht und nicht geschieht, oder nicht möglich ist, kann man keinen nothwendigen Schluß ziehen auf das, was in vollkommneren Organismen geschieht oder möglich ist; denn darin

wird ja gerade ihre höhere Vollkommenheit bestehen, daß eben Anderes und Vollkommneres in ihnen möglich ist und geschieht. Und wenn die Materialisten auch nicht zu erklären vermögen, auf welche Art denn durch die Hirnthätigkeit das Bewußtseyn, diese subjectiv-objective Doppelheit zu Stande kommt, so könnten sie sich immerhin auf die Unbegreiflichkeit, oder noch nicht errungene Begriffenheit der Sache berufen, wobei sie freilich dann auch zur vorläufigen Zurückhaltung einer endlichen Entscheidung über diese Sache verpflichtet wären. Nur das kann aus der Eigenthümlichkeit des menschlichen Bewußtseyns mit Recht gefolgert werden, daß die menschliche Natur anders ist, als die aller übrigen thierischen Organismen, noch nicht aber mit Nothwendigkeit auch dieß, daß sie etwas Anderes, d. h. eine wesentlich andere, geistige Substanz, im Gegensatz zur materiellen, oder wenigstens im Unterschied von ihr, in sich enthalte. Hat es ja die Wissenschaft der Natur in neuerer Zeit mit gar manchen erstaunlichen, noch unbegriffenen Kräften oder Thätigkeiten in der Natur zu thun, ohne daß sie eben so viel neue, wesentlich von der Materie verschiedene Substanzen annehmen kann! Wenn also auch zugegeben werden muß, daß das menschliche Bewußtseyn durchaus anders ist als alles Uebrige in der Natur, so ist doch damit noch kein Beweis geliefert, daß nothwendiger Weise ihm auch eine wesentlich andere Substanz, ein immaterielles Reales zu Grunde liege, sondern es kann dabei noch immer angenommen werden, daß die menschliche Seele sich nicht wesentlicher von der Thierseele unterscheide, als die Thierseele hinwiederum sich unterscheidet von der organisirenden Potenz in den Pflanzen. Gerade dieß also, um was es sich bei dem Kampfe gegen den Materialismus handelt, die substantielle Geistigkeit des Menschen, wird durch die Eigenthümlichkeit des menschlichen Bewußtseyns noch nicht mit Evidenz und unwiderlegbar bewiesen.

Der Materialismus pflegt zu behaupten: „das Selbst-

bewußtseyn ist nur die hellste und lebhafteste Gesammtempfindung aus der Verschmelzung aller Einzelsensationen, welche den Organismus afficiren: es ist daher natürlich, daß sie nur im Hirn, als dem gemeinsamen Sitze des Empfindens, entstehen kann."

Dagegen bemerkt Fichte: das Selbstbewußtseyn, das Ich, sei keineswegs eine Gesammtempfindung, es sei vielmehr eine schlechthin selbstthätig gebildete Vorstellung der Seele von sich, durch welche sie ebenso alle ihre Einzelempfindungen (Einzelzustände) von Sich als deren bleibender Einheit unterscheidet — daher von ihnen allen abstrahiren könne, ohne darum die reine Ichvorstellung aufzugeben — wie sie anderntheils jene Einzelsensationen auf sich als die ihrigen bezieht, und sie dadurch in die Reihenfolge ihrer bewußten Zustände einfügt. Das Selbstbewußtseyn sei nicht ein durch organische Empfindungen unwillkürlich sich bildendes Ereigniß in uns, sondern könne nur die selbstständige That eines selbstständigen Wesens seyn. Die Thatsache des Selbstbewußtseyns sei daher nur unter der Voraussetzung erklärlich, daß die Seele ein reales, vom Organismus unterschiedenes, zugleich der Reflexion-in-sich fähiges Wesen ist. Durch die Existenz eines Selbstbewußtseyns in uns allein werden sämmtliche Voraussetzungen des Materialismus widerlegt, so gewiß dasselbe aus den Prämissen schlechthin unerklärlich bleibe.

Wenn man auch zugesteht, daß das Selbstbewußtseyn nicht die Summe der Einzelsensationen sei, nicht durch Vereinigung von bloßen Empfindungen des Organismus entstehen könne, sondern daß es nur durch Selbstthätigkeit möglich sei, so ist auch damit der Sieg über den Materialismus noch nicht entschieden. Findet sich doch bei allen Naturdingen nicht bloße Passivität, sondern bei jeglichem in höherem oder minderem Grade auch Activität, so daß aus der Thätigkeit des Geistes noch kein entscheidender Schluß gefaßt wer-

den kann auf seine wesentliche Verschiedenheit von den Naturdingen; wo aber das nicht möglich ist, da ist auch der Materialismus nicht wissenschaftlich überwunden. Und als schlechthin selbstständige That des eignen Wesens, als bloßes Product der eignen Thätigkeit kann das Selbstbewußtseyn nicht einmal bezeichnet werden, da es einer Einwirkung eines Andern bedarf und sich, wie bekannt, das Licht eines wahrhaft menschlichen Bewußtseyns nur an einem andern entzündet.

Aber der menschliche Geist, wird bemerkt, ist sich ja zugleich seiner Activität, wie seiner Passivität bewußt, und kann sogar von allen Einzelempfindungen abstrahiren und sich von ihnen gesondert, unterschieden denken, ohne die reine Ichvorstellung aufgeben zu müssen, also ohne sein Selbst damit zu verlieren oder aufzulösen! Es früge sich noch, was es mit dieser Abstraction für eine Bewandtniß habe; jedenfalls kann das Ich, wie es nun einmal beschaffen ist, nicht von aller Thätigkeit abstrahiren und sich dann doch noch als Ich erfassen und kennen — denn da tritt Bewußtlosigkeit ein, und als Substanz sieht oder versteht der Geist sich keineswegs unmittelbar, sondern nur als Thätigkeit, als ein Thätiges; dergleichen aber gibt es in der Natur Vieles, namentlich die Thierseelen. Auch damit also kommen wir über das Gebiet der Natur nicht hinaus, wenn auch die krasse Ansicht zurückgewiesen ist, daß der menschliche Geist aus den Einzelempfindungen resultire oder sich zusammensetze. Auf diese materialistische Weise kann überhaupt, wie auch Fichte selbst bemerkt, kein Organismus in der Natur, kein Leben und keine Lebensentstehung erklärt werden; bloße Stoffmischung genügt nirgends hiezu, sondern immer ist auch ein Lebenskeim nothwendig. Das gilt nun allerdings auch vom Menschen-Geiste, und zwar von ihm in besonderm Maße, weil bei ihm das vollste und klarste Bewußtseyn sich kund gibt, und gilt um des vollen Selbstbewußtseyns willen bei dem Menschen

noch specifisch anders als bei allen übrigen lebendigen Geschöpfen. Weiter aber kommt man auf diesem Wege nicht in der Bestimmung des menschlichen Geistes; daß er wesentlich verschieden sei von den übrigen Lebensprincipien der Natur-Organismen, mit anderem Zweck und Schicksal, daß er namentlich dem Wesen nach qualitativ verschieden sei von den Thierseelen, und nicht bloß dem Grade nach, das kann auf diesem Wege nicht entschieden werden. Das will auch, manchen Andeutungen zufolge, Fichte nicht einmal beweisen, denn auch er scheint noch die Meinung zu theilen, die als ungeprüftes Vorurtheil sich fortschleppt, daß der Geist, wäre er wesentlich verschieden von der Natur, mit dieser in keine Verbindung zu treten vermöchte, weil „ein unausgedehntes Wesen mit einem ausgedehnten in Wechselwirkung gebracht werden müßte, während doch beide keine Berührungspunkte mit einander gemein haben, also unmöglich auf einander wirken könnten!“ So bleibt die Hauptfrage hiebei unentschieden, um die es sich doch eigentlich handelt: die nach der Substantialität, damit auch nach der Unsterblichkeit und sogar Freiheit der Menschenseele. Und darum, weil auf diesem Wege bloß psychologischer Untersuchung hierüber nichts zu bestimmen ist, sehen wir auch gutgesinnte und ernststrebende Psychologen von großem Namen und Auszeichnung in Ungewißheit über das Wesen der Menschenseele und über ihren Unterschied von den Thierseelen; und so kommt es, daß die Einen mit den Menschenseelen auch den Thierseelen Unsterblichkeit zu vindiciren geneigt sind, die Andern mit der Sterblichkeit der Thierseelen auch die Sterblichkeit der Menschenseelen annehmen, oder als möglich zugeben, oder wenigstens als unbestimmbar bezeichnen. Solche, wie die zuletzt Bezeichneten, bekämpfen zwar den Materialismus, d. h. die Behauptung, die Seele sei das Product physikalischer oder chemischer Wirkungen des Materiellen, sie kommen aber selbst nicht wahrhaft über denselben

hinaus, sondern bilden seine schreckende Gestalt nur um in die ästhetischere, oder natürlichere des Naturalismus, oder wie man die Ansicht sonst nennen mag, der zufolge die Seelen der Menschen, sowie der Thiere, doch als nichts Anderes erscheinen, denn als Producte der Natur.

Unter diesen Umständen ist es in der That an der Zeit, darnach zu forschen, wie denn der Materialismus und Naturalismus in Betreff der Menschenseele wissenschaftlich zu überwinden seyn möchte. Wer Ernst mit der Sache macht und sie scharf und unbefangen in's Auge faßt, dem werden sogleich die großen Schwierigkeiten sich zeigen, die hiebei zu überwinden sind, und es wird ihm alsbald klar, daß auf dem Wege, auf dem die Philosophie bei diesem Streite geht, nicht zum gewünschten Ziele, zum Siege nämlich zu kommen sei. Um dieß noch klarer zu zeigen, wollen wir nochmal darauf zurückkommen und noch in anderer Weise, als es eben geschehen ist, darthun, daß das Geltendmachen der Thatsache des menschlichen Bewußtseyns und Selbstbewußtseyns zum genannten Zwecke nicht genügt. Das Bewußtseyn um die eigene Existenz, um das eigene Seyn, um das Selbst kann der Materialismus nicht erklären, und darum muß er sich als besiegt ergeben, behauptet man. Aber, wird dieser erwidern, ist denn aus der bloßen Unkenntniß, aus der bloßen Unfähigkeit etwas erklären zu können, schon der schlagende Beweis geführt, daß das Nichterkannte oder Nichterklärte auch gar nicht sei, oder nicht so sei, oder hinwiederum sei und so sei? Höchstens kann dabei mit Recht gefordert werden, daß man die Sache vorläufig unentschieden auf sich beruhen lasse. Und ferner, könnte der Materialismus sagen, wenn wir das Bewußtseyn nicht erklären können unter unsern Voraussetzungen, könnt denn ihr bei eurer Annahme der Seele, als eines realen Wesens, die Bewußtlosigkeit derselben erklären, in welche sie so constant wieder zurücksinkt? Versuche es einmal Einer, diese zu erklären und alle Bedingungen

des wissenschaftlichen Verfahrens dabei genau zu erfüllen, deren Erfüllung ihr uns bei der Erklärung des Bewußtseyns nach materialistischen Grundsätzen zumuthet! Diesem realen Wesen, der Seele des Menschen, wird doch gerade das wesentlich seyn, bewußt zu seyn, zu wissen — um Anderes und um sich selbst, gerade so, wie es dem Materiellen wesentlich ist, ausgedehnt zu seyn, und dieses in jedem Augenblick zu seyn und keinen Moment unausgedehnt, und physisch zu wirken und bewußtlos — wie ihr behauptet. Man sollte doch denken, das geistige Wesen könne keinen Augenblick bewußtlos seyn, wie das Materielle keinen Augenblick unausgedehnt seyn kann! So wenig also aus dem Wesen der Materie das Bewußtseyn kann erklärt werden, so wenig vermag man aus dem Wesen des Geistes die Bewußtlosigkeit zu erklären, und den Vorwurf des Nichterklären-Könnens — dürften die Materialisten diesen Philosophen sagen, geben wir euch zurück, als solchen, der euch gerade so stark trifft als uns, da doch jeder Mensch während seines Erdenlebens einen sehr beträchtlichen Theil desselben in Bewußtlosigkeit zubringt, indem während des Schlafes der Mensch nichts von der Welt und von seinem Selbst weiß, oder wir wenigstens nicht wissen, ob oder daß er etwas davon wisse. Und wenn auch in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit allerdings das Leben fortdauert, so könnet ihr daraus nur schließen, daß der Mensch Geschöpf sei wie die andern lebendigen Wesen, die Thiere, weiter Nichts; und über den Materialismus könnt ihr wieder nicht hinauskommen, und daher auch den Materialismus noch nicht für besiegt erklären! So würden, wohl nicht mit Unrecht, die Materialisten erwidern können.

Betrachten wir aber dann das wirkliche, actuelle Selbstbewußtseyn des Menschen, so können wir bald die durchgängige Unvollkommenheit desselben wahrnehmen. Allerdings erfährt der Mensch dadurch, daß er ist, daß er es ist, der geistig thätig ist, fühlt, ahnt, glaubt, weiß, will und handelt;

aber das Alles ist zunächst nur Thätigkeit, Thätigseyn; eine bestimmte Substanz, ein geistiges Etwas als Selbst nimmt er auch geistig nicht wahr, es geradezu unmittelbar schauend, so daß gar kein Zweifel an der Existenz desselben entstehen könnte, wie das bei dem Körperlichen der Fall ist, das wir mit den Augen wahrnehmen. Und wenn allerdings diese geistige Thätigkeit, die wir zunächst als unser Selbst wahrnehmen, alsbald den nothwendigen Schluß bildet, daß diesem Thätigseyn auch ein entsprechendes Thätiges zu Grunde liegen müsse, so ist doch damit noch nicht erkannt, was es ist, ob grundwesentlich verschieden von dem Thätigen in den übrigen Geschöpfen, namentlich den vollkommneren, oder nicht. Entschieden kann das durch die Betrachtung des Selbstbewußtseyns allein nicht werden, höchstens kann dadurch die Entscheidung verhindert oder als unberechtigt dargethan werden, daß es sich mit ihm gerade so verhalte, wie mit den Thieren, mit irgend einer Gattung der Thiere. Das ferner kann entschieden werden auf diesem Wege, daß der Mensch trotz seines Selbstbewußtseyns sich selbst nicht wahrhaft kenne, sich selbst nicht verstehe, daß ihm sein eignes Wesen ein undurchdringliches Räthsel sei, daß er sich selbst unbegreiflich erscheine. Und auch hier könnte der Materialismus die Philosophen, die ihm mit dem Selbstbewußtseyn entgegen treten, um ihn zu widerlegen, beim Wort nehmen und sagen: Gerade dahin, wohin ihr mit der geistigen Natur kommt, daß sie letzlich ihrem Wesen, ihrer Substanz nach unerfaßbar, unbegreiflich sei, komme ich bei der Untersuchung des Wesens der Materie auch, nämlich zu einem Unerfaßbaren, Unbegreiflichen. Diese zwei Unbegreiflichkeiten, die in Betreff der Substanz des Geistigen, und die in Betreff des Materiellen, könnten sie nicht doch im tiefsten Hintergrunde wieder in Eine zusammengehen? und daher doch letzlich das Geistige und das Materielle wieder aus derselben Wurzel hervorwachsen, und dem Wesen nach doch Eins seyn?

Wie in dieser Noth dem Materialismus gegenüber zu helfen und wie er wissenschaftlich von der Philosophie zu überwinden sei, müssen wir nun untersuchen. — Im gewöhnlichen Leben und unphilosophisch wurde von jeher und wird der Materialismus von dem Menschengeiste überwunden durch den religiösen Glauben, durch den Glauben an Gott, oder allgemein an eine Gottheit, an Göttliches. Dadurch wird sich der Mensch gewiß, nicht bloß daß er ist, sondern versteht auch, was er ist, im Lichte dieses religiösen Glaubens, indem derselbe über Ursprung, Aufgabe, Ziel und Ende der Menschenseelen bestimmte Aufschlüsse gibt, welche, wie immer sie auch näher beschaffen seyn mögen in den verschiedenen Religionen, wie unvollkommen und vielfach irrthümlich, doch jedenfalls den Menschen seiner geistigen Natur nach aus dem Strome des bloß materiellen Daseyns herausheben, über demselben erhalten und wohl auch vollständig hinauszuführen versprechen. Der religiöse Glaube also, wie er uns thatsächlich allenthalben entgegentritt, ohne weitere Umdeutung, ist immer direct der materialistischen Lebensanschauung, die von einer höheren unsichtbaren Macht nichts weiß und für die Menschenseele kein über- oder nach-irdisches Ziel kennt, entgegengesetzt. Das ist nun aber zunächst nur eine practische, thatsächliche und allerdings allgemein-menschliche Ueberwindung oder Zurückweisung des Materialismus; es ist aber die Frage darnach, wie wir wissenschaftlich denselben zu besiegen vermögen. Der richtige Weg dazu ist uns mit dem eben Bemerkten schon angedeutet. Es muß sich ja sogleich die Frage erheben, ob sich diese practische Ueberwindung des Materialismus, der religiöse Glaube, der sich als ganz außerordentliche Erscheinung in der Menschen-Welt findet, wodurch sie sich so durchaus von dem Thierreich unterscheidet — auch theoretisch rechtfertigen, oder in eine wissenschaftliche Ueberwindung der materialistischen Lebens-Anschauung umgestalten lasse. Zu diesem Zwecke werden wir offenbar den

Grund, die Bedingung der Möglichkeit und Thatsächlichkeit des religiösen Glaubens untersuchen müssen, werden also den menschlichen Geist selbst zu prüfen haben, insofern er hiebei thätig ist, werden erforschen müssen die ihm immanente Potenz oder Befähigung zu diesem religiösen Glauben, der practisch den Materialismus überwindet, und ebenso die Actualität dieser Potenz, d. h. das Gottes-Bewußtseyn, wissenschaftlicher Forschung zu unterziehen haben.

So finden wir uns also auf diese Weise bei Bestreitung des Materialismus, zur wissenschaftlichen Untersuchung nicht des Selbstbewußtseyns, sondern des Gottesbewußtseyns hingewiesen, und zur Prüfung — nicht der Potenz, das eigne Seyn zu erfahren, sondern jener Potenz des Menschengeistes, durch die er eines höhern Seyns sich bewußt wird, eines absolut vollkommenen Seyns, das die Gottheit genannt wird. Und da die dem Menschengeiste eigene Fähigkeit, eines allvollkommenen Seyns — was dieses vorläufig noch seyn möge, bewußt zu werden, jedenfalls höher ist als die, um das eigne Seyn zu wissen, so erhellt daraus sogleich, daß die Erkenntniß der ersteren uns mehr Aufschluß geben wird über das Wesen des Menschengeistes als die der letzteren, und daß darum, wo es sich um Würde und Wesen des Menschen handelt, das höchste geistige Vermögen zunächst und vor Allem müsse wissenschaftlich in Untersuchung gezogen werden. Daraus dürfte demnach klar seyn, daß wir im Kampfe gegen den Materialismus nicht das Selbstbewußtseyn des Menschen als das eigentliche Bollwerk gegen ihn betrachten können, sondern das Gottesbewußtseyn des Menschen, das in seiner Wirklichkeit (Actualität) nicht bedingter ist als das Selbstbewußtseyn — da auch dieses geistiger Einwirkung von Seite bewußter Geschöpfe bedarf zu seiner Wirklichkeit, seinem Entstehen und weiterem Ausbilden, wie das Gottesbewußtseyn — das ferner als Potenz der geistigen Natur ebenso ursprünglich ist, wie die Potenz zum Selbstbewußtseyn, weil Eins mit

dem Geiste selbst, und das endlich der Würde und Vollkommenheit nach jedenfalls das Höhere ist; so daß das Bewußtseyn des Selbst durch das Bewußtseyn Gottes seine nähere Bestimmung und Deutung erhält, nicht umgekehrt Getrennt freilich dürfen wir uns beide Potenzen und beide entsprechende Bewußtseyn nicht denken, denn sie sind ja beide Ein Geist, und beide sind Thätigkeit desselben Selbst; es handelt sich aber hier um Priorität der Würde und Bedeutung nach.

Das Gottesbewußtseyn also, und die dem Menschengeiste immanente Potenz dazu, muß bei dem Streite mit dem Materialismus auch wissenschaftlich zur allenfallsigen Besiegung desselben führen, wie der religiöse Glaube practisch denselben abweist und überwindet. Das Selbstbewußtseyn, sehen wir, kann sich für sich allein aus dem Strome der Natur nicht vollkommen herausheben, sich demselben nicht vollkommen abgewinnen, kann sich nicht einmal selbst vollkommen verstehen, begreifen. Durch das Gottesbewußtseyn muß dem Selbstbewußtseyn die vollkommene Erlösung aus der Natur zu Theil werden, wenn überhaupt eine solche möglich seyn soll; und im Lichte des Gottesbewußtseyns lernt sich das Selbstbewußtseyn selbst erst wahrhaft verstehen und gewinnt sich selbst, oder es ist dieß gar nicht möglich. Im bloßen Selbstbewußtseyn erfährt der Mensch allerdings, daß er ist, existirt, allein er erkennt nicht was er ist, wie und wozu; er steht vor sich selber wie vor einem unlösbaren Räthsel, blickt in sich wie in ein undurchdringliches Geheimniß, weiß weder sein eigenes Wesen, noch Anfang und Ausgang seiner selbst zu finden; durch das Gottesbewußtseyn aber kommt der Mensch so zu sagen hinter sich selber, oder über sich selber, und vermag sich hiedurch erst wahrhaft zu erfassen und zu erkennen. Im Spiegel der Idee von Gott, die der Menschenseele immanent ist und die eben zum Gottesbewußtseyn sich erschließt, erblickt der Mensch sein eigenes Wesen, und

vermag es richtig zu betrachten und zu erkennen, zu beurtheilen. Wie der Mensch zwar weiß, daß er ein Angesicht und ein Auge hat, aber damit noch nicht bestimmt weiß, wie es beschaffen ist, sondern dieß erst erfährt, wenn er sich selbst im Spiegel erblickt, in einem Andern also, worin das sehende Auge sich selber erst sieht: in ähnlicher Weise — aber freilich nur in ungefähr ähnlicher Weise, verhält es sich auch mit der Vollendung des Selbstbewußtseyns durch das Gottesbewußtseyn. Die Gottesidee ist der Spiegel, in welchem der Geist des Menschen sein Selbst beschaut und erforscht; und dadurch erst erkennt er, was und wie er ist, woher und wozu. Das Vermögen, die Potenz, wodurch der Geist Gott vernimmt, die Vernunft, wodurch er Gott ahnen, glauben und irgend eine Belehrung über ihn verstehen kann, dieses Vermögen bringt Licht in die Seele, beleuchtet ihr Wesen und läßt es schauen und beurtheilen; und dadurch entsteht eine wahrhaft vernünftige Selbsterkenntniß. Die Potenz, das Vermögen des Menschengeistes, um sich selbst zu wissen, seiner selbst bewußt und gewiß zu werden, findet also in ihrer Thätigkeit Ergänzung und Selbstverständniß nur durch die Potenz desselben Menschengeistes, um ein Vollkommenstes, Absolutes, Göttliches zu wissen — wenn wir zunächst so allgemein sprechen wollen. Läßt man die höchste Potenz des Menschengeistes, die des Gottesbewußtseyns unberücksichtigt, faßt man bloß die Potenz zum Selbstbewußtseyn in's Auge, dann wird man das Selbst des Geistes, sein Wesen, nicht mehr richtig wahrnehmen, in sich unterscheiden und aus dem Strome der Natur ausscheiden können. Das Selbstbewußtseyn, und damit die Selbsterkenntniß und der Selbstbesitz des Geistes, sagt man, komme dadurch zu Stande, daß er sich innerlich selbst objectivirt, sich als Anderes gegenüberstellt, sich selbst verdoppelt und so zu betrachten und zu erkennen vermag. Allein hiebei findet eine bloße Kreisbewegung statt, wodurch der Geist innerlich nur sich selber

findet und als thätig wahrnimmt, weiter aber nicht kommt; und nicht einmal dem Strome des übrigen Daseyns, der ihn jeden Augenblick in seiner Selbstbewußtseyns-Thätigkeit stört, überwältigt und gleichsam vernichtet, kann er sich siegend und dauernd abgewinnen; noch weniger aber sein eigenes Wesen vollkommen abgrenzen, durchschauen und verstehen. Das vermöchte er überhaupt nur dann, wenn er absolut wäre, denn nur dann bedürfte er keines Andern zum Finden und Wahrnehmen seiner selbst, und nur dann bedürfte er keines Höheren, des Göttlichen oder Absoluten, zum Verstehen seiner selbst. Die consequenten Philosophen der neueren Zeit, die sich lediglich auf das menschliche Ich, in dem Alles geschaut und erkannt werden sollte, gestellt haben, pflegten darum auch dieses Ich, in dem Alles geschaut und erkannt werden sollte, zur Absolutheit hinaufzuschrauben; eben um die Behauptung der Selbstgenügsamkeit des Selbstbewußtseyns dadurch zu rechtfertigen. Selbstbewußtseyn und Bewußtseyn des Absoluten wurden daher von vorne herein mit einander confundirt und identificirt, während doch wenigstens vor Allem das mußte untersucht werden, ob denn dieses geschehen dürfe, ohne mit einer Willkürlichkeit oder einem Vorurtheil zu beginnen. — Durch die Potenz des bloßen Selbstbewußtseyns erkennt also der Geist bloß, daß er ist, aber nicht was er ist. Ein Gefühl aber vom eignen Seyn bemerken wir an den Thieren bereits, aber was sie sind, wissen sie nicht. Das Auszeichnende des Menschen bestände hiebei nur darin, daß er auch wüßte, daß er nicht wisse, was er sei, was bei den Thieren nicht der Fall ist. Nur in der bewußten Ungewißheit über das eigne Seyn und Wesen bestände da der Vorzug des Menschen vor den Thieren. Oder wenn er nicht eingestehen wollte, daß er nicht wisse was er sei, und dieses durchaus bestimmen wollte durch das Selbstbewußtseyn — abgesehen vom Gottesbewußtseyn — so könnte er sich nur

als Naturpotenz auffassen und als bloß irdisches Geschöpf betrachten, und sein Vorzug vor den Thieren bestände nur darin, daß er es wüßte, daß er eine Art Thier sei, die Thiere es aber nicht wüßten, daß sie Thiere seien. Die richtigere Selbsterkenntniß des Menschen aber wäre die erstgenannte, nämlich: daß er nicht wisse, was er sei; denn durch die letztere, positive Bestimmung seiner Natur ginge er wieder über die Grenze des Selbstbewußtseyns hinaus, und würde Selbst- und Weltbewußtseyn unberechtigter Weise miteinander confundiren. Die bloß negative Selbsterkenntniß und Selbstbestimmung, die durch das bloße Selbstbewußtseyn in Bezug auf das Was, auf das Wesen der Seele erreicht wird, geht aber über in positives Wissen um das Selbst, um das Wesen desselben, durch das Gottesbewußtseyn, wie oben gezeigt wurde.

So dürfte klar seyn, daß nicht das Selbstbewußtseyn der Menschheit, und die entsprechende immanente Potenz des Menschengeistes, Schutz biete gegen den Materialismus, der genügen könnte, sondern nur das Gottesbewußtseyn in der Menschheit, und die dem Menschengeiste immanente Potenz zum Gottesbewußtseyn. Wollte man dagegen das einwenden, was allerdings Schein für sich hat, daß ja das Gottesbewußtseyn selbst bedingt sei durch das Selbstbewußtseyn, erst durch dieses so zu sagen zum Bewußtseyn komme, so ist dagegen zu bemerken, was schon oben angedeutet wurde, daß zu beiden Bewußtseyn die Potenz gleich ursprünglich im Geiste des Menschen sei, keine früher oder später, keine dem Geiste wesentlicher, keine sogar subjectiver als die andere, weil beide Potenzen desselben Geistes sind. Die Thätigkeit dieser beiden Potenzen, zum Selbst- und Gottesbewußtseyn, die Entwicklung zur Actualität ist ebenfalls bei beiden gleich bedingt durch geistige Einwirkungen von Außen her, von Seite schon selbst- und Gottes-bewußter Menschen. Es handelt sich also lediglich darum, welche von diesen beiden

Potenzen desselben Geistes die höhere sei, welche von beiden durch ihre Entwicklung und ihren Inhalt mehr Aufschluß gebe, mehr erkläre. Dieses aber ist der Fall beim Gottes-Bewußtseyn, wie gezeigt wurde, und wie man wohl auch allenthalben zugeben muß, was man auch immer bei näherer Erforschung unter dem Absoluten oder der Gottheit verstehen mag — Höheres jedenfalls als das gewöhnliche empirische Ich oder Selbst. Selbst der Materialismus gibt dieß ja zu, indem er dieses Bewußtseyn aus der höheren Organisation der leiblichen Natur des Menschen ableitet, also auch als höheres Product der Thätigkeit derselben betrachtet. Die allgemeine Thatsache des menschlichen Selbstbewußtseyns ist überdieß nicht so eclatant verschieden von allen Erscheinungen und Thätigkeiten, die auch in der Thierwelt vorkommen, wie die allgemeine Thatsache des religiösen Glaubens, des Gottes-Bewußtseyns in der Menschheit mit der entsprechenden Potenz dazu im Menschengeiste, mit der Vernunft — die ja stets als das wesentlich unterscheidende Merkmal des Menschen von den Thieren angeführt zu werden pflegt. Es lassen sich Spuren von Selbstgefühl und allerlei geistigen Thätigkeiten auch in der Thierwelt entdecken, und Uebergänge vom menschlichen Selbstbewußtseyn zum thierischen Bewußtseyn in mancherlei Weise fingiren und zur Geltung bringen, wie dieß denn auch die Materialisten nicht zu unterlassen pflegen. Die Thatsache des religiösen Bewußtseyns aber ist so einzig und außerordentlich in der Menschheit, und scheidet sie so bestimmt von der gesammten Thierwelt, daß es auch dem blödesten Verstande einleuchten muß, oder wenigstens sollte, daß hier ein ganz anderes Object wissenschaftlicher Erforschung gegeben sei, als bei den Thieren, und daß da ein ganz anderer Maßstab bei der Prüfung und Beurtheilung angelegt werden müsse, als der der sinnlichen Natur und ihrer Erforschung.

Aus diesen Gründen behaupten wir, daß vom Gottes-Bewußtseyn, nicht vom Selbstbewußtseyn auszugehen sei bei

der Bestreitung des Materialismus, und daß er durch wissenschaftliche Erforschung des menschlichen Bewußtseyns von Gott, nicht durch die des Selbst wissenschaftlich zu überwinden sei, wie er practisch einzig und allein durch den religiösen Glauben überwunden wird, da das empirische — nicht wissenschaftlich vermittelte — Selbstbewußtseyn dieß nicht vermag, sondern — wenn auch nicht berechtigter Weise zum Materialismus, so doch zur bloßen Ungewißheit über das eigne Selbst und Wesen des Geistes führt. Daher uns ja auch die Geschichte lehrt, daß überall da, wo der religiöse Glaube gesunken und verschwunden, materialistische Lebensanschauung bei den Einen sich bildete, bei den Andern aber, die so weit nicht sanken, sich wenigstens eine allgemeine Ungewißheit, Zweifel und Hoffnungslosigkeit einstellte, und allgemeine Mißstimmung das geistige Leben der Völker durchzog.

Schon aus diesem Umstand, daß nicht durch wissenschaftliche Erforschung des Selbstbewußtseyns, sondern durch die des Gottesbewußtseyns der Materialismus auf dem Gebiete der Philosophie zu überwinden ist, geht zur Genüge die Nothwendigkeit einer Reform der Philosophie hervor, und es ist damit auch schon sehr bestimmt angegeben, worin dieselbe zunächst werde bestehen müssen. Wir werden aber die Nothwendigkeit und die Art dieser Reform noch in anderer Beziehung und bestimmter darthun, indem wir zu zeigen versuchen, welches Princip der Philosophie eigne, und welche Aufgabe sie zu lösen habe.



L.

Fortgesetzte Pariser-Briefe.

Fasten und Ostern.

Die Fasten sind hier in Paris, wie überall in der katholischen Welt, die günstigste und stoffreichste Gelegenheit zu größerer Annäherung der Gesellschaft und der Kirche. Die vermehrten Uebungen des Gottesdienstes in allen Kirchen, namentlich die vielen Predigten und die häufig wiederkehrenden abendlichen Bet-, Sing- und Kanzelstunden bei beleuchtetem Schiffe und ergreifender Musik in den geräumigsten Hallen der Andacht, die Paris besitzt, sind die zum Theil mehr oder weniger durch das Mittel der Sinne und der Phantasie wirkenden Zugkräfte, was nicht verschwiegen werden darf, weil es die Wahrheit ist und den Berichterstatter, auch wenn er das Vorhandenseyn von höheren Elementen aussagt, zu festeren Ansprüchen auf Glaubwürdigkeit berechtigt. Keine weltliche Regung bleibt während der Fasten dem vielleicht verdoppelten Kirchengange völlig fremd, und die Mode selbst sucht durch ihre Gewogenheit die ernsten Feste, die jetzt der Frömmigkeit geboten werden, zu entheiligen. Den zahllosen Predigten namentlich, die täglich in der weiten Lutetia gehalten und besonders bei einbrechender Nacht sehr besucht werden, fleißig beizuwohnen, ist selbst unter den Damen von

Stand, die sonst keine brünstige Gottesverehrung an den Tag legen, trefflicher Ton, und in den vertrauten Kreisen dieser Geburts- oder Geldaristokratinen wird über das oratorische Verdienst der vorzüglichsten Kanzelredner mit derselben Rechthaberei und Erpichtheit wie über die Primadonna irgend einer Bühne verhandelt. Die Herren Gemahle und zuweilen auch andere Herren, die einen wie die andern, besonders die Bankiers, aber auch gar manche Freiherren, ausgemachte Rationalisten, mischen sich in die Erörterung, als wenn dieselbe sie etwas anginge, und billigen unter sich sogar die regelmäßige Einkehr ihrer Frauen und Freundinen in den Kirchen zu den Predigtsitzungen. Das sei nicht wie die Messe und die Communion, wo nichts als Aberglauben zu erkennen wäre, hört' ich einen dieser duldsamen Gatten sagen; das sei schon ziemlich protestantisch und deßwegen dürfe man nichts dagegen haben. Früher, als Ravignan und Lacordaire zur Verbreitung der frohen Botschaft miteinander in neidlosem Wettstreite standen und alle zwei in Paris die Menge, der Eine um den Andern, nach Notredame oder in eine andere der großen Kirchen zogen, da wurde über die Frage, wer von Beiden den Vorzug verdiene, mit derselben Glühhitze gestritten, wie in Deutschland über Schiller und Göthe. Diese Tage sind vorbei. Der behutsame, feindenkende und feinschließende, von Freund und Feind gleichgeachtete Jesuit, der Zuhörer aus allen Ständen und Glaubensbekenntnissen um seine Kanzel versammelt sah, schweigt aus Gründen, die mit einem ärztlichen Veto zusammenhängen sollen. Lacordaire ist aus weltkundigen Ursachen abwesend von Paris; er füllt die Räume der Cathedrale nicht mehr aus mit unabsehbarer Menschenfluth, die sich hinreißen ließ von einer verwegenen Rhetorik, wo das Wort Gottes unter dem Wuste demokratischer Verheißungen fast verschwand. Es war zuletzt der oberhirtlichen Behörde nicht mehr möglich, diese Kühnheiten einer der Kirche treuen, aber ungezügelten Einbildungskraft ohne Abmahnung.

und dann Beschränkung zu lassen, so daß auf dem möglichst gütlichen Wege eine Trennung von Kanzel und Sprengel das Ende vom Liede war und Lacordaire von dem Schauplatze seiner halb geistlichen, halb tribunenwürdigen Triumphe ohne viel Aufsehen und ohne alles Aergerniß verschwand. Wie seine weiße Kutte einmal aus dem Gesichte und seine Stimme aus den Ohren der Pariser war, so ging die Reaction, wie billig, auf allen Seiten gegen ihn los, und die Legitimisten waren nicht die letzten, welche die Trompete des letzten Gerichts ansetzten. Er ward Demokrat, Socialist, Republikaner und, Gott was weiß ich, sonst noch Aehnliches gescholten, und ich selbst ließ mich verleiten, in seinen endlosen Commentaren über den Bund der Kirche und der Zeit mehr von dem Geiste der Romantik als von dem heiligen Geiste zu sehen. Zu gleicher Zeit aber oder vielleicht etwas früher hatte ich auf einen General des ersten Kaiserreichs, den ich nicht nenne, weil ich des Namens nicht völlig sicher bin, von Lacordaire eine Leichenrede voll Einfalt, voll Würde und christlich-gesunden Menschenverstandes im „Correspondant" gelesen und darin ein nicht zu verachtendes Gegengewicht zur Bekämpfung der Eindrücke, die ich von den Diatriben in Notredame erhalten hatte, gefunden. Ich fragte einen Jesuiten, mit dem ich damals über derlei Räthsel zu verkehren pflegte, nicht was er, sondern was man in seinem Hause von der Sache meine. Er begann seine Antwort mit einem höflichen Tadel meiner Neugierde; aber da er mich als deutschen Journalisten kenne, wolle er mir verrathen, wie es sich verhalte. Man pflichte, sagte er mir, mehreren Ausstellungen, welche das gebildete Paris an Lacordaire's Reden mache, bei und man könne weder seinen Styl, noch die Einmischung der Politik in seine Kanzelvorträge billigen; allein Paris wisse das Böse, es wisse aber das Gute nicht. Das wird interessant; die Jesuiten, die an ihre Ueberlieferungen fest sich klammern, haben die Dominikaner, zu denen Lacordaire gehört,

nie als ihre Freunde betrachtet; allein der Wahrheit pflegen sie die Ehre zu geben, die ihr gebührt. Nun sagte mein Gewährsmann: wenn Lacordaire seinen Zuhörern weder die Nothwendigkeit des Glaubens, den die Kirche auferlegt, noch die Schönheit ihrer Sittenlehre den Gemüthern unmittelbar eindringlich mache, so würden seine feurigen Reden doch häufig ein Anstoß zu näherer Kenntnißnahme von unserer Religion, was in manchen Fällen zu dauernder Bekehrung führte. Das war im Anfang aber sehr selten; wie gewonnen, so zerronnen; was durch die Phantasie in den Geist gekommen, ging durch die Sinne wieder hinaus. Dieses Ergebniß war nicht nur für die Seelen, um die es sich handelte, verderblich, es war auch ein Aergerniß für die Kirche und eine Zielscheibe ungläubiger Spötter. Um diesem so schlimmen Uebelstande abzuhelfen, griff man zu einem eben so würdigen als wirksamen Mittel. Da es sich meist um junge Männer handelte, die Lacordaire der Kirche zurückführte, so richtete man, wo es nur immer möglich war, es so ein, daß dieselben in persönlichen Verkehr mit gediegenen, gemäßigten, wohlwollenden und halb und halb betagten Geistlichen kamen, welche die Heilkräfte und Tröstungen der Religion ohne Zudringlichkeit, ohne Verschwendung ihren Katecheten empfahlen und zugleich mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und einer unpedantischen Logik die Gifte des Widerwillens und des Argwohns, die, einige der dunkelsten Glaubensgeheimnisse betreffend, in dem Geiste der Neulinge noch nicht ausgerottet waren, zu bekämpfen sich anstrengten. Dieses System trug fast überall, wo es angewendet wurde, gute Früchte; und wenn man bedenkt, daß diese klugen und bedächtigen Lenker kürzlich erworbener Seelen auf den ihnen noch unbekannten Pfaden wahrscheinlich nicht im Stande gewesen wären, sie zu dem ersten Schritte zu bewegen, so leuchtet Lacordaire's eigenthümliches Verdienst um die Zurückeroberung verirrter und dabei auserlesener Naturen unabweisbar ein. Gott wählt

seine Werkzeuge nach den Trieben und Bedürfnissen der Menschen in jeder Zeit und jedem Land; Lacordaire mit seinen demokratischen Regungen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die höchste Behörde der katholischen Kirche, einer Anhänglichkeit, die ihn von Lammenais so wesentlich unterscheidet, war ganz zum Apostolate der verwilderten Massen von achtzehnhundert achtundvierzig geschaffen und geweiht.

Jetzt sind andere Zeiten, vorläufig wenigstens andere Zeiten da; sein Flammenwort thut nicht mehr Noth hier an der Seine. Auch ist das bequeme Bett seiner Strömung vielleicht abgegraben, und der höchste Meister aller Träger seines Willens, der Lacordaire hieher berufen, rief ihn wieder ab. Er hat keinen Ersatzmann, der ihm gleich wäre und zu einer verschiedenen Richtung die Eigenschaften seines Genius verwendete. Es ist eine Menge von unterrichteten, geübten und für die gemischte Zuhörermenge verständlichen Kirchenrednern thätig auf den Kanzeln von Paris. Man muß beifügen, daß außer den erwähnten Vorzügen das Contingent der Jesuiten durch Feinheit und durch eine in dem Kessel vielfacher Erfahrung gestärkte Gabe des Sichtens und ebenso vernünftiges als rückhaltvolles Eingehen auf die Neigungen der Zeit sich auszeichnet. Aber das den Franzosen so werthe Pathos, was sie heutzutage die dramatische Seite einer öffentlichen Kundgebung nennen, den Nerv und die Sehnen in der dogmatischen oder analytischen Erörterung, den oratorischen Ungestüm, der die trägsten Stoffe der menschlichen Natur in Wallung bringt: das sind Vorrechte Lacordaire's, in denen kein Anderer es ihm nur von Weitem gleichthut. Fast immer, wenn Wärme nöthig ist, erhalten wir künstlich erzeugte Hitze, mühsam angeschürtes, nicht dem innern Heerde vulkanisch entquollenes Feuer. Wo Beredsamkeit bezweckt wird, kommt daher Deklamation zum Vorschein, und selbst das Geberdenspiel bringt durch übermäßigen Aufwand das Gegentheil der Wirkung, auf die es abgesehen war, oft her-

vor. Die Jesuiten hüten sich, dem größern Theil nach, derlei Forderungen zu veranlassen, und richten ihre Vorträge so ein, daß sie eher eine lichtvolle und durch Gründe überzeugende Entwicklung eines Punktes der Glaubens- oder Sittenlehre, als Versuche brünstiger Ueberredung, die leicht mißlingen, sind. Gleich hervorragend aber durch wissenschaftliche Schärfe, Tiefe und Tragweite, als auch durch die Klarheit der methodischen Auseinandersetzung und, wo es schlechterdings seyn muß, durch maßvolle Erhebung des Tons, und, wenn ich so sagen darf, durch die gesteigerte Temperatur der Rede ist Abbé Bautain, Generalvikar des Sprengels, und, der öffentlichen Meinung von Paris zufolge, Verfasser der meisten amtlichen Urkunden, die mit der erzbischöflichen Unterschrift, namentlich bei außerordentlichen Gelegenheiten in Umlauf kommen. Er genießt schon lange unter den gebildeten Katholiken wie unter den Gebildeten überhaupt einen festen und ehrenvollen Ruf, aber seit einigen Jahren sind alle Kirchen, wo er auftritt, und er wechselt häufig, mit Männern und Frauen aus allen Ständen oft bis zum Ersticken angefüllt. Es ist sehr gut, daß er so deutlich spricht; dadurch kann man ihn, wenn man auch, wie meine Wenigkeit, schlecht hört und nicht in der Nähe Platz bekömmt, so ziemlich verstehen. Es wäre wirklich Schade, wenn viel von dem, was er sagt, verloren ginge, denn beim Licht der Wahrheit besehen kommt weder Ravignan noch Lacordaire an Ernst und Wissen ihm gleich. Er ist der trefflichste Vermittler zwischen dem Geist der Forschung und dem Geist der arglosen Masse. Cousin, der sich das Monopol dieser Rolle angemaßt, ist an Gehalt und Wirkung mit Bautain nicht im Geringsten zu vergleichen, oder höchstens was ein Modearzt gegen einen Recamiens gehalten ist. Lacordaire und Ravignan wurden leidenschaftlich gegeneinander abgewogen, über Bautain herrscht nur Eine Stimme, und der einzige Wettstreit, den er erregt, ist der in gewissem Sinn ehrgeizige Eifer, womit ich sah,

wie in nicht gerade frommen, aber doch rechtgläubigen Gesellschaften Freunde und Freundinen dieses Kanzelredners Stellen, die Jeder und Jede aus irgend einer Homilie des gelehrten Lehrers erhascht und gemerkt hatte, zusammen trugen und daraus eine Anschauung von Bautains religiösem Wesen sich erschufen.

Uebrigens besteht nach dem, was man über eine so flüchtige Erscheinung als die Masse, die um die Kanzel eines Predigers sich drängt, hypothetisch entnehmen kann, die Clientele Bautains meist aus wahren und ernsten Christen, die nicht, wie dieß anderswo häufig vorkommt, eingestandnermaßen die Anhörung eines beliebten Sprechers von heiligen Dingen für eine Erholung (récréation) betrachten. Wenn man von den Stammgästen der Vorträge Bautains die geringfügige Zahl gelehrter Rationalisten, die in Bautain einen wenigstens ebenbürtigen Gegner erblicken und studiren wollen, abzieht, so dürfte der weit größere Theil dieser Heerde aus Leuten bestehen, die einerseits von ihrer Religion eine einigermaßen wissenschaftliche Einsicht genommen, andrerseits den Dilettanten der katholischen Sache, die für Autorität und Cultus singen und peroriren, aber die Heilmittel der Kirche selbst im vorschriftlichen Falle nicht gebrauchen, noch ihren gottesdienstlichen Handlungen, selbst an den hiezu pflichtgemäß angeordneten Tagen, beiwohnen, durchaus nicht beizuzählen sind, sondern allen Satzungen des Ritus sich unterwerfen, es mit den Fasten, wie mit den Almosen genau nehmen und oft noch weit mehr thun, als die Kirche strikte erheischt.

Der heilige Akt, zu dessen Uebung die französischen, aber besonders die Pariser Katholiken mit einer ganz besondern Beflissenheit sich drängen, ist der Genuß des heiligen Abendmahls. Nicht blos an allen hohen Feiertagen, sondern auch bei den gewöhnlichen sonntäglichen Frühmessen, und in gewissen Jahreszeiten selbst während der Woche, sieht man die

Gläubigen beiderlei Geschlechter, obgleich die Frauen und Mädchen in unbestreitbarer sehr ansehnlichen Mehrheit, dem Tische des Herrn in dichten Haufen oder langen Reihen sich nähern. Die Vertheilung der göttlichen Speise dauert manchmal so lange wie die ganze Messe selbst, und mehr als einmal, Ostern wie Weihnachten, hab' ich mit eigenen Augen gesehen, wie der Priester, nachdem er Hunderte, vielleicht Tausende gespeist, auf einen Kelch mit Hostien warten mußte. Dieser Zubrang wird um die österliche Zeit auch mehr und mehr in den ganz plebejischen Stadttheilen bemerklich, wo sonst kirchliches Leben nicht sehr zu Hause war und auch jetzt noch, außer der den Bußverrichtungen eigens gewidmeten Epoche, nicht sehr herkömmlich ist. Aber in diesem Augenblicke ist auch die, was alles Uebrige angeht, so verwahrloste Vorstadt St. Marceau ein Schauplatz religiöser Erbauung in den untersten Klassen. Dort wirken einerseits die barmherzigen Schwestern, anderseits die Jesuiten; aber vielleicht mit schärferem Einblick in die Bedürfnisse dieser Proletarierbevölkerung und größerem Nutzen für dieselbe versieht einer von den vorzüglichsten Seelsorgern der Hauptstadt, der erste Vicar von St. Medard, das Geschäft der Propaganda. Obgleich betagt und gichtergriffen, sitzt er in der zweiten Hälfte der Fasten von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr mit geringen Unterbrechungen in seinem Beichtstuhle, gibt meist den Leuten des Volkes Audienz, und da er der deutschen Sprache ziemlich mächtig ist, so finden auch die deutschen Elemente dieses Stadtbezirkes, die jedoch bei den Jesuiten gleichfalls gut aufgehoben sind, bereitwilliges Gehör. Dieser erste Vicar von St. Medard ist eine nichts weniger als ängstliche Natur, er greift seinen Beichtkindern in ihre alltäglichen Verhältnisse, wo es nöthig ist, ohne Weiteres ein, gibt ihnen Lehren und Warnungen über ihre Haushaltung und über ihren Verkehr, kurz ist unablässig bestrebt, die Verbindung zwischen dem praktischen Christenthum und dem

gemeinen, oft in Nothdurft erstickenden Leben herzustellen. Die Bekehrungen, die hier vorkommen, stammen unmittelbar aus dem dichtesten Schlamme und können nicht mit den Recepten einer feineren Sühne, sondern müssen mit den glühenden Zangen einer rücksichtslosen, den Geistes- und Lebensgewohnheiten dieser Convertiten angemessenen Beredsamkeit, wenn sie einmal Wurzel faßten, unterhalten werden. Der Vicar erzählt das selbst mit ruhigem Behagen, nicht ohne Seitenblicke auf seine Nachbarn, die Jesuiten, die es mit schulweisen, empfindlichen und, wie ich auf gutes Zeugniß hin beizusetzen wage, unverbesserlichen Damen zu thun haben. Die Manie, aus dem Beichtstuhl eine Art platonischer Akademie zu machen, wo alle Zustände des Bewußtseyns auseinandergesetzt und alle Widersprüche von Trieb und Willen, von Pflicht und Verlangen entwickelt werden, ist in Frankreich uralt und besteht heutzutage lange nicht mehr in dem Umfange, als unter den alten Königen. Es sind uns aus dem ganzen siebzehnten und den ersten dreißig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge Schriften in den verschiedensten Formen, Briefwechsel-Bände von Beichtvätern und hochgestellten Beichtkindern, Betrachtungen vielerfahrener Geistlichen und namentlich Mönche, über die Geständnisse der Seelen, mit denen sie im Laufe ihres Wirkens zu thun hatten, wahre Denkwürdigkeiten über die verborgensten der geistigen Zustände in der christlichen Gesellschaft jener Zeit aufbehalten. Die Ironie bricht in denselben oft gewaltsam durch die ernstesten Warnungen und namentlich das, so viel mir berichtet wurde, auch in Deutschland verbreitete Buch des Pater Lombez von dem „innern Frieden" enthält in dieser Beziehung die schätzbarsten Aufschlüsse. Es wird diese Manie der damaligen Frommen, sich auszuleeren und zu zergliedern, als ein starker Mißbrauch angesehen, aber dieser Mißbrauch ist heutzutage fast von keinem Belange mehr. Dagegen sind, nach der Aussage meines jesuitischen Gewährsmanns, die

Rückfälle in das Böse, namentlich bei vornehmen Büßerinen, bei Büßerinen aus dem Faubourg St. Germain, dessen Andacht eine durchaus leblose sei, etwas Gewöhnliches. Der französische Ausdruck, dessen er sich bediente, ist noch viel stärker und in seiner ganzen Energie nur schwer zu übersetzen. Es ist eine leichenhafte Andacht, sagte er, (dévotion cadavéreuse); es kommen Manche zu mir mit den unverwerflichsten Zeichen tiefer Zerknirschung, und ich bin fest überzeugt, daß keine Heuchelei im Spiele ist; sie verlangen mit Angst und Thränen Erlösung von ihrer Schuld, sie gehen sichtlich bekehrt aus dem Beichtstuhl, sie empfangen das Brod der Communion mit augenscheinlicher Beseligung, aber wie sie vier Wochen wieder in ihrem weltlichen Verkehre leben, so vergessen sie ihre Reue, ihre Zerknirschung, ihre Thränen wieder, es entsteht ein Streit zwischen dem Beichtvater, dessen Lehren und Empfehlungen, welche die Dame in ihrem Herzen bewahrt, und ihrem verabschiedeten Buhlen, der noch mehr von der verletzten Eigenliebe, als von der Liebe getrieben wird. Alle Eitelkeiten, alle Empfindlichkeiten der höchsten Stände werden aufgeboten, um die der Sünde Entgangene von Neuem zu umgarnen, und da der Verführer immer anwesend, der Beichtvater nach und nach nicht mehr besucht wird, so ergreift das Fieber endlich wieder die Geheilte, und der Rückfall ist schlimmer als der erste Fall. So aber ginge es, erklärte mir der vielerfahrene Priester, nur in den Regionen, wo der Wahlspruch „Gott und der König" von allen Lippen fließe; schon ein wenig tiefer leisteten Beichte und Communion genügende Dienste.

Wenn es daher sehr erfreulich ist, daß die Tafel des Herrn auch in diesem Jahre wieder so eifrige und zahlreiche Besuche erhält, so ist auf der andern Seite die spärliche Pilgerschaft zu den sogenannten heiligen Gräbern eine ziemlich auffallende Erscheinung, die sich indessen sehr gut daraus erklären läßt, daß die arbeitenden Klassen von Paris zwar in die

Frühmesse und in das Hochamt am Gründonnerstage zu gehen Zeit haben, aber zu dem frommen Umgange an die heiligen Gräber in ganz Paris der hinlänglichen Muße entbehren. Die Franzosen nennen diese heiligen Gräber unter anderm auch reposoirs, wie die Altäre am Frohnleichnamstage. Es liegt, wie es uns scheint, in dieser zweifachen Anwendung des gedachten Wortes eine Anspielung auf die Verwandtschaft, fast Identität, der beiden Feste und eine kategorische Antwort auf die Thorheit derjenigen, welche die sommerliche Feier zu vernichten hoffen, indem sie mit gelehrter Miene nachzuweisen sich bemühen, daß dieselbe erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gestiftet worden sei, als wenn das Mysterium, das am Gründonnerstage und an dem Frohnleichnamstage gefeiert wird, nicht dasselbe und erst im zwölften Jahrhundert erfunden worden wäre. Die heiligen Gräber waren übrigens nicht, wie ich sie am Maine und an der Saone gesehen zu haben mich erinnere, mit lenzigem Grün anmuthvoll und reich geschmückt, der dießjährige Frühling ließ derlei Aufwand nicht wohl zu; aber einfach und würdevoll waren sie allenthalben, und brachten da namentlich einen ernsten und großen Eindruck hervor, wo sie in unterirdischen Gewölben statt hatten. Das heilige Grab von Notredame zeichnete sich durch besondere Einfalt und Würde, kurz durch eine edle Uebereinstimmung mit dem ganzen unvergleichlichen Gebäude aus. In St. Geneviève, dem früheren Pantheon, ward die Anordnung einigermaßen theatralisch gefunden; aber wie wäre es auch möglich, in einem Tempel, an dessen Giebelfelde Rousseau und Voltaire freundschaftlich aneinander gelehnt zusammen prangen, einen christlichen Gedanken auszuführen! Man mochte sich darüber beklagen, daß früher das Pantheon seiner christlichen Bestimmung, der es übrigens durch Einrichtung und Aussehen kaum entsprach, zu einem tadelnswerthen Zwecke entzogen wurde; aber das war wenigstens keine Entweihung, es war

ein Zeugniß von der Schwäche der damaligen Machthaber; allein dieselbe Stätte dem Allerheiligsten und der Grimasse Voltaire's, dem hochmüthigen Gesichte Rousseau's zu weihen, das war und ist noch jeden Tag ein Aergerniß, wie man kein ärgeres sich denken kann.

Wenn wegen der, man muß sagen, gerechten Ansprüche, welche die zeitlichen Bedürfnisse der Pariser Bevölkerung an die Zeit derselben machen, die Umgänge in den Kirchen, zum Besuche der heiligen Gräber während der drei christlichen Trauertage, nicht das waren, was ein eifriger Anhänger der Kirche wünschen konnte, so war der abendliche Gottesdienst an denselben von um so stärkerem Gedränge von Menschen auf allen Stufen der Pariser Welt begleitet und geehrt. Ich spreche dieses letztere Wort nur mit Zagen aus, denn ich weiß nicht, ob die aufrichtigen und zugleich hellsehenden Freunde unserer Religion an diesen halbnächtlichen Zusammenkünften ein unbedingtes Wohlgefallen haben. Die Sinne werden bei denselben durch die Wirkung des künstlichen Lichtes, wie durch ein süß berauschendes Getränk, angenehm verwirrt; auch die Musik trägt eher zum Genusse des Empfindungsvermögens als zum Schwunge der höheren Kräfte bei, obgleich ich einschränkend bemerken muß, daß aus dem Mitsingen der Gemeinde, an dem namentlich die vor nicht langer Zeit aus frommen Provinzen gekommenen Mägde und geordnete Arbeiter sich betheiligen, eine durch die Gehaltenheit und das Zusammenwalten der ungeschulten sowohl als der geschulten Stimmen erkenntliche Ergriffenheit der Gemüther sich entwickelt, die ein wahrhaft religiöses Gepräge hat. Die Predigt wird nur von der Minderheit recht gehört, und während derselben sah ich schon graue Veterinen auf dem Stuhle, den man ihnen unentgeltlich ließ, harmlos einschlummern, und kein Diener der Kirchenpolizei suchte sie zu wecken. Das hatte nichts auf sich; aber daß gefährliche Anlässe zu schüchternen Anfängen von manchem Bösen hier vorkommen, dürfte

vielleicht zu bezweifeln, jedoch schwerlich geradezu zu läugnen seyn.

Am heiligen Ostermorgen ertönte das Alleluja in den überfülltesten Kirchen, so viel ich theils aus eigener Anschauung, theils auf die Berichte von Freunden hin, die andere Kirchen als ich besuchten, zu versichern im Stande bin. Es mochte das ungeheuere Gedränge, wie ich es in St. Roch gesehen habe, während der Dauer des musikbegleiteten Hochamts nicht blos zum Gebete Anwesende, sondern auch sonst ungläubige Fanatiker für Orgel, Orchester und Chorgesang enthalten; aber als hierauf nur noch stille Messen, bei denen es auf Nichts ankam, als auf Andacht und Sammlung, zu bekommen waren, so nahm die Masse nicht beträchtlich ab, man mußte sich beim Hinein- oder Herausgehen noch seinen Weg durch das dichteste Gewimmel bahnen. Die Abgesandten der Polizei waren nicht nur vor den Thoren des geräumigen Gotteshauses, sondern auch in dem Innern desselben an verschiedenen Ecken anzutreffen, um die Ordnung aufrecht zu halten und einen weiteren Zufluß von Menschen abzuwehren. „Die Sicherheitsbehörde von Paris muß ihren Untergebenen selbst in den gastlichen Hallen gemeinsamer Seelenerhebung zu dem Herrn der Herren nicht trauen, und überall feindliche Elemente gegen die Herren hienieden vermuthen", hörte ich einen bärtigen, allein anständigen Mann, der wie ein Künstler aussah und neben mir die Kirche verließ, mit etwas weniger bemessenen Worten sagen. Er verschmähte die prosaische Erklärung, diese Leute der Polizei seien hauptsächlich da, um die Störungen, die aus dem Gedränge entspringen könnten, sei es zu verhüten, sei es wieder gut zu machen. Auch mögen sie hiezu wohl bestellt, aber schwerlich sehr nützlich gewesen seyn. Die Menge war, wie es an einem solchen Orte nicht anders seyn konnte, versöhnlich gestimmt, das Ausweichen, Stehenbleiben und sanfte Vordringen machte überall, wo es nöthig war, sich von selbst, und

die Zahl der oberflächlichen Verletzungen, die von Amts-wegen verhindert wurden, dürfte schwerlich auf eine nennenswerthe Ziffer sich belaufen. Wie hoch sie aber auch komme, darauf kommt wenig an, und seien wir zufrieden mit dem großartigen, erbaulichen, tröstlichen und heilverheißenden Schauspiel, das ganz Paris an dem hohen Oster-Feste, unter dem Segen der majestätisch weithin tönenden Glocken von Notre Dame, St. Sulpice, St. Eustache und der übrigen heiligen Größen dem Anhänger und dem Gegner unserer Religion wie dem gleichgiltigen Zuschauer darbot.

LI.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

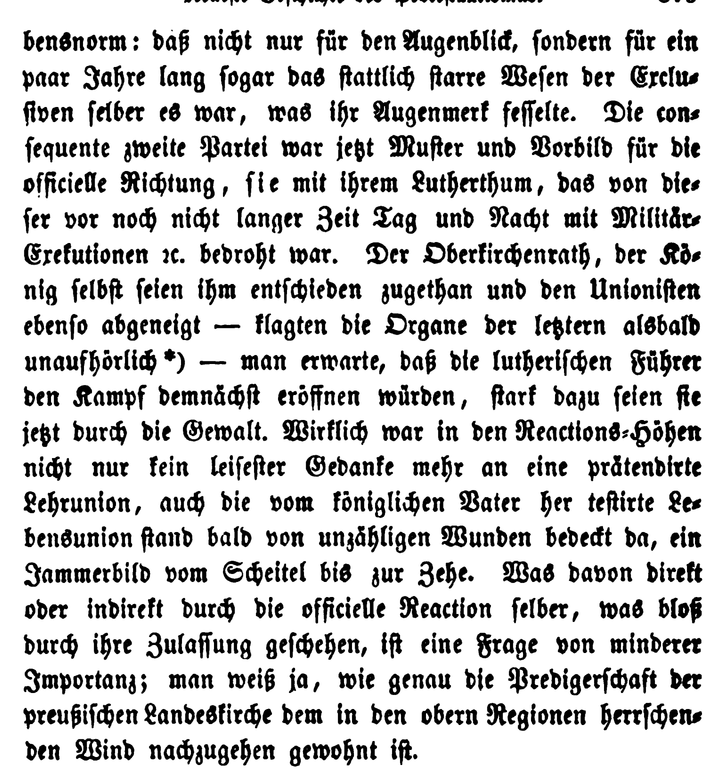
XV.

Die preußische Union; das erste Stadium der Reaction auf ihrem Gebiete.

Dritte Abtheilung.

Summepiscopat und Volk im Unions- und Reactions-Kampf.

So brennend fühlte die Reaction von Obenher, während ihr Staatsschifflein compaß- und steuerlos von den empörten Wogen der Revolution in's Blaue hineingetrieben ward, die Sehnsucht nach einem religiösen Haltpunkt, der seine befestigende Wirkung zuversichtlich auch auf das politische Gebiet hinüberspielen würde, kurz nach einer festen äußern Glau-



bensnorm: daß nicht nur für den Augenblick, sondern für ein paar Jahre lang sogar das stattlich starre Wesen der Exclusiven selber es war, was ihr Augenmerk fesselte. Die consequente zweite Partei war jetzt Muster und Vorbild für die officielle Richtung, sie mit ihrem Lutherthum, das von dieser vor noch nicht langer Zeit Tag und Nacht mit Militär-Exekutionen rc. bedroht war. Der Oberkirchenrath, der König selbst seien ihm entschieden zugethan und den Unionisten ebenso abgeneigt — klagten die Organe der letztern alsbald unaufhörlich *) — man erwarte, daß die lutherischen Führer den Kampf demnächst eröffnen würden, stark dazu seien sie jetzt durch die Gewalt. Wirklich war in den Reactions-Höhen nicht nur kein leisester Gedanke mehr an eine prätendirte Lehrunion, auch die vom königlichen Vater her testirte Lebensunion stand bald von unzähligen Wunden bedeckt da, ein Jammerbild vom Scheitel bis zur Zehe. Was davon direkt oder indirekt durch die officielle Reaction selber, was bloß durch ihre Zulassung geschehen, ist eine Frage von minderer Importanz; man weiß ja, wie genau die Predigerschaft der preußischen Landeskirche dem in den obern Regionen herrschenden Wind nachzugehen gewohnt ist.

Dem exclusiven Lutherthum war in dem beihelfenden politischen Misere der Kamm gewaltig geschwollen, und die officielle Reaction entsetzte sich anfänglich darob nicht. Während man, jammerten die Unionisten, sonst mit „einigen treuen Leuten unseres Bekenntnisses in unsern kirchlichen Behörden“ zufrieden gewesen wäre, verlangte man nun ganz lutherische Consistorien, ein ganz lutherisches Kirchenregiment. Schon lange vor dem Jahre 1848, „wo es gelungen ist, alle unionistischen Tendenzen, wie die Union selbst, den Gustavadolf-Verein, die protestantische Forschung und Wissenschaft als

*) Namentlich war dieß der lange Schwanengesang in den letzten Jahrgängen der Berliner „Allgemeinen Kirchenzeitung.“

revolutionär zu verdächtigen" — forderten die Lutheraner bei jeder neuen Separation ihrer Gesinnungsgenossen restitutio in integrum, Befreiung von der Unions-Agende, dem Unions-Revers, der unirten Ordination und allen unirten Behörden; und bei der Versammlung zu Angermünde vom 1. Mai 1850 rühmten sie sich wirklich bereits eines königlichen Bescheides, daß es allerhöchster „Wunsch" sei, „Consistorien herzustellen, welche, frei von der territorialen Staatsgewalt, in Verbindung mit dem König und unter dem Bekenntniß stehen" *). Inzwischen griff die Reaction von Unten auf eigene Faust zu. Den Pommern ward schon am 28. August 1849, zwar das eigenmächtige Aufgeben der gesetzlich eingeführten Liturgie verboten, dagegen nachgegeben, „wo in einer Gemeinde der Wunsch sei, den Gottesdienst nach Maßstab der pommerischen Agende feiern zu dürfen, sei ein Protokoll darüber an das Consistorium zu richten, und die Ordnung dann auch für den Nachfolger bindend." Alsbald aber klagte die zweite Pommer'sche Petition: gestützt darauf, daß die Union ja als Revolution gebrandmarkt sei, schafften z. B. die Herren vom Naugardter Verein ohne weiters, ohne Behörden oder Gemeinden zu fragen, in bislang unirten Gemeinden den Unionsritus ab, und führten den lutherischen ein, wofür ihnen nicht einmal die altpommer'sche Distributions-Formel unionsfeindlich genug sei; ihre Gemeinden schlechthin für lutherische erklärend, bestritten sie der Union sogar ihre Existenz, und behaupteten gegen die unirten Geistlichen der Diöcese, „daß sie kein Recht in der Kirche hätten, höchstens geduldet werden könnten." Der Oberkirchenrath aber — erzählt die Petition in vorwurfsvollem Tone dem König selbst — „hält den Uebertritt von lutherischen zu reformirten Gemeinden, welcher um der Union willen für

*) Oberdomprediger Dr. Schröder zu Brandenburg. Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1853.

unzulässig erklärt war, wieder für statthaft"; den G.-S. hat er aufgetragen, bei der Verpflichtung der Ordinanden neben der Augsb. Conf. ausdrücklich auch den lutherischen Katechismus namhaft zu machen, und pommer'schen Predigern, welche um Schutz gegen die Unionsfeinde bitten, antwortet er: „der ganze Zweck der Union bestehe in nichts Anderm, als in dem Geiste der Mäßigung und Milde", welche eine äußerliche kirchliche Gemeinschaft zulasse, und das (auf königl. Befehl einst „für den symbolischen Ausdruck des Beitritts zur Union erklärte") „Brechen des Brodes beim heiligen Abend-Mahl sei demnach für die Union von keiner großen Bedeutung" *). Ueberhaupt wurde den Gemeinden auf Wunsch die alte Liturgie wieder gestattet, also die Weglassung der als unumgängliche Bedingung der Abendmahlsgemeinschaft mit den reformirten Brüdern einst strengstens vorgeschriebenen unirten Spendeformel; auch durften sie im Taufformular wieder sagen „dem Teufel" statt „dem Bösen", und in demselben Geiste gab man den vorgeschriebenen ältern Gesangbüchern vom abgeschmacktesten, vormärzlich unirten Kaliber dadurch ein Dementi, daß ihnen zur beliebigen Auswahl je nach der Parteirichtung ein „frommer Anhang" angebunden werden sollte **). Einzelne Provincial-Kirchenbehörden schritten je nach Neigung förmlich zu faktischer Auflösung der Union. So kamen aus Schlesien zahlreiche Klagen, das Consistorium habe die verbotenen Parteinamen „lutherisch" und „reformirt" wieder in die Vokations-Dekrete aufgenommen, und Prediger beschwerten sich, „daß ihnen diese parteiischen Namen wieder aufgedrungen werden sollten." In den Kammern selber erhob sich überhaupt öffentliche Beschwerde: das Kirchenregiment schreibe den Geistlichen wieder die Prädikate „lutherisch" oder „reformirt" in ihre Vokationen, und verpflichte sie auf

---

*) Darmst. K.-Z. vom 4. März 1854.

**) Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 14. Febr. 1855.

die alten Bekenntnisse, ja in den Consistorien säßen Männer, welche die Union für eine Revolution ausschrieen. Prediger aus Schlesien erklärten: wenn sie wieder auf die lutherischen Symbole verpflichtet werden sollten, so müßten sie nicht nur ihrer Aemter entsetzt, sondern auch nicht einmal beim Abendmahl zugelassen werden; „halbofficiell aber werde das Nichtmehrseyn der Union behauptet.“ Wirklich hieß es auch bald: die bei Kirchenvisitationen üblichen gemeinschaftlichen großen Abendmahle könnten an einzelnen Orten schon nicht mehr zu Stande kommen „wegen des confessionellen Zwiespalts“ *); namentlich sei in Schlesien bei den Visitationen das Faktum der Union ganz ignorirt und in den Hintergrund gedrängt worden. Die außerpreußischen Lutheraner triumphirten bereits über die „Auflösung der Union in Preußen“; und deren Freunde wußten sich nur mehr damit zu trösten, daß die Union allein als Landeskirche in Preußen zu Recht bestehe, und König Friedrich Wilhelm IV. sich ausdrücklich für ihr Fortbestehen ausgesprochen habe **).

Indeß fuhr die Reaction von beiden Seiten fort sich zu geriren, als wenn die Union in Preußen in der That **nicht** mehr zu Recht bestünde. Einen merkwürdigen Fall der Art lieferte Stettin. Die französisch-reformirte Gemeinde daselbst wählte sich, wie wegen Mangel an eigenen Candidaten herkömmlich, einen Candidaten der unirten Landeskirche zum Prediger; das k. Consistorium aber verweigerte ihm die Bestätigung, „weil es durchaus unzulässig sei, daß ein bei der Ordination auf das lutherische Bekenntniß (d. h. auf die Augustana und den Katechismus Luthers, wie in Pommern gebräuchlich) verpflichteter Candidat eine Anstellung als Geistlicher bei der reformirten Gemeinde erlange“, selbst auf den Fall, daß die Gemeinde innerhalb der Union stünde; denn

*) Darmst. K.-Z. vom 27. Sept. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 29. Jan. 1854.

auch dieß hätte „keine Aufhebung des Confessions-Standes" zur Folge *). In den einzelnen Gemeinden der Landeskirche brachte diese Reaction nach dem ursprünglichen Bekenntniß-Stand natürlich neue heillose Verwirrung hervor, gerade als wenn die alte nicht heillos genug gewesen wäre. Um nur ein Beispiel aufzuführen! In Magdeburg bestehen jetzt als religiöse Parteien: die katholische, 2) deutschkatholische, 3) rein-lutherische, 4) lutherisch-unirte, 5) rein-reformirte (und zwar deutsch und wallonisch), 6) reformirt-unirte, 7) rein-jüdische, 8) Reformjuden, 9) freie christliche Gemeinde, 10) Wilde, die von dieser ausgeschieden sind und gar zu keiner Gemeinschaft mehr gehören. Würde nun das usuelle Reactions-Princip auf die Union in Magdeburg angewendet, so würde jede der beiden unirten Parteien abermals eine besondere Partei aus sich hervorgehen sehen, die rein-unirte nämlich, so daß der bezügliche Status sich dann also darstellte: rein-Unirte, landeskirchlich-Lutherische, landeskirchlich-Reformirte, rein-Lutherische, rein-Reformirte.

Wirklich hat eine solche Applikation auch in ganz kleinen Gemeinden schon stattgefunden, und zwar völlig consequent sogar so weit, daß man der neuerzeugten Partei selbst eigene Prediger gab. So wurde zu Deutmannsdorf in Schlesien, wo es neben Katholiken, lutherischen Separatisten und Freigemeindlern eine landeskirchlich-lutherische Pfarre gibt, dennoch für die — Unirten ein eigener Vicar bestellt; auf die dortigen „landeskirchlichen" Zustände überhaupt mag man aus der Klage schließen: nichts destoweniger sei der im rechtlichen Besitze befindliche Pastor der landeskirchlichen Lutheraner fortwährend den schwersten Unbilden ausgesetzt; als endlich die Bosheit in der Presse aussprengte, er werde „als Lehrer an den Rhein versetzt", meinte sein Anhang selber, es sei allerdings wahrscheinlich, daß er endlich weichen müsse,

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Mai 1854.

„der ruhelose Geist der Friedensstörung aber werde auch durch eine solche Concession nicht beschwichtigt werden“ *). Wo solche Früchte der Reaction noch nicht zu Tage liegen, da hat man doch bereits ihre Blüthen vor Augen. Schon die erste Petition der Pommer'schen Prediger (vom 26. Oct. 1852) hat dem Oberkirchenrath dringend an's Herz gelegt: daß doch nicht durch Maßregeln gegen die Union „die Gewissen verwirrt und die evangelische Kirche des Landes noch mehr zersplittert werde“; die zweite Petition ergoß sich ausführlich in der trübsten Schilderung der Dinge. „Das Elend der kirchlichen Zustände in Pommern“, sagt sie, „die herrschende Verwirrung, Unsicherheit und Ungewißheit über das, was Rechtens ist, wird je länger je mehr unerträglich; Kabinets-Ordres, Ministerialrescripte und andere gesetzlichen Bestimmungen bleiben unbeachtet und werden willkürlich übertreten; drei verschiedene Arten von Lutheranern, von denen jede behauptet, die wahre zu seyn, stehen miteinander in mehr oder weniger offenem Kampfe; der Friede und die Eintracht unter den Geistlichen verwandelt sich in immer mehreren Synoden in Spaltung und Uneinigkeit; das Vertrauen der Geistlichen zu ihren Behörden ist erschüttert; das Vertrauen der Gemeinden zu ihren Geistlichen schwindet, wo immer die Zerrissenheit und der Gegensatz offenbar werden.“ So werde dem Unglauben, dem Sektenwesen, der Verwüstung der Kirche in die Hände gearbeitet, und noch dazu sei der Zwiespalt eigentlich erst noch unter den Predigern, und erst im Begriffe unter die — Gemeinden herabzusteigen **).

Es wäre aber irrig, zu glauben, daß die Reaction jetzt weniger mit verbundenen Augen vorwärts schreite, als einst die königliche Union von 1817. Damit auch für die Zukunft, wenn es für dieses Wesen noch eine gibt, größtmög-

*) Kreuzzeitung 1854. Beilage zu Nr. 131.

**) Darmst. K.-Z. vom 4. März 1854.



lichste Verwirrung vorgesehen sei, ist der auf's Neue spaltende und zerreißende Keim auch in die Schulen eingedrungen. Es schien sich eben zur Zeit jener Petition nur zu fragen, wo und wie man im exclusiven Sinne zugreifen wollte; von Oben herab besorgte man kein Hinderniß. Was so im Schulwesen gegen die alte Lebensunion selber bereits begonnen war, dieß hat erst im vorigen Jahre das neue Schul-Regulativ befestigt, die confessionelle Scheidung wieder einführend bis in die Volksschule hinab. Die Unionsgesinnten hatten also umsonst doch wenigstens die Schule zu retten gesucht. „Ein ganz streitfertiger, zum Bruch mit der Union gerüsteter junger theologischer Nachwuchs", hatten sie vergebens geklagt, „wird seine Sporen auf den Universitäten im Turnier gegen die Union verdienen wollen. Schon berichten öffentliche Blätter, daß man auch an den Gymnasien den Religionsunterricht anfangen lasse, lutherisch und reformirt zu ertheilen; natürlich werden das Gymnasialdirektoren thun, welche auf den Confessionalismus geschworen haben, und gegen die Union als gegen Unglauben und Indifferentismus ankämpfen" *). Man ging auch bald noch einen und den letzten Schritt weiter; man begann anzudeuten, wie eine dringende Nothwendigkeit es sei um — Theilung der Fakultäten und des Kirchenguts unter die beiden Sonderbekenntnisse.

Ehe jedoch diese äußerste Consequenz noch recht laut geworden war, und zwischenein in dieses faktische Vorgehen gegen die gesetzliche Lebensunion, fiel eine oberstbischöfliche Erklärung, welche nach That und Umständen, wenn sie auch in Worten das Gegentheil sagte, von Niemand anders verstanden werden konnte, denn als Ermunterung des Sturm-Laufens der Reaction von Unten. Damit man wisse, woran man in Unionssachen sei, hatte Friedrich Wilhelm IV. eine — Kabinetsordre für nothwendig erachtet.

*) Darmst. K.-Z. vom 24. Sept. 1853.

Es soll damit nicht geläugnet werden, daß man Angesichts der Ordre vom 6. März 1852 erst recht nicht wußte, woran man mit der Union sei. Aber diese berühmt gewordene Ordre bildete dennoch eine bedeutende Epoche in der Geschichte der preußischen Union, und zwar nach zwei Seiten hin. Sie spornte die Reaction von Unten zu den äußersten Verwegenheiten, je näher dieselbe seit dem 6. März 1852 dem ersehnten Ziele sich wähnen mußte. Die Unionsgesinnten aller drei Parteien hingegen fanden sich in die todesmuthigste Aufregung versetzt, indem die Ordre nicht nur für den Moment selbst die Lebensunion störte, sondern der Heranbildung zur Lehrunion alle Zukunft durch die That gewaltsam abschnitt. Denn sie gab sich nicht nur den Anschein, den so kräftigen Ansatz dazu gar nicht zu bemerken, sondern sie verdammte eventuell sein Eintreten als ein in der königlichen Union durchaus unzulässiges Ding. Der König bezeichnete es auf das bestimmteste als seine Aufgabe, die freieste Gliederung der Confessionen, und dennoch immerhin auch die Union als solche zu erhalten, in der er eine aus den höchsten und reinsten Absichten unternommene Schöpfung seines Vaters zu ehren habe *). Aber was die Union betrifft, so sahen Gemeinden, Fakultäten, ganze Provinzen und ihre Synoden durch die Ordre Recht und Stellung derselben auf's flagranteste verletzt. Und was die Confession betrifft, so begrüßten die Exclusiven die Ordre allerdings mit Jubel und Freude, da die Union durch sie faktisch aufgehoben oder, wie Conf.-Rath Wachler in Breslau geäußert haben soll, „das Gespenst der Union durch die Kabinetsordre nun verscheucht und rechtlich vernichtet sei" **). Allein es war keine Rede davon, daß die Exclusiven sich bei der Ordre an sich schon befriedigt gefühlt hätten. „Diese Bestimmungen genü-

*) Vgl. Allg. Ztg. vom 1. Juli 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1853.

gen der entschieden kirchlichen Gesinnung nicht, sie sind ihr nur in sofern willkommen, als sie in ihnen Verheißung und Unterpfand einer weiteren consequenten Durchführung der nothwendigen Trennung sieht" — sagte die confessionelle Reaction von Unten, und handelte sofort darnach *).

Die Ordre vom 6. März 1852 ist eine leibhafte Verkörperung der kirchlichen Ja- und Nein-Politik, des endlosen Widerspruchs im preußischen Summepiscopat. Was sie eigentlich anordnete, war: confessionelle Trennung des Ober-Kirchenraths, d. h. dieser Rath sollte ferner in Gesammtheit fortfahren, „das in der Geschichte christlicher Kirche hochwichtige Werk der Union" zu vertreten, „wo aber die Entscheidung nur aus einem der beiden Bekenntnisse geschöpft werden könnte", sollte eine förmliche itio in partes stattfinden, das Corpus der Räthe nach den Sonderbekenntnissen auseinandergehen **). Offenbar der gefährlichste Stich in das Herz der Lebens-Union selbst! Also, schloßen die Exclusiven, ist unsere lutherische Kirche wieder vollberechtigt. Ganz consequent bezeichnete ihre Jahres-Versammlung zu Wittenberg noch im Herbste 1852 als die nun zunächst nothwendigen Schritte: zwei förmliche confessionell geschiedenen Senate im Oberkirchenrathe, dieß um so mehr, als nur ein einziges Mitglied, Stahl, ohne Vorbehalt auf die lutherische Seite getreten war; dann aber: Reinigung der theologischen Facultäten, denn deren öffentliche Kundgebungen an mehreren Universitäten zeugten genugsam über ihre zweideutige Stellung zum Bekenntniß ***). Diese zwei Punkte bildeten fortan das Schlagwort der Exclusiven. Der Prediger Hartung in Merseburg ward suspendirt, weil er auf offener Kanzel Gott gebeten, er möge die Kirche vom jetzigen Oberkirchenrath

---

*) Vgl. Erlanger „Zeitschrift" x. 1853. S. 129 ff.

**) Vgl. Berliner Allg. K.-Z. vom 15. Mai 1852.

***) A. a. O. vom 16. Oct. 1852.

und Consistorium erlösen, und ächtlutherische dafür einsetzen. Noch entsetzlicher lautete in den Ohren der drei unionsgesinnten Parteien das Schlachtgeschrei gegen die Fakultäten; ihre sämmtlichen Gesinnungsgenossen an denselben, meinten sie, müßten weichen, wenn man z. B. die stiftungsmäßigen Symbole ernstlich betonen wollte *). Bei der Berliner Provincial-Conferenz der lutherischen Vereine war „Vorwärts, Vorwärts" die Losung; auf Antrag des Predigers Voß zu Friesack erklärte man namentlich: „die freien Vereine hätten ihre private Stellung aufzugeben und sich neben die Consistorien zu stellen"; „wir haben die Einführung der lutherischen Kirche zu fordern, und ihr als solcher kommt die Pflege der theologischen Fakultäten zu."

Nur etwas bescheidener formulirte die Wittenberger lutherische General-Versammlung vom 29. Sept. 1852 den letztern Punkt. Die „nunmehr seit drei Jahrzehnten zu Recht" (wie die Unionsgesinnten jammerten) „bestandene Union der theologischen Fakultäten sei in soferne aufzuheben, daß die strenglutherische Confession an denselben officiell vertreten sei." Als zweiten Punkt brachte das Concil neuerdings vor: der Oberkirchenrath solle zu größerer Sicherheit der Sonderkirchen künftig ohne Vorbehalt der Union schlechthin theils auf das lutherische, theils auf das reformirte Bekenntniß verpflichtet werden **). Einen dritten Punkt hatte jene Berliner Conferenz auch schon in's Auge gefaßt; es war noch einer der gemäßigteren Prediger, der dort ausrief: „das Wort,

---

*) Man brauche, sagte die „Berliner Allgemeine K.-Z." vom 3. Nov. 1852, nur auf Grund der im Corpus doctrinae Prutenicum enthaltenen und z. B. von den Professoren der theologischen Fakultät zu Königsberg noch heute beschworenen Symbole ein recht wirksames Inquisitions-Tribunal zu errichten, das schon Mittel finden werde, die Calvinisten und Unionisten der Fakultät auszumerzen.

**) Vgl. Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben. 1853. Nr. 6.

welches unsere Rettung ausspricht, heißt — Kirchengut.“ Ja, man debattirte bereits die Frage von der Einheit des Kirchenregiments, obgleich Niemand bezweifelte, daß hier den auf ihre Sprengung bedachten Exclusiven in Preußen ein sicheres Halt geboten würde. Man schwankte, ob man, am Ziele angelangt, noch eine gewisse äußerliche Combinirung beider Kirchen in einer obersten gemeinsamen Behörde oder Spitze zulassen dürfe oder nicht? wenn nicht etwa aus dem bloß politischen Princip, daß dem preußischen Königshause diese oberste Leitung um jeden Preis erhalten werden müsse*).

Kurz, die confessionelle Reaction von Unten gebährdete sich, als wenn auch schon der letzte Rest der gesetzlichen Lebensunion zum Tode verurtheilt sei, der Lehrunion zu geschweigen, die in der Ordre vom 6. März selbst entweder als etwas nie in Existenz Getretenes, oder doch als bereits wieder begraben hingestellt ward. Darin aber hatte sich der König schwer getäuscht. Nach Jahr und Tag eröffnete auch wirklich eine neue Kabinetsordre den Reigen, die nun wieder geradeso für die Union reagirte, wie die vom 6. März 1852 gegen die Union reagirt hatte. Diese abermalige Erprobung oder Wendung der Ja- und Nein-Politik ist aus dem Widerwillen gegen die Consequenz der Exclusiven allein nicht zu erklären; es wirkten dabei auch die schweren Verlegenheiten mit, welche die Unvorsichtigkeit der Ordre vom 6. März den Unionsgesinnten gegenüber bereitet hatte. Wir können daher mit der Beschreibung der exclusiven Consequenz und der kirchenregimentlichen Inconsequenz erst dann wieder anknüpfen, nachdem wir den gewaltigen Orkan, den diese Ordre unter den Unionsparteien erregen mußte, betrachtet haben werden.

Wie bereits bemerkt, lag neben dem positiven Moment der Ordre auch ein negatives, und dieses war es, das in den faktischen Bestand der Union am tiefsten einschnitt. Nicht

---

*) Erlanger „Zeitschrift“. 1853. 3. Heft. S. 129 ff.

nur bestimmte die Ordre: der Oberkirchenrath solle künftig bestehen aus „Gliedern beider Confessionen“, also ausschließlich bloß aus Lutheranern und Reformirten: sondern sie bemerkte auch ausdrücklich: der königliche Vater habe am allerwenigsten „die Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen wollen.“ Soeben noch waren die „Partei-Namen“ lutherisch und reformirt von Unionswegen verpönt gewesen; jetzt aber — wie konnte der erste Satz, mildestens ausgelegt, anders verstanden werden, als: nur die Träger jener Parteinamen dürften in der Kirchenbehörde vertreten seyn? Hatte die Pommer'sche Petition Unrecht, zu bemerken: wenn die kirchlichen Behörden nur aus Mitgliedern der lutherischen und reformirten Confession bestehen sollen, so werden auch entweder sämmtliche Gemeinden und Geistliche, und folgerichtig alle Schulen, Seminarien, Wohlthätigkeits-, Missions- und andere Anstalten, confessionell sich sondern müssen, oder Unirte bleiben und deßhalb im Kirchenregiment der Union nicht vertreten seyn *)? Alle die überwiegend zahlreichen Gemeinden also, ganze Provinzen, sämmtliche theologischen Fakultäten, deren Bekenntniß einzig und allein in dem unbestimmten „Consensus“ bestand, die zum größten Theile „in der Union eine Errungenschaft evangelischer Geistesfreiheit und großherzigerer Weltanschauung erblickt“ und demgemäß sich ausgebildet hatten — sie sollten jetzt, nach drei Decennien, alle in die engsten Schranken des lutherischen oder aber reformirten Symbolglaubens je nach Herkunft oder Belieben zurückkehren! Vielmehr, sie sollten gar nicht prätendiren, zu existiren! Denn also argumentirt die Ordre: der königliche Vater hat die Bildung eines „dritten Bekenntnisses“ nicht verordnet, also existirt es nicht. Wenigstens befiehlt die Ordre demselben: du sollst nicht existiren! Aber das dritte Bekenntniß gehorchte nicht; es behauptete und

*) Darmst. K.-Z. vom 27. Sept. 1853.

manifestirte seine Existenz, und zwar eine sehr mächtige auf sehr kräftige Weise. Es dauerte vier Monate, und die berühmte Ordre mußte bekennen, daß sie als Fleck neben dem Loch in der Union fungire.

Das „dritte Bekenntniß" reichte inzwischen eine Fluth von Petitionen ein; mit Hunderten von Predigernamen bedeckt, kamen sie namentlich aus ganz Rheinland und Westphalen, wo der Protestantismus überhaupt zumeist jüngsten Datums, und daher durchaus auf dem Boden des Consensus angebaut ist, aus Schlesien, auch aus Pommern und Brandenburg. Sie verlangten in der Regel drei Punkte, welche die Schlesier z. B. also formulirten: 1) Anstellung einer verhältnißmäßigen Zahl solcher Oberkirchenräthe, denen allein das als Norm gilt, „was Christus der alleinige Herr und Mittler gesagt und gethan hat"; 2) rechtliche Anerkennung für alle Gemeinden, welche auf gemeinsamem evangelischen Grunde stehen und den Unionsritus angenommen haben; 3) Freiheit für alle Gemeinden, jederzeit durch protokollarische Erklärung der Union beizutreten *). Sie verlangten also oberstbischöfliche Anerkennung der bestehenden dritten Kirche, der unirten nämlich, mit allen Rechten und Pflichten einer Kirche, zwischen den ursprünglichen zwei Kirchen, der lutherischen und der reformirten, sowie dieselbe Anerkennung für ihr drittes Bekenntniß, welches nach wie vor berechtigt sei, sich selber für das allein rechtmäßige Bekenntniß der ganzen preußischen Union gegen die Usurpation der zwei abgeschafften alten Sonderkirchen zu halten, und als solches gegen diese zu operiren.

Namentlich zeigte sich, daß fast die ganze theologische Wissenschaft in Preußen dieser dritten Kirche angehöre, welche der König als nicht existirend oder als wenigstens polizeiwidrig ignorirt wissen wollte. Sämmtliche Fakultäten, Halle,

*) Allg. Ztg. vom 2. Dec. 1852.

Königsberg, Bonn voran, erklärten die Unmöglichkeit, wieder bloß lutherisch oder reformirt zu seyn, und furchtbare Wahrheiten wandten sie gegen die Ordre vom 6. März ein, sowie gegen die „auf Zerstörung der Union bedachte Partei." „Wie sollte die Ueberzeugung unzähliger frommen Protestanten auch nur von ferne durch die Kategorie lutherisch oder reformirt erschöpft werden"; das dritte Bekenntniß ist „für die zahlreichen Abweichungen" unentbehrlich; namentlich wäre die theologische Wissenschaft mit Einem Schlage ruinirt, wenn sie auf „confessionellen Zwang" gestellt werden sollte, anstatt „des freudigen Bewußtseyns ungehemmter Forschung in dem weiten Bereiche evangelischer Principien"; sei ja alles wissenschaftliche Gedeihen, der ganze Bildungsstand bloß der Union zu verdanken. Kurz, alle bekannten die Union, d. i. die Lehrunion im engern oder weitern äußern Umfange, als ihren Lebensgrund und die Gewähr ihrer Existenz. „Gelänge es", sagt z. B. der Protest der Königsberger, „der auf Zerstörung der Union bedachten Partei ihre Consequenzen durchzuführen, so würde es auch um den Ruhm der wissenschaftlichen Theologie, den Stolz Deutschlands und Preußens, geschehen seyn; diese hat das Princip der Union in sich, ist von Anfang mit der Union im Bunde gewesen; sobald die Unionsrichtung von den Universitäten verdrängt seyn wird, sobald Zwang das Bewußtseyn freier Forschung gelähmt hat, dann tritt die schon in kenntlichen Spuren vorhandene Verkrüppelung und Carrikatur ein, dann versinkt die Wissenschaft in Erstarrung und Vernachlässigung" *).

Anstatt daß also das „dritte Bekenntniß" nicht zu existiren gewagt hätte, mußte man vielmehr erfahren, welchen ungeheuren Zulauf es haben werde. Die Exclusiven protestirten aus Leibeskräften. Aber zwischen ihnen und der unionsgesinnten Schule trat noch eine andere Partei auf,

*) Darmst. K.-Z. vom 24. ff. Sept. 1853.

deren Beifall dießmal der König auch nicht hatte. Es war die Kreuzzeitungs-Partei. Nur etwa aus dem Gesichtspunkte ließ sie die Ordre vom 6. März sich gefallen, daß, wie der Rundschauer witzelte, „die Organisation des Kriegs der Anfang des Friedens sei." Diese Partei ist eigentlich die incarnirte Ja- und Nein-Politik selber, der fleischgewordene ewige Widerspruch in sich; daß der König über dessen Grenzen hinaus am 6. März einen faßbaren Schritt gemacht, gerade das war ihre Klage. Eben deßhalb ist ihr auch die Schule mit ihrem Streben nach klarer Bestimmtheit so verhaßt, und zwar in all ihren Formen, die alte wie die neue. Als jetzt die unionsgesinnten Fakultäten gegen die Ordre auftraten, ärgerte sich der Rundschauer: „der Rationalismus, den Uhlich nicht ohne Grund die „„Religion unserer Väter"" nenne, klebe der Universitätstheologie auch jetzt noch fest an Händen und Füßen, es sei überhaupt in der Kirche so, daß die Praxis vorangehe, die Wissenschaft zaudernd nachfolge." Aber auch gegen die alte orthodoxe Schule eifert die Partei, weil dieselbe in der Negation gegen die alte Kirche zu sehr in die Breite gegangen sei. Der Partei eigenes Bekenntniß ist eine Art von zurückreformirtem Lutherthum, von angeblich ursprünglicher Reformationslehre*). Dieses Bekenntniß nun,

---

*) Dr. Leo beschreibt seine Partei als die der Augustana, deren Gegensätze wider die alte Kirche die Partei „vollkommen anerkennt." Jedoch nur in sofern als sie die „fragmentarischen Sätze der Augustana durch das davon nicht Berührte der alten Kirchenlehre und Kirchenverfassung ergänzen" will, „und sich also lossagt von der ganzen spätern Entwicklung der Schule und den daraus hervorgewachsenen Schulbekenntnissen, articuli Smalcaldici, formula Concordiae u. s. w., welche, die Negation zur Position machend, allmählig die protestantische Theologie selbst in die Schulzerrissenheit hineingeführt haben, in der sie sich jetzt präsentirt." Die Partei sieht demnach „in der Entwicklung der protestantischen Kirchen und ihrer Verfassung lediglich ein Werk der Noth, erkennt das Recht der Noth an, fühlt aber auch das Un-

meint die Partei, befinde sich innerhalb einer Union besonders wohlauf, weil es da eben durch diese Union vor dem Andringen sowohl der alten als der neuen Schule gesichert sei. Sie wünscht daher eher ein engeres Zusammenschließen der Lebensunion, als eine trennende „confessionellere Gestaltung"; diese ist ihr fast ebenso zuwider wie die Entwicklung nach einer nihilisirenden Lehrunion. Wie aber die Parteien der letzteren die gegenwärtige Union nur als Vehikel zur allgemeinen Verbreitung je ihres „dritten Bekenntnisses" über das Ganze ansehen, so auch die Partei von der Kreuzzeitung; denn auch sie hat ein drittes Bekenntniß: das restaurirte vermeintliche Ur-Lutherthum. „Die Preußische Kirchen-Union", sagt daher Leo, „ist, was auch bei ihrer Herstellung für Menschlichkeiten untergelaufen seyn mögen, eine wahre That Gottes, ja eines der Wunder, durch welche die protestantischen Kirchen nun einmal allein regiert und vorwärts geführt werden; nur mißverstehe man dieß nicht so, als meinten wir, in der Union selbst liege etwas Göttliches, bei dem der

---

glück der Noth; sie fügt sich still dem Nothstande, trennt sich nicht von den gebliebenen Kirchenresten, hat aber in der Union einen Boden begrüßt, der ihr eine neutralere Stellung wie gegen die reformirte Kirche aufnöthigte, so bis auf einen gewissen Grad gegen die römische Kirche erlaubte." Die Union nämlich habe die Partei „freigelassen von den Fesseln der nach der Augustana aufgestellten Bekenntnißschriften und sie nicht weiter genöthigt, sich als betheiligt zu betrachten an den geistlichen und weltlichen Kriegen zur Aufrechthaltung dieser späteren Confessionen." „Diese Partei streckt sich nach der una sancta catholica, und obwohl sie in den lutherischen Formen des Gottesdienstes deutlichere Reste der alten kirchlichen Ordnung begrüßt und sich ihnen zunächst vor allen anschließt, hegt sie ein Grauen vor dem Gefängniß im Kerker der lutherischen Schultheologie, die ohne Zweifel heranschritte, wenn die Vertheilung des Raumes in der Union nur an reformirte und lutherische Confession Platz griffe." Kreuzzeitung vom 26. Aug. 1853.

Mensch ruhen könnte, vielmehr liegt darin ein göttlich geordneter Mißton, der die Herzen lauter und lauter nach harmonischer Auflösung schreien läßt" *). Natürlich muß also, ungetröstet und unbefriedigt durch Kabinetsordres, wie durch die Lösungen der Wissenschaft, die Masse der widerstrebenden Elemente in den Unions-Pferch eingezwängt bleiben, bis ihnen allen die Einsicht aufgeht, daß es nur Eine Pforte zur Rettung gibt, das Urlutherthum nämlich, und alle bereit sind, diese Pforte zu beschreiten. Das endliche Resultat wäre dann nicht mehr Union, sondern man meint dasselbe una sancta catholica nennen zu dürfen.

Mag man solche Anschauung der Dinge für phantastisch halten, soviel ist doch richtig, daß die Gegenparteien nicht ohne Sorge gerade vor der so gearteten „lutherischen Strömung" sind. Andererseits leuchtet ein, daß die Ordre vom 6. März dieser „vorgehenden Praxis" und diesem „göttlich geordneten Mißton" höchst gefährlich vorkommen mußte. Hatte man ja den Gebrauch vor Augen, den die Exclusiven von ihr zu machen sich anschickten. Dr. Leo hielt daher dem Grundgedanken der Ordre noch nachträglich eine strenge Strafpredigt. „Als", sagte er, „die Schule verzweifelte, sich durch eigenes Fabrikat vollends an die Stelle der Kirche zu setzen, verfiel man nach einfacher Logik darauf, den Bekenntnissen der Elemente der Union Raum zu geben und ihr Recht wieder einzuräumen; allein leider blieb man nicht dabei, bloß dem Bedürfnisse Raum zu geben, sondern man schien von vornherein den Raum vertheilen zu wollen, und so mußte nothwendig eine mächtige Reaction innerhalb der unirten Kreise erfolgen und die Verwirrung noch höher steigern. Man mußte besorgen, daß sonst am Ende alle unirten Kreise sich wieder in lutherische oder reformirte streng sondern müßten." Dagegen, fährt er fort, erhob sich natürlich 1) die indiffe-

*) Kreuzzeitung vom 25. Aug. 1853.

rente Masse des religiösen Philisterthums; 2) die „unter dem Einfluß der Union einflußreich gewordenen theologischen Schulen, die noch immer nicht von dem Phantom lassen können, daß sie die oberste Stimme in der Kirche zu führen haben; ganze Fakultäten haben sich bekanntlich gegen die versuchte confessionellere Richtung der Union sehr energisch ausgesprochen." Endlich zählt Dr. Leo noch ein drittes „neu und in der Union entstandenes" Widerstands-Element auf, zu dem er selber gehöre; nur um nicht in die schlechte Gesellschaft des Philisterthums und der Schule zu gerathen, habe dasselbe bislang geschwiegen *).

Von der Zeit an wissen wir über die Geschicke dieser „lutherischen Strömung" an sich so wenig mehr Besonderes zu berichten, als über die exclusive, oder über die dreifach schattirte unionistische. Es ist ein Ringen mit äußersten Kräften unter ihnen allen, so daß sie nur mehr wie Ein großer Knäuel erscheinen, gleich dem bunten Gewirre einer im Handgemenge mit Kolben und Messer Mann für Mann durcheinander geworfenen Völkerschlacht. Jede der fünf Parteien schlägt auf die nächste, und alle schlagen sich untereinander. Um Lebensunion, mehr oder minder enge, um Lebensunion oder Lehrunion, oder weder dieses noch jenes, um Lehrunion, symbolisch-positive, biblisch-positive oder negative — streiten sie sich mit dogmatischen, historischen, kirchenrechtlichen, politischen Waffen. Man nennt das den Unionsstreit im engern Sinne, der seit dem 6. März 1852 erst recht entbrannt ist. Er hat, wenn man einmal die Stellung der Parteien kennt, an sich kein weiteres Interesse. Die entsprechenden Bewegungen der letzteren aber schildern sich von selbst ab, indem wir fortfahren, die Geschichte der oberstbischöflichen Ja- und Nein-Politik zu beschreiben.

Wir haben gesehen, wie diese schon an sich außer Stande

*) Kreuzzeitung vom 26. Aug. 1853.

war, der alsbald mit dem 6. März entwickelten Consequenz der Exclusiven nachzufolgen; dazu nun der Aufruhr aller Elemente des nicht existiren sollenden „dritten Bekenntnisses"! Der Sieg der letzteren in dem Kampf um ihre Existenz erfolgte ziemlich rasch. Mitte Juli mußte die Anschauung der Kabinetsordre sich bereits ergeben, mußte man protokollarisch anerkennen, daß trotz königlicher Widerrede und Verbietung ein drittes Bekenntniß oder eine dritte Kirche existire, und daß, wenn man heute zu irgend einem Zwecke die Union in ihre Bestandtheile zerlegen wolle, die ursprünglichen zwei zur Einreihung der Landeskirchen-Kinder bei weitem nicht genügten, sondern jener dritte durchaus dazu genommen werden müßte. Schon als der Oberkirchenrath selber gemäß Ordre vom 6. März in Lutheraner und Reformirte sich parteite, paßte Dr. Nitzsch weder zu diesen noch zu jenen, er repräsentirte vielmehr den Consensus, oder die unirte Kirche; da aber diese damals rescriptmäßig noch nicht existiren durfte, hing der gelehrte Rath wie Mahomeds Sarg zwischen Himmel und Erde, und wußte sich einstweilen nur durch freiwillige Suspension von den Geschäften zu salviren. Indeß verfaßte das hohe Collegium schon am 14. Juli 1852 ein Protokoll, welches auch den Gemeinden des dritten Bekenntnisses eine Vertretung in den kirchlichen Behörden zusicherte. Man bemerkte dabei freilich, das sei nur wie eine Ausnahme von der Ordnung, aber in der Hauptsache hatte man doch nachgegeben.

Nicht jedoch, als wenn damit auch nur Eine Partei befriedigt worden wäre. Im Gegentheile wurden jetzt auch die Exclusiven wieder malcontent; die Wächter der Union aber schrieen mit Recht: ob nun bloß von zwei, oder aber von drei coordinirten Kirchen in der Einen Landeskirche die Rede sei, immerhin werde so der Begriff „Union" eo ipso aufgehoben. Ob nun, sagten sie, die Fakultäten einfach in zwei Confessionen sich theilen müßten, nach der Forderung der Exclu-

siven, oder aber in drei, in lutherische, reformirte und unirte Collegien, so daß am Ende an jeder Universität drei theologische Fakultäten lehrten: immer seien dieß fürchterliche Aussichten, die auch außerhalb Preußens auf's höchste beunruhigen müßten. So mußte denn der eigentliche Streit noch heftiger entbrennen, und so schroff empfand man die Wirkung der Ordre sammt Protokoll, daß dem Rundschauer alsbald das spitzige Problem vorgelegt ward: „da in der Union nur ein äußeres administratives Band für die dogmatisch von einander getrennten und getrennt bleibenden protestantischen Confessionen geschaffen worden ist, so entsteht die Frage: welcher von diesen historischen Confessionen der evangelische Staat als Persönlichkeit angehört" *)?

Indeß hatte das Protokoll vom 14. Juli noch ganz speciell Oel in die Flamme geschüttet; es geschah dieß durch Umstände, die von Neuem ein grelles Licht auf die ganze jenseitige Unionsmacherei werfen. Das Protokoll bestimmte: die unirten oder Consensus-Gemeinden sollten im Kirchenregiment gleichfalls vertreten seyn. Nun fragte es sich natürlich: welche Gemeinden sind unirt? Das Protokoll sagte: die „kirchenordnungsmäßig" unirten Gemeinden. Aber was ist „kirchenordnungsmäßig"? Niemand wußte das! Wieder gingen so die Parteien auseinander vom Dorfprediger bis zum Oberkirchenrath. Die Einen sagten: rechtlich unirt sind nur die Gemeinden, welche sich förmlich protokollarisch auf den Consensus gestellt und über ihre Union Brief und Siegel haben. Dieß war aber nur bei wenigen, und fast bloß bei den in den westlichen Provinzen vorhandenen Gemeinden der Fall; alle andern hätten also, ohne weiter gefragt zu werden, von Regimentswegen wieder in lutherische oder reformirte umgewandelt werden müssen. Welch' vielversprechen-

*) Deutsche Zeitschrift rc. a. a. O.; — Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1853; — Kreuzzeitung vom 1. Febr. 1853.

des Terrain für die Exclusiven! Sie warfen sich auch mit aller Gewalt auf dasselbe. „Jetzt ist der lutherische Confessionalismus durch die politische Restauration zu einer viel größern Macht erwachsen, hat schon bestimmten festen Rechts-Boden durch die confessionelle Halbirung des Oberkirchenraths gewonnen, und hofft bald ganz auf stillem und geheimem Wege zu siegen; dazu soll namentlich zu gelegener Zeit die Untersuchung über die kirchenordnungsmäßige Einführung der Union in den Gemeinden dienen" *). Die Unionsgesinnten aber waren auch nicht faul. Der „Unionsritus", sagten sie, muß Unterscheidungsgrund seyn; denn der König hat seiner Zeit nur das Brodbrechen beim Abendmahl als nothwendige Form des Eintritts in die Union gefordert, und die meisten Gemeinden haben es daher bei der Annahme dieses Ritus bewenden lassen. So verlangte z. B. die Pommer'sche Petition vom 25. Oct. 1852: da stets nur soviel verordnet gewesen, daß das Brechen des Brods (der Oblate) bei der Abendmahlsfeier als der symbolische Ausdruck des Beitritts zur Union betrachtet werden solle — so sollten „diejenigen Gemeinden für unirt angesehen werden, welche den Ritus des Brodbrechens im heiligen Abendmahl angenommen haben" **). Aber dieser Kategorie waren eben die allermeisten. Die ganze confessionelle Reaction erhob sich also dagegen, selbst die Kreuzzeitungs-Partei. In majorem gloriam der „freien Forschung" behauptete der „Rundschauer": es sei ein Unsinn, Gemeinden als unirt betrachten und behandeln zu wollen, weil sie den Unionsritus angenommen, denn sie hätten „meist gar nicht verstanden, um was es sich handle", und zudem sei „die confessionelle Bedeutung dieses Ritus absichtlich vor ihnen verheimlicht worden." Der Oberkirchenrath

*) Darmst. K.-Z. vom 29. Jan. 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 2. März 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 2. December 1852.

selbst hatte die Applikation jenes Unterscheidungsgrundes bereits einer ganzen Provinz verweigert. In Rheinland-Westphalen nämlich gibt es neben vielen unzweifelhaften Consensus-Gemeinden, bei welchen die confessionelle Differenz von Anfang an sich völlig verwischte, auch solche Gemeinden, die mit ihrem ursprünglichen Bekenntniß in die Unionskirche als integrirende Theile derselben eingetreten sind. Als jetzt die vereinigte rheinisch-westphälische Synode sämmtliche Gemeinden nach ihrem Bekenntniß ausschied und sie nach den Kategorien lutherisch, reformirt und unirt classificirte, erschrack der Oberkirchenrath über die ungemein reichliche Füllung letzterer Kategorie, und verlangte für die vielen Gemeinden, die ehedem ohne weitere Erklärung, ob sie ihr altes Bekenntniß dabei festhalten, oder sich auf den Consensus stellen wollten, der Union beigetreten waren — die Präsumtion des „alten Bekenntnisses". Die westphälische Synode ging darauf ein, die rheinische dagegen sprach sich dahin aus: „daß der gegenwärtige thatsächliche Bestand zur Norm des kirchenregimentlichen Verfahrens dienen solle." Es konnte daher zwischen den beiden Ansichten kaum ein anderer Ausweg gefunden werden, als daß man die Gemeinden selber noch nachträglich um den Sinn ihres ehemaligen Beitritts zur Union befragte *).

Nun sollte man freilich meinen, dieß wäre überhaupt der einfachste und natürlichste Ausweg gewesen: die Gemeinden selber fragen, welcher Kirche von den dreien sie denn angehörten; daher verlangten auch die Unionsgesinnten Freiheit für alle Gemeinden, jederzeit durch protokollarische Erklärung der Union beizutreten. Aber hier stellte sich der empfindlichste Punkt im Gewissen der Reaction heraus. Sie wußte wohl, daß bei solcher Praxis die wenigsten Fische in ihr Netz schwimmen, die Unionsnachen aber bis zum Untersinken sich füllen würden. Liegen ja doch schon entsetzliche

*) Kreuzzeitung vom 24. Nov. 1853.

Beispiele davon vor; so hatten sich z. B. eben noch, „in der historisch und faktisch durchweg lutherischen Oberlausitz“ und trotz der „ernsten Erfahrungen und Lehren der letzten Jahre“, Magistrat und Kirchencollegium der Stadt Görlitz „für befugt erachten können“, sich im Namen der Stadtgemeinde für den „unionistischen Indifferentismus“ auszusprechen*). Einer der lutherischen Vereine hatte daher auch gleich beantragt: es solle nicht mehr erlaubt seyn, nachträglich durch Vollziehung eines Protokolls sich für eine unirte Gemeinde zu erklären. Die Unionsgesinnten schlugen die Hände über den Köpfen zusammen; man soll also, sagten sie, härter seyn gegen die sogenannten „Evangelischen“ oder Unirten, als selbst gegen die katholische Kirche; „denn da jeder Gemeinde freisteht katholisch zu werden, sollte ihr dagegen gesetzlich gewehrt seyn, evangelisch zu werden“**)! In der That war vorauszusehen, daß dieses Princip sich nicht werde halten lassen, daß man durchaus auf den Ausweg der Volksabstimmung werde recurriren müssen. Um so mehr steigerte sich der Eifer in dem oben geschilderten faktischen Vorgehen und eiligen Einraffen bis zur Glühhitze; einzelne Prediger und Consistorien sortirten ihre Gemeinden ohne Weiteres dieser oder jener Kirche nach Belieben zu. Das Pommer'sche Consistorium z. B. stellte für rechtlich „evangelische“, d. i. unirte Gemeinden, ohne zu fragen, Prediger-Vokationen glattweg „lutherischen Bekenntnisses“ aus***); das Consistorium zu

---

*) Kreuzzeitung vom 5. Juli 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 27. Sept. 1853.

***) S. z. B. den Protest des Predigers Schiffmann zu Stettin (Berliner Protest. K.-Z. vom 8. Juli 1854). — Stettin ist übrigens noch fortwährend Schauplatz der aus diesem Verfahren entsprungenen Wirrnisse. Sogar das Abendmahl am Charfreitage hat neuen Scandal veranlaßt; die Prediger der unirten Kirche von St. Gertrud theilten es nämlich nach lutherischem Ritus aus, worüber sogleich Klage eingeleitet und ein Hülfsprediger vom Ma-

Magdeburg dagegen verwies mehreren Predigern, welche „nach Maßgabe alter lutherischen Agenden Correkturen der landeskirchlichen Agende vornahmen“, dieß Unterfangen als „unheilvolle Störung des Gottesdienstes“ *). Klagen und Proteste häuften sich von allen Seiten im oberstbischöflichen Kabinete selber; das Gebahren der drei Kirchen glich stündlich mehr dem Thurmbau von Babel **). Offenbar bestand wieder schreiendes Bedürfniß nach einer neuen k. Kabinetsordre.

Sie erschien am 12. Juli 1853. Mit ihr wendete sich die Ja- und Nein-Politik wieder ganz zu Gunsten der Unionsgesinnten. Die Ordre sanktionirte und autorisirte nämlich das Princip der Volksabstimmung in den Gemeinden, ob sie lutherisch seien, oder reformirt, oder unirt? Sie übertrug, wie die Vorstellung der Wittenberger Generalconferenz dem Könige in's Gesicht sagte, die Entscheidung über die Ordnungen der Kirche „aus der Hand des kirchlichen Wächter-Amts in das Majoritätsvotum der Einzelglieder der Gemeinde.“ Der König sprach zwar im Eingang der Ordre

---

gistrat mit Absetzung bestraft wurde (Berliner Protestant. K.-Z. vom 11. April 1855).

*) S. Dr. Leo's Protest in der Kreuzzeitung vom 26. Aug. 1853.

**) So hatte z. B. im Städtchen Bahn der neue Superintendent P., „Mitglied des Naugardter lutherischen Vereins“, „gemäß einer bei den Neulutheranern damals vielbeliebten Praxis sofort bei seiner Einführung die Gemeinde als eine lutherische proclamirt, und auf eigene Hand den Unionsritus im Abendmahle abgeschafft, während der andere Geistliche denselben beibehielt.“ Jetzt beschwerten sich etliche Bürger, als ihre Appellationen am Consistorium und im Oberkirchenrath ohne alle Antwort blieben, beim Könige selbst, und alsbald mußte Superintendent P. den Unionsritus beim Abendmahle wieder einführen. Die Unirten jubelten, also „nach langer Zeit wieder einmal eine thatsächliche officielle Anerkennung und Pflege der Union“ erhalten zu haben. Berliner Protestant. K.-Z. vom 8. Juli 1854.

sein „gerechtes Mißfallen“ im Allgemeinen aus über die „mehrfachen unzulässigen Deutungen“ der Verfügung vom 6. März 1852, indem „viele Geistlichen“, ihren subjektiven Standpunkt in die Gemeinden hineintragend, diese wegen drohender Gefahr bald für die Confession, bald für die Union beunruhigten. Es war aber nur zu klar, wem der jetzige Verweis eigentlich gelten sollte. Denn der König fährt fort: wenn die Ordre vom 6. März einerseits „dem Bekenntnisse innerhalb der evangelischen Landeskirche“ Schutz gewährt, „so konnte es doch nicht meine Absicht seyn, die von meinem in Gott ruhenden Herrn Vater begründete Union der beiden evangelischen Kirchengemeinschaften zu stören oder gar aufzuheben“; nun aber erlaubten sich nicht nur Synoden, sondern sogar einzelne Geistlichen, ohne Weiteres „die Bezeichnung als evangelische Gemeinden und den Unions-Ritus aufzuheben“; das dürfe nicht ungeahndet bleiben. „Abweichungen von den Ordnungen der evangelischen Landeskirche in einzelnen Gemeinden dürfen nur auf den übereinstimmenden Antrag der Geistlichen und Gemeinden bei ihnen zur Berathung kommen, und nur erfolgen nach Erschöpfung aller Mittel der Ermahnung und nach lebendigster Vorstellung der schweren Verantwortlichkeit vor dem Herrn, welche Spaltung Seiner Kirche auf das Haupt der Urheber und Theilnehmer herabruft.“ Darnach also hatte die confessionelle Reaction sich zu achten; sie mußte sich gesagt seyn lassen, daß der oberstbischöfliche Wille nicht aufgehört hatte, die beiden sich widersprechenden Dinge zumal und zugleich zu wollen — Sonderconfession und Union.

Der Schlag fiel schwer auf die Partei, welche bislang im Vertrauen auf die Revolutionsangst des Summepiscopats nicht aufgehört hatte, gegen die Union zu sündigen. Noch schmerzlicher als ihr Inhalt selbst traf die Geschichte der Ordre. Sie erschien nämlich zuerst in einer schlesischen Provincialzeitung in unmittelbarer Folge der Deputation, welche die

zweite Pommer'sche Petition persönlich an den König gebracht hatte. Die Majestät, erzählten die Unionisten allenthalben, habe die Deputirten sehr aufmerksam angehört, besonders bei dem Passus, wie die Machinationen einer Partei bereits daran seien, den Streit gegen die Union auch in das Volk zu bringen; und nachdem der König sich insbesondere über diese ihm bisher verborgenen, obwohl theilweise von den Behörden selbst begünstigten lutherischen Machinationen „mit Indignation" ausgesprochen, habe er versichert: „es gebe in ganz Preußen keinen größern Freund der Union, als er selber sei, und den Altlutheranern habe er nur in der Absicht manche Concessionen gemacht, wie man etwa den Kranken Medicin gebe." Als nun die Ordre an den Ober-Kirchenrath zur Publikation gekommen, habe ein „beim König viel geltendes, auch sonst einflußreiches, durch seine Gewandtheit berühmtes Mitglied" (Stahl) Alles aufgewendet, um dieselbe zu hintertreiben, indem er „die eventuellen Folgen in den abermalig zu erwartenden Separationen der Lutheraner sehr eindringlich und bedrohlich geschildert, und wiederum die gewöhnlichen Verdächtigungen gegen die Unionisten und Petenten als Ungläubige und Demokraten herangezogen" *). Aber Alles umsonst. Die Pommern dagegen bedankten sich nun, ganz entzückt über die königliche Willensäußerung, welche die Besorgniß vor Zerstörung und Sprengung der Union beseitigt habe, „indem sie erklärt, daß die Union und damit zusammenhängend die Eine evangelische Landes-Kirche aufrecht erhalten werden solle, daß ferner insbesondere der Unions-Ritus im heiligen Abendmahle, sowie auch andere Ordnungen der evangelischen Landeskirche nicht willkürlich und eigenmächtig, noch überhaupt ohne die erheblichsten Gründe abgeändert werden dürfen, indem sie sodann

*) Darmst. K.-Z. vom 2. März 1854.

E. M. Kirchenbehörden anweist, die bestehenden kirchlichen Ordnungen vom Gesichtspunkt der Union aus zu schützen" *).

Kurz, Alles was über den 6. März gejubelt, heulte jetzt, und umgekehrt desgleichen. Dr. Hengstenberg entblödete sich nicht, bloß etliche diplomatischen Krümmungen anzuwenden, um offen zu sagen, die Ordre vom 6. März und die Ordre vom 12. Juli stünden miteinander in direktem Widerspruch, indem letztere „nach der mit den Grundgedanken des a. h. Erlasses vom 6. März v. Js. unvereinbaren Richtung eines überwiegenden Unionismus" hänge; ihr Eindruck weithin sei der schmerzlichste **). An einem andern Orte bezeugte auch Hr. Prof. V. Huber: „die Deutung früherer Aeußerungen und Maßregeln des Kirchenregiments, es werde selbst in Bälde zu einer weitern Entwicklung der verworrenen Zustände der Landeskirche vorgehen, sei nun freilich abgeschnitten, die große Aufregung, Schmerz und Bestürzung begreiflich" ; aber er warnt vor „übereilten Schritten hinsichtlich eines Austritts aus der Landeskirche", in der man immerhin noch „nach der Ordre gerade so gut aushalten könne, als vorher" ***).

Indeß nahmen solche Separationen doch in bedenklichem Umfange zu, namentlich klagte man aus Westphalen, daß sie immer gleich gemeindeweise vor sich gingen †). Um so höher stieg die Erbitterung der landeskirchlichen Exclusiven. Als die Tage der Herbstconferenzen anrückten, erließen sie, unter üblicher Drohung mit der lutherischen Separation, für welche die Ordre, wie die kurze Zeit her mehr denn zu viel sich gezeigt, neuen Zündstoff ausgeworfen, förmliche Aufrufe zu

*) Darmst. K.-Z. vom 5. März 1854; vgl. Allg. Ztg. vom 2. September 1853.

**) Evang. K.-Z. vom 24. Sept. 1853.

***) Halle'sches Volksblatt vom 3. Sept. 1853.

†) Allg. Ztg. vom 31. Aug. 1853.

Sturmpetitionen: „gegen Ungnade oder Strafe des hohen Kirchenregiments müsse man Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Aus den durchaus zweideutigen Worten der Ordre — sollten die Petitionen vorstellen — fühle sich deutlich heraus, daß die confessionell-lutherische Bewegung in der Landeskirche a. h. Orts eine Ungunst auf sich gezogen, und der confessionelle Rechtsbestand der Gemeinden wenigstens vor übelwollender Deutung nicht mehr ungefährdet dastehe. Oder „soll nicht die Zurückforderung des lutherischen Namens und der lutherischen Ordnungen wirklich dem gemeinsamen Antrag von Geistlichen und Gemeinden allein überwiesen werden? Nun aber darf der Gedanke nicht in uns aufkommen, daß wir unsere Gemeinden in den Kampf direkt hineinziehen; das ist nicht Sache der Gemeinden, und ihrer Diskussion die confessionelle Angelegenheit unterbreiten, hieße den sichersten und unfehlbarsten Weg zu ihrer gänzlichen Zerspaltung einschlagen; jeder evangelisch-lutherische Geistliche muß daher jetzt von Amtswegen erklären, daß er selbst und die Gemeinde von Rechtswegen lutherisch sei, und dieser confessionelle Rechtsbestand der Gemeinde von einer Petition derselben unabhängig und kirchenrechtlich feststehe“; von „subjektiver Willkür“ sei nirgends die Rede, sondern nur von der „Ueberzeugung des guten Rechts“. Wohl gedenke die Ordre „der seit einer langen Reihe von Jahren begründeten rechtlichen Verhältnisse“ (Union), aber wie damit die in der Ordre nicht erwähnten, „seit der Gründung der lutherischen Gemeinden von Alters her bestehenden rechtlichen Verhältnisse“ (Confession) übereinkämen? — darum bitte man das Kirchenregiment um Aufklärung *)!

Sobald die fünf lutherischen Provincial-Vereine wieder in Wittenberg beisammen saßen, verfaßten sie am 27. Sept. genau nach diesem Programm eine Vorstellung an den König;

*) Hengstenberg's evang. K.-Z. 1853. Oct. S. 784.

bald aber ward auch laut, daß die Antwort eine sehr ungnädige und „die lutherischen Gemeinden innerhalb der Landes-Kirche lediglich an die Union gewiesen worden seien." In der Sache war es auch so, trotz aller Berufungen auf die Ordre vom 6. März. Die Petenten hatten geläugnet, „Feinde jeder äußerlichen einheitlichen Gestaltung der evangelischen Gesammtkirche", oder Bezweifler des königlichen Rechtes zu seyn, „unter Beirath kirchlicher Organe innerhalb der durch das Bekenntniß beschriebenen Grenzen kirchliche Ordnungen in Cultus und Regiment zu setzen": sie bezeugten aber auch ihren bittern Schmerz über die „Deutungsfähigkeit" der Ordre vom 12. Juli, sowie denn „die laut bekundete Freude aller negativen Geister auf kirchlichem und politischem Gebiete und auch der Gebrauch, den die getrennten Lutheraner von der allerhöchsten Ordre gemacht haben", nur zu deutlich für die Ungnade sprächen, der „die confessionellen Sonderbestrebungen selbst innerhalb der Landeskirche" unterlägen. Zugleich lassen sie die Sorge einfließen, es möchte die Entscheidung über die Ordnungen der Kirche „aus der Hand des kirchlichen Wächteramts in das Majoritäts-Votum der Einzelglieder der Gemeinde" übergehen. Den 11. Oct. 1853 erfolgte die verdrießliche Antwort des Königs: „die Adresse habe ihn schmerzlich bewegt als ein Beweis des verwirrenden Einflusses, den das unserer Zeit eigenthümliche Mißtrauen gegen die Autorität auch auf gläubige und treue Diener des Worts übt"; so hätten auch die Petenten, anstatt „ihrem Könige vertrauend" an der wahren Deutung festzuhalten, „doch durch Schwache und Feinde" wieder sich irre machen lassen. Ausdrücklich warnt die Antwort „vor dem Bestreben, dem Sonderbekenntnisse in einem Grade Geltung zu verschaffen, welcher die Einheit in der Kirche und dem Regiment unmöglich machen würde; die Petenten würden sonst auf diesem Wege sehr bald an einem Punkte anlangen, wo sie nicht mehr im Stande seyn würden, der kirchlichen Ordnung die Achtung

und den Gehorsam zu erweisen, die sie jetzt ihr zu schulden bekennen" *).

Es ist nicht zu läugnen, daß die sofort erfolgten Erklärungen der exclusiven Reaction die letztere Befürchtung vollkommen rechtfertigten. Die königlichen Erlasse, sagten dieselben geradezu, schienen Wesen und Ziel der confessionellen Bestrebungen gänzlich zu mißverstehen; denn indem sie davon Zerstörung der landeskirchlichen Einheit befürchteten, gingen sie von einer Anschauung der Einheit aus, die nicht bestehe und nie bestanden habe, von einer Einheit nämlich im Bekenntniß. Gleich darauf antwortet aber die Partei auch auf die Frage: ob denn die landeskirchliche Einheit nicht in der Einheit der Sakramente und des gesammten Cultus bestehe — mit einem entschiedenen Nein. Ihre ganze „Einheit" besteht einzig und allein in dem „Kirchenregiment des geliebten Landesherrn als dem alten Band der Lutheraner und Reformirten" **). Also auch nicht einmal von eigentlicher Lebensunion kann hier die Rede seyn!

Gegen die Lehrunion, wie sie sich faktisch zu machen drohte, hatte man von Obenher selbst reagirt, jetzt lag man gerade so auch gegen die der Lebensunion feindliche Reaction von Unten im Felde. Zwar wußten die Unionsgesinnten noch allerlei von thatsächlichen Begünstigungen der letztern zu erzählen, z. B. daß man noch im Oct. 1853 für alle Pommer'schen Prediger die Kirchenordnung von 1563 wieder obligatorisch machte, die Superintendenturen immer noch mit exclusiv Lutherischen besetze, die bislang von lutherischen Predigern versehene Berliner Domgemeinde für reformirt erklärt, und den Eintritt in sie aus einer andern Gemeinde vom förmlichen Uebertritt aus dem lutherischen Bekenntniß zum reformirten abhängig mache, und ähnlicher unionswidrigen

*) Kreuzzeitung vom 13. Nov. und 23. Nov. 1853.

**) Hengstenberg's evangel. K.-Z. vom 19. Nov. 1853.

Thaten mehr *). Aber immerhin waren die Pläne der confessionellen Reaction vereitelt, das Kirchenregiment auf die Seite der Gegner gedrängt. „Die leitenden Mächte in der Union", sagte Dr. Leo, „sind durch die Reaction gegen die confessionellere Entwicklung nothwendig wieder stutzig gemacht; wie weit nun das Nachgeben gegen die Reaction gehen, ob man im Stutzigwerden noch einmal stutzig werden wird — wer vermöchte das unter obwaltenden Umständen zu sagen" **).

Man ist indeß bis zur Stunde noch nicht retour „stutzig geworden", vielleicht aus dem besondern Grunde, daß der alle oberstbischöfliche Sorge für sich absorbirende deutsch-russische Handel dazwischen getreten. So erfreuen sich denn die Unionsgesinnten bis heute der günstigsten Position, indem sie dem Summepiscopat die zwei unberechenbaren Concessionen abgedrungen: das dritte Bekenntniß und das Recht der Volks-Abstimmung über die Zugehörigkeit zu demselben. Letzteres ist ein tödtlicher Streich gegen das Haupt der confessionellen Reaction. Beides aber hat, wie Eingangs bemerkt, der Reaction von Oben her gegen den zuchtlosen Geist des revolutionären Subjektivismus die Spitze völlig abgebrochen; denn der letztere vermag sich nun immer wieder auf das legale Gebiet des schwebenden und rein unbestimmten dritten Bekenntnisses oder des Consensus zu flüchten. Offenbar aber konnte es nicht anders als so ergehen, nachdem man zwei unvereinbare Dinge zumal wollte: die väterlich testirte Union und feste äußere Glaubensnorm für alle ihre Angehörigen.

Andererseits läßt sich freilich nicht läugnen, daß neben der nun ausführlich geschilderten officiellen Haltung noch ein gleichsam officiöses Programm herläuft, zu welchem die vier ersten der genannten Parteien sich stillschweigend vereinigt zu

*) Allg. Ztg. vom 2. Sept. 1853; vgl. „Streiflichter" dieses Bandes S. 65 ff.

**) Kreuzzeitung vom 26. August 1853.

haben scheinen, unbeschadet jedoch der Thatsache, daß jede derselben in und durch das Programm wieder ein Anderes sucht. Das Programm lautet: Confessionalisirung oder resp. Lutheranisirung der ganzen Union mittelst einer vorgängigen provisorischen Zerfällung derselben in Conföderation. In soferne ist der Kirchentags-Beschluß vom 20. Sept. 1853 das interimistische Ideal des gedachten Programms. Ideal in doppelter Beziehung. Denn erstens hat der Kirchentag bereits ein positives drittes Bekenntniß, oder einen formulirten Consensus für dasselbe, während die preußische Union es dazu noch nicht gebracht hat, und bei der Macht der fünften und sechsten Partei es auch nicht so leicht dazu bringen dürfte. Hofften doch die letzteren noch im Juli 1853 in allem Ernste selbst, den Kirchentag zu einer „Einigung mit der Union" zu bringen, d. i. so, „daß dabei die in Preußen seit 1817 zu Recht bestehende Union Grund und Ziel sei", in welchem Falle sie versprachen, daß dann „die Bedeutung des Kirchentags wirklich bald eine mächtigere werden, und er dem Namen allgemein deutsch mehr entsprechen würde als bisher" *). Zweitens aber verliert Preußen nie, wenn es auch im eigenen Hause noch so gräulich aussieht, seine deutsch-hegemonischen Pläne aus den Augen. Das „allgemein deutsch" des Kirchentags ward daher auch an dem jenen Parteien entgegengesetzten Orte und im entgegengesetzten Sinne in Betracht gezogen, und man scheint gerechnet zu haben, daß eine gegenseitige Accomodation des Kirchentags und der preußischen Union am allersichersten Preußen an die Spitze der „deutsch-evangelischen Gesammtkirche", der vom Kirchentag zu gründenden nämlich, bringen werde.

Wir haben seinerzeit diese Verhältnisse ausführlich besprochen und wollen uns hier nicht wiederholen. Soviel ist gewiß, daß die Exclusiven außerhalb Preußens den Kirchen-

---

*) Allg. Ztg. vom 2. Sept. 1853.

tagsbeschluß vom 20. Sept. 1853 ganz unverholen für einen Akt der „profanen Politik Preußens" erklärten *). Ebenso gewiß ist, daß man wunderliche Pläne mit dem Kirchentag und seiner Erhebung zu einer schwindelnden Höhe allerhöchst vorhatte **), unmittelbar zuvor, ehe die Ordre vom 12. Juli ausging, d. i. die magna charta des dritten Bekenntnisses. Gleich darauf verlautete auch von einer neuen Agende, deren Gestalt eine durchaus wunderbare und unerhörte, aber schon vollständig auf die Scheidung der Lebensunion und Einrichtung der Conföderation berechnete gewesen wäre ***).

---

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. XXXIII. S. 71, 159, 218 ff.

**) Im Juni 1853 handelte es sich, erklärt ein wohlunterrichteter Correspondent der Allg. Ztg. vom 1. Juli 1853, in der That für den König darum, für die Neugestaltung der protestantischen Kirche den „Ausdruck der Volksmeinung" heranzuziehen. Die bevorstehende „evangelische Conferenz" war als passender Anknüpfungspunkt dazu erschienen, und persönliche Berathungen des Königs mit Bethmann-Hollweg und ihren andern Vorständen fanden bereits statt. Bald lag „ein erweiterter Plan vor, um der Kirchen-Conferenz zugleich die Bedeutung einer allgemeinen Repräsentation zu geben, durch welche aus allen Kreisen des Volkslebens, besonders aber auch aus dem Handels-, Gewerbe- und Handwerkerstand, die Formen und Richtungen der kirchlichen Bedürfnisse klar gestellt werden sollten; der Conferenzvorstand erließ deßhalb bereits eine Reihe von Einladungen an Corporationen und Innungen zur Absendung von Vertretern." Die Berliner Kaufmannschaft lehnte indeß alsbald jede Betheiligung ab, und so fürchtete man sehr, daß die Aufnahme dieser Intentionen überall eine schlechte seyn werde.

***) In Folge der Kabinetsordre vom 12. Juli, erzählte Hr. Nathusius, soll eine Umarbeitung der Agende beschlossene Sache gewesen seyn. Ihre Formulare, hieß es, würden drei Abtheilungen bilden, „die man denn wohl auch nicht alle drei würde anzubinden brauchen", wie die Confessionellen hofften. Die erste Abtheilung nämlich „wird die rein lutherischen Formeln enthalten, aber auch nur aus dem ersten Jahrhundert der Reformation und von spätern nur solche, die sich einen dauernden und ausgedehnten Gebrauch erworben haben; die zweite wird ebenso die reformirten Formeln ent-

Es scheint auch, als wenn die confessionelle Reaction diesen Einen Trost sich noch eine Zeitlang vorgehalten habe, nachdem der furchtbare Schlag vom 12. Juli sie getroffen. Das dritte Bekenntniß nämlich war nun allerdings etablirt, ja sogar auf das ihm überaus günstige Princip der Volksabstimmung basirt, wenn aber sofort die Conföderation der drei Bekenntnisse an die Stelle der Union zwischen den zweien getreten wäre, so hätte man immerhin zur Erreichung des Hauptzieles sich gratuliren können, zum Ruin der — Union. „Stillschweigend", sagt ein scharfsinniger Beobachter, „suchte man den Begriff der Union durch den der Conföderation zu beseitigen, ja es ist gelungen, den ganzen Kirchentag — diese großartige faktische, unwillkürliche, vielleicht bei Vielen unbewußte Tendenz der evangelischen Kirche neuester Zeit zur Union — auf den Begriff der Conföderation zu basiren, und dabei die Unirten eo ipso in eine Parteistellung herabzudrücken. Dieser Vorgang der Gesammtkirche scheint denn auch leicht maßgebend werden zu können für die einzelnen unirten Landeskirchen. Demgemäß ist es auch nur consequent, wenn die Neulutheraner (?) die Union schon so gut als beseitigt und besiegt ansehen; denn das scheint ihre neueste Operationspolitik zu seyn: nominell noch die Union fortbestehen lassen, faktisch aber ihr das Princip der Conföderation unterschieben wollen" *).

Was immer aber Seitens der Reaction von Obenher in dieser Richtung im Einzelnen geschehen seyn mag, so hat sich doch nichts entschieden. Maßgebend ist bis heute bloß

---

halten, und die dritte diejenigen der alten christlichen Kirche bis auf Ambrosius und Augustinus, mit Weglassung dessen, was zu sehr an die katholische Kirche erinnert." Halle'sches „Volksblatt" vom 12. Oct. 1853.

*) Oberdomprediger Dr. Schröder zu Brandenburg in der Darmst. K.-Z. vom 25. Sept. 1853.

die Ordre vom 12. Juli und der königliche Bescheid vom 11. Oct. 1853. Was darüber hinaus oder vielleicht, nach dem bisherigen Gang der „Regierung dieser Kirche durch Wunder" zu schließen, im schnurgeraden Gegensatz dazu nun demnächst geschehen soll, liegt noch im Schooße der Zukunft. Jedenfalls wird der königliche Oberstbischof seine Union nicht fallen lassen, ehe er ein positives Landeskirchen-Gebilde an ihre Stelle zu setzen hat, eine Eventualität, die bei den eigenthümlichen Elementen des übermächtigen dritten Bekenntnisses mehr als problematisch ist. Bezeichnend ist jedenfalls die auffallend trübe Stimmung der exclusiven Reaction. Erst am 17. April jüngstvergangen fand die im vorigen Herbste ausgefallene Wittenberger Generalconferenz der lutherischen Vereine statt. Sie zeigte die Physiognomie unverkennbarer Entmuthigung. Man verredete alles „revolutionäre Drängen", klagte aber zugleich über die „Lauheit einzelner Mitglieder", hielt sogar für geboten, durch Umfrage allen denen Gelegenheit zum Austritt zu geben, „welchen es entweder nicht mehr Herzens- und Gewissenssache sei, die Sätze des Vereins zu verfechten, oder welche durch ihre kirchliche Stellung im freien Handeln gebunden seien." Als die Versammlung eine Eingabe an das Ministerium beschloß, zur Bezeugung ihres Schmerzes, „daß auf den ursprünglich von der lutherischen Kirche fundirten Universitäten die lutherische Confession kaum einen einzigen entschiedenen Vertreter noch besitze" — verstieg sie sich dießmal nicht mehr weiter, als zu der Bitte: „daß auf jeder Universität doch wenigstens Ein ordentlicher Professor zur Pflege lutherischer Dogmatik angestellt werde" *).

Inzwischen wird aber Niemanden das Endresultat dieser unserer langen Schilderung entgehen: daß unter allen überhaupt bis jetzt in die Reaction eingegangenen protestan-

*) Kreuzzeitung vom 10. Mai 1855.

tischen Landeskirchen keine ist, in der die Reaction von Oben wie von Unten in hoffnungsloserem Misere und unsäglicherer Verwirrung sich bewegte, als in der preußischen. Noch dazu mangelt an der Darstellung dieser preußisch-kirchlichen Zustände ein wesentliches Moment, gleichsam die Krone des Bildes: die Kirchenverfassungs-Frage nämlich. Dieselbe wird sich aber am füglichsten an die folgende Betrachtung der neuesten Geschichte des protestantischen Kirchen-Begriffs überhaupt anschließen.

LII.

Literatur.

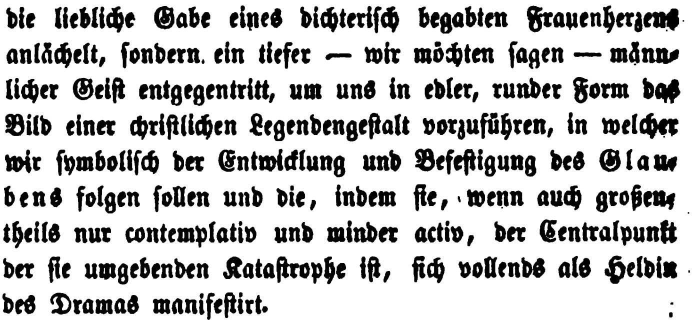
Veronika, Schauspiel in drei Aufzügen von E. R. München, liter. art. Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 1854.

Sollen wir in der dramatischen Dichtung zunächst den Conflict der Gegensätze zwischen dem Innerlichen und dem Aeußern als bedingendes Element annehmen, so wird jedenfalls die Handlung in den Vordergrund treten müssen, und in organischer Verbindung mit der Entwicklung subjectiver Charaktere das eigentliche Objekt des Werkes zu bilden haben. Hiebei dürfte es aber zur Erwägung des eigentlich poetischen Werthes eines Drama's weniger darauf ankommen, daß das Interesse durch eine Reihenfolge pikanter, sich zum Schlußpunkte oder zur Lösung des Knotens häufender äußeren Momente gespannt werde, als daß die Betrachtung sich mit Theilnahme der logischen Entwicklung der zu Grunde liegenden Idee — wenn auch in einfacher Handlung —

hinzugeben veranlaßt werde. In dieser Unterscheidung motivirt sich nach der Gewohnheit und dem Standpunkte der Jetztzeit (in welcher das Publikum, sei es bloß Leser, oder sitze es im Theater, so ziemlich alle Naivetät verloren hat, und von vornherein schon als Kritiker Platz nimmt) das Ermessen, ob eine dramatische Dichtung „bühnengerecht“ sei, ob sie den gehörigen „Effekt“ mache u. dgl. m., oder ob sie lediglich als eine von der Wirksamkeit auf der Bühne unabhängige poetische Schöpfung in dramatischer Form den Stoff darstelle. Wenden wir unsern Blick auf die Mysterien des Mittelalters, oder auf die geistlichen Schauspiele eines Calderon und Anderer in Anwendung auf die Zeit, in welcher und für welche sie geschrieben wurden, so fällt die eben erwähnte Unterscheidung weg. Das Publikum gab sich in einer gewissen Pietät und Naivetät dem Dichter wie der Dichtung hin, und nahm seine Belehrung heim. Es war eben Eine und dieselbe Atmosphäre für die Production wie Conception; es war die gemeinsame Unterlage des religiösen Elementes, welches Dichter wie Zuschauer beseelte, analog den Zuständen, welche wir auch im Drama des griechischen Alterthums zu verehren haben; denn jede wahrhafte Poesie wurzelt doch ursprünglich nur in dem religiösen Gefühle der Völker. In wieferne sich aber ein allgemein durchdringendes religiöses Volksbewußtseyn in dem modernen Drama manifestire, darüber geben uns die dramatischen Dichtungen eines Gutzkow, Hebbel, Mosenthal und Consorten, welchen doch sicherlich große Begabung nicht abzusprechen ist, hinlänglich Zeugniß. Der Weltgang aber läßt sich nicht zurückschrauben, die Geschichte menschlicher Culturzustände rollt sich ab in kreisender Bewegung, und wir sind weit entfernt, die „Mysterien“ und „Moralitäten“ vergangener Jahrhunderte dem „gebildeten“ Publikum des neunzehnten Jahrhunderts noch als Maßstab aufdringen zu wollen — das wäre Thorheit, weil mit und in der Zeit auch die Form wechselt. Allein

Eines kann jederzeit mit Fug und Recht verlangt werden: der unmittelbare Ernst in der Richtung, welche zu Grunde liegen soll. Das Jungdeutschland mit all den falschen Propheten, die ihm vorausgingen, und mit dem hohlschimmernden Kometenschweife der jetzigen gehalt- und haltlosen poetischen Genossenschaft, hat seinen mit bunten Lappen und Schellengehäng geschmückten Pegasus schier zu todt gehetzt. Was der Schwall des coquettirenden Dichteregoismus für die Wahrheit der Poesie geleistet, was die Nachwelt davon übernehmen mag — hierüber wird ein späteres Gericht entscheiden. Fern sei es aber, daß wir nicht einer Zeit inneren und äußeren Kampfes Rechnung tragen wollten. Hatte ja doch in den beiden Sternen erster Größe — in Schiller und Göthe, ein ihnen selbst zum Theil unbewußter Kampf idealer und realer Elemente begonnen, den die Pygmäen-Nachkommenschaft fortsetzen wollte, weil die zwei Riesen ihm nicht erlegen sind! Jedenfalls aber ist es der Anerkennung werth, wenn in Perioden charakterloser Zerfahrenheit und Zerrissenheit individuelle Kräfte die Pfade sich nicht zu betreten scheuen, an denen die Ueberschwenglichkeit Warnungstafeln gesetzt hat, auf welche der menschliche Hochmuth sein tyrannisches Verbot geschrieben.

In dieser Hinsicht soll uns jedes poetische Werk willkommen seyn, dem das Streben nach einer Verwirklichung der Idee objektiver Wahrheit zu Grunde liegt, und in welchem nicht zwischen den Zeilen heraus das vielliebe „Ich“ des Verfassers, freilich oft in der zierlichsten Maske, den Leser anglotzt. Nicht aber etwa nur aus Achtung der edlen Richtung überhaupt, sondern des wirklich inneren poetischen Gehaltes der Dichtung müssen wir das Drama „Veronika“, dessen Verfasserin, Fräulein Emilie Ringseis, sich bescheidentlich nur durch die Anfangsbuchstaben des Namens dem Publikum kundgibt, auf das freudigste begrüßen, ja mit einer nicht geringen Verwunderung, da uns nicht etwa bloß



die liebliche Gabe eines dichterisch begabten Frauenherzens anlächelt, sondern ein tiefer — wir möchten sagen — männlicher Geist entgegentritt, um uns in edler, runder Form das Bild einer christlichen Legendengestalt vorzuführen, in welcher wir symbolisch der Entwicklung und Befestigung des Glaubens folgen sollen und die, indem sie, wenn auch großentheils nur contemplativ und minder activ, der Centralpunkt der sie umgebenden Katastrophe ist, sich vollends als Heldin des Dramas manifestirt.

Seraphia — später Veronika — bereits eine Anhängerin des Erlösers, dennoch wieder durch die irdische Verlassenheit desselben mannigfachem Zweifel anheimgegeben über die göttliche Qualität ihres Freundes, kämpft in sich diesen Kampf bis zur Vollendung im Glauben, in welcher das Wunder, daß das Antlitz Jesu als Abdruck auf dem Schweißtuche erscheint, den Schlußpunkt bildet. Vor Allem müssen wir uns der schönen Durchführung dieses Hauptcharakters erfreuen, um welchen sich die übrigen Gestalten in klargezeichnetem Bilde bewegen. Unter ihnen erkennen wir Abdias als Repräsentanten des verknöcherten Judenthums, während Seraphia's Gatte Sirach gleichsam die vermittelnde Brücke und symbolische Deutung der Bekehrung zum Christenglauben bildet. Als ein das Ganze organisch bindender goldener Faden webt sich die Geschichte der Leidensmomente des Heilandes in meisterhaften Schilderungen ein, analog jenen lebendigen Anschauungen der Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen.

Dem geistigen Werthe des Gedichtes entspricht die Vollendung der Form durchweg. Wo Seraphia nicht von der Begeisterung sich dithyrambisch freier bewegt, ist der fünf- oder vierfüßige Jambus streng und wohlklingend, und dabei ein edles Maß und Gleichgewicht in dem Bildlichen oder Figürlichen allenthalben eingehalten.

Dem Schlusse hätte vielleicht eine wirksamere Wendung gegeben werden können, indem Seraphia statt der letzten

Worte: „agnus dei qui tollis peccata mundi, miserere nobis“ — begeistert auf das große Erlösungswerk gewiesen, und nicht den aus der dogmatisch-kirchlichen Entwicklung formulirten Satz in lateinischer Sprache als ihre Schlußparabase gebraucht hätte. Dieß Bedenken möge jedoch lediglich als eine individuelle Ansicht hingenommen werden, da andere und nicht ungewichtige Stimmen gerade in der Auffassung des Abschlusses die prophetische Hindeutung auf die Ständigkeit und Unwandelbarkeit des Opfers als Sakrament lobend anerkennen. Wie dem auch seyn mag, „Veronika“ wird gewiß zu den bedeutendsten Erzeugnissen dermaliger poetischen Bestrebungen zu zählen seyn, und wir wünschen, daß die Dichterin von dem betretenen Wege nicht ablassen wolle, wenn sie sich gedrängt fühlt, ihre treffliche Begabung wieder kund zu geben.

LIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Feuriger als jetzt ist die Ruthe Gottes schwerlich je über der christlichen Welt am Himmel gehangen. Es hat immer von Zeit zu Zeit verderbliche Unbotmäßigkeit im Reiche der Natur gegeben, verheerende Epidemien im geistigen Leben der Menschheit, zermalmenden Zusammenstoß zwischen dem entzügelten Nebeneinander ihres politischen Daseyns. Unordnungen nach allen drei Beziehungen des menschlichen Wesens bezeichneten insbesondere stets die großen Epochen der geschichtlichen Entwicklung. Aber die erste in so erschrecklichem

Umfange nach Zeit und Raum, die zweite so blitzschnell wie mit einer Nebelschichte des feinsten Giftes über die ganze civilisirte Welt sich lagernd, die dritte in solcher Ausnahmslosigkeit über alle drei, wenn nicht über alle fünf Erdtheile verbreitet, und hinwiederum ein solch beharrliches Zusammentreffen aller Uebel in allen drei Beziehungen, als wenn sie förmlich einen Bund geschlossen hätten für gemeinsames Ineinanderwirken zum Verderben der Generation: das scheint kaum je seit Jahrhunderten dagewesen zu seyn. Wo das Auge sich hinwendet, immer wird es nur mehr in der Erinnerung des Lenzes froh, dessen die Sonne einst mächtig war. Und so bange drückt die Ahnung von der nächsten Zukunft auf die Seelen, daß es ihnen noch tröstlich ist zu gedenken, wie man vor zwanzig und dreißig Jahren alte Leute aus dem Volke sagen hörte: „wer die Fünfziger dieses Jahrhunderts überstehe, der könne noch gute Zeit erleben.“ Viele, die nicht nach dem bloßen Instinkt des einfältigen Volkes über die Zukunft sinnen, meinen wohl gar: nach einer kurzen Weile werde alsbald alles Irdische am Schlusse seyn.

Von Periode zu Periode nahmen die Zeitgenossen äußern Anlaß zu demselben Dafürhalten, aber nie fanden sie mehr Anlaß, und glauben doch in verhältnißmäßig geringerer Zahl. Wer könnte schwarz genug die Massenhaftigkeit malen, in der das hereinbricht, was man gemeinhin „Unglück“ nennt; bringt ja jede Zeitungs-Nummer wieder neue Gruppen auf dem überweinten Schauplatz an's Licht. Der entchristlichte Industrialismus hat die Natur auf den Altar gesetzt; die Natur hat ihre Anbeter beim Wort genommen, sie ist ihnen aber ein ungnädiger Gott geworden. Sie haben rebellirt gegen den wahren Gott, und ihr falscher Gott rebellirt nun gegen sie. Statt die Lebensnothdurft reichlicher zu decken, scheint dieser Gott alljährlich selber wieder mehr zu verzehren, als er übrigläßt. Statt daß er das reichste Füllhorn ausschüttete über die Träger seines neuen Cults, des Luxus,

läßt er die Mittel auf's tiefste sinken. Und weil unter diesem Mangel materieller Mittel die Gläubigen des neuen Gottes doch keinenfalls ihren Cult verabsäumen dürfen, so können auch die alten Schranken zwischen Mein und Dein nicht mehr gelten. Daher hat man zu keiner Zeit je mehr nicht etwa bloß von gemeinem Diebstahl, sondern von Meineid und Untreu an anvertrautem Gut gehört.

„Seit dem Aufräumen der Wälder in den Karpathen ist das Thauen des Schnees eine alljährliche Gefahr" — klagt ein Jammerbericht aus den jüngst ersäuften Landstrichen Preußens. Was aber hier der Industrialismus zum eigenen Verderben an dem natürlichen Schutzdamm wider die irdischen Fluthen verbrochen, das hat der ihn beseelende Materialismus an dem übernatürlichen Cordon gegen die außerweltlichen Mächte bösen Willens geleistet. Es besteht eine Solidarität alles geschaffenen Geistes im Guten wie im Bösen; der Gemeinschaft der Heiligen, wie die Kirche sie lehrt, entspricht genau eine Gemeinschaft des Gegentheils. Wie es eine Zeit gab, wo jene ihre heilige Freude über die einige Christenheit ausgegossen hatte, ein Frohseyn, in dessen Angedenken die Sehnsucht unserer Romantiker bis auf diese Stunde als ihrem verlorenen Paradiese schwelgt: so ist jetzt die Zeit, wo die andere Gemeinschaft durch die Majorität ihrer irdischen Anknüpfungspunkte übermächtig geworden und die atomisirte Menschheit in ruhelosem Hinbrüten befangen hält. Man sagt wohl: die Kirche allein kann retten; aber sie kann nur retten, wo man sie retten lassen will. An diesem Wollen fehlte es in ungeheurem Maße; so kam denn eine andere Macht und fing den freien Willen ein, dessen Wesen nun einmal ist, sich hingeben zu müssen. Hier ist nicht die Stelle zu weitern Auslassungen dieser Art, sie gehören an einen anderen Ort der hist.-pol. Blätter; aber soviel ist augenscheinlich, daß seit etlichen Jahren von Rochester in der nordamerikanischen Union bis China und in unserer nächsten Nähe eine

spirituelle Seuche gegen den Geist der irdischen Menschheit wüthet, die nichts Anderes als eine modernisirte Auflage des alten Herenwesens und noch ältern Orakelthums ist. Unter ähnlichen Verhältnissen in Deutschland gedieh diese furchtbare Erscheinung im Laufe des 16ten Jahrhunderts zu einem Höhepunkt, den sie in ihrer modernen Gestalt auch heute wieder erreicht und dießmal bereits über einem großen Theil der christlichen Welt behauptet. Die Modernisirung ergab sich von selbst; Ofengabel, Ziegenbock und Blocksberg-Salbe sind dem fashionabeln Zeitgeist gewichen, und das Princip der Afterwunder ist ein einfacher Schreiber geworden, ein schlauer Bureaukrat, der alle herkömmlichen Anschauungsweisen seinem Systeme dienstbar zu machen weiß.

Soeben beschließt das Londoner Parlament eine Bill, welche auch die Arbeit des Bartscheerens für eine Störung der Sonntagsfeier erklärt. Darein setzt man dort die Christlichkeit: die Stille des Carthäuser Kreuzgangs auf der Straße, um so raffinirtere Orgien hinter Schloß und Riegel. Einst, als noch bei jedem Ein- und Ausgang der fromme Gruß und die Weihwassernetze von Neuem die große Gemeinschaft der Heiligen erschloß und sie mit heiterer Sicherheit die Gemüther erfüllte, dieselben hob und trug: da war das „lustige England" auch dem strengsten Mönch Sache der Sympathie, nicht des Aergernisses. Jetzt, nachdem man jenen Puritanismus aus der Republik Cromwell's für eine „Hauptsäule von Thron und Altar" erklärt, ist auch eingetroffen, was König Jakob von solcher „Langweiligkeit" der Religion befürchtete, daß die Raçe sich schnell verschlechtern werde, wenn sie nicht einmal in der Woche „tanze, froschhüpfe, Mohrenreigen aufführe" 2c. Das Parlament im weiland „lustigen Altengland" spricht jetzt selber von der Trostlosigkeit, Oede und Versoffenheit des englischen Volkslebens als einer „nationalen Schmach." Weit und breit in zwei Welttheilen ist dieselbe Umkehr je nach Umständen eingetreten, fast nur mit Ausnahme des um seines „bigotten Katholicismus" willen viel geschmähten Land-

volks in einigen südeuropäischen Strichen, und wo immer sie die Staffage bildet für den neuen Cult der modernen Religion, den Luxus, da haben nun auch jene Giftnebel sich über die Geister gelegt und betäuben sie mehr und mehr bis zur epidemischen Unsinnigkeit. Die Menschheit kann nicht seyn ohne allseitigen Zusammenhang mit dem Jenseits; wird der in der Kirche Christi hergestellte zerrissen, so schiebt ein anderer sich dazwischen früher oder später.

Das Wort „Friede" dürfte schon in diesem Nexus mit der allgemeinen Constellation unverständlich seyn. Die ausgestreckte Hand über den Wolken deutet aber noch insbesondere unverwandt auf einen verhängnißvollen Fleck Erde, er heißt Türkei. Wenn die Diplomaten jetzt auch ein gewisses Ding zu schaffen bemüht sind und es „Friede" taufen wollen, so ist es doch keiner. Ist die Diplomatie selber ja auch getauft, und trägt dennoch, wie Vater Görres sagt, ihr Herz in silberner Kapsel bei sich. Zu einem wahren Frieden hätte eine heroische christliche That gehört in selbstbewußter Erhebung über die allgemeine Weltstimmung. Jener Fleck Erde schreit fort und fort überlaut nach ihr; aber, wenn nicht Alles trügt, für bloß menschliche Ohren vergebens. So bewahrheitet sich an dem welthistorischen Vorgang von Neuem, daß zwei Faktoren zur Regierung der Welt gehören: die Fürsicht Gottes und die Kurzsichtigkeit der Menschen. Daß aber die letztere nie Recht behält bis an's Ende, ist der ewig gleiche Proceß jener Regierung. Für den speciellen Fall sehen selbst die Türken bereits ein, was der großen Mehrheit christlicher Diplomatie immer noch verborgen ist. Jedes ächte Türkenherz, lauten die Berichte vom Bosporus, erkenne in dem Einsturz der durch Erdbeben gänzlich zerstörten Metropolis Brussa mit ihren alten Sultans-Gräbern und herrlichen Moscheen, dem Stolz des sunnitischen Islam, das untrügliche Vorzeichen von dem nahen Untergange des Halbmonds.

Es thut noth, daß dieser Gesichtspunkt hier immer wieder aufgestellt werde. Nur wenn man von ihm aus redet, redet man nicht kurzsichtig und inconsequent von der Conferenz zu Wien. Ihr jüngster Verlauf hat abermals unverkennbar gemacht, daß auch nicht Eine von den vier Mächten nicht den sehnlichsten Wunsch hegt, des so blutig begonnenen Kampfs möglichst bald auf säuberliche Manier loszuwerden. Am wenigsten Ursache zu diesem Bestreben an sich hat Oesterreich, am meisten ebendeßhalb Rußland. Der Kaiserstaat vor allen sollte Alles aufbieten, daß der Kampf nicht beigelegt werde ohne definitive Entscheidung wegen der Türkei, denn mit solcher Gelegenheit wie jetzt wird er nie mehr vor dieser seiner Lebensfrage stehen. Rußland dagegen muß Alles aufbieten, daß die definitive Entscheidung wegen der Türkei um jeden Preis nur jetzt nicht erfolge, denn sie würde unvermeidlich seinen Plänen zuwider und zu ihrer Vernichtung ausfallen. Nun aber hat allen Anzeichen nach die Interpretation der vier Punkte sich so gestaltet, wie der Czar sie billigerweise nicht besser wünschen konnte. Diese Blätter haben stets auf den vierten der vier Punkte den Ton gelegt, und sie so verstanden, daß der Türkei eine Organisation gegeben werde, durch welche sie selber ihre eigene Vertheidigung gegen Rußland führen könnte. Statt dieses einzigen Mittels aber, ihm den Gegenstand seiner begehrlichen Phantasie in Schlaf und in Wachen unnahbar zu machen, hat man den gegentheiligen Ausweg ergriffen. Durch geschriebene Paragraphen wollte man Rußland assekuriren vor sich selber, will ihm durch Vertragsartikel zu glauben verbieten, daß das Türkenreich am Verscheiden sei von einer Nacht auf die andere. Die Diplomatie will es so, sie wähnt, sie brauche es so, darum muß es so seyn. Gewiß käme man auch so am leichtesten und schnellsten aus einer leidigen Situation. Nur daß eben neunundneunzig Procent von dem Gewinn solcher Beilegung Niemand anders zufielen als gerade dem Czar, der Rest aber dem Bundesbruder an der Spree. Nichts wäre sicherer als

dieses Resultat, so lange der oberste Faktor der Weltregierung deutlich genug zu verstehen gibt, daß Er der Wiener Interpretation nicht beigetreten und die Geschichte des Türkenreichs nicht von Neuem und zwar im engern europäischen Völkerverband anfangen will.

Freilich hat der nun zweijährige Verlauf des orientalischen Handels auch nicht erwiesen, daß Er, der Gott der allgemeinen Kirche, der specifisch „russische Gott" zu werden gedenke, den die czarischen Manifeste meinen oder nennen, wenn sie dem Volke in wahrhaft blasphemischer Weise immer wieder die Solidarität Gottes und der russischen Politik verkünden. Nationalität und Kirche ist aber bei diesem Volke so sehr zu einer durchgehenden Exclusivität in Eins gewachsen, daß jener Ton der Manifeste nur der natürliche Widerhall der volksthümlichen Denkart ist. Um so bedenklicher ist es allerdings, wenn der irdische Stellvertreter des „russischen Gottes" vor allem Volke eingestehen soll, daß sein höchster Mandatgeber ihn dießmal irregeführt oder im Stiche gelassen. Man mag daraus ermessen, welche Vortheile der eventuelle „Friede" versprechen muß, wenn Rußland ihn um diesen Preis anstrebt, und um keinen andern ist er, nach den Angeboten der Conferenz, zu haben. Er kostet aber auch nicht mehr, namentlich keine reelle Garantie. Rußland soll bloß eingestehen: daß die Thorheit eine Zwillingsschwester des Uebermuths sei, wie Weisheit die der Demuth. Wer da zu glauben vermag, daß ein solches Bekenntniß zum Herzen gehen und daß es die russische Geschichte der Zukunft von der traditionellen russischen Politik bekehren werde, der mag auch große Stücke von der Errungenschaft der drei ersten „Garantien" halten; wer nicht, nicht. Im letztern Falle dürfte namentlich für das zunächst betheiligte Oesterreich der reelle Gewinn einzig und allein die klare Einsicht seyn: mit welchem Gegner ihm aus Selbsterhaltungs-Pflicht an der untern Donau wie an der Adria zu schaffen sei.

Noch einige Tage und es sind volle zwei Jahre, daß Mentschikoff aufhören mußte, den Sultan als bereits vollen-

deten russischen Satrapen anzusehen. Was wäre damals und seitdem geworden, wenn nur Eine der drei großen Mächte von der czarischen Freigebigkeit aus fremdem Leder speciell sich hätte bestechen lassen. Und wie ungemein nahe lag damals diese Gefahr! Brauchte es nicht fast zwei Jahre lang, bis die Augsb. Allg. Zeitung jüngst rund und nett bewies, daß Rußland damals in der That ganz neue Rechte und Verträge gefordert, daß es eine kecke Lüge gewesen, wenn es sich auf sein altes Recht und auf völkerrechtliche Traktate berufen, kurz, daß von dem gerühmten „russischen Recht" keine Spur zu finden sei? War es dagegen nicht England, das durch seinen Lord Russel damals noch förmlich anerkannte: der Czar übe ein Protektorat über die türkischen Christen, „das unzweifelhaft durch die Pflicht geboten und durch bestehende Verträge sanktionirt sei?" Hat nicht Hr. von Manteuffel selbst am 30. Mai 1853 erklärt: alle Großmächte seien über die russische Sendung getäuscht worden, und noch dazu müsse Mentschikoff „seine Instruktionen weit überschritten haben?" Dennoch aber — konnte nicht das russische Memorandum vom 3. März 1854 ausführlich erzählen: daß der englisch-französische Entwurf zur Wiener Note eigentlich durch die eigene czarische Redaktion gegangen, und daß man sich von allen Seiten bemüht habe, jegliche Forderung Rußlands zu erfüllen, nur mit etwas andern Worten für die „große Masse," wie eine französische Depesche sich ausdrückte?

Aber „es sollte nicht seyn," wie man im gemeinen Leben sagt. Die Türkei selber warf die Note ab; sie unterschrieb damit ihren schleunigern Untergang, aber wenn sie jetzt stirbt, droht sie, nicht im russischen sondern im europäischen Interesse zu sterben. Das ist es, was Rußland verhindern wollte und will. Ob es ihm durch Annahme der Conferenz-Interpretation zu den vier Punkten, namentlich dem jetzt noch streitigen dritten, gelingen wird oder nicht? ist die große Frage, über welche der Schluß der Verhandlungen in wenigen Tagen entscheiden wird.

Versetzen wir uns inzwischen in den 22. Mai 1853 und

an den Bosporus, wo damals eben die Wimpel des abziehenden Hauptes der Altrussen-Partei am Horizont verschwanden, und betrachten wir, wie tief seitdem Rußland unter die angeblich „bestehenden Verträge“ herabgestiegen ist. Es ist ein erschütternder Anblick um den Finger Gottes in dieser diplomatischen Kette überhaupt, um diesen Finger insbesondere, wie er so beharrlich war, den Charakter der soeben noch ganz Europa trotzenden Macht zu entschleiern, und wie er unverrückt auf — Deutschland, auf das unglückliche Deutschland deutete, das allein ihr widerstehen könne und pflichtmäßig solle. Dasselbe Deutschland, das, wäre Oesterreich nicht, seine ganze Mission schon blindlings verrathen hätte! In der ersten Zeit der Krisis betheuerte Rußland unausgesetzt: es werde sich nie und nimmer herbeilassen, in seiner Angelegenheit mit der Türkei irgend eine Einmischung Europa's zu dulden und auf Grund des status quo Frieden zu schließen; jetzt hat es jene Einmischung selbst für permanent nöthig erklärt und ist unter diesen status weit herabgestiegen, hat Alles und mehr noch bewilligt, was es einst als seine moralische und materielle Erniedrigung, als pure Unmöglichkeit hoch und theuer verschworen. Es gehörte jedesmal bloß eine drohende Bewegung Oesterreichs dazu. Erst verlangte es von den West-Mächten reciproke Räumung der Türkei zu Wasser und zu Land; aber kaum erhoben sich die kaiserlichen Heersäulen, so rannte Fürst Gortschakoff auch schon mit der Anzeige an: die Russen seien über den Pruth zurück. Das war am 7. Aug.; am 8. wurden die vier Punkte stipulirt. Der Czar stieß sie mit Unwillen von sich, und erwiderte die preußische Empfehlung mit einem zornigen Verweis. Aber seitdem trug jener Fürst stets ein für den Fall unerwarteten Ernstes reservirtes Papierchen im Portefeuille, und jedesmal im letzten Augenblicke zog er es hervor. Nur daß eben Oesterreich bis jetzt durch das Manöver sich nie täuschen ließ. So stürzte denn der Fürst am 1. Dec. athemlos herbei mit unbedingter Annahme jener erst noch pure et simpliciter „unmöglichen“ Punkte; die Welt weiß nämlich, was für den 2. Dec. be-

vorstand. Noch am 28. Dec. war der Fürst sehr ungehalten über die westmächtliche Interpretation; am 7. Jänner aber sprang das Papierchen zum drittenmale aus der Tasche, und in unveränderter Annahme derselben bekannte er sich namentlich zu dem Zweck, „die Existenz des osmanischen Reiches vollständiger mit dem Gleichgewicht Europa's zu verknüpfen, und dem Uebergewicht Rußlands im schwarzen Meere ein Ende zu machen.“ In der Conferenz selber verwarf darauf Rußland die Vorschläge zum dritten Punkte, und hatte nach gewährter langen Bedenkzeit von sich aus „keinen Vorschlag zu machen“, als zuletzt etwa den, Alles beim Alten zu lassen. Kaum war jedoch die Conferenz ausgesetzt, Russel fort und Drouin mit dem Fuß im Steigbügel, Oesterreich aber noch immer nicht wankend, so fing die Taschenspielerei von Neuem an, und fielen ein oder zwei russische „Vorschläge“ zumal auf den Tisch. Es war dieß am 26. April; vom gleichen Tage datirte man eine eventuelle Militär-Convention zwischen Oesterreich und Frankreich. Was Wunder, wenn der ehemalige „Lloyd“ mit seinem Kopf verbürgt, ein österreichisches Ultimatum mit eventueller Kriegserklärung werde „am Tage vor seinem Ablaufen von Rußland angenommen werden.“ Was Wunder aber auch, wenn eine andere bedeutende Stimme aus Wien sich fragt: ob ein solcher Schacher nicht nothwendig Mißtrauen erwecken müsse, wo der Verkäufer den Preis ruckweise vermindert, und dem scheidenden Käufer jedesmal noch ein letztes Angebot auf den Weg nachschickt?

Nur der Gewalt, der übermächtigen Gewalt gibt eine solche Würde nach, nur ihr hält sie Verträge — diese Einsicht muß Oesterreich jedenfalls gewonnen haben. Gelingt es aber jetzt, die augenblickliche Uebermacht, d. i. die Verbindung vom 2. Dec. zu sprengen, wird dann Oesterreich, künftig ganz allein für sich, sie auch besitzen? Antwortet das Jahr 1828 Ja oder Nein? England auf's neue geködert mit Aegypten und Candia, und überhaupt nie mehr antirussisch, Frankreich vielleicht wieder bourbonisch oder jedenfalls kochenden Groll im Herzen, die „deutsche Politik“ im Rücken qualificirt

wie immer — welchen Zusatz kann Oesterreich dann hoffen, wenn die russischen Colonnen über's Jahr wieder den Pruth überschreiten? Die gegenwärtige ewige Ungewißheit nagt am Mark des Kaiserstaats; seine Freunde können sich trüber Gedanken an seine Finanzen nicht erwehren, seine Feinde berechnen auf Heller und Pfenning die Bresche, die jede neue Woche an diesem empfindlichsten Punkte reißt. Aber jetzt reduciren, über's Jahr wieder rüsten, ist das etwa wohlfeiler, und woher soll Hülfe in Subsidien oder in natura dann zu erwarten seyn? Die westmächtliche Interpretation des dritten Punktes bietet wohl den nothdürftigen Schein eines anständigen Rückzugs für England und Frankreich, nachdem sie beide eingesehen haben müssen, daß sie mit allen ihren Mitteln allein gegen Rußland nichts ausrichten; allein alterirt dieselbe nur um den leisesten Schatten die natürliche Macht des Czaren, seine Landmacht? Diese Macht aber wird wieder, muß wieder die alten Straßen südwärts einschlagen, und zwar bald; man hat ihr auch nicht einmal den christlichen Vorwand genommen, die schwere Waffe kirchlichen Mitgefühls. Man will, daß die Türkei, wie sie ist, „gerettet" sey; Gott aber hat sich der Diplomatie nicht gebeugt, Er hat sein Urtheil anders gesprochen und es vollzieht sich schnell. Der neueste Vorschlag Rußlands soll dahin lauten: die drei Mächte möchten nur festsetzen, daß sie die Vermehrung einer zu bestimmenden Stärke der russischen Flotte im schwarzen Meere in Zukunft sofort als Kriegsfall gegen Rußland betrachten wollten. Wäre ein solcher Vorschlag wahr, so wäre nur allzu begreiflich, daß Preußen an allen drei Höfen die verzweifeltsten Anstrengungen für einen so begründeten Frieden machte. Frecherer Hohn auf Oesterreichs 600,000 aufgestellte Krieger wäre nicht mehr gedenkbar; denn in Berlin weiß man so gut wie überall, daß jene Drei sich nie mehr zusammenfänden, nicht einmal auf dem Papier, geschweige denn zum sofortigen „Kriegsfall".

Kurz, es gibt in der bisherigen Richtung des Verhandelns keinen andern Weg mehr, die vernichtende Calamität

eines solchen Friedens abzuwenden, als frischen Krieg. Er würde die Diplomatie nöthigen, endlich für die Türkei selber, den Anfangs- und Endpunkt der ganzen Krisis, eine Interpretation auszusinnen, die nicht ein offenbares Attentat auf den bezeugten Willen Gottes wäre. Ist das hinsinkende Reich einmal auf christlicher Unterlage selber gegen Rußland aufgestellt (und eine solche Reorganisation seiner Stellung ist möglich*), dann ist es auch ohne abendländische Armeen, von und durch sich selbst, gegen die czarischen „Visionen" vertheidigt. Dann, aber nur dann wird Rußland sich seiner großen Mission zuwenden, die es wirklich hat, aber nicht in Europa, sondern in Asien. Ein Friede dagegen, ohne und wider jenen Principal-Gesichtspunkt jetzt procurirt, müßte Oesterreich allem menschlichen Ermessen nach in eine Lage stürzen, die man kaum anders bezeichnen kann, als: Spielball Rußlands. Laßt dieses Sebastopol dem Erdboden gleichmachen, Rußland zum Schein das ganze schwarze Meer aufgeben, berechnet ihm selbst Kriegskosten, laßt es gar ein Stück von Bessarabien abtreten — stets ist und bleibt der deutsche Wächter an der Donau nur um so gefährlicher placirt! Hundert gespitzte Federn harren an der Spree schon einem Frieden auf Grund der gegenwärtigen Interpretation lechzend entgegen. Wie höhnisch schadenfroh würden sie calculiren: so und so viel hundert Millionen vom Kaiserstaat aufgewendet, so und so viel gute Meinung in Deutschland eingesetzt, so und so viel Sympathie in ganz Europa wachgerufen, so und so viel Spannung überall erweckt, so und so viel Feindschaft sich erregt — Alles um vier russischer Versicherungen willen, die nur auf dem Papier wirklich sicher sind, um einer —Lächerlichkeit willen: so würden sie in Berlin triumphirend ausschreien.

Rußland freilich, ist es von seiner Gnade nicht ganz verlassen, so sucht es jenen Harrenden zu genügen um jeden

---

*) Vgl. die „Aphorismen zum Thema: was auf dem türkischen Boden endlich werden soll?" im 34. Bde. dieser Blätter.

Preis. Es kostet den Czaren ja auch nur ein Wort, und die Diplomatie muß sich beim Wort nehmen lassen und in die selbstgegrabene Grube stürzen. Hierin liegt das Beklemmende der jetzigen Lage. Von dem Moment an, wo die Diplomatie in leichtfertigem Dünken an dem vierten und Principal-Punkte vorüberging, war, so viel an ihr ist, Alles verdorben: nur daß eben der Finger Gottes, der fast mit leiblichen Augen sichtbar aus der großen Frage der jüngsten zwei Jahre winkt, noch nicht ohnmächtig geworden ist, die erforderte christlich heroische That zu erwecken.

Es bedarf nicht erst der hundertfältigen Betheuerungen des Berliner Preßbureau's, daß man die ungeheuersten Anstrengungen mache, um Oesterreich mit der jetzigen czarischen Regierung zu versöhnen. Rußland hat sie auch selbst ebenfalls gemacht und macht sie noch: entweder Oesterreich durch einen eigenen Vertrag vom Westen zu trennen, oder, was dieselbe Wirkung thut, durch dessen „Vermittlung" auch den Westen in den Fuchseisen seines „Friedens" zu fangen. Für dieses große Ziel ist aber vor Allem der ganze Himmel der „deutschen Politik" Preußens aufgeboten und die ganze Hölle des Preßbureau's in Bewegung, ja das Gerücht hatte bereits eine neue königliche Umarmung für den Kaiser in Aussicht gestellt. Gott schütze Ihn in Gnaden, den Vielversuchten! Manchmal zwar springt aus den Bureau-Artikeln das Bekenntniß hervor, daß man mit Sicherheit denn doch nichts hoffen dürfe, als im Zusammenwirken mit Rußland die definitive Entscheidung noch „mehrere Wochen" zu verzögern, mit dem doppelten Gewinn für St. Petersburg und Berlin, daß die für taktische Bewegungen günstigste Zeit vorübergeht und Oesterreich von Tag zu Tag neue Millionen unnütz verschleudert. Wie die Luchsaugen über solchen Aussichten schon funkeln! Größere aber kamen noch dazu seit dem 26. April und 28. April, d. i. seit den neuen russischen Vorschlägen und dem Mordanfall auf Napoleon III.

Vor Kurzem hatte man noch vergebens auf schwere Bedenken Oesterreichs wegen des dritten Punktes gerechnet und auf bezügliche Differenzen mit dem Westen, an welchen Preußen anknüpfen werde, um die drei östlichen Höfe wieder in gemeinsame Front zurückzuführen und die deutsche Welt mit der preußischen Politik gründlich zu versöhnen, wie das Preßbureau am 19. April zu schreiben beliebte. Das rothe Assassinat schwelgte in derselben Hoffnung; Mazzini ließ an den für die Krim bestimmten sardinischen Truppen bereits mit der Thatsache hetzen, daß eine österreichisch-russische Allianz im Werke sei; in der Londoner Presse aber ward alsbald wieder die Sprache der „unterdrückten Völker" überwiegend. Nun bewies allerdings der 26. April die Eitelkeit dieser Berechnungen; er zeigte aber auch, daß Rußland sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen, und daß es das Möglichste versuchen werde, die Mächte durch Oesterreichs „Vermittlerrolle" beim Wort ihrer Interpretation zu nehmen. Jetzt konnte Israel den stürmischen Herzensjubel über die unübertreffliche Genialität der russischen Politik nicht mehr unterdrücken. Durch alle Poren brach die Einsicht hervor: wozu die unsichern Wechselfälle eines großen Krieges wagen, warum nicht das Bischen Demüthigung auf dem Papiere sich ganz geduldig gefallen lassen, und so den einzig und allein wahrhaft unbequemen Gegner auf dem allerverlässigsten Wege zu Grunde richten, auf dem Wege eines solchen Friedens, nach solchen Anstalten zum Gegentheil? Superb! Und als zur allergelegensten Zeit auch noch das unvergleichliche Attentat auf Napoleon III. eintraf, wie konnte man nun erst die drohendste Hinfälligkeit der französischen Dinge ausmalen und Oesterreich schrecken!

Das Preßbureau aber erhielt seine entsprechenden Instruktionen. Es schrieb über Paris: man müsse diesen (französischen) Hintergrund zeichnen, weil sich auf ihm die preußische Politik deutlich abhebe, die, Anfangs unsicher und eine Politik des Zufalls, durch die Ereignisse allmählig gestärkt, eine unläugbare Macht geworden sei, der Stützpunkt der Staaten

zweiten und dritten Rangs.*) Es schrieb über Wien, in den süßesten Tönen flötend und zur mehreren Beglaubigung die russischen Vorschläge systematisch in „österreichische Vorschläge" transformirend: ein Conflikt Oesterreichs mit Rußland sei nicht mehr zu befürchten, Oesterreich werde nun unter Anleitung Preußens den Weg zu einer „wahrhaft gemeinsamen deutschen Politik" suchen, und alle Mächte müßten dann eilen, „einen irrationellen Kampf aufzugeben."

Allerdings, wenn Rußland klug ist und Alles zugibt, was die Conferenz von ihm verlangt, dann ist der Kampf „irrationell" und aufzugeben. Und wenn Preußens bis auf diese Stunde bethätigte „vermittelnde Stellung" in Petersburg dem Czarthum diese Klugheit beizubringen vermochte, dann ist sein Verdienst wahrhaft unsterblich um Rußland und um Spree-Israel selber. Aus Mitleid für Oesterreich aber möchte ich im ersten halben Jahr nach einem solchen „Frieden" kein vom Berliner Preßbureau inficirtes Blatt mehr zur Hand nehmen. Das Uebergewicht Preußens mit Wahrheit und Täuschung wäre auch in der That erdrückend, in dem Maße der allgemeinen Enttäuschung und Abspannung gegen Oesterreich. Betrachte man nur die eventuelle Aufgabe des Preßbureau's, wie sie für den Fall eines solchen „Friedens" bereits angedeutet vorliegt.

Erstens: tagtäglich auszumalen, wie Preußen, ohne einen Finger zu rühren, fast ohne einen Kreuzer daran zu setzen, bloß durch seine Intelligenz, der eigentliche Sieger in dem großen Streite geblieben, namentlich Sieger über Oesterreich, das sich moralisch und finanziell geopfert, während man in Berlin spiegelblank sich conservirt und aufgespart für die gewaltigen kommenden Dinge: wie es also Preußen sei, das an der Spitze der Ereignisse zu stehen habe, worin es sich auch mittels der Presse jetzt schon einübt. Zweitens: allenfallsigen Verehrern eines solchen Friedens begreiflich zu machen, daß auch er nur Preußens Verdienst sei, ohne welches der arm-

*) Allg. Ztg. vom 8. Mai.

selige Kaiserstaat gar nichts vermocht hätte. „Auch dafür,“ äußerte das Preßbureau bereits in liebenswürdigster Naivetät, „wird gesorgt, daß Oesterreich, falls der Friede ohne Preußens Theilnahme zu Stande kommen sollte, sich das Verdienst davon nicht allein anrechnen kann; man hebt mit Nachdruck hervor, erst Preußen und der Bund haben Oesterreich durch die Bundesbeschlüsse vom 24. Juli und 9. Dec. eine Sicherheit und Macht verliehen, ohne die es nicht gegen Rußland aufzutreten gewagt haben würde; was Oesterreich etwa bei einem Friedensschluß für sich erlange, das verdanke es dem Schilde, den Deutschland über es halte.“*) Eben dieselben Verträge, welche ja Oesterreich für seinen Territorialbestand gutstünden, wurden jüngst gleichfalls angerufen, um durch sie die Nichtexistenz der auch in diesen Blättern aufgedeckten evangelisch-hegemonistischen Interiora der „deutschen Politik“ Preußens abzuläugnen. Dieselben Verträge sind überhaupt ungemein diensam, wenn es zu einem solchen „Frieden“ kommt. Kommt es aber nicht dazu, so sind sie zu nichts diensam und sofort abzuwerfen, wie das Preßbureau oft genug angedeutet und jüngst auch der größte unter den großen Propheten preußisch Israels in der ersten Kammer erklärt hat. Man müßte dem Bundestage dann sagen: der Czar hat Rücksicht genommen auf den lieben und getreuen Bund und die zwei ersten Punkte adoptirt, damit ist Deutschland genug gethan, das sofort gänzlich neutral zu bleiben hat, wie denn auch der Czar keinen Augenblick aufgehört, zuversichtlichst auf den von Preußen zu gründenden „Neutralitäts-Staatenbündel“ und auf die unverbrüchliche Treue seiner Deutschen gegen Preußen und Ruß-

*) Allg. Ztg. vom 12. April. — Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ ist überhaupt das bereiteste Sprachrohr für das Central-Preßbureau in Berlin. Nicht nur aus Berlin bringt sie häufig und breit die Artikel dieser „königlichen Behörde“, sondern insbesondere auch aus Paris und, wenn nicht Alles trügt, jetzt sogar aus Wien. Ihr Pariser-Correspondent vom Preßbureau scheint unter wechselnden Zeichen aufzutreten; die gewöhnliche Chiffre gleicht einem Galgen mit Bemannung.

land zu rechnen. So wäre man also des Vortheils jener geheiligten Verträge in Berlin auf jeden Fall vollkommen sicher! Für den „Frieden" wie für den Krieg dienen sie gegen Oesterreich. Für den erstern Fall hat aber das Preßbureau drittens die Aufgabe, nicht nur zu beweisen, daß es einzig und allein Preußen zu verdanken sei, „was Oesterreich bei einem Friedensschluß etwa für sich erlange," sondern auch ad oculos zu demonstriren, daß es in Wahrheit Nichts erlange, aber Viel verliere. Heillos zerrüttete Finanzen, Schwächung an moralischem Credit, an europäischem Ansehen, an Bundesgenossen für die Zukunft, selbst an innerer Kraft — Alles für etliche Versprechungen, real auf dem Papier und über's Jahr die Russen wieder am Balkan! Welch' excellentes Thema für die Federn des Preßbureau's, namentlich im Gegensatz zu dem Hochgefühl allgemeinen Wohlbehagens in Preußen, dieser Frucht der Umsicht der „zuwartenden Politik," einem Gefühl, dessen hinreißende Lust, wie das Preßbureau behauptet, schon jetzt viel mehr die Opposition gezähmt habe, als die allerdings stattgehabten und mit solchem Ernst, daß man sich vielfach die sicherern Zeiten der Censur zurückwünsche, gehandhabten Einschreitungen gegen die Presse des In- und Auslands!

Wäre ein solcher Friede schon um der sichern Erniedrigung Oesterreichs willen unschätzbar für die „deutsche Politik" Preußens: so hätte er auch noch eine andere Seite von unendlichem Reiz. Die preußische „vermittelnde Stellung" an der Newa hat, wie jüngst in diesen Blättern ausgeführt, dort den eigenen Vergrößerungs-Gelüsten eine eventuelle Zukunft zu sichern nicht vergessen. Im Falle des sofort eintretenden Krieges aber würde Alles ungewiß, am allermeisten die Realisirung der preußischen Zukunfts-Politik. Allen drei Mächten gegenüber gestaltete sich Rußlands Stellung mehr als bedenklich. Eine Wendung Englands, ein großer nordischer Bund in Folge derselben, war daher die fast unerläßliche Voraussetzung jener „deutschen Politik" und der russischen Versprechungen. Nun aber ist unter den gegenwärtigen Umständen weniger als je auf England zu zählen. Wenn dagegen jetzt durch den von

Preußen vermittelten „Frieden" die bestehenden Allianzen gelöst und die Frage erst nach einiger Frist über dem Einsturz der Pforte definitiv wieder aufgenommen würde, dann hätte man sicherste Hoffnung, England in den Kreis der nordischen Horte zu ziehen, und dann würde man den „Hafen von Kiel" mit Allem, was daran hängt, eher für geborgen erachten dürfen. Selbst die preußische Astrologie ist von dieser bezaubernden Combination völlig hingerissen. Soeben ist in einem Berliner Verlag eine „Außerordentliche Prophezeiung im J. 1855" erschienen, welche dieselbe auch in der Constellation der Sterne vom 7. Febr. d. Js. wiederfindet. Anfangs enges Bündniß zwischen Merkur (England), Venus (Frankreich) und Mars (Oesterreich), der Mond (Türkei) tritt inzwischen in's letzte Viertel. Darüber löst sich das Bündniß. Mars „fürchtet die Sympathien der kleinern Sterne für das glänzendste Gestirn am deutschen Horizont," für Jupiter (Preußen) nämlich, und sprengt den deutschen Bund. Merkur aber (England) schließt einen Separatfrieden mit Saturn (Rußland), und „überhaupt erhebt sich ein großer nordischer Bund gegen einen großen südlichen Bund." Gewaltige Kriegsflamme drei Jahre hindurch zwischen Norddeutschland und Süddeutschland. Endlich wird Jupiter jenes, Mars dieses regieren, die Venus ihren legitimen Herrscher sehen, der Halbmond im Frieden seine Reducirung zugeben*).

Versprechen die Sterne der „deutschen Politik" Preußens große Erfolge, so versprechen die Bibeln Israels ihr wo möglich noch größere. Zwar hat das Preßbureau jüngst geläugnet, daß jene Politik auch mit einer „evangelischen Hegemonie" umgehe, aber dennoch spricht diese nach wie vor ganz ungenirt aus allen Ecken und Enden Preußens selber. Da hielt nun z. B. auch der hochgefeierte Wittenberger Superintendent Dr. Sander, der größte der kleinern Propheten an

*) Selbst das Halle'sche Volksblatt (vom 9. Mai) notirt diese „nicht ohne Scharfsinn combinirte politische Muthmaßung, deren Resultat ziemlich merkwürdig sei."

der Spree, sonst bekannt als Marriott's literarischer Freund, als Ledderhose's Sekundant und als Redner des Berliner evangelischen Vereins, es für Pflicht, mit einem Buche aufzustehen wider die Unseligen, welche die Krisis im Orient dazu benützten, „ihrem Widerwillen gegen ein mächtiges protestantisches Preußen Worte zu geben." Er seinerseits macht es allen Predigern zur Pflicht, sich der großen Interessen ihres Volkes nicht zu entschlagen. Denn „wer weiß, ob nicht eine Zeit kommt, von welcher Wichern auf dem Elberfelder Kirchentage 1851 sprach, hinweisend auf ein prophetisch klingendes Wort eines deutschen Fürsten, es werde noch in ganz Deutschland das Werk der Reformation durchdringen und siegen. Könnten nicht Tage wiederkehren, da unser Volk weinend und betend den Gott seiner Väter sucht, in Masse sich erhebt, die elenden Götzen-Gebilde menschlicher Weisheit in die Löcher der Fledermäuse wirft — Tage, wo die schönsten Zeiten der Reformation und Zeiten der Begeisterung wie in der Zeit der Freiheitskriege zurückkehren*)? Freilich sieht auch Hr. Sander etwelche Dornen im Wege. „Sollte Gott aber nicht hören seine Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm schreien? Er wird sie erhören in der Kürze, ob er auch vorher zu verziehen schien. Um Zions willen soll kein Schweigen bei uns seyn. Das ist der Kern in gegenwärtiger orientalischen Angelegenheit, ob die Kirche mit reinem Wort und Sakrament, die evangelische, noch ferner auf dem Continent Europa's des Schutzes eines großen Adlers genießen solle oder nicht**). Daher haben alle Liebhaber Zions unabläßig zu beten: „Herr, du wollest nicht geben dem Thier die Seele deiner Turteltaube!" u. s. w.

Die Zwecke dieser „deutschen Politik" erfordern aber natürlich entsprechende Beihülfe. Rußland allein genügt nicht. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten vielleicht? Sie sind gewiß eine treffliche Stütze der „vermittelnden" und „zuwartenden" Politik; deren eigentlichen Zweck aber zu fördern, können sie um so weniger geeignet seyn, als ja vielmehr in

*) Dr. Sander: die Katastrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin 1855. Vorr. VIII.

**) Sander a. a. O. S. 133. — Nebenbei bemerkt, erlaubt sich Hr. Sander S. 39 und 42 seinen biblisch-prophetischen Stylum durch etliche prosaischen Seitenblicke auf die Histor.-polit. Blätter zu unterbrechen, um von ihren „starken Sympathien für die Türken" zu sprechen, und zu behaupten, „die Zeitschrift, mit dem Namen des alten Görres an der Stirn, begrüßt die Türken als liebe Bundes-Genossen." Der Zweck heiligt die Mittel!

den Sternen geschrieben steht, daß dieser Zweck gerade ihren Untergang fordern, daß Saturn alle diese Kleinen trotz ihrer Lieb und Treu, ihm so rührend bezeugt, auffressen werde, damit Jupiter allein im Norden und wer weiß wie weit herrsche. Welcher sonst bleibt also übrig für den Rang des Dritten im Bunde, als England? Nordamerika könnte denn doch immerhin nur als äußerster Nothbehelf erscheinen. Nun aber ist England für jetzt gebunden und bleibt es, solange es im Kriegsfall steht. Also ein solcher Friede, und über's Jahr erst der rechte Ernst, und zwar dann im Bunde mit England! Die Friedensliebe Preußens war in der That nie unbeschreiblicher als in diesem Augenblicke.

Noch ein anderes sehr beachtenswerthes Moment! Sollte Saturn nicht klug seyn oder aus Besorgniß vor dem aufgeregten Volksgeiste nicht klug seyn können, der Conferenz-Schluß demnach kriegerisch lauten, so fragt es sich doch sehr, ob Saturn siegen oder unterliegen wird? Unterliegt er, wer hat dann die Verantwortung? Ist es nicht sonnenklar, daß er nur im Vertrauen auf den preußischen und Bundes-Schutz für seine Westgränze also trotzen konnte? sagt er es nicht selbst deutlich genug? Er selber dürfte dem Israel an der Spree schließlich schlechten Dank wissen, denn dieses hätte ihn in's Unheil gehetzt. Und die übrigen Mächte? Erzürnt man sich in England nicht mehr und mehr über Preußen, das vorzugsweise Schuld sei an der bedrängten Lage Europa's? Weiß nicht Jedermann auf dem Continent, vielleicht am allerbesten die grollende ungeheure Mehrheit des preußischen Volkes selber, daß nur Preußens „deutsche Politik" den Frieden hintertrieben hat? Die treue Erfüllung der eingegangenen Verträge hätte ihn lange vor dem blutigen Krimzug erzwungen. Die vergangene Blutschuld, die künftige Verantwortung — wahrlich es könnte kommen, daß dießmal Saturn nicht nur die andern Kleinen, sondern auch den großen Jupiter selber verschlänge. Immerhin ist auch er ein Werkzeug in Gottes Hand; verscheucht jetzt ein gesunder Krieg die Gefahr eines tückischen Friedens, so ist derselbe in soferne gerade Preußens Verdienst, als ohne seine Politik der Czar einer solchen definitiven Lösung unfehlbar hätte ausweichen müssen. Man kann diese Thatsache nicht hoch genug anschlagen!

Von dem so beschaffenen Verdienst und dem möglichen Lohn scheint das Berliner Bewußtseyn denn doch beschwert zu seyn, daher — bei geschwundener Hoffnung auf eine Treu-

nung der drei Alliirten — sichtliches Grauen vor einem kriegerischen Conferenz-Schluß. Um so unbändiger war die Gier, mit der man sich auf die herrliche Gelegenheit des Mordanfalls gegen Napoleon III. warf. Mit wahrer Wollust ergoß sich das Preßbureau über das Attentat, als wenn nicht nur Mazzini es bestellt und bezahlt hätte. Schon mehrere Wochen hindurch, namentlich seit der beschlossenen Krimreise Napoleons, hatten die Organe des Bureaus einen ohrenzerreißenden Chor unterhalten über „beklagenswerthe Symptome" rother Verschwörung, allgemeiner Arbeitseinstellung &c. in Frankreich, und doch wieder zwischenein versichert: indeß sei irgend ein Aufstand nicht zu befürchten *). Auf Einschüchterung Oesterreichs berechnet, warf dieses Manöver im Entzücken über den deus ex machina Pianori die Maske völlig ab. Also mit einer solchen Macht sollte der Kaiserstaat im Bunde bleiben, deren „Herrscher sterblicher seien als alle andern Menschen", deren „Haupt anscheinend durch ein Wunder gerettet sei, das sich nicht häufig wiederhole!" In dieser Tonart beleidigte das Preßbureau die christlichen Ohren. Das Attentat sei ein vernichtender Schlag für Napoleon III.; es werfe das schärfste Licht auf die Dinge in Frankreich, in dem man nach Außen denn doch vermerken müsse, wie Alles an diesem einzigen Manne liege, wie im Falle einer plötzlichen Kronerledigung der Bonapartismus völlig in die Luft gestellt wäre, und Prinz Jerome wenn je, nur wegen seiner rothen Qualitäten zum Throne gelangen könnte, deren grelle Farbe sogar dem Gerücht seine Entstehung gegeben: der Prinz selber sei dem Attentat nicht fremd. Was aber dann, und ob Oesterreich nicht jedenfalls auch darüber „befriedigende Aufschlüsse verlangen" müsse?

Napoleon III. dagegen erwiderte dem gratulirenden Senat: „Es gibt Existenzen, welche die Werkzeuge der Rathschlüsse der Vorsehung sind; so lange ich meine Mission nicht vollführt habe, laufe ich keinerlei Gefahr." Das schmäht man „Fatalismus"; aber es fragt sich doch, ob diese Sprache Napoleons, oder jene Sprache des Preßbureau's die christlichere ist. Ob man auf Pariser Promenaden weniger in der Hand Gottes ist, als unter den Wurzeln und Aesten eines preußischen Hofgartens? Allerdings, die Bündner Rußlands sind es, die jetzt sicher vor rothen Kugeln und Dolchen sich bewegen; aber ist die Sympathie der Revolution besser oder ihr Haß? Welches Symptom ist bedenklicher an sich, der

*) Ausgezeichnetes leistete hierin der genannte Pariser-Correspondent der Allg. Ztg.

verzweifelte Grimm der französischen Demokratie, oder die grollende Opposition der conservativen Mehrheit in Preußen? Gewiß, der Erfolg jenes Schusses in diesem Augenblicke hätte Europa in seinen Grundfesten erschüttert; aber etwa zum Frieden? Oder nicht vielmehr zum Revolutionskrieg? Ist denn nicht nach des Preßbureau's eigenen Aussagen die Macht der geheimen Clubs in Frankreich nur niedergehalten durch die eiserne Faust des kalten Mannes vor Pianori's Läufen? Was anderes will die Revolution als Krieg? aber eben den rothen! Ist der Rhein etwa österreichische Gränze?!! Lag also am 28. April den deutschen Regenten die Reue fern, nicht vor einem Jahre, wie sie gekonnt, das Czarthum zur Ordnung gerufen zu haben? Wäre der Revolutions-Krieg denn ein so hoffnungsloser, ein allianzloser Krieg? Warum dankten die „Times“ dem Himmel, daß das Attentat nicht jüngst in den Straßen Londons vorgefallen? Sagten sie nicht: wenn der Mörder auch sofort summarisch zerrissen worden wäre, „Niemand würde an die Aufrichtigkeit unserer Betheurungen, an die Aechtheit unserer Entrüstung geglaubt haben“?

Ja, Napoleon III. hat eine Mission, eine große Mission. In ihrer negativen Seite erscheint sie nach Innen, in der positiven aber nach Außen gerichtet, über ganz Europa hin speciell auf den Orient, auf die Türkei. Konnte er dieser Mission nicht auch untreu werden? Wäre es etwa nicht in seiner menschlichen Freiheit gestanden, zu wollen, was das Organ der Berliner Hofpartei ihm soeben andichtete: eine Wendung Frankreichs zur russischen Allianz, nach dem Beispiele von 1828? Oder konnte er nicht wenigstens einen geruhigen Frieden vorziehen, und bei den von Drouin de Lhuys empfohlenen Conferenz-Vorschlägen Rußlands sich begnügen? Niemand wird läugnen, daß er alles dieß konnte. Aber er dankte jenen Minister ab, und verweigerte einen solchen Frieden. Er hat zugleich seinen besten Diplomaten nach Constantinopel geschickt, und ob es ihm nun selbst gelinge oder nicht, in Person am Bosporus zu erscheinen, so ist doch der englischen Partei dort ein kräftiges Paroli geboten, so freundlich in London, so feindlich in Constantinopel ist das Verhältniß zwischen England und ihm, und es ist wenigstens von seiner Seite noch nichts verdorben für eine rechte Lösung des entscheidenden Problems, der großen Türkenfrage selber*). Das Berliner Preßbureau hat umsonst in

*) Soeben hat sich der heimliche Krieg der Reform-Türken und Engländer gegen die Alttürken und Franzosen unter bezeichnenden Um-

die Wette gedichtet, auch Napoleon III. neige zu einem Frieden, der kein Friede ist. Im Gegentheile, worauf Oesterreich etwa noch harren mußte, das ist nun wirklich: westmächtliche Entschlossenheit. Und es ist um sie noch immer kein Buonapartismus; es ist berechtigte Bedeutung, welche die französische Nation stets im Orient anzusprechen hatte und hat. Mag es um die Politik Napoleon's nach Innen seyn, was da will, so ist es doch um die nach Außen bis jetzt kein Napoleonism gewesen; vor diesem wäre Lord Palmerston nicht herabgesunken zu „Ihrer Majestät Hofnarr," wie das jüngste City-Meeting ihn titulirte. Noch immer hat darum Oesterreich die Leitung des Stromes in der Hand, sobald es nur will, wenn der Strom auch nicht verlaufen soll im Steppen-Sand der Krim, sondern das bisherige Programm der Mächte gegen Rußland anschwellen wird zu einem wahrhaft befruchtenden Reservoir für den Orient.

Man muß den „Frieden" fest in's Auge fassen, der jetzt als Conferenz-Schluß einzig und allein möglich gewesen wäre, und sein unberechenbares Elend, um die Mission Napoleon's III. zu würdigen. Was aber die Stellung Deutschlands zu dieser Mission betrifft, so fragt es sich jetzt mehr als je, ob dieses Deutschland sich definitiv identificiren will mit der Mission, die Preußen sich beigelegt. Sie hat auch Verdienst, aber alles wider Willen. Was sie ferner noch verdienen wird, nachdem sie die absolut beste deutsche Politik ruinirt und die relativ beste nur noch nicht zu ruiniren vermochte — das wird eine nahe Zukunft lehren.

---

ständen zu Gunsten der letztern gewendet. Die „Zeitläufte" aber wissen unter dem gegenwärtigen Ueberstürzen der Ereignisse — schreiende Wehen des englischen Verfassungswesens, spanische Katastrophe, Keime eines dreißigjährigen Krieges in der nordamerikanischen Union, Bauern-Unruhen in Kleinrußland selbst rc. — kaum mehr wo anfangen wo aufhören.



LIV.

Zur Reform der Philosophie.

II.

Die Fundamentalphilosophie.

Verhält es sich in der That so, wie wir hinlänglich gezeigt zu haben glauben, daß nur im Gottesbewußtseyn das Selbstbewußtseyn seine Erlösung findet aus der Gewalt und Umnachtung der Materie, und aus dem Strome der Natur sich rettet und selbst wahrhaft gewinnt; daß der Geist sich selbst nur wahrhaft versteht, wenn er sich spiegelt und betrachtet im Lichte der Gottesidee, die ihm irgendwie immanent ist: dann wird eine andere Ordnung der philosophischen Disciplinen eintreten müssen, als die bisher übliche, und wir werden namentlich als Fundamentalphilosophie nicht mehr die sogenannte theoretische Philosophie, oder insbesondere die Wissenschaft des Wissens gelten lassen dürfen. Als Fundamentalphilosophie wird vielmehr nur die wissenschaftliche Erforschung und Erkenntniß des Gottesbewußtseyns, als der Bedingung alles höheren, philosophischen Verständnisses des Selbst- und Weltbewußtseyns des Menschen gelten können. Und ausgehen wird man bei der Philosophie demnach auch nicht vom Selbstbewußtseyn können,

wie so allgemein angenommen wird, sondern nur vom Gottesbewußtseyn, das ja gerade so subjectiv, so ursprünglich, so bedingt oder unbedingt ist in seiner Möglichkeit, im Entstehen und Daseyn, wie das Selbstbewußtseyn. Und Princip der philosophischen Erkenntniß, d. h. Maßstab, Kriterium der Beurtheilung des Erkenntnißobjectes und zugleich in gewissem Sinne Quelle des Erkennens wird zwar das Subject, das Selbst seyn — aber nicht die Potenz dieses Selbst, vermöge der es sich selbst erfährt und weiß, sondern die Potenz, durch welche es das Höhere als das Selbst, das Göttliche vernimmt, glaubt und erkennt. Diese letztere Potenz aber, die Vernunft, wenn wir nach ihrem Inhalt oder Wesen fragen, wird wohl als nichts Anderes bezeichnet oder vorstellig gemacht werden können, denn als ein dem Menschengeiste immanentes, also geistiges Bild des Göttlichen; freilich nicht als todtes Bildniß, sondern, weil dem Geiste eigen, an seinem Leben und seiner Ausbildung theilnehmend, daher auch der Ausbildung, Vervollkommnung fähig, als lebendiges Vermögen des religiösen Glaubens und Erkennens, das der Substanz des Geistes vor Allem die Gottebenbildlichkeit verleiht. Wir können dieses im Geiste gegebene Gottesbild, das wir als die lebendige Potenz des Gottesbewußtseyns und als Princip der Philosophie bezeichnen — wir können dieses Gottesbild als die Gottesidee benennen. Diese Gottes-Idee im eignen Selbst zu erkennen und zu erfassen, ob objectiv ihr auch ein Göttliches entspricht, und was dieses Göttliche ist, wird das erste Ziel der Philosophie seyn; das fernere wird seyn, im Lichte dieser Gottesidee alles Andere — auch das sonstige Wesen des Geistes mit seinen Gesetzen und Kräften zu schauen, zu beurtheilen, zu erkennen; und dieses möchten wir Spekulation nennen. Nicht also im Spiegel des eignen Selbst alles Irdische zu betrachten und zu beurtheilen, den wirklichen Sachverhalt und Zusammenhang von Allem geistig zu schauen und zusammenzuschauen, ist Sache

der Philosophie — denn dieses ist bloß vorläufig Sache der Wissenschaft überhaupt, die ja nicht identisch ist mit Philosophie, sondern wohl zu unterscheiden von ihr, wenn nicht eine heillose Verwirrung entstehen oder vielmehr fortdauern soll. Diese, die Wissenschaft im Allgemeinen, gründet sich auf das Selbst und auf das Bewußtseyn dieses Selbst als solchen, und schaut und beurtheilt bloß durch die Kräfte und nach den Gesetzen desselben, im Zusammenwirken freilich mit dem objectiv Daseyenden, dieses geistig so aufnehmend und nachbildend, wie es an sich ist oder sich zeigt. Dadurch entstehen zunächst die sogenannten empirischen Wissenschaften; zu philosophischen aber werden diese Wissenschaften erst dadurch, daß der Inhalt derselben im Lichte wissenschaftlich erkannten Gottesbewußtseyns betrachtet und beurtheilt, an der Gottesidee geprüft und erkannt wird; dadurch also, daß sie mit der Fundamentalphilosophie in Verbindung gesetzt werden, erhalten sie ihren philosophischen Charakter. Doch ehe wir dieß weiter entwickeln und begründen, müssen wir zuvor einigen Bedenken begegnen, die sich gegen das bisher Behauptete erheben könnten und wohl auch erhoben haben.

Daß wir bei der gegebenen Auffassung des Ausgangs-Punktes und Princips der Philosophie die große Errungenschaft der neueren Philosophie, daß sie nämlich vom Subjecte, vom Menschengeiste selbst ausgehen, und auf diesen sich gründen müsse — daß wir diese Errungenschaft nicht aufgeben, dürfte aus dem Bisherigen klar geworden seyn. Nicht aufgeben wollen wir dieselbe, sondern zum richtigen Verständniß bringen und den rechten Gebrauch davon machen. Denn freilich etwas von Außen her Gegebenes, und vom Geiste An- oder Aufgenommenes kann nie wahrhaft Princip der Philosophie werden, d. h. ursprüngliches Kriterium für alle übrigen Erkenntnisse und eigentliche Quelle der höchsten Erkenntniß, der des Göttlichen nämlich, als des ei-

gentlichen philosophischen Wissens. Denn was dieses von Außen Aufgenommene auch seyn möchte, ob irgend ein Glaubenssatz oder ein überkommenes Axiom, immer müßte ja bei dem Aufnehmen selbst das beurtheilt werden, ob dieser Satz als Wahrheit anzuerkennen sei oder nicht; es müßte also das Kriterium, der Maßstab zu dieser Beurtheilung schon vor der Annahme des von Außen Gegebenen im Geiste vorhanden seyn, und somit wäre dieses das erstere, ursprüngliche Erkenntnißprincip. In gleicher Weise: von wem auch das von Außen her als Wahrheit Dargebotene kommen möchte, immer müßte doch das zuvor geprüft werden, wer es sei, der diese höchste Wahrheit biete, ob er von der Art, daß man sie als solche dürfe gelten lassen; und zu dieser Prüfung und Entscheidung bedürfte es wieder eines dem Menschengeiste ursprünglich immanenten Kriteriums, einer ursprünglichen Potenz der Beurtheilung und Entscheidung. Und diese subjective Potenz ist das ursprüngliche Agens im Erkennen, daher auch im philosophischen. Im Subjecte selbst also ist das Princip, wie alles Erkennens, so auch des philosophischen zu suchen und anzuerkennen. Allein dieses Subject faßt nicht bloß die Potenz des Selbstbewußtseyns in sich und die des Weltbewußtseyns, sondern auch die des Gottesbewußtseyns; und diese subjective Potenz, dieses ursprünglich dem Menschengeiste Gegebene, dieses natürlich Positive, die immanente Gottesidee fassen wir als Princip der Philosophie, als ursprünglichen Maßstab alles von Außen über Gott und Göttliches als Wahrheit Dargebotenen, woran es subjectiv zu prüfen; ja noch mehr — als Quelle der philosophischen Erkenntniß oder bestimmter des philosophischen Erkennens. Wir werden also zwar nicht mit Schelling sagen: „daß die menschliche Vernunft im Besitz des absoluten Prius, selbst des der Gottheit sei“; wohl aber behaupten: die Vernunft sei im Besitz des Prius der Gotteserkenntniß. Und dieses Prius, die ursprünglich dem Menschengeiste

immanente Gottesidee, die sich zuerst zum Gottesbewußtseyn, zum religiösen Glauben unter gegebenen Bedingungen erschließt — von Potenzialität in Actualität übergeht — dieses Prius im Menschengeiste, behaupten wir, sei auch das Princip der Philosophie, des Forschens, des Erkennens und Wissens in Betreff des Göttlichen. Ohne dieses Prius, die Gottesidee oder die Potenz des Gottesbewußtseyns, wäre der Menschengeist nicht mehr das, was man vernünftig nennt, wäre weder des religiösen Glaubens, noch des philosophischen Wissens fähig; er verstünde vom Göttlichen gar nichts, so wenig als die Thiere etwas davon verstehen, und selbst einer göttlichen Offenbarung wäre er unzugänglich oder unfähig, weil ihm eben das Organ fehlte, sie zu verstehen, sie als solche aufzunehmen und anzuerkennen. — Stellen wir also auch in Abrede, daß das Selbstbewußtseyn, oder die Potenz dazu, Princip der Philosophie sei, so läugnen wir darum nicht, daß das Selbst dieses Princip als Prius der philosophischen Erkenntniß, als ursprünglichen Besitz in sich befasse, und die große Errungenschaft der neueren Philosophie, daß die Philosophie vom Subjecte ihren Ausgang nehme, auf dieses gestellt sei, in diesem das Princip habe, wird nicht aufgegeben. Eine Potenz des Menschengeistes selbst erkennen wir also als Princip an, die aber freilich auch wiederum nur als solches sich bethätigen kann unter bestimmten Bedingungen, unter bestimmter Einwirkung eines objectiv Gegebenen, wie wir später sehen werden.

Ein anderes Bedenken gegen unsere Behauptung, daß die Erforschung und Erkenntniß des Göttlichen, und zunächst das Selbstverständniß des Gottesbewußtseyns, die Fundamentalphilosophie sei, könnte dahin lauten: daß man ja doch erst den Menschengeist selbst als solchen, mit seinen Kräften und Gesetzen erforschen müsse, daß man dann zuvor Wesen und Bedeutung des menschlichen Wissens zu erkennen habe, ehe man an Weiteres denken könne; darum sei Fun-

damentalphilosophie die Wissenschaft des Wissens, die im Allgemeinen mit der theoretischen Philosophie in Eins zusammenfalle. — So hat man allerdings insbesondere von Kant räsonniren gelernt und der Einwand ist auch nicht ohne großen Schein. In der That möchte es, so obenhin betrachtet, scheinen, daß man zuvor über sich selbst vollkommen im Reinen seyn müsse, ehe man an die Erforschung eines Andern, sei es auch des Absoluten gehen könne. Allein in der That scheint es nur so zu seyn, — denn wie oben gezeigt wurde — sich selbst kann ja der Menschengeist nicht vollkommen verstehen ohne Gottesbewußtseyn, ohne Gotteserkenntniß. Und wenn er auch allerdigs sich selbst beobachten kann in seinen Thätigkeiten, und Gesetze und Weise seines Wirkens findet, so ist ja dieß noch keine philosophische Erkenntniß, sondern daraus bildet sich eben auch eine empirische Wissenschaft, wie die andern, nichtphilosophischen Disciplinen es auch sind. Daß aber, wie die Empirie des Lebens und religiösen Glaubens überhaupt, so auch die empirischen Wissenschaften der Philosophie vorausgehen sollen, das läugnen wir nicht; nur stellen wir in Abrede, daß sie schon Philosophie seien. Wie die Verfertigung des Instrumentes, das Prüfen der Saiten u. s. w. noch nicht das Spiel, die musikalische Produktion selber ist, so sind auch jene Untersuchungen über den Menschengeist, seine Kräfte und Thätigkeiten, wenn auch wissenschaftlicher Art, doch noch nicht Philosophie. — Aber, möchte man, noch mehr in's Specielle eingehend, fragen: ist denn nicht die Erkenntniß Gottes vielfach, ja in aller Weise bedingt durch die Erkenntniß des menschlichen Geistes? Ueber Wesen, Leben, Persönlichkeit Gottes u. s. w. vermögen wir denn irgend etwas zu bestimmen, außer dadurch, daß wir unser Wesen, Leben, Persönlichkeit zum Gleichniß nehmen und davon zurückschließen auf Gott? So daß also doch unser Selbst, in sofern es uns zum Bewußtseyn gekommen in seiner ganzen Art und Beschaffenheit, Kriterium, Maaßstab der Be-

stimmungen über das Göttliche seyn und das Gottesbewußtseyn seine Erklärung, sein Verständniß im Selbstbewußtseyn und in der Selbsterkenntniß finden muß? Und wiederum also wäre das Erste und Normgebende für alle Erkenntniß, auch für die des Göttlichen, das Selbstbewußtseyn und die wissenschaftliche Erforschung und Erkenntniß desselben! — Daß solchem Räsonnement ein Mißverständniß zu Grunde liegt, dürfte schon aus dem Bisherigen zur Genüge erhellen. Das empirische Bewußtseyn der Welt- des Selbst- sowie Gottes muß ja vorhanden, und bis zu einem gewissen Grad ausgebildet seyn — durch die sogenannten empirischen Wissenschaften, ehe von Philosophie die Rede seyn kann; bei diesem empirischen Proceß des Bewußtwerdens ist im Grunde genommen die Entwicklung des Weltbewußtseyns das Erste, dann, nachdem die Welt, das Andere vom Geiste, gefunden und allerlei Unterschiede in demselben erfahren und erkannt werden, findet sich das Selbst, findet sich der Geist selber, und an dieses Selbstbewußtseyn reihet sich das Gottesbewußtseyn als religiöser Glaube an. Bei der philosophischen Erkenntniß aber kehrt sich diese Ordnung um: das Gottesbewußtseyn muß sich zuerst selbst erkennen und begreifen, dadurch wird es möglich, die bloße Selbstkenntniß in Selbsterkenntniß zu verwandeln, und dadurch dann wird auch die bloße Kenntniß der Welt und der Dinge in ihr in Erkenntniß verwandelt, zu philosophischem Wissen erhoben werden können. Bei dem philosophischen Forschen wird aber das zuvor erlangte empirische Wissen in jeglichem Gebiete nicht etwa ganz unbeachtet gelassen oder ignorirt, sondern es bietet beständig das Material dar, aus dem die Philosophie ihren Bau aufführt. Hienach können wir die obige Einwendung beurtheilen. Das Selbstbewußtseyn muß freilich vorhanden seyn, soll die Philosophie beginnen, soll die Central- oder Fundamentalphilosophie zu Stande kommen, d. h. das Selbstverständniß des Gottesbewußtseyns, und auf dieses hin oder in und mit diesem die

Erkenntniß Gottes selbst, als des Objectes dieses Bewußtseyns; allein dieses Selbstbewußtseyn ist zunächst nur das empirische, dessen Inhalt allerdings verwendet wird bei der näheren, wissenschaftlichen Bestimmung des Gottesbewußtseyns, aber keineswegs so, daß diese als Gotteserkenntniß davon abhängig oder bedingt wäre. Um zu bestimmen, was Gott sei, genügt mit nichten der Inhalt des Selbstbewußtseyns, sondern dieses ist nur möglich durch die dem Geiste immanente Idee des Absoluten, Göttlichen, an welcher jede Bestimmung geprüft wird, ob man sie Gott beilegen dürfe oder nicht; dergemäß auch die Bestimmungen von Subjectivität, Persönlichkeit, Freiheit u. s. w., die man aus der Anthropologie entlehnt, erst umgestaltet, potenzirt werden müssen, um sie als Bestimmungen des Absoluten brauchen zu können und nicht in Anthropomorphismus zu verfallen. Das Dominirende, Normgebende ist also hiebei die Gottesidee, nach welcher das aus dem empirischen menschlichen Selbstbewußtseyn entlehnte Material gleichsam verarbeitet wird. Hinwiederum aber wird dann im Lichte dieser so erlangten Gotteserkenntniß, oder der Fundamentalphilosophie, das Selbstbewußtseyn und die empirische Selbstkenntniß (Psychologie) zum näheren Verständniß kommen, in Selbsterkenntniß übergehen und zu einer philosophischen Wissenschaft sich gestalten. Nur im Lichte der Gotteserkenntniß kann über Wesen, Persönlichkeit und Freiheit des Menschengeistes vollkommen entschieden werden. Wird Gott als Persönlichkeit erkannt, dann wird auch die menschliche gerettet seyn und sich selbst verstehen und vollkommen gewinnen, ohne dieß aber nicht; denn die bloße Reflexion auf das eigne Wesen kann den Menschen nicht befreien oder retten dem Nothwendigkeits-Gesetz gegenüber, das in der Welt waltet. Und wenn auch sein Gefühl der Behauptung des Materialismus widerstrebt, daß er selbst auch nur ein Glied in dieser Nothwendigkeits-Kette sei, so kommt er doch durch die Reflexion auf sein Selbst- und Welt-Be-

wußtseyn zu keiner Sicherheit oder Gewißheit, sondern nur zu zweifelnder und quälender Unsicherheit, zum Bekenntniß des Nichtwissens, Nichtverstehens — aus Gründen, die im Früheren schon genannt wurden, und zu denen wir namentlich in Bezug auf das Gefühl der Freiheit noch hinzufügen, daß ja das thatsächliche Wollen und Handeln stets aus einem Strome von Ursachen und Wirkungen hervorgeht, der letztlich doch unerforschlich bleibt, und daß wir überdieß bei jedem Menschen, wenn er zu wollen beginnt, eine gewisse natürliche, und zudem noch eine angebildete Determination wahrnehmen, wodurch die Sicherheit und Untrüglichkeit des Freiheitsgefühls noch bedeutend beeinträchtigt wird.

Es möchte indeß gegen das Bisherige wohl behauptet werden, daß der Begriff der Philosophie zu enge gefaßt sei, wenn bloß das Selbstverständniß des menschlichen Gottesbewußtseyns, die Erkenntniß Gottes und die Betrachtung alles übrigen Daseyns im Lichte dieser Gotteserkenntniß als Philosophie bezeichnet werde; sie sei doch auch, und vor Allem, die Wissenschaft der Wissenschaften, die Lehrerin und Meisterin aller übrigen Wissenschaften, indem sie für alle die Kräfte und Gesetze des Menschengeistes prüft, das Denken lehrt und Bedeutung und Geltung der allgemeinen Begriffe festsetzt! Wenn also auch das Erforschen und Erkennen des Absoluten allerdings Philosophie sei, so müsse doch auch das Erforschen und Erkennen des Wissens als solche anerkannt werden. — Wir müssen, um diese Behauptung zu würdigen, die eigenthümliche Aufgabe der Philosophie noch ausdrücklicher, als im Bisherigen schon geschehen, zu bestimmen suchen; und nicht schwer dürfte es seyn zu zeigen, daß die Philosophie sich in jener — in der That doch nur scheinbar engen Beschränkung halten müsse, um ihren Bestand zu sichern und nicht von den übrigen Wissenschaften, den sogenannten empirischen, verschlungen oder zur bloßen Dienerin herabgewürdigt zu werden.

Was hat nun die Philosophie für eine Aufgabe? Wir können auf diese Frage zunächst eine Antwort geben, mit der gewiß Alle, die philosophiren, einverstanden seyn werden, indem wir sagen: die Philosophie hat die Aufgabe, die Wahrheit zu erforschen — zu erkennen. Daß sie Liebe zur Weisheit, Streben nach dieser sei, liegt schon in ihrer Bezeichnung; und da Weisheit nicht möglich ohne Erkenntniß der Wahrheit, so ist sie Streben nach Wahrheit und Weisheit, und insofern dieses Streben von Erfolg ist, Besitz von beiden.

Allein die gegebene Antwort, so einfach, klar und richtig sie ist, genügt doch keineswegs dem, der in der Sache auf den Grund sehen will. Denn: was ist nun diese Wahrheit, welche die Philosophie erkennen will? muß sogleich weiter gefragt werden; und die Antwort darauf läßt sich nicht so leicht geben. Die übrigen Wissenschaften insgesammt, sie streben doch auch nach Wahrheit, wornach denn sonst! Die Naturwissenschaft mit all' ihren Zweigen will die Wahrheit der Natur erkennen, die Geschichte will die geschichtliche Wahrheit erforschen, die Anthropologie die Wahrheit in Bezug auf die Menschennatur u. s. w. Und doch werden sie darum noch nicht philosophische genannt, sondern die Philosophie will neben ihnen bestehen und eine besondere Aufgabe zu lösen haben. Worin also besteht der Unterschied? gibt es eine doppelte oder mehrfache Wahrheit, oder will die Philosophie nur dieselbe Wahrheit finden, wie die empirischen Wissenschaften, nur aber auf andere Weise? Oder findet sich doch ein Object, dessen Erforschung gar nicht Aufgabe einer der sogenannten empirischen Wissenschaften werden kann, sondern lediglich Sache der Philosophie seyn und bleiben muß?

In neuerer Zeit ist man zumeist der letzten Ansicht, um der Philosophie ihr Daseyn zu retten, und sie als Wissenschaft der Wissenschaften geltend zu machen. Die Philosophie hat vor Allem, behauptet man, das Wissen selbst zu lehren,

das Denken, Erkennen nach seinen Gesetzen und seinem Verlauf zu erforschen und zu bestimmen; also die Wahrheit in dieser Beziehung zu erkennen, die dann — als sogenannte formale Wahrheit auch in den übrigen Wissenschaften insgesammt die Forschung leiten und beherrschen müsse, wodurch sich eben die Philosophie als die Meisterin der übrigen zeige. Das ist nun die schon mehr erwähnte theoretische Philosophie, die als ihr besonderes Object den menschlichen Geist selbst in seiner Thätigkeit, und zwar vorzugsweise in seiner denkenden, erkennenden Thätigkeit für sich in Anspruch nimmt und darauf ihr Daseyn und ihre Berechtigung gründet. Die Gränzen dieses theoretisch-philosophischen Gebietes schwanken indeß sehr, und selbst das ist noch nicht sehr genau und übereinstimmend festgesetzt, was denn eigentlich hier zu leisten sei. Die Denklehre oder Logik wird vor Allem dazu gerechnet, wenigstens die sogenannte formale Logik; auch ein Stück Psychologie pflegt dazu genommen zu werden. Wiederum wird Erkenntnißtheorie, Kategorienlehre, Ontologie als solche theoretische Philosophie bezeichnet; Alles in Betreff des Umfangs und der Aufgabe so unbestimmt und zweideutig, daß es schwer ist irgend etwas Bestimmtes festzusetzen. Im Allgemeinen hat man es mit den sogenannten theoretischen Functionen des Geistes zu thun. Es fragt sich nun: ist das Alles wahrhaft Philosophie und durchaus so verschieden von den Objecten und der Verfahrungsweise der empirischen Wissenschaften, daß man den auszeichnenden Namen mit Recht für sie gebrauchen kann? Und ist in der That diese Philosophie gewissermaßen Lehrerin der übrigen Wissenschaften? Beides scheint mir mit Nichten der Fall zu seyn. Denn weder das Object, das hier erforscht und erkannt werden soll, kann man als specifisch philosophisches betrachten, noch die Wahrheit, die hiebei gefunden wird, mit Recht als philosophische bezeichnen, im Unterschiede von der Wahrheit, die durch die sogenannten empirischen oder nichtphilosophischen

Wissenschaften gefunden wird. Um indeß dieß bestimmter zu zeigen, müssen wir uns zuvor darüber verständigen, was unter Wahrheit zu verstehen und ob sich ein Unterschied auffinden läßt zwischen philosophischer Wahrheit und derjenigen, die die empirischen Wissenschaften als ihr Ziel anstreben.

Was ist Wahrheit? Die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Gedachten oder des Denkens mit dem Gegenstande, auf den es sich richtet, pflegt man zu erwidern. Ist aber hier die Uebereinstimmung die Wahrheit oder das Gedachte? Es scheint, wir bekommen hier sogleich zwei Wahrheiten, eine subjective und eine reale, objective! Ja zu diesen scheint sich noch eine dritte zu gesellen, die Wahrheit, d. h. Richtigkeit des Denkens, des Denkactes, also die noch subjectivere, logische.

Indeß können wir uns dieser vielen Wahrheiten wohl erwehren und sie zurückführen auf Eine, um die es sich handelt, die reale Wahrheit, denn nicht wie die Wahrheit erkannt wird, wollen wir untersuchen, sondern, was sie ist, bestimmen. Ohnehin ist die genannte Uebereinstimmung und das richtige Denken des Objectes Ein und dasselbe, und hinwiederum ist diese formale Wahrheit jedenfalls da, wo die reale ist, d. h. wo das Denkobject so gedacht ist, wie es an sich, in der Wirklichkeit oder thatsächlich ist. Unter Wahrheit also ist zunächst zu verstehen: die objective Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, so wie sie ist; und die Wahrheit wird erkannt, wenn dieses Wirkliche, Thatsächliche so in die Denkbewegung aufgenommen, als Gedanke oder als Complex von Gedanken reproducirt wird, wie es an sich ist oder sich kund gibt. Nach dieser Wahrheit streben die Wissenschaften, die man, im Unterschiede von der Philosophie im eigentlichen Sinne, die empirischen Wissenschaften zu nennen pflegt. Die Naturwissenschaft in all' ihren Zweigen z. B. geht darauf aus, das Wirkliche, Thatsächliche der Natur zu erkennen, wie es ist — den Stoff, die Wirkung, Kräfte, Gesetze, innere Qua-

lität und äußere Formen u. s. w. und wo ihr dieß Streben gelingt, da behauptet sie, die Wahrheit erkannt zu haben. Die Geschichtswissenschaft, sie strebt darnach, das Geschehene, die Ereignisse der Vergangenheit des Menschengeschlechtes so zu erkennen, wie sie wirklich stattgefunden, mögen sie sonst beschaffen seyn, wie immer; und wo ihr die Erforschung des Thatsächlichen, wirklich Geschehenen gelingt, da rühmt sie sich, die Wahrheit erkannt zu haben. — Ist nun aber dieß alle Wahrheit, die der menschliche Geist zu erkennen vermag und der er zustrebt? Es muß uns schon ein mächtiges Bedenken erregen, wenn wir den sonderbaren Umstand in's Auge fassen, daß diese Wahrheit nicht immer wahr sei, daß diese Wahrheit auch eine Lüge seyn könne! Wenn eine Lüge z. B. so erkannt, so berichtet wird, wie sie wirklich stattgefunden hat, so ist die historische Wahrheit erkannt, obgleich man es mit einer Lüge zu thun hat! Ferner wissen wir auch, daß die Menschen niemals sich damit begnügen, bloß zu erfahren, zu sehen, was da ist, oder zu hören, was wirklich geschehen ist — womit es die genannten Wissenschaften zu thun haben — sondern daß sie stets bereit sind, auch ein bestimmtes Urtheil über alles Thatsächliche zu fällen, zu behaupten, daß es recht oder unrecht, schön oder unschön, gut oder bös, wahr oder falsch sei. Hiemit wären wir demnach einer andern Wahrheit, als der bloßen Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, einigermaßen auf der Spur. Einen Maßstab nämlich muß es ja doch geben, an dem Alles gemessen wird, um zu entscheiden, ob es wahr oder falsch, gut oder bös u. s. w. sei; und dieser Maßstab, dieses Kriterium kann nicht anders als selbst gut, wahr u. s. w. seyn oder wenigstens dafür gehalten werden. Hier bestünde demnach die Wahrheit in der Uebereinstimmung mit dem Wahren, Guten 2c. an dem man, als an einem Maßstab, alles Daseyende prüft. Im gewöhnlichen Leben nun wird das fragliche Urtheil gefällt vom Standpunkt der

religiösen Lebensanschauung, vom Standpunkt des religiösen Glaubens aus. Was mit dem Inhalte des Glaubens übereinstimmt ist recht, gut, wahr ꝛc., was nicht, das ist unrecht, bös, falsch. Von zwei Gesichtspunkten aus wird also in der Empirie schon über das Daseyn geurtheilt: vom bloß irdischen aus, nach irdischer Einsicht und Klugheit, und aus einem höheren, dem religiösen, wodurch man die Welt und die Dinge erst wahrhaft will erkennen und beurtheilen, nicht der Klugheit sondern der Wahrheit oder Weisheit gemäß. Die Empirie der ersten Art bildet sich fort zu den sogenannten empirischen Wissenschaften, die auch practisch gewandt und klug machen. Es fragt sich nun, ob auch der religiöse Standpunkt sich zu einem wissenschaftlichen fortbilden läßt, und ob dann jenes höhere Urtheil über die Dinge der Welt nicht zugleich auch ein wissenschaftliches werden könne? welche Wissenschaft wir die Wissenschaft des weisen Urtheilens über die Welt, die Wissenschaft der Weisheit, oder Philosophie nennen könnten. Daß und wie dieß möglich sei, wurde bereits anderorts gezeigt*). Wir wollen aber versuchen, dieß hier noch näher zu bestimmen und noch mehr die Behauptung zu begründen, daß dieß allein wahrhaft Philosophie sei.

Der religiöse Glaube oder das Gottesbewußtseyn in der Menschheit wird als allgemeine Thatsache zum Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht, um Wesen, Grund und Inhalt zu erforschen und zu erkennen, und dann im Lichte dieser Erkenntniß das gesammte Daseyn zu betrachten und zu beurtheilen. Und damit haben wir der Philosophie nicht bloß ein ganz eigenes Gebiet gesichert neben den übrigen Wissenschaften, die Erforschung nämlich der Religion, des Gottesbewußtseyns in der Menschheit, und dadurch auch wahrhaft wissenschaftliche Erforschung des Daseyns und Wesens

---

*) S. „Das Glaubensbekenntniß eines Physiologen." Histor.-polit. Blätter, Jhrg. 1855, I. H. 4.

Gottes; sondern wir haben ihr auch in Bezug auf die Wirklichkeit und Thatsächlichkeit des übrigen Daseyns, neben den übrigen Wissenschaften, eine höhere Aufgabe gestellt, nämlich: zu beurtheilen, in wie weit sie mit der Idee der Vollkommenheit, die im Gottesbewußtseyn enthalten ist, übereinstimmen oder nicht; oder, was dasselbe ist, zu erforschen, welche Ideen sich in dieser Geschöpflichkeit realisiren und in wie weit sie in irgend einem Daseyenden oder irgend einem Ereigniß Realisirung finden oder nicht finden. Wir können dafür auch, den früheren Ausdruck gebrauchend sagen: die Philosophie habe auch die Aufgabe, das gesammte Daseyn im Lichte des wissenschaftlich erkannten Gottesbewußtseyns oder der Idee von Gott zu betrachten und zu beurtheilen, d. h. die Wahrheit desselben zu erforschen und zu erkennen; nicht die Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit — welche die andern Wissenschaften anstreben, sondern die Wahrheit im Sinne von Idealität, von Angemessenheit an die göttliche Idee vom Daseyenden, oder im Sinne von Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gedanken und Wissen in Betreff der Schöpfung.

Damit beantwortet sich die Frage: ob die Philosophie die nämlichen Erkenntnißobjecte zum Inhalt habe, wie die andern Wissenschaften, und ob dasselbe Ziel? — so daß nur die Art und Weise des Erkennens eine andere wäre. Hat auch die Philosophie dieselben Erkenntnißobjecte, so erkennt sie doch Anderes an ihnen, eine andere Wahrheit, und führt nicht zur Kenntniß, sondern zur Erkenntniß, zum Verstehen der Welt. Nicht also die platte Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, die Welt, wie sie ist, hat die Philosophie kennen zu lehren, indem sie etwa, à priori construirend, das zu gewinnen strebte, was die empirischen Wissenschaften in mühsamen Beobachtungen und Einzelforschungen sich nach und nach erringen. Das hat allerdings die neuere Philosophie vielfach angestrebt, und hat das Wirk-

liche in Bausch und Bogen als das Vernünftige, Wahre hingenommen und dabei weiter kaum etwas gethan, als daß sie die platte Thatsächlichkeit in Worte umsetzte. Dieß ganze Verfahren ist ebenso unmöglich, als ungerecht. Unmöglich, weil die Wirklichkeit nur durch Beobachtung und Erfahrung, nicht durch apriorische Constructionen erkannt werden, d. h. zur Kenntniß und Erkenntniß kommen kann. Allerdings muß der Geist zum Behufe dieses Weltbewußtseyns auch eine Erkenntnißpotenz und einen gewissen apriorischen Besitz haben, wodurch diese Forschung möglich wird, und es wird hiebei manche Lücke der Erfahrung durch Construction ausgefüllt werden können; allein darum wird noch nicht Alles so construirt werden können; gerade so, wie wir zwar hie und da durch einen Sprung Klüfte und Gräben auf unserm Wege überwinden, deßhalb aber noch nicht glauben werden, des Erdbodens gar nicht zu bedürfen zum Gehen. Ungerecht dann ist diese Philosophie gegen die empirischen Wissenschaften z. B. die Naturwissenschaft, da sie erst vernünftige oder vielmehr verständige Betrachtung und Erkenntniß der Natur seyn will, als wäre die Naturwissenschaft an sich unverständig, und also im Grunde genommen keine Wissenschaft, da sie doch nichts anderes ist als eine wahrhaft verständige Bethätigung der Potenz des Weltbewußtseyns; in der Weise nämlich, wie dieß allein möglich ist, Erfahrung und Construction miteinander verbindend, wodurch eben die verständige Kenntniß der Natur, ihrer Thatsächlichkeit, ihrer Elemente, Gesetze und Kräfte zu Stande kommt. Im Grunde thut diese Art Philosophie nichts anderes, als daß sie sich die mühsam errungenen Resultate der empirischen Naturforschung aneignet und zurechtrichtet, und sich gebährdet, als hätte sie dieselben selbst gefunden. Kein Wunder darum, daß die Philosophie durch dieses Verfahren sich in neuerer Zeit ganz besonders den Haß und die Feindschaft der Naturforscher zugezogen hat, und von Niemanden mehr verachtet und verhöhnt und verabscheut worden ist und

wird, als von diesen. Nach unserer Auffassung der Philosophie aber braucht sie den andern Wissenschaften nicht in ihr Werk einzupfuschen, um doch auch noch etwas zu thun zu haben; sie läßt diese frei gewähren bei ihrer Erforschung des Wirklichen, Thatsächlichen, wahrt sich aber auch ihr Gebiet und weiset unbefugtes Eingreifen oder Absprechen der empirischen Wissenschaften zurück.

Es fragt sich nun, wie denn die Philosophie ihre Aufgabe zu lösen vermöge; wie sie die allgemeine Thatsache des religiösen Glaubens oder Gottesbewußtseyns, von der auch jenes höhere Urtheil über alles Daseyende ausgeht, wissenschaftlich erkennen, begreifen könne, und wie sie dieß insbesondere in Betreff des Inhalts des Gottesbewußtseyns, in Betreff des Daseyns, Wesens und Lebens Gottes als idealer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, an der alles übrige Daseyn gemessen, geprüft, beurtheilt und verstanden werden soll — zu thun vermöge. Das Princip der Erkenntniß ist, wie wir früher dargethan, das Gottesbewußtseyn oder vielmehr die dem Menschengeiste immanente Idee von Gott, die eben zugleich die Potenz ist, einer Gottheit bewußt zu werden, zum Glauben daran zu kommen, Belehrung, Offenbarung darüber zu verstehen — jene Potenz also, durch die er eben der Theilnahme an der allgemeinen Thatsache fähig ist, die wissenschaftlich erkannt werden, und als erkannte — Fundamental-Philosophie werden soll. Das subjective Gottesbewußtseyn soll also zum Selbstverständniß kommen, indem zugleich die objectiv bestehende allgemeine Thatsache der Religion begriffen wird; und beides wiederum ist nicht anders möglich als so, daß der Inhalt dieses subjectiv und objectiv vorhandenen Gottesbewußtseyns geprüft und erkannt wird. Damit ist schon angegeben, wie die Fundamentalphilosophie zu Stande gebracht wird; nämlich nicht durch bloß subjective Thätigkeit, d. h. durch bloße Thätigkeit der immanenten Potenz zum Gottesbewußtseyn, durch Construiren à priori, als wäre diese

Potenz schlechthin eine Quelle, aus der alle Erkenntniß ohne Weiteres geschöpft werden könnte, sondern wie jede Wissenschaft ein gegebenes Object hat, das durch die entsprechende Fähigkeit des Geistes erforscht wird, so ist es auch hier. Das Object ist die Thatsache der Religion in der Menschheit; die Fundamentalphilosophie, die vom Gottesbewußtseyn, nicht vom Selbstbewußtseyn auszugehen hat als ihrem Princip, ist daher zugleich Religions-Philosophie.

Es ist nun Zeit, daß wir zur sogenannten theoretischen Philosophie zurückkehren, die wir oben verlassen haben. Wenn aus der dem Menschengeiste immanenten Gottesidee oder der Potenz des religiösen Bewußtseyns einerseits, und aus der allgemeinen Thatsache der Religion, mit ihrem Inhalte, andererseits, eine Wissenschaft entstehen soll, die den Namen Philosophie mit Recht sich zueignet und Fundamentalphilosophie seyn will, so daß alle andern Wissenschaften, sofern sie philosophische werden wollen, von dieser erst den philosophischen Charakter erhalten können — so kehrt die Frage wieder: ob denn zu dieser Fundamental- oder Religions-Philosophie, daß sie zu Stande komme, nicht doch wieder die Disciplinen, die man theoretische Philosophie nennt, als Vorbedingung erforderlich seien. Muß denn nicht jene Gottesidee, die wir als Potenz des Menschengeistes, als apriorischen Besitz desselben in Bezug auf Glauben an Gott und Erkennen Gottes bezeichnet haben, muß nicht diese Potenz thätig werden im Subjecte, im Selbst des Menschen, nach den allgemeinen Gesetzen und Normen des menschlichen Geistes? Und müssen also nicht diese Gesetze und Normen zuerst erforscht und erkannt seyn, ehe eine sichere Thätigkeit des Denkens und Erkennens möglich seyn soll? Man könnte dagegen einfach erwidern: Wenn keine Philosophie möglich ist, ohne zuvor den erkennenden Geist geprüft und eine Erkenntnißtheorie aufgestellt zu haben, wie kann denn diese Erkenntnißtheorie oder

Wissenschaftslehre selbst Philosophie seyn, da die Gesetze und Kräfte des Geistes vor ihr noch nicht erforscht und erkannt sind, da sie dieselben erst erkennen will? so daß sie offenbar nur als Vorbereitung zur Philosophie gelten kann! Wir haben schon früher bemerkt, daß es sich von selber versteht, daß der Geist vorerst zu einer gewissen Ausbildung gekommen seyn muß, ehe er wissenschaftlich in irgend einem Gebiete zu forschen beginnt; das gilt auch von der Philosophie. Ferner kann auch der Geist selber in seinem Entwicklungsgange, in seinen Gesetzen und Normen Gegenstand der Untersuchung werden; man kann eine Art Erkenntnißtheorie oder Wissenschaftslehre ausbilden, die als Vorbereitung dienen kann für wissenschaftliches Streben, als Vorbereitung für jede Wissenschaft, auch für die, welche man allgemein nicht als philosophische bezeichnet und gelten läßt. Aber es ist durchaus kein Grund vorhanden, diese Wissenschaftslehre als solche Philosophie zu nennen; es sei denn, daß sie sich gründe auf die Fundamentalphilosophie, die wir als solche geltend gemacht. Ohne dieß kann sie so wenig als solche gelten, als die Darstellung der Entwicklungs- und Thätigkeitsgesetze der Naturorganismen Philosophie genannt werden kann.

Um klarer und bestimmter dieß zu zeigen, wollen wir die einzelnen Disciplinen, die als Theile der theoretischen Philosophie gelten, näher betrachten. Die Logik vor Allem, sie pflegt als theoretisch-philosophische Disciplin bezeichnet zu werden. Sie hat, als sogenannte formale Logik, es damit zu thun, die formalen Gesetze des Denkens zu lehren, zu entwickeln. Daß dieß nicht à Priori geschehen kann, sondern nur: erstens theilweise durch Reflectiren auf die Objectivität, so weit sie im practischen Leben und durch die übrigen Wissenschaften bekannt geworden ist; und zweitens durch Reflectiren auf das Denken, auf die denkende und erkennende Geistesthätigkeit bei dieser Erforschung der Erkenntnißobjecte,

braucht in unsrer Zeit nicht erst bewiesen zu werden. Das Denken wird auch nur so erkannt, wie alles Uebrige: wenn es dem Geiste als Wirklichkeit oder Thatsache gegenübertritt, also insofern es an einem Inhalte sich bethätigt — denn anders ist ein Denken nicht da, weder als objectives, noch selbst als subjectives. Die Logik muß also beständig auch den Inhalt des Denkens berücksichtigen, und an diesem sich fortbilden und demgemäß ihre Gesetze aufstellen. Sie erkennt demnach in Bezug auf ihren Inhalt nur die Wirklichkeit, Thatsächlichkeit des Denkens, wie es sich in den Wissenschaften eine solche gegeben hat, und bestimmt darnach die Denkgesetze und Kategorien. Sie nimmt daher Theil an allen Irrthümern, zum Beispiel der Natur-Wissenschaften, und kann sich erst corrigiren, wenn diese das Richtige gefunden haben. Sie nimmt ferner Antheil an allen Irrthümern der religiösen oder philosophischen Lebens-Anschauung; denn sie baut sich auf derselben auf, nimmt ihre Prämissen daraus, von denen sie ausgeht, bildet ihre Begriffe, Urtheile, Schlüsse u. s. w. dieser gemäß, sei sie wie immer. Durch die Logik kann also über Wahrheit oder Unwahrheit nichts entschieden werden; daher sie der Christ wie der Jude, der Muhamedaner wie der Heide in gleicher Weise gebrauchen kann als Instrument, als Werkzeug zur Vertheidigung seiner Sache oder Ansicht; und Recht und Unrecht streiten durch sie gegen einander. Und einer solchen Disciplin, die mit der Wahrheit so wenig zu thun hat, mit der man diese so wenig finden kann, wird man doch den auszeichnenden Namen Philosophie nicht mit Recht geben können! Aber die Wahrheit, d. h. die formale Richtigkeit des Denkens wird doch durch sie erkannt, so daß sie nicht wie die andern empirischen, nichtphilosophischen Wissenschaften das bloß Wirkliche, Thatsächliche im gewöhnlichen Sinne, sondern eine höhere Wahrheit, die Richtigkeit des Denkens, das Seynsollende in Betreff der denkenden Gei-

stesthätigkeit zu erforschen sucht, nicht bloß das Seyende, das wirkliche, thatsächliche Denken! — Wir haben schon gesehen, wie auch das in sehr beschränktem Maße nur möglich ist, da die Richtigkeit des Denkens weit mehr durch Erforschung des Erkenntnißobjectes gefunden wird, und an dieser Forschung sich die Denkgesetze weit mehr entwickeln und bewähren, als durch das schlechthinige Reflectiren auf das Denken selbst. Und wenn auch hierin Einiges möglich ist, so ist dieses Selbsterkennen des Denkverlaufes noch nicht Philosophie, so wenig wohl, als die Lehre von den Gefühlen als solche schon Philosophie genannt werden kann; es wird lediglich ein — zwar nicht sinnlicher — aber zunächst bloß irdischer Proceß betrachtet und erkannt, und das begründet keinen Anspruch auf den Namen Philosophie. Soll die Logik wirklich eine philosophische Disciplin werden, dann muß sie sich gründen, wie schon oben bemerkt, auf die wahre Central- oder Fundamentalphilosophie, welche die Erforschung des Absoluten zur Aufgabe hat; dadurch wird ja auch erst der richtige Denkproceß in Betreff des Göttlichen selbst zur Erkenntniß kommen können. — Ich weiß wohl, daß man in neuerer Zeit, die geringe Bedeutung der formalen Logik einsehend, dieselbe umzugestalten suchte in die sogenannte spekulative Logik, die Metaphysik mit ihr verbindend, oder vielmehr in sie auflösend. Ob eine solche Metaphysik überhaupt möglich oder berechtigt sei, werden wir alsbald zu prüfen haben; hier genügt die Bemerkung, daß in dem fraglichen Falle jedenfalls nicht der Logik als solcher philosophischer Charakter zukäme, sondern daß sie ihn da eben durch die Metaphysik erst erhalten müßte.

Eben so wenig können wir gelten lassen, daß man als philosophische Grunddisciplin die Methodenlehre betrachte, und ihr demgemäß als Hauptaufgabe stelle, die Systematisirung der verschiedenen Kenntnisse zu lehren, und den Zusammenhang der einzelnen Wissenschaften im Großen zu ver-

mitteln, sowie im Kleinen den Zusammenhang der einzelnen Kenntnisse zuwege zu bringen. Diesen Zusammenhang können nur die betreffenden Disciplinen selbst herstellen; denn sie müssen am besten erkennen und wissen, wie sie mit andern sich verbinden, in welchem Verhältnisse sie zu andern stehen. Eine Wissenschaft zur Herstellung dieses Verhältnisses und Zusammenhanges ist daher ebenso unmöglich als überflüßig; sie müßte bei jeder Disciplin allenfalls sich hierüber anfragen und die Entscheidung der Sachverständigen sammeln und zusammenstellen. Und das würde man doch nicht Philosophie nennen wollen! Wäre dann Philosophie nichts anderes, als die Herstellung des Zusammenhangs der einzelnen Kenntnisse und ganzer Kenntnißgebiete, und wäre Spekulation nichts anderes, als das Zusammenschauen dieser verschiedenen Kenntnisse, und das Begründen einer sogenannten Wahrheit durch die andere — welcher Art sie immer sei — nichts anderes als dieses Ableiten von einander, und Combiniren und Schließen auf Zusammenhang und nothwendige Abfolge — was könnte man dann nicht alles Philosophie nennen! Jede Wissenschaft, wovon immer sie handeln möchte, müßte ohne weiters auch Philosophie seyn, und selbst die Handels- und Börsen-Spekulation müßte als ein Stück ächt philosophischer Spekulation gelten!

Doch die sogenannte Ontologie oder Kategorienlehre, die Bestimmung der allgemeinen Begriffe und ursprünglichen Normen des Denkens, die apriorische Darstellung des apriorischen Besitzes des menschlichen Geistes, dieß wird doch wirkliche Philosophie seyn? Sie ist ja der Stolz und Ruhm auch der neueren Philosophie, wie sie im Grunde genommen aus der alten Philosophie als das Hauptmoment sich geltend gemacht und im Laufe der Jahrhunderte, namentlich in der Scholastik, eine wissenschaftliche Herrschaft ausgeübt hat! Allein man muß sagen, daß zwar eine solche feststehende Kategorienlehre einer erst werdenden Wissenschaft als Regel und

leitende Norm große Dienste leisten könne, daß dann aber auch nichts dem wahren Fortschritte mehr hinderlich sei als solche Herrschaft einmal festgesetzter Begriffe und Bestimmungen, wie sich das bei der mittelalterlichen Wissenschaft genugsam gezeigt hat. Dennoch ist das auch bei der neueren Philosophie Lieblingsgeschäft geworden, ein Schattenreich von Begriffen — das namentlich von der Hegel'schen Philosophie als das wahre Reich Gottes betrachtet wird — zu bilden als Darstellung des apriorischen Besitzes des Geistes, dem sich dann alle Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit anbequemen müßte, wornach alle andern Wissenschaften sich zu richten hätten. Da werden dann alle Kategorien im Voraus bestimmt: Seyn und Wesen, Substanz und Accidenz u. s. w., wohl auch Tod und Leben. Es wird also so zu sagen zuerst ein philosophischer Leisten gemacht, über den hierauf Alles, was in den Weg kommt, ohne Gnade in gleicher Weise geschlagen werden muß, um die postulirte philosophische Einheit, oder vielmehr Einförmigkeit und Einerleiheit herzustellen, oder wie man neuestens sagt, Realismus und Idealismus zu versöhnen und aufzuheben in den Ideal-Realismus. So wird denn z. B. über den Leisten „Substanz" Alles in gleicher Weise geschlagen, Absolutes wie Relatives, Geistiges und Materielles, und so in schönster Weise Einheit der Substanz gewonnen, und dem philosophischen oder unphilosophischen Vorurtheil Genüge gethan. Ein Vorurtheil nenne ich diese Forderung der Einheit oder Identität, das schon seit langer Zeit wie eine falsche Münze von Hand zu Hand geht, und angenommen und wieder ausgegeben wird, ohne daß der wahre Werth näher untersucht würde; denn ehe man der Philosophie die Aufgabe stellt: die Identität von Seyn und Denken, Idealem und Realem nachzuweisen, sollte doch wohl erst die Frage untersucht und beantwortet werden: ob denn eine solche Identität oder Weseneinerleiheit alles Daseyns eine rechtmäßige Forderung sei

oder nicht! Das läßt sich aber nicht à priori bestimmen, sondern zu diesem Zweck muß das Daseyende selbst geprüft werden; dann erst kann entschieden werden, ob die Einheit, welche der Menschengeist allenthalben sucht, Einerleiheit sei oder Uebereinstimmung, Harmonie; und ob demgemäß die Philosophie Alles ohne weiteren Unterschied in Bausch und Bogen verschlingen müsse, oder ob sie auch kritisch prüfend, ausscheidend, beurtheilend zu Werke gehen müsse in Betreff der empirischen Wirklichkeit, um die Harmonie oder Disharmonie mit dem Gottesreiche der Ideen zu finden, zu bestimmen. Von einem Vorurtheil also wird da ausgegangen, wo man die Wahrheit, welche die Philosophie finden will, sogleich als Identität des Denkens mit dem Gedachten, des Denkens und Seyns bezeichnet, und nun darauf ausgeht, im Dienste dieses Vorurtheils diese Identität überall zu finden.

Doch wir kehren zu unserer Kategorienlehre zurück. Die Kategorien, behaupten wir, können nicht nach ihrer wahren Bedeutung apriorisch als Maß und Norm für alle andern Wissenschaften hingestellt, können auch nicht ohne diese letzteren gefunden und bestimmt werden. Was z. B. unter „Substanz" in jedem gegebenen Fall zu verstehen sei, das kann nur durch die Erfahrung, durch die Erforschung des bestimmten Erkenntniß-Objectes bestimmt werden; der Begriff muß sich nach der Sache richten, nicht umgekehrt. Wird doch — was man nicht bestreiten wird — von dem Erkenntniß-Objecte es bedingt seyn, ob man diese oder jene Kategorie, z. B. Quantität oder Qualität, je zur Bestimmung gebrauche; so wird auch die sachliche Bestimmung jeder Erkenntnißnorm selbst wieder von dem Erkenntnißgegenstande abhängen; es wird von diesem bedingt seyn, in welchem Sinne eine Kategorie im gegebenen Fall gebraucht wird. Die Kategorien ferner sind zwar als apriorischer Besitz, wenigstens potentiell im Geiste vorhanden, als Fähigkeit desselben, das gesammte Daseyn zu erkennen bis zu einem bestimmten Grade. Aber sie sind nicht



à priori zu entwickeln und zu bestimmen, sondern sie werden nur offenbar durch ihren Gebrauch, ihre Thätigkeit; entwickeln sich also nur im Zusammenwirken mit den entsprechenden Erkenntnißobjecten, und können so — nach der Hand erst gesammelt und betrachtet werden. Am Thatsächlichen selbst, durch die Erkenntniß desselben wird demnach gefunden und wahrhaft erkannt, ob es Kategorien gibt und welche Bedeutung sie haben. Wie der Keim, der in dem Saamen ruht, nicht durch bloße Betrachtung des Saamens in seiner ganzen Art und Kraft à priori bestimmt werden kann — wenn man nicht schon aus Erfahrung dieselbe kennt — sondern erst wenn er sich in der wirklichen Ausgestaltung der ganzen Pflanze kundgegeben hat, in ähnlicher Weise kann man auch die Kategorien erst wahrhaft bestimmen durch die Wissenschaften, in denen sie Anwendung finden, und durch die Erkenntnißobjecte, auf die sie sich beziehen. Daher haben auch mit Recht namentlich die Naturwissenschaften den Formelkram der Ontologie zurückgewiesen, als solchen, der eher zu einem Hemmniß, als zur Förderung und zum Fortschreiten der Wissenschaft sich eigne. Wie die Wissenschaft des Sinnlichen, so handle auch die Wissenschaft des Uebersinnlichen, die Philosophie, in dieser Beziehung; auch sie lasse sich nicht im Voraus bestimmen, welchen Inhalt jeder Begriff habe oder haben müsse; sondern lasse dieß zu bestimmen eben das Ziel ihres Strebens seyn. Die wahrhaft productiven Geister im Gebiete der Erkenntniß lassen sich daher auch am wenigsten durch solche feststehenden Formeln — abstrahirt von den bisher errungenen Kenntnissen — binden, sondern schaffen sich mit der tieferen Erkenntniß auch die Formen derselben, oder geben den vorhandenen modificirte Bedeutungen; so wie sich dann solche Geister auch wohl am wenigsten an eine überlieferte oder feststehende, zum Mechanismus gewordene Methode halten. — Der Kategorienlehre sprechen wir damit keineswegs ihren Werth ab, so wenig als der Logik, die man

neuestens in engste Beziehung damit setzt. Sie ist immerhin geeignet, den Geist zu üben, ihn zu Schärfe, Klarheit, Bestimmtheit zu bilden; und sie kann in sofern als propädeutische, vorbereitende Disciplin für alle Wissenschaften, nicht bloß für die Philosophie gelten, und die Aneignung des bisher Errungenen erleichtern und zum wissenschaftlichen Streben und Forschen anleiten. Für Schüler also mehr, als für Meister der Wissenschaften ist die Kategorienlehre da, denn die Letzteren schreiten, wie bemerkt, über das bisher Festgesetzte hinaus, binden sich also nicht an dasselbe. Formale Bedeutung hat sie zunächst, ein Instrument kann sie seyn, wie die Logik, für jede Wissenschaft. Darum aber kann man sie doch nicht mit dem Namen Philosophie beehren; sie nicht vorzugsweise vor allen übrigen Wissenschaften Streben nach Wahrheit und Weisheit nennen! Die Philosophie hat alle Ursache mit ihrem Namen nicht zu verschwenderisch zu seyn, damit sie nicht noch mehr in Mißachtung komme, als ihr schon widerfährt. Es ist daher Zeit, daß sie, auf sich selbst sich besinnend, bestimmt erkläre, was sie sei und wolle, sich ein bestimmtes Gebiet sichere, und gegen unbefugte Anmaßung und Führung ihres Namens Verwahrung einlege.

Es ist uns nun aber noch eine Disciplin der sogenannten theoretischen Philosophie übrig, die wohl zumeist den Anspruch erhebt, wahrhaft Philosophie, im strengeren Sinne des Wortes zu seyn, nämlich die Metaphysik. Wir meinen hier nicht die Metaphysik in sofern sie sich, wie in der Hegel'schen Schule, in Logik und Ontologie verflüchtigt hat, als Schattenreich der Begriffe sich constituirend, sondern in der Bedeutung nehmen wir das Wort hier, die ihm gewöhnlich gegeben wird: Lehre der Wissenschaft von dem über der Natur Seyenden, von dem Wesen und den letzten Gründen der Dinge, oder vom Absoluten, Göttlichen zu seyn. Durch Betrachtung und Erforschung der irdischen Dinge, der gesammten Schöpfung will nämlich diese Metaphysik das Ueberirdische, Göttliche finden, Gottes Daseyn

beweisen, sein Wesen bestimmen; durch einen nothwendigen Gedankengang, der sich fortspinnt an der Verkettung von Wirkung und Ursache im objectiven Daseyn des Geschöpflichen, will sie hindringen bis zum Schöpfer, bis zu Gott selber; also auf wissenschaftlichem Wege — abgesehen vom religiösen Glauben — will sie das finden und sich machen, was dieser schon hat oder selber ist, das Gottesbewußtseyn und die nähere Bestimmung Gottes. — Man muß gestehen, ist dieses möglich, was die Metaphysik als Ziel und Aufgabe sich setzt, dann ist sie allerdings Philosophie, ja die Philosophie im wahren und eigentlichen Sinn. Allein das ganze Streben der Metaphysik dürfte wohl ein vergebliches, und die Erreichung des gesetzten Zieles auf diesem Wege unmöglich seyn, und wo dasselbe erreicht wird, da dürfte dieses Resultat wohl nur scheinbar auf diesem Wege erzielt worden seyn. Es scheint uns, um es nur geradezu zu sagen, als wäre diese Metaphysik nichts anders als der babylonische Thurmbau auf wissenschaftlichem Gebiete. Da will man das Irdische übereinander thürmen, um daran, wie auf einer Leiter zum Himmel, zu Gott emporzusteigen; durch das Endliche will man zum Unendlichen kommen, mit dem Relativen das Absolute erreichen. Das ist der Sache nach unmöglich, und bei diesem ganzen Streben kommt man über die Erde nicht hinaus; mit dem stolzen Bau befindet man sich immer wieder doch nur auf der platten Erde, und zuletzt verwirrt sich der Sinn, und es entsteht die Meinung: weil man so über dieß Irdische nicht hinaus komme zum Himmel, so gebe es wohl gar keinen Himmel, kein Absolutes, keinen Gott. Und sind die Geister einmal in diese Richtung gebracht, dann reißt die Verwirrung immer ärger ein, und jeder bestimmt sein Absolutes in eigner Weise, und Keiner versteht mehr den Andern. Das ist ja auch das Schicksal der neueren Philosophie, die durch das metaphysische Streben zum Pantheismus, Naturalismus und zu allgemeiner Verwirrung und Verfall ge-

kommen ist. — Wir sagen: das Ziel, das sich die Metaphysik setzt, kann nicht erreicht werden durch menschliches Denken und durch die Betrachtung der Welt, wenn dabei ganz vom religiösen Glauben, von dem schon in der Menschheit vorhandenen Gottesbewußtseyn abgesehen wird. Das menschliche Denken kann sich das Gottesbewußtseyn nicht selber machen, sondern nur das schon vorhandene wissenschaftlich verstehen und entwickeln; das Erste, das Gottesbewußtseyn nämlich sich durch das Denken machen, will die Metaphysik; das Zweite ist Sache der Religionsphilosophie, die wir als die Philosophie vorzugsweise bezeichnen können. Das Experiment, vom religiösen Glauben ganz absehend, das schon vorhandene Gottesbewußtseyn gleichsam ganz vergessend, durch eigenes Denken dasselbe wieder zu gewinnen, und demnach ein Wissen des Göttlichen ohne religiösen Glauben zu erringen und zu besitzen, kann nie gelingen, weil es der Natur der Sache ganz zuwider ist. Aber die Schöpfung, möchte man sagen, ist doch ein Werk, daher auch gewissermaßen ein Abbild Gottes, muß daher den Schöpfer anzeigen, kund thun, muß Spuren von ihm enthalten, also das Denken zu ihm leiten! Wohl, aber wer sagt euch denn, daß die Schöpfung ein Abbild des Schöpfers, daß sie ein Abbild Gottes sei, wenn ihr von Gott noch nichts wissen, sondern ihn erst finden wollt? Wollt ihr vorläufig vergessen, daß es einen Gott gibt, dann müsset ihr auch vergessen, daß sie Gottes Werk sei und müsset das Alles erst wieder finden! Ferner, mit welcher Potenz oder Kraft des Geistes soll denn Gott gefunden, das Gottesbewußtseyn erfunden oder gemacht werden? Mit der, durch welche das Weltbewußtseyn entsteht und sich weiter bildet, wohl nicht, denn die bezieht sich ja nur auf die Welt; mit jener, wodurch der Geist sich selbst gewahr wird, zum Selbstbewußtseyn kommt, wohl auch nicht, es müßte nur das Selbst zugleich Gott seyn! Also wohl nur durch die Potenz des Geistes, die ihm als Fähigkeit des Gottesbewußtseyns

immanent ist, die in nichts Anderm bestehen kann, als in der ursprünglich dem Geiste eigenen Gottesidee, die wir als lebendiges Vermögen — Vernunft nennen. Aber müßte denn nicht diese Vernunft erst einen gewissen Grad von Ausbildung erlangt haben, ehe sie wissenschaftlich selbstständig thätig seyn könnte? Diese erste Bethätigung und Bildung der Vernunft geschieht aber im religiösen Glauben, der zuerst durch äußere Einwirkung von Seite eines andern gläubigen Bewußtseyns geweckt, und durch den die Vernunft mit einem bestimmten Inhalt gleichsam genährt wird. Die Vernunft müßte sich selber vergessen können, sollte sie dieser Bethätigung ihrer Natur und Kraft im Glauben vergessen können, um auf einmal in ganz anderer Weise thätig zu seyn, und ein Gottesbewußtseyn, abgesehen vom religiösen Glauben zu gewinnen. Von allen Seiten erweist sich dieses Beginnen als unmöglich, und darum ist auch die Metaphysik, wie man sie gewöhnlich auffaßt, ein verfehltes Unternehmen. Daß aber die Betrachtung des Irdischen, der gesammten Schöpfung, zur Entwicklung, Aufhellung, Ausbildung des Gottesbewußtseyns dienen könne und solle, stellen wir nicht in Abrede; das ist möglich, so gut als andererseits dieselbe auch zur Verdunklung und Verkehrung desselben genug schon beigetragen hat.

Die Philosophie also hat die Aufgabe: vom Gottesbewußtseyn ausgehend das Selbstverständniß davon zu erringen, wodurch zugleich das Verständniß der Thatsache der Religion erreicht werden soll; dann, auf dieser so gewonnenen wissenschaftlichen Grundlage, den Inhalt des religiösen Bewußtseyns und der Religion überhaupt zu erforschen, zur Erkenntniß zu bringen; und dadurch wird dann auch philosophische Erkenntniß des Selbst- und Weltbewußtseyns möglich. Die Philosophie hat es mit der Erkenntniß des Göttlichen zu thun und mit der Prüfung und Erkenntniß des Irdischen im Lichte jener Erkenntniß des Göttlichen; sie strebt nach Wahrheit und Weisheit, nach der göttlichen,

überirdischen Wahrheit, in sofern sie an sich, objectiv als Wirklichkeit besteht, als Gott und göttliches Reich; die andern Wissenschaften streben auch nach Wahrheit, aber im Sinne von irdischer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, und gewähren Klugheit für das Leben. — Die Bedeutendsten der neueren Philosophen haben in der That der Philosophie dieselbe Aufgabe gestellt; denn worauf sie ausgingen, war letztlich doch nichts Anders als die Erforschung und Erkenntniß des Göttlichen, Absoluten; das ist es auch allein, was ihren Systemen einen gewissen großartigen Charakter gibt trotz aller Irrthümer. Aber weil sie nicht vom Gottesbewußtseyn ausgingen, und nicht die Thatsache der Religion als Object der Erforschung betrachteten, sondern Alles aus dem Ich, dem Selbstbewußtseyn herausspinnen, oder durch das Denken produciren machen wollten, geriethen sie auf die pantheistischen und damit auch naturalistischen Abwege; kurz, indem sie die sogenannte theoretische Philosophie zur Philosophie im wahren Sinne erheben, zur Erkenntniß des Absoluten umgestalten wollten, ohne Rücksicht auf die Religion, kamen sie zu Verkehrtheit und Irrthum.

Nach dem bisher Bemerkten läßt sich nun auch, wenigstens im Allgemeinen, die Methode der Philosophie bestimmen. Sie fällt uns — wie offenbar ist — nicht mit dem Princip in Eins zusammen, wie dieß da der Fall ist, wo man die absolute Methode zu besitzen vorgibt; da braucht man freilich kein Princip mehr, sondern darf nur das Rad der absoluten Methode in Bewegung setzen, um sofort auch absolutphilosophisch zu erkennen; das Geschäft der Philosophie hat sich da mechanisirt. Freilich Vielen erwünscht, denn da ist es dann wie ein Handwerk zu treiben. So gut haben wir es nicht! Kommt die philosophische Erkenntniß und das philosophische System nur dadurch zu Stande, daß einerseits die subjective Potenz zum Gottesbewußtseyn selbstthätig ist, und sich ihrer immanenten Kraft und ihrem Inhalte nach

entwickelt, während andererseits hiezu doch wiederum das objective Daseyn des Gottesbewußtseyns, die Religion, den Stoff, das Material bietet: so können wir mit Recht sagen, daß die Philosophie durch die organische Methode zu Stande komme, d. h. die Bildung der Organismen in der Natur nachahme, die auch nur zu Stande kommt einerseits durch einen sich von Innen heraus bethätigenden und entwickelnden Keim, andererseits durch das Material, das die Natur darbietet. Die Philosophie ist also nicht durch Construction à priori, aber auch nicht durch bloßes Aufnehmen des Materials, das die Religionen darbieten, zu Stande zu bringen. Die philosophische Thätigkeit ist zugleich productiv, aufnehmend und kritisch. Durch die productive, construirende Thätigkeit wird das tiefere Verständniß des Objectes gewonnen und werden vielleicht sogar manche Lücken, die sich bei diesem finden, ergänzt werden können für das Verständniß — wie das auch bei der Naturforschung öfter vorkommt durch die immanente Fähigkeit oder den apriorischen Besitz des Geistes. Durch die kritische Function aber wird das Wahre und Falsche an dem gegebenen Material oder Erkenntnißobject ausgeschieden, indem es geprüft wird an der immanenten Gottes-Idee und den schon errungenen sicheren Wahrheiten. Ist nun aber, könnte man fragen, diese Philosophie nicht eine empirische Wissenschaft wie die andern Wissenschaften auch? Allerdings, und doch von allen so verschieden in Bezug auf Princip, Inhalt und Aufgabe, daß sie allein mit Recht den Namen Philosophie verdient! Daß sie übrigens eine empirische Wissenschaft zugleich ist, die es mit einer sicheren, allgemeinen, unläugbaren Thatsache der Menschheit zu thun hat, gibt ihr den übrigen Wissenschaften gegenüber eine feste, sichere Stellung, und sichert sie am besten vor dem Vorwurf leerer Spekulation und Phantasterei.

Doch in welchem Verhältniß steht denn nun diese Philosophie zur Religion, zum Christenthum? Wird sie christ-

liche Philosophie seyn oder nicht? Auch die Antwort auf diese Frage ist in der bisherigen Darstellung schon enthalten. Versteht man unter christlicher Philosophie eine Wissenschaft, die sich auf einen Glaubenssatz, auf das Dogma überhaupt gründet, darin und in einer äußeren Auctorität ihre Norm, ihr Princip erkennt, so müssen wir sagen, daß unsere Philosophie in diesem Sinne nicht eine christliche sei, denn da wäre sie Theologie, und nicht mehr Philosophie. Nennt man aber christliche Philosophie jene, die sich zwar nicht die Glaubenssätze und Glaubensauctorität zum Princip gesetzt, die aber durch eine christlich gebildete, vom Glauben geweckte und erleuchtete Vernunft als ihrem Princip und Agens ausgeht und sich ausgestaltet, dann bejahen wir, daß die Philosophie christlich seyn solle. Die Philosophie muß immer, soll sie diesen Namen verdienen, Werk der menschlichen Vernunft, der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes seyn; muß sich auf das Subject mit seinem immanenten Inhalte oder den apriorischen Besitz gründen, muß durch die Selbstthätigkeit desselben vollbracht werden. Aber diese so selbstthätige Vernunft wird um so Vollkommeneres leisten können, je vollkommener der religiöse Glaube ist, zu dem sie ursprünglich geweckt und durch den sie gebildet, gereinigt, erleuchtet worden ist. Durch die vollkommenste Religion wird auch die vollkommenste Philosophie möglich seyn. Wie der Saame zur Pflanze um so vollkommener durch seinen immanenten Keim sich bethätigen und entfalten wird zur vollen Gestalt der Pflanze, je besser der Grund und Boden ist, in den er gelegt wird, und je günstiger sich alle übrigen Bedingungen des Wachsthums erfüllen: ebenso wird die menschliche Vernunft um so vollkommener selbstthätig im Erkennen zu seyn vermögen, je besser der geistige Grund und Boden ist, die Religion nämlich, in welchen der junge Geist, wie ein entwicklungsfähiger und -bedürftiger Keim eingepflanzt worden ist; wobei freilich auch, wie sich von selbst versteht, das Ent-

wicklungsstadium, in dem sich Wissenschaft und Philosophie gerade befinden, von mitbestimmender Wirkung ist für den Philosophirenden.

Schließlich müssen wir noch einem Bedenken begegnen, das sich wohl schon längst gegen unsere Auffassung der Philosophie erhoben hat; nämlich: ob sich denn diese Philosophie von der Theologie eigentlich unterscheide und nicht vielmehr Eins sei mit derselben, oder nur ein Theil von ihr! Wir haben soeben einen Grundunterschied hervorgehoben, indem wir bemerkten, daß die Theologie den Glaubensinhalt und die Glaubensauctorität nicht bloß als Erkenntnißobject, sondern auch als letztlichentscheidendes Erkenntnißprincip zu betrachten habe, während die Philosophie nur im thätigen, erkennenden Geiste selbst ihre Erkenntnißnorm, ihr Princip finde, in der Weise und unter den Bedingungen, die früher angegeben wurden; daher wir die Philosophie auch als Vernunftwissenschaft bezeichnen können, im Unterschied von der Theologie als der Glaubenswissenschaft. Dann unterscheidet sich die Philosophie von der Theologie auch darin durchaus, daß sie nicht Eine bestimmte, positive Religion als Gegenstand des Erkennens betrachtet, sondern alle Religionen zumal; diese ganze, große, allgemeine Thatsache in der Menschheit, die man Religion nennt; und zwar nicht bloß ihren Inhalt, sondern auch alle Kräfte, Functionen und Bethätigungen, die sich an und in dieser Thatsache bewähren und kund geben. Die Philosophie sucht nicht bloß den Inhalt des Glaubens, sondern den Glauben selbst, mit allem, was daraus hervorgeht oder darauf sich gründet, zu verstehen, zu begreifen, also auch die Theologie selbst, in sofern sie aus dem religiösen Glauben hervorgeht und auf ihn sich gründet. Die Philosophie will, so zu sagen, hinter diese große Thatsache der Menschheit kommen, und sie erklären, begreifen, während die positive Theologie als solche mitten im Strome dieser historischen Erscheinung sich befindet, und sich zunächst im angewiesenen Gebiete zu orientiren sucht. Daß übrigens

immerhin Theologie und Philosophie in naher Beziehung und Verbindung stehen, ist richtig; daß aber auch der Natur der Sache gemäß dieß nichts anders seyn könne, wird wohl auch Niemand in Abrede stellen, der die Sache reiflich und unbefangen in Erwägung zieht, wie dieß denn auch von den größten Philosophen stets anerkannt worden ist.

LV.

Fingerzeige über Kirche und Staat in Frankreich.

I.

Die That des zweiten December, deren staatliche Tragweite und sittlichen Werth zu richten hier nicht der Platz und heute noch nicht die Zeit ist, wurde von einer so großen Mehrheit der französischen Geistlichkeit, daß die kleine Schaar der anders Meinenden in der Ueberzahl verschwand, als ein der Kirche unvergleichlich günstiges Ereigniß angesehen. Die Bischöfe wetteiferten im raschen Einsenden der Zustimmungs-Zeugnisse an die neue Ordnung der Dinge; nicht im mindesten stieß man sich an der gewaltsamen Einführung, und Veuillot's „Univers", das unter den kirchlichen Organen die Stimme des Jubels in der Presse am lautesten erhob, sprach die Ansicht aus, daß die Eidesverletzung, die hiezu nöthig geworden, bei der Wichtigkeit des geleisteten Dienstes nicht in Betracht komme. Kurz, der den Jesuiten als geistlichem Körper fälschlich zugeschriebene Satz: der Zweck heilige die Mittel, wurde aus den manigfachsten Beweggründen von



den verschiedensten Seiten und auch von Stimmführern des katholischen Frankreichs mit Erpichtheit verfochten. Andererseits kam in den ersten Zeiten der neuen Gewalt die Regierung dieser Beflissenheit für Bund und Beistand, welche der Klerus ihr gegenüber an den Tag legte, mit einer Menge von Zeichen des Wohlwollens entgegen, die aber alle nur in vereinzelten Thatsachen, ohne Belang für das Wesen des fruchtbaren Einverständnisses zwischen Staat und Kirche: in zerstreuten Hilfsgeldern an die Gotteshäuser dürftiger Dorf-Gemeinden, in Ordensverleihungen an, sei es dienstfertige, sei es wirklich verdienstvolle Mitglieder des französischen Priesterstandes, in dem Herbeiziehen kirchlichen Cults zu öffentlichen Feierlichkeiten, kurz in mancherlei Kundgebungen (manifestations, demonstrations) bestanden. Die erste derselben, die gleich in den Anfang der napoleonischen Alleinherrschaft, in die trüben Decembertage der umgewandelten Präsidentschaft fällt, die Zurückgabe des Pantheon an den katholischen Cultus, ist bis heute noch die wichtigste und auffallendste von allen. Diese feierlich ausgesprochene Wiedererstattung eines einst der Religion gewidmeten Palastes, der, in den ersten brausenden Zeiten nach den Julitagen, in einem Augenblick unsäglicher Ohnmacht der Regierung und unbändiger Aufregung der revolutionären Elemente, ihr wie durch Ueberraschung war entrissen worden, ward von der Mehrzahl des gläubigen Frankreichs, sowie, mit wenigen Ausnahmen, der Gesammtheit des Seelsorgerstandes, als eine Auferstehung begrüßt, und die Hymnen des Dankes tönten von den Kanzeln herab und in den Hirtenbriefen, sowie in der religiösen Presse. Man sah darin eine Bürgschaft aller gerechten Zugeständnisse und den Anfang einer goldenen Aera für die katholische Kirche in Frankreich. Diejenigen namentlich, die thörichter Weise mit einer Erneuerung der Maßregeln des Zwangs und der Zurücksetzung gegen Andersgläubige in naher oder ferner Zukunft sich schmeichelten, erblickten in der

Rückgabe des Pantheon an die Kirche ein Zeichen und ein Pfand ihrer Hoffnungen.

Man begegnete aber auch skeptischen und dennoch katholischen Beobachtern, welche die Sache anders nahmen. Der Zweifel an dem Ausreichen der Vernunft für die Erkenntniß Gottes und dem Genügen der Natur für die Wissenschaft von Gut und Bös ist mit unserm Glauben sehr verträglich, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß er so Manchen dahin zurückgeführt. Diese Zweifler an allem bloß Menschlichen fragten nun, was damit gemeint sei, daß man das Innere dieses Tempels dem Gekreuzigten geweiht, und auf dem Giebelfelde des Baues die Statue Voltaire's, der den Gekreuzigten ärger lästerte, als es je in Juda geschah, ohne weiteres stehen gelassen habe. War es Nachlässigkeit, war es ein Hintergedanke, was den häßlichen Widerspruch zwischen der jetzigen Bestimmung des Pantheon und dem grinsenden Sinnbilde des Unglaubens an seiner Stirne erzeugte? Auf diese vorsichtig versteckte, aber dennoch vernehmbare und, wie Jedermann einsieht, unbequeme Frage wurde keine amtliche Antwort laut. Die Aufklärungen, die ich von Dilettanten der herrschenden Partei in jener Zeit bekam, sind nicht der Erwähnung werth, und waren eben Nichts, als eine kleinbürgerliche Berufung auf die Toleranz.

Wir müssen also hier nur auf Thatsachen, wie wahrscheinlich in dem ganzen Laufe dieser Mittheilung, uns beschränken, und haben wohl unser erstes Augenmerk auf die Einweihung und Ausstattung des dem christlichen Gottes-Dienste zurückgegebenen Tempels zu richten. War diese so prunkvoll und so feierlich, wie die Verkündigung des Faktums? Mit Nichten. Erstens wurde die Ceremonie, welche die wirkliche, sichtbare Uebergabe dieser Hallen an den katholischen Cultus auszudrücken hatte, von Woche zu Woche verzögert; dieses Aufschieben kam auf Rechnung der Arbeiten, welche die Umwandlung des Ortes nöthig gemacht habe, und

als endlich an einem allerdings schicklichen Tage, am Tage der heiligen Genofeva, der das Pantheon zugehören sollte, und deren Fest jedes Jahr aus Nah und Weit viel Landvolk nach Paris zieht, die sinnenfällige Besitznahme statt hatte, wurde ungemeiner Aufwand bessernden Fleisses weder von Laien, noch von Sachverständigen bemerkt. Damals tauchte in Zirkeln, wo der Freimuth ungefährdet war, die Ansicht auf, die Regierung wolle zwar die Geistlichkeit um ihre Fahne schaaren, aber darum es mit den Voltairianern nicht verderben. Und Voltairianer nennt man in Frankreich nicht bloß Voltaire's speciell-philosophische Freunde, sondern die Rationalisten überhaupt; denn was die Deutschen in hundert Schulbezeichnungen auseinanderfasern, das faßt der Franzose in Einem Wort zusammen, das die praktische Seite der Sache prägnant und vielseitig veranschaulicht; darauf kommt ihnen Alles an. Wenn man nun die eben erwähnte Ansicht mit etwas kritischem Geiste und einiger Kenntniß der französischen Zustände untersuchte, so sah man bald, daß es anders gar nicht seyn konnte. Eine neue Regierung, eine Regierung zumal, die wie die jetzige entstand, kann den Beistand zweier Klassen, wovon die erste viel zahlreicher als die zweite ist, die zweite aber in der ersten einen sehr ansehnlichen Theil ihres Contingentes stehen hat, unmöglich entbehren. Sie muß die Gewissenlosen und die Beamten in den Reihen ihrer Anhänger haben, sonst kommt sie nicht vorwärts und bleibt nicht aufrecht. Die Gewissenlosen stehen aber keineswegs im Rufe einer sehr katholischen Gesinnung, und die Mehrheit der Beamten, namentlich der höhern Beamten, ist in Frankreich wesentlich rationalistisch. Es mochten nicht Wenige unter ihnen unmittelbar nach dem zweiten December eine Anzahl von Kirchengängen, im Dienste ihres neuen Herrn und zu ihrem eigenen Vortheil thun, aber das hielt nicht an; sie kehrten zu ihrer alten, bequemen Gottesvergessenheit zurück, und lebten wie zuvor. Es sind Leute, welche die Religion, abge-

sehen von allen philosophischen Gründen, auf die sie häufig sich gar nicht einlassen, schon deßwegen nicht vertragen, weil sie in ihren Gewohnheiten durch sie gestört werden. Befriedigung von der Kirche streng verpönter, und mit den ewigen Strafen im Falle der Unbußfertigkeit belegter Leidenschaften, Schwelgen in allen Verfeinerungen salonfähigen Ehebruchs, während man als Staatsanwalt in öffentlicher Rede gegen derlei Uebertretungen mit allem Pathos reactionärer Beredsamkeit eifert, das ist der Inbegriff des Lebens, das mehr als Einer dieser Herren führt. Solche Leute können es mit der Religion nicht ehrlich meinen; allein durch die jetzt wenig beschränkte Gewalt, die ihnen gegeben ist, und ihre Herrschaft in vielen Fällen über die Freiheit und das Vermögen der Individuen, besitzen sie sehr bedeutenden Einfluß, und in den Provinzstädten zweiten und dritten Ranges, in den Sitzen der Unterpräfekten und Friedensrichter, den vergiftetsten Stätten der Verderbtheit, die, freilich nicht ohne kräftige Gegenmittel, in Frankreich grassirt, üben sie eine so große Macht aus, als die Geistlichkeit in den frömmsten Strichen auf dem platten Lande. Auf diese über das ganze Land in größeren und kleineren Abtheilungen, hier in Fähnlein, dort einzeln, verbreitete Miliz der Verwaltung und offensiven Gerechtigkeitspflege muß eine Regierung, wie ungezäumt und wohlbewehrt sie sei, bedächtige, beständige Rücksicht nehmen, und ihren Begierden, wie ihren Antipathien Rechnung tragen.

Ihr Haß gegen das Christenthum hat also nicht sowohl in dem Anstoß an dem Glauben, den es uns bietet, als in dem Abscheu vor der mathematisch bestimmten und gerade den weltlich beliebtesten Vergehungen vor Allem feindlichen Sittenlehre, die es uns auflegt, ihren Grund. Daher mögen sie Nichts dawider haben, wenn die Regierung ein entsetzliches Heiligenbild einer Dorfkirche schenkt, ein paar dürftige Verzierungen in eine andere ganz entblößte, wie ich be-



ren im Berry gesehen habe, gibt. Es entlockt ihnen höchstens ein hoffärtiges Grinsen, wenn sie die im menschlichen Sinne allbarmherzige Schwester Rosalie mit dem Ehrenkreuz der Legion geschmückt sehen, und sie betrachten diese, weit hinter dem Verdienst der Belohnten zurückbleibende, Auszeichnung als eine unschuldige Schwäche. Es trete aber eine Bewegung auf amtliche Maßregeln, welche die Einhaltung der Sonntagsruhe bezwecken, hinausgehend in der Presse oder sonstwo hervor, es werde der Vorschlag gemacht, die religiöse Bestätigung der bürgerlich geschlossenen Ehe bindend zu machen: und sogleich wird der ganze Rationalistenschwarm Haupt und Klauen erheben, dem blöden, leichtgläubigen Bürgerstande wird vor einem Einfalle ultramontaner Gebräuche und Ideen Furcht gemacht, die Regierung vor legitimistischen Verschwörungen gewarnt, und der Moniteur enthält hintereinander die Erklärungen, daß weder von einer Verpflichtung zur Sonntagsruhe, noch von einer Nothwendigkeit der kirchlichen Ehe die Rede sei, und man höchsten Ortes nicht daran denke, die religiösen Zustände, wie sie aus der Revolution und dem Wirken des Consulats hervorgegangen, im Geringsten anzutasten*). Nichts kehrt in derlei lakonischen Ansprachen des Moniteurs, die bei jeder Gelegenheit erscheinen und in denen fast jedes Wort bezeichnend ist, so häufig wieder, als der Hinweis auf das gemeinsame Wirken der Beschlüsse von neunundachtzig und der Verfügungen, die aus dem achtzehnten Brumaire entsprangen, auf die Entstehung der kirchlichen Zustände und der civilrechtlichen Verhältnisse des jetzigen Frankreichs. Die Idee, daß der erste Napoleon nicht bloß Kaiser von Frankreich, sondern der Monarch der Revolution gewesen, diese für Millionen Franzosen so theure Idee,

*) Ich hätte beinahe die Wiedereinführung einer Seelsorge für das Land- und Seeheer vergessen. Obgleich nun die bezüglichen Maßregeln in einem großen Style nicht stattfanden, so will ich sie doch, um der Wahrheit willen, zu erwähnen nicht unterlassen.

ist beinahe allen diesen Urkunden, die zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Staatspolitik oder zu deren Feststellung für das Bewußtseyn der Nation zu dienen verfaßt sind, deutlich aufgedrückt. Aus derselben ergibt sich aber sonnenklar, daß der Klerus eine Art Garde des Kaisers vorstellen, und der Papst als Oberbefehlshaber dieser kaiserlichen Seelenwache fungiren solle. Bald nach der Vollführung des Streichs vom zweiten December ward laut, und viel und wo man nur hinkam, die Frage aufgeworfen und verhandelt: ob der Papst wohl kommen werde oder nicht? Es geschah dieß durchaus nicht immer mit Ehrerbietung und weltmännisch bemäntelter Angst, es geschah schamlos und gewissenlos, als wäre es eine Börsenangelegenheit.

Ich hörte für und wider nur menschliche Entscheidungsgründe vorbringen, ich staunte, selbst Geistliche zu hören, die das enträthselnde Wort nicht sagen wollten, und die rührendste Triebfeder, die ein eifernder Bonapartist dem heiligen Vater für die Bejahung der Frage zu Gemüth führte, war der Dank, den er und die Kirche dem Kaiser schuldeten. Der Streit dauerte noch sehr lange nach der Thronbesteigung fort und wurde in den Privatkreisen, die ich besuchte, von Woche zu Woche heftiger gefochten. Ich selbst hatte nur ein Nein, das ich nicht begründete, weil sich nicht sagen ließ, was ich dachte. Die Orleanisten wurden mit giftigem Grimm lauer, die Legitimisten geheimer Ränke gegen die Reise des Stellvertreters Christi von der Tiber nach der Seine angeklagt, und ob Sebastopol genommen ist oder nicht, ob Krieg oder Frieden am Himmel steht, erzeugt lange, lange keine so fieberische Erregung, als es die Ungewißheit über den Punkt gethan: wird er kommen oder nicht? Eine verneinende Antwort mußte verschwiegen werden, man konnte also eine bejahende Nachricht nur erwarten; aber sie blieb, blieb ewig aus. Die Meisten verloren bald den Muth, Einige aber beharrten, bis endlich alle Hoffnung schwand. Eines Tages verbreitete sich in

Paris durch einige zufällig und vorübergehend anwesenden Lyoner die Kunde, der Papst würde ganz gewiß erscheinen; ein General, dessen Name mir entfallen, der in Rom eine Truppe befehliget habe, sei durch die Rhonestadt gekommen, bei Verwandten abgestiegen und habe da betheuert, aus dem Munde des heiligen Vaters die Zusicherung, daß er dem frommen Rufe nach Frankreich zu gehen gerne und recht bald willfahren werde, erhalten zu haben. Es lief bei dieser Nachricht unstreitig ein schweres Mißverständniß unter; da aber, wo es Neuigkeiten zu glauben gilt, die meisten Franzosen von kritischer Prüfung Nichts wissen wollen und keinen anderen Maßstab kennen als ihre Wünsche und Leidenschaften, so wurde in dem Bezirke meiner Bekannten die Meldung als baare Münze hingenommen und, nach den verschiedenen Meinungen, mit verschiedenen aber, wohin sie auch zielten, Aufregung verrathenden Glossen versehen. Die Bonapartisten behandelten in tollem Schwindel den Klerus als eine eroberte Provinz, die Legitimisten gaben ausweichende Erwiderungen auf die meist plumpen Epigramme, die an sie gerichtet wurden, und die Republikaner jubelten schon in Vorfreude über den Hohn und Schimpf, den sie auf das Haupt der ihr verhaßten Kirche zu häufen sich versprachen. Seitdem hat sich das Alles als blauer Dunst erwiesen; der Papst ist nicht gekommen und es ist heute von denen, die sich mit diesem Wahne schmeichelten, jede Hoffnung aufgegeben. Das müssen nun die Legitimisten und die Orleanisten, die Höfe von Spanien und Neapel gethan haben, selbst die Engländer habe ich geheimer Umtriebe gegen des Papstes Reise beschuldigen hören; die, vom rein menschlichen Standpunkte aus, vernünftigste Erklärung, die Einsprache Oesterreichs haben, in meiner Gegenwart, nicht ein Halbdutzend Franzosen vorgebracht. Für mich sind alle diese Vermuthungen reine Hirngespinste; nicht Orleanisten und Legitimisten, nicht die Höfe von Neapel und Madrid sind schuld daran; daß Oesterreichs

Votum gewogen habe, läugne ich keineswegs, aber entschieden hat es nicht. Entschieden hat der heilige Geist, entschieden hat der, der einst gesagt: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforte der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Das war immer meine Idee und darum auch hab' ich nie an die Reise des Papstes nach Paris zur Kaiserkrönung im Ernst geglaubt. Seitdem es ausgemacht, daß auf keinen Papst in Paris zu rechnen ist, werden die amtlichen Gunstbezeugungen gegen den Klerus immer seltener, und minder christliche Einflüsse werden in Schritten, die sich schwer in die Polemik der Tages- und Wochenblätter ziehen ließen, von Zeit zu Zeit sichtbar. Nicht nur wurde keine Maßregel, welche die Sonntagsruhe im Privatleben zu verbreiten geeignet wäre, getroffen, sondern auch bei den öffentlichen Arbeiten das Beispiel der Treue gegen diese christliche Vorschrift nicht sehr regelmäßig gegeben.

Die Geistlichen und Laien des vorzugsweise katholischen Frankreichs hatten sich von dem Gesetze, durch welches die zweite Versammlung der zweiten Republik die Unterrichtsverhältnisse mit ziemlichem Freisinn regelte, große Vortheile versprochen für ihre Sache, und darin haben sie sich schwerlich geirrt. Aber sie mochten zum Theil auch auf eine staatliche Leitung oder Lösung der gemischten, auf der Grenze der Staats- und Privatschulen liegenden Zustände oder sich erhebenden Streitfragen zu Gunsten der katholischen Anstalten gerechnet haben, und das war ein Rechenfehler. Die Regierung hat Alles gethan, um die ihr untergebenen Collegien oder, um deutlich deutsch zu reden, Gymnasien so hoch, als es in Frankreich möglich ist, zu heben. Man muß ihr auch zugestehen, daß sie es in den meisten Fällen mit Umsicht und rechtem Maße that. Es wurde aus der Religionslehre auch das Unwesen des Vernunftglaubens, das früher in derselben herrschte an vielen Orten und bis zu einem Zeitpunkte, den ich nicht zu bezeichnen brauche, ausgewiesen; aber von einer

Erziehung und Auswahl wie Behandlung der Lehrgegenstände, nach dem Verlangen vieler Geistlichen, deren Zahl jedoch durch das weise Entgegentreten der Obern und die nach und nach Boden gewinnende Einsicht in die Richtigkeit dieser Forderungen schnell zusammenschrumpfte, war in den kaiserlichen Collegien keine Spur zu sehen. Man konnte die heidnischen Klassiker nicht abschaffen, das erkannten die Bischöfe selber und sprachen es auch energisch aus, was in Frankreich, wo die auf dem Felde der ernsten Bühne und des Heldengedichtes wesentlich sittliche Literatur der alten Hellenen bei einer Unsumme nicht hinlänglich gebildeter Geistlichen in unentwurzelbarem Mißkredite steht, kein muthloses Auftreten gewesen ist. Ueber diesen Punkt also war der höhere Klerus mit Regierung und Gesellschaft einverstanden; aber bald wurde den Lehrern der neueren Sprachen und anderer Nebenstudien, auf die ein Theil des heutigen Geschlechts, zumal viele Katholiken, etwas Besonderes hält, bedeutet, daß sie jeder Stelle in freien Stiftungen zu entsagen hätten, wenn sie ihren Platz in den Schulen des Staates nicht verlieren wollten. Da nun der Staat, wenn auch nicht besseres, doch sichreres Brod gewährt, als es seine Nebenbuhler vermögen, so sah mehr als Ein Professor dieser Fächer zum Rückzuge aus den freien Asylen sich gezwungen, wobei die geistlichen, die große Mehrheit derselben, am meisten litten. Sie können mit Ausnahme der Jesuiten, die, was klassischen sowohl als modernen Unterricht angeht, mit den Staatscollegien vollkommen sich messen dürfen, es den Häusern der Universität nicht gleichthun, und wenn man ihnen obendrein noch die Erwerbung guter Meister erschwert, so sind sie, einige, die reichen Privatschutz genießen, abgerechnet, nothwendig sehr beengt. Die Universität ruht auf einem Grundsatz, der mit dem Wesen des Napoleonenthums ganz vortrefflich sich verträgt. Sie wollen beide Centralisation der Geister, und die Kirche will in Frankreich das Gegentheil.

Das ist der eigentliche Kern all dieser überflüchtlichen Andeutungen, von denen der vorstehende Aufsatz eine Kette ist, und es bleibt nur noch die Frage übrig, ob der Herr, der seine Sonne aufgeh'n läßt über die Guten wie über die Bösen, uns keinen Wink von seinem unergründlichen Gedanken zu geben für gut fand. Das einzige Zeichen, das er uns bescheerte, ist die ununterbrochene Reihe von drei mehr oder weniger vollständigen Mißjahren, welche vorzüglich die Hauptfrüchte Frankreichs, Oele und Weine, trafen, seit dem zweiten Dezember, und nach dem heurigen Frühling zu schließen, der sich, noch an dem Vorabend des schönen Mai, in rauhem Nord und Winterfrost gefällt, wird dieses Jahr seine Vorgänger nicht viel übertreffen.

LVI.

Die neueste Volksknechtung in Tessin.

Aus der Schweiz Ende April 1855.

Von Allem, was der schweizerische Radicalismus Brutales und Ungerechtes seit fünfundzwanzig Jahren zur Ausführung gebracht, steht dasjenige obenan, was sich in letzter Zeit im Kanton Tessin zugetragen. Nie wurde ein frecherer Spott mit den Volks-Rechten getrieben, nie der proclamirte Volkssouverain mit roherem Hohn behandelt, nie mit den Formen des Rechts, sowie mit amtlicher Stellung und eidlichen Pflichten ein schamloseres Spiel getrieben. Die Vorgänge haben eine um so traurigere Bedeutung, als sie nicht das vereinzelte Werk der tessinischen Klubisten sind, sondern unter Mithülfe der Hauptanführer der schweizerischen radi-

calen Partei und der obersten eidgenössischen Behörden ausgeführt wurden, und nur unter Voraussetzung solcher Mithülfe ausgeführt werden konnten.

Indem wir eine gedrängte Zusammenstellung der schreiendsten Thatsachen versuchen, müssen wir zu ihrem richtigen Verständnisse und zu besserer Würdigung der streitenden Parteien etwas weiter in die neuere Geschichte des Kantons zurückgehen.

Der Kanton Tessin an Sprache, Sitten und Charakter der Bevölkerung, sowie nach der geographischen Lage des Landes, Italien weit mehr als der Schweiz angehörend, wurde in den Jahren 1830 und 1831 „regenerirt", d. h. die frühere Verfassung wurde beseitigt und der Kanton bekam eine vorherrschend radicale Regierung. Die benachbarten Italianissimi hatten an dem Umsturze der alten Ordnung ihren guten Theil, und von nun an übte ein geldreiches Brüderpaar Namens Ciani, lombardische Flüchtlinge und seither in Tessin eingebürgert, wesentlichen Einfluß auf die Geschicke des Kantons aus. Als es jedoch im Frühling 1839 zum zweitenmale seit der „Regeneration" zu neuen Volkswahlen kam, da wurde die bisherige conservative Opposition zur starken Mehrheit im großen Rathe, und die radicalen Größen mußten aus der Regierung zurücktreten. Die radicale Partei war nicht gewillt, die sonst bis zum Ueberdruß gepriesene Majestät des Volkswillens unter solchen Bedingungen zu achten, und der italienischen Umwälzungspartei war der stattgefundene Behördenwechsel ebensowenig gelegen. Schnell bildeten sich Schützengesellschaften, hielten Gelage, bei denen der Ton gegen die Regierung von Woche zu Woche frecher, aufreizender wurde, das flüchtige Brüderpaar aus der Lombardei lieferte das nöthige Geld, und als die Regierung endlich nothgedrängt Maßregeln traf, die Schützengesellschaften aufhob, das lombardische Flüchtlingspaar des Landes verwies (letzteres allerdings mit Unrecht, da sie tessinisches Bürgerrecht erlangt hatten), da brachen die Carbonari alsogleich auf, unter der Anführung des durch seine ausschweifenden Sitten berüchtigten Luvini, und jagten die auf solchen plötzlichen Gewaltakt unvorbereitete Regierung mit bewaffneter Hand auseinander. Dieses geschah im Christmonat 1839. Die Anführer der Carbonari setzten sich zu Regenten des Landes ein, denn die Appellation an die Volksabstimmung war Angesichts der bewaff-

neten Banden bloßes Formenspiel. Die wider Recht und Gesetz aus der Regierung vertriebenen Magistraten wurden mit willkürlichen Contributionen belegt, und damit begann ein System des Terrorismus und der Corruption, welches jegliche Opposition unmöglich machte. Dieser Zustand war Vielen geradezu unerträglich. Im Sommer 1841 stellte sich ein talentvoller junger Mann von unbescholtenstem Rufe, Advokat Nessi, an die Spitze eines Aufstandes, der jedoch mißlang. Dieser Gewaltversuch war in den Augen derjenigen, welche auf dem Wege der frechsten Rebellion die Herrschaft usurpirt hatten, ein unverzeihliches Verbrechen. An dem hoffnungsvollen Nessi wurde unter Anwesenheit der bewaffneten Carbonaribande ein durch verfassungswidriges Specialgericht gefälltes Todesurtheil vollzogen. Luvini, der Rebellenhäuptling von 1839, leitete das blutige Schauspiel von einem erhöhten Sitze aus; und vergeblich hatte Nessi's junge Frau mit ihren kleinen Kindern weinend und flehend dem Dictator sich zu Füßen geworfen. Für den Feind eines radicalen Regimentes gab es weder Gnade, noch bestunden für ihn die gesetzlichen Instanzen. Der Terrorismus und die Corruption der radicalen Herrschaft walteten nun unumschränkt und bewirkten eine Einschüchterung, daß nicht nur im Kanton Tessin kein freies Wort der Klage oder des Tadels mehr gehört wurde, sondern daß man selbst nach andern Kantonen der Schweiz keine Berichte über die Gewaltherrschaft abzusenden wagte. Das Postgeheimniß stund in solchem Rufe, daß Briefe auch nur mit etwelchem politischen Inhalte stets auf ausgesuchten Umwegen, meist über lombardisches oder piemontesisches Gebiet, in die übrige Schweiz gelangten.

In eidgenössischen Angelegenheiten stellte sich die Regierung des ganz katholischen Tessins hastig und pochend auf die Seite derjenigen Stände, welche den sieben katholischen Kantonen im Jahre 1847 den ungerechten Bruderkrieg machten. Die Bravour der Tessiner ist zwar zu jener Zeit in gar üblen Ruf gekommen diesseits des Gotthardts, und selbst die radicale Presse spottete seither oft über den Hut und Degen, die der Divisions-Commandant Luvini in übereiliger Flucht vor den anrückenden Urnern in seinem Hauptquartier zu Airolo zurückgelassen. Aber der allgemeine Triumph des schweizerischen Radicalismus und die Ueberwältigung der katho-

lischen Schweiz befestigten immerhin das Carbonariregiment im Tessin. Nichtsdestoweniger war, als im Frühling 1848 die italienische Revolution begonnen hatte, die Anhänglichkeit der tessinischen Radicalen zu ihren Parteigenossen in der übrigen Schweiz weit geringer, als ihre Sympathie für das revolutionirte Italien. Der Gedanke einer Vereinigung Tessins mit dem angestrebten „einigen Italien" wurde offen ausgesprochen. Die Verbindung mit der italienischen Revolutionspartei wurde so ungescheut betrieben, der Zu- und Ausgang für ganze Banden italienischer Bewaffneten, Flüchtlinge und Ausreißer war so stark, daß der eidgenössische Bundesrath, obwohl in jener Zeit bei noch vorhandener Möglichkeit eines Triumphes der europäischen Revolution nicht sehr skrupulös in Haltung der schweizerischen Neutralität, sich doch genöthigt sah, wiederholt eidgenössische Commissäre und Truppen hinzusenden, damit sie im Tessin Ordnung schafften. Für diese nachbarlichen Besuche erhielten unsere Eidgenossen den Namen Tedeschi und wurden mit den verhaßten Oesterreichern auf die gleiche Linie gesetzt.

Der Rückschlag von der Niederlage der europäischen Revolutionspartei machte sich auch im Tessin spürbar. Die conservativen Volkselemente wagten so weit hervorzutreten, daß bei den Großrathswahlen vom Februar 1852 der herrschende Radicalismus in Minderheit gerieth. Der große Rath wird nämlich alle vier Jahre vom Volke neugewählt, aus dem großen Rathe geht die Executiv-Gewalt (Regierung) hervor. Die Volkswahlen sind unmittelbar. Der tessinische Radicalismus erfuhr mit Schrecken seine Niederlage. Aber wie früher, war er auch dießmal nicht verlegen, seine Gelüsten dem Willen der Volksmehrheit überzuordnen. Die Carbonari-Gesellschaften thaten sich zusammen, und begehrten von der Regierung energisches Handeln gegen die „vaterlandsfeindliche" Reaction. Die radicale Regierung, für ihre erschütterten Sessel selbst genugsam besorgt, setzte soviel neugewählte conservative Abgeordnete, vorgeblich wegen angewandter Wahlbestechungen, in gefängliche Haft, als nöthig war, um die conservative Mehrheit im neuen großen Rathe in Minderheit zu versetzen. Durch dieses banditenmäßige Gewaltstück neuerdings Herr der Lage, bestellte der Radicalismus Regierung und Gerichte nach seinem Belieben, erklärte die Wahl der verhafteten Abgeordneten als ungültig, und unter dem Ein-

drucke solcher Gewaltmaßregeln war es nicht schwer, an ihrer Statt radicale Wahlen zu erzielen.

Die um den Fortbestand der Herrschaft ausgestandene Furcht verwandelte sich jetzt in Wuth. Vor Allem war es der Klerus, den man als ein ewiges Hinderniß des mazzinischen Fortschritts anschuldigte. Die bischöflichen Seminarien zu Ascona und Pollería wurden als Hauptwerkstätten der Verfinsterung des Menschengeistes bezeichnet. Ein Großrathsdecret entzog sie der kirchlichen Leitung der Bischöfe von Mailand und Como, und bemächtigte sich ihrer Güter. Gegen die Klöster wurden ebenfalls feindselige Maßregeln ergriffen, und vierundzwanzig Kapuziner von lombardischer und sardinischer Herkunft, aber seit vielen Jahren in den tessinischen Klöstern wirkend, wurden, ohne vorherige Anzeige, bei Nacht und Nebel in ihren Zellen polizeilich aufgegriffen und über die Gränze geliefert (November 1852). Die k. k. Regierung war über diese Maßregel, ihren Landeskindern angethan, entrüstet, machte Vorstellungen beim Bundesrath, drohte mit Repressalien, welche jedoch erst nach dem meuchlerischen Aufstandsversuch in Mailand vom 6. Januar 1853 wegen vermutheter Mitschuld des tessinischen Radicalismus in Ausführung kamen. Ungefähr 6000 tessinische Angehörige, Niedergelassene oder Aufenthalter in der Lombardei, wurden in die Heimath zurückgewiesen, die Gränze gegen Tessin jeglichem Verkehre abgesperrt. Damit war ein ernstlicher Conflict zwischen dem Kaiserstaate und der Schweiz gesetzt, jener Conflict, der mehr als zwei Jahre und bis in die jüngsten Tage andauerte, der Eidgenossenschaft, deren radicale Behörden ihre Gesinnungsgenossen im Tessin um jeden Preis an der Regierung erhalten wollten, schweres Geld kostete, dem Kanton Tessin viele Unannehmlichkeiten bereitete, und dadurch die Unzufriedenheit der dortigen Bevölkerung gegenüber der Regierung, die man als die Urheberin der Calamität betrachtete, vermehrte. Die immer lauter werdende Unzufriedenheit fand ihren bedeutungsvollen Ausdruck, als am 28 October 1854 bei der allgemeinen Erneuerung des schweizerischen Nationalraths die sechs bisherigen, der Regierungspartei ergebenen Abgeordneten beseitigt, und durch sechs Häupter der tessinischen Opposition ersetzt wurden. Nach den amtlichen Stimmverzeichnissen stunden in beiden tessinischen Kreisen 7710 radical-gouvernementale Wähler gegen 9792

oppositionelle. Das durfte abermals nicht seyn. Es konnte dem „souverainen" Volke auch dießmal nicht gestattet werden, einen andern Willen zu äußern, als wie er der unersättlichen Herrsch- und Habsucht des Radicalismus diente.

Zwar über die Gültigkeit allgemein eidgenössischer Wahlen zu entscheiden, stand nicht in der Befugniß von Kantonalbehörden. Aber der tessinische Radicalismus kannte die Willfährigkeit seiner Gesinnungsgenossen in den eidgenössischen Räthen, wo es sich darum handelt, radicale Gewalt gegenüber conservativem Volkswillen zu behaupten. Freiburg ist ja ein sprechendes vieljähriges Beispiel. Man gelangte also an den schweizerischen Nationalrath mit Klagen über vorgefallene Unregelmäßigkeiten zweier Abtheilungen des einen der zwei tessinischen Wahlkreise, die Cassation der Wahlen dieses ganzen Kreises begehrend. Die tessinischen Carbonari waren allzubescheiden, die Wahlen nur des Einen Kreises anzustreiten; die radicale Mehrheit des Nationalraths war freigebiger, sie erklärte die Wahlen beider Kreise als ungültig. Aus welchem Grunde? Bei dem einen Kreise zuerst wegen der eingeklagten Unregelmäßigkeiten, obwohl mit mathematischer Bestimmtheit dargethan wurde, daß jene Unregelmäßigkeiten zum größeren Theile von und zu Gunsten der unterlegenen radicalen Partei in's Werk gesetzt worden, auf das Gesammtresultat, als ohnehin nur zwei kleine Abtheilungen des ganzen Kreises umschließend, jedenfalls nicht im geringsten von entscheidendem Einflusse gewesen seien. Die Wahlen des andern Kreises, aus welchem keine Klage eingegangen, wurden annulirt, weil die von der tessinischen Regierung erlassene Wahlverordnung Bestimmungen enthalte, welche mit dem allgemeinen schweizerischen Wahlgesetze im Widerspruch seien. Die Geltendmachung dieses Grundes war um so befremdender, als der Kanton Tessin schon im October 1851 seine eidgenössischen Wahlen nach der gleichen Wahl-Ordnung und unter demselben eidgenössischen Wahl-Gesetz vorgenommen hatte, ohne daß der Nationalrath darin etwas Ungehöriges erblickt hätte. Der Unterschied zwischen den Wahlen von 1851 und denjenigen von 1854 war aber der, daß jene in radicalem, diese in conservativem Sinne ausfielen. Diesem rein tyrannischen Verfahren hatten sich nicht bloß die conservativen Mitglieder des Nationalrathes, sondern auch eine Anzahl selbstständ-

diger Radicalen, namentlich aus der französischen Schweiz, widersetzt. Sie wurden überherrscht und überstimmt durch die despotische Coterie, welche dem zürcherischen Regierungspräsidenten Alfred Escher als ihrem mächtigen Parteihaupte immer zu Willen steht.

Die oppositionellen Wahlen waren also zernichtet, und in diesem willkürlichen Verfahren war die Absicht der herrschenden Bundespartei klar genug ausgesprochen, ein Zunehmen und Fortschreiten der Opposition nicht zu dulden.

Mit der Nichtigkeits-Erklärung der oppositionellen Wahlen war jedoch das Nothwendige kaum zur Hälfte gethan. Das Wichtigere war die Fürsorge, daß der zweite Wahlgang ein anderes Resultat zur Folge habe. Die tessinische Regierung befand sich in Verlegenheit. Sie wußte, daß die Stimmung des Volkes seit dem ersten Wahltage für sie noch ungünstiger geworden sei, und daß die Unzufriedenheit, namentlich über die Fortdauer des österreichischen Conflictes, sich mehre. Die Regierung hoffte Zeit zu gewinnen und inzwischen mit dem kaiserlichen Nachbar Frieden zu machen. Zwei Monate nach dem Beschlusse des Nationalrathes verstrichen, und die Regierung machte noch keine Miene, die neuen Wahlen anzuordnen, obwohl das eidgenössische Wahlgesetz sofortige Ersetzung der Vakanzen befiehlt. Die Opposition klagte beim Bundesrath über diese gesetzwidrige Verzögerung. Der Bundesrath durfte sie nicht billigen, und richtete eine Einladung an die tessinische Regierung, die Wahlen mit „thunlicher" Beförderung anzuordnen; lange durfte man daher immerhin nicht mehr zögern.

Die Volksstimmung im Tessin war eine sehr gereizte. Gerüchte gingen und gewannen von Tag zu Tag an Bestand, daß die radicale Partei es auf einen Gewaltstreich abgesehen habe. Die Führer der Opposition gaben sich daher alle Mühe, ihre Anhänger überall zur Ruhe und zur Vorsicht zu mahnen, damit den lauernden Gegnern nichts dargeboten werde, was sie als rechtmäßige Veranlassung des beabsichtigten Gewaltstreiches ausbeuten könnten. Sie übertrugen mehrere an Führern und Anhängern vereinzelt begangenen thätlichen Mißhandlungen, ohne Wiedervergeltung zu üben. Doch vergebens. Es war unmöglich, Vorsicht und Rückhaltung in einem Maße zu üben, welches fähig gewesen wäre, die Frechheit radicaler Herrschsucht zu entwaffnen.



Der Beginn des erwünschten Gewaltstreiches, der in einem unerhörten Maße ausgeführt wurde, weist auf den 20. Hornung d. Js. zurück. Da die radicale Regierungspartei und die mit ihr verbündete bundesräthliche Presse, in ihrer gewohnten lügnerischen Frechheit, die Provocation aller folgenden Gewaltthätigkeiten der Opposition zuschieben, wegen ihres Verhaltens am 20. Febr., so wollen wir in Darstellung der Vorfälle dieses Tages einem in den Augen unserer Gegner gewiß unverdächtigen Zeugen folgen, dem „Nouvelliste Vaudois," dem Organe der radicalen Waadtländerregierung und des seitdem verstorbenen Bundesrathes Druey:

„In der Stadt Locarno bestand seit Anfang dieses Jahres eine Gesellschaft unter dem Namen Società degli amici. Sie zählte ungefähr sechszig Mitglieder; der Ertrag einer monatlichen Beisteuer von fünfzig Centimes wurde zur Haltung mehrerer schweizerischen und italienischen Zeitungen verwendet. Diese Gesellschaft versammelte sich im Hause der Brüder Magoria, im zweiten Stockwerke, oberhalb des Caffe Agostinetti. Sie hatte offenbar einen politischen Charakter, ihre Mitglieder gehörten alle ohne Ausnahme zur Oppositionspartei. Aber ist es ein Verbrechen in einem freien und republikanischen Lande, der Opposition anzugehören? Hat man nicht das Recht seine Meinung zu äußern? Ist man nur frei, um den Handlungen der öffentlichen Gewalt Beifall zu zollen? Unerhört! die Freiheit im Kanton Tessin besteht nur in diesem beschränkten Sinne. Man begreift hiernach den Haß, welcher sich der Regierungsanhänger bei der Ankündigung der Bildung jener Gesellschaft bemächtigte. Gleich in den ersten Tagen nach Eröffnung der Gesellschaftssäle kam es zu Scandalen und Gewaltthätigkeiten. Schon am 5. Jänner Abends halb eilf Uhr begab sich Franz Degiorgi (ein wegen seiner rohen übermüthigen Händelsucht allgemein bekannter und viel gefürchteter Gewaltmensch), gefolgt von sechs Personen in das Caffe Agostinetti. Glücklicher Weise waren diejenigen, welche er suchte, wegen der schon vorgerückten Stunde nach Hause zurückgekehrt. Weil er deßhalb keine Personen angreifen konnte, hielt er sich an die Sachen. Einige Mobilien des Caffe's wurden zerschlagen und die Zeitungen in Stücke zerrissen. Im Weggehen stießen Degiorgi und seine Freunde noch Drohungen aus. Der Caffewirth erhob Klage bei der Justizbehörde; ein Er-

folg derselben ist uns nicht bekannt geworden. Die Scandale hatten sich seit einiger Zeit nicht wieder erneuert; nun aber kommen wir zum 20. Hornung, diesem Tage so traurigen und unglücklichen Andenkens. Es war der letzte Tag des Faschings. Jedermann pflegt diesen Tag auf's fröhlichste zuzubringen. Die Regierungsanhänger von Locarno wollten auf öffentlichem Platze das Schauspiel eines Risottomahles geben; die Opposition sollte sich Abends zu einem gemeinschaftlichen Essen im Schweizerhofe der Brüder Magoria vereinigen. Gewiß hatte man auf beiden Seiten die vollste Berechtigung zu diesen Vergnügungen. Schon waren mehrere Herren und Damen im Speisesaal versammelt, als ein unvorhergesehenes Unglück die Verzweiflung in die Gemüther warf und die Freude, sich um eine gemeinschaftliche Tafel zu versammeln, einem grenzenlosen Schmerz Platz machen mußte. Franz Degiorgi war eingetreten, von zwei Personen gefolgt. Die Eine derselben, verkleidet aber ohne Larve, hielt einen Soldatensäbel in der Hand; die andere trug einen Regenschirm. Degiorgi war zuerst eingetreten mit einem Stocke bewaffnet; der Verkleidete folgte ihm auf dem Fuße und der Dritte schloß die Thüre. Welches waren die Absichten dieser drei Personen, welche außerordentlicher Weise in ein Caffe eintraten, das gerade von den Anhängern der Opposition besucht war? Die Thatsachen sagen es klar, welches ihre Absichten gewesen. „„Einer von euch hat meine Freunde beschimpft,““ sprach Degiorgi in barschem hochmüthigem Tone, indem er sich an die ruhigen Bürger wandte, die im Caffe waren. „„Es ist Zeit damit fertig zu machen,““ fügte er hinzu. Tiefes Stillschweigen herrschte im Caffe, Niemand erwiderte die Herausforderung weder in Worten, noch in Handlungen. Doch Degiorgi wollte um jeden Preis Händel haben. Den Drohungen folgten Thätlichkeiten; er erhebt seinen Stock und schlägt den Caffewirth Agostinetti mit mehreren Streichen nieder; Pezzi Tomas, ebenfalls von Degiorgi geschlagen, fällt zu Boden; Riorchessi Louis deßgleichen; Arzt Franzoni und Advokat Rusca erhalten ebenfalls Stockschläge; ein armer Greis von 70 Jahren, welcher an einem Tische Zeitungen las, und Franz Bustelli, ein allgemein geachteter Handelsmann, entgingen der Wuth des Degiorgi ebenso wenig. In diesem Augenblicke trat Albert Franzoni, Advokat, mit diesen Vorfällen völlig unbekannt,

in den Saal. Auf diesen Bürger, als den Präsidenten der Gesellschaft, hatte es Degiorgi vor Allen abgesehen; er stürzte auf Franzoni los und versetzte ihm mehrere Wunden. Andere Personen traten ein, eine blutige Rauferei begann in den Hausgängen, die Lichter wurden ausgelöscht; Degiorgi wurde das Opfer seiner Provocation. Das ist der Hergang, wie er erzählt wird von Augenzeugen, welche mitten in der Unordnung und Verwirrung diese Umstände doch keineswegs vergessen haben."

Soweit der Berichterstatter des radicalen „Nouvelliste" über das Thatsächliche des Vorganges. Er fügt hinzu, was jedem nicht völlig erblindeten Auge sich von selbst darbietet, daß alle Umstände eine Prämeditation bezüglich der Tödtung des Degiorgi ausschließen, daß der politische Haß den Degiorgi geleitet und seinen Arm bewaffnet habe, und es nur Anwendung erlaubter Nothwehr gewesen, was die Angegriffenen gedrungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Wurde die Vertheidigung zu weit getrieben"? fragt der Nouvelliste. „Den ordentlichen Gerichten steht es zu, darüber zu entscheiden."

Das wäre in der That der einzige zuläßige Weg gewesen. Wer als Verbrecher wäre befunden worden, hätte die verdiente Strafe erhalten mögen. „Allein," fährt der Berichterstatter im waadtländischen Regierungsorgane in seiner Erzählung fort, „der Parteigeist hat das vernünftige Urtheil erstickt. Die Nachricht vom Tode des Degiorgi durchlief die Stadt Locarno mit Blitzesschnelle. Seine Freunde bewaffneten sich und ergriffen alle jene, welche sich im Caffe Agostinetti oder im „„Schweizerhof"" befanden, dagegen ließ man die zwei Individuen, welche mit Degiorgi eingetreten waren, frei. Die Anzahl der am nämlichen Abend Verhafteten betrug siebenzehn. In der gleichen Nacht fand eine Versammlung der angesehensten Freunde des Getödteten auf der Präfectur statt. Am folgenden Morgen las man einen Maueranschlag, welcher aufforderte, das Blut des Degiorgi zu rächen, und mit der furchtbaren Anklage, daß auf der ganzen Opposition das Verbrechen dieses „„Meuchelmordes,"" als eines längst im Finstern beschlossenen laste. Gleichzeitig setzte man das Gerücht in Umlauf, daß eine Verschwörung gegen das Leben sämmtlicher Führer der Regierungspartei bestehe, und schickte in die umliegende Gegend nach Leuten aus. Eine Menge Straßenarbeiter unter der Leitung eines eidgenössischen An-

gestellten folgte dem Rufe und ergriff die Waffen. Abermals wurde Versammlung gehalten, ihr mehrere Vorschläge gemacht, aber für einmal nichts weiter beschlossen (da die Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen waren), als die Verhaftung des Advokaten Franzoni, der wegen der am 20. Abends erhaltenen Wunden noch im Gasthofe das Bett hütete. Nichtsdestoweniger wurde die Verhaftung vollzogen unter dem wilden Geschrei „„Nieder mit Franzoni!““

Am 22. wiederholteu sich die Thätlichkeiten und am 23. fand die Beerdigung des entseelten Degiorgi unter einem außerordentlichen Gepränge statt. Sämmtliche Behörden waren dabei repräsentirt und sogar die Schuljugend wurde amtlich angehalten, an dem Leichenzuge theilzunehmen. Doch schon am 22. that eine Versammlung der vermehrten Bande einen entscheidenden Schritt. Sie wählte einen Wohlfahrtsausschuß, mit dem Auftrage, „unabhängig von den Behörden das Nöthige anzuordnen.“ Der Ausschuß fand als das Dringendste, die Verhaftung der Führer der Opposition sowie aller jener Anhänger derselben, welche bei den eidgenössischen Wahlen im Oktober 1854 eine Rolle gespielt hatten (also nicht nur bloß jener, welche bei der Tödtung des Degiorgi zugegen gewesen waren). „Das war offenbare Anarchie,“ bemerkt der radicale Nouvelliste, „eine förmliche Verletzung der constitutionellen Garantien. Aber was liegt daran? Man wollte wegräumen, was hindernd im Wege lag, und die Oppositionsführer in die Unmöglichkeit versetzen, weiter zu handeln. Mehrere Verhaftungen wurden noch am 23., 24. und 25. Februar vollzogen, die Staatsgefängnisse genügten nicht mehr, man mußte ein Privathaus extra dazu herrichten.“

Unter dem Angebote von zwei bis drei Franken täglichen Soldes wurde alles arbeitlose und begehrliche Gesindel der nächsten Bezirke in den Dienst des Wohlfahrtsausschusses gezogen. Bei der Verdienstlosigkeit der Zeit und der Theurung der Lebensmittel konnte es nicht schwierig seyn, für so hohen Sold eine beträchtliche Schaar Söldlinge zu erhalten. Aber die Regierung, that sie nichts gegen diese Banditenansammlung? Ja wohl, sie ordnete die Entwaffnung der ordentlichen Milizen in sämmtlichen Gemeinden an, „um einen blutigen Conflict zu verhüten,“ d. h. um die rechtschaffenen Bürger schutzlos den Gelüsten einer zügel-

losen Bande zu überantworten. Der Nouvelliste bezeichnet dieses Benehmen der Regierung wie folgt: „Die öffentliche Gewalt unterstützte den Wohlfahrtsausschuß. Die Bevölkerung, niedergedonnert durch die Unthätigkeit oder vielmehr Billigung der öffentlichen Gewalt, dem Gelüsten bewaffneter Banden überliefert, sah mit Schrecken diese unerhörten Willkürakte. Die Bevölkerung hat sich nicht zur mindesten Demonstration gegen die Meuterer hinreißen lassen. Die Regierungspartei befürchtete immerhin eine allgemeine Erhebung, und um derselben zuvorzukommen, hat sie für gut befunden, zur Entwaffnung der Gemeinden zu schreiten, vorzüglich derjenigen, in denen die Mehrheit gegen sie gestimmt war." „Das ist," schließt der radicale Nouvelliste seinen ersten Bericht, „der Ursprung der Insurrection, welche gegen die Mehrheit des tessinischen Volkes ausgeführt wurde."

Als so die Besorgnisse vor einem gerechten Widerstande in Waffen beseitigt, und die Banditenschaar, an deren Spitze Luvini trat, auf viele Hunderte angewachsen war, setzte sie sich in Marsch nach den obern Bezirken, auf dem Wege immer sich vermehrend und zu Tausenden anwachsend; es galt zumeist Bellenz, dem Sitz der Regierung. Von da aus erließ der Wohlfahrtsausschuß am 24. Februar eine Proklamation, in welcher folgende schamlosen Stellen vorkommen:

„Die Reactionäre haben ihre Verbrechen aller Art um ein neues schreckliches vermehrt. Auf die Nachricht, daß Franciso Degiorgi einer weitverzweigten politisch-reactionären Verschwörung zum Opfer gefallen sei, konnte das Volk sich nicht länger halten und griff zu den Waffen."

„Von Locarno theilte sich die Bewegung augenblicklich den nächsten Bezirken mit und war bald über den ganzen Kanton verbreitet. Mitbürger! wir haben nicht nöthig, euch den Zweck dieser Bewegung anzudeuten. Was wir wollen, ist nicht die Revolution, es ist vielmehr eine Demonstration (pronunciamento *) zu Gunsten der Ordnung. Wir haben die Waffen ergriffen, um die Feinde darnieder zu halten, die vor keiner Freventhat zurückschrecken. Wir

*) Von dieser Bezeichnung nahm nun die Bande selbst den Namen pronunciamento an.

führen nichts gegen die bestehenden Behörden im Sinne, sondern unterstützen dieselben vielmehr, indem wir alle executiven, legislativen und constitutionellen Mittel anwenden wollen, die dem unerträglich gewordenen Zustande des Landes ein Ende zu machen geeignet sind."

„Noch einige Tage und das Vaterland wird glücklich aus der Krise hervorgegangen seyn, die seine schändlichen Feinde ihm bereitet haben, der Friede wird hergestellt seyn; die verbesserten Institutionen werden eine günstigere und sichere Fortentwicklung unserer Freiheiten möglich machen; die freiheitsmörderische Fraction wird, wie in den Jahren 1839 und 1846 dazu verdammt seyn, das glänzende Gestirn der Freiheit Tessins neuerdings seinen majestätischen Lauf beginnen zu sehen. Gott beschütze Tessin."

Gleichzeitig wurde von der Bande an die Regierung das Begehren gestellt, daß die Verfassung geändert, die Behörden erneuert, die Geistlichen aus dem großen Rathe ausgeschlossen, die reactionäre Presse gezähmt werde, und insbesondere: „daß die Kosten der gegenwärtigen Volksbewegung nicht dem Staate zur Last fallen, sondern der Reaction, die deren Ursache ist." „Die bewaffnete Macht, wurde drohend hinzugefügt, wird sich nicht auflösen, bis diese Begehren erfüllt sind."

Zur „Zähmung" der oppositionellen Presse legte die Bande gleich selbst Hand an; sie zog am 25. Febr. die zwei Druckereien zu Lugano, in welchen die zwei Oppositionsblätter, la Unione und il Populino, gedruckt wurden, auf den öffentlichen Platz heraus, zertrümmerte und verbrannte sie. Von da setzte man den Vandalenzug fort bis zum Fuße des Gotthard, in Mitte jener Bevölkerung, welche dem Radicalismus zu allen Zeiten mit unverbrüchlicher Festigkeit entgegengestanden war. Zu Faido waren noch drei Pressen zu zertrümmern; sie waren dem Regierungsanhang besonders verhaßt, weil sie das entschiedenste Oppositionsblatt, il Patriota, unter der Redaction des Nationalraths Cattaneo lieferten. Am 27. gelangte der Schwarm der Freiheitsbrüller nach Faido, und suchte die Pressen auf; man hatte aber, unterrichtet von dem, was in Lugano geschehen, die Druckereien unterdessen in sicheres Versteck gebracht. Doch das diente nur dazu, den Racheburst der Vandalen zu vermehren; sie verwüsteten und plünderten die Lokalitäten, in welchen die Pressen sonst gearbeitet, und erklärten überdieß

dem Gemeinderath, daß sie nicht eher die Gemeinde verlassen würden, als bis man ihnen die Pressen ausliefere, und daß die Gemeinde für jede Stunde Versäumniß hundert Franken werde zu bezahlen haben. Man wußte, wie ernst solche Drohungen gemeint seien, und gab das Verlangte heraus. Die Anführer der Banden stellten hierauf dem Gemeinderath folgende schriftliche Weisung zu: „Das liberale Comité an den Gemeinderath von Faido. Auf den lebhaften Wunsch der Truppe wird anbefohlen, daß behufs Vornahme der Zerstörung der Pressen der Kirchenmeßner sogleich die Glocken festlich zu läuten anfange (suonare a festa). Faido 27. Februar 1855. Für das Comité: Patocchi. Der Sekretär Fusco." Wirklich wurden die Pressen unter dem festlichen Geläute der Glocken und dem Geheule der Banden auf freiem Platze verbrannt.

So war die reactionäre Presse gründlich „gezähmt," alle Führer der Opposition verhaftet oder flüchtig, die Bevölkerung terrorisirt. Die Vorarbeit war jetzt weit genug gediehen; die Regierung durfte getrost den großen Rath einberufen. Das geschah auf den 28. Februar. Von der zahlreichen Opposition stellten sich natürlich nur wenige Mitglieder ein, die meisten derselben waren in Haft oder auf fremdem Boden. Die Regierung schämte sich nicht, die Natur der letzten Vorgänge und die Aufgabe der Behörden in ihrer Botschaft folgendermaßen zu bezeichnen: „Das Volk hat sich neuerdings erhoben, um den Knoten zu zerhauen, den es nicht lösen konnte. Als der blinde Fanatismus den Dolch in das Herz des ausgesuchten Opfers stieß, vermuthete er nicht, daß der Name des Opfers eben dadurch verewiget würde, indem es mit einem großen Akt des Fortschrittes in unserm Lande in enge Verbindung trat. Wir stehen nicht an, Angesichts der Namen, welche der Bewegung zum Panier gedient haben, diesem unsere Huldigung darzubringen, und unsere Verantwortlichkeit mit demselben zu vereinigen. Unsere Aufgabe ist, in wenigen Tagen das Ziel zu erreichen, das seit so vielen Jahren mit so vielen Kräften angestrebt wurde. Um diese Aufgabe nicht zu verfehlen, muß mit energischer Raschheit verfahren werden; man darf sich nicht in Einzelnheiten verlieren, sondern muß geradeaus auf das Ziel zueilen, rasch muß man handeln und sich wohl hüten vor langen unnützen Berathungen. — So laßt uns denn ohne weitere Zögerung zur Verfassungsrevision und eben-

so zur Erneuerung der eidgenössischen Wahlen schreiten, damit auch die Lücken in unserer eidgenössischen Vertretung ausgefüllt werden."

Die Parteimenschen des großen Rathes waren mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden. Am 1. März erließen sie in Annahme der Begehren des Wohlfahrtsausschußes einen Verfassungs-Entwurf, als dessen wesentliche Neuerung der Ausschluß der Geistlichen vom politischen Stimmrechte erschien. Die Hauptttendenz dieser Revision war indeß, das zwei Monate vorher von 14,000 Unterschriften gestellte Begehren um eine im oppositionellen Sinne vorzunehmende Verfassungsrevision jetzt unter der Schreckensherrschaft des bewaffneten Proletariates zu Gunsten der Oligarchenherrschaft zu erledigen. Die Volksabstimmung über den neuen Entwurf wurde schon auf den 4. März angesetzt, zur Prüfung und Besprechung der Vorlagen also nicht die mindeste Zeit gelassen. Man wollte eben mit „energischer Raschheit" verfahren. Bei der Abstimmung ergaben sich, selbst nach den Angaben der Regierungspartei, nicht mehr als 7704 Stimmen für Annahme des Entwurfs, dagegen 1681. Bei den Nationalrathswahlen vom Oktober 1854 hatte die Regierungspartei 7710 Stimmen, die Opposition dagegen 9792 auf sich vereinigt. Letztere, oder was gleichbedeutend ist, die entschiedene Mehrheit des Landes war durch die Banditenwirthschaft gänzlich zum Schweigen gebracht, stimm- und rechtlos gemacht worden. Der große Rath versammelte sich am 7. März, proklamirte den Verfassungs-Entwurf, als von einer großen Volksmehrheit feierlich gutgeheißen, und ordnete die Integralerneuerung des großen Rathes an, neue Wahl sämmtlicher Bezirksgerichte und der Geschwornen, sowie der sechs Mitglieder für den eidgenössischen Nationalrath, und zwar alle diese Volkswahlen schon auf den 11. März. Als Einleitung zu regelmäßiger Vornahme dieser Wahlen bedeutete die Regierung den Gemeindevorstehern, daß sie der vorgeschriebenen Bereinigung der Stimmregister sowie des Namensaufrufes am Anfange der Wahlverhandlungen sich überheben dürften, wodurch die Bestimmung der neuen, wenige Tage zuvor proklamirten Verfassung, daß die Stimmregister jeweilen eine ganze Woche vor dem Wahltage auf der Gemeinderathskanzlei zu Jedermanns Einsicht und Einsprache aufgelegt werden sollen, gleich beim erstenmale schon im Sprunge überhüpft wurde. Man kann sich denken,



daß nun geklagt wird über vorgefallene Unregelmäßigkeiten, über das Eindringen nicht stimmberechtigter Individuen, sowie über förmliche wiederholte Gewaltthätigkeiten, wodurch auch der Schein eines freien Stimmrechtes verschwindet. Doch weil wir uns vorgenommen haben, nur solche Thatsachen zu berichten, deren Wahrheit selbst von einem Theil der radicalen Presse ausdrücklich zugestanden ist, so treten wir hier nicht in diese Einzelnheiten ein, so wenig als wir unsern Bericht verlängern wollen mit den Aufzählungen von persönlichen Mißhandlungen und Eigenthumsbeschädigungen, deren die bewaffnete Bande vielfach angeschuldigt wird. Eine Klagschrift, welche Namens der unterdrückten Volkspartei der Bundesversammlung eingereicht werden soll, wird zur Aufhellung aller Vorfälle führen. Doch wozu noch eine Aufzählung solcher einzelnen Gewaltthaten, nachdem auch ohne sie, durch die bloße Thatsache des bewaffneten Pronunciamento und dessen offen eingestandenen Zweck, alle constitutionellen Rechte der Bürger und der Volksmehrheit vernichtet waren?! Wir wollen einzig die Thatsache erwähnen, daß die Regierung auf Begehren des Wohlfahrtsausschusses eine Zwangsanleihe von 300,000 Franken anordnete, und daß diese Anleihe hauptsächlich von conservativen Gemeinden erhoben, d. h. durch die bewaffneten Banden erpreßt wurde.

Nach solchen Vorgängen durften und konnten die Wahlen des 11. März gleich der Verfassungsabstimmung vom 4. März nur im Sinne der Terroristen ausfallen. Einige Deputirte aus dem Livinenthale abgerechnet, gehört der ganze neue Rath der Schaar des Pronunciamento an. In ihrem Berichte über den im Ganzen unfreien, im Einzelnen wegen vorgefallener Thätlichkeiten geradezu scandalösen, Verlauf der Wahlen hatte die Regierung die Stirn zu sagen: „daß dieselben im Allgemeinen nicht bloß ruhig und würdig, sondern sogar fröhlich und lustig vor sich gegangen seien.“ Das gewaltsame Auseinandersprengen der Wähler der Opposition durch bewaffnete Horden in mehrern Kreisen erschien der hohen Regierung des demokratischen Freistaates „lustig und fröhlich.“ Trotz dieser schmählichen Mitschuld der Regierung an den Schandthaten des Pronunciamento vermochte sie aber doch nicht, bei der durch die Verfassungsrevision nothwendig gewordenen Neuwahl sich zu behaupten. Als der große Rath am 20. März zur Wahl der Re-

gierung schritt, da wurden die meisten ihrer bisherigen Mitglieder als nicht thatkräftig genug beseitigt, und durch Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und der Freischaarenanführer ersetzt; Luvini trat von der Spitze der bewaffneten Banden an die Spitze der Regierung. Der Amtsgehalt eines Regierungsmitgliedes wurde um 800 Fr. vermehrt, ein Steuergesetz erlassen und feierlich erklärt, daß der Wohlfahrtsausschuß sowohl als die bewaffneten Freiwilligen sich um das Vaterland verdient gemacht hätten. Doch die größte That der Landesväter sollte erst folgen. Das bewaffnete Proletariat hatte zwischen der Volksabstimmung vom 4. und derjenigen vom 11. März, eine Hochverrathsklage begehrt — „gegen Leo Stoppani von Ponte Tresa, Kajetan Polari von Morcote, Johann Ariolbi von Lugano, Albert Franzoni von Locarno, Advokat, Ferdinand Cattaneo von Faido und ihre Genossen, als Häupter einer systematischen, verrätherischen und antinationalen Opposition, als Urheber und Anstifter einer ausgelassenen, umsturzlustigen und anarchischen Presse, als Verleiter der öffentlichen Meinung, als unaufhörliche Verbreiter von falschen Nachrichten zum Schaden der öffentlichen Gewalten und des Staates, als Schürer der Revolte, und als schuldig endlich durch eine Reihe von Worten, Schriften und Handlungen des Hochverrathes." Also eine Hochverrathsanklage in einem demokratischen Freistaate wegen „systematischer Opposition." Aber, man denke sich! die herrschende Partei hatte nun, nachdem sie sich auf den Sesseln wieder festgeklammert, die unaussprechliche Großmuth, am 25. März im großen Rathe über die Hochverrathsanklage vermittelst eines Amnestiedekretes zur Tagesordnung zu schreiten. Ja der große Rath ging sogar noch weiter und dehnte die Amnestie aus „über Alles, was während und in Folge des *Pronunciamento* geschehen ist." Daß auf diese Weise die Meuterer, die Schänder des Eigenthums, die Frevler an Verfassung und Gesetz in einem förmlichen Dekret sich selbst amnestirten, ist zwar ein neues aber von dieser Seite begreifliches Verfahren. Was jedoch das Maß des Ungeziemenden übervoll macht, das ist die Schamlosigkeit, womit die meuterischen Herrscher ihre Selbstamnestirung als eine besondere den schuldlosen Opfern des verbrecherischen Gewaltstreiches erwiesene Gnade ausbeuten. Für Alles was die Meuterer während und in Folge des Pronunciamento ver-



brochen, haben sie sich Amnestie ertheilt, während sie nicht daran denken, denjenigen conservativen Bürgern, welche seit den Vorgängen von 1839 und 1841 jetzt noch im Exil sind, ein Gleiches angedeihen zu lassen.

Auch die Tödtung des Degiorgi ist nicht im Dekrete inbegriffen, weil eine leidenschaftliche Justiz dieselbe den conservativen Angegriffenen im Caffe Agostinetti zur Schuld laden zu können hofft. Zweiunddreißig Personen wurden in dieser Angelegenheit verhaftet, und erst gegen Mitte April der kleinere Theil derselben in Freiheit gesetzt. Was man sich über die Parteilichkeit erzählt, mit welcher der Proceß instruirt werde, und auf welche empörende Art namentlich mit den Zeugen, welche nicht nach Wunsch der Beamten reden, gehandelt werden soll, das wollen wir hier bis auf weitere unzweifelhafte Erhärtung übergehen. Doch von Einem Beispiele mag man auf das Uebrige schließen. Wir lesen in der „Suisse," einem liberalen, in Bern erscheinenden Blatte folgende Erklärung mit Namensunterschrift: Ich Unterzeichneter erkläre hiemit, daß, als ich vor die gerichtliche Untersuchungs-Commission von Locarno in der Eigenschaft als Zeuge in dem Proceß Degiorgi berufen wurde, der Advokat Passini von Ascona als Staatsanwalt (unsern Gesetzen zuwider) gegenwärtig gewesen und mich zur Thüre hinausgewiesen habe, als ich das Zeugniß ablegte: daß Degiorgi am 20. Februar Nachmittags halb fünf Uhr unter dem Balkon des Caffe Agostinetti gewesen sei und zu Advokat Franzoni, welcher auf dem Balkon sich befand, hinaufschauend diesem unter Gestikulationen zugerufen habe: „Gut, gut, wir werden Ihnen die Ohren abschneiden." Ich erkläre, daß Staatsanwalt Passini, mich wieder in den Saal zurückrufend, zu mir sagte: „Nehmt euch in Acht, es war nicht halb fünf Uhr, sondern später," worauf ich erwiderte: „Ich habe die Wahrheit gesagt und bin bereit, sie überall, wo es nöthig seyn sollte, zu bekräftigen." Unterzeichnet Lorenz Pelloni von Piazzogna.

(Schluß folgt.)

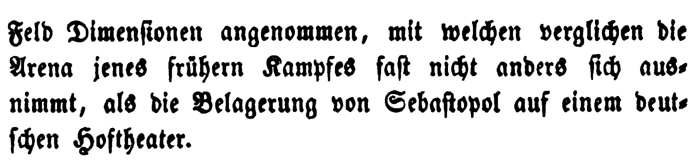
LVII.

Aphoristische Zeitläufte.

I.

Die kirchliche Frage und die politische Frage.

Neben ihrer unermeßlichen Plage hat diese unsere Zeit aber doch auch ihre unübertroffene Größe. Jede große Zeit ist an sich schon schwere Zeit, um so schwerer je kleiner die Menschen in ihr. Zudem hat sie nach ihrer eigenthümlichen Signatur unsere Generation noch wenig vorbereitet getroffen, und so wenig weiß diese in die durchgängige Veränderung sich zu finden, daß sie nur in seltenen Fällen der ganz veränderten Lage objectiv sich bewußt wird. Ein gewisses subjectives Gefühl der Beklemmung ist in der Regel der ganze Eindruck auf die Geister, und ihre ganze Thätigkeit, daß man von einer Woche auf die andere die alten geruhigen Tage der letzten dreißig Jahre wiederkehren zu sehen hofft. Und doch sind sie für immer dahin. Die katholische Publicistik z. B. wird nie mehr ihre Spalten so leer haben für anticonstitutionelle Diatriben und Controversen gegen junge Einfälle des rationalistischen Protestantismus. Dieser Kampf hatte seine Zeit und es war ein mächtiger Kampf. Jetzt aber sind die Gegner andere geworden, und zugleich hat das Schlacht-



Feld Dimensionen angenommen, mit welchen verglichen die Arena jenes frühern Kampfes fast nicht anders sich ausnimmt, als die Belagerung von Sebastopol auf einem deutschen Hoftheater.

Soll man die Signatur der Veränderung kurz bezeichnen, so könnte man sagen: die Phantasmata der falschen Philosophie seien plötzlich an ihrem eigenen Uebermaß ohnmächtig geworden, dagegen die Gewalten der falschen Theogie in die Reihe eingerückt. Rußland statt Frankreich, politisch gesprochen. Anstatt der hundertjährigen protestirenden Negation eine sehr mannigfaltige protestirende Contraposition, kirchlich gesprochen. Hinter beiden aber jene alte Macht keineswegs todt, vielmehr nur durch die Wucht des bewaffneten Arms in ihrer Ohnmacht niedergehalten und jeden Augenblick drohend, mit furchtbarern modernen Ausgeburten den Eindringling auf der eigenen Seite wegzufegen, und vor dem Gegner von Jeher von Neuem sich aufzustellen.

Der äußerste Westen des Erdballs ist bereits eingegangen in den großen Kampf, wenigstens in der kirchlichen Beziehung, und bis nach dem äußersten Osten hin rührt es sich täglich unwiderstehlicher. Endlich konnte auch jener Theil der alten Welt der Bewegung nicht mehr fremd bleiben, der einst, vom Abendroth des antiken Heidenthums beleuchtet, wie ein blühender Garten im breiten Gürtel die östliche Hälfte des mittelländischen Meeres umgab, aber, kaum erwärmt vom Hauche des Christenthums, dahinwelkte und nun vierhundert Jahre lang in unfruchtbarster Erstarrung unter osmanischer Barbarei gefangen lag. Für Meditationen ein reicher und bereits fruchtbar aufgegriffener Stoff! Wie das möglich geworden — kaum einen Büchsenschuß weit, um so zu sagen, von der Hauptstadt der abendländischen Christenheit, und während von ihr aus auch der letzte kalte und sterile Winkel Europa's mit dem neuen Leben erfüllt ward? Wie das ein paar Jahrhunderte hindurch möglich gewesen, fast ohne daß

die Fürsten des christlichen Abendlandes die Anomalie nur vermerkten? Und wie sie auch zu dieser Stunde noch bloß durch die unabänderliche Nothwendigkeit gezwungen sind, an der ungeheuern Anomalie zu rühren und zu rütteln? Bei der nothgedrungenen Berührung aber hat das Denkmal christlicher Schande sich zum Sturze geneigt, und wie sie auch Sparren und Stützen anwenden, sie werden keinen Augenblick mehr davon loskommen. Auch hat der nordische Ueberfall diese unausweichliche Verwicklung des Abendlandes mit den ältesten Bildungsstätten der antiken Welt nur beschleunigt. Eingetreten wäre sie ohnedieß und unaufhaltsam. Die Völker und Länder sind seit zwanzig Jahren sich allzu nahe gerückt, als daß jene Brücken der Civilisation von ihrem unabsehbaren Gedränge fernab und unberührt, allein von einer Handvoll schläfriger Barbaren betreten, hätten fortdauern können. Keine deutsche Hauptstadt lag vor zwanzig Jahren noch der andern näher, als Constantinopel jetzt jedem von uns. Und wo die alten Römer in der Nußschaale ihrer Galeeren einst gewaltig waren, da sollten unsere Verkehrs-Wunder zu Wasser und zu Land in ehrerbietiger Ferne stumme Zuschauer abgeben? Unmöglich! Die christliche Civilisation, in ihrem Ausgang angekommen an den Grenzen des Westens, strebt auf der Heimkehr wieder zurück nach — Osten.

Die Rückeroberung des osmanischen Raubes für die christliche Entwicklung wird aber in dieser nothwendig eine Epoche bilden, deren Tragweite sich vom Menschengeiste wohl ahnen, jedoch nicht ermessen läßt. Sie wird zunächst das Signal zu einem religiös-politischen Kampfe geben, so immense, als wenn das antike Heidenthum selber nocheinmal aus dem Grabe aufstehe, um dem letzten Rest seiner selbst auf Erden zu Hülfe zu eilen. Täusche man sich nicht, die falsche Theologie im Osten wird sich, wenn auch noch so schlaftrunken, grimmig aufbäumen, und die eben in der Consolidirung begriffene Milchschwester im Norden wird ihre

Zeit als gekommen erachten. Von derselben Theologie hat die alle Gedanken dieses Moments beherrschende Frage ihren Ursprung genommen; in ihrem Namen reclamirte Rußland die Türkei; in ihrem Namen machte man auch im deutschen Norden die Frage zu einer specifisch confessionellen; und selbst da, wo die falsche Philosophie die Geister befangen hält, mußte man Angesichts der Bewegung doch gestehen, daß die positive Religion noch mehr vermöge, als bloß der hohen Polizei zum Faulbettlein gegen den dummen Pöbel zu dienen. Diese Einsicht ist ein großer Fortschritt im Kampfe. Daß die falsche Theologie jener Philosophie noch ungleich widerwärtiger und verhaßter ist als die wahre, und zwar ganz logik- und naturgemäß, und auf Grund des restirenden Gefühls für richtige Consequenz: dieß ist ein zweiter Vortheil in der neuen Lage. Als der dritte endlich, ist nicht zu läugnen: daß der geistige Kampf gegen die falsche Theologie ebenso behend, siegessicher und lohnend seyn wird, wie der gegen die falsche Philosophie endlos, ermüdend und meist unfruchtbar war und ist.

Mit andern Worten: die religiöse Bewegung der Zukunft wird sich verlaufen, nicht zwischen flottanten Meinungen wie bisher, sondern zwischen „Kirchen", zunächst zwischen drei Kirchen, deren jede ihre göttliche Realität und Alleinwahrheit behauptet. Zu dem Ende hat selbst da, wo sonst keine Spur eines solchen Kirchenbegriffes zu finden war, im deutschen Protestantismus nämlich, derselbe erst in den jüngsten sechs bis sieben Jahren sich zu bilden angefangen. Die Anschauungen und die Wege des bezüglichen Strebens sind verschieden: aber was sie dort eigentlich wollen und zu bedürfen glauben, ist nichts anderes als eine reale, von Oben veranstaltete Kirche mit fester objektiven Glaubensnorm. Man wird das Gewicht dieser urplötzlichen Wendung in der jenseitigen Theologie nicht leicht überschätzen. Schon ihr Ursprung und äußerer Anlaß ist höchst bedeutsam.

Dreihundert Jahre lang hatte der Staat dem deutschen Protestantismus das ersetzt, was sonst die Kirche als Anstalt für die Religion gewesen; der Staat war auch, bei der eigenthümlichen Gestaltung des officiellen oder symbolischen Kirchenbegriffs, dieser Rolle vollkommen Meister. So durchgehend ward die Identität zwischen der so begriffenen Kirche und dem Staat, daß sie auch dadurch keine wesentliche Störung erlitt, als die falsche Philosophie diesen Staat ergriff und ihn allmählig ganz entchristlichte, d. i. nach ihrem Sinne umgestaltete. Die katholische Kirche, welche sich dem Staate überhaupt und diesem Staate insbesondere freiwillig nicht hingab, deren Wesenheit vielmehr gerade ist, eine positive, lebendig organisirte Anstalt für sich zu seyn, sie ward von ihm mit Gewalt in Fesseln geschlagen, soweit sein Arm sie erreichte; für das protestantische Bekenntniß dagegen vermochte er von Rechtswegen zu declariren: die Kirche das bin ich! In diesem Sinne trug er den legitimen Titel: „evangelischer Staat." Erst damals ward das Verhältniß in größern Kreisen unleidlich, als eines schönen Frühlings die falsche Philosophie ihre letzte Hand an die Umbildung des Staats zu legen begann; man mußte darauf gefaßt seyn, daß eine atheistische Republik, viel schlimmer als der antik heidnische Staat, daraus werde. Jetzt, erst jetzt erscholl der Schreckens-Ruf: „Unsere Kirche"! aus allen noch nicht entchristlichten Herzen. „Unsere Kirche"! Frei muß sie seyn von den usurpatorischen Eingriffen dieses Staates — riefen die Katholiken, und so ergaben sich in aller Selbstverständlichkeit ihre Kirchenfragen. „Unsere Kirche"! Wo ist sie, wenn nicht in und an diesem Staat? wir sehen sie nicht! — so jammerten die Gläubigen akatholischen Bekenntnisses. Und seitdem sind sie beflissen, zu bauen, was sie nicht einmal in der Theorie, nicht einmal begriffsweise in ihren symbolischen Büchern hatten und haben — eine wirkliche Kirche. So ward auch ihnen ihre „Kirchenfrage" aufgedrängt.

Die histor.-polit. Blätter sind an einem andern Orte

seit Langem beschäftigt, diesen Proceß nach allen seinen Stadien zu beschreiben, und haben vorerst die grenzenlose Verwirrung der allgemeinen und großen Reaction so getreulich nach der Natur portraitirt, daß mancher Leser mit schwindelndem Begriffsvermögen vor diesem Bilde stand. Es war übrigens durchaus nöthig, über das neueste Chaos nicht nur ein allgemeines Raisonnement einzutragen, sondern es förmlich und abbildlich zu Papier zu bringen, schon deßhalb, weil erst auf diesem Hintergrunde die Richtung nach einer realen Kirche in ihrer absoluten Neuheit, Naturnothwendigkeit und Tragweite sich gehörig hervorheben wird. Die „Streiflichter“ werden demnach sofort zeigen, wie man drüben an der Identität von Staat und Kirche als sichtbarer Anstalt irre geworden, und neben diesem greifbaren Staat nun auch eine ähnlich construirte Kirche haben zu müssen glaubt.

War eine Trennung von Kirchengeschichte und Profangeschichte immer nur möglich in unfruchtbarer Abstraktion, so ist dieß voraussichtlich um so mehr in der nächsten Zukunft der Fall, aus dem doppelten Grunde: dem bevorstehenden Wiedereintritt des seit Jahrhunderten erstarrten Ostens in die christliche Entwicklung und der gleichzeitigen Wendung im deutschen Protestantismus zur positiven Schöpfung einer Kirche. Diese Blätter haben auch früher schon, unter der Rubrik „Zeitläufte“, stets die beiden Seiten des geschichtlichen Seyns und Werdens zugleich und zumal behandelt. Aber so ganz plötzlich, neu und anfänglich unberechenbar wie unvorbereitet in Ziel und Folgen trat vor Allem jene deutsch-protestantische Wendung auf, daß der Faden der Tradition riß, und für die religiöse Seite der Betrachtung der Tagesereignisse geradezu ein neuer Grund gelegt werden mußte. Dieß geschieht in den „Streiflichtern“. Wer sich immer noch allein der falschen Philosophie, wie vor zehn und zwanzig Jahren, gegenübergestellt wähnen wollte, dem müßten die wichtigsten Erscheinungen im politischen, religiösen, literarischen Leben

geradezu unverständlich seyn oder als ephemere Grillen erscheinen. Wer heute noch von jenem alten Standpunkte aus gegen den deutschen Protestantismus den großen Streit führen wollte, dem würden neunzig von hundert Adressaten erwidern: das trifft uns nicht, im Gegentheile unsere eigenen Anfeinder! Auf dem neuen Standpunkte aber behauptet, wie gesagt, die katholische Anschauung die ganze Ueberlegenheit der Consequenz, nachdem ihr der Gegner endlich einmal faßbar geworden.

Wie tief andererseits, der Sache auf den Grund gegangen, insbesondere die östliche Frage mit der großen religiösen Bewegung im Allgemeinen und speciell mit der Richtung auf den Kirchen-Begriff bereits verwickelt ist, und mehr und mehr werden wird: dafür liegt uns eben in einer literarischen Novität ein bemerkenswerthes Beispiel vor.

II.

„Politik und Kirchenthum des Abendlaudes in ihrem Verhältniß zum Orient, von Dr. Gustav Widenmann" (Nördlingen bei Beck 1855). 52 S.

An sich interessant und durch die gehaltene Resignation eines tiefchristlichen Gefühls in geistreicher Darstellung fast wehmüthig ansprechend, hat das genannte Büchlein für uns noch besondere Bedeutung. Es zeigt unabsichtlich, wie in diesen unsern Tagen auch auf scheinbar reinpolitischem Gebiete der Schrei nach einer „Kirche", vielmehr nach der Kirche ganz natürlichen Anlaß zu finden vermag; wie die großen politischen Fragen deßhalb unlösbar scheinen können, weil die „Kirche" noch nicht existire oder nicht ausgebaut sei; wie insbesondere die orientalische Frage bereits zum hervorstechen-



den Antrieb geworden ist, die Forschung um den Begriff „Kirche“ zu stimuliren und die Nothwendigkeit nahe zu legen, daß der Bau oder Ausbau der rechten Kirche wo möglich lieber heute als morgen begonnen werde. Der Herr Verfasser gehört der katholischen Kirche nur durch die allgemeine Christentaufe an; er ist auch bis jetzt nicht, wie die Neulutheraner, über die unsichtbare Kirche der protestantischen Symbole hinausgekommen. Vielmehr ist die hinter der Predigt der wahren christlichen Lehre unfehlbar versteckt liegende „Gemeinde der Heiligen“ oder wahrhaft Gläubigen auch ihm die Kirche; und mit dieser von unten auf sich bauenden „Kirche“ tritt er nun, als mit der einzigen Macht, von der Lösung und Rettung zu hoffen sei — den welthistorischen Fragen unserer Zeit entgegen. Betrachten wir den Proceß der Schrift.

Bisher — sagt Hr. Dr. Widenmann — wollte das System des Gleichgewichts dem Interesse der Selbsterhaltung auf mechanischem Wege gerecht werden. Daraus entsprang ein fortdauernder Zustand allgemeiner innerer Staatskrankheit, der noch viel höher zu beklagen ist, als die Gräuel eines vorübergehenden Krieges. Die Quelle des Uebels ist der Mangel jeder geistigen Organisation der europäischen Gesammtpolitik. Eine Verständigung der Hauptmächte Europa's aber zur gegenseitigen Anerkennung ihrer berechtigten Ziele kann in einem christlichen Welttheil keine Unmöglichkeit seyn. Nur ein solches Europa ist im Stande, die asiatische Welt in richtiger Weise zu leiten, welche jetzt nach vielen Jahrhunderten, und zwar in viel größerm Maßstab als je vorher, wieder geöffnet vor ihm liegt. Die bloße Macht reicht nicht aus, um die abgestorbene Cultur der alten Welt zu reinigen, um die unreifen Bewegungen des gährenden Amerika zu leiten, sondern nur durch den Geist kann das geschehen, aus dem allein auch eine solche europäische Welt-Macht sich zu entwickeln vermag.

Daher kommt, wie der Hr. Verfasser weiter ausführt,

die instinktmäßige Scheu des Abendlandes, die nichtige Phrase von der Achtung vor der Souverainetät der Pforte fahren zu lassen. Man glaubt nicht das Recht zu haben, der muhamedanischen Regierung im Interesse der christlichen Glaubensgenossen Zwang anzuthun. Wirklich hat auch nur ein Christenthum, das den nichtchristlichen Völkern die Hoheit des sittlichen und staatlichen Lebens der unter seinem Einfluß stehenden Völker praktisch und handgreiflich zur Ueberzeugung bringt, das innere Recht, mit politischer Machtübung einzuschreiten gegen den Islamstaat, wo er in falschem Hochmuth Bekenner des Christenthums drückt und quält. Nur das abendländische Kirchenthum wird dieß einst wagen können. Die Nichtvollendung der abendländischen Kirche ist die Ursache, daß ein positives Eingreifen in die innern Verhältnisse eines Islamstaates, jetzt schon, moralisch und politisch nicht angeht. Ebenso würde Rußland einem Abendlande, das wüßte, was es wollen muß und was es an die Stelle der zusammenbrechenden Herrschaft setzen kann — keinen Widerstand leisten. Man begreift aber, „was Alles für ein solches Ansehen des Christenthums nach Außen vorausgesetzt ist: gründliche Neubelebung seines Kirchenthums, Stärkung seines Einheitsgefühles gegenüber den Spaltungen, welche ihm die Achtung der Nichtchristen rauben, eine Durchbringung der weltlichen Verhältnisse und des praktischen Lebens, damit nicht die außer ihm Stehenden Anlaß haben, auf seine Bekenner herunterzusehen, vielmehr einen mächtig ziehenden Anreiz finden, sich zu ihm als einer Quelle des Heils zu wenden."

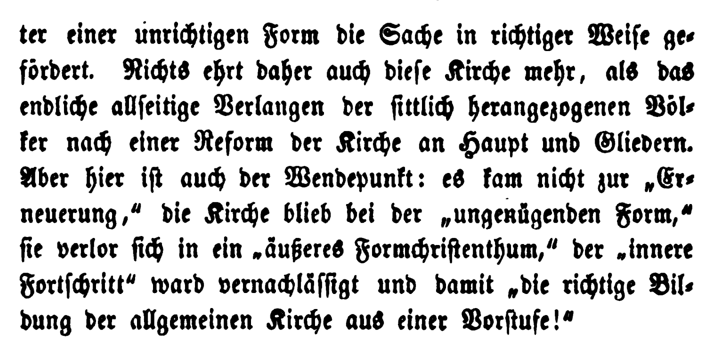
Wer wird läugnen, daß unter dieser Bedingung nicht nur die orientalische, sondern auch alle anderen „Fragen" gelöst wären! Ebenso tiefsinnig fügt Dr. Widenmann bei: so lange eine solche umfassende sittlich-religiöse Erziehung der Massen auf kirchlichem Felde nicht gesichert ist, und damit Recht und Kraft, auch die verwirrten Verhältnisse der nichtchristlichen Völker zu ordnen, und insbesondere auf die Is-

lamstaaten als Autorität einzuwirken, solange ist die Scheu des Abendlandes, in gewaltsamer Weise einzugreifen, ein ehrenwerthes Bekenntniß dieses Mangels. Wenn aber Rußland, als Vertreter der Ostkirche, gegen den Islam aufzutreten eine unbezähmbare Begierde hat, so zeigt dieß nur die niedrige, um das innere Recht unbekümmerte, bloß auf Macht-Vergrößerung gehende Richtung dieser Politik und ihren gänzlichen Mangel an Selbsterkenntniß. Die Mumienhaftigkeit der Ostkirche war eben eine der Ursachen des Islam und das willkommene Material seiner Kampfslust; „und es ist eine geschichtliche Unmöglichkeit, daß nun die verderbte Ost-Kirche den morschgewordenen Islam einfach wieder ersetzt."

Die Ostkirche habe, statt der Aufgabe des Christenthums nachzukommen, bloß den Islam aus sich erzeugt — dieser Gedanke beherrscht überhaupt die ganze Anschauung des Verfassers. Jene Aufgabe: neben der religiös-sittlichen Erziehung die Anwendung eines politisch-gesetzlichen Hebels für die Massen hergehen zu lassen, ward in der abendländischen katholischen Kirche „annähernd" erfüllt, während sie in der Ostkirche in ihr Gegentheil gefälscht wurde. Statt das Volk für christliches Leben zu erziehen, hat die Ostkirche die speciellen Glaubensartikel zum Gegenstand eines gemeinen politisch-materiellen Parteikampfs unter Theilnahme der verderbten Massen gemacht; statt wie im Abendland die Kirche frei und mächtig mit ihrer Autorität über einen noch rohen Staat hinzustellen und nachher sie diesem Staat gegenüber wenigstens in ihrer Selbstständigkeit zu erhalten, ließ man sie zur Parteigängerin an den unwürdigen Intriguen eines absterbenden Staatslebens herabsinken; und während die abendländische Kirche die Elemente einer neuen Bildung über die Barbarenfluth emporhielt, ging die Ostkirche in der Fäulniß des noch übrigen Restes der antiken Welt unter. Die Weltgeschichte übt ein furchtbar gerechtes Gericht: das Verderben des byzantinischen Kirchen- und Staatslebens ist es

gewesen, woraus der Islam als Feind des Christenthums geboren wurde. Es wäre einmal Zeit, die Weise Voltaire's zu verlassen, der in seinem Haß die gottbegeisterte Jungfrau von Orleans als Lagermetze, wie Muhamed als Betrüger behandelte. „Bei Muhameds glühender Religiosität war es wenigstens möglich, daß, wenn er von dem wahren, ächten, lebendigen Christenthum berührt worden wäre, er Christus nicht mißverstanden und sich dem Kreuze gebeugt hätte; er wäre dann vielleicht einer seiner größten Apostel geworden, wie er nun eine der schwersten Geißeln des Christenthums gewesen ist.“ Zeigt ja die politisch-sociale Gestaltung seines eigenen Werkes, zu welcher Organisation über weite Völker er berufen gewesen wäre, wenn er hinter der götzenhaften Aeußerlichkeit in der Ostkirche den tiefsten Punkt des Christenthums hätte finden können.

Von der Ostkirche ist also nichts zu hoffen. Dagegen hat die katholische Kirche des Abendlandes in weitem Umfang, trotz der unvollkommenen Form, jener Aufgabe genuggethan. Das Gelingen eines großen Theils derselben verdankte sie der Anwendung politisch-gesetzlicher Hebel, die neben der religiös-sittlichen Erziehung hergehen mußten. Daher die einflußreiche Stellung des Episcopats und Primats jener Zeit. Daher auch der Cölibat für dazumal ein Mittel, die Kirche vor gefährlicher Versumpfung zu bewahren, wie er denn seine beste Rechtfertigung in der Priesterehe der griechischen Kirche hat, wo diese in ein kastenartiges Levitenthum ausgelaufen, indem nur Söhne von Popen wieder Popen werden, und also viel zur Ausbildung der Cäsaropapie beigetragen. Nur aus der gegenseitigen Selbstständigkeit von Staat und Kirche konnte am Ende die nöthige geistige Freiheit hervorgehen. So hat die katholische Kirche in der ältern Zeit, bei großen Fehlern im Aeußern, doch den Beruf der Massenerziehung wesentlich erfaßt, ist durch religiös-sittliche Energie der Einzelnen thatsächlich der Aufgabe nahe gekommen und hat hin-



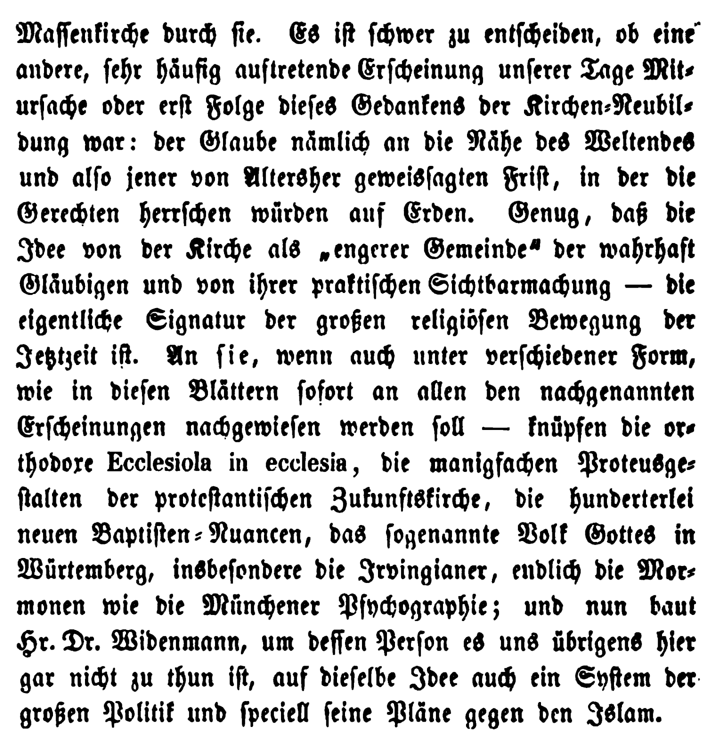
ter einer unrichtigen Form die Sache in richtiger Weise gefördert. Nichts ehrt daher auch diese Kirche mehr, als das endliche allseitige Verlangen der sittlich herangezogenen Völker nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber hier ist auch der Wendepunkt: es kam nicht zur „Erneuerung," die Kirche blieb bei der „ungenügenden Form," sie verlor sich in ein „äußeres Formchristenthum," der „innere Fortschritt" ward vernachlässigt und damit „die richtige Bildung der allgemeinen Kirche aus einer Vorstufe!"

Dazu nun sollte der Protestantismus treiben, als eine Oppositionsgemeinde in der kirchlichen Entwicklung, und dann aufhören. Aber auch er blieb vorerst ganz im Geleise der alten Kirche. Noch jetzt scheint er dem Hrn. Verfasser nicht die besten Hoffnungen zu bieten. „Nicht nur pflichtvergessen, sondern ekelerregend ist es, wenn man protestantische Kirchenmänner in dem jetzigen europäischen Kampf die Partei des Staats der verdorbenen Ostkirche nehmen und aus Haß gegen das Papstthum, zu dessen geistiger Besiegung ihnen die Kraft fehlt, an die äußere Gewalt eines Gegners der katholischen Kirche sich anlehnen sieht; durch diese Anklammerung an die Cäsaropapie der Russen zeigen diese Protestanten nur, daß sie, unter Verläugnung des innersten Princips des Protestantismus, noch in der Erinnerung an die Fleischtöpfe Aegyptens schwelgen, an die gute alte Zeit, wo sie als gehorsame Diener weltlicher Herren nach unten ihren eigenen Papst-Gelüsten die Zügel schießen ließen." Dennoch glaubt Hr. Widenmann, daß nun die „positive Periode" des Protestantismus angebrochen, und er endlich „durch Herstellung der richtigen Organisation für das, was er an der alten Kirche verworfen hat, einen genügenden Ersatz bieten solle."

Wie denkt sich nun der Verf. diese Organisation? Antwort: als das wahre Verhältniß zwischen „engerer Gemeinde" und „allgemeiner Kirche," „auserwählter Gemeinde" und „Massenkirche," zwischen „erst zu erziehenden Christen und

reifen Christen" — ein Verhältniß, von dem katholischerseits nur noch eine Ahnung übrig sei in dem Unterschied von Klerus und Laien. Statt der Spielereien mit dem Begriff der „unsichtbaren Kirche" müsse nun die Gemeinde der wahren Christen zu sichtbarer, greifbarer Wirksamkeit hervortreten und Hand anlegen zur leiblichen und geistigen Hebung des Nächsten. Nicht etwa nur um Erstürmung von Rechten handle es sich hüben wie drüben, sondern Aufbietung aller moralischen und geistigen Kraft von Oben bis Unten sei nöthig. „Die Ueberlieferung und Autorität im lebendigen Sinne, d. h. die Begleitung der Schriftlehre durch den Beweis des Geistes und der Kraft, ist dasjenige, was der engern Kirche, als Gemeinde der wahren Christen genommen, das Recht und die Macht gibt, die Mitglieder der weiten Kirche unter Obsorge zu nehmen." Diese Kirche wird denn auch wie von selbst eine wahrhaft christliche Politik herstellen und allen nichtchristlichen Völkern imponiren, namentlich auch dem Islam.

Man dürfte geneigt seyn, kurz zu erwidern: Einverstanden! wenn einmal überall die wahren Christen in der Uebermacht sind, dann ist der ewigen Verlegenheit geholfen; durch die Trennung und Entgegensetzung der „engern Gemeinde" als der Kirche einerseits und der Massenkirche andererseits werden aber erfahrungsmäßig nicht wahre Christen, nicht Demüthige, sondern hochmüthige pharisäischen Sektirer. Dennoch ist nur ein kleines Häuflein dieser Anschauung der Kirche als der Consequenz des symbolisch-protestantischen Kirchenbegriffs entronnen, nachdem die Noth der Zeit den Gußmantel des hergebrachten Territorial- oder Landes-Kirchenthums endlich völlig zerschlagen. Es handelte sich nun um den neuen Guß einer an und für sich sichtbaren Kirche, und da die „Gemeinde der Heiligen," nach der Lehre der Symbole, die wahre Kirche ist, so dachte man sich die Manipulation einfach als Sichtbarmachung dieser engern Gemeinde und Beherrschung der



Massenkirche durch sie. Es ist schwer zu entscheiden, ob eine andere, sehr häufig auftretende Erscheinung unserer Tage Mitursache oder erst Folge dieses Gedankens der Kirchen-Neubildung war: der Glaube nämlich an die Nähe des Weltendes und also jener von Altersher geweissagten Frist, in der die Gerechten herrschen würden auf Erden. Genug, daß die Idee von der Kirche als „engerer Gemeinde" der wahrhaft Gläubigen und von ihrer praktischen Sichtbarmachung — die eigentliche Signatur der großen religiösen Bewegung der Jetztzeit ist. An sie, wenn auch unter verschiedener Form, wie in diesen Blättern sofort an allen den nachgenannten Erscheinungen nachgewiesen werden soll — knüpfen die orthodoxe Ecclesiola in ecclesia, die manigfachen Proteusgestalten der protestantischen Zukunftskirche, die hunderterlei neuen Baptisten-Nuancen, das sogenannte Volk Gottes in Würtemberg, insbesondere die Irvingianer, endlich die Mormonen wie die Münchener Psychographie; und nun baut Hr. Dr. Widenmann, um dessen Person es uns übrigens hier gar nicht zu thun ist, auf dieselbe Idee auch ein System der großen Politik und speciell seine Pläne gegen den Islam.

Es gibt keinen principalern Unterschied zwischen katholischer und protestirender Anschauung als diesen Kirchenbegriff. Einerseits die objektiv gegebene, von Oben gegründete Anstalt zur Bewahrung des Werkes Christi, die Kirche, wenn auch zu einer Zeit kein einziger wahrhaft Gläubiger auf Erden lebte (dasselbe was der Hr. Verf. die „ungenügende Form" nennt); andererseits die subjektiv werdende, von Unten, aus den Gläubigen sich erbauende Kirche, mit ihrem gegenwärtigen Streben sichtbar zu werden und durch glänzende Leistungen ihrer „Heiligen" zu imponiren, sich die Geltung zu erobern. Dort die Kirche immer sich gleich bleibend unter aller Schuld der Menschen; hier steigend und fallend je nach den veränderlichen Bemühungen der Gläubigen um sie. Dort das Amt göttlich an sich; hier erst geziert durch den Mann.

Es ist wahr: wenn je zu einer Zeit das Aufgebot der letzten Kräfte im Dienste der Kirche drängte, so ist es jetzt. Aber dort ruft die Anstalt: kommt Alle, ich spende das Brod des Lebens seit achtzehnhundert Jahren, auch sind schon Schaaren von Heiligen von mir ausgegangen und haben wieder wahre Christen gemacht in Schaaren. Hier dagegen rufen die „Heiligen": sammelt euch endlich aus der verlüderlichten Massenkirche und laßt zu ihrer Leitung als die Kirche uns constituiren! Dort Demuth die erste Tugend des Hirten wie des Gehüteten; hier eine Anzahl Auserwählter vor die furchtbare Aufgabe gestellt, durch eigene Vortrefflichkeit dem störrigen Eigenwillen inner- und außerhalb der „weiten Kirche" so zu imponiren, daß der harte Nacken von freien Stücken unter die Zucht der kleinen engern Gemeinde sich beuge. Hier daher, ob man nun einer neuen Ankunft des heiligen Geistes entgegenharre oder nicht, die Kirche jedenfalls noch in den Windeln; dort die göttliche Stiftung Christi jeden Moment allen Aufgaben der Geschichte gewachsen, und gerade deßhalb nie auf Welttheater-Knalleffekte sinnend.

Man ist katholischerseits auch nicht gemeint, die Christen unter dem Joch des Islam erst auf jene Constituirung und ihren Erfolg warten zu lassen, d. i. möglicherweise ad calendas graecas. Das kommt von dem guten Bewußtseyn, daß ein einziger armer Ordensmann, der den lieben langen Tag bis in die sinkende Nacht auf der Kanzel steht und im Beichtstuhl sitzt, viel mehr und unmittelbarer — zufolge der eigenen Anschauung des Hrn. Verfassers — an der orientalischen Frage und ihrer Lösung arbeitet, als alle Gelehrten der zu constituirenden Kirche. Mit froher Hoffnung sieht aber der Katholik auch die Letztern an die Arbeit gehen, deßhalb, weil es nicht fehlen kann, daß nicht manche kostbare Erfahrung am Stein des Sisyphus der wirklichen Kirche zu gut kommen wird. Die orientalische Frage ist die große des Jahrhunderts, aber die noch größere hat die Frage zu werden angefangen: „was ist Kirche"?

III.

Hoffnungssterne am Nachthimmel Spaniens.

Neben den Primitien einer neuen alten Welt im Osten bleiben zwei Punkte im Westen Europa's zu wenig gewürdigt, die doch für die innere und äußere politische Zukunft des Welttheils nicht geringere Wichtigkeit zu haben scheinen, als die ganze eben erst der Geschichte verfallene Periode der constitutionellen Generation zusammengenommen. Einer der beliebtesten Vorwürfe gegen die katholische Sache wird noch immer von der praktischen politisch-socialen Nützlichkeit hergenommen und lautet: seht das Misere Spaniens, die Prosperität Englands! Gerade dieß sind jene zwei Punkte. Spanien, das jetzt mehr als je mit einer Wendung zu neuer und doch uralter Politik im Innern voranzugehen verspricht; England, das mehr und mehr auf jene dort nahezu überwundene Bahn des Unheils gedrängt zu werden scheint, und bei der dominirenden Machtstellung, die ihm seit zwei Generationen nach Außen gegönnt war, mit einer doppelt folgenreichen Bewegung schwanger geht! Beiderseits steht dieselbe nicht außerhalb eigenthümlicher Beziehung zu den Ereignissen im Orient; sie sind für beide eine Art Prüfstein geworden. Für Spanien insofern, als es sonst sicher nicht so wie jetzt ausschließlich seiner eigenen inneren Entwicklung überlassen gewesen wäre. Das politische Leben Englands aber empfing ebendaher, indirekt vom Osten, einen Anstoß, den hervorzubringen die Welterschütterung der französischen Revolution und des ersten Bonapartismus einst vergeblich bemüht war. Ein gründlicher Unterschied zwischen der beiderseitigen Situation springt von selbst in die Augen: Spanien steht an einem Ende, England am Anfang des Processes.

Der Gefahr, daß eine an sich noch so schwache, aber innerlich gut organisirte revolutionäre Minderheit an das Ruder gelange, und unter den enormsten Rechtsverletzungen bis zur Selbstvernichtung sich erhalte, sind katholische Völker am allermeisten ausgesetzt. Die specifisch katholischen Cardinal-Tugenden der Demuth und Geduld sind die natürlichen Feinde des „Insurrektionsrechts“. So konnte die neueste Geschichte Spaniens und Portugals entstehen; die illegitime Usurpation selber setzte dort wie hier die Revolution zu sich auf den Thron, und die letztere blieb eigentliche Herrscherin neben den Figuranten. Sie blieb es über ein ihr wildfremdes Volk. Während selbst Genf, die Calvinsstadt, jüngst auf allen Höhen ringsum die Freudenfeuer leuchten sah, die zur Feier der Dogmatisirung vom 8. Dec. aus den Herzen des katholischen Volkes brannten, durfte die portugiesische Regierung unter dem Beifall ihrer Cortes die gottesdienstliche Begehung des Ereignisses in der Patriarchats-Kirche zu Lissabon verbieten, und in Madrid wäre die betreffende Bulle vor den Cortes nahezu am Mangel des Exequatur untergegangen. Der principiellen und offenen Feindschaft gegen die Kirche entspricht der vollendetste Ruin beider Länder. Dennoch herrschen in Madrid wie in Lissabon dieselben Parteien seit bald einem Menschenalter, angefochten nur durch die Rivalität unter sich, und dann und wann durch die Sache des Legitimismus.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man oft Zweifel erheben hörte, ob denn in jenen Ländern die alte katholische Treue im Volke wirklich noch unerschüttert bestehe? Man wird aber auch für Spanien den bejahenden Beweis als unwidersprechlich geliefert erachten, seitdem in den jüngsten drei Monaten die Gesetze über die Toleranzfrage und über den Verkauf der Güter zur todten Hand durch die Cortes gegangen. Was an den Umständen dieser Vorgänge sich besonders bemerklich macht, ist nichteinmal bloß der Sturm

des Unwillens im Volke, wie er z. B. auch in Sardinien über ähnliche Maßnahmen der terroristisch herrschenden Partei sich bezeugte. Es ist dieß vielmehr die großartige Erscheinung, daß in Spanien sogar die Leidenschaft politischer Meinungen nicht überall im Stande war, die katholische Treue zu zerstören. Ich weiß nicht, ob es sonst irgendwo jemals vorkam, daß ein entschiedener Demokrat, ein exaltirter Fortschrittsmann auf offener Tribüne sich als frommer Sohn der Kirche hinstellte und darnach handelte. In Madrid ist dieß geschehen, und bildete den würdigen Schluß der Beweiskette für die Thatsache: daß Spanien Alles verloren haben mag, Ein Gut aber, um das ganz Europa es zu beneiden hat, unangetastet behielt und behält — die religiöse Einheit. Seine religiöse Einheit rettete Spanien zu derselben Zeit von Neuem, wo das englische Parlament durch die That den unschätzbaren Werth eines solchen Erbes abermals anerkannte. Alles schreit in England über die unerhört vernachlässigte Erziehung des Volkes, aber alle Vorschläge auf Einrichtung gemeiner Schulen scheitern an dem Einen Hinderniß: an der gleichfalls unerhörten religiösen Zersplitterung. Keine von den hundert Sekten will ihre Kinder dem Lehrer einer andern anvertrauen. Ist die politische Gefahr dieser Zersplitterung in England nur noch nicht großgewachsen: so ist es dagegen unmöglich, daß jene Einheit in Spanien nicht über kurz oder lang eine entsprechende politische Gestaltung aus sich erzeuge, die wir wiederholt als „Altspanien" bezeichnet haben.

Wie bereits bemerkt*), ist der Wortlaut der sogenannten zweiten Basis der Verfassung, wo das Verhältniß der katholischen Kirche zum spanischen Staate festgesetzt ist, und die religiöse Einheit ihre Probe zu bestehen hatte, an und für sich durchaus nicht so bedenklich, daß sie durch ihre Fassung an sich Spanien in so gewaltige Aufregung hätte versetzen

---

*) S. S. 463 d. Bds.

können. Aber man wußte, welcher Praxis der herrschenden Partei und der englischen Propaganda diese Fassung von „gesetzlicher Einheit und thatsächlicher Toleranz" zur Unterlage dienen sollte. Auch jetzt noch nämlich wagten die Cortes nicht, nach Begehr der Propaganda, förmliche „Religions-Freiheit" zu proclamiren; die Commission selber erklärte: man könne sehr wohl in der Theorie ein Verehrer derselben seyn, praktisch aber sie als absolut unmöglich für Spanien erachten. Allein nicht einmal in der Theorie wollten die Cortes sich dazu bekennen; sie verwarfen deßhalb alle die zahlreichen darauf gebauten Amendements: z. B. daß die Fremden in Spanien derselben Freiheit genießen sollten, wie katholische Spanier in deren Heimath: daß wenigstens den Haupt-, See- und Hafenstädten Religionsfreiheit bewilligt werde u. s. w. Nur jene zweideutige und heimtückische Fassung fand Gnade vor ihnen, welche auf dem Papier die religiöse Einheit verbürgt, in der That aber je nach dem Belieben des jedesmal herrschenden Systems ihre allmählige Untergrabung unter der Hand zuläßt oder auch nicht. Der Justiz- und Cultusminister Aguirre wies noch außerdem specifische Vortheile dieses Mittelwegs und ganz besondere Uebelstände nach, welche eine förmliche „gesetzliche oder rechtliche Toleranz" mit sich brächte. Der Klerus, sagte er, würde dann auch völlige Freiheit für sich erlangen und der Staat hätte keine Präventivmacht mehr wider die Uebergriffe der geistlichen Gewalt, wir könnten das Exequatur nicht mehr festhalten, ja wir müßten sogar Unterrichts-Freiheit gewähren und dann ruhig zusehen, wie man dem Volke Lehren einflößte, die der spanische Liberalismus verdammt *).

Gewiß eine bei Staatskirchen-Männern sonst sehr seltene Consequenz! Nichtsdestoweniger hätte man unzweifelhaft, etwa nach deutschen Vorbildern, diese Mißlichkeiten zu vermeiden

*) Ami de la religion vom 10. März.

und dennoch das Glück der Religionsfreiheit zu erobern getrachtet, wäre nur nicht die Furcht vor dem Volke gewesen. Energische Proteste des Episcopats lagen vor, mit laiischen Adressen war die Commission förmlich überschüttet, hohe Damen, darunter namentlich die Verwandten Napoleon's III., sammelten Unterschriften von Haus zu Haus. Unter diesen Eindrücken begann am 24. Febr. die Debatte. Die Macht und der Glanz der Rede waren unbestritten auf Seite der Vertheidiger der bischöflichen Proteste; selbst der radikale Diplomat Olozaga, der 1837 noch so dringend vor der sogenannten „Gewissensfreiheit" gewarnt, jetzt aber für die Commissions-Fassung sprach, spielte neben ihnen eine klägliche Rolle; denn er, die Creatur des „Nationalwillens," konnte nicht läugnen, daß dieser hier entschieden gegen ihn sei, und wußte nichts zu erwidern, als Nocedal die gefährliche Thorheit des Antrags, und Camprodon, der eben aus den Bergen Cataloniens kam, die gewaltige Volks-Aufregung darüber schilderte.

Neben dem liberalen Nocedal that sich besonders der Demokrat oder „vorgeschrittene Progressist" Jaen als Anwalt der Kirche hervor. Im engsten Anschlusse an die bischöflichen Proteste, trat er mit offenem Visiere auf, noch sechs Männer von sehr freisinnigen politischen Grundsätzen hinter ihm, und proponirte als zweiten Verfassungs-Artikel wie folgt: „Die Nation verpflichtet sich, ehrlich und treu zu schützen und zu handhaben den Cult und die Diener der katholischen apostolischen römischen Religion, welche die des Staates ist und zu der allein die Spanier sich bekennen." Unter enormer Verblüffung der ganzen Versammlung sprach er, der Demokrat, sie an: „Ich stehe hier in Erfüllung einer Gewissenspflicht," und sofort führte er aus: daß die politische Freiheit nichts weniger als unverträglich sei mit der Einheit im katholischen Glauben. In großartigem Bilde malte er die Wohlthaten der religiösen Einheit; unter Berufung auf den

allgewaltigen und einmüthigen Willen der Nation vertheidigte er die Freiheit der Bischöfe und die Heiligkeit des Concordats. Gemurmel lief durch den Saal, höhnisches Gelächter antwortete ihm, als er wiederholt seine Ergebenheit gegen die Kirche bezeugte; er aber rief kalt und verächtlich in die Versammlung hinein: „Ja, ich gehe zur Beichte und zur Communion!“ und fuhr fort zu beweisen, wie Spanien all seinen Ruhm und all seine Größe der Kirche verdanke*). Am 26. Febr. trat Jaen noch einmal auf, um unter dem fürchterlichsten Tumulte der Mehrheit zu erklären: sie könne und dürfe, ohne Verbrechen an der Nationalsouverainetät, nicht die mindeste Aenderung an der Stellung der tausendjährigen Religion der Spanier vornehmen, der Willensäußerung der ganzen Nation müsse die Frage sofort unterstellt werden. „Die Cortes sind selbst die Nation!“ schrie der Präsident, und Angesichts des drohenden Nationalwillens machte man die Sache in Einer Sitzung schnellstens ab. Für die Basis stimmten 200, gegen 52, darunter neben Jaen und Nocedal die liberalen Illustrationen Manuel Concha, Ros de Olano, Collado, Sevillano, der Demokrat Puch u. s. w. „Die Frage“ — berichtete der spanische Correspondent der Allg. Ztg. — „war präjudicirt durch den schändlichen Servilismus der Majorität, dieses allgehorsamen Werkzeugs des Espartero; aber der Widerhall dieses Entscheids in Spanien wird furchtbar seyn.“

„Die religiöse Einheit der Nation gesetzlich aberkannt!“ flog es blitzschnell durch das Land. So lautete der Beschluß auf dem Papier allerdings direkt nicht; man wußte aber, wie die Fassung gemeint sei, und die protestantische Propaganda, in England längst schon gerüstet, über Spanien herzufallen wie die Aasgeier-Schaar über den gefallenen Löwen, ermangelte nicht, in gewohnter Unverschämtheit den praktischen Commentar zu liefern. Das Gesetz hat natürlich erst mit der

*) Ami de la religion vom 13. März.



Proclamation der Constitution überhaupt verbindliche Kraft; alsbald aber verlautete nicht nur, daß ein anglikanischer Bischof zur Ueberwachung des Drucks von 6000 protestantischen Bibeln und zur Gründung einer propagandistischen Zeitschrift angekommen sei, sondern in Sevilla machte ein englischer Prädikant auch gleich Anstalt zur Errichtung eines Privat-Gottesdienstes. Als die Volksstimmung die Polizei zum Einschreiten zwang, hielt der Gesandte Lord Howden, der zwar selbst getaufter Katholik ist, aber von jeher der gnädige Mäcen aller Heroen der geheimen Klubs war, für gut, seine diplomatische Reaction in der Zeitungspresse zu veröffentlichen. Er verstand die Basis ohne weiters als officielle Anerkennung einer Toleranz, die man bisher stillschweigend geübt hatte. Die über dieses unverschämte Unterfangen empörte Nationalehre drohte ernstlich, den Lord unmöglich zu machen; die Progressisten jedoch können wohl ohne Nationalehre, nicht aber ohne Howden seyn.

Also 52 Stimmen für die strikteste religiöse Einheit fanden sich selbst noch in den Cortes der „liberalen Union." Nun aber bedenke man, daß diese Kammer unter dem ärgsten Terrorismus der Revolution gewählt wurde und die Carlisten in Masse der Wahl sich enthielten, so daß kaum Einer dort stimmt, den man einen altspanischen Katholiken nennen könnte. Gerade bei dieser Gelegenheit zeigte sich denn auch, in wie tiefem Gegensatze zu der ungeheuren Mehrheit des Volkes die gegenwärtig herrschende Partei sich bewegt*). Ihr an-

*) Die Allgemeine Zeitung hat neben ihrem spanischen noch einen deutschen Correspondenten in Spanien, der sehr „vorurtheilsfrei" ist und unter dem Eindruck der Cortes-Abstimmung, welche das Princip der Toleranz verwarf, auf's äußerste empört über dieses „Armuthszeugniß" sich gebährdete. Jetzt aber, bei dem Anblick des so entschieden und großartig ausgesprochenen wahren Volkswillens, schrieb er: „So unwandelbar wie die Idee der katholischen Kirche selbst, ist in diesem par excellence katholischen Lande der

deres Wort ist jedesmal „der Wille der Nation," und namentlich scheint der alte Geck Espartero gleich dem Staarmatz außer diesen paar Sylben nichts weiter zu verstehen. Von einer Adresse für ihre Basis ward nichts laut; gegen den Beschluß aber protestirten Stadt- und Landgemeinden in solcher Masse, daß die Cortes am 4. März bereits die Nichtverlesung solcher Proteste beschlossen, und die Regierung am 7. März gerichtliche Verfolgung aller Veranstalter derselben strengstens befahl. So ward die Nationalsouverainetät des gesetzlichen Petitionsrechtes beraubt, um den Zwiespalt zwischen den Cortes und dem unzweifelhaften Willen der Nation zu

---

religiöse Geist der Massen stets derselbe geblieben, und nur obenhin konnten diese von den Strömungen der neuen Zeit berührt, nie aber ergriffen und mitfortgerissen werden. Ein cristiano viejo zu seyn, ist in den Augen eines jeden guten Spaniers noch heute der anerkannteste, rühmlichste Adelstitel, welcher den Glanz aller weltlichen Würden überstrahlt, und wie die Liebe zum heimischen Boden, ist ihm die treue Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter eine angeborne Erbtugend, ein heiliges unveräußerliches Vermächtniß. Dieser streng kirchliche Sinn und eine stark ausgesprochene Nationalität bilden denn auch die beiden Hauptgrundzüge des spanischen Volkscharakters. In ihrem harmonischen Zusammenwirken beruht das innerste Wesen, die ganze Größe und Stärke der Nation. Die höchste politische Machtentfaltung Spaniens ging Hand in Hand mit der siegreichen Alleinherrschaft der katholischen Ideen, und von Pelayo herab bis auf Palafox waren Glaube und Vaterland die sittlichen Hebel aller nationalen Großthaten. Diese herrliche Vergangenheit ist in den Augen des Volkes noch immer das furchtbarste Argument gegen die Aufklärungstheorien der humanistischen Neuerer. Von der geistigen Freiheit (?) hat der gemeine Mann — und, wie die Verhandlungen in den Cortes gezeigt haben, auch ein Theil der gebildeten Classen — keinen Begriff. Der Glaube, die Kirche ist für ihn ein materieller Besitz, wie die Scholle seines Ackers, und so betrachtet er die religiöse Toleranz nicht als eine Pflicht der Menschlichkeit, sondern als einen räuberischen Eingriff in die Rechte seines Eigenthums."

verdecken. Aber vergebens; die Adressen kamen doch. Das Bureau der Cortes zwar wies sie zurück, die katholischen Blätter aber druckten sie ab; die Redakteure wurden processirt, die Jury sprach sie frei. Es ward laut, die Bischöfe sammt und sonders würden lieber in's Exil gehen als diese Constitution beschwören; die Cortes bestimmten: der Eid auf sie werde von Niemand gefordert werden. Auch die Königin, hieß es, werde niemals die Zerstörung der von ihren Ahnen vererbten religiösen Einheit durch ihren Eid sanktioniren; Olozaga erklärte, die von den Cortes aus fertige Constitution werde auch dessen nicht bedürfen und sei an und für sich Gesetz. Zugleich veränderte man den Prägestempel aus: „Isabella von Gottes Gnaden" in: „Isabella II. durch den Willen der Cortes Königin."

Durch denselben Willen der Cortes begann am 26. März die Berathung des Gesetzes, nach welchem alle Güter der Kirchen, der Universitäten, der Armenanstalten, der Schulen, der Ritterorden, der verbannten Königsfamilie, aber auch sämmtlicher Stadt- und Landgemeinden dem Verkauf unterstellt, der Besitz beweglichen Gutes der „todten Hand" auch für die Zukunft verboten, Kirchen und Klerus jedoch durch Staatsschuldscheine entschädigt werden sollten. Neuer Adressensturm vermischte sich mit dem kaum verlaufenen alten und überschüttete, dießmal noch durch die der politischen Gemeinden vermehrt, buchstäblich jede Sitzung. Die Regierungspartei, halb wahnsinnig vor Wuth, fiel die Presse und vor Allem die protestirenden Bischöfe an, deren einige Mißhandlungen erlitten und noch mehrere erleiden sollten, obwohl den von Osma die Transportation vorerst allein traf, weil er die künftigen und früheren Käufer eingezogenen Kirchenguts auf die Folgen des Concordatsbruchs verwies. In den Cortes zeichneten sich wieder Jaen und Nocedal als unerschrockene Kämpen des kirchlichen Rechtes aus; abermals hatte die servile Majorität nicht Einen würdigen Sprecher gegen sie aufzu-

stellen. Nur mit knabenhaftem Rumor wußte sie zu erwidern, als Nocedal, die Heiligkeit des Concordats verwahrend, ihr wieder und wieder die „Usurpation" der Regierung gegenüber der Kirche vorhielt. Als hierauf die fünf kirchlichen Blätter Madrids die Erklärungen des Bischofs von Osma, des Moderado Nocedal und des Demokraten Jaen zu ihrem Programm erhoben, ließ die Regierung sie processiren, und wegen Eines und desselben Vergehens beklagt, wurden ihrer vier freigesprochen, das fünfte verurtheilt. Nocedal, Jaen und Puch hatten als Vertheidiger fungirt. Inzwischen ward in den Cortes das Gesetz, nur mit Einem Amendement, das die bischöflichen und klerikalen Wohnungen vom Verkaufe ausnahm — am 27. April mit 168 gegen 12 Stimmen angenommen.

Im Vergleich zu der Abstimmung vom 27. Febr. hatten vierzig Stimmen von katholischer, zweiunddreißig von der Regierungsseite sich ganz enthalten. Die Gründe der erstern waren ohne Zweifel dieselben, wie bei Isabellen selbst, als sie am 29. April das communistische Raubgesetz „wider ihr Gewissen" unterschrieb. Der Bericht der „Débats" über die von den zwei Führern der „liberalen Union" zwei Tage hindurch angewendeten Zwangsmaßregeln, die Bedrohungen mit Entthronung, Verbannung, Rückbehaltung der Tochter als Geißel, mit Convent und Proclamation der Republik — mußte überall gerechtes Mitleid für die arme Königin, aber auch Ehrfurcht vor dem göttlichen Strafgericht gegen die unrechtmäßige Krone erwecken. Die Augsburger Allgemeine Zeitung jedoch (13. Mai) erachtete für nöthig, dem Eindruck durch einen eigenen Redactions-Artikel zu wehren. „Der Credit der Regierung mag erschüttert seyn, die Capitalisten mögen wenig Vertrauen in dieselbe setzen, allein wir können unmöglich in dem Desamortisationsgesetz die Ursache davon erblicken, sondern finden sie in der geringen Festigkeit oder vielmehr in der Zerfahrenheit des gegenwärtigen Kabinets." Sei ja die Confiscation der orleanischen Güter in Frankreich

auch eine Rechtsverletzung gewesen, ohne doch solche Folgen gehabt zu haben. Ferner, „168 Deputirte für und nur etwa 12 gegen das Gesetz"! — „daß ein solcher Beschluß in einem dem Klerus bisher so unterthänigen Lande so einstimmig gefaßt wurde, ist zu eigenthümlich, als daß er sich durch bloße Parteimanöver und Einschüchterungen erklären ließe."

Die „Eigenthümlichkeit" beginnt sich aber bereits zu erklären. Die Regierung fand sich zu dem Gesetz wirklich gedrungen und gezwungen; sie hatte nur die Wahl zwischen diesem Raub, dem Verkauf von Cuba, dem Staatsbankerott oder dem — Verhungern. Ihre gänzliche Armuth ist so unerhört, daß sie eben noch vergebens Verschreibungen von 375 Mill. Fr. für 125 Mill. Anlehen, also das Dreifache, bot. Es fehlte auch durchaus nicht an „Festigkeit". Man hatte alsbald die fernere Aufnahme von Novizen den Klöstern, die von Weihcandidaten über eine ministeriell zu bestimmende Zahl hinaus den Bischöfen verboten; aber es erfolgte nur verächtliches Schweigen. Man forderte von den Gemeinden die Güterregister ein, aber die Antwort fiel nicht viel besser aus. Was demnach die Blüthe der geheimen Gesellschaften in den Cortes*), gut organisirt wie immer, beschlossen, das sieht man bereits an dem passiven Widerstand des ganzen Landes scheitern. So hat man denn in der schrecklichen Noth seine Zuflucht zum heiligen Stuhle genommen. Derselbe Madoz, der vor Kurzem noch frech erklärte, „man werde verkaufen, ohne Rom auch nur zu fragen", muß sich jetzt mit einem Zwangs-Steuervorschuß behelfen, bis Rom seine Einwilligung

---

*) Wer von dem Völkergemisch und dem niederträchtigen Gesindel einen Begriff bekommen will, das dort in den Freimaurer-Logen zusammengedrängt ist und sich gegenseitig die Taschen leert, werfe einen Blick in die Schrift: Aurel Eybert, Meister vom Stuhl der Loge in Garcia bei Barcelona: die Märtyrer der Freimaurerei Spaniens im J. 1853, deutsch von Dr. Tröbst. Weimar 1854.

zum Nothverkauf gegeben haben würde. Verräth dieß etwa ein weniger als bisher „dem Klerus unterthäniges Land"?

Dennoch hat das katholische Volk gegen die regierende Bande nicht revoltirt. Dieselbe verzehrt sich vielmehr förmlich selber, wenn nicht bald die Carlisten kommen, oder die Moderados losschlagen, von denen nur mehr ein kleiner Theil in den Cortes an der „liberalen Union" festhält, oder eine Fusion beider, oder endlich noch zuvor die Republikaner kurzen Proceß machen. Alles dieß ist von heute auf morgen möglich, und in diesem Augenblicke wächst der Alarm. Dazwischen liegt die regierende Bande, von haarsträubenden Gesichten geplagt, unter oberster Anführung O'Donnells nur mehr der Waffe brutaler Willkürakte mächtig, eines Schreckensregiments, welches sie unter der Sanktion der verzweifelnden Cortes in einem selbst für Spanien nicht oft erhörten Maße übt. Der Nationalgarde mußten die Cortes schon am 4. März die Theilnahme an politischen Versammlungen verbieten, denn von ihr drohte ein republikanischer Aufstand. Zwanzig Tage später wähnte man sich am Vorabend einer Moderados-Erhebung unter Narvaez, zu dem Isabella sich flüchten wolle. Andererseits wurden die Carlisten da und dort des Wartens müde; sie brachen sporadisch hervor, und fanden überall Anhang bei den Soldaten der alten regulären Armee, namentlich den arg mißhandelten Guardias civiles. Das Signal zur allgemeinen Erhebung seitens des Prätendenten blieb zwar noch immer aus, indeß die Regierung selbst im Grunde für ihn das ganze Volk zum Aufstand reif machte. Zugleich aber verlautete von einer zwischen Royalisten und Moderados, Cabrera und Narvaez begründeten Fusion, zu befestigen durch eine Heirath zwischen den minderjährigen Kindern und Thronerben der beiden königlichen Linien; die Restauration, hieß es, sei der Unterstützung der nordischen Mächte sicher, und nur das „macchiavellistische Verfahren" Frankreichs stehe auch heute wieder hinderlich im Wege.

Wenn aber heute der Verkauf von Cuba oder der Staats-Bankerott fast wahrscheinlicher ist, als der Vollzug des Gesetzes vom 27. April, d. i. die Vergantung der ganzen Nation, so ist dieß der katholischen Treue des Volkes zu verdanken, unabhängig davon, ob die Carlisten bald kommen oder nicht. Vielleicht beabsichtigen diese gerade, das Odium einer verhaßten Lösung der Bankerottfrage noch den Befreiern von heute zu überlassen.

Von schwerer Bedeutung jedoch für Spaniens politische Zukunft ist die Frage: ob die Royalisten oder die Moderados unmittelbar das jetzige Progressisten-Regiment verdrängen werden? Im letztern Falle würde Spanien abermals eine neue Periode liberaler Wirrniß, wäre es auch unter Narvaez' starker Faust, bevorstehen. Auch auf den Fall, daß beide Parteien vereint morgen noch siegten, ist gewiß, daß sie übermorgen schon wieder im Kampfe untereinander sich zerfleischten, wenn nicht von vornherein altspanischer Geist die Verfassung des Landes fixirt. Man sollte wirklich meinen: Spanien müßte an diesen Cortes der „liberalen Union“, aus welchen das neue Glück Spaniens endlich hätte erwachsen sollen, den liberalen Verfassungskram bis auf die Hefe gekostet haben. Gerade Spanien besitzt alle die Bedingungen einer naturgemäßen Constitution, Volksverhältnisse, um die Frankreich und England es beneiden dürften. Es war daher ein höchst erfreuliches Gerücht, welches wiederholt schon versicherte: Karl VI. werde ein Manifest erlassen, und der Nation mit wenigen Worten ihre volksthümliche, allein geschichtlich ächte Verfassung ankündigen, einen consultativen Staats-Rath, oder den großen Rath von Castilien, und jährliche Provincialcortes zur Berathung ihrer inneren Angelegenheiten. Das wäre ein Anfang zu Altspanien! Jedenfalls aber bringt Spanien in seine politische Zukunft das unschätzbare Gut der katholischen Einheit mit hinüber, die jetzt sogar jene nirgends sonst erhörte Kraftprobe geliefert, daß sie selbst die blinde Leidenschaft politischer Parteiung zu überdauern vermag.

IV.

Conferenz-Protokolle, Circular-Depeschen und Friedensvorschläge.

Ward in diesen Blättern jüngst gezeigt, wie es mit der Diplomatie vom 2. Dec. her hätte seyn sollen, aber nicht ist: so mag nun mit gutem Gewissen ermessen werden, wie es mit ihr wirklich ist. Um das Resultat aus dem Frühern und dem Folgenden im Vorhinein zu zeichnen, lautet es: wenn die Alliirten einzig und allein schon von ihrer rein negativen Interpretation der vier Punkte den vielberühmten „festen, die Zukunft sichernden Frieden“ erwarteten, dann ist es ganz gleichgültig, ob sie auch von dieser Interpretation, namentlich im dritten Punkt, noch Einiges, oder Vieles, oder Alles an Rußland ablassen. Nur im Betreff der Reputation mag der Eine mehr als der Andere dabei bedroht seyn; in der Sache ändert so sich nichts mehr.

Es handelt sich also um neue „Vorschläge“. Diese waren hier jüngst „russische“ genannt, im Vertrauen auf officiöse Zeitungs-Correspondenzen aus Wien, die sonst nie irre zu führen pflegten. Sie bekannten aber nachher selbst, die neuen Vorschläge seien allerdings österreichische, aber aus „russischem Material“. Wie dieser Proceß sich gemacht hat, so daß man die Vorschläge füglich auch russische nennen konnte: das ist nur zu verstehen aus den von England endlich veröffentlichten Protokollen der Wiener-Conferenz, und bildet den ersten Zielpunkt gegenwärtiger Betrachtung.

Der zweite Gesichtspunkt derselben richtet sich auf den Zwillingsbruder jenes Circulare's, welches zur unauslöschlichen Schmach Deutschlands am 6. Nov. v. Js. in Petersburg ausging. Ich meine das neue russische Ci

Deutschland vom 30. April. Es bildet den Schlußtrumpf eines längst abgekarteten Spieles, dessen Farben gewisse „diplomatischen Lucubrationen", wie damals die Allg. Ztg. ihre eigenen Münchener Premiers nannte, vor Monaten schon verriethen. Nachdem — der junge Nesselrode hat sich dießseits ausdrücklich so ausgesprochen — die „treffliche Haltung" der deutschen Mittelstaaten, namentlich Bayerns, erst die treffliche Haltung Preußens ermöglicht, und die treffliche Haltung Preußens natürlich die treffliche Haltung Rußlands — sollte nun Deutschland, mit oder ohne und wider Oesterreich, bei dieser loyalen Haltung firirt werden. Die faktische Neutralität sollte „strikte Neutralität" werden, wie sie dem Czar „zugesagt" ist, nach dem Ausdruck der St. Petersburger-Zeitungen. „Zugesagt"! Zwar hat der deutsche Bund durch drei feierliche Verträge der Neutralität abgesagt und Partei ergriffen; aber für Rußland eristiren diese Verträge als solche so wenig, wie für die eigentliche „deutsche Politik Preußens". Ihren etwaigen Zweck, die anerkannten „deutschen Interessen" an den zwei ersten Garantie-Punkten gegen Rußland zu wahren — dieß konnte ja der Czar einfach selbst zur Besorgung übernehmen, und mußte dann nicht Deutschland, mit oder ohne und wider Oesterreich, sich für befriedigt und an dem weitern Hader völlig unbetheiligt erklären? Das Circulare vom 30. April verkündete daher den deutschen Höfen die Willensmeinung des Czaren: das Abbrechen der Wiener-Conferenz würde zwar Rußland jeder Verpflichtung entbinden, seine dort gemachten Zugeständnisse festzuhalten; doch aber wolle es Deutschland zu Lieb das in Wien festgestellte Einverständniß über die zwei ersten Punkte obligatorisch als nützliches und gewonnenes Resultat betrachten, jedoch nur unter der Bedingung, „wenn die deutschen Staaten die strikte Neutralität bewahrten."

Man lamentirt zwar jetzt, dem Vernehmen nach, selbst in Berlin über die früher, wie man sagt, dort, aber auch nur

dort gebilligte ursprüngliche Intention Rußlands, diese Anträge förmlich dem Bundestage zur Beschlußfassung vorzulegen. Aber der Czar hat doch sein gutes Recht, also zu den Deutschen zu sprechen und übertriebene Empfindlichkeiten sich zu verbitten. Ist es nicht schon mehr als genug, daß er überhaupt auf die deutsche Caprice mit den zwei Punkten nachsichtig eingehen will, statt die kindische Schwäche ernstlich zu rügen? „So die russische Depesche," sagt das Organ der Berliner Hofpartei (19. Mai); „wir unsererseits haben zwar niemals herauszufinden vermocht, daß die Interessen Deutschlands an jenen beiden Donaufragen so sehr betheiligt waren, um etwa gar einen Krieg gegen Rußland erforderlich zu machen. Aber das wäre doch am Großartigsten, wenn Deutschland trotz jener Zugeständnisse seine Neutralität brechen sollte." Daß also Deutschland bei dem Circulare vom 30. April, in oder außer Bundestag, sich zu beruhigen hat, ist außer Zweifel. Bloß Oesterreich verharrt hartnäckig dabei, die zwei ersten Punkte aus dem „unzertrennlichen Ganzen der Garantien" nicht herausreißen lassen zu wollen. Sonst aber bleibt nur das Eine noch übrig, den Inhalt des großartigen Geschenkes nachträglich zu prüfen. In der Allg. Ztg. hat sogar aus Berlin Einer über „jene Zugeständnisse" geäußert: „ihr reeller Werth sei nach dem Bekanntwerden der Wiener Conferenzprotokolle sehr zweifelhaft." Wäre das möglich? Es bedarf zur Beurtheilung abermals der genannten Actenstücke, und insbesondere auch noch der resummirenden großen Depesche Nesselrode's vom 10. Mai.

In dieser wie in jenen ragt eine überlegene Meisterschaft der russischen Diplomatie unverkennbar hervor, die selbst dem Gegner Bewunderung abzwingt. Auch die Thatsache thut ihr nicht Eintrag, daß die Grundanschauung der Alliirten über die Mittel, die Türkei sicher zu stellen, oder ihre negative Interpretation selber es war, was die Waffe abgab, die in Rußlands Hand so zermalmend schwer wiegt. Man nannte dieß

auch „hochfahrende Sprache Gortschakoffs" in der Conferenz. Namentlich ist die Depesche vom 10. Mai ein Meisterstück. Einerseits für die verbündeten deutschen Höfe, andererseits auf das orthodoxe Volk in und außer Rußland berechnet, sagt sie jenen: Alles haben wir nachgegeben! sagte sie diesem: Nichts haben wir nachgegeben! Schließlich fordert sie dann das Urtheil aller Welt heraus, auf welcher Seite der loyale Wunsch nach Frieden gewesen. Und gerade die zwei ersten Punkte sind am meisterlichsten in dieser Weise behandelt.

Am 19. März kamen in der Conferenz zu Wien die Verhältnisse der Moldau-Walachei und Serbiens zur Sprache. Rußland protestirte, daß sein Verhältniß zu diesen Ländern jemals „Protektorat" geheißen habe. Man beschloß vor Allem eine fünfköpfige „Protektion", bei der das specielle Invasionsrecht Rußlands allerdings wegfiel, dann aber, auf dessen Antrag, eine künftige europäische Berathung des organischen Statuts der Donauländer unter Beiziehung der Wünsche des Landes. So sei denn, sagt die Depesche, im Verhältniß Rußlands zur Moldau-Walachei nicht das Geringste verändert. Ein russisches „Protektorat" habe dort gar nicht existirt, „es handelte sich also gegenwärtig keineswegs darum, aus unsern Aktenstücken dieses Protektorat verschwinden zu lassen." Rußland habe bloß in vergangener Zeit die Verpflichtung eingegangen, „für das Wohlergehen der Fürstenthümer zu bürgen." Dieses Versprechen sei nun „eine Frage politischer Eifersucht" geworden; der Czar aber „beurtheile sie von einem erhabenern Standpunkte aus": „er hat sie im Interesse des Wohlergehens der Fürstenthümer, für das Rußland zu bürgen versprochen, gelöst, Rußland hat dieß Versprechen gehalten und wird es stets zu halten wissen." — Es ist sogar Aussicht vorhanden, daß Rußland auch im vierten Punkte sich herbeilassen werde, das gemeinsame Protektorat über die ganze Rajah von demselben „erhabenern Standpunkte" aus aufzufassen.

In den Sitzungen über den zweiten Punkt — als „allgemeine Handelsinteressen" bezeichnet ihn die Depesche dem russischen Volke — machte Rußland zwar allerlei Vorbehalte seiner Souverainetät gegenüber dem beantragten überwachenden „Syndikat" oder, wie es lieber wollte, der „europäischen Commission"; als seine Hauptaufgabe aber betrachtete es, vor der Conferenz seine stets gehegten vortrefflichen Absichten und Sympathien für die immer glänzendere Entwicklung der Donauschiffahrt zu constatiren. Hr. von Prokesch wagte zwar zu bemerken: „andererseits sei es jedoch unbestreitbar, daß die Resultate im Widerspruch mit diesen Absichten gewesen seien". Aber wären nur die Preußen dagewesen, deren Ausschluß aus der Conferenz der russische Fürst wiederholt so bitter beklagte, gewiß hätte er dieselben zu Zeugen angerufen, wie sorglich Rußland der „allgemeinen Handelsinteressen" überall da beflissen ist, wo die Natur nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Der europäisch garantirte preußisch-polnische Handelsvertrag von 1815 ist nämlich nicht weniger versandet als die Sulina. Indeß will Rußland, laut Circulare vom 30. April, um den Preis der „strikten Neutralität" Deutschlands, der ihm ohnehin schon „zugesagten", bei seinen bisherigen trefflichen Absichten auch dann verharren, wenn eine europäische Ueberwachungs-Commission an der Donau gar nicht zu Stande kommt, geschweige denn daß dieselbe jemals 500,000 Mann ständiger Executionstruppen hinter sich gehabt hätte.

Zu verwundern ist nur, daß neben diesen reizenden „Zugeständnissen" nicht auch das christliche Motiv der „strikten Neutralität" an den deutschen Höfen geltend gemacht wird. Ist doch einst gerade von daher so frommes Geschrei ergangen, unter allen Umständen müsse Deutschland für die türkischen Christen eintreten. Rußland ist auch ohne Zweifel bereit, unter dem „gemeinsamen Protektorat", wie in den Donauländern so in der ganzen Türkei, „für das Wohlergehen

der Rajah zu bürgen" und würde „das Versprechen stets zu halten wissen". Als die Westmächte in der Conferenz am 26. März sich weigerten, einstweilen, bis zur Instruirung über den dritten, den vierten Punkt vorzunehmen: da schlug Gortschakoff Rad über Rad mit dem „vierten Prinzip", „an das er keine politische Idee knüpfe", bei der „es sich um eine Gewissensfrage, um eine Ehrenpflicht der europäischen Mächte handle, der die Politik ferne bleiben sollte". Freilich, mit solchen „Zugeständnissen" läuft Rußland nicht die geringste Gefahr, so lange ein Russel sich damit ausredet: seine Regierung habe durch Redcliffe „unzweideutige Beweise der aufrichtig wohlwollenden Absichten, von welchen die Pforte in dieser Beziehung beseelt sei", und „die Discussion darüber müßte sehr zarter Natur seyn". So lange die Alliirten an dieser pur negativen Interpretation festhalten, kann allerdings „keine politische Idee" sich an das vierte Prinzip knüpfen, die türkische Rajah keine Wendung zu selbstständiger Stellung, und also gegen Rußland erhalten. So lange ist daher das vierte Prinzip reiner Profit für Rußland. Begierig dürfte man aber auf dessen Haltung seyn, wenn einmal ein positiver Vorschlag der Alliirten hervorträte, oder den Widerstand Englands zu besiegen Aussicht hätte, auf welchen Rußland seine ganze Politik des vierten Punktes gebaut hat und baut. Bis dahin, wo die Rajah einmal selbst in den Stand gesetzt werden wird, „für ihr Wohlergehen zu bürgen", wird Rußland seine Gier stets unter dem Deckmantel christlicher Obsorge bestens geborgen wissen. Zweimal schärft daher die Depesche ein: die vierte Frage, „durch einen europäischen Vertrag die Zukunft der christlichen Bevölkerungen des Orients ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses in Schutz zu nehmen" — sie hätte nach czarischer Ansicht einst an der Spitze eines allgemeinen Friedensvertrags stehen müssen. Aber England und Frankreich hätten absolut an diese Frage des „religiösen Interesses für die gesammte Chri-

stenheit" nicht herantreten wollen, „ehe nicht die der Schifffahrt im schwarzen Meere geregelt wäre".

Die Conferenz gelangte am 19. April, nachdem durch russischen Kunstgriff mit Ergreifung der Initiative neuerdings drei kostbare Wochen vertrödelt waren, endlich zum Triumph der negativen Interpretation und die Vertretung der Alliirten unter einen Hagel von Streichen russischer Logik. Wir werden in denselben das „russische Material" erkennen, aus dem die neuen Vorschläge Oesterreichs erbaut sind. Hätte man die Souverainetät der Türkei nach dem vierten, anstatt die Rußlands nach dem dritten Prinzip zu beugen sich vorgenommen: so wäre jetzt Rußlands Heuchelei, mit der es seine Eroberungssucht in christliches Mitgefühl verkleidet, entlarvt und die Blicke der Rajah richteten sich jetzt hoffnungsvoll nach dem Westen statt nach der Newa. Rußland wäre am grünen Tisch in einer noch weniger empfehlenden Lage gewesen, wie nun die Alliirten; der Czar hätte nicht etwa nur die Conferenzschlacht verloren. Es hätte dazu nicht mehr gehört, als daß England in Constantinopel eben so viel Beredsamkeit in der rechten Richtung angewendet hätte, wie jetzt Russel in Wien verschwendete, um die Russen zu bereden, daß eine gezwungene Reduktion der Flotte die Souverainetät ganz und gar nicht tangire.

Die „Rettung der Türkei" hatten die Alliirten bekanntlich zuvörderst dem Satz anvertraut: „das osmanische Reich sei forthin als integrirender Theil des europäischen Staatensystems zu betrachten und seine Unabhängigkeit und Integrität als wesentliche Bedingung des allgemeinen Gleichgewichts zu achten." Am 19. April ward der Satz feierlich proclamirt. Rußland hatte es im J. 1841 kunstvoll zu spielen gewußt, daß seine Erwähnung der Unabhängigkeit und Integrität der Türkei nur in der unverbindlichen Eingangsformel des damaligen Vertrags vorkam; jetzt konnte es dem Satz nicht mehr ausweichen, wollte es aber auch nicht. Vielmehr werden wir

gleich sehen, welche Vortheile es gegen die Alliirten gerade aus ihm selber zog. Diese „Zustimmung" Rußlands, sagt die Depesche vom 10. Mai, „ist, wie man es offen aussprechen muß, dazu angethan, allen denen Stillschweigen aufzuerlegen, welche etwa noch Rußland den Vorwurf machen möchten, es trachte darnach den Frieden Europa's zu stören. Nachdem so freimüthig und so förmlich ein Pfand der Sicherheit für die künftige Aufrechthaltung der Ruhe im Orient gegeben worden, welche Zusicherung mehr konnte man noch wünschen?" (Was also sollte auch die immensfeste russische Flotte im Euxinus noch geniren?)

Nun aber hatte Rußland seine „Zustimmung" nur unter der wiederholten Verwahrung gegeben, „keine Gebiets-Garantie zu übernehmen." Auf eine westliche Bemerkung: durch diese russische Clausel werde die ganze Verpflichtung wieder zur „Chimäre," antwortete der Fürst am 26. April unter empfindlichen Stichen auf gewisse englischen und französischen Gesichtspunkte: einer der Beweggründe gegen die Uebernahme positiver Garantie „ist die Schwierigkeit, die Gränzen derselben genau zu definiren; ist dieselbe einmal festgesetzt, wäre es dann nicht nothwendig, sie auf die entferntesten Punkte des osmanischen Reiches zu erstrecken, wie Tunis und Aden z. B."? Kurz, wenn die türkische Unabhängigkeit bedroht wäre, „wäre Rußland nicht die letzte Macht, welche sie vertheidigen würde, allein es behält sich das Recht vor, zu beurtheilen, ob es seine materiellen Interessen dabei zu betheiligen hat oder nicht." Jedermann, secundirt die Depesche, werde den „Beweis der Ehrlichkeit" in der Sprache der russischen Conferenz-Mitglieder finden, und zwar gerade in ihrer Verweigerung activer Garantie. Es handle sich um einen Staat, „dessen Gränzen an drei Theile des Erdballs reichen, der in seinem Innern manigfache Elemente der Zwietracht und der Unordnung birgt, deren Beherrschung in keines

Menschen Macht liege" — nun
keine Verantwortung, die es nicht z

Dieß heißt nun doch gewiß
„Zustimmung" sei ebenso illusorisch
und die auf ihn gegründete „Ret
kaum war die Flottenfrage auf de
Russen den Satz der Alliirten auge
gegen diese selbst. „Die sicherste S
der Zulassung der Türkei in das e
also was wollt ihr denn noch mehr
tirte demnach die russische Denkschr
osmanische Reich in das Völkerrecht
zunehmen," verlange russischer Se
„entschlossen sie zu bringen, vorau
zu dem vorgeschlagenen Zweck führ
und aufrichtig dem neuen Plan z
alle Ansichten zur Verwirklichung d
stems ein, das von nun an im
soll." Was man aber „das Ueberge
zen Meer nenne," das liege in d
„gehe weit mehr aus der Einzelst
ihrem untergeordneten Rang zur S
aber die Türkei eine verbürgte Ste
land nicht verletzen könnte, ohne da
letzen, so könnten ja vielmehr die S
der Türkei „zur Zeit der Noth —
dienen."

Die Conferenz zeigte stark
Was die Anderen für unerträgliche
kischen Existenz erklärt hatten, das
absolut nöthig, zu deren — Verthei
fand zwar den Gegensatz in den r
ganz richtig heraus: „wenn die In
bietes verletzt werde, mache sich R

sie zu vertheidigen, wenn aber die Türkei zur See angegriffen werde, so biete es den Beistand seiner Flotte an, indem es zugleich fordere, daß man ihm dann das Mittelmeer öffne." Aber ebenso richtig verharrten die Russen dabei: die russische Seemacht „bilde sogar eine der nothwendigen Bedingungen, um mittels eines Gegengewichts gegen die etwa in den Gewässern der Levante befindlichen Streitkräfte anderer Staaten, die unversehrte Beobachtung der eben im Interesse des europäischen Gleichgewichts geschlossenen Verträge zu sichern." Wollte man einwenden, das wäre eben wieder der status quo, so könne von einem solchen keine Rede seyn, nachdem die „Isolirung der Türkei" jetzt aufhören soll!

Natürlich konnte also von der „Revision der Verträge" von 1841, von welcher die Westmächte die Entscheidung über Krieg oder Frieden abhängig machen wollten, keine Rede seyn. Es ist sehr wahr, wenn auch in einem ganz andern Sinne, was die russische Denkschrift sagt: „Riskirt man nicht, einer chimärischen Gefahr die wahren Bedingungen der Sicherheit des Orients und des europäischen Gleichgewichts zu opfern?" Hätten die Alliirten von der Türkei aus zu interpretiren angefangen, die Pforte durch die Pforte zu „retten" versucht, so hätten sie Rußland in der Hand gehabt, auch ohne den Fall von Sebastopol; jetzt ist es umgekehrt. Nicht als wenn Rußland nicht ganz bereit gewesen wäre zu gründlicher Revision jener Verträge. Im Gegentheile! Im J. 1841 war die Schließung der Dardanellen im Interesse des zur See schwachen Czarenreichs gelegen, jetzt, nach seinem allseitigen und namentlich maritimen Aufschwung, die Oeffnung. Letzteres ward daher von den Russen beantragt. Als aber Graf Buol erklärte, die andern Mächte erachteten einstimmig das entgegengesetzte Princip für nöthig zur Ruhe Europa's, zeigten sich die Russen gleich bereit, es bei dem mare clausum zu belassen. Sie hätten nun, sagten sie, „dadurch, daß sie zuerst den Grundsatz der Oeffnung, dann den der Schließung

der Meerengen in Vorschlag gebracht, einen unwiderleglichen Beweis ihres aufrichtigen Wunsches gegeben, einen allgemeinen Frieden zu erleichtern;" und sie hofften, „die Conferenz werde anerkennen, daß nicht die russischen Bevollmächtigten es seien, welche einer Verständigung Hindernisse in den Weg legten." Hr. von Prokesch wandte zwar ein: der Grundsatz der Gegenseitigkeit könne der ungleichen Lage der Mächte nicht entsprechen; diese hätten nie Gebietsvortheile aus der Türkei gezogen, „Rußland dagegen dem osmanischen Reiche im Lauf eines Jahrhunderts Provinz um Provinz entrissen." Allein für alle diese Einreden steht die eine Ausrede bereit: die Türkei ist ja nicht mehr „isolirt."

Indeß hatten die Russen dem letzten Antrage selbst beigefügt, dem Sultan bleibe ja die Berechtigung vorbehalten, fremde Flotten herbeizurufen, so oft ihm das Uebergewicht der russischen Seemacht bedrohlich erscheine. Hierin nun liegt Ein Theil des „russischen Materials" zu den österreichischen Vorschlägen. Der andere hat einen noch wichtigern Ursprung. Dreimal sprachen die Russen in der Conferenz ihre Sehnsucht aus, wieder einmal mit der Türkei allein zu schaffen haben, namentlich die Schwarzmeer-Frage ausschließlich mit ihr separatim bereinigen zu können. Titoff am 17. April: das Natürlichste wäre ja das „Ergreifen der Initiative durch die hohe Pforte." Gortschakoff den 19. April: würde die Frage von ihm und Titoff unmittelbar mit der Türkei verhandelt, so könnten sie auch gleich „die versöhnlichen Gesinnungen ihres Hofes beweisen." Als Aali Pascha solche selbstständige Verhandlung außer der Conferenz für unzuläßig erklärte, erwiderte der Fürst: die Pforte, deren Unabhängigkeits-Garantien gerade besprochen würden, befinde sich in einer Lage, die dieser Unabhängigkeit zu widersprechen scheine. Den 21. April wiederholte er: „es würde im Allgemeinen besser seyn, die hohe Pforte ihren eigenen Inspirationen zu überlassen, und ihr größere Freiheit im Handeln zu gestatten."

Auf diese tiefste Sehnsucht der russischen Politik nun baute Oesterreich, wenn nicht die verlässigsten Nachrichten lügen, ein Ultimatum nach West und Ost, welches den unentwirrbaren Knoten zerhauen soll. Für Rußland wird die Separatverständigung mit der Türkei gewährt, unter einer Art von Zustimmungsrecht der Westmächte, dafür soll es auf den status quo ante der Flotte sich beschränken und am Bosporus das mare clausum sich gefallen lassen, mare apertum dagegen für ein paar westmächtliche Schiffe zur „Controle," was „vor Allem wichtig ist," wie eine officiöse Wiener Feder versichert. Auf diesem Grunde hofft die ministerielle österr. Correspondenz „Abschluß des Friedens auf — festen, die Zukunft sichernden Grundlagen."

Nun ist man der Zustimmung Rußlands wohl sicher. Wenn Rußland klug ist, hätte es jedenfalls auch die rigoroseste Interpretation der Conferenz noch angenommen, ehe es die ganze Coalition, sammt Oesterreich, auf sich hätte herankommen lassen. Die einmal eingeschlagene Richtung der Forderungen hätte ihm kaum die allernächste Zukunft verdorben, wie jüngst hier auseinandergesetzt worden; und das Czarthum weiß weiter zu rechnen als von heute auf morgen. Es kannte indeß die Lage der Dinge in Wien; daher seine Hoffahrt in der Conferenz. Jenes Ultimatum aber zurückweisen, wäre offenbar heller Wahnsinn; dasselbe trägt dem Czaren ja die Türkei förmlich in's Haus. Nicht umsonst erzählt man aus der Mitte der österreichisch-slavischen Partei selber ganz offen, wie nicht nur sie selbst mit vielen tschechischen, ruthenischen, croatischen Adelichen in Wien, und nicht nur die nichtofficielle russische Diplomatie in Constantinopel für einen solchen Frieden wühlten, sondern auch die Alttürken damit einverstanden seien, und die serbisch-bosniakische Partei, sowie der gräco-slavische Klerus Alles dafür aufböten, und der Pforte die Augen zu öffnen suchten*). Die Ohren ehrlicher

*) S. die bedeutungsvolle Correspondenz des Weitern in d. Allg. Ztg. vom 26. Mai.

Leute werden alsdann nicht so bald wieder beleidigt werden von russischen Declamationen über die gottbefohlene Ausrottung des heidnischen Türkengräuels; im Gegentheile, wird dieser Gräuel für eine Zeit wieder keinen besorgtern Freund haben, als das „heilige Rußland". Das Blut der 250,000 Mann, die es um die Krim jetzt schon verloren, würde reichlich bezahlt seyn. Hätten dann auch nur Andere ihre Heere, Geld und Reputation wieder! An drei Milliarden Franken dürfte ein solcher Friede auf „dauerhafter Grundlage" gekostet haben und nicht sechs Pfenninge Werth seyn!

Wenn nämlich auch die Westmächte annehmen! England spricht sehr kriegerisch, Preußens Hoffnungen auf eine siegende englische Friedenspartei sind total fallirt. Wenn freilich die Westmächte nicht endlich eine positive Politik bezüglich der Türkei selber zu ergreifen wissen, dann dürften sie auch aufhören, lieber heute als morgen. Wollen sie dieß aber nicht, was dann? Wird die hohe Finanz erwünschte Ruhe haben, die kranke Valuta auch nur für einige Monate wieder auf die Beine zu bringen?

Im ganzen Bereiche Deutsch-Israels herrscht unverkennbar gedrückte Stimmung. Sollte es da etwa doch noch Gewissen zu rühren geben, und Wangen schamroth zu werden? Wie logen einst die feilen Federn officieller Bureau's in die Wette, daß Oesterreich im westlichen Schlepptau sei! Jetzt strafte Gortschakoff selbst in der Conferenz vom 17. April sie Lügen, und sie selber sprechen nun von jenem Ultimatum? Gewinnt es aber Succeß oder nur den Beifall Rußlands, wer wagt dann zu läugnen, daß nicht vor acht Monaten schon ein solcher Friede ohne weiteres erfolgt wäre, ohne den treulosen deutschen Abfall von verbriefter Rechtsanschauung? Welche Blutschuld also auf diesen Häuptern!

Erst noch am 1. Mai zwar schrieb das Berliner Preß-Bureau: „Zuverlässigen Anzeichen nach ist in den maßgeben-

den Kreisen der Wunsch nach endlicher Beilegung der Deutschland noch trennenden Streitfragen ebenso lebendig, als das Verlangen nach Befestigung einer vom Osten wie vom Westen gleich unabhängigen gemeinsamen, ächtvaterländischen Politik, welche die Gewähr einer ausschlaggebenden Einwirkung auf die schließliche Lösung des orientalischen Streites an sich selber tragen würde." Ja! wörtlich so haben die histor.-polit. Blätter über Jahr und Tag geeifert; aber jetzt ist's — zu spät! Die Gelegenheit ist versäumt und kehrt nie wieder. Nicht nur der Orient wird, gelingt das Ultimatum, für Deutschland verloren seyn, sondern noch ein ungeheurer anderer Verlust droht verhängnißvoll: der — Oesterreichs an den Slavismus! Die Gefahr datirt nicht erst seit gestern, aber sie ist jetzt auf's höchste gestiegen. Man mag mit blutendem Herzen diese Worte niederschreiben, indeß hilft hier keine Schönfärberei. Die österreichisch-slavische Partei läßt (a. a. O.) unumwunden von sich schreiben: nur aus Rücksicht für Oesterreich habe Rußland bislang vermieden, das panslavistische Gespenst heraufzubeschwören; und am 26. Mai berichtet das Organ der Berliner Hofpartei aus Rußland: über das nächste Verhalten Oesterreichs sei man so ziemlich Einer Meinung, denn die slavischen Elemente seiner Armee sympathisirten lebhaft mit Rußland.

Dieß ist freilich Musik in den Ohren der „deutschen Politik Preußens". Was aber sie selbst direkt aus der Aussaat vom vorigen Jahre geärndtet, ist nichts Anderes, als ein so gehäuftes Maß von unsäglichem Haß und stolzer Verachtung, daß es Niemand mehr gelingen will, auch nur ein Körnlein zuzulegen. Dazu steht der Moment bevor, wo die furchtbare Blutschuld von acht Monaten her zugezählt werden wird!

V.

Die Türkei in und außer Conferenz-Beleuchtung.

Um die Türkei vor Rußland zu sichern, gab es zwei Wege: Stärkung des Pfortengebiets von Innen heraus, oder Schwächung Rußlands ihm gegenüber. Die Politik der letztern Richtung, der an sich allerdings einfachern, ergriffen die Alliirten. In sie ist man aber auch im Allgemeinen so sehr vertieft, daß man die Vertheidiger der erstern Richtung, der positiven Interpretation, zu betrachten pflegt wie Schwärmerei für gänzlich unpraktische Vorschläge. Dennoch, die Türkei ist nur zu retten durch die Türkei, nicht bloß von Außen durch erzwungene Traktate und diplomatischen Axiome: dieß ist die Ansicht, welche die histor.-pol. Blätter stets vertraten. Unpraktisch, unmöglich! mochte oft genug die Einrede lauten. Mit um so lebhafterer Freude mußten alle Gläubigen positiver orientalischen Politik unter den Protokollen der Wiener-Conferenz auf ein Schriftstück stoßen, welches den thatsächlichen Beweis liefert, daß wenigstens Frankreich eine positive Interpretation, ein schöpferisches Eingreifen in der Türkei selber nicht für unpraktisch und unmöglich ansieht. Man darf sagen, dieses Dokument bilde den einzigen Lichtblick in der cimmerischen Nacht der Conferenz-Protokolle. Mag man vielleicht auch Nebenabsichten argwöhnen, jedenfalls war es doch der einzige positive, schöpferische Gedanke, der dort auftauchte.

Am 26. März nämlich überreichte Frankreich folgendes Memorandum: Um der Moldau und Walachei eine genügende Widerstandskraft zu sichern, scheine die von beiden Provinzen einstimmig gewünschte Vereinigung beider Fürstenthümer die erste Bedingung zu seyn. Mit ihren vier Mil-

lionen Einwohnern wären sie dann nicht mehr zu schwach, dem Einfluß Rußlands wirksamen Widerstand zu leisten. Das nächste Erforderniß sei aber, daß die Vereinigung geschehe unter einem der monarchischen Verfassung möglichst nahe kommenden System. Was die temporäre Gewalt mit ihren Kabalen und Parteikämpfen, die lebenslängliche Gewalt mit ganz ähnlichen Uebelständen betreffe, so sei die Geschichte der Fürstenthümer gewissermaßen der traurige Versuch beider Systeme gewesen. Die oberste Gewalt müßte demnach erblich seyn. Für die Pforte wäre die Sache nichts Neues, wie die Ordnung der Dinge in Serbien und Aegypten beweise; dort habe sie der Familie Milosch, hier den Nachkommen Mehemet Ali's die erbliche Nachfolge zugestanden; die Pforte habe in solchen Zugeständnissen nichts Unverträgliches weder mit ihrer Souverainetät noch mit ihrer Integrität gesehen. Man könne nun zu dem Ende entweder einen einheimischen Fürsten probeweise aufstellen, oder die Mächte zerhauen den Knoten sofort und nehmen einen Prinzen aus einer souverainen Familie Europa's. Als die Mächte einst Griechenland unter türkischer Oberlehens-Herrlichkeit zu constituiren gedachten, hätten sie weder an der Einwilligung der Pforte noch daran gezweifelt, daß ein christlicher Prinz unter der Bedingung jener Oberhoheit annehme (Londoner Protokoll vom 22. März 1829). Auch die Lage Serbiens gehöre zur Ausführung der ersten Garantie, doch sei die Stellung dieses Fürstenthums nicht ganz dieselbe, wie die der beiden andern. Aber von dem Augenblicke an, wo die Moldau-Walachei in eine starke Verfassung eintrete, werde die zu Belgrad herrschende Gewalt nicht mehr dieselben Mittel besitzen sich geltend zu machen. Es werde dann genügen, den Serbiern durch eine Collektiv-Garantie jede Besorgniß zu nehmen, und ihnen die von der Pforte bereits zuerkannten sowie im Einvernehmen mit den Verbündeten noch zuzuerkennenden Privilegien förmlich zuzusichern.

Das Dokument macht Frankreich Ehre. Eine solche Organisation fesselte die Südslaven für immer an ihre Schöpfer, nur etwa ausgenommen das demoralisirte turbulente Bojarenthum in den Donauländern; sie bildete einen Crystallisationskern für alle die Christenstämme rings um Rumelien, welche hoffnungsvoll auf sie hinblicken würden; sie wäre der Keim einer organischen Entwicklung gräco-slavischer Constituirung, die anzutasten Rußland nicht mehr wagen dürfte*). In der Conferenz erhob sich auch Rußland sogleich für die Erörterung des Vorschlags; es konnte und durfte nicht anders. Indeß fürchtet es von solchen Vorschlägen immer noch keine Gefahr verdorbenen Spiels, calculirend, daß die Mächte darin doch nie einig würden und namentlich England Alles gegen eine solche Organisation aufbieten würde. Bemerkenswerth ist aber doch, daß dieselbe jüngst, ganz im Sinne des französischen Memorandums, auch von den „Times" empfohlen wurde. Jedenfalls hätten Frankreich und Oesterreich auch alle moralischen Hebel für sich. In der Conferenz aber wurde auf Englands Antrag, und mit Zustimmung Oesterreichs, die Erörterung verschoben, weil die „Initiative der Türkei zustehe".

So lautet immer wieder der technische Ausdruck für die negative Interpretation des Hauptpunktes. Dabei prangt England mit den „unzweideutigen Beweisen der aufrichtig wohlwollenden Absichten der Pforte". Das neueste französische Circulare spricht auch ganz richtig vom Sultan selber: „Abdul Medschid verlange nicht mehr, als in seinen Reformen unbeirrt fortschreiten zu können". Nur daß eben mit diesem guten Willen nichts genützt ist. Wenn auch in Constantinopel heute noch die liberalsten Verordnungen erschienen über die Gleichheit der Rajah mit den Moslims vor dem Gesetz, so würden die Pascha's sie doch nicht minder vor wie nach im Sinne des Korans behandeln. Die Erfahrung

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter Band XXXIV. S. 1077 ff.

zeugt hierin nur allzu laut. Ueberdieß ist die erste soeben erschienene „Reform" schon an sich mehr als verdächtig. Es ist das Gesetz über die Recrutirung der Rajah, mit welcher folgerichtig das vielbeschrieene Kopfgeld in Wegfall kommen muß. Damit soll die türkische „Regeneration jetzt wirklich anfangen". Vor vier Wochen bereits ward die „Reform", innerhalb acht Tagen, verkündet und auch wieder zurückgezogen; man sagt, wegen des Widerstandes der Alttürken. Natürlich, eine Rajah-Armee in Waffen! Ihre Sorge war aber ganz ungegründet; es handelt sich höchstens für den Moment um christliche Soldaten, und zwar für die an England verkaufte sogenannte „türkisch-englische Legion", denn sonst haben bekanntlich bereits für die Armee des Halbmonds selber Türken zu mangeln begonnen. Zugleich ward den Zudringlichkeiten der Mächte zuvorgekommen und das verhaßte „Kopfgeld" erhält einen — andern Namen; kurz, die Kinder des Propheten treffen zwei Fliegen auf Einen Schlag.

Diese „Reform" ist also noch schlimmer als bloßer Schein oder halbe Maßregel, in deren Kategorie sonst die Tansimats-Verfügungen gehören. Es steckt wirklich etwas Reelles dahinter, nur nicht „Emancipation", sondern eine neue schwere Schatzung der Rajah. Um diesen Charakter der Maßregel zu verblümen, macht die Proclamation das Lösegeld für Blut und Gut an den Koran, den Haradsch oder Djidzye, einfach zu einer Reluenz-Abgabe. Die von der Militärpflicht befreiten nichtmuselmanischen Unterthanen hätten bisher für diese Befreiung jene Auflage, unabhängig von der allgemeinen Kopfsteuer, bezahlt: sagt das Dekret. In Wahrheit aber war von Vergütung einer solchen Pflicht so wenig die Rede, daß den Christen vielmehr die Ehre der Waffen geradezu gesetzlich verboten war. Jetzt nun soll allerdings die Last des Kriegsdienstes nicht mehr ausschließlich auf den Muselmanen lasten, sondern „auch die übrigen Klassen im Reich sollen an der Ehre und dem Ruhm, dem Staat und Vaterland zu die-

nen, sich betheiligen!“ Zu dem Ende wird die „kleinere Hälfte“ der türkischen Armee künftig aus Nichtmuselmanen bestehen; ihre persönlichen Dienste werden dann von einer zu bestimmenden Totalsumme der Militärsteuer abgezogen, der Rest auf die Nichtdienenden vertheilt und zugleich mit der allgemeinen Kopfsteuer eingezogen. Man vernimmt bereits, daß die Rajah sehr wenig erbaut sei über die „Reform“ und über die erste „außerordentliche Aushebung“ — für die türkisch-englische Legion.

Solche „Reformen“ sind nichts Anderes, als Wasser auf die Mühle der russischen Politik. Wenn diese jetzt aussprengt: man sei höchst erfreut über die jüngste Emancipation der Rajah, mehr habe der Czar ja nie gewollt: so ist es ihr damit baarer Ernst. Schon bei Gelegenheit jener ersten Verkündung erklärte das St. Petersburger „Hofblatt“: Gleichstellung der Rajah mit den Türken, „das ist mehr, als Rußland jemals von der Pforte vertragsmäßig verlangt hat; weßhalb wollen nun die Westmächte Rußland noch bekriegen?“ Allerdings, bei solchen Reformen „ist Rußland befriedigt“, bei Reformen im Sinne des französischen Memorandums wäre das Gegentheil der Fall. Denn diese versprächen der Türkei eine selbstständige organische Fortbildung, die endlich in einen freien christlichen Staatencomplex auslaufen müßte; jene sichern ihren jähen Untergang. So arbeiteten Reschid Pascha, Lord Redcliffe und der ganze englische Einfluß recht eigentlich im Interesse Rußlands.

Diese Reformer-Partei ist nun gestürzt; aber nicht durch die reactionären Alttürken und Ulemas, deren Verschwörung Reschid vielmehr eben noch besiegt und mit zahlreichen Exilirungen bestraft hatte, wegen ihrer Intriguen gegen die vom Sultan beschlossenen Reformen, nach Redcliffe's Ausspruch. Frankreich war es, das während der Krimreise des Lords die Reformer zu Fall brachte; ihre letzte Heldenthat war die auf Englands Einflüstern an den Vicekönig von Aegypten

erlassene Weisung, dem französischen Suez-Projekt die möglichsten Hindernisse in den Weg zu legen. Die Sache hätte sonst keine Bedeutung: gestern bestahlen die Reschids den Staat und processirten die Ali's; heute bestehlen die Ali's den Staat und processiren die Reschids; das Exil ist der Zugang zum Vezirat, und das Vezirat der Zugang zum Exil; von einem Systemwechsel kann also an sich hier keine Rede seyn. Man kann aber einen daraus machen, und dieß ist die Bedeutung der Krisis: daß in ihr Napoleon III. rang mit Redcliffe, und England unterlag. Steckt auch Frankreich ein Reform-Panier auf, so wird es hoffentlich seinerseits die Alttürken um sich versammeln, und sich in der Richtung des Memorandums entfalten. Mit dieser vermag der Koran noch zu bestehen, niemals aber mit dem Reformgeist Reschids und Englands. Letzterer vernichtet das Türkenthum und hilft doch dem Christenthum nicht. Dagegen aber, im principiellen Sinne des Memorandums consequent vorgehend, der „Initiative" des Sultans nachhelfen — das wäre lösende orientalische Politik; dieß vernachlässigen und dem Czaren sonst „Concessionen" abdringen, das ist ruinirende orientalische Politik. Was immer der Czar heute so geben muß, das holt er über's Jahr hundertfach wieder.



LVIII.

Zur eilften Säkularfeier de
des heiligen Boni

In Fulda, am Grabe des groß
schen, findet vom 5. bis 12. Juni d.
Feier des Todes dieses Heiligen statt,
eine ähnliche Feier an seinem erzbisch
nachfolgen wird. Den katholischen
schöne Gelegenheit gegeben, ihren D
benen Wohlthäter unseres Vaterlande
eifer auf's Neue zu bethätigen, und v
Abwehr der unserem armen, zerriss
und Elend bedrohten Deutschland n
und Gefahren zu erflehen. Die J
Martyriums vom 5. Juni 755 ist
Fest der einen oder der anderen Diöc
sames Fest für das ganze katholische D
mögliche Betheiligung daran nur
für das kirchliche Leben wirken kann
den edlen Verein, der den Namen d
förderlich und gedeihlich sich erweisen

Es war gewiß ein glücklicher G
würdigste Bischof von Fulda einen
kannten Geistlichen seines Bisthums
mit einer Monographie über den H
und daß dieser dem Auftrage mit

nachzukommen suchte: mit einer kürzeren, für das Volk bestimmten Lebensbeschreibung, die durch ihre Anhänge zugleich als Andachtsbuch für das Jubiläum zu dienen geeignet ist, und mit einer ausführlichen, mit historischen Belegen ausgestatteten, für das gelehrte und gebildete Publikum berechneten Schrift, die auch nach den trefflichen Leistungen von Seiters, Anderer, wie Rettberg und Schmeerbauch, nicht zu gedenken, noch auf ehrende Anerkennung Anspruch machen dürfte*). Es konnten zwar keine neuen Quellen von dem Verfasser entdeckt werden; aber die vorhandenen, worunter die Briefe Winfrids selbst und die Biographien von Willibald und Othlo die wichtigsten bilden, hat er mit kritischem Geiste wohl zu benützen und zu verarbeiten gesucht. Sehr treffend wird die Anhänglichkeit des großen Martyrers an den römischen Stuhl hervorgehoben, die zum Aerger vieler protestantischen Historiker**) eine hervorstechende Seite seines Charakters ist, und insbesondere wird noch die Ansicht ausführlich begründet, daß Winfrid mit Uebergabe des Mainzer Erzbisthums an seinen Schüler Lullus zuletzt das Erzbisthum Utrecht übernahm (S. 182 bis 186, 317, 318), und sein Tod nicht in das Jahr 754, sondern 755 zu setzen ist (S. 194, 195, 320 bis 327). Noch wollen wir erwähnen, daß die sonst nur flüchtig behandelte Geschichte der Reliquien des Heiligen, die zuerst nach Utrecht, dann nach Mainz, darauf nach Fulda kamen, sowie, ganz dem nächsten Anlaß und Zweck der Arbeit entsprechend, die Gründung und die ersten Schicksale des hoch-

---

*) Kurze Lebensgeschichte des heil. Bonifazius, Apostels der Deutschen. Von Dr. F. H. Reinerding, Lehrer der Theologie am bischöflichen Seminar zu Fulda. Würzburg, in Commission der H. Goldstein'schen Buchhandlung. 1855. S. 48.

Der heilige Bonifazius als Apostel der Deutschen, mit Bezugnahme auf sein Verhältniß zu Fulda. Von demselben. Würzburg. Verlag von H. Goldstein. 1855. S 339.

**) J. B. Gieseler, KG. II, III. S. 22, Ausg. von 1831: „Ueberschätzung der äußeren kirchlichen Einheit und der kirchlichen Satzungen, und tiefe Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl, ohne welchen er nichts unternahm, sind Grundzüge in des Bonifazius Charakter."

berühmten Klosters Fulda, für dessen Geschichte auch Prof. Kunstmann in seiner Monographie über Rabanus Maurus schätzbare Beiträge geliefert, eine genauere Darstellung gefunden hat. Wir hätten gerne eine vollständige Geschichte dieser Abtei gesehen, die indessen wohl einer besonderen Monographie vorbehalten bleiben muß.

Wir wünschen, daß diese beiden Schriften zur Hebung der Verehrung des großen Apostels in weiteren Kreisen bekannt werden, zu dessen Feste sie eine passende Einleitung und Inauguration zu bilden bestimmt sind.

LIX.

Ein von der Kreuzzeitung uns angezeigter Schreibfehler.

In den „Streiflichtern“ Nr. 14, S. 650 d. Bds., Z. 20 v. o. ist folgende Stelle der Berliner „Protest. Kirchenzeitung“ vom 28. Oct. v. Js. benützt: „So hieß es, den Theologie Studirenden sei von hier aus der Besuch der Universität Jena verboten worden; . . . glücklicher Weise ist die Sache, welche die Kreuzzeitung begierig aufgriff und auszubeuten suchte, sofort officiell desavouirt.“

Durch Versehen ist das „hier“ dieses Textes aus dem Extract auch in das Concept übergegangen, wo es sich nun aber auf Weimar bezieht statt auf Altenburg. Mögen also die Leser jenes „hier“ verbessern und umsetzen in: „zu Altenburg“.

Schwerlich hätten wir das Versehen auch nur nachträglich noch bemerkt, wenn nicht die „Kreuzzeitung“ die Güte gehabt hätte, uns auf das mißverständliche „hier“ aufmerksam zu machen, und damit zugleich einen Beweis des hohen Interesses zu liefern, mit dem sie die „Streiflichter“ wie die „Zeitläufte“, wenigstens in den zutreffenden Partien, Wort für Wort verfolgt. Solche Empfangs-Anzeigen, gleichgültig in welche Form immer sie gefaßt seien, können ihre ermunternde Wirkung auf uns nicht verfehlen, und indem wir für die bereits erhaltenen den verbindlichsten Dank abstatten, hoffen wir zugleich, uns einer Fortsetzung derselben immer würdiger bezeugen zu können.

LX.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit dritthalb Jahren.

XVI.

Das zweite Reactionsstadium oder der neulutherische Kirchenbegriff; derselbe verglichen mit dem symbolmäßig-lutherischen und andern protestantischen Kirchenbegriffen.

Erste Abtheilung.

Der Kirchenbegriff der Exclusiven, auch als Uebergangs-Stufe.

Bei Behandlung der Frage um die objektive Glaubens-Norm des protestantischen Christen im Allgemeinen und der Frage um die Zulässigkeit und Nichtzulässigkeit der Union insbesondere, hat sich uns wiederholt fühlbar gemacht, daß der verschiedenen Beantwortung dieser Fragen jedesmal ein verschiedener Kirchenbegriff zu Grunde liegt. Nur Eine Richtung, äußert z. B. Hr. Nathusius, hat etwa eine Berechtigung, die unionistische Anschauung zu verwerfen, „es ist das die consequente Richtung derjenigen strengen Lutheraner, welche in der lutherischen Kirche, aber auch in dieser allein, die Fortsetzung der sichtbaren Kirche Christi auf Erden von der Apostel-Zeit her erblicken, alle übrigen Confessionen ohne

Unterschied für abgefallen erkennen, und also darin ganz den Standpunkt der katholischen Kirche theilen" *). Die also geschilderte Richtung ist das von uns sogenannte exclusive Lutherthum.

Alleinwahres oder alleinseligmachendes Bekenntniß fordert Eine alleinseligmachende Kirche wenigstens in der Idee. Der drollige alte Herr Ewald in Göttingen beging daher eine unentschuldbare Parteilichkeit, als er im J. 1845 bloß gegen die Katholiken das Ordnungsschwert der deutschen Regierungen herausforderte, damit sie ihnen durch solidarisches Verbot einschärften, ihre Kirche nicht mehr „alleinseligmachend zu nennen, weil dieß mit der Erhaltung des Landfriedens absolut unverträglich sei." Herr Stadtgerichtsrath Hommel z. B. ist kein Katholik, und doch verkündet er frank und frei: nachdem alle Kirchengemeinschaften zerrissen und verderbt worden, habe der Herr doch „aus unendlicher Barmherzigkeit sich einen reinen Samen übrig bleiben lassen, das ist die heilige Kirche, welche durch des Teufels Neid sich nicht schlechthin christlich, sondern lutherisch nennen lassen muß, aber ihm zum Trotz diesen Namen nun als ihre Ehre behauptet, die treue Bewahrerin des Bundes des dreieinigen Gottes, die selige Trägerin seiner Verheißungen, an deren Brüsten alle andern Confessionen saugen" **). Die „lutherische, die allein ungefälschte Kirche", welche „allein zum Treiben der Mission des Gottesberghauses voll berufen ist", sie sei, sagen die Leipziger Exclusiven, nur noch nicht ganz „offenbar": „Ob die Zeit gekommen, jene letzte Zeit, in welcher sie als dieses auf hohem Berge stehende Zionsjerusalem offenbar werden, und von den laufenden Heiden und den fragenden Völkern erkannt werden soll als das, was sie ist — die einzige wahre Zufluchtsstätte, das weiß der

*) Halle'sches Volksblatt vom 12. März 1853.

**) Hommel: Recht der Kirche rc. S. 5.

Herr" *)! Kirchen, Kirchen, rief Prof. Lindner auf der Leipziger Conferenz von 1853 aus, gebe es nicht, sondern nur „Eine Kirche"; mit Luther seien Dr. Lindner und die Seinen ganz zu Gottes Wort, und daher zur katholischen apostolisch-christlichen Kirche zurückgekehrt; „alles Römische sei Sekte, das Griechische sei Sekte, das Reformirte sei Sekte." Die Conferenz war nun zwar freilich bloß darüber einig, daß der Papst verus antichristus und jeder Anhänger des Tridentinums ein „Gotteslästerer" seyn müsse, nicht über das alleinige Recht der Lutheraner auf den Titel „Kirche", da der Ausdruck ja überhaupt eine organisirte Gemeinschaft der Gläubigen bedeute. Das änderte aber offenbar nichts am Wesen der Sache **). Darüber erklärte sich vielmehr um dieselbe Zeit eine Stimme im exclusiven Hauptorgan, in der „Zeitschrift für die lutherische Theologie" rc., auf's bündigste: „Zur evangelisch-lutherischen Kirche verhalten sich die katholischen und reformirten Kirchenzweige wie die Erde zu einem andern Weltkörper" ***). Ganz folgerichtig, sagt das Blatt der Heidelberger, ist „in einem Organ der ultralutherischen Partei auch einmal die Hoffnung ausgesprochen worden, es müsse noch die ganze Menschheit lutherisch werden." „Der Erfinder dieser außerordentlichen Wahrheit", fügen die Heidelberger bei, „hat aber ganz übersehen, daß die lutherische Kirche so durch und durch wesentlich vom deutschen Charakter bedingt und veranlaßt ist, daß sie in einem andern Lande und unter anders gestalteten Volksverhältnissen gar nie existiren könnte. Die Schotten z. B. werden nie Lutheraner werden, so lange sie Schotten sind" †).

---

*) Leipziger evang.-luther. Missionsblatt vom 15. März 1853.

**) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 1. Dec. 1853.

***) Bei Stier: unlutherische Thesen. S. 30.

†) Darmst. K.-Z. vom 15. Mai 1855.

Man sieht: diese Stellung, welche die exclusiv lutherische Kirche einnimmt, ist sehr einfach und nach Außen ganz richtig. Damit ist aber noch nicht gesagt, was Kirche an sich sei? Eben nun, weil jene äußere Stellung der strengen Lutherkirche in sofern der katholischen Anschauung gleichkommt, haben wir sie zum Ausgangspunkt erwählt, um hinter den Inhalt der verschiedenen protestantischen Begriffe von Kirche selbst zu kommen. Was ist also die Kirche der Exclusiven in und an sich?

Gerade das vergangene Jahr 1854 war besonders ausgezeichnet durch gewaltige Anstrengungen, viribus unitis zu einer Einigung über den Begriff von der Kirche zu gelangen. Aber — möchte man erstaunt fragen — ist es denn möglich, daß die Kirche oder die Kirchen drüben bis auf diesen Tag, also nach mehr als dreihundertjährigem Bestehen, noch nicht über ihr eigenes Wesen in's Reine gekommen, noch immer nicht wissen, was denn eigentlich Kirche sei? Allerdings ist dieß möglich und wirklich, antwortet die Conferenz zu Rothenmoor in Mecklenburg, denn „in der ausgebildetern spätern lutherischen Dogmatik ist zwar der Begriff der Kirche festgesetzt, aber die Richtigkeit der Festsetzung in neuerer Zeit vielfach in Zweifel gezogen worden.“ „Da ist nun die Frage, besonders um ihrer Consequenzen willen, zu einer brennenden geworden, die lutherische Kirche Nordamerika's ist dadurch gespalten; bei den rechtlich gesicherten Verhältnissen unserer Landeskirchen kann sie zwar bei uns den gleichen Erfolg wohl nicht haben, aber der nun schon eine Reihe von Jahren schwebende Streit fordert mehr und mehr Entscheidung“ *).

Sie herbeizuführen, über die Frage: was Kirche sei? im 324sten Jahre, nachdem man selbst eine Kirche seyn zu wollen angefangen hatte, war man nun exclusiverseits unter

*) Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 8. Aug. 1854.

Anderm auch in einer Reihe von Conferenzen beflissen. Die lutherische Conferenz zu Erfurt vom Juni 1854 z. B. discutirte folgende Thesen: „1) die lutherische Kirche ist nicht eine Kirche, sondern die Kirche; 2) der Leib des Herrn ist die unsichtbare Kirche, und diese umfaßt mehr als die bloße lutherische Kirche, aber dennoch ist die wahre Darstellung des Leibes Christi nur die lutherische Kirche; 3) alle anderen sogenannten Kirchen sind Afterkirchen; 4) auch die reformirte Kirche ist nicht davon ausgeschlossen; 5) der Ketzerbegriff ist wieder herzustellen“ *). Soweit sind die Exclusiven einig. Aber offenbar ist damit immer noch nicht gesagt: was denn Kirche an sich eigentlich sei? Hierüber werden wir auch die exclusiven Meinungen sofort auseinandergehen sehen.

Zu Rothenmoor kamen damals drei Ansichten vom Begriff der Kirche, als die „jetzt am meisten geltenden“, zur Debatte. 1) Kirche ist die Summe aller Getauften, also die ganze sichtbare Christenheit; 2) Kirche ist die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen (Ansicht der „spätern lutherischen

*) Pastor Dr. Kähn zu Bellstadt hatte die Thesen gestellt, und brachte sie gleich auch auf die Thüringische Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf vom 13. Juni, vermehrt mit andern Thesen, welche Luthers servum arbitrium im strengsten Sinne vertheidigten. Er gestand zu, daß „seine Thesen nur wie gelegentlich ihren Ausgangspunkt von der Augustana, ihren Stütz- und Endpunkt aber nicht in dieser selbst, sondern in der formula concordiae hätten.“ — Das geschah, nebenbei bemerkt, in derselben „protestantischen Kirche“, wie man sich gemeinhin ausdrückt, und zur selben Stunde, wo eine Minorität der Synodal-Conferenzen zu Zürich „etwas Aufsehen erregte“ durch den Antrag: „das Symbolum apostolicum in der Tauf- und Abendmahls-Liturgie theils aus liturgischen, theils aus dogmatischen Gründen wegzulassen.“ „Die letztern wurden, wie es in der Natur der Sache lag, besonders hervorgehoben; der Gewissenszwang, der dadurch einer Anzahl von Geistlichen angethan werde, namentlich betont“ 2c. Darmst. K.-Z. vom 8. und 13. August 1854.

Dogmatik“); 3) Kirche ist Gemeinschaft derer, welche sich um das unverfälschte Wort Gottes und Sakrament gesammelt haben. Nun zeigte sich zwar bei der Debatte, „daß eine völlige Einigung überhaupt nicht erwartet werden dürfe“, oder wie die Subjektivisten sagen, „daß es einem rechten Lutheraner fast unmöglich ist, über den Begriff von der Kirche in's Reine zu kommen“: doch entschied sich schließlich eine Majorität für die dritte Ansicht. Die erste ward gar nicht vertheidigt; die zweite fand „kaum eine geringe schwache Vertretung“, obwohl „einzelne Stellen der Apologie“ für sie beigebracht wurden. Es hieß nämlich: diese Ansicht mache die eigentliche Kirche unsichtbar, wahrhaft Gläubige aber könnten gar nicht seyn ohne die sichtbare Kirche, und unsichtbare Kirche sei gar nicht denkbar ohne die sichtbare. Man stimmte also per majora für Nr. 3. Damit ward zugleich die allgemein exclusive Festsetzung verbunden: „die lutherische Kirche allein sei die Kirche; alle übrigen, welche sich Christen nennen, römische, reformirte u. A. seien in keinem Sinne Kirche, sondern Rotten und Sekten; diejenigen, welche in diesen Rotten dennoch durch ihren Glauben an Christum selig würden, seien Lutheraner; falsche Kirchen nenne man jene Rotten in demselben Sinne, wie man einen falschen Thaler auch einen Thaler nenne“ *).

Lassen wir nun die je nach Umständen zwar auch noch exclusive, aber immerhin niedrigere Anschauung Nr. 2 vorerst bei Seite, bis wir später von ihr aus die Entwicklung des Kirchenbegriffs in deteriorem partem verfolgen können; und halten wir uns, um der Entwicklung in meliorem partem nachzugehen, an den Begriff Nr. 3, das Höchste, was auf dem Boden der Bekenntnißkirche zu leisten möglich ist. Er lautet kurz gesagt: lutherisches Bekenntniß = Eine wahre

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 26. August 1854; vgl. Nürnberger evang.-luther. K.-Z. vom 3. Aug. 1854.

sichtbare Kirche. Prüfen wir seinen Inhalt. Unläugbar fehlt es allen exclusiven Kirchenbegriffen überhaupt durchaus nicht an Entschiedenheit und Präcision, nach Außen nämlich; er fällt daher auch in der Richtung nach Außen mit dem katholischen Kirchenbegriff zusammen, und ist, nach Hrn. Ewald, nicht minder Landfriedensbruch als dieser. Nach Innen aber steht es auch um jenen neuesten Kirchenbegriff Nr. 3 in nichts besser, wenn er auch die lutherisch-dogmatische Fiktion Nr. 2, daß die wahre Kirche bloß durch die im Herzen Gläubigen constituirt werde und also durchweg unsichtbar sei, damit zu überwinden meint, daß er diese Kirche wegen der Sichtbarkeit der „äußern Zeichen" selbst „sichtbar" nennt. Mit Einem Worte: auch diese alleinseligmachende Kirche der Exclusiven ist nach wie vor bloße — Bekenntnißkirche, vielmehr erst recht eigentlich diese selbst. Sie erwächst oder constituirt sich erst aus denjenigen Menschen, welche aus dem Glauben an das Wort Kinder Gottes werden, oder welchen wenigstens Wort und Sakrament, die „äußeren Zeichen", nahegelegt werden. Sie unterliegt daher in sofern allen Nachtheilen und Unmöglichkeiten, wie die übrigen protestantischen Kirchenbegriffe auch.

Erstens kann sie platterdings keinen historischen Beweis für sich führen, kann sie niemals anders als durch eine petitio principii für sich argumentiren, wenn man sie fragt: warum denn gerade sie und sie allein die wahre Kirche seyn solle? Sie wird sich auf die Allein-Wahrheit ihres Bekenntnisses berufen, und diese Berufung wieder damit erhärten, daß sie die wahre Kirche sei. Eine etwaige Berufung auf die Schrift käme ganz auf dasselbe hinaus. Der Superintendent von Schkeuditz sagt daher mit Recht: „Keine statistisch vorhandene Sonderkirche darf jemals die Kirche schlechthin zu seyn sich anmaßen; größer noch wird solche Anmaßung, wenn eine der evangelischen Kirchen der andern gegenüber sich allein als die Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses

behauptet, anstatt in Anerkennung der Thatsache, daß auch die andern **schriftmäßig** zu bekennen auf gleichem Grunde evangelischen Glaubens **überzeugt** sind, nur zu sagen: adhuc sub judice lis est" *).

Ueberdieß steht ganz besonders diese exclusive Kirche Nr. 3 auch noch im Widerspruche mit dem Hauptartikel von der Rechtfertigung. Denn Kirche soll das seyn, was selig macht. Nun aber hat die Minorität zu Rothenmoor ganz richtig bemerkt: „wenn man das Wesen der Kirche in's reine **Bekenntniß** setze, so mache doch das Bekenntniß den Menschen nicht selig." Folgerichtig müßte man also die Kirche aus dem sola-fide-gläubigen Menschenmaterial allein erbauen. Dann wäre sie aber für exclusive Lutheraner wieder zu weit, und sänke überhaupt völlig in die Unsichtbarkeit zurück, weil dann auch die sichtbaren „äußern Zeichen" wegfielen. Es bleibt also dabei, daß die alleinwahre lutherische Kirche in's „reine Bekenntniß" gesetzt wird, d. h. „darin, daß alle wahren Christen auch in den Redensarten übereinstimmen müßten", wie die Minorität zu Rothenmoor sich ausdrückte. Der Widerspruch gegen das Wesen des Special-Glaubens ist flagrant genug. Vergebens warnte aber jene Minorität: „die Redensarten möchten so vollends auch in der Kirche zu einer Herrschaft kommen, gegen welche das römische Papstthum sich wie ein patriarchalisches Familienleben ausnähme, denn der rohe Haufe bemächtige sich sehr leicht der Phrase, schwöre auf sie ohne sie zu verstehen, und meine, er habe das Christenthum in der Phrase, ja er wüthe gegen alles, was nicht Phrase ist; das Christenthum also in Phrasen feststellen, sei leicht gefährlicher, als es an eine bestimmte Kirchenverfassung binden, wie die römische Kirche thue" **).

---

*) Stier's unlutherische Thesen. S. 5.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 26. August 1854.

Drittens ist diese alleinwahre und sichtbare Kirche mit ihrem Stammbaum in offenkundigstem Conflikt und die Ahnenprobe so unmöglich, daß die Exclusiven gerade darin ihren Grund gehabt haben mögen, welche nicht wagten, sich bis zu diesem Kirchenbegriff zu versteigen. Viele, z. B. die officielle Partei der Evangelisch-lutherischen in Bayern, ließen lieber allen Vortheil jener Sichtbarkeit der eigentlichen Kirche, durch die äußern Zeichen, fahren und beschränkten sich mit der „spätern lutherischen Dogmatik" wieder darauf, die wahre Kirche bloß aus den wahrhaft lutherisch Gläubigen allein, also unsichtbar, zu constituiren, wobei dann das, was um jene Zeichen sich sammelt, nicht Kirche, sondern bloß kirchliche Masse ist. Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man die Verlegenheiten betrachtet, welchen das „sich überhebende Hoch- und Afterluthertthum" unrettbar preisgegeben ist mit seiner Behauptung, daß „die auf Erden lutherisch heißende Kirche die einzige sichtbare legitime Fortsetzung der sichtbaren Kirche Christi auf Erden sei von der Apostel Zeiten her." Heißt das, fragt z. B. der berühmte Wichern, anders als „Wittenberg statt Rom zum Mittelpunkt und zur Hauptstadt des Reiches dessen machen, der höher ist als aller Himmel Himmel?" und dieß Unterfangen hinwiederum, auf was Anderes läuft es hinaus, „als daß während 1500 Jahren hie und da eine oder die andere Seele durch ein unbegreifliches Wunder, vielmehr durch absoluten Widerspruch, außerhalb der Kirche, die sein Leib ist, den Herrn gefunden hat, und daß Er ordentlicher Weise erst wieder seit 300 Jahren in einigen deutschen und verwandten Landen, während kurzer Zeiträume hindurch, seine Heilsgemeinschaft wirklich und wahrhaft aufgerichtet hat *)?" Nun aber, schließt Wichern, muß „eine heilige christliche Kirche alle Zeit seyn und bleiben," und folgert

*) „Noch ein Wort über die Augustana auf dem Berliner Kirchentage, vom Berichterstatter in den fliegenden Blättern des rauhen Hauses." Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

daraus mit der großen Reactions-Masse von der Bekenntnißkirche, wie wir später des Näheren sehen werden: sie kann also keine andere als eine unsichtbare seyn.

Viertens aber, und von allem Dem abgesehen, haftet noch ein ungeheures praktisches Malheur auch an dem ausgebildetsten Kirchenbegriff des ersten Reactionsstadiums, dem Begriff der Exclusiven nämlich von der Bekenntnißkirche, nach welchem die Gemeinschaft mit dem reinen lutherischen Wort und Sakrament die alleinwahre sichtbare Kirche Christi, kurz die Kirche ist. Der unglückliche Umstand ist der: daß auch dieser Kirchenbegriff seinen Zweck nicht erfüllt, hinter der Aufgabe weit zurückbleibt, zu deren Bestem „der Begriff von der Kirche in den letzten Jahren anfing den Lutherischen viel zu schaffen zu machen"*). D. h. auch er ist nicht im Stande, mit einer göttlich garantirten äußern Glaubensnorm dem revolutionären Geiste des zuchtlosen Subjektivismus zu imponiren. Denn auch diese Bekenntnißkirche constituirt sich eben rein bloß von Unten; im Grunde entsteht auch sie aus der imaginären Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen unter der großen kirchlichen Masse, setzt also deren „ausgelegte Schrift" oder Glaubensnorm bereits voraus und kann nichts dawider nichts dafür, wenn diese Auslegung statt übereinzustimmen in den manigfaltigsten Beziehungen auseinandergeht. Auch in ihr nämlich kann nicht die Kirche als solche den verheißenen heiligen Geist haben, sondern nur die einzelnen Gläubigen, aus deren bloßer Sammlung sie eben selber allein besteht, wenn man auch nachher deren Bekenntniß zur Sichtbarkeit der Kirche selbst macht. Und abermals tritt hier der Widerspruch mit der Seele desselben Bekenntnisses hervor. Gläubig nämlich ist man, und auch sofort selig, durch das sola-fide-mäßige Vertrauen auf die stellvertrende Genugthuung Christi; schließlich wäre also bloß der Specialglaube als alleinseligmachendes Bekenntniß geltend zu machen, und auch

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 26. August 1854.

dieß nicht aus kirchlicher Autorität, sondern bloß kraft des den Einzelnen gegebenen heiligen Geistes, der sich aber jedenfalls erfahrungsmäßig nicht nur über andere Artikel der desiderirten Glaubensnorm sehr verschiedentlich äußert, sondern wie bekannt sogar auch über die Specialitäten des Specialglaubens selbst.

Wir mußten diese unsere Betrachtungen über „die Kirche" der Exclusiven Nr. 3 nothwendig vorausschicken, um gleichsam organisch zur Genesis des neulutherischen Wesens überzuleiten. Alle jene Widersprüche nämlich, Unmöglichkeiten und Unzukömmlichkeiten, deren auch der schärfest gefaßte Kirchenbegriff der Reaction ersten Stadiums voll ist*), erkannte nun ein Häuflein derer, welche am eifrigsten an Wiederherstellung der christlichen Idee auf protestantischem Boden arbeiteten. Sie sprachen ihre Erkenntniß aus und erhielten seitdem den Namen Neulutheraner. Ihr Streben bildet das zweite Stadium der großen Reaction und geht, die bloße Richtung nach dem Bekenntniß weit übersteigend, auf einen Kirchenbegriff aus, der sie von allen und jeden Parteien des ersten Stadiums auf das schroffste abschneidet und getrennt hält. Ihre Manipulation in Bildung des neuen Kirchenbegriffs war aber sehr einfach. Sie sahen alle andern Parteien den ihrigen so oder so, aber immer von Unten auf bilden; die Noth der Zeit schärfte ihren Blick für die absolute Unfruchtbarkeit dieses Bemühens nach einer „Kirche;" so wagten sie denn den allerdings verhängnißvollen Schritt. Das heißt: sie construirten nun ihren Begriff von Oben herab und siehe! alsbald besaßen sie in der Theorie wirklich eine reale anstaltliche Kirche, von welcher sie eine göttlich garantirte Glaubensnorm hoffen durften.

„Die Kirche" der Exclusiven trug, wie oben bemerkt, nach Außen ganz katholisches Aussehen; die Kirche der Neulutheraner katholisirte sich nun der Theorie nach auch nach

*) Vgl. Nr. XIII der „Streiflichter" S. 566. 570. 572.

Innen. Mit Einem Worte: sie und sie allein gaben den specifisch-protestantischen Bekenntnißkirchen-Begriff völlig und principiell auf, und erschwangen sich dafür endlich zu dem Begriff Einer von Christus sichtbar auf Erden und anstaltlich gestifteten Kirche, die erst Gläubige erzeuge, anstatt daß dort umgekehrt die Gläubigen erst fortwährend die Kirche erzeugen.

Offenbar ist diese neulutherische Richtung, wie sie sich in der Gegenwart nach der Breite und in die Tiefe rasch und kräftig weiter entwickelte, von unberechenbarer Tragweite. „Ich sehe," sagt Hr. Schinkel über sie, „in der evangelischen Kirche alle dieselben Ideen und Kräfte sich regen, welche die katholische entstellt und zur katholischen gemacht haben; werden aber uns armen Evangelischen 1500 Jahre vergönnt seyn, um in der Abweichung vom lautern Evangelium ebensoweit zu kommen, als die katholische Kirche in 1500 Jahren gekommen war*)"? „Sucht man nur," eifern die Altlutheraner, „erst das Werk der Reformation zu corrigiren: die Meinungen, die wir heutzutage hören, daß Luther uns nicht binden könne, daß man von den Symbolen abweichen dürfe, daß die ganze lutherische Dogmatik geirrt habe 2c., die sind das Wenigste noch, was wir hören werden. Es wird noch ganz anders kommen, denn ist man einmal heraus mit seinen Anschauungen aus dem Wesen der evangelischen Kirche, wo kann man dann wieder stille stehen?" „Der Streit betrifft den Cardinalpunkt des ganzen Christenthums. Wer hierin abweicht, muß allmählig gar viele andere Fragen sich anders beantworten, als die Kirche bis jetzt gethan hat. Wer die Kirche nur sichtbar faßt, muß allmählig zur römischen Kirche gedrängt werden, muß ein sichtbares Amt lehren, muß mit dem Tridentinum sagen: si quis dixerit, non esse in N. T. sacerdotium visibile et externum, sed officium tantum et nudum ministerium praedicandi evangelii, anathema sit. Der

---

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

Streit also trifft das Herz der Kirche. Wer nun in diesem Artikel abweicht, der weicht damit vom Hauptpunkte der Reformation, ja von der Reformation selbst ab; wer hier corrigiren will, der will die ganze Reformation corrigiren" *).

Allerdings! was man drüben mehr als dreihundert Jahre lang an der katholischen Kirche als babylonisch, geisttyrannisch antichristisch in blinder Wuth verlästerte und verfluchte: Alles das rühmt und erstrebt die jüngste Blüthe des deutschen Protestantismus nun plötzlich selber als die — Krone am Erlösungswerke Christi, unseres Heilandes. Dieß ist die Bedeutung des Neulutherthums für uns Katholiken. Welche Erfolge und Folgen es auf dem eigenen religiösen Gebiete haben wird, muß seine fernere eben erst anhebende Bewegung zeigen und wird das stete Augenmerk unserer zukünftigen Betrachtungen seyn. Drüben fühlen die Einsichtigern, namentlich die Subjektivisten, die drohende Gefahr bereits sehr lebendig, um so mehr als sie ahnen, daß das Neulutherthum nicht eine zufällige Erscheinung, sondern die natürliche Frucht der ganzen orthodoxen Reaction unserer Tage sei. Der Redakteur des großen Subjektivisten-Organs gibt ihm daher geradezu — freilich, wie wir sehen werden, sehr uneigentlich — den Namen „heutige Orthodoxie" katexochen, indem er ihr Krieg ankündigt bis auf's Messer:

„Sie ist demselben kirchenbildenden Princip anheimgefallen, in dem die römische Kirche wurzelt; sie wäre, wenn sie es auf Grund ihres Princips zur vollen kirchlichen Organisation, d. h. zu einer fertigen orthodox-lutherischen Kirche gebracht hätte, im Wesen durchweg der römisch-katholischen Kirche gleich, um so gleicher vielleicht, je feindseliger sie sich derselben gegenüber stellte. Die Orthodoxen müssen auch nach der Natur der Orthodoxie verlangen, daß ihr kirchliches Princip über den ganzen Umfang der Kirchen-Gemeinschaft herrsche und alle Abweichungen ausschließe, und kön-

*) Superintendent Brömel bei Rudelbach und Guericke: Zeitschrift für die gesammte luther. Theologie und Kirche. 1855. II. 275. 291.

nen eine Gemeinschaft, wo sich das nicht verwirklicht, gar nicht als Kirche anerkennen. Darum müssen wir sie natürlich als grundsätzliche Gegner nicht nur unserer persönlichen Freiheit, sondern vor Allem als grundsätzliche Gegner des protestantischen Princips im Namen des Protestantismus mit ganzer Energie bekämpfen. Gegenüber solchem principiellen Gegensatz kommt eine größere oder geringere Lehreinheit kaum in Betracht. Zur Orthodoxie haben wir daher im Grunde dieselbe Stellung wie zu Rom; das orthodoxe und römisch-katholische Kirchenprincip müssen wir im Namen des Protestantismus bekämpfen bis zur Vernichtung. Die Orthodoxie ist von beiden der nähere für das Leben des Protestantismus gefährlichere Feind. Rom jenseits der Berge wird am erfolgreichsten bekämpft, wenn wir das orthodoxe Kirchensystem im eigenen Lager überwältigen. Und darum ist es recht, und darum ist es geboten, daß wir vor Allem mit ganzer Energie die Orthodoxie bestreiten, und nichts in der Welt energischer und nichts unermüdlicher als eben die Orthodoxie. Und zwar eben zum Zweck der Verständigung mit den Orthodoxen. Denn nur wo und gerade soweit als das spaltende Princip der fertigen Autoritäts- und Lehr-Kirche vernichtet wird: nur da und soweit wird der Union Raum geschafft — nur wo und soweit wir den Wahn der unwandelbaren geoffenbarten Kirchenlehre in den Gemüthern zu zerstören vermögen" *).

„Vor fünfzig Jahren," sagte Cons.-Präsident Göschel bei der Wittenberger Conferenz von 1852, „ging durch Deutschland im Gegensatze zu der gleichzeitigen sogenannten Aufklärung eine romantisch-künstlerisch-poetische Sehnsucht nach Rom; jetzt zeigt sich unter mancherlei Symptomen asthenischer und hypersthenischer Regungen (d. h. geistiger Abspannung und Ueberspannung) mehr und mehr eine Richtung, die mit episcopalen und papistischen Gelüsten — zuletzt auch nach Rom führt" **). Der Redner meint hier dasselbe wie Hr. Krause

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 20. Mai 1854.

**) Deutsche Volkshalle vom 25. Nov. 1852.

mit seiner „heutigen Orthodoxie," bei der es sich nicht mehr um die Fassung einzelner Ansichten, sondern um die Grundanschauung selber handle, und mit seiner „unwandelbaren Kirchenlehre einer fertigen Lehrkirche." Beide meinen nicht „die Kirche" der Exclusiven, sondern das eigentliche „Neulutherthum." Zu diesem verhält sich aber die romantische Reaction vom Anfang dieses Säkulums nicht anders, als wie ein unverstandener und unwillkürlicher sympathetischer Zug oder rein äußerlich angeflogene Gefühls-Spielerei zu der tiefsten und bewußtesten Bewegung der Geister. Nach einem mehr als dreihundertjährigen kirchlichen In-den-Tag-hinein-Leben tauchte aus der Noth der Zeit unabweisbar die Frage auf: „was ist denn eigentlich Kirche?" Und sie stritten sich vergeblich um einen adäquaten Begriff, bis endlich Etliche in die katholische Dogmatik hineinschauten, und seitdem an allen Kreuzwegen der protestantischen Welt verkünden: „Da haben wir's!" — Betrachten wir den Proceß näher!

Zweite Abtheilung.

Das Neulutherthum.

Was legte ihnen denn nach dreihundert Jahren jetzt so plötzlich die Frage nahe? Die Antwort ist nicht streitig; es war dasselbe, was der ganzen Reaction ihr Entstehen gab: der handgreifliche und jähe Verfall in allen Lebensbeziehungen des kirchlichen Volkes und die Erkenntniß, daß ihm nur durch kirchliche Mittel zu wehren sei. Die Bibel als Glaubensnorm sah man nun aber wie einen undurchdringlichen Schild von der zügellosen Freigeisterei vorgehalten; das Symbol als Glaubensnorm konnte von der Bekenntnißkirche aus keine göttliche Autorität geltend machen; dieser Kirche wie

jener biblischen Glaubensnorm entspricht nicht eine göttliche Stiftung des geistlichen Amts, sondern das allgemeine Priesterthum, also nicht specielle Vollmacht von Oben, sondern Berufung von der Gemeinde, von Unten. Die Organe der Reaction mußten bitter fühlen, daß ihnen eigentlich der geistliche Boden unter den Füßen fehle. Treffend schildert W. Menzel diese Situation. „Das 18te Jahrhundert," sagt er, feierte den Triumph eines durch die Schule wiedereroberten antiken Heidenthums, von dem beinahe nur der Bauer allein frei blieb. Hieraus folgt, daß, wenn im 19ten Jahrhundert eine großartige Reaction begonnen hat, die vom Heidenthum ganz ernstlich wieder zum Christenthum zurückführen will, dieselbe nicht mehr bloß biblicistisch oder pietistisch seyn kann, wenn sie irgend Erfolg haben soll, sondern nothwendig kirchlich seyn muß. Wenn es nicht gelingt, die zufälligen persönlichen Katheder- und Conventikel-Autoritäten einer allgemeinen Kirchenautorität unterzuordnen, so muß natürlicherweise die Weltlichkeit und das moderne Heidenthum über jeden christlichen Reactionsversuch triumphiren, denn keine Privatautorität hat Macht und Werth genug, um jene süße und mächtige Verlockung zur Weltseite hin zu überwinden" *).

Also Kirche? Autorität? Die Neulutheraner allein fanden genügende Antwort auf die zwei Hauptfragen der Reaction, indem sie mit der ganzen dogmatischen Geschichte beider seit dreihundert Jahren brachen, und den Kirchenbegriff statt wie sonst stets von Unten, nun von Oben ableiteten. In so genauer Beziehung zu den Stürmen der Zeit stand diese ihre Operation, daß die Getreuen des altprotestantischen und des ursprünglich reformatorischen Kirchenbegriffs nicht verfehlten, die Wendung in der politischen Lage nicht bloß als äußern Anstoß, sondern als förmliches inneres Motiv des Neulutherthums zu erklären. „Widerwärtiger noch als die

*) Literatur-Blatt vom 7. Juni 1854.

katholisirenden Neigungen," sagt Dr. Schwarz in Halle, „berühren uns die sich überall hindurchziehenden politischen Tendenzen. Sie zeigen, wie nahe die neueste politische Reaction mit der kirchlichen zusammenhängt und wie die „„göttlichen Gliederungen,"" zu Gunsten der Junker erfunden, sich nur allzubequem auch im Interesse geistlicher Herrschsucht ausbeuten lassen. Diese göttlichen Stände und Aemter haben eine förmliche neoplatonische Präexistenz, in welcher sie über den Menschen schweben und aus welcher sie sich zu ihnen hernieder lassen. Auf dem politischen Gebiet hat diese Doctrin immer noch wenigstens eine scheinbare Raison. Man versteht hier unter der göttlichen Ordnung das Geburtsrecht. Wie paßt dieß aber auf die kirchlichen Stände und Aemter"*)? D. h. auf die im Protestantismus, wo sie von Untenherauf erfüllt werden müssen, weil eine von Obenherab wirkende anstaltliche Kirche nicht vorhanden ist, und wo sich eben deßhalb die Gräuel des jenseitigen Vokationswesens entwickeln konnten und mußten. Die neulutherische Lehre, schließt also Dr. Schwarz, „ist nur eine Uebersetzung unserer politischen Reaction mit allen ihren Stichworten in's Pfäffische. Die Hauptquelle aller Verirrung und Verwirrung ist offenbar die Vorstellung von der göttlichen Stiftung des geistlichen Amtes; sie hat ihre Analogie und auch wohl ihren nächsten Entstehungsgrund in der neuesten politischen Doctrin unserer theologisirenden Staatssophisten, in der Lehre, daß es gewisse specifisch-göttlichen Ordnungen neben den menschlichen gebe und daß vor Allem die monarchische Gewalt zu diesen göttlichen Ordnungen gehöre."

Erstaunlich, unbegreiflich, unheilweissagend muß das Unterfangen der Neulutheraner mit ihrem neuen Kirchenbegriff allerdings allen andern protestantischen Richtungen erscheinen. Man begreift dieß, wenn man nur einen oberflächlichen Blick auf die absolute Nothwendigkeit wirft, mit der die Reforma-

---

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

toren sich ihren neuen Kirchenbegriff schufen, von dem jene Partei nun, wenn nicht anders die protestantische Welt untergehen solle, auf eine völlige restitutio in integrum zu Gunsten des altkatholischen abspringen zu müssen glaubt. Der letztere lehrt Eine von Christus auf Erden gestiftete und mit geordneten Aemtern versehene, in diesen, in deren Dienst, in allen ihren Angehörigen sichtbare Anstalt zur Erziehung für den Himmel, welche Anstalt gerathene und ungerathene Zöglinge haben kann und hat; wer in ihr ist und verharrt, gehört zur sichtbaren Kirche, ob nun der Zweck der Anstalt an ihm sich erfülle oder nicht. Alle, an denen dieser Zweck sich erfüllt, bilden die unsichtbare Kirche im Reiche der Vollendung, welche Kirche aber mit der sichtbaren Kirche auf Erden nach zwei Seiten hin nicht congruent ist; man kann dieser Anstalt angehören und doch jener Kirche nicht theilhaft werden, man kann auch dieser theilhaft werden und doch jener Anstalt nicht angehört haben. Denn böser Wille in ihr, guter Wille außer ihr ist möglich und wirklich; auch Privatstudenten gehen durch's Examen, das vor Gottes strengem Richterstuhle statt hat; aber wehe allen, welche die von Christus auf Erden sichtbar gegründete Heilsanstalt absichtlich meiden.

Die Reformation, wie sie ist, konnte nicht entstehen, ohne daß alle diese Sätze verworfen oder verkehrt wurden. Der Charakter der Anstaltlichkeit vor Allem mußte fallen. Es fragte sich dann, wie und wo war denn nun die Kirche seit 1500 Jahren? und man verläugnete auch ihre Sichtbarkeit durch die „äußern Zeichen." Um aber doch eine historisch hergeleitete Kirche zu haben, zog man die unsichtbare Kirche aus dem Reiche der Vollendung auf diese arme Erde herab. Kurz, man warf die mali admixti auch schon aus der irdischen Kirche auf eigene Faust hinaus, und nahm einen Rest von vere credentes an, welche eben die Kirche seien. So war allerdings die göttlich gestiftete sichtbare Anstalt gründlich verläugnet und an ihrer statt von Unten auf die un-

sichtbare Bekenntnißkirche im abstrakten Gedanken construirt. „Geht man," sagt Dr. Schwarz, „bis auf den Ausgangspunkt der Polemik Luthers gegen den katholischen Kirchenbegriff zurück, so ist die unsichtbare Kirche hier offenbar der Mauerbrecher, welcher gegen die Papst-Kirche, mit ihrer Macht über die Bestimmung der Lehre, mit ihrem Bannrecht u. s. w. gerichtet ist. Luther, in den Bann gethan, spricht es kühn aus, daß von der unsichtbaren Kirche kein Bann der Kirche ausschließen könne. So ist der Gegensatz gegen die unsichtbare Glaubenskirche — die äußere Kirchenordnung mit ihrer entscheidenden Autorität. Die praktische Frage, auf welche es ankommt, lautet so: ist der durch die Autorität Ausgestoßene darum aus der wahren Kirche ausgestoßen oder nicht?" „Man sieht, die unsichtbare Glaubenskirche hat hier zu ihrem Gegensatz die sichtbare Kirchenordnung und die durch sie bestimmte Tradition. Im Unterschied der idealen und der empirischen Kirche kommt der ächtreformatorische Gedanke zu Tage, daß der Glaube allein von absolutem Werth sei, die Verfassung der Kirche dagegen und ihre Doctrin nur der empirischen Gestalt der Zeit angehöre. Dieß ist das eigentliche, in der spätern Zeit freilich sehr verdeckte und vergessene Motiv der Lehre von der unsichtbaren Kirche" *).

An die Stelle der Sichtbarkeit und göttlichen Anstaltlichkeit trat nun in der Bekenntnißkirche einerseits der unfehlbar rechtfertigende Specialglaube als alleinseligmachendes Evangelium, andererseits diesem und dem Bibelprincip entsprechend das allgemeine Priesterthum. Ihr unterscheidendes Merkmal kurz angegeben war: Unsichtbarkeit; d. i. nicht die katholisch begriffene Unsichtbarkeit, sondern diese aus dem Reiche der Vollendung auf die Erde herabgezogene Unsichtbarkeit. Luther übersetzte daher auch ecclesia nicht mit „Kirche" sondern mit „Gemeinde," und verstand darunter die Summe der durch

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. März 1855.

den Specialglauben im Leibesleben schon Gerechten und Seligen: die „Gemeinde der Heiligen." Die **Unsichtbarkeit** dieser Bekenntnißkirche kam ihm und den Seinen freilich bis auf den heutigen Tag besonders zu statten. „Die Anerkennung der unsichtbaren Kirche," sagt Consistorial-Präsident Göschel zu Berlin, „gehört insbesondere zum evangelischen Bekenntnisse gegenüber der römischen Kirche; ist ja auch die evangelische Kirche selbst, namentlich vor der Reformation, mehr als einmal viele Jahrhunderte hindurch mitten in einer theils weltförmigen, theils romantischen Kirchengemeinschaft ganz unsichtbar gewesen, ohne darum jemals zu erlöschen; oder wo und wie ist die evangelische Kirche so lange Zeit vor 1517 gewesen? Das dürfen wir nie vergessen" *)!

Ganz richtig! Darum bekennt auch die große Masse der Orthodoxen bis zur Stunde mit den symbolischen Büchern: daß auch da, wo die „äußern Zeichen": „Wort und Sakrament, rein und lauter" dasind, „das wirkliche Vorhandenseyn der wahren Kirche doch kein Sehartikel, sondern ein Glaubensartikel bleibe." Das heißt auch da, wo jene äußern Zeichen die wahre Kirche ankündigen, wäre es doch immerhin möglich, daß der heilige Geist nirgends sein Werk habe, also für den Augenblick das Substrakt der Bekenntnißkirche ganz mangelte, obwohl immer das Gegentheil zu hoffen ist**). In diesem Sinne fügt genannter Hr. Göschel ausdrücklich bei: „Ja, die evangelische Kirche hat sich auch während der letzten drei Jahrhunderte oft genug in einem ziemlich unsichtbaren Zustande befunden." Er will sagen: nicht nur daß die Kirche hinter jenen äußern Zeichen ihres Daseyns immerhin unsichtbar, ihre Existenz daher problematisch ist, sondern es

---

*) S. die Artikel „über sichtbare und unsichtbare Kirche" in Hengstenberg's evang. K.-Z. vom 22. Febr. ff. (hier 19. April) 1854.

**) Vgl. Harleß: Kirche und Amt nach lutherischer Lehre. Stuttgart. 1853. S. 8 ff.

verschwanden mitunter, z. B. zur Zeit der rationalistischen Ueberfluthung, sogar auch diese äußern Zeichen selbst vor den Sinnen der Menschen.

Es bedarf sicherlich keines Wortes mehr darüber, wie trostlos diese Lehre ist, wie vernichtend für jeden Eiferer um das Werk Christi auf Erden. „Daß mir", sagt der treffliche Superintendent Münchmeyer, „für die große Eine heilige katholische Kirche ein Conventikel sogenannter Wiedergeborner gegeben wird, bei dem ich immer noch den Verdacht hegen muß, ob nicht falsche Glieder sich eingeschlichen haben, ein Wesen ohne Fleisch und Bein, das überall ist, und wenn ich's fassen will, doch nirgends erscheint: das könnte mir nur zeigen, wie viel ich verloren hätte." In der That, wenn man der Geschichte der protestantischen Sekten seit 1522 recht auf den Grund sieht, so wird man finden, daß gerade dieser Punkt, der symbolische Begriff von der unsichtbaren Bekenntnißkirche, es war, der als die üppig fruchtbare Mutter derselben in Existenz trat. In einem eigenen Paragraphen bespricht Hr. Münchmeyer die Gefahren, welche in der altprotestantischen Lehre von der „unsichtbaren Kirche" lägen. Diese Lehre sei der fruchtbare Quell des Pietismus, der Schwächen des Episcopalsystems, der Verkehrtheiten des Territorial- und Collegialsystems, sie hindere alle Verfassung der Kirche, und erniedrige das Amt zu einem kirchenordnungsmäßigen Institut *).

Dennoch ist es eine historische Thatsache, daß die große protestantische Masse der Laien, Dilettanten und Theologen durch solche furchtbare Entleerung dieser hülflosen Irdischheit von dem göttlichen Ferment der, so zu sagen, consolidirten Erlösungsthat dreihundert Jahre lang wenig beunruhigt war. Man schleppte sie gedankenlos in den Lehrbüchern fort, in

*) Rudelbach und Guericke: Zeitschrift für die gesammte luther. Theologie rc. 1855. II. S. 278.

der Praxis aber ließ man sich über sie ebenso gedankenlos beruhigen oder täuschen durch die traurige faktische Consequenz eben dieser Entleerung: durch das territorialistische Landeskirchen- oder Nationalkirchen-Wesen *). Es ließe darüber ein Buch sich schreiben. So viel ist gewiß, jedes Ländchen hat seine von Serenissimo und Hochdero Räthen constituirte und regierte handgreifliche Landeskirche, und dieses Nonplus ultra häretischer Entgeistung, die Cäsarleins-Papie, ersetzte dem degenerirten christlichen Sinne die — Sichtbarkeit und Anstaltlichkeit der dreimalheiligen Stiftung Christi auf Erden. Erst als Serenissimi sogar auch an den symbolmäßigen „äußern Zeichen der wahren Kirche" selbst nach Willkür sich vergriffen, bekenntnißmäßiges „Wort und Sakrament" für mehr oder weniger gleichgültig erklärten, um dem rationalistischen und pietistischen Zeitgeiste mit Kirchenunionen zu dienen — erst da, also im Unionsstreit, erwachten Einzelne zum allmähligen Bewußtwerden.

Während nun der größte Theil der Unionsgesinnten den Kirchenbegriff, durch Verdünnung der „äußern Zeichen" selbst, wo möglich noch mehr entleerte, als er es in den Symbolen schon war: bildeten die Bekenntnißtreuen sich zur Partei der Exclusivität innerhalb jener Landeskirchen heran, oder sie verließen dieselben ganz und constituirten sich in der Separation. In beiden Fällen war ihnen die Revision des landläufigen Kirchenbegriffs unausweichlich nahegelegt. Das mög-

---

*) Bezüglich dieser bisherigen Uebung bemerkt Superintendent Brömel ganz richtig: „es liegt ja auf der Hand, die Alten lehrten wie die Neuern, die ihnen folgen, daß es eine Kirche gibt, die sichtbar unsichtbar ist, nur daß sie, wo es sich um das Princip handelt, um ein apologetisches Interesse, die unsichtbare als die eigentliche hervorheben, wo es sich aber um das bloße Factum der Kirche handelt, da mehr die Kirche als die sichtbare in den Vordergrund stellen." Rudelbach und Guericke: Zeitschrift a. a. O. S. 285.

liche Resultat derselben ist eben die große protestantische — „Kirchenfrage", in ihrer Art ein nicht weniger erhabenes Zeichen der Zeit als die brennenden katholischen Kirchenfragen. Wir besprechen jene große Kirchenfrage, indem wir, wie gesagt, ihre Entwicklung in deteriorem partem vorerst bei Seite liegen lassen, und der in meliorem partem folgen, d. i. sofort zu den Neulutheranern aufsteigen.

Recapituliren wir kurz, von dem Begriff der nach Außen vollendeten exclusiven Kirche aus. Sie bildete als solche den Gegensatz zu der unionistischen Ausbeutung der unsichtbaren Bekenntnißkirche wider das Bekenntniß selber. Die „äußern Zeichen" derselben unantastbar in ihrer Exclusivität conservirt, ergaben „die Kirche" nach Außen. Nun fragte es sich aber: was ist „die Kirche" nach Innen? Hier ergab sich Spaltung: die Einen blieben bei der symbolmäßigen unsichtbaren Bekenntnißkirche stehen; die Andern, annehmend, daß eine solche unsichtbare Kirche keine Kirche sei, machten durch Einrührung der äußern Zeichen in die eigentliche (unsichtbare) Kirche diese selbst sichtbar, d. i. sie setzten reines Bekenntniß gleich Kirche. Nun ist dieser Kirchenbegriff zwar ein handgreifliches Quidproquo; aber doch liegt er offenbar schon auf dem Wege der Rückbildung, verräth er schon einen Zug nach wahrer und direkter Sichtbarkeit und Anstaltlichkeit, für die ihm das Landeskirchenwesen nicht mehr Ersatz seyn kann. So bildet er die erste Stufe zum Neuluthertum. Alle um die wahren äußern Zeichen Versammelten sind ihm, wie Eingangs gesagt, die Kirche. Man könnte diese Formel auch schon für die zweite Stufe gebrauchen, so nahe liegen sich beide; und meist ist es wirklich unmöglich, praktisch zu unterscheiden, ob das Prädikat sichtbar (denn darauf kommt es an) bloß von den äußern Zeichen gelten soll, oder bereits schon von der Sichtbarmachung der zweiten Stufe.

Die zweite Stufe also verhilft der Bekenntnißkirche zu

unmittelbarer und direkter Sichtbarkeit (von Anstaltlichkeit ist hier noch nicht die Rede). Die Manipulation ist sehr einfach, geradeso wie vor dreihundert Jahren die gegentheilige es war. Die Unsichtbarkeit gründet auf den reformatorischen Satz: die Gläubigen allein bilden die wirkliche Kirche. Man stoßt also diesen Satz um, nimmt die 1530 aus dem Kirchenbegriff hinausgeworfenen mali admixti wieder auf, und so ist die Kirche sichtbar. Denn die ganze hiemit gewonnene Masse, Gläubige und Ungläubige in Einem Klumpen, ist zuverlässig sinnlich wahrnehmbar. Die Operation hat unzweifelhaft schon entschieden antireformatorischen Charakter: „Von dem Verhältniß der Gottlosen zur Kirche hängt das Wesen der römischen und evangelischen Kirche ab. Der Catechismus romanus kennt nur Eine Kirche, zu ihr gehören die mali et hypocritae; die lutherische Kirche kennt auch nur Eine Kirche, zu ihr gehören die mali et hypocritae nicht; Hr. Münchmeyer kennt auch nur Eine Kirche, zu ihr gehören die mali et hypocritae — es liegt also auf der Hand, zu welcher Partei Münchmeyer gehört" *).

Wie gesagt, handelt es sich übrigens auch auf dieser Stufe immer bloß noch um Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit. Darum erstreckt sich auch jene fürchterliche Terminologie bis hieher, von der wir schon früher erklärt, wie sie an sich so unfruchtbar sei, daß wir sie gar nicht urgiren wollten. „Unsichtbar-sichtbare" Kirche wäre also in der bloß exclusiven Kirche einerseits die Summe der verborgenen Heiligen, andererseits entweder die kirchliche Masse oder (auf jener ersten Stufe) die äußern Zeichen als selbst Kirche. Während aber die Masse dort mit der eigentlichen Kirche gar nichts zu thun hat, gehört sie auf der zweiten Stufe zu deren ordentlichen Mitgliedern. Dennoch kann man auch hier noch, unterscheidend zwischen den Heiligen und der Masse als zumal die

---

*) Rudelbach und Guericke: Zeitschrift für die gesammte luther. Theologie rc. 1855. II. S. 279.

Kirche constituirend, von „unsichtbar-sichtbarer“ Kirche reden; folgerichtig dagegen müßte man die der nächsten oder dritten Stufe die „sichtbar-sichtbare“ Kirche nennen, da sie hier wesentlich schon Anstalt ist.

Indem die zweite Stufe der Bekenntnißkirche zur Sichtbarkeit verhelfen will, baut sie offenbar ihre Kirche immer noch von Unten. Der Hauptunterschied von der ersten Stufe ist aber dabei, daß die zweite nicht den subjectiven, sondern den objectiven Maßstab anlegen will. Eben dadurch kann sie auch die mali in der Kirche zulassen. So stellt z. B. Münchmeyer seine ganze Beweisführung auf den Satz: nicht der Glaube, sondern die Taufe mache die Kirche. Im ersten Fall wäre sie ihm ein Gespenst ohne Fleisch und Bein; „sie ist und bleibt nur etwas auf dem Grunde der realen, sichtbaren, einen großen Leib bildenden, aus allen Getauften bestehenden Kirche.“ Aber hier zeigt sich auch gleich der schwache Punkt. Die Freigemeindler nämlich und alle die Getauften, bei welchen durch die Schrift gerichteter Irrthum publica doctrina geworden, schließt Münchmeyer dann doch wieder von seiner Kirche aus. So muß er aber, sagen die Gegner, auch nicht behaupten, „die Taufe mache die Kirche“ *).

Wie man leicht sieht, wird so dem Kirchenbegriff zweiter Stufe der rein objective Maßstab immer wieder aus der Hand gerungen und also die eigene Arbeit zerstört. Ebenso ergeht es ihm, bei seiner Construction von Unten, noch in einer andern Beziehung. Der Zweck nämlich, den er verfolgt, spielt nothwendig bereits auf die dritte Stufe hinüber. Der unsichtbaren Kirche der vere credentes entspricht das „allgemeine Priesterthum“, und diese Fiktion ruinirt die göttliche Vollmacht des Amts. Das ist nun aber gerade der bewegende Gedanke der zweiten Stufe, „daß das Dogma von der unsichtbaren Kirche die Verfassung überhaupt zu einem mehr oder weniger indifferenten Gegenstande herabsetze, so daß das Amt

*) Rudelbach und Guericke's Zeitschrift ꝛc. S. 277.

aufhöre, Stiftung des Herrn zu seyn" *). Die Wieder-Beiziehung der mali admixti trifft daher sozusagen zwei Fliegen auf Einen Schlag; indem sie der Kirche eine gewisse Sichtbarkeit verleiht, untergräbt sie ohne Frage das altprotestantische Dogma vom „allgemeinen Priesterthum". Eben dadurch aber tritt sie in soferne mit sich selber in Widerspruch, als sie die Kirche dennoch von Unten auf construiren, d. i. sie immer noch Bekenntnißkirche bleiben lassen will. Hier ist also der Uebergang zur dritten Stufe ein naturnothwendiger.

Die dritte Stufe nun läßt unter dem Rufe: „Alles von Oben herab"! die Bekenntnißkirche völlig fallen; sie gibt dem Kirchenbegriff zu der Sichtbarkeit auch die göttliche Anstaltlichkeit zurück; sie erfüllt die katholische Ausschließlichkeit der ersten Stufe nach Außen mit ihrer einzig möglichen Begründung, der katholischen Idee von Kirche nämlich, nach Innen. Das ist die reale anstaltliche Kirche der Neulutheraner. Ihrer Theorie fehlt nicht mehr viel, im Leben aber fehlt ihnen freilich — Alles. Gott segne ihre Schritte, damit jenes und dieses sich ihnen auch noch finde! Wir wollen hier nur beschreiben, was sie schon haben.

Unsere drei Stufen neulutherischer Entwicklung existiren wirklich, jedoch nur nach ihrer Tiefe oder Höhe in den Geistern, nicht äußerlich der Zeit nach. Allerdings ist die dritte Stufe in voller Kraft erst unter neuestem Datum hervorgetreten; aber noch heutzutage bestehen auch alle drei neben- und übereinander, während andererseits schon zur Zeit der ersten Erhebung gegen die unionistische Entleerung die dritte Stufe ihre Anklänge fand, z. B. bereits bei dem Patriarchen der altlutherischen Separation von 1831. „Schon Professor Scheibel", weist Schenkel nach, „war von den Grundsätzen Luthers durchaus abgefallen; nicht um Wiederaufrichtung der Lutherkirche, wie sie vor dreihundert Jahren gewesen war,

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. März 1855.

handelte es sich bei ihm, sondern um Wiederaufrichtung einer neuen theokratischen Anstalt oder, wie er selbst so bezeichnend sagt, um Wiederherstellung des Altars und des Opferwesens, und in soferne auch des Priesterthums, als, wo Altäre mit Opfern sind, auch Priester seyn müssen" *). Noch jetzt ließen sich sogar an den Hauptrepräsentanten des Neulutherthums die drei Stufen aufweisen. Diese Männer sind: Oberkirchenrath Kliefoth in Schwerin, Superintendent Münchmeyer zu Catlenburg in Hannover, Pastor Löhe in bayerisch Franken. Am schärfsten wissenschaftlich entwickelt und consequent ausgedacht findet sich das System bei den beiden erstgenannten Herren; doch ist nicht zu verkennen, daß Münchmeyer immer noch fast ganz auf der zweiten Stufe steht, wie Löhe mehr auf der ersten, und bis jetzt Kliefoth allein unter den dreien die Spitze der Leiter erklommen hat.

Soweit sind sie alle gekommen, daß man sagen muß: wenn ihre Ansichten von der Kirche in den Reformatoren lebendig gewesen wären, so hätte es zu der unseligen Glaubensspaltung nimmermehr gedeihen können; und namentlich Kliefoth kann consequent keinen Schritt mehr vorwärts machen, es sei denn zur weitern Copirung der alten Kirche Linie um Linie. Dennoch ward in diesen Blättern selber schon bemerklich gemacht, daß wohl wenige namhaften Theologen im protestantischen Deutschland mehr gefunden werden, welche die katholische Kirche in ihrem ganzen historischen Daseyn schiefer und ungerechter beurtheilen als gerade Kliefoth. Ja, das in dem Folgenden zu entwerfende Bild des Neulutherthums tritt erst gehörig aus dem Rahmen hervor, wenn wir überhaupt die Thatsache fest im Auge behalten: daß die unverholenste Meinung, in Rom herrsche wirklich der Antichrist, mit demselben wohl vereinbar ist. Im Bemühen, endlich nach

---

*) Darmst. K.-Z. vom 14. Jan. 1855.

300 Jahren auf protestantischem Boden eine Kirche zu bauen, die „des Namens werth wäre," nimmt man I Plan und Maß von der alten Kirche; sie selbst aber gilt n wie vor als Stiftung des Teufels, der man nun gerade j Kirche Gottes gegenüberstellen will. Es gibt Ausnahm von dieser Regel, der im Kirchenbegriff selbst noch wenig e wickelte Kahnis z. B.; aber es sind eben nur Ausnahm

Indem wir den Kirchenbegriff der Neulutheraner in Quintessenz auseinandersetzen, erfreuen wir uns des Vorthe über die zwei neuesten Apologien für denselben, nämlich ü Kliefoth's „acht Bücher von der Kirche" und über Mün meyer's „Dogma von der sichtbaren und unsichtbaren Kirch zwei treffliche Kritiken von Dr. Schwarz in Halle vor u zu haben. Sie bieten uns neben der neulutherischen The auch gleich die altprotestantische Antithesis. Was übrigens letztere betrifft, so steht Münchmeyer gar nicht an, schon v vorneherein zu erklären, daß seine Lehre in zwei Hauptpun ten mit dem symbolischen Kirchenbegriff in unlösbarem Co flikt begriffen sei. Denn, sagt er, 1) „gibt es nicht zwei K chen, eine sichtbare und eine unsichtbare, sondern nur Ei ungetheilte unsichtbar-sichtbare, in der sich verschiedenarti Bestandtheile befinden;" 2) „die Ungläubigen und Heuch gehören mit zur w a h r e n Kirche, durch die Taufe, sie si Glieder am Leibe Christi, wenn auch erstorbene."

„Falsch sind daher die Bestimmungen Luthers und lutherischen Symbole, nach welchen zwischen sichtbarer u unsichtbarer Kirche als zwei verschiedenen Gemeinschaften u schieden wird, so daß nur die unsichtbare Kirche die wah die sichtbare die nur uneigentlich so genannte ist"*) — läutert Dr. Schwarz, und mit demselben Rechte schließt aus dem zweiten Satze Münchmeyer's weiter: „Nicht Glaube, sondern der Empfang der Taufe, nicht die persönli

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. März 18[illegible]

Heilsaneignung, sondern der objektive Vollzug des Sakraments begründet die Mitgliedschaft an der Kirche. Nicht der Glaube sondern die Taufe macht zum Gliede am Leibe Christi, die Kirche ist nicht die Gemeinschaft der Gläubigen, sondern der Getauften." „Mit Einem Worte: der Glaube ist nach dieser Ansicht nicht der die Mitgliedschaft der Kirche constituirende Act, sondern ein Accidenz, wenn auch ein noch so werthvolles" *).

Hatte der Specialglaube als kirchenbildendes Princip mit aller andern Anstaltlichkeit der Kirche insbesondere auch die Sakramente über- oder weggeschwemmt, und gab es namentlich für die Taufe eine würdige Stelle in dieser Heilsöconomie nicht mehr, wenn nicht etwa die, den Christenschlamm zu liefern, aus dem der Specialglaube dann erst eine wahre irdische Kirche herauswaschen sollte, eine Stellung der Taufe, welche die Baptisten bis auf diesen Tag vortrefflich zu benützen wissen: so stellt sich wenigstens mit der Taufe die Sache offenbar schon auf der zweiten Stufe wesentlich anders. Darum mag die „Denkschrift" der Göttinger-Fakultät mit Grund schon die zweite Stufe als „katholisirenden Ansatz zu einer Contrereformation" bezeichnen; und in ihren nächsten Consequenzen ist diese Ansicht von der Taufe bereits vollständig „auf deutschen Boden verpflanzter Puseyismus." Denn wenn die Taufe schon die unmündigen Kinder zu Mitgliedern der Kirche Christi macht, so kann diese unmöglich mehr eine von Unten auf sich bildende unsichtbar-sichtbare Bekenntnißkirche, sie muß eine reale und sichtbare göttliche Anstalt seyn. Kliefoth hat diesen Schluß gezogen. Während wir seine Aussprüche darüber anführen, ist es interessant, den symbolischen Kirchenbegriff in Gedanken festzuhalten und zu vergleichen, wie Kliefoth's Worte ihn Moment um Moment zerstören. Dr. Schwarz gibt die Quintessenz derselben kurz und bündig:

---

*) A. a. O.

„Alles von Oben herab! Die Kirche erhebt sich nicht von unten her, aus dem Menschengeist, sondern sie senkt sich von oben her in den Menschengeist. Es ist daher ein sehr folgenschwerer Irrthum, den Kirchenbegriff nur von seiner subjektiven Seite zu fassen als Gemeinde der Heiligen; das ist eben nur der Begriff der Gemeinde, nicht der Kirche. Die Kirche ist ein objektives Institut, ein von Gott gestiftetes, mit göttlichen Ordnungen, Aemtern, Ständen, Institutionen". „Die Gemeinde ist ein nur empfangendes Organ der göttlichen Gnade und Wirksamkeit; das die Gemeinde Constituirende ist nicht der Glaube der Menschen, sondern die Gnadenmittel; die Kirche erbaut sich nicht aus der Frömmigkeit der Gemeinde sondern aus dem Wort und Werk des Herrn; falsch sind daher alle Wendungen, welche den Sinn haben, daß die Gemeinde sich selbst constituire, sich aus sich selbst entwickle." „Die wirkliche Gemeinde besteht nicht bloß aus den Gläubigen, sondern umfaßt die Gesammtheit aller Berufenen (coetus vocatorum), ist eine Mischung. Der Glaube ist eben nur der subjektive und empfangende Faktor; das die Gemeinde producirende dagegen ist Alles, was zum objektiven Bestande der Kirche gehört: Bekenntniß, Gottesdienst, Liturgie, Kirchenordnung. Diese wachsen nicht aus dem Glauben hervor, sondern der Glaube wächst aus ihnen hervor" *).

Der Gegensatz zwischen symbolischer Bekenntnißkirche und neulutherischer Anstaltskirche ist demnach von Dr. Schwarz richtig zergliedert, wenn er sagt: „das Neulutherthum sei auf's eifrigste bemüht, die kühnen Antithesen Luthers gegen die äußere Kirchlichkeit, gegen den Unterschied von Klerus und Laienthum, gegen das opus operatum der sacramentalen Handlungen, wie sie alle aus der Lehre vom Glauben und dessen alleinseligmachender Kraft hervorgehen, wieder abzuschwächen, im Interesse einer katholisirenden Kirchlichkeit."

---

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

„Kirchlichkeit ist das Schlagwort dieses nach Deutschland vordringenden Puseyismus, und der Gegensatz von Kirchlichkeit und Gläubigkeit, von magischer Wirkung der Sakramente und lebendiger Kraft des Glaubens, das ist recht eigentlich der springende Punkt im Kampfe der Zeit" *).

Auch Dr. Wichern, der Fürst der Innern Mission, gesteht: ein „sichtbares Kirchenthum" zu finden, das nicht „römisches oder irgend ein anderes Papstthum" wäre — das sei allerdings „eine noch zu lösende Aufgabe, die eigentliche Zeitfrage, die nicht gründlich, nicht lebendig genug könne gelöst werden." Aber auch er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn er die eingeleiteten Lösungen betrachtet, schon über ihre erste Stufe, über „die Kirche" nämlich, geschweige denn über die „nahverwandte Richtung auf ein absolutes Kirchenthum überhaupt." „Sie," jammert er, „zählt jetzt aller Orten ihre Anhänger mitten im protestantischen Lager: Puseyiten, Neulutheraner, Episcopalisten, selbst Romanisten bilden mehr und mehr eine compakte Masse; nicht um das, was geglaubt wird, nicht einmal unmittelbar um das Bekenntniß handelt es sich mehr, sondern lediglich um das Gefäß, um die irdische Vermittlung, um das Amt, um das sichtbare Kirchenthum als solches, nämlich als ein unmittelbar göttliches Institut, wie das Evangelium selbst" **).

Allerdings! Uebrigens wissen die Neulutheraner es nicht nur selber, sie machen dessen auch gar kein Hehl, daß sie mit ihrer großen Kirchenfrage, diesem gewaltigen Zeichen der Zeit, im entschiedensten Widerspruche zu den eigenen Symbolen stehen und zu den reformatorischen Principien überhaupt. Nur erkennen sie die ganze Tiefe und die volle Tragweite dieses Widerstreites nicht so, wie ihre Gegner; sie halten z. B. nichts destoweniger an der altlutherischen Rechtfertigungslehre

*) Berliner Protestant. K.=Z. vom 17. März 1855.

**) Halle'sches Volksblatt vom 1. Febr. 1854.

fest, so eindringlich auch die Letztern ihnen bemerken, daß dieselbe in ihrer anstaltlichen Kirche keinen Sinn mehr hätte, daß eines von beiden unmöglich sei: entweder jene Lehre oder diese Kirche. So sehr, hatte die Göttinger Fakultät ganz richtig erklärt, „betreffen die in unsern Tagen auftauchenden Verhandlungen über das Wesen der Kirche, über Amt, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit derselben in der That die wichtigsten Fragen, daß sie geeignet sind, Einfluß zu üben auf den ganzen Bau des Bekenntnisses" *). In der Richtung auf ihren Kirchenbegriff reden die Neulutheraner selber so „von Bibel und Christenthum, als sei darin das Lebensprincip des Protestantismus noch nicht enthalten"; und doch klammern sie sich wieder an den Wahn, es handle sich nur um Ausbildung und Correctur von ein paar Punkten bei Luther und in den Symbolen. Sie gestehen offen, der rechte Kirchen- und Amtsbegriff sei weder von jenem, noch von diesen vertreten, ja die „Grundanschauungen" beider über diese Hauptpunkte seien irrig; und doch wollen sie wieder an dem „Princip und Glaubensgrund" beider festhalten **). „Wenn man es recht bedenkt, ist's doch eine unglaubliche Naivetät, sich einen Lutheraner nennen, und ein Buch zu schreiben gegen Luther und sämmtliche Reformatoren, gegen die Symbole und die

*) Erklärung der theol. Fakultät rc. S. 25 ff.

**) Münchmeyer z. B. erklärt unumwunden: „daß die von ihm vorgetragenen Ansichten nicht übereinstimmen weder mit den Aeußerungen Luthers über die unsichtbare Kirche, noch mit der in den Symbolen der lutherischen Kirche vorgetragenen Lehre. Ihr Dogma von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche enthalte wohl ein Wahrheits-Moment in sich, gehe aber zugleich von so irrigen Grund-Anschauungen aus, daß eine völlige Umbildung nothwendig sei. Amica Augustana confessio, amica Apologia, sed magis amica scriptura sacra." „Lutherisch seyn", versichert er, „ist nicht in verba Lutheri schwören, sondern das Princip, den Glaubensgrund theilen, welchen Luther zuerst wieder ergriffen." Berliner Protest. K.-Z. vom 17. März 1855.

ganze lutherische Theologie, mit dem Vorgeben, daß sie nicht gewußt hätten, was lutherische Kirche sei. Was für einfältige und verkehrte Leute müßten sie und ihre ganze Kirche gewesen seyn, welch blinder Geist müßte sie alle beseelt haben, wenn sie wirklich die Kirche nach Schrift und Erfahrung so total falsch dargestellt, und darauf ihre ganze Reformation gegründet hätten! Wären sie werth, daß überhaupt noch von ihrer Kirche die Rede wäre? Ich für meinen geringen Theil würde mich schämen, ein Lutheraner zu heißen, um einer Kirche anzugehören, die sich bis jetzt selbst nicht verstanden hat" *).

Kaum aber haben die Neulutheraner erklärt, Luther und die Symbole müßten sich hier eben beugen nach der Schrift, so begegnen sie in demselben Athem der fatalen Frage, warum denn nicht schon vor dreihundert Jahren der rechte Kirchen- und Amtsbegriff, so gut wie der Specialglaube, aus der offenen Bibel von selbst sich ergeben? — wieder mit der Behauptung: „die befragte Bibel gebe keine deutliche und sichere Antwort" **), wodurch sie, wie die Göttinger erwidern, „einen der durchgreifendsten Sätze des kirchlichen Systems, den über die perspicuitas und sufficientia der Schrift niederreißen." Einerseits wehren alle diese exclusiv lutherischen Fractionen sich mit einer nicht umsonst als Lutherolatrie verschrieenen Zähigkeit gegen den Antrag auf Revision der nachgewiesenen Fälschungen in der Bibelübersetzung Luthers, wie denn Guericke sogar von „reformatorischer Vollmacht über den Buchstaben der Schrift" gesprochen ***): andererseits preist Münchmeyer es als pflichtmäßiges Streben an, „luthe-

*) Superintendent Brömel in Rudelbach und Guericke's Zeitschrift 2c. 1855. II. S. 291.

**) Wolff: luther. Antwort auf die Denkschrift der theol. Fakultät zu Göttingen.

***) Stier's unlutherische Thesen. S. 50.

rischer zu seyn als Luther selbst" *). Jedes Wort der lu rischen Symbole, als der definitiv ausgelegten Bibel und unverbrüchlicher Glaubensnorm, soll heilig und die Re mirten excommunicirt seyn, weil sie einige Sylben im 1(Artikel der Augsb. Conf. nicht wörtlich verstehen; sobald a Einer aus den gleichen Symbolen für die unsichtbare ! kenntnißkirche argumentiren will, sagen dieselben Neulu raner: „von dem gegenwärtigen Bekenntnisse sei die F der Schrift noch nicht erschöpft." Dann, äußert die Göt ger-Fakultät, dann „räumt man die Nothwendigkeit einer ! vision einzelner Artikel ein, man spricht von der Möglichl ja Nothwendigkeit einer Weiterbildung des Bekenntnisse Allein, fragt Dr. Schwarz, „ist das nicht ein wenig f für einen Erzlutheraner? Klingt es nicht ganz nach der liebten rationalistischen symbolfeindlichen Unterscheidung z schen dem Geist und Wesen der Symbole und ihrem wöı chen Ausdruck? Könnte man diese „„irrige Grundansch ung"" nicht gar leicht eben so gut auf die Lehre vom Abe mahl anwenden? Und was bliebe bei so gründlicher Correl der Grundanschauungen von dem mit so großen Prätensioı auftretenden Lutherthum noch übrig? Nichts als Lüge, ! maßung, hohler Eifer und Verketzerungssucht." Aber f lich! „eine Umbildung" wolle man bloß gestatten, „nicht v Seiten der modernen Wissenschaft, sondern nur — des J tholicismus" **).

Der Katholicismus kann sich andererseits aber auch f geschmeichelt fühlen durch die Weise, mit der die altluthe schen Kämpen für die Stabilität der Symbole an den N lutheranern die Berufung auf die Bibel verdammen, und weisen: daß die subjektive Auslegung der Schrift sich n geltend machen dürfe gegen die Kirchenlehre. Das war

---

*) Reuter's Repertorium. Jan. 1855. S. 14.

**) Berliner Protest. K.-Z. 17. März 1855.

eigentlich vor dreihundert Jahren die große Frage zwischen der Kirche und den Reformatoren! Hören wir nur, wie das altlutherische Hauptorgan hierin vollständig der — alten Kirche recht gibt:

„Münchmeyer zeigt uns klar in seinem Buche, wohin die falsche Lehre vom Amt in der Kirche führt. Er sagt, daß er nicht mit Luther und den Symbolen in der Lehre von der Kirche weiter gehen könne, ja er macht durch unsere ganze lutherische Theologie einen Strich und behauptet, die Acten in dieser Sache seien falsch, es müsse der Proceß von vorn anfangen. Ja, er beweist, daß die ganze lutherische Kirche nicht gewußt habe, was sie selbst sei. Man bedenke nur, wenn dieses Princip, abgesehen von allem Inhalte, durchgehen soll, daß Jeder abweichen kann über und gegen alle Symbole, was soll am Ende daraus werden? Was wäre solche Kirche anders als ein Babel? . . . Es verschlägt wenig, wenn Münchmeyer sich selbst tröstet, daß ein Versuch, die lutherische Kirchenlehre zu reformiren, nicht unsymbolisch sei, auch wenn er den Buchstaben der Symbole nicht für sich habe. Wir wissen aus früherer Zeit, welches Spiel mit dem Geiste der Schrift contra Buchstaben derselben getrieben worden ist.“ „Münchmeyer verläßt die ganze geschichtliche Entwicklung der evangelischen Kirche, und fängt den Proceß von vorn an. Die Formula Concordiae sage ja, daß die Schrift Norm und Regel sei, so müsse man auch folgen, und unter anderm müsse auch die Lehre von der Kirche aus der Schrift entwickelt werden. . . Wir wollen kurz unser Bedenken aussprechen. Es erscheint uns ganz falsch und unkirchlich, wenn man meint, Alles erst wieder auf seine eigene Hand aus der Bibel beweisen zu müssen, als ob gar keine Kirche da sei. Soll die Bibel ganz frei durchforscht werden, so wie es Jedem gefällt, und soll es Jedem freistehen, zu setzen und zu lehren, was ihm beliebt, so würde das zur größten Willkür und zur Aufhebung der ganzen Kirche führen. Wir müssen weiter bemerken, daß die Bibel uns nicht dazu gegeben ist, daß wir Alles und Jedes gerade so haben wollen, wie es in ihr vorkommt. Wollten wir als Princip aufstellen, daß Alles, was in der Bibel steht, für uns ein Gesetz ist, so dürfte von keiner kirchlichen Dogmatik mehr die Rede seyn, . .

wir dürften vor Allem von einer Verfassung der Kirche, wie wir sie bis jetzt nach unsern Verhältnissen gehabt haben, nicht mehr reden, wir müßten eine biblische Verfassung herstellen mit Aposteln und Presbytern, und Diakonen und Sprachengaben u. s. w. Wenn aber jeder protestantische Dogmatiker die Schrift in seiner Weise auslegen, die Dogmen selbst bilden und ihren Bau nach seiner Methode gestalten wollte, was wäre das Resultat? Ein Chaos atomistisch sich durchkreuzender Standpunkte, bei denen keine Kirche, keine kirchliche Wissenschaft bestehen könnte. Hinter diese scheinbare Objektivität verschanzt sich eine maßlose Subjektivität" *).

Wir wollen jedoch der Entwicklung der Dinge nicht vorgreifen. Wollen vielmehr annehmen, die anstaltliche Kirche mit allen Consequenzen werde glücklich in die lutherischen Symbole hineincorrigirt; Niemand von Bedeutung stoße sich an dem Einen Widerspruch mehr in denselben, jener Kirche nämlich neben dem mit ihr unverträglichen Specialglauben; sie stünden also vor dem kirchlichen Volke nachher in denselben Würden wie vorher — so erheben sich doch noch ein paar denkwürdige Fragen. Für's Erste: ist dann wohl der Hauptzweck der ganzen Reaction zweiten Stadiums erreicht oder erst erreichbar? Dieser Zweck kann kein anderer seyn, als — eine göttlich garantirte äußere Glaubensnorm oder ausgelegte Schrift, deren göttliche Garantie eben in der neuen anstaltlichen Kirche wurzeln soll. „Und wozu dient diese Stiftung", sagt Dr. Schwarz sehr gut, „wenn sie nicht vermag, die göttlichen Gnadenschätze von Sünde und Irrthum unberührt zu erhalten, wenn sie mit Einem Worte nicht einen untrüglichen Lehrstand und eine untrügliche Lehre, welche für jeden Suchenden sicher zu finden, und welche in der Infallibilität ihren besten Stützpunkt hat, herstellen kann? Der Katholicismus vermag dieß" **)! Aber auch

*) Brömel a. a. O. II, 275. 282.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.



die neulutherische anstaltliche Kirche? unmittelbar nachdem sie durch Abänderung der Symbole im Haupt- und Grundartikel von der Kirche thatsächlich eingestanden, daß der heilige Geist dieselbe dreihundert Jahre lang den ärgsten Verirrungen hülflos überlassen? Die unsichtbare Bekenntnißkirche weiß sich hier zu helfen: sie vindicirt diesen in aller Wahrheit erhaltenden Geist nur den Einzelnen; dagegen fordert die Idee jener anstaltlichen Kirche gerade, daß er den Einzelnen abgenommen und auf das Ganze, es durchdringend und tragend, beschränkt werde. Dieß ist die Infallibilität. Eine anstaltliche Kirche ohne Irrthumslosigkeit wollen, hieße allerdings nichts Anderes, als „den allerschlechtesten Katholicismus restauriren" *).

Ein Leib ohne diese Seele wäre ein todter Kirchenkörper nachher, wie ein Gedankending vorher. „Der Protestantismus", sagt Dr. Schwarz, „spürt er einmal den Kitzel, seinem geistlichen Stande eine besondere göttliche Glorie zu geben, so muß er auch zu den praktischen Consequenzen: Sakrament der Ordination, Succession, Untrüglichkeit der Lehre und des Lehrstandes fortschreiten; sonst bleibt Alles eine müßige, in den Augen der Katholiken lächerliche Spielerei" **). Man kann auch allerdings nicht sagen, daß die Neulutheraner auf Gestaltung des ihrer anstaltlichen Kirche nothwendigen Leibes nicht eifrigst bedacht wären. „Die Kirche", erklärt Hr. Kliefoth, „ist nicht eine Gesellschaft, die durch Belebung gewisse gemeinsame Thätigkeit beschließt, durch Uebertragung und Wahl Aemter formirt, sondern sie ist ein von vornherein aus Instituten, Berufen, Aemtern und Ständen gegliederter Organismus, und zwar ist sie das von Gott, denn er hat diese Institute gestiftet und geordnet" ***).

---

*) Reuter's Repertorium. Jan. 1855. S. 29 ff.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 27. Jan. 1855.

***) A. a. O.

Die Idee eines anstaltlichen Organismus leuchtet auch so klar aus dem christlichen Daseyn hervor, daß wir uns hier nicht einmal auf die Neulutheraner zu beschränken brauchen. Selbst Dr. Leo z. B. wird von ihr regelmäßig hingerissen, obgleich er aus der Verwicklung in den Begriff der unsichtbaren Bekenntnißkirche, und zwar in einen von der vagesten und laxesten Sorte, noch nie förmlich sich erhoben hat. Er beklagt es als ein Hauptmißgeschick, daß „die Reformatoren in ihrem Kampfe allmählig in die trotzige Stellung gedrängt wurden, mehr und mehr den Begriff der Gemeinde an die Stelle des Begriffs der Kirche zu setzen", wie sie denn auch das biblische Wort ecclesia ohne Weiteres mit „Gemeinde" wiedergegeben; so hätten sie auch nur die zwei Sakramente dieses Kreises anerkannt, nicht aber die Firmelung des Bischofs und „die Weihe zu den verschiedenen Aemtern, die die Kirche in ihren höhern Kreisen hatte, also zu dem eigentlich priesterlichen Beruf." „Diese zwei Sakramente sind für den Bestand der Kirche als Kirche, als Organismus, und nicht bloß als Gemeinde derer, die den Namen des Herrn anrufen, so nothwendig wie Taufe und Abendmahl für die Gemeinde" *). In solchen Ueberzeugungen wurzelt auch der neuerdings so häufig und stark, und unter den verschiedensten Partei-Schattirungen, hervortretende lutherische Haß gegen das calvinische Wesen, dessen Tendenz principiell auf Entleerung des Begriffs von der Kirche ausgeht. In diesem Sinne sind z. B. die berühmten Sätze des Professors Kahnis zu verstehen, wenn er sagt: „Haben wir solche Nachsicht mit Rationalisten, Schleiermacherianern, speculativen Theologen, welche keinen Artikel des apostolischen Symbols unangefochten gelassen haben, sollten wir denn keine Nachsicht haben mit den römischen Brüdern, welche diese Wahrheiten festhalten und nur ein Plus haben, gegen welches wir

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 15. Jan. 1853.

protestiren." „Ich finde es ganz in der Ordnung, wenn eine christliche Obrigkeit das Wirken solcher protestantischen Emissäre, welche mit aufreizenden Traktaten oder gar mit Bildern das römische Volk protestantisiren wollen, verbietet." „In einer Zeit wie die unsrige fällt ein Stück Christenthum, wenn ein römisches Institut fällt." „Kein Sonderbund mit der reformirten Kirche auf Kosten unsers Consensus mit der römischen!" — Ob denn, schreit das Organ der Subjektivisten im Entsetzen auf, dieß etwas anders sei, „als das alte fanatische: Lieber römisch als calvinisch" *)?

Allerdings müßte dieß der Wahlspruch aller Derer seyn, welche erkennen, daß Christus eine sichtbare anstaltliche Kirche auf Erden gewollt und gestiftet hat. Hat auch die Erkenntniß bis jetzt nicht weiter geführt, als daß Rom wenigstens den Leib des Organismus conservirt habe, so ist doch vom Calvinismus jedenfalls nichts anderes zu holen, als völlige Escamotirung einer solchen Kirche. Will man also jenen Leib überhaupt für das Lutherthum hinübernehmen, so hat man sich auch schon mit dem Gedanken befreundet, daß er nicht anders als eben in seiner historischen Erscheinung zu haben sei; d. h. mit dem Gedanken der Succession, und auch dieser Gedanke ist, wie wir sehen werden, nicht den Neulutheranern ausschließlich eigen. Die „Monatsschrift für die ev.-luth. Kirche Preußens" z. B., das früher vom Superintendenten Otto zu Naugard, jetzt von Pastor Euen zu Cantrek redigirte Organ der „lutherischen Vereine", spricht erst noch zum neuen Jahre, zwar nicht als Meinung der ganzen Partei, für die der Gegenstand vielmehr eine „offene Frage" sei, aber als Meinung Vieler unverholen aus: „Wir können in dem a. h. Erlaß vom 6. März 1852, wie in der ganzen kirchenregimentlichen Ordnung seit der Reformation her, nur

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 25. März 1854.

ein Provisorium erkennen. Das Ziel, welches wir für die kirchliche Entwicklung im Auge haben, liegt sehr weit über die höchste Steigerung jenes Erlasses hinaus. Es ist, um es mit Einem Worte zu sagen, der Wiedereintritt in den ökumenischen Episcopat, dem uns die kirchliche Entwicklung zuzuführen hat. Daß die Kirche in der Reformation den ökumenischen Episcopat verlassen hat, ist ebensosehr unsere Klage, als wir den Eintritt in denselben als Ziel im Auge behalten" *).

Nun denken sich zwar die Männer von der Reaction zweiten Stadiums zu Naugard und Cantrek den Proceß sehr einfach. „Die Revolution", sagen sie, „wird nicht anders besiegt werden können, als durch die Kirche; im Kampfe mit ihr wird die Kirche als selbstständiger gottgegebener Organismus voll unüberwindlicher Lebenskraft auch in ihren Lebens-Formen ihre Selbstständigkeit ausprägen, und dann zu den Institutionen der ältesten Kirche zurückkehren." Dennoch aber stehen wir auch hier vor einer höchst bedenklichen Klippe. Ist im eventuellen Leben der neulutherischen Kirche die Infallibilität der unvermeidliche Stein des Anstoßes, so nimmt dieselbe sich andererseits nicht einmal auf dem Papier so ganz praktikabel aus, wie es scheinen möchte. Wo es fehlt, das ist gerade das Dach des Baues, das Haupt des Leibes. „Als Organismus", sagt Hr. Kliefoth, „bedarf die Kirche auch einer von Gott gestifteten Kirchenordnung und Kirchen-Leitung" **). Nichts natürlicher! Aber man erfährt nicht Wie? nicht Wo? Auch die Staatskirchen von England und Schweden haben angebliche Succession, Ordination rc., und es scheint fast, als wenn ihr Daseyn auf die Neulutheraner nicht geringen Einfluß übte. Aber abgesehen davon, daß die

*) Berliner Protest. K.=Z. vom 3. März 1855.
**) Berliner Protest. K.=Z. vom 27. Jan. 1855.



Wurmstichigkeit dieser anstaltlichen Kirchen gerade jetzt bis zur täglichen Besorgniß vor ihrem jähen Einsturz offenkundig geworden — wäre denn eine neulutherische Kirche nach ihrem Maßstab etwas Anderes, als das alte Territorial-Kirchenwesen? Sollte die Göttinger Fakultät Recht behalten, wenn sie sagt: nichts anderes würde die neulutherische Anschauung endlich bezwecken, als daß das durch den Pietismus gesprengte Territorialsystem wieder in Aufnahme komme; denn zuletzt lange sie doch immer nur bei der Bemühung an, die einmal gewordene Partikularität jeder einzelnen Kirchen-Gestalt um jeden Preis zu conserviren, und einer solchen repristinirenden Geschichtsbetrachtung „bleibe derjenige Moment in der Vergangenheit das Urbild der Kirche, wo diese den Schein einer fertigen Gestalt zeigt", also hier das — siebenzehnte Jahrhundert *)?

Nehmen wir aber auch an, daß es durch Separation oder irgend eine anderweitige Emancipation vom politischen Summepiscopat praktisch gelinge, „jenen großartigen Satz unseres Bekenntnisses preiszugeben", wie die Göttinger sagen, „daß zur Einigkeit der Kirche nur Einstimmung über die evangelische Lehre, nicht Einförmigkeit der Kirchengewalt gehöre": so erhebt sich sogleich ein anderer Anstand. Ein Anstand, nicht weniger halsbrechend nach Außen, als die Untrüglichkeit nach Innen. Ein Anstand noch dazu, von dem die unsichtbare Bekenntnißkirche viel weniger genirt ist, obwohl er ihr oft genug vorgeworfen wird. Sagt man ihr nämlich: die wahre Kirche muß allgemein seyn der Zeit und dem Raume nach, so antwortet sie: ganz richtig! ich bin's auch wirklich, nur kann man es bei meiner allgemeinen Unsichtbarkeit eben nicht sehen! Die sichtbare anstaltliche Kirche aber kann zu dieser Ausrede unmöglich Zuflucht nehmen. Sie

*) Erklärung der Fakultät rc. S. 61 ff.

kann es so wenig, daß man vielmehr annimmt, sie sei an sich selbst nichts Anderes, als eine principielle Verläugnung jenes Merkmals der wahren Kirche. „Wie ist es gekommen", fragt Hr. Schinkel, „daß sich ein so wunderbarer und der Schrift widersprechender Kirchenbegriff unter uns hat bilden können? es ist lediglich gekommen, weil wir in Folge der durch die Reformation eingetretenen confessionellen Spaltung die Eine allgemeine christliche Kirche aus dem Gesicht verloren haben" *). Jedenfalls blieb drüben nur die Alternative übrig: entweder die Sichtbarkeit fallen lassen, oder aber auch den erkünstelten Schein der Allgemeinheit. Das symbolische Lutherthum wählte das Erstere, die neulutherische anstaltliche Kirche dagegen will natürlich weder das Eine noch das Andere. Daß aber doch Eines oder das Andere fallen muß, beweist die Thatsache in der Jetztzeit nicht weniger, als im Moment der Reformation. Hr. Hommel selber gesteht in seiner Controverse mit Scheurl: allerdings forderten die „grauenvoll zerrissenen Landeskirchen", daß die von Christus gestiftete Kirche unsichtbar sei, oder sichtbar bloß an den wahren Christen der verschiedenen äußern Kirchen-Gemeinschaften, und „werde alles Gewicht auf die unsichtbare Kirche gelegt, dann komme es freilich wenig darauf an, wie die sichtbaren Kirchen beschaffen seien" **). „Ich kann aber", versichert Hr. Hommel, „in der heiligen Schrift durchaus nicht anders finden, als daß Christus die Sichtbarkeit der Kirche, wie sie im alten Testament bestanden, nicht hat aufheben, sondern über alle Völker erstrecken wollen." Sicherlich! Wenn also die Neulutheraner für ihre anstaltliche Kirche, wie recht und billig, die Sichtbarkeit und die Allgemeinheit zumal ansprechen wollen, so bleibt ihnen

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. Febr. 1855.

**) Nördlinger Correspondenz-Blatt vom 1. Oct. 1853.

nichts mehr zu thun übrig, als die beiden Merkmale an ihrer Kirche für eine Vergangenheit von 1500 Jahren und für die Gegenwart aufzuweisen, sowie eben damit das etwaige Präjudiz für die Zukunft abzuschneiden.

Nicht um einer Polemik willen ist Vorstehendes über das Neulutherthum geäußert. Es soll damit nur seine Lage allseitig beleuchtet werden und die Reihe von Fragen angedeutet seyn, welche bei der weitern Ausarbeitung der Idee von der jenseitigen sichtbaren anstaltlichen Kirche Christi auf Erden noch auftauchen müssen. Die Idee, auch bloß an sich recht festgehalten, räumt schon eines der schwersten Hindernisse für Erkenntniß des katholischen Wesens hinweg. Ist die Kirche einmal eine sichtbare Anstalt, und fragt es sich dann nur noch: wie und wo ist die ächte und wahre? so werden denn doch unzweifelhaft manche seyn, die nicht meinen, daß sie durchaus nur innerhalb der Grenzen des deutschen Bundes zu finden sei. In jeder Beziehung aber ist die nagelneue Mode, endlich einmal den protestantischen Begriff von der Kirche zu untersuchen, eine Brücke zum Besuch katholischen Gebietes, und man übertreibt nicht, wenn man sie eines der größten Zeichen der Zeit nennt.

LXI.

Die neueste Volksknechtung in Tessin.

Aus der Schweiz Ende April 1855.

(Schluß.)

Wie hat sich nun zu allen diesen Gewaltthaten, zu der meuchlerischen Knechtung des tessinischen Volkes, die schweizerische Bundesgewalt verhalten? Was ihre pflichtgemäße Stellung gewesen, sehen wir aus der Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848. Der Artikel 2 sagt: „Der Bund hat zum Zwecke: Behauptung der Unabhängigkeit gegen Außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen, Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt.“ Und Artikel 6: „Der Bund gewährleistet den Kantonen ihre Verfassungen, die Freiheit, die Rechte des Volkes und die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger, gleich den Rechten und Befugnissen, welche das Volk den Behörden übertragen hat.“ Die Gründer und Freunde der neuen Bundesverfassung haben zu jeder Stunde viel Wesens aus dem Glücke gemacht, welches die Schweiz in Folge dieser Verfassungsartikel genieße, weil durch dieselben die unter dem Bundesvertrag von 1815 so häufig vorgekommenen Kantönlirevolutionen oder Kantonsrevolutiönchen zur Unmöglichkeit geworden, und Freiheit und rechtliche Ordnung auf's Beste gesichert seien. Voll-

ten, hieß es, die Massen etwas der Ordnung und den unbestreitbaren Befugnissen der Regierungen Widerstrebendes unternehmen, so würden sie von der Bundesgewalt in die gehörigen Schranken zurückgewiesen; würden dagegen die Regierungen sich Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volkes erlauben, so hätte das Volk nicht nöthig, auf dem Wege gewaltsamer Selbsthülfe sich Recht zu verschaffen, der Bund würde seinen Ansprüchen zu genügen die Macht haben, ohne daß die Ruhe und Ordnung einen Augenblick sich trübte.

Wir stehen nicht an, zu bekennen, daß diese doppelte Garantie der Bundesverfassung, wenn sie nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in Wirklichkeit bestände, einen wahren Fortschritt gegenüber den frühern Zuständen bildete, und wie kaum etwas Anderes geeignet wäre, die Wohlfahrt der Republik zu begründen. Allein, leider hat man schon die Erfahrung machen müssen, daß diese Garantien eine ganz verschiedenartige Anwendung finden, je nachdem es sich um conservative oder radicale Kantonsregierungen, radicale oder conservative Bevölkerungen handelt. Freiburg war bisher das schreiendste Beispiel dieser Rechtsungleichheit, nun führt die Bundesgewalt ein, wenn möglich, noch schreiendereres Seitenstück im Tessin auf.

Auf welche unerhörte Art der Nationalrath die ihm mißfälligen Wahlen der tessinischen Kreise annulirt habe, ist oben erzählt worden. Es ist zu mehrerer Würdigung der Parteilichkeit des Verfahrens wesentlich, hinzuzufügen, daß der Nationalrath im Tessin die Wahlen eines Kreises cassirte, aus dem keine Klagen eingegangen waren, angeblich wegen innerer Ungültigkeit (nämlich wegen des bundeswidrigen Wahlgesetzes, nach welchem man jedoch schon einmal gültig radical gewählt hatte), während der Nationalrath im December 1851 die Wahlbeschwerden des Freiburger Volkes, deren innere Berechtigung man anerkannte, aus dem formellen Grunde: weil die von 5000 Unterschriften begleitete Klagschrift einige Tage nach der im Gesetze anberaumten Frist (aber immer noch vor der Constituirung des Nationalrathes) eingekommen war, mithin der Nationalrath keine Competenz mehr habe, Cassation auszusprechen. Und zwar wurden diese zwei einander so widerspre-

chenden, aber dem gleichen Parteiinteresse dienenden Beschlüsse auf Befürwortung des nämlichen Alfred Escher von Zürich gefaßt.

Aber that der Bundesrath gar nichts gegen das Walten des Wohlfahrtsausschusses im Tessin, gegen die bewaffneten Banden, gegen den Umsturz von Verfassung, Gesetz und Recht, gegen die wildeste Anarchie?! So frug der ehrenhafte Theil der Schweizer-Presse, nicht bloß conservative, sondern auch mehrere radicale Blätter. Das Hofblatt, der „Bund", antwortete ausweichend, entschuldigend: der Bundesrath sei nicht gleich von dem wahren Charakter der Vorfälle im Tessin unterrichtet gewesen, und habe nicht voreilig handeln wollen. Aber der Bundesrath hatte ja seit dem Beginn des Conflicts mit Oesterreich einen eidgenössischen Commissär im Tessin zur Ueberwachung dieses Kantons. Was thut denn dieser und wofür bezieht er jährlich 20,000 Franken aus der eidgenössischen Kassa, wenn er gegen solche skandalöse Anarchie nicht einschreitet? So frug man weiter und erhielt zur Antwort: „der eidgenössische Commissär Oberst Bourgeois (aus der Waadt) hat der tessinischen Regierung seine Unterstützung angeboten." Am 26. Febr. versammelten sich im obern Landestheil des Kantons Tessin, bei der Nachricht von dem Anrücken bewaffneter Banden aus dem untern Gebiete, die angesehensten Männer des Livinenthales, und ordneten den Advokaten Giudice, Großrathsmitglied, nach der Bundesstadt ab, um den verfassungsmäßigen Schutz des Bundes unverzüglich nachzusuchen. Der Abgeordnete schilderte in Bern bei den Mitgliedern des Bundesrathes den unglücklichen Zustand des Kantons, und gab das dringende Begehren um sofortige Dazwischenkunft am 1. März schriftlich ein.

In der unabhängigen Schweizerpresse wurde die Sprache stärker. Die bundesräthlichen Blätter gaben nun aus, der eidgenössische Commissär habe Befreiung der politischen Gefangenen, Entlassung der Bewaffneten, Auflösung des Wohlfahrtsausschusses verlangt. Allein nach einigen Tagen meldeten die Berichte aus dem Tessin, daß die Gefangenen noch in Haft seien, und Wohlfahrts-Ausschuß und Freischaaren ihr Unwesen forttrieben. Die Interpellation der ehrenhaften Presse wurde eindringlicher, ungeduldiger. Inzwischen war das Attentat im Tessin unter der Connivenz des Bun-

desrathes dem Ziele so nahe gerückt, daß die bundesräthliche Presse keine Gefahr mehr sah, um ihrer Patrone Gesinnung und Haltung mehr und mehr zu enthüllen. Wir können uns nicht versagen, mehrere Stellen aus dem Hauptorgane der bundesräthlichen Partei, dem in Bern erscheinenden „Bund", hier wiederzugeben, damit ein unbefangenes Publikum selbst urtheile, welches die größern Verbrecher seien, die für hohen Sold rebellirenden, an Person, Eigenthum und Recht sich vergreifenden Proletarier, oder die Herrn im Fracke, die von erhabener Stellung aus gegen besseres Wissen und Gewissen alle diese Schandthaten entschuldigen, beschönigen, rechtfertigen und beschützen. Schwerlich kann man die Verhöhnung aller Begriffe von Recht und Ehre weiter treiben, als es der „Bund" in seiner Antwort auf die Interpellation der „hochconservativen Presse und vorab der Schwyzerzeitung" unterm 5. März gethan hat. Die ganze Reihe der tessinischen Scandale wird in folgender Weise übertüncht:

„Was ist nun in Wahrheit im Tessin geschehen außer jener Erdolchung, deren Urheberschaft auf oppositionelle Rechnung fällt? Es herrschte einige Tage factische Anarchie, in welcher aus freien Stücken bewaffnete Banden mehr Autorität zu haben schienen, als die verfassungsmäßigen Behörden. Die Behörden aber, der eidgenössische Commissär, die Regierung und der große Rath beeilten sich, die gesetzlichen Zustände wieder herzustellen, und es gelang ihnen in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Und nun kommen jene gleichen Stimmen, welche sonst nicht genug über die Uebergriffe der Bundesgewalt in die Kantonalsouverainetät jammern können, und machen es der Bundesbehörde zum Vorwurf, daß sie nicht eidgenössische Bataillone über den Berg schickte, ehe man in Bern nur recht vom wirklichen Sachverhalt unterrichtet seyn konnte!"

„Während jener kurzen unregelmäßigen Herrschaft wurde eine Anzahl oppositioneller Personen in Haft gesetzt; sie sind unseres Wissens wieder freigelassen (unwahr), insoweit nicht der Verdacht der Theilnahme an jener Blutthat von Locarno auf ihnen ruht. Einige Andere sahen sich zur Flucht veranlaßt oder genöthigt; sie können wieder heimkehren. Einige Pressen wurden zerstört: man kann neue machen. Kurz, alle hier Betroffenen können vor den Richter treten und für unschuldig erlittenen Schaden Entschädigung,

Genugthuung, Schmerzens- und Schreckensgeld verlangen. (In Folge des Amnestiedekretes können sie auch das nicht mehr). Wer aber den Sohn, den Gatten, den Vater und den Freund nicht mehr aus den Händen des Todes zurückerhält, das sind der Großvater, die Mutter und Kinder Giorgi's und die Freunde des Erdolchten. Die Hand auf's Herz, „Schwyzer Ztg."! welches sind in Wahrheit die Unglücklichen und welches die Schuldigern?" Zum Zeichen, daß diese cynische Sprache nicht etwa ein augenblickliches Versehen gewesen, kommt das Hauptorgan des Erlacherhofes am 6. März folgendermaßen auf den Gegenstand zurück: „Denke man sich nun einen Augenblick in die Lage der Gouvernementalen hinein. Ihr, wie aller Tessiner, von Hause aus leicht erregbares Gemüth, ist durch die allgemeine Lage der öffentlichen Verhältnisse schon bis zum höchsten Grade gereizt. Durch das Land fliegt plötzlich die Kunde von einem im Parteistreit erfolgten Todtschlag, die Fama malt das traurige Ereigniß zehnfach trauriger aus, die unglückliche Logik des Schreckens sieht auf einmal die Partei, das eigene Leben bedroht, die Wuth ruft nach verzweifelter Selbstwehr und Rache: man greift zu den Waffen. Und man greift nicht etwa zu den Waffen, die Ordnung zu stürzen, sondern die verfassungsmäßige Gewalt gegen vermeintliche Angriffe zu vertheidigen! Frage: welcher ehrliche Mann wagt es, den ersten Stein auf diese Freischaaren zu werfen? und was müssen das für Menschen seyn, welche sich erdreisten, diese aus der Schwäche der Natur so leicht erklärliche Erscheinung sogleich in die Frucht einer, wenn sie vorhanden wäre, teuflischen Berechnung zu verwandeln? Keine Frage, daß die im Pronunciamento begangenen Gewaltthätigkeiten gegen Personen und Eigenthum so gut dem strafenden Richter verfallen sind, als die Tödtung Giorgi's, vorausgesetzt, daß es nicht vielleicht nach einmal völlig wieder befestigter Ordnung des ganzen öffentlichen Bestandes als das Rathsamste erscheinen sollte, mittelst einer allgemeinen Amnestie den Mantel der Liebe über alle erfolgten Ungesetzlichkeiten und also auch über die Vorfälle im Caffe Agostinetti zu breiten (das Erstere hat man gethan, das Letztere nicht). Dieß zugestanden, wird dann jeder unbefangene Zuschauer auch zu der Anerkennung bereit seyn, daß die Behörden, insbesondere das eidgenössische Commissariat und

der große Rath, ihr Möglichstes thaten, um den Kanton so schnell wie möglich aus der Krisis herauszureißen und eine dauernde Ordnung herzustellen. Und daß ihnen dieß ferner gelingen möge, dafür hegen wir die lebhaftesten Wünsche."

Die bundesräthliche Presse belehrt uns aber sogar, daß man über die Ereignisse im Tessin nicht nur nicht klagen, sondern im Gegentheil von großem Glücke sagen müsse, daß alles so gut abgelaufen sei. Der „Bund" läßt sich am 11. März von einem „unparteiischen Beobachter" aus dem Tessin schreiben: „die gegenwärtige Volksbewegung hat den Kanton gerettet, der bereits an den Rand des Abgrundes gebracht war. Das Blut des unglücklichen Degiorgi hat uns wohl vor weit schrecklicherm Unglück bewahrt und dürfte die lang entbehrte Ruhe wieder bringen." (Welch ein glücklicher Umstand in den Augen dieses unparteiischen Beobachters, daß Degiorgi das Opfer seiner Provokation geworden).

Die unabhängige Publicistik hatte namentlich getadelt, daß die Volksabstimmungen so rasch nacheinander und unmittelbar nach dem terroristischen Auftreten des Pronunciamento angeordnet worden seien. Aber auch hierin ist der „Bund" anderer Meinung. Wie dieses Blatt am 16. März sich äußert, „haben die verfassungsmäßigen Behörden, Staatsrath und großer Rath, sehr wohl daran gethan, daß sie die bekannten Verordnungen über die Verfassungs-Revision, über die Großraths- und Nationalrathswahlen erließen. Es war damit einerseits erreicht, daß den anormalen Zuständen durch eingreifende Mittel ein schnelles Ende gemacht wurde, und andererseits sah sich das souveraine Volk selbst zum Richter über seine Gegenwart und nächste Zukunft gesetzt. Was etwa im Pronunciamento gegen die Majestät des Volkes gesündigt worden seyn mochte, ward solcher Weise durch das demokratischeste Mittel der Welt, durch eine Berufung an den Entscheid des Volkes wieder gut gemacht."

Nach solchem stufenweisen Aufsteigen zur Höhe der richtigen Ansichten, ging denn die bundesräthliche Presse daran, den schuldlosen Opfern des Freischaarenthums die Moral zu machen. Cattaneo von Faido, der vorzüglichste Führer der Opposition, war seit dem 26. Febr. flüchtig und befand sich in Bern. Der eminent

conservative Wahlkreis Faido wählte ihn am 11. M
des herrschenden Terrorismus abermals zum Mitgliede de
Rathes. Daß diese Beehrung den Beehrten nicht bewege
unter den obwaltenden Umständen ohne Weiteres in de
Tessin zurückzukehren, das begriff Jedermann und die treu
ler des Advokaten Cattaneo begriffen es am allerbesten.
das gleißnerische Organ des Erlacherhofes. Dasselbe harte
am 18. März folgende Frage an den Gewählten zu richte
rum befindet sich Hr. Cattaneo nicht auf dem Posten,
Wähler und seine Pflicht ihm angewiesen haben, im gro
Tessins?"

Die geistreiche Frage diente indeß zur Enthüllung ein
bis zu jenem Augenblicke noch nicht offenkundig geword
denthat des Pronunciamento. Sie besteht in folgendem A
„Faido 2. März 1855. Der Hauptmann der bewaffnete
fordert die Municipalität Faido bei einer Strafe von
auf, dem Comité der öffentlichen Wohlfahrt den Advok
taneo auszuliefern, sobald er sich zeigen wird. Unterzeich
gnamenta." Man wird glauben, daß der „Bund" Ange
ses Beleges seine tadelnde Anfrage berichtigt habe? In we
sehen wir aus seiner Nummer vom 22. März, wo er sch

„Auf unsere neuliche Anfrage, warum sich Hr. Catta
in Bern, nicht auf seinem Posten im großen Rath von
finde, wird uns mit einem Befehl geantwortet, laut wel
Gemeinderath Faido angehalten worden wäre, Hrn. Ca
einer Buße von 5000 Fr. an den Hauptmann der be
Banden auszuliefern. Dieser Befehl ist am 2. März dat
also gerade aus der Zeit, wo die größte Aufregung her
der Zug nach Faido unternommen worden war. Wenn
taneo zu dieser Zeit seine Person in Sicherheit zu bring
so kann man ihm das nicht wohl verübeln. Jedermann
daß zur Zeit des Zusammentrittes des neugewählten große
d. h. am 16. März, die erste Aufregung sich längst ge
und die aus der zweimaligen Volksabstimmung neugestärk
gegangenen Behörden in voller rechtmäßiger Gewalt dasta
h. die Führer der Bande, welche die Verhaftsbefehle ert

Pressen verbrannt und überall gebrandschatzt hatten, waren nun Mitglieder dieser Behörden geworden), „was dem Hrn. Cattaneo hinlänglich Garantie seyn konnte." „Wir müssen daher heute die Ansicht wiederholen, daß Hrn. Cattaneo's Platz, kraft des Willens seiner Wähler, in Bellenz und nicht in Bern sei." Daß die von den bewaffneten Banden gegen Cattaneo geschleuderte Hochverrathsklage am 16. März noch unerledigt war, und daß, von dem Proceß Degiorgi ganz abgesehen, noch mehrere Oppositionsführer in Haft saßen, wußte der „Bund" gut genug, hatte aber gleichwohl die Niedertracht, zum schnödesten Unrecht gleißnerischen Hohn hinzuzufügen.

Man mag aus diesen Reden auf die Gesinnungen des Bundesrathes schließen, denn Handlungen, aus denen das Publikum eine bestimmte Haltung der obersten schweizerischen Executivgewalt hätte folgern können, lagen nicht vor. Doch nein! der „Bund" belehrt uns, „daß in der Entwicklung des Dramas, dessen Schauplatz in letzter Zeit Tessin war, die moderirende Hand des Bundesrathes unschwer zu entdecken sei." Oder — fährt die Nummer vom 26. März fort — „wem anders, als dem Einflusse und den Ermahnungen des Bundesrathes verdankt man den Großrathsbeschluß für Niederschlagung des Hochverrathsprocesses" (d. h. für eine Amnestie, welche die Beschädigten und Mißhandelten jedes gerichtlichen Klagerechtes verlurstig erklärt), „die Entlassung der bewaffneten Bürgergarde" (nachdem der Gewaltstreich völlig durchgeführt war), „die Freilassung aller nicht bei der Tödtung Degiorgi's betheiligten Inhaftirten" (nachdem die beiden Volksabstimmungen vorüber und daher eine längere Haft der Oppositionsführer zwecklos geworden war) „und eine billigere Vertheilung des Zwangsanleihens" (das so billig blieb, daß z. B. das ländliche Dorf Faido mit 700 Einwohnern halb soviel zahlen mußte — 20,000 Fr. — als das reiche, mehr als 5000 Seelen zählende Städtchen Lugano mit seinen Millionären Ciani)? „Erinnert man sich" — so setzt das radikale Hofblatt seine ekelhafte Lobrede fort — „wie bei ähnlichem Anlasse in frühern Zeiten nicht bloß Vororte, sondern die Tagsatzung selbst oft fast kniefällig bei den Kantonen um ähnliche Maßnahmen bitten mußte und zuweilen nur sehr spät etwas, zu-

weilen gar nichts ausrichtete, so kann die Betrachtung nur ein befriedigendes Gefühl über die Autorität erzeugen, deren sich heute die Bundesgewalt erfreut."

Zum weitern Nachweise der „moderirenden Hand" des Bundesrathes hätte sein Organ noch hinzufügen können, daß nebst dem eidgenössischen Divisions-Kommandanten Luvini noch sieben andere Offiziere des eidgenössischen Generalstabes unter den Führern der Freischaarenbande sich befunden haben, ohne daß es dem Bundesrath einfiel, sie von solchem Beginnen zurückzurufen, und daß Einer derselben, Oberst Fogliardi, der bei der ersten Regung des Pronunciamento als Instructor in der eidgenössischen Militärschule in Thun sich befand, von seinem Obern sogleich Urlaub bekam, um in Tessin den Freischaarenzug mitzumachen, und zwei Wochen später auf seinen Posten in Thun wieder einzurücken. Das Grandioseste indeß ist eine unmittelbare Kundgebung des Bundesrathes, die seither bekannt geworden. Wir haben oben erwähnt, daß Advokat Giudice als Abgeordneter des Livinenthales in Bern den Schutz der Eidgenossenschaft nachsuchte, doch vergeblich einer Antwort harrte. Des langen Wartens überdrüßig, reichte Giudice am 19. März ein Gesuch um Antwort ein. Da erhielt er am 23. März von der eidgenössischen Kanzlei die amtliche Mittheilung: „daß der Bundesrath nicht unterlassen habe zu interveniren, und zwar nicht ohne Erfolg bezüglich der Befreiung der Gefangenen, der Vertheilung des Zwangsanleihens und hinsichtlich der Amnestie; daß nun aber, nachdem der gesetzliche Zustand in Tessin wieder hergestellt und die neuen Behörden constituirt seien, die Petenten mit weiteren Begehren sich an diese zu wenden hätten." Also der Angegriffene wird von der höchsten Instanz, bei der man Schutz und Gerechtigkeit sucht, an den Angreifer, der Beschädigte an den Beschädiger, der rechtlos Unterdrückte an den Unterdrücker verwiesen; der Angeklagte und Schuldige wird zum Richter über sein schwer mißhandeltes Opfer bestellt. Unerhört! Doch nein, ein Gleiches haben wir vor zwei Jahren auch schon in Freiburg gesehen; die an der Landesgemeinde in Bülle plötzlich überfallene und auseinandergesäbelte Mehrheit wurde mit ihrem Schutzbegehren ebenfalls an die Urheber jenes hochverrätherischen Attentates verwiesen. So hat

man sich denn auch darüber nicht zu verwundern, daß der eidgenössische Commissär Bourgeois, als er am 10. April endlich in Bellinzona sich verabschiedete, seine besondere Zufriedenheit aussprach über die nun „hergestellte Ordnung" und dem Kanton Glück wünschte zu seiner „liberalen und energischen" Regierung.

Die bundesräthliche Presse rühmt, im Tessin herrsche jetzt Befriedigung und Ruhe. Die Befriedigung der herrschenden Partei äußert sich in Nationalbällen, Dankgottesdiensten und festlichen Beleuchtungen, bei denen auch die Häuser der unterdrückten Volkspartei mithalten müssen. Bei der unter Androhung einer Geldstrafe von fünf Franken per Haushaltung anbefohlenen Illumination von Bellinzona prangte ein Transparent mit den Namen der neuen Regierung und der Inschrift: „Jedes Lob ist zu schwach für die Namen derjenigen, welche, alles Andere vergessend, sich nur dem Vaterlande weihen." Für die Erhaltung der „Ruhe" haben die Heldenthaten des Pronunciamento im Voraus gesorgt und die gleichen Leute sind, sollte sich die Erinnerung der jüngsten Erlebnisse in der unterdrückten Volkspartei abschwächen, stets wieder zur Hand, ihr das Gedächtniß gebührend zu schärfen. Auch die Regierung hat sich die ungetrübte Erhaltung der köstlichen Ruhe väterlich zu Herzen genommen, wie unter Anderm aus ihrem Dekret vom 20. März hervorgeht: „Der Staatsrath, von der Erwägung ausgehend, daß es seine erste Pflicht sei, die endlich erlangte Ruhe des Kantons zu wahren und neuen Agitationen vorzubeugen; in Erwägung ferner, daß Mißbrauch, welchen Pfarrer und andere Geistliche von ihrer amtlichen Stellung gemacht haben, nicht wenig Schuld trage an der traurigen Aufregung, welcher der Kanton seit Monaten preisgegeben war, verfügt was folgt: 1) Jeder Pfarrer und geistliche Functionär wird verwarnt, sich vor jeglichem Mißbrauch seiner geistlichen Stellung zu politischen Zwecken zu hüten. 2) Eines solchen Mißbrauches macht sich derjenige Geistliche schuldig, der sich auf der Kanzel, vor dem Altar oder im Beichtstuhl, oder irgend auf einem andern Wege in Ausübung seines Berufes oder in Benützung seiner Stellung erlaubt, die staatlichen Behörden und ihre Amtsverrichtungen zu censiren oder zum Gegenstande geringschätzender Andeutungen zu machen. 3)

Solcher Mißbrauch der geistlichen Stellung wird auf dem Verwaltungswege mit einer Buße von 100 bis 150 Fr., in schweren und Wiederholungsfällen mit Verdopplung dieser Buße, mit Suspension und Entziehung des Placets bestraft."

Der Commentar, den die Baslerzeitung diesem Dekrete hinzufügt, bietet sich jedem Leser von selbst dar. „Mittelst des Dekretes — sagt dieses protestantische Blatt — werden die Geistlichen aller und jeder politischen Rechte, auch des Rechts der freien Meinungsäußerung beraubt; es ist ein Damoklesschwert, womit der liberale Tessiner-Despotismus gegen jede mißfällige Aeußerung oder Miene eines Geistlichen einschreiten kann und wird." Aber dieses Damoklesschwert hängt nicht bloß über den Geistlichen, sondern über jedem rechtschaffenen Bürger Tessins. Wir werden daher, ob wir auch die rein thatsächlich gehaltene Darstellung der bisherigen Vorgänge hiemit schließen, voraussichtlich noch keineswegs am Ende dieses gränzenlosen Despotismus angelangt seyn, sondern das Maß der Ungerechtigkeit wird bis zu der Zeit des Zusammentrittes der Bundesversammlung (im Monat Juli) noch weiter steigen, ohne daß wir die geringste Hoffnung haben, einem solchen Zustande durch die oberste schweizerische Repräsentanten-Versammlung Schranken gesetzt zu sehen. Sie wird sich aber wenigstens damit zu beschäftigen haben.

LXII.

Zur Reform der Philosophie.

III.

Bedeutung der Religionsphilosophie für die Gegenwart.

Daß die Philosophie gegenwärtig in einem Zustand des Verfalles, der Zerrüttung sich befinde und einer Wiederherstellung, die nur durch eine Reform in Princip und Aufgabe möglich ist, dringend bedürfe, das stellen wohl auch die Freunde derselben nicht in Abrede. Eben so gewiß ist auch, daß sie nunmehr ziemlich in Mißcredit, in Mißachtung gekommen, und ihren Einfluß auf Wissenschaft und Leben immer mehr einzubüßen in Gefahr ist — Folge eben ihrer Zerrüttung, die wiederum zumeist durch ihre eigne Schuld eingetreten, da sie vielfach unberechtigte Eingriffe in die empirischen Wissenschaften gethan, zu viel verheißen, zu viel sich angemaßt, und im stolzen Uebermuth auf den falschen Bahnen gegangen ist, die sie eingeschlagen. Daher nun auch wieder die Zeit der Erniedrigung gekommen ist, und sie von denen verhöhnt wird, die sie selbst zuvor verachtet hat, und welche sie sich völlig unterworfen zu haben meinte. Versuche, dieser gesunkenen Philosophie aufzuhelfen, sie durch eine Re-

form wieder auf die rechte Bahn zu bringen, und ihr die Achtung und den Einfluß wieder zu verschaffen, die sie eingebüßt, sind schon vielfach gemacht worden, aber, wie uns scheint, ohne sonderlichen Erfolg — weil nicht in der rechten Weise. Die Philosophie muß neu- oder wiedergeboren werden, soll sie wieder zu Leben und Kraft kommen, denn sie hat sich ausgelebt, es ist nichts mehr von ihr übrig als die dürren, leblosen Stoppeln — der Formelkram. Die Natur selber zeigt an, wie die Wiedergeburt zu neuem Leben und Wiederaufblühen möglich ist. Nicht aus den dürren Stoppeln wächst neues Leben hervor, sondern aus dem Mutterschooße der Erde. So ist es auch bei der Philosophie. Sie muß von daher ihr neues Leben empfangen, wo sie ihren Ursprung genommen — von der Religion. Aus dem geistigen Grund und Boden der Religion ist sie ursprünglich hervorgewachsen und hat sich auf ihm fortgebildet; in diesem muß sie wieder Wurzel fassen, soll sie wieder zum Blühen und Gedeihen kommen. Wie dringend und nothwendig dieß sei, und in welcher Weise dieß geschehen könne, das war es, was wir in unsern bisherigen Erörterungen wenigstens in Kürze zu zeigen gesucht.

Um indeß noch etwas deutlicher zu zeigen und es noch leichter vorstellig zu machen, in welcher Lage die Philosophie seit längerer Zeit und noch in der Gegenwart sich befindet, wollen wir uns eines Gleichnisses bedienen. Zwar kann ein Gleichniß wohl nie oder selten nur ganz strenge genommen werden und in jeder Beziehung vollkommen entsprechend seyn; indeß glauben wir doch das Schicksal, das die Philosophie seit etwa zwei Jahrhunderten in ihren Trägern und Vertretern erduldet, nicht unpassend mit dem des verlornen Sohnes in der evangelischen Parabel vergleichen zu können. Sie glaubte sich vom Christenthum und damit auch vom religiösen Glauben überhaupt trennen und sich auf sich selbst, auf das menschliche Ich, auf das Selbstbewußtseyn stellen zu müssen. Als sie schied vom

Vaterhause, namentlich in Cartesius Anstalt und Anfang dazu machte, nahm sie ein beträchtliches Erbe mit sich; die wichtigsten Lehren und Wahrheiten des Glaubens nämlich. Bald aber hatte sie diese in überkühnen Unternehmungen und Schwindeleien verthan; ergab sich der Lüderlichkeit in den französischen sogenannten Philosophen; kam ein wenig in Verzweiflung in dem Engländer Hume, hielt sich aber doch einigermaßen aufrecht in den deutschen Philosophen; besann sich endlich in Kant ernstlich auf sich selbst — sah sich aber nur in trostloser Lage und in großer Ohnmacht und Noth. Doch zur Umkehr in das Vaterhaus will sie noch nicht den Entschluß fassen; sie will selbstständig seyn, sich ihren Unterhalt selbst erwerben; sie fing in Fichte an mit aller Macht à priori zu construiren, aber der Hunger war hiebei nicht zu stillen; sie wendete sich in Schelling der Natur zu, um diese als Nahrung zu verschlingen; und in Hegel nährt sie sich vom platt Wirklichen, das ihr als das Vernünftige gilt. Aber die neidische Natur-Wissenschaft will ihr diese Nahrung nicht lassen, sondern weiset sie höhnend fort. Und wiederum in Schelling regt sich endlich die wenn auch noch verworrene Sehnsucht, zurückzukehren zur Geburtsstätte und in's Vaterhaus. Und von dieser unbestimmten Sehnsucht ist der größere Theil der Philosophirenden gegenwärtig durchdrungen. Zwar gibt es deren, die, nach den Eicheln lüstern, mit den Naturwissenschaften um jeden Preis ein Abkommen trafen, damit sie ihnen dieselben verabfolgen lassen, und die, mit der Schweine-Kost zufrieden, an Rückkehr nicht im Mindesten denken. Allein dieser äußersten, materialistischen Richtung sind doch nur Wenige zugethan. Die Andern finden sich auf der Rückkehr, mehr oder weniger nahe der Heimath; freilich noch immer zögernd und umherblickend, ob nicht in irgend anderer Weise noch Hülfe zu finden sei. Allein es ist schlechterdings mit dieser Rückkehr Ernst zu machen, wenn wahrhaft geholfen werden soll.

Doch was wird nun aus der Philosophie werden, wenn sie zurückkommt? Wird sie Knechtsdienste der Religion oder der Kirche thun, wird sie die Magd der Theologie werden müssen? Mit nichten. Wir wollen noch ein wenig an unserm Gleichniß festhalten, und die specielle Anwendung andeuten. Die Kirche wird nicht Knechtsdienst von ihr verlangen, das kann wenigstens aus unserm Gleichniß nicht entnommen, das auch vom Vater in unserer Parabel nicht gelernt werden! Auch die Theologie wird sich nicht dessen überheben, daß sie immer zu Hause geblieben sei, indessen die Philosophie draußen herumgeschwärmt; sie wird nicht den älteren Bruder der Parabel nachahmen und murren über freundliche Aufnahme und väterliche Behandlung des Wiedergekommenen. In der That, die Philosophie ist nicht geschaffen zum Knechtsdienst, auch nicht dazu, bloß im Hause waltend, die da üblichen Geschäfte zu thun. Sie ist von Anfang an ganz anderer Art, kühnerer Natur, zu großen, weitaussehenden, wagenden Unternehmungen geneigt und geboren. Dieser ihrer Natur muß Rechnung getragen, ihrem unternehmenden Geiste Spielraum gelassen werden, soll sie nicht verkümmern oder im Innern des Hauses Verwirrung und Unruhe stiften, weil sie in ihrem Recht sich verletzt fühlte. Sie wird aber, wo ihr Vertrauen gewährt und sie in ihren Strebungen nicht gehemmt und beschränkt wird, ihrerseits der Religion und Theologie die wichtigsten Dienste leisten; kann und soll dieß insbesondere in der Gegenwart thun, wie wir weiter zeigen werden. Mißbrauch zwar ihrer Kraft und Freiheit des Forschens ist nicht ausgeschlossen; allein das begründet noch nicht das Recht sie zu unterdrücken oder nach Möglichkeit zu vernichten. Denn was ist nicht dem Mißbrauche ausgesetzt! Die göttliche Offenbarung selbst bleibt davon nicht verschont, und jede Auctorität der Welt ist des Mißbrauchs fähig und ist schon mißbraucht worden; soll man deßwegen die Auctorität vernichten, oder sie so hemmen und beschränken in ihrer Thätigkeit, daß sie

keine mehr ist? So ist es auch mit der Philosophie; sie ist die selbstständige Forschung und Wissenschaft in Bezug auf die höhere, übersinnliche Wahrheit — in der Begränzung, die wir ihr früher gegeben; denn, wie sich von selbst versteht, nicht von absoluter Freiheit und Selbstständigkeit kann die Rede seyn, sondern von solcher, die mit dem Bestande und Rechte rechtmäßiger und nothwendiger Auctoritäten vereinbar ist; denn nicht von einer absoluten, über Alles absolut bestimmenden und erhabenen Philosophie reden wir, sondern mit einer menschlichen Wissenschaft haben wir es zu thun!

Was nun die Bedeutung der Religionsphilosophie betrifft, so ist sie an sich schon die größte, in sofern sie die wahre, eigentliche Philosophie, d. h. die Wissenschaft der Wahrheit und Weisheit, im höheren Sinne des Wortes ist, und in sofern von ihr, als Fundamentalphilosophie, alle andern Wissenschaften erst den Charakter philosophischer Disciplinen erhalten können. Sie hat aber dann als Religionsphilosophie noch besondere Wichtigkeit und Bedeutung, sowohl überhaupt, als insbesondere für die Gegenwart.

Zwar mag wohl die Auffassung der Philosophie als Religions-Philosophie nicht besonders geeignet seyn, ihr viele Verehrer alsbald zu gewinnen, wenn wir die geistigen Richtungen der Gegenwart dabei in Betracht ziehen. Die Einen verscheucht die Bezeichnung Philosophie, von der sie nichts wissen wollen, die Andern — und deren sind wohl noch mehr — schrecken zurück vor ihrer Verbindung mit der „Religion." Und doch sollte diese Verbindung von beiden vielmehr anziehen und zu ihrem Studium anregen. Man mag von der Religion vorläufig denken wie man will, man muß sie wenigstens als Thatsache anerkennen, und zwar als eine Macht in der Menschenwelt, welcher in Bezug auf die Entwicklung und das geistige Leben der Menschheit, ja in Bezug auf das gesammte Daseyns- und Entwicklungs-Geschick der Völker, nichts Aehnliches von solcher Bedeutung und solchem Einfluß

an die Seite gesetzt werden kann. Die früheste Geschichte der Völker — der ganzen Menschheit — ist fast durchaus Religionsgeschichte; und die Völker und Staaten des Alterthums sind durchaus gegründet auf religiöse Anschauungen und Systeme, und stehen und fallen mit diesen. Und auch in der Geschichte des christlichen Zeitalters hat sich stets und immer die Religion als bestimmende Macht gezeigt, von der die größten Entwicklungen und Umgestaltungen ausgingen oder veranlaßt wurden. Ja man kann sagen: wie unsere Erde eingefügt ist in den großen Himmelsbau durch die Macht oder das Gesetz der Anziehung und Abstoßung und nur dadurch als Ganzes sich erhält, in einem Andern und im ganzen Universum ihren Halt findend; so hat auch von jeher die Menschheit ihren geistigen Halt gefunden in einem Unsichtbaren, Göttlichen, an das sie sich durch den religiösen Glauben gefesselt, zu dem sie sich beständig hingezogen findet, obwohl sie auch wieder durch die Kraft der Selbstständigkeit, der Freiheit sich ihm gegenüber stellt, ihm zu entfliehen sucht. Der religiöse Glaube ist so zu sagen die Wurzel, durch welche die Menschheit ihrem geistigen Leben nach eingepflanzt ist in ein Reich des Unsichtbaren, wie die Erde in das sichtbare Universum sich eingepflanzt findet. Und nur so lange vermag das geistige und letztlich auch leiblich-irdische Daseyn der Menschheit, der Völker, zu gedeihen, als sie nicht entwurzelt werden aus jenem unsichtbaren Reiche, d. h. so lange der religiöse Glaube nicht in ihnen erlischt. Geschieht aber bei einem Volke dieß, dann löst sich dasselbe auf, verliert seine Existenz als solches und verliert sich unter andere Völker, wie der menschliche Leib in seine Bestandtheile zerfällt, und sich in's allgemeine Naturleben verliert, sobald die Seele oder der Geist ihn nicht mehr belebt. Oder: wie die Erde nicht mehr als solche bestehen könnte, wenn sie aus ihrem Verbande mit dem Universum losgerissen würde, sondern augenblicklich zerfahren, zerstieben würde, wenn das Gesetz

der Anziehung nicht mehr wirkte, so tritt auch bei den Völkern, in denen der Glaube erstorben, das Band, das sie an das Unsichtbare, Göttliche befestigt, zerrissen ist, alsbald Auflösung ein; ein Zerfahren des Ganzen in seine einzelnen Theile folgt, die Individualität, die Selbstsucht tritt übermächtig hervor, zu einem Zusammenwirken in gegenseitiger Dienstleistung und Aufopferung hat Niemand mehr Lust, weil er nur auf das Eigene bedacht ist, und darum ist auch der Untergang des Ganzen unvermeidlich. Wo aber der religiöse Geist, der Glaube an das Reich des Unsichtbaren, an Göttliches, ein Volk und jeden Einzelnen lebendig durchdringt, da finden wir auch die größte Tüchtigkeit für irdisches Wirken und Gedeihen, Zusammenhalt der Einzelnen zu einem Ganzen, Entsagung und Aufopferungsfähigkeit; und wir sehen sonach, wie selbst das Reich des Irdischen am besten und sichersten sich gründet auf das Reich des Ueberirdischen, mit dem die Menschen und Völker durch den religiösen Glauben in Zusammenhang stehen, auf das sie sich wie auf ein festes Fundament stützen und gründen, wie die Erde und Alles was sie enthält, gegründet ist auf den festen, zusammengreifenden und haltenden Himmelsbau, auf das Firmament, wie auf einen unerschütterlichen Fels. — Wenn nun die Religion eine so große, ja die größte Macht ist in der Menschengeschichte; so ist schon darum für jeden, der die Menschengeschichte kennen und verstehen lernen will, von der höchsten Wichtigkeit, ja unumgänglich nothwendig, vor Allem diese so einflußreiche und bestimmende Macht nach ihrem Wesen und Daseyn näher zu erforschen und zu begreifen. Und das ist eben die nächste Aufgabe der Philosophie als Religions-Philosophie.

Ganz besondere Wichtigkeit und Bedeutung hat aber die Religionsphilosophie in der Gegenwart, sowohl für die Wissenschaft als für das Leben.

Alle Wissenschaften schreiten nunmehr in rascherer Weise

fort als es sonst jemals der Fall war, sowohl die, welche die Geschichte, als die, welche die Natur oder Kunst zum Gegenstand der Forschung haben. Da versteht es sich von selbst, daß auch die Erforschung der großen Thatsache in der Menschheit, die man die Religion nennt, gleichen Schritt damit zu halten habe, sowohl um jener andern Wissenschaften willen, als auch im Interesse der Religion selbst. — Die andern Wissenschaften insgesammt nämlich kommen letztlich an an einen Punkt, über den hinaus sie nicht mehr zu gehen vermögen, an ein Gebiet, in das sie nicht mehr eindringen können, obwohl ihre Erkenntnißobjecte da hinein sich verlaufen, da ihre letzten Gründe und Anfänge sich hinein verlieren. Der Naturwissenschaft z. B. steht nicht bloß der Verstand still vor dem unendlich Großen und unendlich Kleinen, sondern auch da, wo es sich um Ursprung oder Grund des Ganzen handelt. Die Geschichtswissenschaft vermag ebenfalls ihr Object nur bis zu einem gewissen Punkte zurück in der Zeit zu verfolgen, wo es sich in undurchdringliches Dunkel verliert, in dem der obere Lauf des Stromes und die Quelle selbst verborgen liegen. Da nun, wo den empirischen Wissenschaften eine Gränze gesetzt ist, ihr Denken sich endet oder der Verstand stille steht, beginnt die Vernunft-Wissenschaft, die Philosophie, und sucht die Ungewißheit und Unkenntniß der übrigen Wissenschaften über die letzten Gründe und Anfänge der Dinge zu heben, oder — was im Grunde dasselbe ist — sucht die Lösung, welche der religiöse Glaube seit Menschengedenken hierüber enthält, zuerst in ihrem Daseyn, in ihrer allgemeinen Thatsächlichkeit zu begreifen und dadurch dann auch ihrem Inhalte nach zu einer wissenschaftlichen zu erheben, wodurch eben, wie gezeigt, die Philosophie entsteht. Ich sage, wo die Verstandeswissenschaft endet, nimmt die Vernunftwissenschaft oder Philosophie die Forschung auf, — indem ich dabei den gewöhnlichen Unterschied von Verstand und Vernunft gelten lasse, dem gemäß

Verstand als Vermögen betrachtet wird, das Irdische zu erkennen nach seiner Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, Vernunft aber als Vermögen das Ueberirdische zu vernehmen, zu erkennen, und das Irdische im Lichte dieses Ueberirdischen zu beurtheilen. Strenge genommen ist freilich dieser Unterschied von Verstand und Vernunft unpassend; denn die Vernunft birgt auch die Kraft des Verstandes, des Verstehens in sich; sie ist nicht bloß ein Organ zum Vernehmen, sondern auch zum Verstehen, zum Erkennen des Ueberirdischen; ist nicht bloß Vermögen zum Glauben, sondern auch zum Wissen, wie früher schon gezeigt wurde. Doch das nur im Vorbeigehen. — Die Philosophie hat demnach die Bedeutung für die andern Wissenschaften, daß sie für dieselben das leistet, was der religiöse Glaube für das menschliche Leben überhaupt gewährt, zugleich aber den religiösen Glauben selbst nach seiner Bedeutung und Berechtigung verstehen und würdigen lehrt. Der religiöse Glaube wird zu einer der wissenschaftlichen Erkenntniß aller andern Daseynsgebiete angemessenen, so zu sagen, gleichartigen Form, der wissenschaftlichen nämlich, umgestaltet oder erhoben, und kann dadurch — nach Daseyn und Inhalt zur Wissenschaft geworden, im Reiche der Wissenschaft das werden, was er als bloßer Glaube im Leben ist. Die Religion kann auch das Wissen auf allen Gebieten des Lebens dadurch erklären und beherrschen, daß sie selbst auch als Wissenschaft erscheint und sich mit den andern Wissenschaften in Verbindung setzt als eigentliche Centralwissenschaft oder Fundamentalphilosophie. Wo aber alles übrige Daseyn zwar durchforscht wird, die Thatsache des religiösen Glaubens aber allein nicht in den Kreis der Wissenschaften hineingezogen wird, da wird sich alsbald ein gewisses Mißverhältniß zwischen menschlichem Wissen und dem religiösen Glauben ergeben, eine immer größer werdende Entfremdung der Wissenschaft von der Religion wird eintreten, und von der Wissenschaft wird diese Entfremdung alsbald

auch in das Leben übergehen, wie die Gegenwart genugsam lehrt. Dieses Mißverhältniß zu heben und der daraus folgenden Entfremdung von der Religion entgegen zu wirken, ist darum eine Aufgabe, die der Philosophie gerade in der Gegenwart gestellt ist; und schon dadurch leistet sie der Religion, dem Christenthum, der Kirche die wesentlichsten Dienste. Dieß gilt insbesondere der Naturwissenschaft gegenüber, von welcher in ihrer einseitigen Richtung und Herrschaft der Religion gegenwärtig wohl am meisten Gefahr droht. Gerade die Philosophie als Religionsphilosophie ist in Betreff der Religion das, was die Naturwissenschaft in Betreff der Natur ist; sie hat wie die letztere ihr gegebenes Object, erforscht wie diese dasselbe nach Inhalt, Gesetz, Wirkung und Ursache, nach einer ähnlichen Methode, in ähnlichen Schlußfolgerungen. Sie steht daher mit der Naturwissenschaft in vieler Beziehung auf gleichem oder wenigstens ähnlichem Grunde, und sucht ihr da die höhere Lebensanschauung für das menschliche Daseyn wissenschaftlich abzuringen. Läßt die Natur-Wissenschaft nur Thatsachen gelten, so nicht minder stützt sich die Philosophie auf solche; zieht jene vom Thatsächlichen aus ihre Schlußfolgerungen, so in ähnlicher Weise diese; schließt jene von den Wirkungen zurück auf die Ursachen und die Beschaffenheit dieser Ursachen, so thut dieß ebenso die Philosophie, welche die Thatsache der Religion zum Erkenntniß-Object hat. So ist demnach auch der Philosophie eben das eigenthümlich, worauf die Naturwissenschaft am meisten pocht.

Es hat aber die Religionsphilosophie für das Christenthum und für die Theologie gegenwärtig noch aus einem andern Grunde die größte Wichtigkeit. Die Religionen aller Völker nämlich und aller Zeiten, die bisher ganz unbekannt oder nur theilweise und mangelhaft bekannt und mißkannt waren, sie werden jetzt immer mehr an's Licht gezogen und kommen immer mehr zur Kenntniß der gebildeten Welt. Da erhebt sich immer dringender die Frage, in welchem Verhält-

niß denn das Christenthum stehe zu all' diesen Religionen, die bald mehr bald weniger Aehnlichkeit mit ihm zur Schau tragen; und so leicht und kurz dürfte sich diese Frage nicht beantworten oder abthun lassen, wie dieß in früheren Zeiten geschah. Und die Untersuchung hierüber ist dringend nothwendig; nicht etwa bloß im Interesse der Wissenschaft, sondern in dem des christlichen Glaubens selbst. Denn droht von der Naturwissenschaft in ihrer extremen oder doch einseitigen Richtung allem religiösen Glauben Gefahr, so von der Religionsgeschichte insbesondere dem christlichen, wenn auch der allgemein religiöse Glaube etwa unangefochten bleiben möchte. Die christliche Theologie nun kann jene Untersuchung über alle Religionen nicht in den Umkreis ihrer Erörterungen ziehen, wenn sie nicht ihren specifisch christlichen Charakter aufgeben und einen allgemein religiösen annehmen will; sie hat es mit dem Christlichen zu thun, sie ist so zu sagen die Hauswissenschaft der christlichen Kirche. Die Religionsphilosophie aber hat es ihrem Begriffe nach mit der Religion überhaupt zu thun, mit allen Formen und Erscheinungen derselben; gründet sich daher in sofern auf die Religionsgeschichte, sucht diese zu begreifen, zu verstehen. Da nun wird nothwendig auch das Christenthum insbesondere nach seiner Bedeutung in dieser Geschichte der Religionen und nach seinem Verhältniß zu den übrigen Religionsformen, in Betreff der Entstehung, des Inhalts und der Erscheinung oder Bethätigung ganz besonders Gegenstand der Untersuchung seyn müssen. Man kann daher sagen: die Religionsphilosophie habe unter Anderm auch die Aufgabe, wissenschaftlich die Erfüllung der Zeiten zu seyn, indem sie die Gesammtheit der Religionen durchforscht und prüft, um zur vollkommenen Religion zu kommen, diese zu erkennen und anzuerkennen. In sofern leitet die Philosophie hin zur christlichen Theologie und bildet für diese die wissenschaftliche Begründung und Basis. Wichtig genug ist daher auch in dieser Beziehung die Philosophie

der Religion für Christenthum und Theologie gerade in der Gegenwart; denn bedarf auch das Christenthum nicht der menschlichen Wissenschaft, so bedürfen ihrer doch die Menschen, und braucht es auch nicht an sich begründet zu werden, so doch in der Meinung der Menschen und gegenüber den übrigen Religionssystemen. Und gewiß, wenn jemals die wissenschaftliche Apologie des Christenthums Schwierigkeiten bot, so ist es in unsern Tagen der Fall, und wenn jemals diejenigen, welche vorzugsweise die Träger, Erhalter und Vertheidiger des christlichen Glaubens sind, eine große, schwere Aufgabe hatten, so ist ihnen diese in unserer Zeit geworden, und für diese daher, die zunächst durch das Studium der Theologie sich zur Tüchtigkeit für ihren Beruf bilden wollen, ist die Religionsphilosophie von ganz besonderer Wichtigkeit, und zwar gerade um ihres Verhältnisses willen zur Naturwissenschaft und zur Geschichte der Religionen. Und unzeitig fürwahr wäre es, wenn gerade diese vor dem Namen Philosophie erschrecken, oder sie von vorneherein mißachten würden! Leicht konnte es in früheren Jahrhunderten den Trägern der christlichen Lehre und Auctorität und den Verwaltern des christlichen Lehramtes werden, sich auf der Höhe der Zeit zu halten und das Christenthum den Einzelnen und den Völkern gegenüber zur Geltung zu bringen; sie waren zugleich die Träger der Bildung und Wissenschaft, und von dieser ging daher gar keine oder doch nur wenig Opposition aus gegen sie. Ganz anders aber haben sich die Verhältnisse nunmehr gestaltet, da Bildung und Wissenschaft nicht mehr fast ausschließliches Eigenthum des Klerus ist, sondern ganze Klassen oder Stände in der Gesellschaft derselben theilhaftig sind, in gleichem oder noch höherem Grade als jener, die nun ihre Kenntnisse, ihre Bildung demselben gegenüber, wie sich leicht denken läßt, zur Geltung zu bringen suchen; und welche, geistig selbstständig sich fühlend, einer Auctorität geistiger Art und für das geistige Leben sich zu unterwerfen

nicht sehr geneigt sind; wie man sich denn nicht verhehlen kann, daß gerade eine gewisse Standeseifersucht gegen die Träger der christlichen Lehre, und das Gefühl der Ueberlegenheit an Bildung wohl zumeist beiträgt zur Entfremdung der übrigen Gebildeten von der christlichen Religion. Unter diesen Umständen nun müssen an den Klerus, damit er seiner Aufgabe gewachsen sei und bestehe vor der Welt und ihrer Bildung, die Anforderungen in Betreff seiner Bildung sich in einem Maße steigern, wie noch nie, so lange das Christenthum besteht. Und wiederum — wenn auch richtig und anerkannt ist, daß das Christenthum von einer höheren Macht gehalten und getragen werde als von menschlicher, damit es fortbestehe und wirke unter den Völkern, so ist doch auch gewiß, daß hiezu auch die menschlichen Kräfte durchaus in Anspruch genommen werden und mitwirken müssen, und daß diese Erhaltung, Wirkung und Verbreitung der christlichen Religion den Gesetzen menschlicher oder menschheitlicher Entwicklung gemäß geschieht, daher in manigfaltigster Weise hin und her schwankt in Betreff der Länder und Völker, wie die Geschichte bezeugt. Die Angemessenheit und Nothwendigkeit menschlicher Mitwirkung und Anstrengung wurde daher auch von jeher in der christlichen Kirche anerkannt und demgemäß gehandelt. Wenn äußere Gewalt das Christenthum bedrohte und zu vernichten strebte, so ward es ohne Bedenken, und ohne darin ein Mißtrauen gegen den göttlichen Beistand und Schutz zu erblicken, auch mit ähnlicher Gewalt, durch Waffen nämlich vertheidigt — gegen Heiden, Muhamedaner, Häretiker. So wird es demnach auch in der Ordnung seyn, daß da, wo das Christenthum mit geistigen Waffen angegriffen wird, es auch mit ähnlichen vertheidigt und gerechtfertigt werde durch wissenschaftliche Forschung. Und Dank werden die, welche dieses thun, nicht minder verdienen, als jene, die mit Waffengewalt für dasselbe eingestanden. Die christliche Kirche hat ferner von jeher der Kunst eine besondere Auf-

merksamkeit gewidmet, sie gehegt und gefördert, wohl wissend, daß dieselbe ganz besonders geeignet sei, ihre Zwecke zu fördern und bei der Erfüllung ihrer Aufgabe unter den Völkern ihr ersprießliche Dienste zu leisten. So wie nun die Kirche auch die Hülfe der Kunst in Anspruch nimmt, um die Gemüther der Menschen religiös zu bewegen, zu stimmen, zu erbauen — und nicht dieß etwa der innerlich wirkenden Thätigkeit des göttlichen Geistes oder der Gnade allein überläßt; so kann und darf diese Kirche auch nicht die Wissenschaft verschmähen oder vernachlässigen, bei Erfüllung ihrer Aufgabe, den Glauben zu erhalten, zu befestigen, zu verbreiten; etwa meinend, dafür werde die unmittelbar wirkende Kraft des Gottesgeistes sorgen und menschliche Thätigkeit und Anstrengung sei dazu nicht nothwendig! Durch gesetzliche Bestimmungen, wohl auch gesetzlichen Zwang hat ferner die christliche Kirche in mannigfaltiger Weise ihre Zwecke zu erreichen, ihrer Sendung für das Menschengeschlecht gerecht zu werden gesucht. Und wer die Natur des Menschen beobachtet und die Verhältnisse der Welt, wie sie einmal ist, und die Macht alles Aeußerlichen über dieses irdische Geschlecht, der wird das — wo kein Mißbrauch getrieben wird — keineswegs unangemessen oder tadelnswerth finden können, wenn auch das bloß äußerliche Halten an gesetzlichen Bestimmungen keinen religiösen oder sittlichen Werth haben kann, und wenn auch das Gesetz nicht gute Gesinnung oder guten Willen zu verleihen vermag. Es wäre aber eine traurige Verirrung, wenn man gesetzliche Bestimmungen und äußeren Zwang als Mittel für geeignet hielte, die höheren Zwecke des Christenthums zu fördern, und strenge darauf hielte — dagegen aber es vernachlässigte, durch wissenschaftliche Forschungen, Beweisführungen und Ueberzeugungen für die Religion, für den Glauben und das Leben zu wirken; da doch offenbar ist und von der Geschichte wohl genugsam bezeugt, daß die Wissenschaft doch eine stärkere, intensiver wir-

kende Macht ist in der Menschenwelt als das Gesetz. — Von allen Seiten also dringt sich die Berechtigung, Angemessenheit, ja Nothwendigkeit auf, den christlichen Glauben durch die Wissenschaft zu fördern, zu begründen, zu vertheidigen. Ueberhaupt, zu allen Zeiten ist das recht und wohlgethan, insbesondere aber ist es in der Gegenwart dringend nothwendig. Darum ergeht auch an alle, die berufene Träger des christlichen Glaubens sind oder werden wollen in unsern Tagen, zumeist die dringende Aufforderung, sich in den Stand zu setzen jener Aufgabe zu genügen, und so weit es möglich — auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit zu stehen und sich nicht mit verdächtiger Halbbildung zu begnügen, die ihnen wahrlich am allerwenigsten geziemte, damit nicht in ihnen die religiöse Wahrheit durch die übrigen Wissenschaften Schmach erleide, als unvernünftig dargestellt oder verschrieen und in der Meinung der Menschen verdächtigt werde. — Und wenn die Philosophie der Religion unter allen Wissenschaften, die außer dem Umkreis der Theologie sich befinden, am meisten die Aufgabe hat und es vermag, jene nothwendige wissenschaftliche Bildung und Erkenntniß zu gewähren, insbesondere der Naturwissenschaft und der allgemeinen Religionsgeschichte gegenüber, wie früher gezeigt wurde, so ist, meine ich, ihre Bedeutung und Wichtigkeit für die Gegenwart in dieser Beziehung hinlänglich dargethan. — Es übrigt uns aber noch, dieselbe auch noch in Rücksicht auf andere Berufsarten und Klassen der Gesellschaft zu zeigen, wodurch zugleich das so eben Bemerkte neue Begründung erhalten wird.

Es geht allgemein die Klage, daß namentlich diejenigen, welchen eine höhere Bildung zu Theil geworden und die in Folge dessen auch die wichtigeren, einflußreicheren Aemter in der gesellschaftlichen Ordnung allenthalben innehaben und mit höherer Auctorität bekleidet vor dem Volke erscheinen und

wirken — daß diese theils aller Religion überhaupt abhold seien, theils wenigstens zu der positiven, christlichen Religion gleichgültig sich verhalten, und diese Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen dieselbe vielfach auch Andern mitzutheilen und allmählig im Volke zu verbreiten suchen. Diese Klage ist wohl nicht unbegründet; aber es wäre auch wiederum mit der Gerechtigkeit nicht vollkommen vereinbar, jeden Einzelnen für seine religiöse oder vielmehr irreligiöse Richtung in jeder Beziehung verantwortlich zu machen oder schuldig zu erkennen. Es ist dieß die Richtung der Zeit, und von allen Seiten dringt der Strom dieser Richtung auf die Einzelnen ein und reißt die Meisten mit sich fort. Gewiß aber ist jedenfalls dieß, daß für die Einzelnen und für die Völker hieraus kein Heil ersprießen kann; im Gegentheil zeigt die Geschichte, daß solche Richtungen stets Vorboten allgemeinen Unglücks oder vielmehr allgemeiner Unglückseligkeit der Einzelnen und des Verfalles, der Auflösung des Ganzen seien. Das Menschendaseyn muß, wie schon oben bemerkt, durchaus sich gründen auf ein höheres Daseyn, auf den Fels der Unsichtbarkeit oder Ewigkeit und auf den Glauben an eine Gottheit. Das ist der feste Punkt, auf dem stehend der Mensch die Welt und sein Schicksal überwindet und geistig blüht und gedeiht, glückselig ist. Und in sofern ist es wahr, daß *jeder* religiöse Glaube, auch der unvollkommenste, doch besser ist als gar keiner, und daß keine Bildung und Wissenschaft den Glauben ersetzen kann. Um das größte Glück des Lebens wird daher ein Volk betrogen, dem die Gebildeten den Glauben zu nehmen suchen, da sie ihm keinen Ersatz dafür bieten können. Das Verfahren Solcher gleichet dem, wenn etwa gebildete Stadt-Aesthetiker mitten in der Kälte des Winters armen Leuten ihre Hütten in Brand steckten, weil sie ihrem ästhetischen Geschmack nicht entsprächen, und dann herzlos weiter gingen, ohne ihnen andere zu bauen oder bauen zu können. In der Kälte des Winters sind auch schlechte, unästhetische Hütten

doch immerhin besser als gar keine; und ebenso ist in der Kälte und Trostlosigkeit dieses Menschendaseyns auch ein unvollkommener religiöser Glaube besser, tröstlicher als gar keiner, und diesen den Völkern rauben heißt sie der Unglückseligkeit und Verzweiflung preisgeben. Und daß bei einem solchen Zustande der Menschen auch ein Staat und seine Ordnung nicht mehr bestehen oder sich halten kann, ist leicht einzusehen. Je mehr die Menschen an das Diesseits, an das irdische Leben angewiesen werden als den einzigen Ort der Glückseligkeit, desto höhere Ansprüche werden sie insgesammt erheben, desto begieriger und heftiger nach Befriedigung ihrer Ansprüche an das Glück des Lebens streben, desto bestimmter von der gesellschaftlichen Ordnung fordern, daß sie befriedigt werden. Und da die Staaten nicht im Stande sind das verlangte irdische Glück für Alle zu begründen, da dieß, wie die menschlichen Verhältnisse einmal sind, überhaupt unmöglich ist, und selbst wenn es möglich wäre, durch die Unersättlichkeit der augenblicklich Befriedigten wieder unmöglich würde — so werden die Völker bald die Staaten zur Rechenschaft ziehen darüber, daß sie ihnen das gebührende Glück, das *einzige*, das für sie möglich seyn soll, nicht verschaffen. Man wird andere Ordnungen des Staates, des gesellschaftlichen Lebens versuchen, ob sich eine finde, die Alle befriedigt; und da wohl auch dieses zu keinem Ziele führen wird, so wird zuletzt Jeder in seiner Weise dem Glücke nachjagen; und wo die Theile von einander streben und nicht mehr zusammenwirken, da tritt Auflösung, Verwesung ein.

Man glaubt alle diese Uebel, welche die Folgen des Verlustes des religiösen Glaubens sind, verhüten oder beseitigen zu können durch Bildung der Völker, die allen Einzelnen die gehörige Gemüthsruhe, Zufriedenheit mit ihrem Lebensloose, Resignation und Bereitwilligkeit, für Andere, für das Ganze Opfer zu bringen, anstatt der früheren Religion gewähren

werde — Bildung soll die Religion ersetzen. Aber welche
dung denn? Diejenige, welche gegenwärtig die sogenan
Gebildeten besitzen, soll diese all' das Genannte gewäh
Wohlan, findet sich bei diesen Gebildeten Zufriedenheit, R
nation, Opferbereitwilligkeit, Entsagung — wie dem L
sie stets zugemuthet werden muß, wenn das Ganze ged
soll? Wer nur ein wenig das Leben und Treiben ders
betrachtet, wird gestehen müssen, daß dieß keineswegs der
sei. Und wenn auch die genannte höhere Bildung das
gewährte, wie könnte sie denn selbst dem Volke gegeben we
das zumeist im Drange der Geschäfte des Lebens weder
noch Lust noch Befähigung dazu hat? Eine genauere Erwä
führt uns aber noch weiter. So wenig kann die Bil
die Religion ersetzen, daß sie selber mit der Religion zu
fallen und verschwinden, jedenfalls um alle Achtung bei
Völkern kommen muß. Der Beweis dafür ist nicht gar sc
zu führen. Das Volk sieht, daß diejenigen, welche in
höheren Bildungsanstalten unterrichtet und gebildet wurden
Betreff der höchsten, wichtigsten Lebensfragen, in Betreff de
was ihm das Höchste und Heiligste ist, der Religion
ihres Inhaltes nämlich, verschiedener, ja entgegengesetzter
sicht sind, sich einander entgegenwirken, bekämpfen. Was
Einen bejahen, verneinen die Andern; was die Einen
das Höchste und Heiligste verkünden, das verachten, verspo
die Andern. Welchen Eindruck es auf das Volk verursac
wird, wenn es so diejenigen, die in den höheren Sch
gebildet sind und denen es höhere Einsicht in diese Di
zutraut, in Zwiespalt sieht über die größten und wichtig
Dinge, das ist leicht zu errathen. Es wird allmählig
an der Sache, um die es sich handelt, und an den Perso
die ihre Ansichten oder Lehren darüber verkünden. Der r
giöse Glaube wird nach und nach wankend und zugleich r
das Vertrauen auf diejenigen, die es hierüber in Zwies
sieht, erschüttert werden; was um so bedenklicher und gef

licher ist, da diese zugleich die Träger der Auctorität in Kirche und Staat sind und das Volk selten dahin kommt, abstracter Weise die Träger der Auctorität von dieser selbst strenge zu scheiden; werden diese ihm verdächtig und verhaßt, dann auch meistens die Auctorität selbst; die eine oder die andere — die der Kirche oder die des Staates oder wohl auch zuletzt beide zugleich. — Sieht also das Volk die Träger der Auctorität des Staates, die Verwalter des Rechtes und der Gerechtigkeit, wenn auch nicht alle, doch zum großen Theil gleichgültig oder feindselig gegen die positive Religion, hört es dieselben mit Geringschätzung oder Verachtung davon reden, so kann es nicht anders seyn, als daß entweder diese Verächter der Religion den Abscheu des Volkes gegen sich selbst erregen und daß sie als Verräther an Gott und Kirche angesehen werden und daß damit zugleich die Auctorität des Staates, mit der jene bekleidet sind, von jenem Abscheu wenigstens theilweise betroffen wird; oder daß sie Gehör finden und demnach die Verkünder der Lehren der Religion und die Träger der Auctorität der Kirche als Betrüger oder Thoren angesehen werden von dem Volke. Deßwegen wird dieß der Fall seyn, weil das Volk hier die Gebildeten in ihren Ansichten vernimmt, denen es höhere Einsicht zutraut, und denen es als den Trägern der Auctorität auch sonst allenthalben Ehrfurcht und Unterwerfung schuldet und erweisen muß. Wenn einmal Einer, der keine höhere Bildung erhalten hat, von der Religion und ihren Uebungen sich lossagt oder sie mißachtet, so wird man das lediglich der Schlechtigkeit seines Willens zuschreiben, nicht aber aus einer höheren Einsicht herleiten; die Uebrigen werden ihn verabscheuen, aber sich in ihrem Glauben und religiösen Leben nicht beirren lassen. Anders aber verhält es sich bei den Gebildeten. Diese üben mit ihren theoretischen Ansichten, mit ihrem Leben und Beispiel und mit ihrer Auctorität einen moralischen Zwang aus gegen die Ungebildeten, gegen das Volk, weil dieses nicht selbst prüfen und beurtheilen kann, sondern

werde — Bildung soll die Religion ersetzen. Aber welche Bildung denn? Diejenige, welche gegenwärtig die sogenannten Gebildeten besitzen, soll diese all' das Genannte gewähren? Wohlan, findet sich bei diesen Gebildeten Zufriedenheit, Resignation, Opferbereitwilligkeit, Entsagung — wie dem Volke sie stets zugemuthet werden muß, wenn das Ganze gedeihen soll? Wer nur ein wenig das Leben und Treiben derselben betrachtet, wird gestehen müssen, daß dieß keineswegs der Fall sei. Und wenn auch die genannte höhere Bildung das Alles gewährte, wie könnte sie denn selbst dem Volke gegeben werden, das zumeist im Drange der Geschäfte des Lebens weder Zeit noch Lust noch Befähigung dazu hat? Eine genauere Erwägung führt uns aber noch weiter. So wenig kann die Bildung die Religion ersetzen, daß sie selber mit der Religion zugleich fallen und verschwinden, jedenfalls um alle Achtung bei den Völkern kommen muß. Der Beweis dafür ist nicht gar schwer zu führen. Das Volk sieht, daß diejenigen, welche in den höheren Bildungsanstalten unterrichtet und gebildet wurden, in Betreff der höchsten, wichtigsten Lebensfragen, in Betreff dessen, was ihm das Höchste und Heiligste ist, der Religion und ihres Inhaltes nämlich, verschiedener, ja entgegengesetzter Ansicht sind, sich einander entgegenwirken, bekämpfen. Was die Einen bejahen, verneinen die Andern; was die Einen als das Höchste und Heiligste verkünden, das verachten, verspotten die Andern. Welchen Eindruck es auf das Volk verursachen wird, wenn es so diejenigen, die in den höheren Schulen gebildet sind und denen es höhere Einsicht in diese Dinge zutraut, in Zwiespalt sieht über die größten und wichtigsten Dinge, das ist leicht zu errathen. Es wird allmählig irre an der Sache, um die es sich handelt, und an den Personen, die ihre Ansichten oder Lehren darüber verkünden. Der religiöse Glaube wird nach und nach wankend und zugleich wird das Vertrauen auf diejenigen, die es hierüber in Zwiespalt sieht, erschüttert werden; was um so bedenklicher und gefähr-

licher ist, da diese zugleich die Träger der Auctorität in Kirche und Staat sind und das Volk selten dahin kommt, abstracter Weise die Träger der Auctorität von dieser selbst strenge zu scheiden; werden diese ihm verdächtig und verhaßt, dann auch meistens die Auctorität selbst; die eine oder die andere — die der Kirche oder die des Staates oder wohl auch zuletzt beide zugleich. — Sieht also das Volk die Träger der Auctorität des Staates, die Verwalter des Rechtes und der Gerechtigkeit, wenn auch nicht alle, doch zum großen Theil gleichgültig oder feindselig gegen die positive Religion, hört es dieselben mit Geringschätzung oder Verachtung davon reden, so kann es nicht anders seyn, als daß entweder diese Verächter der Religion den Abscheu des Volkes gegen sich selbst erregen und daß sie als Verräther an Gott und Kirche angesehen werden und daß damit zugleich die Auctorität des Staates, mit der jene bekleidet sind, von jenem Abscheu wenigstens theilweise betroffen wird; oder daß sie Gehör finden und demnach die Verkünder der Lehren der Religion und die Träger der Auctorität der Kirche als Betrüger oder Thoren angesehen werden von dem Volke. Deßwegen wird dieß der Fall seyn, weil das Volk hier die Gebildeten in ihren Ansichten vernimmt, denen es höhere Einsicht zutraut, und denen es als den Trägern der Auctorität auch sonst allenthalben Ehrfurcht und Unterwerfung schuldet und erweisen muß. Wenn einmal Einer, der keine höhere Bildung erhalten hat, von der Religion und ihren Uebungen sich lossagt oder sie mißachtet, so wird man das lediglich der Schlechtigkeit seines Willens zuschreiben, nicht aber aus einer höheren Einsicht herleiten; die Uebrigen werden ihn verabscheuen, aber sich in ihrem Glauben und religiösen Leben nicht beirren lassen. Anders aber verhält es sich bei den Gebildeten. Diese üben mit ihren theoretischen Ansichten, mit ihrem Leben und Beispiel und mit ihrer Auctorität einen moralischen Zwang aus gegen die Ungebildeten, gegen das Volk, weil dieses nicht selbst prüfen und beurtheilen kann, sondern

ihnen auch nicht leicht ein, es s
zu berichtigen, sondern mit souver
Verachtung blicken sie auf die Rel
Lehren und auf Alle, die in Wiss
ligiösen Glauben vertreten, verth
Religion und insbesondere gegen
läßt und an Gründen oder auch b
geboten wird, das strömt ihnen
wird begierig aufgenommen; was
davon erfahren sie nichts — erfah
den Jahren, wo sie dessen am be
teren Geistes — auch eher fähig
der zu prüfen. Aus Gründen, d
sie sogar jede Belehrung hierüber
Religion immer an Ernst des Leb
Menschen, wie er einmal ist, nie
weil es nun einmal Ton ist, sich
mern, unwissend in Betreff ihre
leichtester Weise den Schein der
Manche fliehen jede Belehrung üb
es von vorne herein für einen R
nur wenige Zeit der Betrachtung
hinwiederum verwahren sich mit a
fürchteten sie durch einigen Unt
bessere Belehrung eine würdigere
gion zu erlangen und dadurch ein
an dem sie ungestraft ihren Spott
wenn es für das Wohl des ga
nicht gleichgültig seyn kann, wie
Beziehung diejenigen beschaffen seie
Eindruck die auf das Volk mache
der Auctorität im Staate werden
ben erscheinen und wirken wolle
selber nicht bloß dem Zufall überl

sichten und Vorurtheile in Betreff der Religion ihre Berichtigung finden oder nicht — so wenig als er es dem Zufall überläßt, ob sie die für ihren Beruf nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten haben oder nicht; denn verderblich ist für die Einzelnen wie für das Ganze Mißverständniß und Vorurtheil in Betreff der Religion nicht minder als Mangel sonstiger Berufstüchtigkeit. Und wie das Gymnasium nicht bloß die Aufgabe hat, die Geister formell zu bilden in geistiger Gymnastik, und für den künftigen Lebensberuf die nöthigen realen Vorkenntnisse zu vermitteln, sondern auch ganz besonders die Aufgabe hat, dieselben zu höherer Gesittung zu führen, eben weil sie einst vor dem Volke als die Träger der Auctorität in Kirche und Staat erscheinen und, so zu sagen, die Repräsentanten und Vorbilder der wahren Humanität seyn sollen; so hat auch die Universität nicht bloß die Aufgabe für den bestimmten Beruf die nöthigen Fachkenntnisse zu vermitteln, sondern auch jene Bildung zu höherer Gesittung fortzusetzen und zu vollenden, zu bestimmter, vernünftiger Lebensanschauung und Gesinnung hinzuleiten. Und wenn irgend etwas diesem Zwecke dienen und zur Erreichung desselben ganz besonders beitragen kann, so ist es Belehrung und Nachdenken über die große, allgemeine Erscheinung in der Menschheit, welche die Religion genannt wird — ist es die Wissenschaft der Religion. Wir wissen wohl, daß die Wissenschaft für sich allein den Glauben nicht hervorbringen kann, daß sich der religiöse Glaube, Frömmigkeit und Sittlichkeit nicht andemonstriren läßt, und daß man sich darum in dieser Beziehung nicht sanguinischen Hoffnungen hingeben darf. Allein was sich menschlich thun läßt gegen die Uebel der Zeit, das ist zu thun; das Uebrige Gott und dem Willen und Schicksale des Einzelnen zu überlassen. Die Religionsphilosophie aber wirkt für's Erste schon dieß, daß sie das Vorurtheil und den Fanatismus gegen die Religion ebenso bekämpft, wie andererseits der Aberglaube seine ärgste Feindin in ihr erblickt. In-

dem sie dann die Religion als große, allgemeine Thatsache der Menschheit betrachtet und erforscht, lehrt sie dieselbe verstehen, berichtigt die Ansichten darüber, und selbst im schlimmsten Falle wird sie wenigstens zu einem besonneneren Urtheil über sie, ihren Inhalt und ihre Uebung führen, wird dem Unglauben die Schärfe nehmen, ihm die verwundende Spitze brechen. Und hiedurch ist sie geeignet dem Verhängniß vorzubeugen, die Uebel abzuwehren, die da über die Völker hereinbrechen, wo der religiöse Glaube verschwindet und zugleich die Bildung mit in seinen Verfall hereinzieht, wie oben bemerkt wurde. Wir dürfen aber in den meisten Fällen doch wohl mehr noch hoffen von der Wissenschaft der Religion oder der Fundamental-Philosophie. Es ist die Frage vor Allem zu untersuchen und zu entscheiden: ob es der menschlichen Natur und Vernunft gemäßer sei, Religion zu haben oder religionslos zu seyn? Und da es bei einer ernsten, besonnenen Forschung wohl nicht anders seyn kann, als zu behaupten und zu beweisen, daß allerdings Religiosität das Vernünftige, der menschlichen Natur Gemäße sei, Religionslosigkeit aber als das Unvernünftige, Widernatürliche sich darstellt, so möchte hiemit der Schein besonderer Aufklärung und Einsicht, womit der Unglaube sich umgibt, verschwinden, damit auch der starke Reiz ihm zu huldigen, sich verlieren und dem Glauben die Bahn geöffnet werden. Es ist der halben Bildung und oberflächlichen Kenntniß eigenthümlich, vorschnell und entscheidend über die wichtigsten, schwierigsten Dinge abzusprechen. Wie die Kinder nach dem sinnlichen, sich ihrem Auge darstellenden beschränkten Horizont über die Welt urtheilen, und glauben, da enden die Dinge, wo ihr Auge eine Gränze sieht, so wird auch von den Oberflächlichen auf dem geistigen Gebiete nach dem beschränkten, geistigen Horizont geurtheilt und abgesprochen; so namentlich über die Religion, über den Glauben und seinen Inhalt. Dem ist entgegen zu wirken, durch Erweiterung dieses geistigen Horizonts; und das

geschieht insbesondere durch die Philosophie, die solch' beschränkten Geistern zeigt, daß das geistige Reich viel weiter sich ausdehne als ihr beschränkter Blick noch wahrnimmt, ja daß es auch — wie das sichtbare Universum und noch mehr als dieses — sich in's Unermeßliche erstreckt und verliert; und daß daher namentlich in der Religion weit mehr Sinn und Vernunft verborgen sei, als ihr ungeübter und beschränkter Verstand fassen oder ausmessen kann. — Das vermag die Religionsphilosophie zu leisten und diesen Dienst kann sie der Religion und damit der Kirche, dem Staate und der Bildung erweisen — wie sich zeigt, wenn wir die Sache auch nur im Allgemeinen betrachten. Und darum ist sie insbesondere für die Gegenwart von Wichtigkeit und hat Grund und Anlaß genug sich geltend zu machen, auch abgesehen von ihrer Bedeutung als Fundamentalphilosophie — als welche sie zu jeder Zeit das Recht und die Bedeutung hat, die der Philosophie überhaupt zukommt. Liegt es darum auch nicht in menschlicher Macht den einfachen, unvermittelten Glauben vergangener Zeiten den Gebildeten wieder zu geben, so muß doch die Wissenschaft, die in die Geistes-Wüste der Glaubens- und Hoffnungslosigkeit hineingeführt, in welcher die Seelen welken und schmachten, den Versuch machen, vorwärts strebend auch wieder hinauszuführen aus derselben in's gelobte Land religiösen Glaubens und Hoffens, das dann vermittelt ist durch das wissenschaftliche Forschen.

Die Reform also, auf die wir in der Philosophie dringen und mit der wir Ernst machen, besteht darin, daß wir ihrer wesentlichen und primären Aufgabe gemäß: das Absolute, Göttliche zu erkennen — nicht vom Selbstbewußtseyn als solchem, sondern vom Gottesbewußtseyn ausgehen als Princip des philosophischen Erkennens. Das aber ist wiederum auch nicht so gemeint, als könnte durch die dem Menschengeiste immanente Potenz des Gottesbewußtseyns — die wir ihrem In-

die Fäden der Denknothwendigkeit hinüberziehen la
Daseyn Gottes, muß sich ein nothwendiger Schlu
lassen von der Wirkung auf die Ursache oder viel
Urheber, als den Möglichkeits- und Wirklichkeitsgru
Thatsache. Die Wirklichkeit des religiösen Gla
der Menschheit fordert nicht bloß einen möglichen,
einen wirklichen, reellen Grund, und zwar einen
der der Wirkung angemessen, adäquat ist, d. h. das
Bewußtseyn fordert nothwendig einen bewußt
der. Doch das nur andeutungsweise.

Indem so die Philosophie sich auf sich selbst
und sich klar zu machen sucht, was sie eigentlich
soll, worin ihre eigentliche Aufgabe bestehe und w
lösen sei, wird sie nicht anders können, als sich w
Religion zu wenden; in den geistigen Grund des
Glaubens so zu sagen ihre Wurzeln zu schlagen, un
aus als höheres Wissen und Weisheit sich hervo
und ihren Namen wahrhaft zu verdienen.

LXIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Von England aus.

Die Interpretation vom 28. Dec. hat Gottlob einen Frieden nicht nach sich gezogen; ihr „Gottlob" haben diese Zeitläufte stark genug motivirt. Der schicksalsvolle Krieg ist also an einem Abschnitt angekommen, aber nur um fortzudauern. Auch die Rückschläge werden fortdauern, welche er bisher schon weit über die Krim und das Osmanengebiet hinaus auf die empfindlichsten Punkte ausgeübt. Unter diesen steht England oben an. Für keine Macht sonst war die Türkenfrage schicksalsvoller, und wird es voraussichtlich noch mehr werden. Ein anderes England fing an, ohne daß irgend Jemand es ahnte, für England sich vorzubereiten, während Volk und Parlament höhnisch über den jerusalemischen „Mönchs-Streit" lachten, wie sie die Bemühungen Napoleons III. nannten, den Rest der lateinischen Rechte an den heiligen Stätten vor den gierigen Fängen Rußlands zu wahren. Heilige Stätten quid ad nos? spottete das „praktische" England, und siehe da! es dauerte zwei Jahre, und aus dem Mönchs-Streit ging Napoleon III., wenn er auch nicht faktisch zum übertragenen Commando der englischen Armee in der Krim gelangt ist — als Pater Provincial in England hervor.

So augenscheinlich ward die gefürchtete englisch
wie willenlos Zug um Zug in den Strudel gerissen, d
wahre, das Elisabethanische England" — um
christlichen Germanen in Berlin zu reden — endli
und Bein schwört, es sei Hexerei gewesen: der Pa
es durch Napoleon III. dem evangelischen England a
Das vereinigte Israel friert! Freilich ist man jetzt
bemüht, seinen Gläubigen sonnenklar nachzuweisen,
Papst nur deßhalb durch gewaltsame und ungerecht
griffe in Jerusalem den friedliebenden und stets d
nachgiebigen Czaren gereizt, und den neugebacken
tengierigen Kaiser der Franzosen in den Handel v
um „das wahre, das Elisabethanische England", d
an der Newa liebte wie an der Spree, in Spott und
den zu stürzen, in Verlust seiner Reputation, seines
Gutes und Machtinhalts allen von ihm unterdrückt
kern gegenüber vom Südpol bis zum Nordpol. Und
bolische Intrigue der „Papisten" sei nur zu gut ge
statt dem zugesagten Aegypten und Candia — die
schwangere französische Allianz! Hr. Macqueen hat de
matischen Schauderproceß in einem dicken Buche besch
das vereinigte Israel von Petersburg und Berlin
den Deutschen in Auszügen nahe*), bietet Alles auf,
Augsburger Allgemeinen Zeitung herab, diesen Napol
verhaßt zu machen, ihn hehlings als das ächte W
der — finstern Macht zu kennzeichnen, und ist doch
zu spät!

Es war nur eine Stimme in der Wüste, wen
Grey, der Liebling des Organs der Berliner Hofpar
Oberhaus jüngst warnte: „der Kaiser von Rußlan

*) S. besonders die vielgepriesene Schrift: „Diplomatische
tionen und Volksleichtgläubigkeit, oder das englisch-fr
Bündniß. Aus dem Englischen." Dresden 1835.

den Griechen gegen die päpstlichen Uebergriffe bei, ich erinnere Sie, meine Lords! daß auch in unserm Land vor vier Jahren ein Sturm der Aufregung über solch eine papal aggression war, und dieß selbe Land führt jetzt einen blutigen Krieg für — Se. Heiligkeit den Papst"!? Man sollte meinen, ganz England müßte sofort aufgeschrieen haben: Kehrt euch! Berlin zu und den „verwandten" Christen im Osten zu gegen den papistischen Süden, statt daß wir einander selbst verzehren! Aber im Gegentheile. Selbst in den Meetings der englischen Propaganda, wie sie alljährlich den Monat Mai erfüllen, hörte man fast nur Politik mit bitterer Wuth gegen Rußland und mit den glänzendsten Lobreden über Napoleon, diesen wunderbaren Mann, der unter der speciellen Obhut der Providenz stehe, mit Hohn und beißendem Spott über alle ernstern Christen in England, die Gottes Gerichte fürchteten, Alles aufgenommen mit unendlichem Jubel von tausenden der Laien und hunderten der Geistlichen. Wörtlich so erzählt ein preußischer Augenzeuge, den darüber „eine Art Entsetzen" befiel, und der schon das mene mene tekel über England im Geiste geschrieben zu sehen meinte*).

Der englische Volksinstinkt fühlt eben, daß Alles auf dem Spiele steht, und verbietet jedes Zurück, jede Wendung. Der Besuch Napoleons am 16. April hat entschieden; nicht umsonst sah ihn die herrschende Aristokratie ungern, Whig sowohl als Tory. Wer noch zweifeln wollte, daß vor der öffentlichen Meinung Englands für jetzt nichts möglich sei als Sieg oder Tod, den müßte die Haltung der großen Torypartei belehren. Und einen bessern Maßstab für die verzweifelten Sprünge ihrer Politik gibt es hinwiederum nicht, als das Organ der in Berlin herrschenden Partei. Es sind kaum zwei Monate her, daß diese noch ihre schönsten Hoffnungen auf die mehr und mehr geläuterte Einsicht der Tories

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 2. Juni 1855.

setzte. Deren Aeußerungen bewegten sich wirklich ganz in dem Style: Krieg gegen Rußland ist Krieg für den Papst, also Friede oder Schwenkung nach Rußlands Seite! Man mußte dem Berliner Organ glauben, daß die Tories schon die Hand ausgestreckt hätten, um das Banner der evangelischen Eifersucht zu entfalten; mußte glauben, daß sie nur um dieser rettenden That willen an der Leiter der großen Reformbewegung zum Steuerruder aufsteigen würden. Voll Zuversicht schrieb das Berliner Organ noch am 2. Mai: „der von der Fessel mancher hohlen Vorurtheile befreite Torysmus, der doch am Ende das wahre, das Elisabethanische Altengland ist, wird den ganzen Vortheil ziehen, auch ist viel Hoffnung in seinen Reihen.“ In Wahrheit aber war sie bereits geschwunden. Das Elisabethanische Banner wollte nicht ziehen; die Sorge um Englands Armeetrümmer in der Krim ließ den erwünschten evangelischen Haß gegen Napoleon III. und Oesterreich nicht aufkommen, zudem sind die Irländer ein zwar katholisches, aber sehr kriegstüchtiges Volk.

Andererseits wollte auch die plötzlich reformwüthig gewordene Bourgeoisie nicht etwa bloß der freundlichen Zumuthung Derby's und Berlins sich widmen und die Whigs hinabwerfen, um die Tories hinaufzusetzen; ihre Losung lautete vielmehr gegen die Aristokratie überhaupt. So doppelt geschlagen wandte die Partei eiligst den Mantel um; als sie endlich im Parlament den Sturm wagte, hieß das Feldgeschrei nicht: Frieden! Rußland! sondern: energischer Krieg, den nicht die Whigs, den nur die Tories führen könnten! Sie rühmen sich jetzt: sie seien es gewesen, die Palmerston an einem schimpflichen Frieden gehindert. In Berlin war es ein stilles aber schmerzliches Weinen über diesen zweiten Rückfall des „Elisabethanischen Altenglands“! Zwar versteckte man den Schmerz hinter dem neuen Interesse an der „kleinen aber darum vielleicht doch schon recht mächtigen Partei der Peeliten“, die nun die verrathene Rolle der Tories aufgenom-

men, und viel Unheil verhütet hätten, wenn sie von Anfang an so muthig gewesen, „statt kalt und warm zugleich zu blasen" und, wie ihr Führer Gladstone, als Minister für den Krieg, als Exminister jetzt für den Frieden überzeugt zu seyn. Aber die Peeliten, ein halb Dutzend geistreicher Männer, sonst bureaukratisch-centralisirender Tendenz, zudem sämmtlich katholisirende Puseyiten — was für ein Ersatz sollen sie seyn für das große „Elisabethanische Altengland" der Tories? Nur damit die Continuität der Hoffnungen auf England nicht unterbrochen sei, bewundert man jetzt an ihnen die eben abgeworfene Rolle der Tories: daß sie „aufrichtigen Antheil nähmen am Wohlergehen des russischen Staats", daß sie „Preußen als den natürlichen und am meisten bewährten Bundesgenossen für England betrachteten", daß sie den Kampf gegen Rußland beklagten, wohl wissend, „wie der Krieg gegen große, zur Offenbarung gekommenen Gesetze ohnmächtig ist"*). D. h.: nehmt doch noch Aegypten und Candia von des Czaren gnädiger Generosität, und laßt den Russen die Dardanellen!

Wenn diese Blätter die genannten wunderlichen Phänomene am politischen Leben Englands wiederholt urgirten, so war es wegen ihrer doppelten Wichtigkeit: für Preußen, resp. Deutschland, und für England selbst. Die innige Beziehung, in welche die Berliner Hofpartei zu den Wandlungen des „Elisabethanischen Altenglands" sich gesetzt, hat zwar annoch reelle Frucht nicht getragen, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben; die kriegerische Situation dauert fort, und jedenfalls beleuchtet das Licht jener Beziehung sonst dunkle Partien der deutschen Politik Preußens. In diesem Augenblicke z. B. erklärt man es sich als ein „Zugeständniß" derselben, daß man in Berlin die von Rußland so frech begehrte Erklärung der „strikten Neutralität" verweigere. Man ver-

---

*) Organ der in Berlin herrschenden Partei vom 22. und 25. Mai.

gißt, daß Preußen die nämliche Neutralität unter dem
Nov. 1853 und 4. Jan. 1854 auch den anfänglichen
trägen Oesterreichs gegenüber abschlug. Eine so erklärte N
tralität wäre ja nicht mehr die lauernde Stellung, w
die faktische Neutralität oder die seit zwei Jahren prakti
„Freiheit der Entschließung" charakterisirt. Diese besagt
zur Stunde eigentlich nichts Anderes, als daß die erwün
Rangirung unter den Mächten, die Veränderung in
europäischen Allianzen noch immer nicht eingetreten sei,
che das Signal zu definitiver Parteinahme Preußens n
Und zwei Merkmale solcher Parteinahme decken sich ge
in dem Lichte derselben Beziehung zum „Elisabethanis
Altengland" auf: die antiösterreichische und die confes
nelle Tendenz. Unverkennbar erhebt die letztere mehr
mehr ihr Medusenhaupt; sie droht augenscheinlich das
deutschen Misere's zu krönen. Der Bamberger Tag hat
Bregenzer Bündniß von 1850 gründlich corrigirt, denn
ses war, wie man jetzt vernimmt, in Würtemberg wi
Sachsen der protestantischen Tradition und Natur gleich
entgegen. In Bayern ward bei den jüngsten Wahlen
selbe Element von bezeichnender Seite her ganz plötzlich
unveranlaßt mit aller Gewalt in's Spiel gezogen, und tä
nicht Alles, so wird die nächste bayerische Kammer
höchst lehrreiche Fortsetzung liefern. Die sanfte Pfote
den Zeiten der Noth verwandelt sich überall wieder in sc
Krallen; auch der Kurhesse beeilt sich nun, das Versä
mit Zinses-Zinsen nachzuholen. Die deutsche Nothwend
eines „neuen dreißigjährigen Krieges" war ja in geeig
Berliner Kreisen schon lange keine überraschende Rede n
aus ihr eben erhellt die Beziehung dieser Kreise zu e
— „Elisabethanischen Altengland".

Doch genug des deutschen Jammers; zur Zeit ist
hin für die „Freiheit der Entschließung" weniger als j



Elisabethanisches Altengland abzusehen. Im Gegentheile scheint für Altengland überhaupt definitiv das Grab geschaufelt. Die Initien liegen vor zur Bestätigung der nicht erst seit gestern gewonnenen Ansicht scharfsinniger Beobachter, daß bald auch der letzte politische Rest christlich germanischen Mittelalters von der Erde weggewischt seyn werde. Jene aristokratische Republik mit monarchischer Spitze ist dieser letzte Rest, welche unter dem Namen „englische Verfassung" eben so bekannt, als wenig verstanden ist. Lange hat man ihr prophezeit: sie müsse endlich selbst in den vulgären Constitutionalism des Continents auslaufen, den sie allenthalben so besorgt unter die Flügel genommen, und dann gleichfalls den Weg alles Fleisches gehen, wie der moderne continentale Staat überhaupt. Und den Ansatz dazu mußte England nehmen aus dem russisch-napoleonischen — „Mönchsstreite", aus dem unterdrückten guten Rechte der Katholiken im heiligen Land — welche Fügung!

Es ist kein Zweifel mehr, daß die herrschende englische Aristokratie nur mit dem leitenden Gedanken in den Krieg sich einließ, bloß den Schein zu retten und Rußland so wenig wehe zu thun als möglich. Eine lügnerische Intrigue Lord Redcliffe's am Bosporus gehörte dazu (27. Mai 1853), die Flotten in Bewegung zu bringen, und seitdem geschah unter Palmerston und Russel so gut, wie früher unter Aberdeen jeder Schritt vorwärts nur mit dem geheimen Wunsch, ihn sofort wieder ungeschehen zu machen. Daher die selbstmörderischen Widersprüche in Wort und That bis auf die jüngsten Tage, das böse Gewissen vor der drängenden öffentlichen Meinung. Die Tories konnten bloß eher Experimente mit dieser wagen, als die eben an der Regierung befindlichen Whigs; dieß ist der einzige Unterschied zwischen den Parteien, die innere Gesinnung war bei der ganzen Aristokratie oder, wie man sie jetzt in England nennt, den zum Regieren monopolisirten Familien dieselbe.

Vielleicht hätte nicht einmal mehr dieses unredliche Hin tergedanken-Spiel dazu gehört, um am Krim-Zug den hirn losen Schlendrian und das unbegreifliche Misere des engli schen Militärwesens zu offenbaren. Seitdem aber brach di unausfüllbare Kluft ein zwischen der herrschenden Aristokrati und dem großen Publikum. Je mehr Unglück, desto meh wollte jene Frieden und dieses desto mehr Krieg. Denn jen wollte die eigene Verschuldung nicht eingestehen, dieses ga keine andere Ursache des Unglücks zu. So entstanden di Roebuck'sche Untersuchungs-Commission und die große Agita tion für die Reform der Verwaltung. Immer tiefer ver wünschte die Aristokratie im Stillen den Krieg; denn wenn auch jene Commission, mit der regierenden „Coterie" selbe verquikt, vor den Ministerstühlen stehen blieb, so rechtfertigt sie doch immer gründlicher die schlimmsten Vorwürfe des Pub likums und die Agitation auf Reform. Immer lauter plaidirte die Aristokratie vor dem Volke abermals für den Krieg; denn es gab kein anderes Mittel mehr, der Selbstverdammung auszuweichen und dem Reformgelüsten die Spitze abzubrechen. Der Krieg und die Reform stehen nun also beiderseits in unlösbarer Wechselbeziehung.

Die Situation ist für die alte Ordnung die gefährlichste; auch unverhofftes Kriegsglück dürfte sie schwerlich mehr ret ten, denn man hat sie in den jüngsten Monaten zu tief in den Schmutz und Staub gezogen, als daß man ihr jemals noch eine glückliche Wendung verdanken zu wollen vermöchte. Wie mußte Europa nicht staunen über die radikal umgeschla gene Sprache aller jener Blätter, die sonst nicht müde wur den, die Verfassung Englands als ein Ideal wohlversorgter Volksrechte und öffentlichen Bedürfnisse zu predigen, als ein Muster männlich reifen Selfgovernements! Jetzt dagegen sagte England selber von sich ohne sich zu widersprechen: es werde regiert von einer schmutzigen „Coterie" mittelst eines vom Rost und Staub der Jahrhunderte überdeckten Geschäftsgangs,

von einer den Staat als Monopol behandelnden „Familien-Clique," die 19 ihrer Söhne und Vettern unter je 20 Beamten aller Staatszweige habe, und 220 derselben im Unterhause; alle öffentliche Achtung habe die Aristokratie verloren. Und das Parlament? was es gethan habe seit 1815? ob es nicht selbst durchaus von den regierenden Coterien abhängig und nur ihres Winkes gewärtig sei? „Alle unsere öffentlichen Männer sind feig, nicht ein einziger wagt eine Anklage gegen einen hochstehenden Mann" — sagt Urquhart den Vertretern des als so männlichfrei und stolz, als so voll Selbstgefühls und bewußter Würde ausgeschrieenen englischen Volks in's Gesicht. Und was erwidert dessen Presse? Die Augsburger Allg. Ztg. hätte vor zwei Jahren noch Bedlam für eine solche Erwiderung verschrieben, jetzt druckt sie dieselbe unter hundertfachen Belegen nach: der Grundfehler Englands überhaupt sei charakterlose Heuchelei und speichelleckerische Deferenz vor aristokratischer Geburt, ein Lord-Schuldenmacher gelte immerhin mehr als die solideste bürgerliche, wissenschaftliche, künstlerische Notabilität. Glückliches Spanien, dein Pöbel noch wäre demnach adelicher als — dieses Englands Parlament!

Einer der berufensten Namen Englands im letzten Jahre war Layard. Ein noch junger Mann, aber berühmt als Entdecker der Trümmer und Erklärer der Alterthümer des alten Ninive, und als gründlicher Kenner des Orients überhaupt, kam er in's Parlament, von wo er die Lage der Dinge vor Sebastopol persönlich in Augenschein nahm und mit einer Wucht vernichtender Enthüllungen und Anklagen gegen die Leiter des englischen Kriegswesens zurückkehrte. Er war es, der durch seine Anträge die Untersuchungs-Commission erzwang; England bewunderte ihn als „den einzigen Mann, der ein freies Wort wage." Im Parlament aber saß er fortan wie ein Nackter unter einem Schwarm von Hornissen. Die Impertinenzen des Ministers gegen den Armen begleitete es mit schadenfrohem Beifall, bei jeder seiner Bewegungen

sagten ihm kaltes Gelächter und giftiger Hohn: er wisse sich eigentlich gar nicht zu benehmen wie ein Parlaments-Mitglied. Am 18. Mai gelangten die Scenen mit ihm auf die Spitze. Seine Aussagen hatten besonders den Hafencommandanten von Balaclawa, Kap. Christie, compromittirt, der aber bereits vom Ministerium selbst abgesetzt und vor das Kriegsgericht verwiesen war. Dieß verschwiegen jedoch Parlament und Regierung, als Christie plötzlich starb, und fielen nun wie eine Legion Quälgeister über den „grausamen" Layard her, der dem armen Kapitain mit Lügen das Herz gebrochen, mit Lügen, denn er habe den 60jährigen Greis 70jährig genannt, als 70jährig für unfähig erklärt. Zum verzweifeltsten Widerstande entschlossen erklärte Layard damals noch: „er begreife diese Verfolgungssucht, man suche das System an ihm zu rächen, man glaube ihn niedertreten zu können, weil er keinen Anhang, keine Connexionen, keinen Reichthum besitze;" man sah ihn entschlossen zum Bruch mit der ganzen „Clique;" die Anträge der Tories, sich ihnen dienstbar zu machen, wies er wirklich ab; aber wenige Tage darauf ging er in das Lager des Ministeriums über und votirte gegen ein Tadelsvotum, das Niemand besser motivirt hatte, als thatsächlich er selber. Die Organe der Reform verhüllten ihr Haupt: der „einzige" unabhängige Mann des englischen Parlaments habe durch „Selbstmord" geendet.

Man muß diese Parlaments-Zustände in's Auge fassen, um zu ermessen, was der Tory-Graf Ellenborough jüngst vor dem Oberhaus sagen wollte, indem er gestand: „es gab eine Zeit, wo Parlamentsreden die öffentliche Meinung lenkten; heutzutage ist es umgekehrt, die Plattform überragt und beherrscht das Parlament, denn die öffentliche Meinung bildet sich außerhalb dieser heiligen Hallen." Worte von furchtbarem Gewicht; die ganze politische Zukunft Englands ist darin eingetragen. Sie zeugen von dem allgemeinen Gefühl, daß die höchste Gewalt nicht mehr eine Vertretung der Na-



tion ist, sondern eine Vertretung der Aristokratie, die mit ihren Söhnen, Vettern und Clienten das Haus der Gemeinen füllt; daß das Mandat der Aristokratie zurücktrat vor ihrem eigenen Interesse. Natürlich liegt dann nichts näher als der Gedanke: es sei also jene höchste Gewalt so zu reformiren, daß sie nur durch das Mandat der Nation sei, was sie ist. Das wäre aber continentaler Constitutionalism, radikaler Umsturz der Verfassung.

Dennoch drängt die Entwicklung wirklich darauf hin, seitdem England an seiner Aristokratie unterscheidet zwischen Mandat und eigenem Interesse, am Parlament zwischen Repräsentation der Nation und der der Aristokratie. Seitdem fühlt es sich regiert von „Coterien" und „Familien-Cliquen." Das ungeheure und schuldbeladene Unglück im Kriege gegen den Norden hat aber die Kluft nur erweitert, nicht erst gerissen, die Entwicklung nur beschleunigt, nicht sie geschaffen. Der Grund des Uebels ist vielmehr der Zerfall der zwei großen alten Parteien. Nur zwischen ihnen war die gerühmte parlamentarische Regierung möglich. Sie vertraten je große Fragen und Principien wider einander, an denen das ganze Volk je nach Interesse für oder wider Theil nahm. So hatte das von ihren Söhnen, Vettern und Clienten erfüllte Parlament doch seine repräsentative Bedeutung, jeder Ministerwechsel erschien als Sieg oder Niederlage eines großen Princips, einer Interessen-Frage der ganzen Nation. Sobald aber die Parteien diese streitigen Fragen und Principien verloren, verloren sie ihre nationalen Fahnen und Farben, und mußte die Parteiung der Aristokratie, ihr Parlament mit seinen Leidenschaften und Ministerkrisen in einem ganz andern Lichte erscheinen: im Lichte persönlicher Selbstsucht nämlich, des Cliquen- und Familien-Interesses. Zum Whig oder Tory ward man stets geboren, nicht später erst ausgebildet, und nur die novi homines kamen als Ausnahmen durch eigene Wahl zur Partei. Immer aber schien sonst die

Ankunft den Principien und Fragen des Volkswohls zu
ten, jetzt scheint sie nur mehr eine Frage des eigenen W
zu seyn, der Aemter und Stellen, welche die jedesmal
reiche Partei zu spenden hat.

Wie stark für diesen Schein bei den eben regiere
Whigs der Thatbestand spricht, weiß das große Orga
Tories, der Herald, bis in's Kleinste anzugeben; da
aber bei den Tories selbst mit dem „Coterie"-Wesen
nicht viel besser steht, bloß etwa mit Ausnahme des Ex
Disraeli, der ihnen als novus homo zugekommen: di
bemerken, vergißt der Herald. „Das Kabinet", sagt er,
steht heute aus vierzehn Mitgliedern. Auf den ersten A
scheint die Liste den Vorwurf aristokratischer Ausschließli
zu rechtfertigen. Gerade Eine unbetitelte Person ist in
ganzen Kabinet. Eine kleine Prüfung wird aber zeigen
diese Ausschließlichkeit nicht die einer Klasse, sondern die
Clique ist. Jedermann weiß, daß die Häuser von Be
Devonshire, Sutherland und Carlisle durch wiederholte
schenheirathen so untereinander verbunden sind, daß sie
Eine Familie bilden. Zehn Mitglieder des gegenwär
Kabinets stehen so in der intimsten Familienverbindung,
Palmerston durch seine Hineinheirathung in die Melbo
Familie. Aber die Sache kommt noch besser. Manche
mögen sich darüber gewundert haben, warum Mr. Ve
Smith, eine unbetitelte Person, in den venetianischen
der Zehn eingeführt ist. Die Antwort ist, daß er eine
sine Lord Lansdowne's geheirathet hat. Sir Charles W
hat eine Tochter Lord Grey's. Sir George Lewis ist
Schwager Lord Clarendon's. Möge also das Volk von
land, ehe es die Ausschließlichkeit der Aristokratie an
und verurtheilt, sich erinnern, daß wir durch eine Fami
Verschwörung regiert werden, deren eigentliches Princi
von den Aemtern alle diejenigen auszuschließen, welche,
gen sie nun zur Aristocracy oder zum people gehören,

Beziehung zu der Familien-Verbindung nicht nachweisen können, die sich die Whigpartei von England nennt."

Die „Clique" bliebe also den Whigs, die „Coterie" den Tories, jedem speciell. Die letzteren fühlen aber auch, daß für die herrschende Aristokratie Alles verloren ist, wenn statt der verlorenen Fahnen und Farben der Parteien nicht andere gefunden werden. Jener Verlust ist eingetreten, als die Korn-Zoll-Frage und die Katholiken-Emancipation gegen die Tories entschieden war und blieb. Sie haben seitdem nach neuen Partei-Abzeichen gesucht; aber das Nivellement in der ganzen Lage und Anschauung Englands hatte schon zu weit um sich gegriffen. Als ihr sicherstes Zeichen kam die Zeit der Coalitionsministerien über England; es handelte sich nur mehr um Geschick am Steuer, nicht mehr um die specifischen Grundsätze seiner Führung. Doch schöpften die Tories neue Hoffnung, als die Verwirrung der Kriegsfrage hereinbrach. Man wird ihre widerspruchsvolle Haltung dieser gegenüber nicht verstehen, wenn man nicht den Kern ihres Strebens klar erkennt, wieder einmal ein specifisches Partei-Princip, das eine Volkspartei sich verbände, zu erhaschen. Dazu ergriffen sie zuerst die Frage von der protestantischen Suprematie, wie denn ihre Organe noch gelegentlich des neuesten Maynooth-Antrags äußerten: „die Stunde einer protestantischen Regierung (d. i. des Elisabethanischen Englands) habe geschlagen." Dann waren sie abwechselnd für den Krieg der „unterdrückten Nationalitäten" und für den Frieden mit Rußland, für und gegen die französische Allianz. Aber die benöthigte Volkspartei wollte sich um keines der ausgesteckten Fähnlein sammeln; das Volk blieb vielmehr der Ansicht, die Tories würden es, zur Regierung gelangt, nicht besser machen als jetzt die Whigs, und es wandte sein Herz der Reform-Agitation zu. Da machten die Tories auch mit ihr noch einen Versuch: das System zwar mußte unangetastet bleiben, aber an den Individuen fehle es; die Aristokratie

müsse stets das Vorrecht auf alle Staatsämter haben, aber die rechten Männer gehörten dazu, welche auch plebeyisches Material beizuziehen wüßten, novi homines wie Disraeli — und solche Männer seien die Tories anerkanntermaßen. „Novi homines" also hätte die neue Devise lauten sollen, und schon sprach man von einer Allianz Disraeli-Layard. Der Herald aber erklärte endlich: Layard wolle seine Motion nicht ändern und reinigen von der — eingeschmuggelten demokratischen Salbaderei.

So nennt man die Idee des großen City-Meetings und seines Manifests vom 20. Mai: weg mit den Familiencliquen und den Coterien der Aristokratie, in deren engem Kreis man bisher allein die Wahl hatte für Ministerien und Parlamente; weg mit ihrem Monopol auf die Aemter des Staats, es sei ein Verrath am Lande; weg mit der herrschenden Corruption, der nicht fünfzig Mann im Unterhause nicht unterlägen, Befähigung und Tüchtigkeit allein seien entscheidend; weg mit dem immensen Schlendrian und Hochmuth der hohen Bureaukratie; Licht in ihre dunkle Höhle, über die Mysterien der Aufgabe und des Berufs eines jeden Staatsdieners! So beschloß die City unter einer Fluth der heftigsten Schmähungen und Drohungen gegen die Aristokratie, und sie gab reiche Summen, auf daß ein Netz von Untersuchungs- und Ueberwachungs-Comitee's über das ganze Land sich ausdehne, und namentlich die Wahlen überall energisch zur Hand nehme. Die reiche Bourgeoisie der City von London war es, die eintreten mußte, um die „Administrative Reform Association" zu der Größe auszudehnen, in der sie nun über und gegen die Regierung emporragt. Denn man bedenke wohl: England ist nicht, wie Deutschland, eine Heimath müßiger politischen Dilettanten und Privat-Staatsdoctoren. Gerade dem Mangel dieses Kalibers verdankte es das Bestehen seiner Verfassung. Ist dort Jeder in egoistischem Individualismus für sich und in seinem Hause insularisch abgeschlossen, unbekümmert, was

beim Nachbar und überhaupt draußen geschieht, so ist es am allermeisten die gewichtige Bourgeoisie der City; springt sie einmal hinter ihren riesigen Rechnungsbüchern hervor dem Staat zu Hülfe, so muß die Noth groß seyn, und ihr Werk ist sicher kein rasch verlodernbes Strohfeuer.

Nun mag allerdings in Deutschland das Programm der City höchst gemäßigt erscheinen, als welches nur Dinge verlange, die sich ja ganz von selbst verstünden. Wer aber in England die alte Verfassung will, der muß auch ihre schreienden Mißbräuche wollen. Die City verlangt zwar nur Reform der Verwaltung. Aber gerade die Routine bei Besetzung der Staatsämter läßt sich am wenigsten ändern, ohne das ganze staatsrechtliche System des Landes umzustürzen. Selbst der alte Hume, der unermüdliche Kritiker, machte sich doch kein Gewissen daraus, für alle seine Verwandten bis zu den entferntesten Graden comfortable Aemter vom unterstützten Ministerium sich geben zu lassen. Soll die Patronage aufhören, aller der geheime active und passive Einfluß des Wählers und des Gewählten, mit Staatsstellen für junge Leute von Familie zu bezahlen und sich bezahlen zu lassen: so ist eben das Parlament ein anderes, die Aristokratie eine andere. Dann tritt das demokratische Mandat an die Stelle des angebornen Rechts. Dann wird die russische Denkschrift von 1834 endlich Wahrheit sagen, wenn sie mit studirter Feinheit vor dem „französisch-englischen Constitutionalism“ warnt, beide Staatsformen identificirend. Denn dann wird das Recht des Neides proclamirt seyn, und die Principien selbst werden auf ein Bourgeoisie-Regiment hindrängen voll kleinlicher Berechnungen und jämmerlichen Ehrgeizes, wie man über dem Kanal erfahren!

Jedenfalls ist es die Bourgeoisie, welche jetzt das von der Aristokratie verlorene Banner mit einem specifischen Parteiprincip gefunden, und sie hat die Massen für sich.

Aber in einem ganz andern Verhältniß. Die Aristokratie spaltete einst durch ihre zwiespaltigen Principien die Massen selbst oder sie und die Mittelclassen, wie denn die Tories mehr als einmal, früher gegen die Katholiken später in der Kornzollfrage, einen förmlichen Bund mit der Masse gegen die Letzteren anstrebten. Jetzt dagegen streitet die Aristokratie um ihre Existenz wider beide, hierin so einig in sich, daß die Berliner Hofzeitung sogar den alten Lord Feuerbrand lobt: er sei trotz Alldem im Grunde doch durchaus ächter und rechter Aristokrat. Andererseits aber hängt die Masse mit ihrer ganzen ungetheilten Schwere an der Bourgeoisie und die Folgen davon sind noch nirgends ausgeblieben.

Die City verlangte nur Reform der Verwaltung, allerdings! aber schon die Zweigvereine derselben gehen weiter. Eine solche Reform, sagen sie, sei unmöglich ohne gründliche Umgestaltung des Unterhauses, dessen Mitglieder beinahe alle verächtlich seien, ohne Befreiung der Wahlen von dem Einfluß der Grundherren und Patrone, oder ohne das geheime Ballot, ohne Ausdehnung des Wahlrechts oder gar allgemeines Stimmrecht. Die City selbst nahm im Filial-Meeting Guildhall einen Antrag auf Umgestaltung des allen Vertrauens im Volke baaren Unterhauses an. Andere acceptirten die Einführung der Conscription und Entziehung der Regierungsprärogative des Kriegs und Friedens. „Times" haben der City bemerklich gemacht: ihr Reform-Antrag habe keine Aussicht auf populäre Sympathien, da er weder die Frage des kleinen oder großen Brodlaibs, noch die Ausdehnung des Wahlrechts berühre. Aber man sieht, die Consequenzen drängen — auf „populäre" Principien hin.

Darum muß, sobald die Verwaltungs-Reform in Gang kommt, alsbald eine dritte Partei mit in den Vordergrund der Bühne treten, die in ihrer temporären Zurückgezogenheit der letzten Zeit doch nicht geschwächt ward an der massen-

haften Zahl ihrer Angehörigen. Schon im großen City-Meeting erklärten ihre Sprecher: es handle sich da um einen Kampf der Plutokratie gegen die Aristokratie, und man müsse sich hüten, daß man nicht dem unverantwortlichen Geldadel noch größere, als seine bereits faktische Macht in die Hände spiele, mit der er die Volksunterdrücker zu unterstützen pflegte. Ueberall da, wo die Bourgeoisie an's Regiment zu kommen droht, hängt ihr eine Partei, die also spricht, aus einer Naturnothwendigkeit an der Ferse; in England heißen sie Chartisten. Ihr Programm ist längst officiell bekannt. Schon vor Jahren übergaben sie nämlich dem Parlament ihre petition of rights in einem Papierstoße, der auf einem Wagen nach dem Parlamentsgebäude gebracht und, durch eiserne Reifen zusammengehalten, in den Saal des Unterhauses gewälzt ward. Es war am 10. April 1848; gegen die angedrohte Begleitung von 500,000 Mann hatte Wellington bekanntlich ganz London in Waffen gesteckt wie eine belagerte Stadt. Die „Beschlüsse der Chartisten-Conferenz vom April 1851" haben die alten Punkte noch einmal der Agitation empfohlen: allgemeines Stimmrecht, vollständige Trennung von Staat und Kirche, freier und unentgeldlicher Unterricht, Besitznahme des Grund und Bodens durch den Staat und Verpachtung desselben an die „Arbeiter", Pflicht des Staates, nicht der Gemeinde, Arme und Alte zu versorgen.

Zwischen dieser Partei und der besiegten Aristokratie wird die siegende Bourgeoisie in England unmittelbar zu stehen kommen, denn die sogenannten englischen „Radikalen" sind nur zerstreute doctrinären Sonderlinge ohne praktische Unterlage. Jene Partei aber wird mächtig seyn; denn abgesehen von ihren frisch geheizten Brütöfen: der wachsenden Theurung, der industriellen Krise, den Arbeitseinstellungen, besitzt sie an sich schon ein ungeheures Maß an — Recht des

Neides. Nirgends mehr als in England. Nirgends l
näher als dort der Endpunkt unseres modernen Staatslel
der Vernichtungskrieg zwischen Arm und Reich.

Möglicherweise kann die Abwicklung des Drama's
rasch sich verlaufen. Jedenfalls aber muß einem Sieg
Bourgeoisie alsbald ein Hervortreten der Krone aus
Schatten folgen, in dem sie bisher hinter der alten V
sung wohlversorgt zur Parade liegt. Diese Krone r
nicht, daher die gerühmte „Loyalität" der Engländer;
ihr Wohlgefallen an dem imaginären Beherrscher ihre
herrscher. Fängt sie aber einmal an zu regieren, zu bu
kratisiren, zu centralisiren, dann hat die Loyalität ihre
zu bestehen, und es wird sich dann zeigen, unter w
Staatsform England eintreten wird in die continentale
der gleichen Brüder im Elend.

Es ist kein Zweifel, daß die herrschende Aristokratie
Schritt für Schritt mehr der bureaukratischen Centrali
entgegengetrieben, und Stück um Stück von dem mittel
lichen Selfgovernement abgefallen wäre. Bekanntlich
Palmerston kürzlich selbst noch einen Versuch gemacht,
Polizei von den Gemeinden an den Staat zu bringen,
andererseits fühlte man in Schottland und Irland die
engung provinzieller Autonomie immer peinlicher. Gewiß
ren dieß Symptome einer bergab führenden Bewegung.
aber muß man sagen: wenn jene mächtige Aristokratie jetzt
Fallen geräth, so hinterläßt sie ein höchst ehrenvolles Den
von sich. Um nicht zu vergleichen: was England nach A
unter ihr geworden und was es wohl unter der Bourg
werden dürfte, so ist unläugbar: wenn die alten Geschl
auch den ganzen Staatsorganismus an sich gezogen un
sich monopolisirt, so hat sich doch die alte und reelle Fr
unter ihnen treu bewahrt. Die schwebende Agitation zu i
Sturze selbst gibt Zeugniß; wo in aller Welt sonst könnte

also offen und arglos zur Inspicirung, Controlirung und Normirung einer bestehenden Staatsgewalt sich verschwören, wie dort unter dem Regiment der „Cliquen" und „Coterien"? Um so sichtbarer ist aber auch die Hand Gottes, wenn die dira numina endlich eintreten. An Englands schwere Verschuldung fast gegen alle schwächern Völker der Erde, an sein Spielen mit der Revolution, braucht nicht eigens erinnert zu werden. Eine wunderbare Fügung aber bleibt es, daß gerade der Verlauf der orientalischen Frage ihm zur Strafruthe gebunden werden mußte.

LXV.

Literatur.

Synodicon Herbipolense. Geschichte und Statuten der im Bisthum Würzburg gehaltenen Concilien und Diöcesansynoden. Von Dr. Fr. Xav. Himmelstein, Domprediger. Würzburg bei Stahel 1855. S. 499.

Nach der großen Sammlung der deutschen Concilien von Hartzheim (Köln 1749 bis 1790) und der „Pragmatischen Geschichte der deutschen Nationalconcilien" (Mainz 1834 bis 1848) hat man namentlich bei dem in den letzten Jahren wieder stärker angeregten Interesse an dem Synodalinstitut die kirchlichen Versammlungen der einzelnen Bisthümer wieder zum Gegenstande besonderer historischen Studien gemacht, deren Vorwärtsschreiten wir nur mit Freuden begrüßen können. Einen sehr dankenswerthen Beitrag hiefür hat Dom-



wie die 741, 742 und
sowie mehrere dort abgeh
rathungen der Bischöfe v
für sich von einem allgem
von 741 bis zur Versamm
1848 sechszehn solcher Co

Was die eigentliche
betrifft, so sind auch sie
Bedeutung. Schon im
schof Hugo festgesetzt, es
am Jahrestage der von
Reliquien des heil. Burc
Statut, das lange Zeit
Vom zwölften bis zum
soweit die bekannten Que
sansynoden von Würzbur
sind Akten vorhanden u
Die letzte förmliche Diöces
halten, also noch vor der
dreihundert Jahre vor d

dem heiligen Stuhle diese Zeit als dafür nicht geeignet erscheinen ließen, obschon Pius VI. am 28. Juli 1779 bereits einen vollkommenen Ablaß in convocatione synodi episcopalis verliehen hatte.

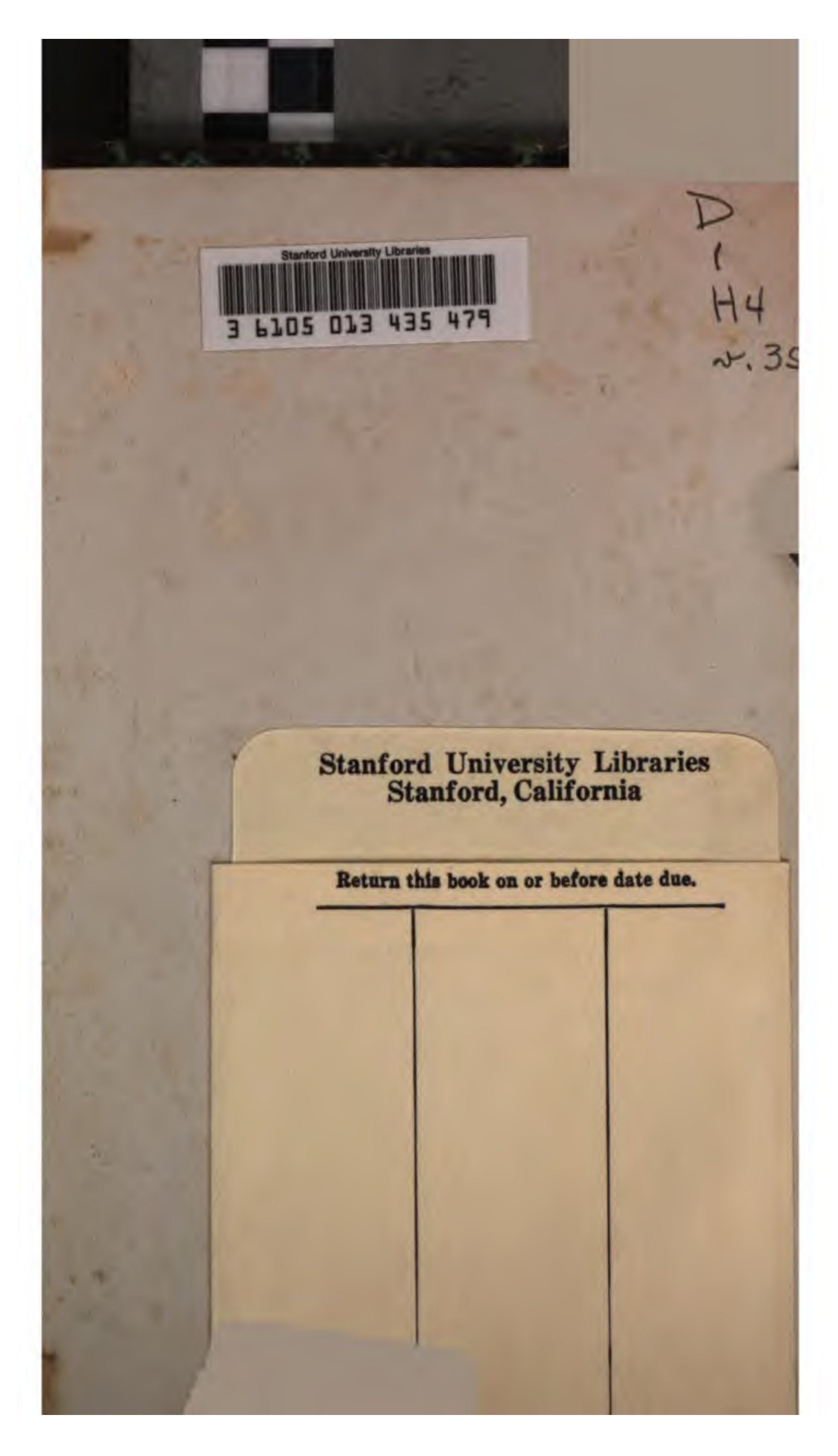
Jene letzte Würzburger Diöcesansynode vom 12. und 13. Nov. 1548 war sogleich nach dem Erlaß der kaiserlichen Reformationsformel vom 14. Juni d. Js., die so viele andere Synoden in Deutschland veranlaßte, (S. Phillips die Diöcesansynode S. 74 bis 80), von Fürstbischof Melchior von Zobel berufen worden. Trotz des entschiedenen Auftretens und des energischen Hirteneifers des Bischofs Konrad III. (1519 bis 1540), der schon am 23. Januar 1521 ein Reformationsdekret gegen das unordentliche Leben der Geistlichen (S. 307 bis 310 des Synodicon) erließ, zählte damals die neue Lehre in Franken viele Anhänger unter den Geistlichen und Laien; der apostasirte Adel hinderte das Erscheinen der Geistlichen auf der Synode nach allen Kräften. Ein hier zum erstenmal gedrucktes Protokoll über die nicht erschienenen und renitenten Geistlichen enthält die Entschuldigungen mehrer Adeligen, unter Anderem der Schenken von Limpurg über die Absenz ihrer Priester: „Dieweil sie Weiber genommen und das heilig sakrament vnter beider gestalt gereicht, haben sie im Synodo zu erscheinen forcht gedragen, wollen sich aber kaiserlicher Majestät deklaration vnd reformation sovil menschlich vnd möglich gemeß halten, vnd wollen sich sonsten vun ichts weiteres vom Ordinario christlichs fürgenommen gehorsamlich erzeigen“ (Synod. S. 123). Bischof Melchior, der inzwischen seine Synode abhielt, führte gleich anderen deutschen Bischöfen, die in derselben Lage waren, Beschwerde bei Kaiser und Reich gegen mehrere Fürsten, Herren und Städte über Beeinträchtigung seiner geistlichen Jurisdiktion und Verhinderung vieler Geistlichen zur Theilnahme an der Synode, worauf Karl V. am 23. Jan. 1551

sein Mandat gegen die Angeklagten erließ. Dasselbe hatte bei dem rebellischen Adel keinen Erfolg; die Ansbacher Markgrafen, die Grafen von Wertheim, Henneberg, Kastell, Hohenlohe, die Herzoge von Würtemberg und viele andere Fürsten traten immer hindernd in den Weg; die neue Lehre machte Fortschritte, bis endlich Fürstbischof Julius (1573 bis 1617), dessen Statuten ebenfalls im „Synodicon" eingereiht sind (S. 321 bis 404), mit dem größten Erfolge die Wiederherstellung des Katholicismus unternahm.

Das angezeigte Synodicon gibt nicht nur die früher bei Hartzheim, Ludewig, Ussermann, Würdtwein, Gropp u. A. veröffentlichten Dokumente in passender Zusammenstellung, sondern es findet sich auch deren Anzahl durch mehrere bisher unedirte, in den Archiven des bischöflichen Ordinariates und denen des historischen Vereins für Unterfranken befindliche Urkunden noch beträchtlich vermehrt. Es ist sehr zu wünschen, daß in ähnlicher Weise nach und nach die Synoden aller deutschen Diöcesen gesammelt und bearbeitet werden, wodurch nicht nur die kirchliche Rechtsgeschichte, sondern die deutsche Geschichte überhaupt noch in vielen Punkten aufgehellt werden könnte.






Stanford University Libraries
3 6105 013 435 479
D
1
H4
v. 35
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.